T
48
89936

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 300 725

Freie Bühne

für

den Entwickelungskampf der Zeit.

III. Jahrgang.

Drittes und viertes Quartal

1892.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

PT
3
N43
V. 3 II
+

A.991637

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Halbband des dritten Jahrgangs der „Freien Bühne".

Seite.

Romane und Novellen.

Hermann Bahr, Neben der Liebe 1009, 1121, 1233
Gustav Falke, Aus dem Durchschnitt 673, 785, 897
Arne Garborg, Müde Seelen (Schluß) 716
Ola Hanssson, Der Dilettant . . 745
Marie Janitschek, Der Bauernbub 950
Peter Nansen, Eine glückliche Ehe 815, 927

Dramen.

Otto Erich Hartleben, Hanna Jagert . . . 1061, 1170, 1259
Johannes Schlaf, Meister Oelze (Schluß) 723

Religion und Philosophie.

Lou Andreas-Salomé, Harnack und das Apostolikum 1214
Wilhelm Bölsche, Ernst Renan 1113
Christian Ehrenfels, Werdende Moralität 918, 1049
Zur Philosophie des reinen Mittels 756
Ernst Häckel, Die Weltanschauung der monistischen Wissenschaft . . 1155
Martin Keibel, Ein moderner Retter der Religion (Entgegnung) . 741
Bruno Wille, Zur Philosophie des reinen Mittels (Antwort auf Ehrenfels) 758

Allgemeine Zeitfragen und soziale Frage.

G. von Beaulieu, Die Salonsozialistin 973
Paul Sabinus, Frau Dr. Wettstein-Adelt als Fabrikarbeiterin . 1283

Seite.

Heinrich Hammer, Die Feuerbestattung vor der Volksvertretung . 945
Heinrich Hart, Columbus . . . 1083
Laura Marholm, Zur Psychologie der Frau . 1094, 1202, 1304
Felix Rütteler, Utopieen . . . 810
Leopold Schönhoff, Die Zeichendeuter 1187
Lieb Vaterland! 1314
Georg Ledebour, Bildungsbestrebungen in der proletarischen Bewegung 1274

Zur ethischen Bewegung.

Wilhelm Bölsche, Vom ethischen Konzil zu Berlin 1192
Heinrich Hart, M. v. Egidy . . 1288
Thomas Stockmann, Die ethische Bewegung in Deutschland . . 881
Georg von Gizycki über die ethische Bewegung 996

Naturwissenschaft.

Wilhelm Bölsche, Vom verlorenen Sohn des Darwinismus . . . 709
Benedikt Friedländer, Die Eruption des Aetna im Sommer 1892 . . . . . 966, 1077
Hans von Gumppenberg, Die Zukunft des Okkultismus . . . 888

Aesthetik.

Wilhelm Bölsche, Vier Weihnachtsbücher höheren Stils 1321
Albert Dresdner, Kritisches zur Kritik 848
Felix Holländer, Hauptmann und Sudermann als Novellisten . . 767
Georg Ledebour, Zolas Kriegsroman 875
Laura Marholm, Mann über Bord! (Arne Dybfest) 863

Seite.

L. Reisner, Pierre Loti 844
Johannes Schlaf, Neue deutsche Lyrik 853
Walt Whitmann 977
Arne Garborgs „Müde Seelen“ 1222
Franz Servaes, Paul Heyse und die junge Schule 736

Theater und Musik.

Hermann Bahr, Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien 837
Otto Brahm. Die Berliner Theater 1106
Julius Hart, Der Streit um die „Freie Volksbühne“ 1226
Laura Marholm, In- und ausländische Dramatik 772
Max Marschalk, Eine Oper und ein Buch 989

Bildende Kunst.

Otto Julius Bierbaum, Münchener Brief (von der VI. internationalen Kunstausstellung) . . 748

Seite.

Alfred Hertel, Neudeutsche Sculptur 1300
Hans Schliepmann, Von der Berliner Kunstausstellung 761, 868
Hugo Ernst Schmidt, Der Subjektivismus in der Malerei . . 1089
Walter Selber, Die Affaire Munch 1296

Gedichte.

Detlev von Liliencron, Zwei Gedichte 993
John Henry Mackay, Drei Gedichte 706
Bruno Wille,
Ich neide die Sonne.... . . . 779
Im Sommerwinde 807
Sternenfriede 1294

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

782, 893, 1001, 1116, 1229, 1327

Aus dem Durchschnitt.

Roman
von
Gustav Falke.

I.

Dem undurchdringlichen Nebel des März-Abends war eine Frostnacht gefolgt. An der Ecke der Gärtnerstraße und des Durchschnitts, in einem östlichen Vororte Hamburgs, hatte am Morgen darauf die Glätte des übereisten, abgenutzten Straßendammes ein Opfer gefordert. Ein Droschkenpferd war so unglücklich gestürzt, daß an eine Rettung des gutgepflegten, wertvollen Tieres nicht zu denken war. Beide Vorderbeine waren dem Dunkelbraunen gebrochen. Schweißbedeckt, mit heftig arbeitenden Lungen, lag er in dem Kreis der schnell zusammengelaufenen Gaffer.

Der Kutscher, ein älterer Mann, stand in dumpfer Resignation dabei.

„Dat verdammte Jis, dat verdammte Jis", wiederholte er nur immer.

Ein Schlachter drängte sich durch die Menge:

„Na, Beuthien, is he henn?"

„To'n Dübel is he", brach der verhaltene Grimm des Angeredeten los. Er warf die Peitsche mit einem Fluch auf die Erde und machte sich daran, den keuchenden Gaul von allem Geschirr zu befreien.

Der Frager und ein junger kräftiger Mann, dessen frisches, wettergebräuntes Gesicht unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Kutscher aufwies, waren dem hart Betroffenen behilflich.

„Harst doch man Liesch nohmen, Vadder", meinte der junge Mann.

„Schnack morgen klok", war die verbissene Antwort.

In dem Knaul der sich noch immer vermehrenden Zuschauer hielten sich Mitleid, Neugier und Lust am Unglück die Wage. Auch fehlte es nicht an schlechten Witzen. Vergeblich bemühte sich ein Schutzmann, die Menge zu zerstreuen. Er ließ seinen Aerger dafür an den Kindern aus, aber die auf der einen Seite mit barschem Wort verjagten, schlossen sich auf der anderen beharrlich wieder an.

Hatte das Publikum nur spöttische Mienen, halblaute Scherze, für die heilige Hermandad, so war die Besitzerin des Eckladens, eines Geschäftskellers, in dem sich eine Weiß- und holländische Warenhandlung befand, um

so energischer bemüht, den Mann der Ordnung wenigstens durch ihren Beifall aufzumuntern. Sie war um ihre Spiegelscheiben besorgt.

Die kleine, rundliche Frau, war in beständiger Bewegung. Unter Mittelmaß, kostete es ihr verzweifelte Anstrengungen, dann und wann einen Blick auf den Gegenstand der allgemeinen Neugier zu ermöglichen.

Einmal versuchte sie sogar, sich von ihrem niedrigen Standpunkt aus dennoch einen Anteil an der Aktion zu sichern.

„Na, Herr Beuthien, is er todt?“ fragte sie mit heller, durchdringender Stimme in das Gewühl hinein.

„Ne, man so'n bischen“, rief ein vorlauter Junge zurück, unter dem Gelächter der Umstehenden.

Ein Dienstmädchen suchte, mit unwilligem Ellbogenstoß die Zärtlichkeit eines Gesellen abwehrend, die Nähe der Geärgerten zu gewinnen.

„Morgen, Frau Wittfoth! ich wollt' nur für'n Groschen Haarnadeln haben, von die langen, wissen Sie woll. Ich komm gleich retour, will man bloß mal eben Kartoffel holen“.

„Recht, Fräulein, holen Sie man bloß mal eben Kartoffel“, lachte die Wittfoth.

Gewandt schlüpfte das Mädchen durch das Gedränge.

Allmählich verlor sich die Menge. Das gestürzte Tier ward bis zur Ankunft des Frohnes durch übergeworfene Decken dem Anblick der Vorübergehenden entzogen. Vereinzelt sich anfindende Neugierige wies der Schutzmann sogleich weiter. Eine halbe Stunde später zeugte nichts mehr von dem Vorfall.

Frau Caroline Wittfoth war noch beim Sortieren der Haarnadelpäckchen beschäftigt, ihr nervöser Ordnungssinn hatte immer irgend etwas zu richten, zu verändern und zu verbessern, als auch schon jenes Dienstmädchen, mit der gefüllten Kartoffelkiepe am Arm, laut und fahrig in den Laden trat.

„Nu?“ fragte sie mit strahlendem Lachen. „Haben Sie mich die Nadeln rausgesucht?“

„Sie feiern wohl Geburtstag heute?“ meinte die Wittfoth, die verlangten Haarnadeln einwickelnd.

„Ich? Ne, wie meinen Sie das?“

„Na, ich meine man, weil Sie so vergnügt sind“.

„Das sagen Sie man. Mal will unsereins auch lachen. Aergern thut man sich so schon genug.“

„Haben Sie wieder was mit ihr gehabt?“

„Mit ihr nich. Mit ihr werd ich schon fertig. Aber die Andere, die meint wunder, was sie ist, und muß sich doch auch man selbst kratzen, wenn ihr was beißt“.

„Nu aber raus“, rief Frau Caroline lachend, beleidigtes Feingefühl erheuchelnd. Die andere ließ sich jedoch gemütlich auf dem einzigen Rohrstuhl an der Tonbank nieder.

„Die? das glauben Sie gar nich“, fuhr sie fort auszukramen. „Nächstens ißt sie auch nicht mehr vor Faulheit. Meinen Sie, sie stippt einen Finger in Wasser? I bewahre, könnt ja naß sein“.

„Wie man nur so sein mag“, ging Frau Caroline auf die Unterhaltung ein. „Wenn ich die Mutter wäre“.

„Die? die stellt nichts nich mit ihr auf“.

„Der Herr sollte sie man mal ordentlich vornehmen“. Die Wittfoth machte eine bezeichnende Handbewegung.

„Dreimal auf'n Tag und düchtig“, eiferte das Mädchen. „Aber Herrjeses! ich vergeß mir ja ganz. Na, das wird'n schönen Segen geben. Sie hat so keinen Guten heute“.

Sie riß ihre Kartoffelkiepe an sich und stürzte mit einem vertraulichen „Schüüß Frau Wittfoth“ fort, mit klirrendem Schlag die Thür hinter sich schließend.

„Deernsvolk!“ schalt die zusammenschreckende Frau hinterher.

II.

Frau Caroline Wittfoth war die Witwe eines kleinen Hafenbeamten, der ihr außer einer geringfügigen Pension soviel hinterlassen hatte, daß sie die Weiß- und holländische Warenhandlung von der erkrankten Besitzerin kaufen konnte. Vier Jahre hatte sie seitdem das gut eingeführte Geschäft mit Glück fortgesetzt und erweitert. Klug und unternehmend, hatte sie sich bald in die neuen Verhältnisse hineingearbeitet. Sie wußte, was sie wollte. Die Geschäftsreisenden merkten, daß sie der kleinen helläugigen Frau nichts aufschwätzen konnten und respektierten ihre Geschäftstüchtigkeit.

Mehr Mühe und Verdrießlichkeiten hatten ihr im Anfang die jungen Mädchen gemacht, deren sie zwei benötigte, eine Verkäuferin und eine Schneiderin für die Anfertigung der Dienstmädchenkostüme.

Sie hatte viel wechseln müssen. Die meistens ungebildeten, anspruchsvollen Mädchen suchten der kleinen, in manchen Dingen selbst noch unerfahrenen Frau durch freches Wesen zu imponieren. Aber Frau Caroline Wittfoth ließ sich nicht in ihrem eigenen Hause „kujonieren“. Sie hatte immer kurzen Prozeß gemacht und wenn nötig, alle acht Tage gewechselt, bis sie schließlich die brauchbaren Persönlichkeiten gefunden und sich in diesem täglichen Kampfe gegen Widersetzlichkeit, Unordnung und Trägheit soweit geschult und gestählt hatte, daß sie sich fortan in Respekt zu setzen wußte.

Seit einem halben Jahr hatte sie ihre Nichte Therese Saß, die Tochter einer verarmt verstorbenen Schwester, zu sich genommen, ein zweiundzwanzigjähriges, schwächliches, etwas verwachsenes Mädchen, das erkenntlichen Charakters die Fürsorge der Tante durch hingebende Pflichttreue vergalt. Therese war sehr geschickt im Schneidern und erlebte die Genugthuung, daß neuerdings auch einzelne Damen der Nachbarschaft ihre einfachere Garderobe, Haus- und Morgenröcke, von ihr anfertigen ließen.

Die Wittfoth selbst verstand nichts von diesem Zweig ihres Geschäftes, und besorgte lediglich den Laden und die Wirtschaft, wobei sie von einem zweiten jungen Mädchen unterstützt wurde.

Die achtzehnjährige blühende Blondine mit den großen grauen, blitzenden Augen wußte ihre Prinzipalin gut zu nehmen. Anstellig und gewandt, war sie mit Erfolg bestrebt, sich der Wittfoth unentbehrlich zu machen und sie durch kluges, einschmeichelndes Eingehen auf ihre Schwächen und Eigenheiten zu gewinnen. Auch die Kunden fesselte das hübsche Mädchen durch sein gefälliges, entgegenkommendes Wesen.

Mit der stillen, freundlichen Nichte ihrer Herrin hatte Mimi Kruse eine wärmere Freundschaft geschlossen. Von Natur gutmütig, fühlte sie Mitleid mit der kränklichen, in einer freudlosen Jugend Verkümmerten, und diese empfand das frische, immer gleich heitere Wesen Minis als belebenden Sonnenstrahl in dem Einerlei ihres zum Verzicht auf jede lautere Lebensfreude verurteilten Daseins.

So lebten die drei Frauenspersonen wie in Familienzusammengehörigkeit. Oft kam ein Neffe der Witwe zum Besuch, Hermann Heinecke, ein Volksschullehrer. Der junge Mann war der Sohn ihres Stiefbruders, der im Mecklenburgischen eine kleine Landstelle besaß.

Hermann verkehrte gerne bei der Tante, der jungen Mädchen wegen. Der verwandtschaftlichen Freundschaft für Therese gesellte sich eine aufrichtige Wertschätzung ihres sanften, geduldigen Wesens und ihres feineren, tieferen Seelenlebens. Doch die Ergebenheit, die er seiner Cousine entgegenbrachte, hinderte ihn nicht, der hübschen Verkäuferin seiner Tante gleichzeitig ein warmes Interesse zu schenken.

Mimi hatte keinen glühenderen Verehrer, als Hermann Heinecke. Sie wußte das und verwandte alle kleinen Künste der Koketterie, um ihn an sich zu fesseln.

Das gutmütige, etwas fade, von einem dünnen blonden Bart umrahmte Gesicht des jungen Mannes war eigentlich nicht „ihre Nummer", wie sie zu sagen pflegte. Ihre Schwärmerei waren die Schwarzen, Kraushaarigen.

Die goldene Brille, die Hermann trug, söhnte sie jedoch wieder etwas mit seinem Gesicht aus. Sie hatte, wie die meisten jungen Mädchen, eine Vorliebe für Augengläser, unter diesen wieder das Pincenez bevorzugend. Die Brille verlieh dem ziemlich ausdruckslosen Gesicht des Lehrers ein bedeutenderes Ansehen. Die freundlichen blauen Augen sahen ohne diesen Schutz etwas blöde in die Welt, gewannen dahinter versteckt jedoch an Glanz und Leben.

Auch der Umstand, daß die Einfassung der Brille von Gold war, fiel bei Mimi Kruse durchaus ins Gewicht. Schenkte sie ihre Beachtung einmal einem Herrn, der eigentlich gegen ihren Geschmack war, so mußte sie hierzu triftige Gründe haben, zum Beispiel die Aussicht auf nahe und auskömmliche Versorgung. Und die bot ein junger Lehrer immerhin. Der Neffe ihrer Prinzipalin war seit Michaelis fest angestellt, hatte ein gesichertes Einkommen und war pensionsberechtigt. Dafür durfte er schon blond sein und einen schlichten Scheitel tragen.

Hermann hatte den beiden Mädchen versprochen, sie am ersten Ostertage spazieren zu führen, und kam nun am Freitag vor dem Feste, noch abends um 9 Uhr, um seine Einladung zu wiederholen und das Nähere zu bereden. Man wollte bei günstigem Wetter einen Nachmittagsspaziergang machen und am Abend ein Theater oder Konzerthaus besuchen. Bei schlechter Witterung sollte auf dem Dammthorbahnhof oder in der Alsterlust der Kaffee getrunken werden.

Die Mädchen waren mit Freuden bereit. Namentlich Therese, der so selten ein Vergnügen wurde, freute sich wie ein Kind.

Mimi brachte sofort die Frage auf: Was ziehe ich an?

Hermann sah sie am liebsten in heller Kleidung, und sie ging sogleich auf seinen Wunsch ein, ihr hellblaues Wollkleid anzulegen. Von Thereses

Anzug war nicht die Rede. Ihre Garderobe war nicht sehr reichhaltig. Auch trug sie nur schwarz.

Anstandshalber hatte man auch die Tante eingeladen, in der Voraussetzung, daß sie ablehnen würde. Man wußte, daß sie um keinen Preis an irgend einem Tage ihr Geschäft schloß und etwas darin suchte, zu Hause zu bleiben, wenn andere ausgingen. Sie hatte überhaupt einen Hang, die Märtyrerin zu spielen, die von allen Kindern Gottes das geplagteste war.

Trotzdem atmete Hermann auf, als sie ganz entrüstet die Zumutung zurückwies, am Nachmittag des ersten Ostertages ihren Laden zu schließen. Sie hatte tausend Gründe dagegen. Gerade an diesem Tage hätte sie noch in jedem Jahr die glänzendsten Geschäfte gemacht. Für sie gäbe es keine Feiertage. Wie das wohl werden sollte, wenn sie spazieren laufen wollte. Und damit burrte sie zum Zimmer hinaus, da die Ladenglocke schellte.

„Therese, komm mal nach hinten", rief sie gleich darauf wieder durch die hastig aufgerissene Thür. „Fräulein Behn will Maß genommen haben".

Mit Metermaß und ihrem Notizbüchlein folgte Therese.

Mimi saß am runden Sophatisch. Sie hatte die niedrige Lampe aus bläulichem Milchglas dicht vor sich gerückt und war beschäftigt, die dünnen, schmiegsamen Stahlstäbchen in der Taille eines hellen Mädchenkleides zu befestigen. Der Schein des Lichtes fiel voll auf ihre etwas großen, aber weichen, schöngeformten Hände, die gut gepflegt waren, wenn auch nicht jede Spur häuslicher Thätigkeit sich hatte entfernen lassen.

Mit etwas gezierter Haltung des kleinen Fingers führte sie die Nadel. Die gleichmäßige Bewegung der vollen, rosigen Mädchenhand, an derem Mittelfinger ein schmächtiger Ring mit einem falschen grünen Stein matt glänzte, fesselte Hermanns Blick.

„Wie mögen Sie nur diesen falschen Stein tragen, Fräulein Mimi", sagte er.

„Schenken Sie mir einen echten, Herr Heinecke", entgegnete sie, ohne aufzusehen.

„Wenn Sie ganz artig sind", scherzte er.

„Bin ich das nicht immer?"

Sie sah ihn jetzt an, mit einem versteckten Spott in den grauen Augen, der ihm entging.

In der Vorfreude auf den lange ersehnten Ausgang mit ihr, erschien sie ihm heute doppelt verführerisch. Mit ihr allein jetzt, und so schnell in diese verfängliche Unterhaltung geraten, fühlte er sich ganz in der Gewalt ihrer Reize.

Ohne auf ihre Frage zu antworten, stand er auf und stellte sich schweigend neben ihren Stuhl, der Weiterarbeitenden zusehend.

Ein schwacher Veilchenduft, ihr Lieblingsparfüm, das sie jedoch diskret gebrauchte, stieg zu ihm auf.

Er zog den Duft ein.

„Ah, Veilchen".

„Das letzte Tröpfchen", lachte sie. „Wenn's verflogen, ist es aus mit der Veilchenherrlichkeit".

„Dann bleiben die Rosen".

„Wie so?"

Er berührte mit dem Rücken der rechten Hand sanft ihre linke Wange.

„Wie Feuer".

Sie schlug nach ihm.

Sie hatte ihn kräftig getroffen. Der Fingerhut entflog ihr bei dem Schlag und rollte durchs Zimmer, unter den altmodischen Sekretär aus Eichenholz, dessen Messingringe und Schlüssellochumkleidungen der Verdruß der jungen Mädchen waren, denn nie konnte dieser Zierrat der Wittfoth glänzend genug leuchten.

Hermann, auf der Verfolgung des Ausreißers, lag bäuchlings auf dem Fußboden und angelte und fegte pustend und ächzend mit einem langen hölzernen Strickstricken der Tante unter dem ziemlich tiefen Möbel umher, als das Zimmer von außen geöffnet und die helle Stimme der Tante laut wurde:

„Unser Wohn- und Arbeitszimmer, Fräulein."

Gleichzeitig erschien Fräulein Behn in dem Rahmen der Thür, noch ehe die Wittfoth die ungewöhnliche Lage ihres Neffen recht gewahrte.

In größter Verwirrung schnellte Hermann empor, mit bestaubten Aermeln und Rockschößen, an welchen sich auch die unvermeidlichen Fäden der Nähstube festgesetzt hatten.

Schallendes Gelächter begrüßte ihn, in das er notgedrungen einstimmte.

„Fräulein Behn, mein Neffe, Herr Heinicke", stellte seine Tante vor.

Die junge Dame maß den Neffen mit etwas spöttischem Blick, der jenem entging, da er bei seinem demütigen Ritterdienst die Brille vorsichtig abgenommen hatte und noch immer zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand ängstlich von sich abhielt.

Therese beendete die komische Szene, indem sie sich mit der Kleiderbürste an die Reinigung ihres Vetters machte.

III.

Der Ostermorgen versprach einen heiteren, wenn auch etwas kühlen Festtag. Voller Sonnenschein lag über der herben Frühlandschaft, als die Glocken von St. Gertrud die Gläubigen und Erbauungsbedürftigen zum Gottesdienst riefen.

Auch die Wittfoth, in Begleitung Thereſens, befand sich unter den Kirchgängern. Seit sie die Kirche so bequem zur Hand hatte, daß sie sie in zehn Minuten erreichen konnte, versäumte die kleine, lebenslustige, keineswegs fromme Frau nie, wenigstens an den hohen Feiertagen die Predigt zu hören und sich an dem Gesang des Kirchenchors zu erbauen.

„Das ist man sich schuldig", sagte sie. „Ich gehöre durchaus nicht zu den Betschwestern, aber mal will der Mensch doch auch etwas Höheres haben. Und für mich hat es immer so etwas Feierliches, wenn die Knaben singen und die Orgel dazu spielt."

Therese begleitete die Tante regelmäßig in die Kirche, besuchte auch häufig allein den Gottesdienst. Ihr war die Erbauung aufrichtiges Herzensbedürfnis. Sie hatte den Glauben der hier auf Erden zu kurz Gekommenen an den Himmel und seine ausgleichenden Freuden. Wie alle Angelegenheiten des Herzens, umfaßte sie auch diese Dinge mit großer Innigkeit, und fühlte sich dabei in schmerzlichem Gegensatz zur Tante, die auch hier ihre Oberflächlichkeit nicht verleugnete.

„Ach, ich glaub an gar nichts", erklärte die Wittfoth einmal. „Mir soll's auch einerlei sein. Sterben müssen wir alle, und von oben ist noch keiner lebendig wieder runter gekommen".

Eine geheime Angſt hatte die kleine Frau vor dem Lebendig-begraben-werden. Wenn es irgend anginge, ſollte man ſie nach ihrem Tode verbrennen, nur nicht „einpurren“.

„Dann könnt Ihr meine Aſche in alle Winde ſtreuen. Dann ſeid Ihr mich los“, ſagte ſie. „An mein Grab würde ja doch niemand kommen, da iſt es beſſer, Ihr verbrennt mich gleich“.

Vor der Kirchenthür trafen Thereſe und ihre Tante auf Frau Behn mit ihren Töchtern.

„Na, Frau Behn, auch'n bischen hier?“ fragte die Wittfoth.

„Dat is ja nu mal de Dag dorto“, meinte die Angeredete, die zum Aerger ihrer vornehmen Aelteſten gerne platt ſprach.

Fräulein Lulu muſterte mit läſſigem Gruß die Toiletten der Tante und Nichte.

„Dann beten Sie man recht“, lachte die Wittfoth der Mutter zu, glättete dann ſchnell die Falten ihres vergnügten rundlichen Geſichts zu andachtsvollem demütigem Ausdruck und drängte ſich mit dem allgemeinen Strom durch den etwas engen Eingang in die freundliche, erſt neu erbaute Kirche.

Mimi Kruſe hütete inzwiſchen den Laden. Ihr war die Kirche nichts als ein Haus mit einem Turm. Seit ihrer Konfirmation hatte ſie nur einmal wieder eine Predigt gehört, das heißt, eine ſolche in den Kauf genommen zu dem Geſang des Kirchenchors, um deſſen willen eine Freundin ſie mit in die Kirche „geſchleppt“ hatte. Denn der Kirchenchor war grade Mode geworden.

„Wenn das Herz man gut iſt, das Beten thut's nicht,“ behauptete ſie, und entſchlug ſich im Vertrauen auf ihr gutes Herz aller chriſtlichen Uebungen.

Auch jetzt hatte ſie ſtatt des Geſangbuches den Generalanzeiger neben ſich auf dem Fenſterbrett liegen und überflog den Roman im Feuilleton. Ihre Gedanken weilten jedoch nur zur kleinſten Hälfte bei der ſchnöde verlaſſenen Gräfin, die andere Hälfte gehörte dem blauen Kleid, das ſie am Nachmittag anziehen wollte, und an dem noch allerlei kleine Ausbeſſerungen und Aenderungen vorzunehmen waren.

Mimi wollte hübſch ſein an Hermanns Seite, der mit ſeinem ſonntäglichen, dunkelblauen Ueberzieher, dem weichen hellgrauen Filzhut, den „Bismarckfarbenen“ und der goldnen Brille immer ſo nobel ausſah.

Wenn er nur nicht ſo langweilig ſein wollte, ſo läſtig durch ſeine unaufhörliche Kurmacherei. Am meiſten zuwider waren ihr ſein beſtändiges, verliebtes Anlächeln. Ihr Schlag am Freitag Abend war ernſt gemeint geweſen. Sie haßte dieſe „Antatzerei“, wie ſie es nannte. Als er dann der Länge nach auf dem Fußboden lag, war er ihr ſehr lächerlich erſchienen.

Heute aber, zum Ausgehen, war er ihr gut genug. Er war nicht „angewachſen“, gab gerne und mit einer gewiſſen Prahlerei. Mimi dachte ſchon an die Chokolade, Törtchen und Liqueure, die er ihr am Nachmittag ſpendieren würde.

Ein wenig Schatten in ihre Vorfreude warfen nur die Wolken, die in kürzeren oder längeren Zwiſchenräumen die Sonne überzogen. Beſorgt ſah ſie dann auf. Es wäre doch zu ärgerlich, wenn ſich das Wetter nicht halten würde. Wenn es regnete, was ſollte ſie dann anziehen?

Und wirklich fielen jetzt große, ſchwere Tropfen, denen ſich bald weiche, zerfließende Schneeflocken beimiſchten, gegen die Scheiben.

Mimi nahm eine Rolle Zwirn und warf sie wütend durch das ganze Zimmer. Ihre Stirn legte sich in bitterböse Falten, und dem unmutig verzogenen Mund entfuhr ein derbes Wort.

Die Flocken verdichteten sich, die Sonne verschwand ganz. Wirbelnd fegte der lose Schnee um die Straßenecken, als wäre es Weihnachtszeit und nicht Ostern.

Trotzdem stellte sich Hermann am Nachmittag zur bestimmten Stunde ein, in Gummischuhen und dickem Flausrock. Statt des hellen, weichen Künstlerhutes schwenkte er eine steife, bienenkorbartige Kopfbedeckung heftig in der Hand, um sie von den Schneeflocken zu befreien. Da die benäßte, angelaufene Brille ihn am Sehen hinderte, blieb er unbeholfen in der Thür stehen.

„Eine schöne Bescherung, meine Damen, der reine Winter," näselte er verschnupft.

„Wie schade," bedauerte Therese „Aber vielleicht klärt sich's noch auf."

„Klärt sich was," brummte Mimi. „Wird'n netter Matsch sein."

„O, ich stelle Ihnen meine Galoschen zur Verfügung, gnädiges Fräulein," scherzte Hermann.

„Höchst ungnädiges Fräulein," verbesserte Therese. „Mimi trauert um ihr helles Kleid."

„Fällt mir nicht ein," leugnete diese. In Wahrheit war sie sehr mißgestimmt, sich nicht nach Vorhaben putzen zu können. Auch Hermann sah nicht so aus, daß man viel Staat mit ihm machen konnte. Eine verfehlte Partie, dachte sie.

„Meinetwegen laßt uns zu Hause bleiben," meinte aufrichtig Therese.

„Mir ist's auch gleich," stimmte Mimi bei, und die Partie drohte wirklich noch im letzten Augenblick zu Wasser zu werden, als die Wittfoth den Ausschlag gab.

„Was?" schalt sie. „Das sind junge Leute, und fürchten sich vor Schnee? Marsch, fort mit Euch!"

„Man nich so eitel, Fräulein," wandte sie sich direkt an Mimi. „Sie sind noch lange hübsch genug. Wenn der Rechte kommt, sieht er nicht erst aufs Kleid."

„Das mein ich auch," bekräftigte Hermann eifrig. „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

„Nun wird's Zeit," rief die Wittfoth, „wenn Schiller erst redet."

„Rückert, liebe Tante," belehrte Hermann.

Die liebe Tante überhörte diese Belehrung und wandte sich an Therese: „Daß Du Dich mir warm anziehst, Kind. Du weißt, Du bist gleich erkältet. Und daß Ihr mir fahrt heute Abend, hörst Du Hermann? Die Abendluft ist so gefährlich."

Mimi, die sich mürrisch zum Ankleiden entfernt hatte, kam wie verwandelt wieder. Sie lachte über das ganze Gesicht.

Sie trug ein schlichtes graues Kleid, eine knapp anschließende schwarze Plüschjacke, ein schwarzes, langhaariges Müffchen und ein dunkelbraunes kokettes Pelzbarett, das ihr allerliebst stand. Ein Blick in den Spiegel hatte sie schnell über das blaue Kleid getröstet, und höchst zufrieden fand sie sich wieder bei den andern ein. Sie war der Wettermacher. Ihre Stimmung war immer ausschlaggebend, sie hatte etwas mitreißendes, dominierendes in ihrem Wesen.

Hermann war glücklich über diesen schnellen Umschlag ihrer Laune, und

bemerkte mit Wohlgefallen ihr vorteilhaftes Aussehen. Thereſe freute ſich, wenn andere ſich freuten, und ſo nahm man gut gelaunt von der Tante Abſchied.

IV.

Die Wittfoth hatte ſich eine Taſſe ſtarken Kaffee bereitet, ihr Lieblingsgetränk, der zwar für die vollblütige, nervöſe Frau das reine Gift war, dem ſie jedoch mit wahrer Leidenſchaft zuſprach. Wenn Frau Caroline von „einer Taſſe Kaffee" ſprach, ſo war das nur der einfachere Ausdruck für ein gefülltes Kannenmaß. Heute, zur Feier des Feſttages, hatte ſie ſogar noch für eine Taſſe über das gewöhnliche Maß geſorgt, ſich guten Rahm, ſtatt der ſonſt bei ihr üblichen Milch gegönnt, und neben der gefüllten Zuckerſchale einen ſelbſtgebackenen Kuchen geſtellt.

Seit Jahren kam zu allen Feſtlichkeiten ein ſolcher Kuchen, ein großer, flacher Platenkuchen mit Zucker- und Mandelaufguß auf den Tiſch. Wer dieſes Gebäck nicht genug zu würdigen wußte, hatte es mit der kleinen Frau verdorben. Ihr Platenkuchen war ihr Stolz.

Behaglich in den tiefen Lehnſtuhl faſt verſinkend, ließ ſich die Wittfoth ihren Feſtkaffee vortrefflich ſchmecken. Ihre Näharbeit hatte ſie in die Ecke des Sofas geſteckt, und nahm ſich vor, den Reſt des Nachmittags mit gemütlichem Nichtsthun zu verbringen. Sie wollte auch ihren Feiertag haben. Sie mußte ſich wahrlich genug plagen. „Ich wundere mich nur, daß mir der Kaffee noch ſo gut ſchmeckt," ſagte ſie oft.

Im Grunde hatte ſie wenig Urſache zum Klagen. Die Mädchen nahmen ihr alle Arbeit ab. Selbſt die Küche brauchte ſie nicht allein zu beſorgen. Dennoch war ſie überzeugt, daß niemand ſo mit Arbeit überbürdet ſei, als ſie.

Sie war immer in Bewegung und meiſtens in unnötiger. Sie war überall und nirgends, bald in der Küche, bald im Laden oder im Arbeitszimmer, hier einen Topf oder eine Pfanne, dort einen Flicken oder einen Bindfaden aus dem Wege räumend, um ihn an anderer Stelle abzulagern, wo er oft noch mehr im Wege war. Alle Augenblicke ſeufzte ſie „meine Beine, meine Beine," und brummkreiſelte doch wieder ruhelos auf ihren kurzen Beinen weiter. Kein Wunder, wenn ſie am Abend „von all der Arbeit" müde war.

Auch jetzt hatte ſie ſich, trotzdem ſie allein war, mit ihrem Gewohnheitsſeufzer „Meine Beine, meine Beine" niedergelaſſen. Der duftige Trank regte ihre Lebensgeiſter an, der Kuchen war nach ihrem Geſchmack vortrefflich geraten, und ein ſeltenes Wohlgefühl überkam ſie.

Aus einer der über ihrem Keller gelegenen Etagenwohnungen drang gedämpftes Klavierſpiel zu ihr: Zwei Teile des Donauwalzers von Strauß und dann Ketterers beliebtes Salonſtück „Silberfiſchchen".

„Schnutentante klimpert wieder", ſagte die Wittfoth im Selbſtgeſpräch. Schnutentante war eine vierzehnjährige „höhere Tochter", der ſie wegen ihrer das Normalmaß überſchreitenden Naſe dieſen Namen beigelegt hatte.

Aber das Klimpern war der einſamen Kaffeetrinkerin nicht unangenehm. Die Muſik ſtimmte ſie ſentimental. Das Gefühl des Alleinſeins überkam ſie, die wohlthuende Empfindung des Mitleids mit ſich ſelbſt.

Das Wetter draußen war fortgeſetzt unfreundlich. Der Wind warf einzelne

Regen- und Schneeschauer gegen die Fenster, die in gleicher Höhe mit dem Trottoir lagen.

Frau Wittfoth freute sich doch, zu Hause geblieben zu sein. Der Ofen strahlte eine so gemütliche Wärme aus. Gott sei Dank, daß sie nicht draußen „rumzupatschen" brauchte.

Aber die Musik von oben führte ihre Gedanken den jungen Leuten nach, ins Konzerthaus. Sie hörte so gerne Musik. Als ihr Seliger noch lebte, besuchten sie häufig die Gartenkonzerte bei Mutzenbecher, jetzt Hornhardt, auf St. Pauli, oder im „Zoologischen".

Das war lange her.

Jetzt, mit den Jungen, machte es ihr nur halbes Vergnügen. Sie fühlte sich überflüssig in deren Gesellschaft.

Aber war sie denn nicht auch noch jung? Waren denn fünfunddreißig Jahre ein Alter?

Zu den achtzehnjährigen Backfischen allerdings paßte sie nicht mehr. Aber um schon auf alle Lebensfreuden zu verzichten, sich zum alten Eisen zu rechnen, war es doch noch zu früh.

Freilich, eine alleinstehende Witwe in ihren Jahren muß sich schon zufrieden geben. Man muß froh sein, wenn man nur im Stillsitzen seinen guten Ruf wahrt. Dem Klatsch entgeht man nimmer.

Was war das doch für ein Gerede damals gewesen, mit dem hübschen Reisenden von Rosinsky und Söhne. Weil sie höflich gegen Herrn Bellermann war, sollte sie natürlich Heiratsabsichten haben. Als ob es nicht ihre Pflicht gewesen wäre, im Beginn ihrer Geschäftsthätigkeit sich mit Kunden und Lieferanten auf möglichst gutem Fuß zu stellen.

Und wie viele Nachfolger hatte Herr Bellermann gehabt. Bald war es der, bald jener, den sie ködern, oder der nach ihr seinen Haken auswerfen sollte. Und immer waren die Leute boshaft genug, nicht von ihrer Person, sondern von ihrem Geschäft zu reden. Als ob sie nicht immer noch ansehnlich genug sei.

Jetzt war es Herr Pohlenz, der Stadtreisende von Müller und Lenze, der großen Knopffabrik, der Absichten auf sie haben sollte. Nun ja, diesmal hatten die Leute ja recht. Ein Blinder mußte sehen, daß Herr Pohlenz auf die Firma Caroline Wittfoth spekulierte. Aber lieber ginge sie in die Alster, als daß sie diesen Pohlenz heiratete. Schon vor seinen feuchten, kalten Händen schauderte ihr.

Dann lieber den alten Beuthien, der schon einmal Andeutungen gemacht hatte. Zwar nahm sie es damals für Scherz und nahm es auch noch dafür. Aber gesetzt, er hätte die Absicht, lieber den Droschkenkutscher als den Pomadenhengst mit den Leichenhänden.

Aber was fiel ihr denn ein, wie kam sie doch nur jetzt auf diese Heiratsgedanken? Sie mußte über sich selbst lachen.

Sie füllte zum dritten Mal ihre Tasse und schob ein längliches Stück Kuchen in den Mund, als die Ladenglocke ging.

Sie hörte am schweren Auftreten, daß männliche Kundschaft sie beehrte.

Es war der junge Beuthien, der sonntäglich gekleidet vor der Tonbank stand.

Er bat um einen neuen Halskragen.

„Welche Nummer, Herr Beuthien?"

Ja, wenn er das wüßte, lachte er. Seine Kragen wären ihm zu eng geworden. „Dat kniept all bannig".

Sie legte ihm verschiedene Weiten vor, und er paßte sie unbeholfen an.

Da er sich nicht entschließen konnte, half sie ihm und legte eigenhändig einen Kragen um seinen Hals.

„De paßt“ empfahl sie.

Als er gewählt hatte, mußte sie ihm wieder behilflich sein, die kleinen widerspenstigen Hornknöpfe durch die neuen steifen Knopflöcher zu drücken. Seine großen plumpen Finger waren nicht geschickt dazu.

Sie hatte Mühe davon, und es dauerte lange. Sein rotblonder Bart kitzelte sie auf der Hand. Er hob das Kinn höher und sie bewunderte seinen braunen kräftigen Hals.

Beim Umlegen der Krawatte ging er etwas ungestüm zu Werke, so daß das Halsband riß.

„Dunner“, schalt er. „Dat Schiet is mör“.

Verlegen besah er den Schaden. Aber es ließ sich nichts daran ändern und er verstand sich dazu, einen neuen Shlips zu fordern.

Sein verlegener Aerger rührte sie. Und da seine Krawatte noch so gut wie neu war, erbot sie sich, den Schaden mit einigen Nadelstichen zu reparieren.

Sie nötigte ihn in die Stube. Zögernd folgte er und nahm mit etwas umständlichem Gebahren auf dem angebotenen Stuhl Platz, während sie ihr Nähzeug aus dem auf der Fensterbank stehenden Korb zusammensuchte.

Ein Blick auf die Straße zeigte ihr, daß im Parterre gegenüber Lulu Behn wieder ihrer Gewohnheit nach am Fenster rekelte.

„Immer as'n Blomenpott vor't Finster“, sagte sie und ließ die Rouleaux herunter, um jener einen Einblick zu versperren.

Beuthien schien ihre Bemerkung überhört zu haben.

Im Begriff, sich zu setzen, kam ihr der Einfall, ihm eine Tasse Kaffee anzubieten.

„Warum nich“, nahm er dankbar an. Sie schenkte ihm ein und schob ihm den Kuchenteller zu.

Es schien ihm zu behagen, und sie war schneller mit ihrer Arbeit fertig, als er mit seinem Kaffee.

Sie lud ihn ein sich Zeit zu lassen, fragte nach diesem und jenem und stillte ihre Neugier.

Als er gesprächig Auskunft gab und auch auf die Absicht seines Vaters zu sprechen kam, sich bald zur Ruhe zu setzen, meinte sie: „Dann heiraten Se woll glik?“

„Ja“, antwortete er scherzend. „Wülln Se min Fru sin?“

„Da föhrt wi immer sein tosamen in de Kutsch“, ging sie darauf ein.

„Un mit söß“, lachte er und schob die geleerte Tasse von sich.

Schwerfällig erhob er sich und sie bemerkte erst jetzt, daß er ein wenig schwankte. Er wischte sich mit dem Rücken der linken Hand langsam über die etwas niedrige braune Stirn und reckte die breiten Schultern.

Als sie ihm die ausgebesserte Krawatte zurückgab, griff er nach ihrer Hand und legte den Arm um ihre Taille.

„Dat laten S' unnerwegs“, rief sie, sich losreißend. „So wiet sünd wi ja woll noch nich“.

Er versuchte noch einmal die hinter den hohen Lehnstuhl sich flüchtende zu erhaschen.

„Nichts für ungut, Madammchen“, lachte er dann, ablassend. „Spaß muß sind, sagt der Berliner“.

„All wo's hin gehört", sagte sie pikiert.

„Na, denn nich", brummte er gekränkt und fragte, was er schuldig sei. Aber sie wollte für die kleine Mühe nichts haben.

„Se föhrt mi mal ut", scherzte sie, wieder versöhnlich gestimmt.

„Na, denn besten Dank und fröhlich Fest".

Er gab ihr die Hand, und sein kräftiger Druck zwang ihr ein leises Au ab.

Als er fort war, stand sie wie selbstvergessen mitten im Laden und rieb noch immer mechanisch die Stelle, wo sich die roten Spuren seiner kräftigen Finger längst verzogen hatten.

V.

Therese und Mimi waren spät nach Hause gekommen, hatten die Vorwürfe der Tante unter Lachen und Schmeicheleien durch ein mitgebrachtes Veilchensträußchen und eine Tafel Chocolade erstickt, beides von Hermann gespendet, und waren schnell ins Bett gehuscht.

Beim Frühkaffee des zweiten Festtages nun kramten sie ihre Geschichten aus. Sie hatten sich „himmlisch" amüsiert, wie Mimi versicherte. Hermann sei „zu nett" gewesen. Sie wußte, wie gerne die Wittfoth ihren Neffen loben hörte.

Nach einer Tasse Kaffee und einem Stück Torte bei Homann, hatte man zu Fuß den Weg nach Ludwigs Konzerthaus zurücklegen müssen, da alle Pferdebahnen infolge des schlechten Wetters überfüllt waren. Auch dort hatte man nur mit Mühe Platz an einem Tisch in der Mitte des Saales erwischen können. Die unfreundliche Witterung trieb die Vergnügler schnell von der Straße in die Lokale, und auch der große Saal des Ludwigschen Etablissements war bald überfüllt.

Froh des erlangten Sitzes, gab man sich um so empfänglicher der Musik des vortrefflichen Orchesters hin. Das Programm bot mit Rücksicht auf das Sonntagspublikum meist heitere Weisen, worunter natürlich ein Straußischer Walzer nicht fehlte, Mimis Universalmittel gegen jegliche Art von Trübsinn und Verstimmung.

Wie immer zog das hübsche Mädchen die Blicke der näher sitzenden Herren auf sich. Auch Herrn Pohlenz begrüßte man von weitem. Hermann, um nicht aus dem Felde geschlagen zu werden, hatte seine Liebenswürdigkeit verdoppelt und zuletzt, noch vor dem Schluß des Konzertes, die Mädchen zu einem kleinen Souper in einem benachbarten Restaurant eingeladen, wo man vorzüglich aß und vor allen Dingen ungestört genießen konnte. Vielleicht bestimmte dieser letzte Umstand ihn besonders. Es war jedenfalls die einfachste und nobelste Art, sich seiner Konkurrenten zu entledigen.

Die Wittfoth hatte den fröhlichen Berichten der Mädchen nichts entgegenzusetzen. Ihr Erlebnis mit dem jungen Beuthien brannte ihr auf der Zunge. Es prickelte sie, aber sie wußte nicht den rechten Ton zu finden und begnügte sich, eine große Zufriedenheit zu erheucheln, daß sie doch einmal einen ruhigen, ungestörten Nachmittag ganz für sich allein gehabt hätte. Zuletzt aber mußte sie doch wenigstens so viel verraten, daß der junge Beuthien sich einen neuen Kragen gekauft hatte.

„Der schöne Wilhelm?" fragte Mimi mit lachendem Spott.

„Ist er eigentlich so schön?“ meinte Therese, während die Tante, ohne auf dies Thema einzugehen, eifrig die Tassen abräumte, mit mehr Geklapper, als sonst ihre Art war.

Mimi erklärte Beuthien für einen ganz ansehnlichen Mann. Für Köchinnen, setzte sie hinzu, und ließ durchblicken, daß ihre Ansprüche höher gingen.

Therese fand etwas Rohes in seinen Zügen und lobte dagegen das ehrliche, gutmütige Gesicht seines Vaters.

Mimi war der zweite Festtag frei gegeben worden, ihre Verwandten in Bergedorf zu besuchen. Sie machte sich früh auf den Weg und Nichte und Tante blieben allein.

Hermann kam am Nachmittag auf eine Viertelstunde, um zu fragen, wie den Damen der gestrige Abend bekommen sei. Er war heute, da das Wetter freundlicher geworden war, so nobel gekleidet, wie Mimi sich ihn gestern gewünscht hatte. Man sah und hörte ihm an, wie glücklich ihn die Erinnerung an den vergangenen Tag machte. Er brachte drei kleine Bouquets, je eine Rose von Veilchen umgeben, überreichte, anscheinend wahllos, der Tante die Theerose, Therese eine weiße und bestimmte die übrig bleibende tiefrote für „Fräulein Kruse“.

Auch ein Buch, von dem er dem Mädchen gesprochen hatte, lieferte er ab: Rückerts Liebesfrühling.

„Liebesfrühling und Veilchenbouquets. Da kann man sich ja ordentlich was auf einbilden“, meinte die Wittfoth.

Sie stand dem Verhältnis zwischen ihrem Neffen und ihrem Ladenmädchen nicht blind gegenüber. Es amüsierte sie. Eine unschuldige Kurmacherei, die zu nichts Ernstlichem führen würde. Keinem würde das Herz dabei brechen, am allerwenigsten dem Mädchen. Uebrigens wollte sie gelegentlich mal mit Hermann darüber reden.

Therese hatte das Buch in Empfang genommen und blätterte mechanisch darin.

„Mimi wird sich freuen“, sagte sie und legte es vor sich auf die Nähmaschine.

„Und Du?“ fragte Hermann.

„Du weißt, ich schwärme für Gedichte“.

„Und nun gar Liebesgedichte“, scherzte er. „Einen ganzen Band voll Liebe.“

Sie wurde auf einmal sehr rot und machte sich an den paar kümmerlichen Geranienpflanzen zu thun, die in irdenen Töpfen auf dem Fensterbrett standen.

„Werft doch die elenden Stöcke fort“, schalt er. „Es kommt doch nichts darnach.“

„Sie wollen nicht gedeihen, zu wenig Sonne“, antwortete sie.

Sie hatte wieder ihre gewöhnliche gelbblasse, kränkliche Farbe.

Zu wenig Sonne. Er fing dies Wort auf. Sie war ihm nie so schwächlich vorgekommen, wie in diesem Augenblick.

„Ihr geht doch spazieren nachher?“ fragte er. „Das Wetter ist so milde. Sitzt nur nicht wieder den ganzen Tag hier im Keller.“

„Du kennst ja die Tante“, entschuldigte sie.

„Luft und Licht, das ist Euch beiden nötig“, eiferte er. „Also steckt die Nase man mal heraus.“

Er reichte ihr die Hand zum Abschied.

„Willst Du schon gehen?“ fragte sie bedauernd, mit aufrichtiger Betrübnis.

„Meine Freunde warten", erklärte er.

„Kommst Du bald wieder?" bat sie.

Er versprach es.

„Adieu, liebe Tante", rief er über den Korridor in die Küche hinein, wo die Wittfoth mit Messern und Gabeln klapperte.

Therese gab ihm das Geleit bis an die Thür. Lange sah sie ihm nach.

Auf ihren Platz am Fenster zurückgekehrt, las sie im Liebesfrühling, brockenweise, hier ein Gedicht, dort eine Strophe, ohne ganz bei der Sache zu sein.

Sie wußte ja, das Buch war eigentlich für Mimi bestimmt.

Mimi und Gedichte!

Was waren der alle schönen Gefühle und erhabenen Gedanken. Was war ihr überhaupt Hermann. Nichts mehr, als jeder andere heiratsfähige Kurmacher.

Mimi war ein gutes Mädchen, aber leicht und oberflächlich. Und anspruchsvoll war sie.

Wie hatte sie sich gestern alle Aufmerksamkeiten als selbstverständlich gefallen lassen. Und Hermann war doch kein Krösus.

Therese hatte tausend Gründe gegen eine Verbindung zwischen ihrem Vetter und Mimi, denn sie liebte ihn selbst.

Sein gutes, freundliches, sich immer gleich bleibendes Wesen sprach sie an. Er galt ihr für gescheut. Sein bischen Lehrerweisheit imponierte dem unwissenden, früh der Schule entrissenen, aber lerneifrigen Mädchen.

„Weinst Du?" fragte die Tante, in ihrer fahrigen, kreiselnden Weise ins Zimmer tretend.

„Ich? Nein. Wie so?" stotterte Therese und versuchte zu lachen.

Bei Behns drüben fuhr in diesem Augenblick eine Droschke vor. Die Familie kehrte von einer Ausfahrt zurück.

Die Wittfoth stürzte ans Fenster.

„Die können's. Immer nobel."

Fräulein Lulu verließ als letzte etwas langsam den Wagen.

„Greif Dich man nich an", spottete die Wittfoth. „Wie sie schlappt."

Therese, solche Bemerkungen der Tante gewohnt, und wenig erbaut davon, schwieg.

„Hast Du gesehn?" fuhr diese fort. „Beim Aussteigen? Die hat ja wohl seit acht Tagen keine frischen Strümpfe angezogen".

„So?" zweifelte Therese.

„Pechschwarz, und 'n Loch war auch drin", eiferte die Tante.

„Das kannst Du von hier sehen?" wunderte sich das Mädchen.

„Na, jedenfalls würd' ich mich schämen, mit solchen Strümpfen auszufahren", lenkte die Wittfoth ein. „Und noch dazu auf'n Ostern."

VI.

Lulu Behn entsprach so ziemlich ihrem Ruf. Vom Vater verzogen, dessen Liebling die ihm ähnliche Erstgeborene geblieben war, der schwachen, etwas beschränkten Mutter an Verstand weit überlegen, genoß sie nach Kräften die bequemen Tage, die die gute Lebensstellung der Eltern ihr ermöglichte. Ihr

Hang zur Bequemlichkeit artete in Trägheit aus, je weniger die unter harter Arbeit groß gewordene Mutter vom Selbstwirtschaften ablassen wollte, trotzdem der in den letzten Jahren oft kränkelnden Frau von dem gutmütigen Mann in jeder Weise Erleichterung zu Gebote gestellt wurde.

Mit Hilfe eines Dienstmädchens und der zweiten, vierzehnjährigen Tochter Paula, die in allem der Mutter ähnelte, konnte sie recht gut den Pflichten des schlicht bürgerlichen Hauswesens nachkommen, ohne auf die Unterstützung der älteren Tochter angewiesen zu sein.

Lulu, die früh gute Anlagen zum Lernen zeigte, hatte eine für ihre Verhältnisse sorgsame Ausbildung genossen. Sie war zwei Jahre in einer auswärtigen Pension gewesen, wohin sie der Vater des Hausfriedens wegen schickte, da Mutter und Tochter sich schlecht vertrugen.

Auch Musikunterricht hatte Lulu gehabt und war als Dame ins Elternhaus zurückgekehrt.

Die Schwester war in allem das Gegenteil. Sie zeigte unüberwindliche Abneigung gegen jedes Lernen, aber alle Talente der Mutter zum Hauswesen. Hoch aufgeschossen, kräftig, kerniger als die Mutter, arbeitete sie, wenn es galt, mit dem Dienstmädchen um die Wette. Gab es nichts zu scheuern, putzen, spülen oder schrapen in der Küche, so spielte sie lieber auf der Straße mit ihren Altersgenossen, am liebsten mit den Knaben, als hinter den Schulbüchern zu sitzen.

Der Vater, der sich vom einfachen Maurergesellen zum Hausbesitzer hinaufgearbeitet hatte, war vernünftig genug, die Kleine, ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechend in die Volksschule zu schicken.

„Die wird noch mal 'ne fixe Kökisch", pflegte er zu sagen. „Jeder nach seiner Art".

Trotzdem blickte er mit Stolz auf seine gebildete Tochter. Mit der wollte er höher hinaus.

Schon zweimal hätte Lulu eine anständige Partie machen können, aber beide Freier waren kleine Handwerker, Anfänger, und der alte Behn wollte für seine Lulu einen „Herrn".

Glücklich war er, wenn ihm das Mädchen vorspielte. Das Blumenlied von Gustav Lange, der Kußwalzer von Strauß und die Ouverture zum „Kalifen von Bagdad" waren seine Lieblinge und Lulus Parforcestücke. Diese und zwei oder drei andere hatte sie aus der Pension mit nach Hause gebracht und seitdem nur noch Ludolf Waldmanns gerade populär gewordenes Lied „Fischerin, Du kleine" hinzugelernt, Paulas Leiblied, zu dem sie jedesmal zu Lulus Aerger den Text mit ihrer hellen, blechernen Kinderstimme heruntersang, eine Liebhaberei, die sie mit Anna, dem Dienstmädchen, teilte.

Lulu war trotz der Pensionserziehung im Grunde ordinär geblieben. Auf dem Niveau ihres musikalischen Geschmacks stand ihr ganzes Seelenleben.

Sie kleidete sich mit einem Hang zum Auffälligen und sah infolge ihrer Trägheit und Unordnung in jedem neuen Kostüm bald schlampig und gewöhnlich aus. Gefallsüchtig, trug sie doch eine gewisse Nonchalance in Betreff ihrer äußern Erscheinung zur Schau. Sie wußte, daß sie hübsch war und auch ohne tadellose Toilette die Augen der Männer auf sich zog.

Ihre mittelgroße, wohlproportionierte Figur mit den schwellenden, etwas zur Ueppigkeit neigenden Formen, der zarte, rosige Teint mit dem feinen Sommersprossengesprenkel, die zierliche, gerade Nase, die blauen, eigenartig ver-

schleiert glänzenden Augen, das satte Blond ihrer Haare und vor allem der sinnlich müde, lüsterne Ausdruck ihres Gesichtes, machten sie jedem Manne interessant.

Das in der Pension verwöhnte Mädchen hatte nach der Rückkehr ins Elternhaus dem Herrenkreis, mit dem sie durch ihre Familie in Berührung kam, wenig Beachtung geschenkt. Lulu ließ deutlich durchblicken, daß sie höhere Ansprüche machte und schreckte manchen ehrlichen Bewerber ab.

Als aber auch bei ihr dann das Liebesbedürfnis sich einstellte und sie, der vornehmen Maske müde, Annäherung suchte, war man in ihren Kreisen auch ihrer überdrüssig geworden.

Die Mutter war besorgt, die Tochter könnte auf diese Weise ganz leer ausgehen. Ihr Mann aber meinte, mit neunzehn Jahren hätte Lulu noch keine so große Eile.

„Tid hätt se, Vadder, aber'n Baron krigt se doch nich", gab die Frau zu.

„Du mit Din Baron", schalt er, „för'n Discher is se mi to god".

„De Hugelmann wär'n flietigen Minschen", verteidigte sie sich. „De Deern is man krütsch".

„Kann se ok", behauptete er. „För'n Discher is se nich in de Pangschohn wesen."

„Du mit Din Discher", brummte Mutter Behn.

Während die Eltern über die Frage, ob „Discher" oder „Baron", noch manchmal viel überflüssige Worte verloren, segelte Lulu bereits mit vollen Segeln in dem Fahrwasser einer Leidenschaft, dessen Quelle weit zurück lag, in ihren Kindertagen entsprungen war.

Der alte Behn hatte als Polier geheiratet und damals ein bescheidenes Häuschen in Barmbeck bewohnt, in unmittelbarer Nachbarschaft des um zwei Jahre früher verheirateten, älteren Schulfreundes Heinrich Beuthien, der mit einer Droschke und zwei Pferden sein bescheidenes Fuhrgeschäft eröffnet hatte.

Hier hatten die Kinder, der zehnjährige Wilhelm und die neunjährige Lulu im täglichen Verkehr Freundschaft geschlossen, die die ersten Trennungen, durch Wohnungsveränderungen bedingt, überstand, bis allmählich der intelligentere, vom Glück begünstigte Behn einen zu weiten Vorsprung vor seinem früheren Schulkameraden gewann und „das Pensionsfräulein" dem „Droschkenkutscher" entfremdet wurde.

Als nun der Zufall beide Familien wieder in einer Straße vereinigte, war die einstige Vertraulichkeit zwischen den Eltern längst erkaltet. Die Väter begrüßten sich noch gewohnheitsgemäß mit Du, nannten sich aber nicht mehr beim Vornamen, wie sonst.

Lulu war natürlich für den Spielkameraden aus der Barmbecker Zeit jetzt das Fräulein Behn, wie er für sie Herr Beuthien.

So peinlich ihr diese Nachbarschaft war, die auch der alte Behn nur aus zwingenden Geschäftsrücksichten auf sich genommen hatte, und so sehr sie durch vornehme Zurückhaltung das frühere Verhältnis in Vergessenheit zu bringen bemüht war, so wenig schien er von der Nähe der Jugendfreundin und deren jetzigen Vornehmheit geniert. Ja, er that, als hätte er sie garnicht mit auf der Rechnung. Der hübsche, von allen Weibern beachtete junge Mann schien durchaus keinen großen Abstand zu empfinden zwischen einem Droschkenkutscher und der in einer Pension erzogenen Tochter eines fünffachen Hausbesitzers. Er grüßte sie, wie er ihre Anna, das Dienstmädchen, grüßte und die Krämersfrau oder

die Wittfoth und andere Frauen und Mädchen aus den Geschäfts- und Wohnkellern der Nachbarschaft, mit der gleichgiltigen überlegenen Herablassung eines siegesüberdrüssigen Don Juans.

Er war ihr gegenüber entschieden im Vorteil. Das ärgerte sie.

Als es mit der Vornehmheit nicht glücken wollte, suchte sie den Unterschied ihrer Stellungen durch ein Herabsteigen aus ihrer Höhe auszugleichen.

Als auch hier der Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprach, und ihm Fräulein Lulu Behn noch immer mit Stiene und Mine rangierte, erwachte die gekränkte Eitelkeit.

Aus diesem Kampf um seine Anerkennung erwuchs ihr Interesse für ihn zu einer fast krankhaften Leidenschaft.

Fuhr er aus, er mußte immer an ihrem Hause vorbei, war sie gewiß am Fenster. Sie lauerte ihm förmlich auf.

Der junge Beuthien war begehrliche Blicke gewohnt. Er wußte bald, wie er mit Fräulein Lulu Behn daran war. Aber er hatte auch seinen Stolz.

Sie gefiel ihm wohl. Er verstand sich auf Weiber. Aber sie war ihm nicht mehr, als hundert andere hübsche Mädchen auch.

Freilich, wenn er einmal mit ihr zu Tanz gehen könnte, wie mit der Anna, er würde etwas darum geben. Es wäre ihm ein Gaudium. Und dann sie stehen lassen, wie jede andere Lise.

VII.

Früher als sonst stellte sich der Frühling ein. Dem späten, aber immer noch winterlichen Ostern folgten warme Tage. Was an Sträuchern im März schon seine ersten vorsichtigen Taster ausgestreckt hatte, wagte sich im April zuversichtlich heraus.

Ueberall ein Schwellen und Knospen. Grüner Hauch über Busch und Baum. Es gab schon einzelne heiße Tage, an denen der Ueberzieher lästig wurde, und man an die Sommergarderobe dachte.

Eine weiche, milde Luft wehte, und die Wittfoth öffnete ihr die Thür ihres Kellergewölbes. Mit der zunehmenden Wärme stand diese den ganzen Tag auf. Fräulein Mimi hatte dann ihren beständigen Sitz hinter der Tonbank, weil die Glocke nicht mehr die eintretenden Kunden melden konnte.

Die Dienstmädchen, die jetzt durch die immer geöffnete Thür bequem „mal vorspringen" konnten, hatten ihre sommerlichen, kurzärmeligen Kattunkleider angelegt, die ihnen so gut stehen. Die frischen, vollen Arme waren nicht mehr blau und rot gefroren.

An der Ecke gegenüber, beim Gastwirt Tetje Jürgens, der unter dem Parterre des Behnschen Hauses einen „Bier- und Frühstückskeller" seit Jahren hatte, hielt schon die erste offene Break mit Ausflüglern. Singend waren sie angekommen, singend fuhren sie nach einem hastigen „Stehseidel" weiter.

Es war Frühling, sonnenwarmer Frühling.

Schon in den ersten Tagen des Mai konnte der alte Behn auf dem Holsteinischen Baum, einem Bier- und Tanzetablissement in der Nachbarschaft, sein Glas Grogk im Freien, unter der breiten, glasbedachten Veranda, trinken

und den Uebergang von diesem Wintergetränk zum sommerlichen Trunk kühlen Augustinerbräus bewerkstelligen.

Im Winter pflegte er allabendlich in dem geräumigen, gemütlichen Gastzimmer zwischen neun und zehn Uhr, nach dem Abendessen, seinen Steifen zu trinken.

Einmal in der Woche hielt er eine längere Skatsitzung ab.

Dem Skat wurde auch im Sommer geopfert. Oft saßen die Frauen und Kinder in der Veranda bei einem Glas Bier oder einer Flasche Brauselimonade, während sich die Männer und Väter im Gastzimmer beim Spiel erhitzten.

Es war an einem solchen Skatabend, einem Mittwoch, als Lulu Behn mit der Mutter und Schwester in der Veranda des Holsteinischen Baums die milde Abendluft genossen. Es herrschte ein reges Leben um sie. An jedem Mittwoch war in den hintern Sälen großes Tanzvergnügen. Da sprachen die Köchinnen und Dienstmädchen, oft nur auf ein paar Minuten vor, „nur einmal rum". Zu Hause wartete indessen die Herrschaft auf den Belag zum Abendbrot.

Wer Ausgehtag hatte, kam auch wohl in Balltoilette, mit Blumen im Haar, geführt von sonntäglich geputzten jungen Burschen.

Aber auch Schlachtergesellen in ihren gestreiften Leinenblousen, die Fleischmulde an der Thür absetzend, drängten sich zu einem kurzen Rundtanz in den Saal. Hausknechte traten im Vorübergehen ein, Kutscher ließen ihre Droschke halten, sprangen vom Bock und huldigten einen Augenblick den Freuden des Tanzes. „Damen" fanden sie immer im Ueberfluß im Saal vor, oder sie nahm n von den draußen stehenden, die erste beste mit hinein. Es gab immer neugierige, oder schüchterne am Eingang, denen es an Mut, Zeit oder Geld gebrach, sich in den erleuchteten Saal zu wagen. Es war wie vor einem Bienenkorb. Ein beständiges Kommen und Gehen.

Lulu, die leidenschaftlich gerne tanzte, beneidete im Stillen jedes Mädchen, das am Arm seines Liebhabers lachend und ungeduldig dem über alles geliebten Walzer entgegeneilte.

Nun fuhr auch noch der junge Beuthien mit seiner Droschke vor, der vier etwas angeheiterte junge Burschen entstiegen. Jeder von ihnen trug eine rote Nelke im Knopfloch und auch Wilhelm war auf diese Weise geschmückt.

„Kumm mit, min Jung", rief ihn einer seiner Fahrgäste an.

„Ne, ne, lat man", sträubte er sich, sah aber den Hineinschwankenden unschlüssig nach.

Ein hübsches Dienstmädchen in hellrotem Kattunkleid und sauberer weißer Schürze mit Spitzenlätzchen, nickte ihm im Vorübereilen wie einem alten Bekannten zu. Die Kleine schien seinen Entschluß zu bestimmen und er folgte ihr schnell.

Ob er Lulu bemerkt hatte? Es schien nicht so. Diese verging fast vor Tanzlust, Neid und Eifersucht.

Paula hatte sich neugierig bis an die Saalthür gedrängt und kam nun mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen zurück.

„Du, ich hab auch getanzt", rief sie freudestrahlend und stolz.

„Du? Dummes Gör! Töf, dat vertell ik Vadder", schalt die Mutter.

Die Kleine wurde etwas bestürzt.

„Es war man bloß Beuthien", suchte sie sich zu entschuldigen. „Ich wollte erst gar nich, aber er zog mich hinein".

Lulu wurde blutrot. Diese Krabbe hatte mit ihm getanzt.

„Wie gemein", sagte sie naſenrümpfend.

„Ach Du", warf ihr die Kleine verächtlich über die Schulter zu.

„Daß Du mich nu hier bleibſt", ermahnte die Mutter, der Nachbarn wegen, die am nächſten Tiſche aufmerkſam geworden waren, hochdeutſch ſprechend.

„Geh mich nich wieder weg, das ſag ich Dich", verſpottete halblaut ein geſchniegelter Kaufmannslehrling mit hellblauer Krawatte die ſcheltende Frau.

Lulu, die es hörte, errötete.

„Papa wird hoffentlich bald kommen, ich finde es unerträglich hier", ſagte ſie laut und etwas affektiert, in dem Beſtreben zu zeigen, daß man an ihrem Tiſch auch ein reines Deutſch ſprechen konnte.

Aber auch ihre gezierte Sprache fand ein ſpöttiſches Echo an jenem Tiſch ungezogener Grünſchnäbel.

„Ich gehe nach Hauſe, ich bekomme Kopfweh hier", klagte Lulu und ſtand auf.

Die Mutter, gewohnt, gegen den Willen der Tochter nichts auszurichten, ließ ſie gewähren.

Am Ausgang wurde Lulu unſanft bei Seite gedrängt. Jenes hübſche Dienſtmädchen, dem Beuthien in den Saal gefolgt war, haſtete an ihr vorüber.

„Marie, Marie!" rief der Eiligen ein amtsfreier Briefträger nach. Aber Marie hörte nicht.

Lulu, entrüſtet über den Stoß, gewahrte, ſich umſehend, auch Beuthien, eine Cigarre im Mund, langſam und wie gelangweilt aus dem Saal zurückkommen. Von neuen Ankömmlingen am Weiterſchreiten gehindert, mußte ſie ihn herankommen laſſen. Sie berührten ſich im Vorübergehen, aber er ſah ſie nicht, oder wollte ſie nicht ſehen.

Verſtimmt zog ſie ſich zu Hauſe auf ihr Zimmer zurück.

Ihre Lampe war nicht gefüllt und ſie ließ ihren Aerger an Anna aus.

„Dat is Madamm ehr Sak, Se hebben mi nix to ſeggen", widerſprach das Mädchen.

„Dummes Ding", fuhr Lulu auf, und eine Ohrfeige brannte auf der Wange der verdutzten Ungehorſamen.

Ohne ein Wort zu wagen, erfüllte die Gemaßregelte Lulus Befehle.

Dieſe plötzliche Energie des ſonſt ſo gleichmütigen, phlegmatiſchen Fräuleins imponierte ihr ſo, daß ſie verſtummte. Nur in der Küche ballte ſie heimlich eine Fauſt und brach eine ganze Viertelſtunde ſpäter vor Wut in Thränen aus.

Lulu hatte durch dieſe gewaltſame Entladung ihres aufgeſpeicherten Unmutes ihre Gemütsruhe wieder gewonnen. Sie ſtand ſchon lange auf keinem guten Fuß mit der Anna und freute ſich, ihr einmal „Mores" gelehrt zu haben.

Daß die Geſchlagene die Züchtigung ſo ruhig einſteckte, hatte ſie kaum erwartet. Das gab ihr Mut. Von jetzt an wollte ſie anders auftreten.

Es war ihr, als hätte ſie ſich mit dieſer Ohrfeige zugleich an allen anderen Mädchen gerächt, auf die ſie erboſt war, weil ſie Beuthiens Umgang und Freundſchaft genoſſen.

Sie lachte einmal im Genuß dieſer eingebildeten Rachebefriedigung auf. Am liebſten hätte ſie der Roten, mit der Beuthien vorhin getanzt, die Ohrfeige verſetzt, und der Paula gleichfalls, dem dummen Gör. Sie hätte ſie knuffen mögen, als ſie ſo wichtig mit ihrem Erlebnis herausplatzte.

Anna hatte eigentlich die ihr zugefügte Schmach mit einer Kündigung beantworten wollen, beſann ſich aber mit Rückſicht auf die gute Stellung, die ſie im Behnſchen Hauſe hatte, eines andern.

Im Stillen nährte sie von jetzt an einen glühenden Haß auf Lulu, der sie so viel als möglich aus dem Wege ging.

Zwei Tage später war Lulu im Laden der Wittfoth zufällig Zeuge, wie jenes Mädchen, Beuthiens Tänzerin, erzählte, daß sie am Mittwoch mit dem jungen Fuhrmannssohn getanzt hätte.

„Das is aber'n Flotten", schwärmte sie. „De danzt, dat's 'n Staat is".

Am Sonntag wolle er wieder tanzen, erzählte sie weiter, im Ottensener Park. Leider aber hätte ihre Madam großen Kaffee und so könne sie nicht fort.

„Und er bat mir doch so herzlich", schloß sie bedauernd.

Wie der Blitz kam Lulu der Gedanke: Da ist Gelegenheit. Dort kennt dich niemand. Am Sonntag besuchst Du den Ottensener Park.

Sie dachte nach, wie sie diesen abenteuerlichen Plan am leichtesten verwirklichen könnte. Sie war wie besessen von der Idee.

Eine in Altona wohnende Freundin fiel ihr ein, die derartigen leichtsinnigen Unternehmungen nicht abhold sein würde. Allein getraute sie sich nicht zu gehen. Vielleicht hatte jenes Mädchen, eine Mäntelnäherin in einem großen Altonaer Konfektionsgeschäft, irgend einen bekannten jungen Mann, der sie begleitete. Schlimmsten Falles konnte man jenes Lokal auch ohne Herrenbegleitung besuchen.

Die Freundin ging sofort auf ihren Vorschlag ein, Feuer und Flammen für ein Unternehmen, das pikanteste Unterhaltung versprach.

Man verabredete alles schriftlich, und Lulu sah in fieberhafter Aufregung dem Sonntag entgegen.

VIII.

Paula, die noch immer von der Erinnerung an jenen einen Tanz mit Beuthien zehrte, hatte auf ihrem Schulweg ihren Tänzer getroffen. Er hatte ihr von seinem Bock herab freundlich zugenickt, und sie hatte seinen Gruß kokett erwidert.

„Kennst Du den?" fragten drei, vier Stimmen zugleich, und ihre Freundinnen drängten sich neugierig an sie.

„Was sollt ich den nich kennen. Ich bin sogar mit ihm zu Tanz gewesen," erzählte sie.

„Das lügst Du," riefen die andern, wie aus einem Munde.

„Das ist doch wahr," behauptete Paula. „Fragt ihn doch."

Ungläubig trennte man sich.

Paula lechzte seitdem nach einer Wiederholung des wunderschönen Walzers. Aber wie sollte sie es anstellen? Zum Ausreißen hatte sie schon Mut, aber wenn man sie dort sähe, es ihrem Vater hinterbrächte?

Sie suchte mit Beuthien näher bekannt zu werden. Sie nickte ihm zuerst zu, wo sie ihn sah. Traf sie ihn vor seinem Stall beim Spülen der Droschken oder sonstiger Beschäftigung, so blieb sie keck stehen und redete ihn an.

Das erste Mal hatte er im Scherz mit der tropfenden Bürste nach ihr gespritzt. „Nu haben Sie mir meine reine Schürze naß gemacht," schalt sie ihn und zog schmollend ab. Aber schon am nächsten Tag dachte sie, ob er mich wohl wieder spritzt, und gesellte sich vorsichtig zu ihm.

Eigentlich hatte sie schon jemand, mit dem sie „ging", einen dreizehnjährigen

Lümmel von Jungen, einen Schüler der Mittelschule. Aber Bernhard Prüßnitz konnte nicht mit ihr zu Tanz gehen. So machte sie sich keine Gewissensbisse daraus, sich neben dem, mit dem sie „ging," noch eines Andern zu versichern, mit dem sie „tanzte."

Beuthien amüsierte sich über das Kind. Heimlich that es ihm auch wohl, daß jemand aus dem Behnschen Hause seine Freundschaft suchte. Er fragte Paula aus, und freute sich, wenn die Kleine auf Lulu schalt.

„Tanzt Deine Schwester auch," fragte er sie, als sie wieder seinem Reinigungswerk auf der Straße zusah.

„Und ob," war die Antwort. „Sie thut man immer so etepetete, aber die hat's faustdick hinter den Ohren."

Er lachte.

„Tanzen Sie Mittwoch wieder, Herr Beuthien?" fragte sie nach einer Pause, während welcher sie mit anscheinend großem Interesse beobachtete, wie er das linke Hinterrad der Droschke um seine Axe kreisen ließ, es waschend und schmierend.

„Gewiß, komm man hin, Deern," lachte er, ohne aufzusehen.

„Vor Mutter bin ich nich bange," meinte sie, „aber Lulu, das Uetz, paßt mir immer auf."

„Dann bring sie mit," scherzte er.

Lulu war entrüstet, als Paula ihr diese Einladung in aller Unschuld überbrachte.

„Das sag' ich Papa," schalt sie. „Du hast solche Dinge im Kopf?"

„Das kannst Du thun," antwortete Paula möglichst gleichgiltig. „Dann sag' ich Papa, daß Du Anna geschlagen hast."

Lulu lachte laut auf: „Zu kindlich."

Am Abend fragte sie die Schwester leise, im Vorübergehen: „Paula, ist es wirklich wahr, mit Beuthien?"

„Was denn?"

„Ach Du weißt ja, was ich meine."

„Ich lüg nicht so wie Du."

Zu jeder andern Zeit wäre Paulas Frechheit nicht ohne Erwiderung geblieben. Diesmal hörte Lulu sie kaum.

Eine halbe Stunde später war es Paula, die im Wohnzimmer leise hinter dem Rücken der Schwester auf die Sache zurückkam. „Wenn Du's Vater sagst, hau ich Dich," flüsterte sie.

Jetzt hätte Lulu gar zu gerne die gehörige Antwort gegeben, aber um die Mutter nicht aufmerksam zu machen, mußte sie auch diese angenehme Eröffnung stillschweigend entgegennehmen.

Im Grunde war Lulu das Treiben der Schwester höchst gleichgiltig. Ihr jetzt etwas in den Weg zu legen, sie sich zu verfeinden, wäre obendrein unklug gewesen.

Stand Paula mit Beuthien auf vertrautem Fuß, konnte sie ihr vielleicht noch gute Dienste leisten.

Am Sonnabend kam ein Brief der Altonaer Freundin, der Lulu zum Geburtstag einlud und besonders betonte, den Hausschlüssel nicht zu vergessen. Man wolle recht vergnügt sein, und es würde voraussichtlich spät werden.

„Dat is doch nett von Lene Kröger, dat se noch an Di denkt," meinte

Mutter Behn. „Se wär immer so'n lütt anghänglich Deern. Wat schenkst Du ehr denn?"

Lulu entschloß sich zu einem Bouquet und einer Tafel Vanillechocolade, die Lene so sehr liebte, wie sie sagte.

IX.

Hermann Heineckes Liebe zu Mimi Kruse war erfinderisch in allerlei kleinen Aufmerksamkeiten gegen das hübsche Mädchen, obgleich er sich mit Rücksicht auf Thereſe immer noch Zurückhaltung auferlegte. Sein gutes Herz erlaubte ihm nicht, Mimi mit einem Geschenk, einem Bouquet, einer Rose, oder was der Tag und der Zufall brachte, zu erfreuen und die Cousine leer ausgehen zu lassen. Und selten hatte er ja Gelegenheit, die Geliebte länger als fünf Minuten alleine zu sprechen.

Nebenbei widerstrebte es seinem Stolz, Heimlichkeiten mit ihr zu haben, sie zu bitten, der Tante und Cousine nichts zu erzählen, wenn er ihr eine Blume oder ein Fläschchen Odeur mitgebracht hatte. So sah er sich genötigt, alles zweifach und manchmal, um die Tante nicht zurückzusetzen, dreifach zu spenden, und mit der Erfindungsgabe des Verliebten dann den für Mimi bestimmten Gegenständen noch irgend einen kleinen Ueberwert zu verleihen, aus dem sie entnehmen konnte, daß er sie auszeichnen wollte.

Nur den Ring, den er ihr gekauft hatte, damit sie den häßlichen grünen Stein ablegte, hatte er ihr denn doch heimlich zusenden müssen. Ein solches Wertstück konnte er ihr unmöglich öffentlich überreichen, ohne die Kritik der Tante herauszufordern. Diese Heimlichkeit war in seinen Augen entschuldigt.

Mimi hatte den Ring mit unverhohlener Ueberraschung und lebhafter Freude entgegen genommen. Er ward zu einem gewichtigen Verbündeten der goldenen Brille Hermanns. Herr Heinecke war entschieden eine höchst annehmbare Partie, ein Verehrer, den man warm halten mußte. Sie fand ihn schon ansehnlicher, als vor acht Wochen, eigentlich doch gar nicht so übel.

Hermann freute sich der Wirkung des Ringes. Als er damals mit den beiden Mädchen nach dem Konzert soupiert hatte und er in seiner gehobenen Stimmung Thereſens Anwesenheit störend empfand, war ihm der lebhafte Wunsch gekommen, einmal einen Tag mit Mimi allein zu verbringen. Aber wie sollte er das anfangen. Er durfte sie doch nicht gradezu einladen, sie war doch immer das Ladenmädchen seiner Tante.

Und heimlich? Freilich, das Versteckspielen hat seine Reize.

Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Ein verabredeter Sonntagnachmittagsspaziergang nach der Elbschlucht, einem entzückend an der Flottbecker Chaussee gelegenen Restaurant mit wundervoller Aussicht auf den Elbstrom, drohte durch Thereſens Kopfschmerzen in Frage gestellt zu werden, als die Tante, durch Mimis kindlich zur Schau getragene Trauer gerührt, antrieb, den Spaziergang doch ohne Thereſe zu machen.

Es war ein herrlicher Maisonntag, als die beiden jungen Leute auf dem Rathausmarkt die Pferdebahn verließen, um eine Droschke erster Klasse anzurufen. Mimi, entzückt über Hermanns Gentilität, strahlte vor Vergnügen, als

sie, bequem in den weichen Fond des sauberen Gefährts zurückgelehnt, wie eine Dame durch die Straßen rollte.

Sie sah allerliebst aus. Ihre volle, jugendfrische Büste kam in dem straff anliegenden schwarzen Jäckchen, das sich wirkungsvoll von dem schlichten, perlgrauen Kleid abhob, zur schönsten Geltung. Eigenhändig hatte ihr Hermann eine dunkelrote, halberschlossene Rose ins Knopfloch gesteckt. Ein leichtes Strohhütchen, nur mit weißen, duftigen Spitzen garniert, stand ihrem frischen lachenden Gesicht vortrefflich.

Hermann, der auch seine kleinen Schwächen besaß, hatte Mimis Vorliebe für das Pincenez das Opfer gebracht, sich ein solches zuzulegen, und war nun alle paar Minuten beschäftigt, den ungewohnten Nasenreiter mit seinen bismarckfarbenen Händen — er trug mit Vorliebe diese Modehandschuhe — wieder in den Sattel zu setzen. Uebrigens verlieh diese Gesichtszierde ihm ein vornehmeres Aussehen, und die Wenigsten suchten gewiß in diesem distinguierten Paar einen Volksschullehrer und eine Ladenmamsell.

Unterwegs entschloß man sich, die Fahrt, die beiden viel Vergnügen bereitete, etwas weiter auszudehnen und befahl dem Kutscher, nach dem eine halbe Stunde weiter elbabwärts gelegenen Parkhotel zu fahren. Von da wollte man mit einem der kleinen Elbdampfer nach Hamburg zurückkehren und den Tag in irgend einem Konzertgarten beschließen.

Aber ein Blick in den Vergnügungsanzeiger, der im Hotel auslag, hatte Mimis Tanzleidenschaft angeregt, und in guter Laune beschlossen sie, auf Hermanns Vorschlag, dem nächstgelegenen Tanzlokal, dem Ottensener Park, einen Besuch abzustatten, wo man sich so gut wie fremd fühlen und ohne Furcht gesehen zu werden, der höchste Vorteil einer großen Stadt, unter die Tänzer mischen durfte.

Arm in Arm gingen sie einen einsamen Seitenweg durch die Felder, der Umweg war ihnen willkommen, dem Tanzlokale zu. Es war schon dämmerig. Lange Strecken gingen sie zwischen Hecken und Knicks, oder auf schmalen Fußsteigen an Wiesenrändern, ohne einen Menschen zu treffen.

Mimi war sehr aufgeräumt. Die genossene Chartreuse that ihre Wirkung. Man alberte mit einander, suchte sich in die kleinen wasserlosen Gräben zu drängen, kitzelte sich mit langhalmigen Gräsern unter die Nase und trieb allerlei Kindereien.

Mimi war selten so animiert gewesen. Alles erschien ihr in rosigem Licht heute, auch Hermann. Er kam ihr fast hübsch vor.

Ihre Gedanken nahmen in der Einsamkeit der Felder mit einem Mal eine eigentümliche Richtung an, und sie erschrak mitten unter ihren Narrheiten.

Gab es eine passendere Gelegenheit für ihn, sich auszusprechen? Forderte ihn nicht alles dazu auf? Ob ihm gar keine derartigen Gedanken kommen würden?

Sie ward stiller und ging nicht mehr auf seine Neckereien ein. Einige Minuten gingen sie schweigend weiter, sie vorauf, er durch die Enge des Weges genötigt, hinter ihr.

„Sehen Sie, die blühen schon", rief sie plötzlich, stehen bleibend, und zeigte auf einen schwankenden, überhängenden Weißdornzweig, an dem die ersten Knospen sich erschlossen hatten.

Er wollte ihr den Zweig brechen, aber sie erhob sich auf den Zehen und streckte, den Sonnenschirm fallen lassend, beide Arme danach aus.

Da sie vor ihm stand, mußte er sie gewähren lassen. Aber sie mühte sich vergeblich und er griff über ihre Schulter weg gleichfalls nach dem Zweig.

Wie sie so aneinandergedrängt standen, alles an ihrem schlanken, jugendkräftigen Körper straff gespannt, faßte es ihn mit Gewalt. Er umfing sie und drückte der erschrocken Aufkreischenden einen heftigen Kuß auf den Mund.

Hatte sie auch an etwas derartiges vorhin mit halbem Wunsche gedacht, und in ihrer Chartreuseſtimmung eine romanhafte Entwicklung dieses Spazierganges nicht ungern gesehen, so fühlte sie sich doch bei dieser unerwarteten Berührung plötzlich ernüchtert. Sein heißer Atem, die feuchte Wärme seiner breiten, schwülen Lippen flößten ihr Widerwillen ein. Der Bier- und Cigarrendunst aus seinem Munde erregte ihr Ekel.

Scham, Zorn und Bestürzung ließen sie anfangs auf Sekunden verstummen. Wortlos ordnete sie ihre verschobenen Kleider. Aber der Unmut auf ihrem Gesicht, der sich in jähem Wechsel zwischen rot und weiß verfärbte, zeigte ihm deutlich, daß er zu kühn gewesen war.

Betreten suchte er durch einen flauen Scherz über die Verlegenheit hinweg zu kommen.

„Das lassen Sie aber bitte nach", sagte sie nach einer kurzen, peinlichen Pause. „Dann kehre ich sofort um".

„Aber Fräulein, Sie werden doch nicht", zweifelte er.

„Ganz gewiß", beteuerte sie.

Sie empfand schon Mitleid mit ihm. Er sah gar zu bestürzt aus.

„Wenn Leute kommen. Hier auf offenem Felde", lenkte sie ein.

„O, das hat niemand gesehen", meinte er, glücklich, sie ihre gute Laune wieder gewinnen zu sehen.

„Sind Sie mir böse"? fragte er, sich ihr nähernd.

„Ja". Trotzig trat sie einen Schritt hinter ihn, als fürchte sie eine neue Umarmung. Der Bierdunst seines Atems hatte sie wieder gestreift.

Nun wurde auch Hermann ärgerlich. Hatte sie sich nicht frei und ausgelassen genug benommen, daß er auch seinerseits sich wohl vergessen konnte?

„Wenn es Ihnen lieber ist, Fräulein Kruse", sagte er verletzt, „so bringe ich Sie bis zur nächsten Pferdebahn. Es thut mir leid, wir waren so vergnügt, und ich bitte Sie um Verzeihung".

Sie wurde ganz rot. Was fiel ihm denn ein? Das hatte sie nicht erwartet. Er hätte freilich den Kuß unterwegs lassen können, aber so tragisch war doch die Geschichte nicht. Oder sollte er selbst vielleicht genug von der Partie haben und die Gelegenheit benutzen wollen, sich ihrer für den Rest des Abends zu entledigen?

„O, ich finde die Pferdebahn auch alleine", gab sie ihm schnippisch zur Antwort.

„Wenn Sie es vorziehen, bitte". Er gab ihr den Weg frei und lüftete den Hut.

Sie zögerte und bohrte die Spitze ihres weißen Spitzenschirmes in den tiefen weichen Sand.

„Sie sind abscheulich!" stieß sie plötzlich hervor. Sie zog die Unterlippe unter die Oberlippe und Thränen standen ihr in den Augen.

Sofort war er gerührt.

„Aber liebes Fräulein, machen Sie doch keinen Unsinn. Kommen Sie". Er legte ihren Arm mit sanftem Zwang in den seinen und zog sie mit sich.

Zum Schein sich sträubend, mit der behandschuhten Rechten eine große Thräne von der linken Backe wischend, folgte sie ihm. Sie schämte sich und ein noch halb mit dem Weinen kämpfendes Lachen förderte einen drolligen, hellen, glucksenden Ton zum Vorschein.

Dieser komische Laut gab Anlaß zu erneutem Lachen und der Friede war geschlossen.

Sie hätte sich jetzt noch einmal von ihm küssen lassen, aber er ging sittsam neben ihr her.

Der Umweg erwies sich größer, als Hermannn ihn geschätzt hatte, und es herrschte völliges Dunkel, als man aus den Feldern heraus in den bebauten Weg einbog, der nach dem erwähnten Tanzlokal führte. Die Straßenlaternen brannten schon, und auch der nun sichtbar werdende Garten, das Ziel der Wanderung, erstrahlte im Licht seiner vielen Lampen.

X.

Der Ottensener Park war ein altes Etablissement. Früher bei den kleinen Bürgersleuten, namentlich der Nachbarstadt Altona, als Konzertgarten sehr beliebt, hatte er in den letzten Jahren eine kleine Wandlung durchgemacht und erfreute sich jetzt vornehmlich des Zuspruchs der jungen tanzlustigen Welt.

Selbst aus Hamburg kamen die jungen „Herren", Kommis, Hausknechte und Gesellen hierher. Das „Damenpublikum" bestand zum größten Teil aus Näherinnen, Schneiderinen, Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen. Hin und wieder mochten auch unlautere Elemente sich hierher verirren, die sonst in St. Pauli, der fröhlichen Vorstadt Hamburgs, ein ergiebigeres Feld für ihre Thätigkeit fanden.

Hermann und Mimi eilten durch den kiesbestreuten Garten. Zahlreiche unter lichtdämpfenden Milchglaskuppeln brennende Flammen erleuchteten ihn, gereichten ihm aber, teils kandelaberartig von grün angestrichenen Pfählen getragen, teils wie Lampions auf von Pfahl zu Pfahl laufenden Drahtbögen aneinandergereiht, keineswegs zur Zierde.

In dem kleinen gleichfalls mit dem geschmacklosen grünen Anstrich versehenen Orchesterpavillon trug eine Kapelle populäre Musikstücke vor.

Die scharfen Rythmen des Wiener Gigerlmarsches und der Glanz der vielen, von dem dunklen Hintergrund des Busch- und Laubwerks sich abhebenden Lampen versetzten die beiden vom Wege etwas ermüdeten Ankömmlinge sofort in einen eigenartigen, nervenprickelnden Rausch. Die gedämpften Klänge eines zweiten Orchesters lockten sie in den Saal. Es war voll drin, und sie mußten eine Weile stehen, bis sie an einem Seitentisch Platz fanden.

Die Hitze zwang auch sie, Hut und Ueberkleider in der Garderobe abzugeben. Hermann und Mimi waren beide keine Neulinge mehr auf einem solchen Tanzboden. So bewegten sie sich denn ungeniert zwischen den tanzlustigen Paaren.

Als sie nach dem ersten Walzer sich dem Rundgang durch den Saal anschlossen, gewahrte Hermann Lulu Behn an dem Arm eines kleinen schmächtigen Tänzers mit sehr pomadesatter, glattgescheitelter Frisur.

Er war erstaunt.

„Ist das nicht die von drüben"? fragte er Mimi.

Sie folgte seinem Blick.

„Wirklich, Lulu Behn! Nein, sag einer, wie kommt die hierher"?

„Ja, wie kommen wir hierher"? lachte Hermann.

„Aber die?", meinte Mimi.

Sie sah Lulu in diesem Augenblick einer langen, hageren Brünette, die unter den Zuschauern stand, einen resignierten Blick zuwerfen und leicht die Achseln zucken, worauf ein breites, spöttisches Grinsen das sinnliche gutmütige Gesicht der anderen keineswegs verschönte.

„Das wird interessant", meinte Hermann. Bald hatte auch Lulu Mimi entdeckt und ihr mit erstaunt in die Höhe gezogenen Brauen einen verwunderten Blick zugeworfen, dem sie sofort ein verständnisvolles Lächeln folgen ließ. Dann machte sie sich aus dem Arm ihrer Freundin los, mit der sie die letzte Polka getanzt hatte, und eilte auf Mimi zu.

„Um Gotteswillen, Fräulein, erzählen Sie nichts" bat sie ängstlich. „Mein Vater schlägt mich tot".

„Sein Sie ohne Sorge", tröstete Mimi. „Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus".

Dumme Person, dachte Lulu, sagte aber aufatmend: „das meine ich auch. Schöne Seelen finden sich".

„Die Hitze aber, was"? setzte sie, sich Kühlung zufächelnd, hinzu und entfernte sich mit einem leichten, vertraulichen Nicken.

Ein semmelblonder, überhöflicher Kommi oder Barbiergehilfe bat in singendem, sächselndem Dialekt Mimi um die Ehre eines Tanzes, und Hermann mußte wohl oder übel ebenso höflich gewähren.

Da Lulu ohne Tänzer geblieben war, engagierte er sie zu diesem Walzer. Sie war höchst erfreut. Hatten sie erst mit einander getanzt, brauchte sie keinen Verrat mehr zu befürchten.

Hermann, selbst ein guter Tänzer, hatte selten eine so gute Tänzerin gefunden. Er hatte ihr diese Leichtigkeit nicht zugetraut.

Mimi tanzte auch vortrefflich, aber etwas lebhaft, ungeduldig. Dieses sanfte, anstrengungslose Wiegen und Drehen mit Lulu gefiel ihm, wie sie selbst auch.

Sie sah vorteilhaft aus und wußte sich lebhaft und zwanglos zu unterhalten.

Nur ihr hastiges, unstetes Umhersuchen mit den Augen fiel ihm sonderbar auf.

„Suchen Sie jemand, Fräulein", fragte er.

„Nein. Ich? Warum? Meine Freundin", stotterte sie.

Einen Augenblick vergaß Hermann über Lulu Mimi und den Semmelblonden, bis sie beim Anschließen vor ihm zu stehen kamen und er sich über die singenden Komplimente des Sachsen ärgerte, um so mehr, als Mimi in heiterster Laune auf das fade Geschwätz einging.

Seine Eifersucht erwachte, und er verstummte Lulu gegenüber, die befremdet diese Veränderung bemerkte.

Auf einmal ging ein Flüstern durch die Reihen, und neugierig wandte sich hier und da ein Mädchenkopf nach dem Eingang des Saales.

„Der schöne Wilhelm", ging es halblaut von Mund zu Mund.

„Wer?“ wandte sich Hermann an seine Tänzerin.

Lulu war ganz blaß geworden und schien seine Frage überhört zu haben.

Mimi aber wandte sich lachelnd um.

„Kennen Sie den nicht?“ fragte sie das Paar.

„Nein, wer ist das?“ fragte Hermann zurück.

„Der schöne Wilhelm, Wilhelm Beuthien, unser Beuthien, den kennen Sie doch. Sehen Sie, da steht er ja“, gab Mimi Auskunft. Sie zeigte ungeniert mit der Hand nach dem Pfeiler in der Nähe des Saaleingangs.

„Ach“, rief Hermann. „Gewiß, das ist also der schöne Wilhelm? Na, jeder nach seinem Gusto. Die Damen müssen's wissen“.

„Aber sind Sie nicht wohl, Fräulein?“ wandte er sich erschrocken an Lulu.

„Bitte, nein, es ist nichts. Die Hitze“, stammelte sie, ihr Taschentuch wie zur Kühlung vor das Gesicht haltend. „Wollen Sie mich entschuldigen, Herr Heinecke.“

Sie hatte seinen Arm fahren lassen.

„Da steht meine Freundin schon“, rief sie und ehe Hermann etwas erwidern konnte, hatte sie sich einen Weg zu jener gebahnt.

„Laß man, Cäsar, das giebt sich“, witzelte der Semmelblonde. „Wird wohl wieder werden“.

Wilhelm Beuthien hatte von seinem etwas erhöhten Standpunkt aus sofort Lulu Behn bemerkt und auch ihr Erblassen, als ihre Blicke sich trafen. Das grenzenlose Erstaunen, sie hier zu treffen, wich bald der geheimen Freude, der Erfüllung seines lange gehegten Wunsches so unerwartet nahe zu sein.

Ob sie mit der Ladenmamsell von der Ecke gekommen war?

Sonderbar. Oder — —

Ein überlegenes Lächeln flog über sein hübsches Gesicht. Die vielen begehrlichen Mädchenblicke unbeachtet lassend, suchte er, ohne seinen Platz zu verändern, Lulu mit den Augen. Er hatte sie bald wiedergefunden. In einer Ecke des Saales stand sie in eifrigem Gespräch mit der Freundin.

Kurz entschlossen ging er auf die beiden Mädchen zu, ließ Lulu fast unbeachtet und forderte Lene Kröger zum Walzer auf.

Lulu biß sich auf die Lippe und trat einen Schritt zurück. Sie war kreideweiß geworden und zitterte. Es war ein Stuhl in der Nähe und sie war froh, sich setzen zu können.

Lene Kröger hatte mit einem jungfräulichen Erröten Beuthiens Arm genommen, vergebens bemüht, zu verbergen, wie sehr sie sich durch diese unerwartete Aufforderung geschmeichelt fühlte.

Mit zusammengekniffenen Lippen und wutfunkelnden Augen verfolgte Lulu die beiden.

Lene Kröger galt früher für die beste Tänzerin in diesen Kreisen, eine Schwester von ihr war sogar Solotänzerin beim Ballett der Zentralhalle.

Lene tanzte auch jetzt noch gut. Wie graziös die hagere, eckige Person sich zu wiegen verstand.

Lulu kochte vor Eifersucht nnd Zorn. Die Schmach!

Beuthien schien kein Ende finden zu können. Und wie die Lene lachte. Er sprach in einem fort mit ihr.

Endlich verstummte die Musik und die beiden kamen zurück. Mit einer kurzen, nachlässigen Verbeugung und einer schlenkernden Armbewegung schleuderte Beuthien das lange Mädchen förmlich auf seinen Sitz zurück.

„Der tanzt aber", stieß Lene hochatmend hervor und fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu.

Lulu war dem Weinen nahe. Mühsam bezwang sie sich.

„Das sind ich gemein von Dir", zischte sie.

„Na nu, was kann ich denn dafür?" fragte Lene unschuldig.

Lulu schwieg.

„Kind, sei doch nicht pütscherig", lachte die gutmütige Brünette. „Er wagte sich nur nich ran."

Das log sie allerdings und Lulu brummte:

„Unsinn."

„Er kommt noch, paß auf", behauptete Lene. „Er fragte mich, ob Du gut tanztest."

„Und was sagtest Du?" fiel ihr die Gekränkte hastig ins Wort.

„Wie Etelka vom Ballett", scherzte die andere. „Aber siehst Du? Er sucht Dich schon".

Die Musik setzte wieder ein und spielte einen Rheinländer.

„Mein Gott, was ist das? Rheinländer?" fragte Lulu bestürzt. „Den kann ich nicht."

„Ach was, wag's nur. Wenn er ihn nur kann", meinte Lene.

Und da war er auch schon.

„Mein Fräulein".

Mit einem leisen Anflug von Spott und einem zweifelnd fragenden Blick pflanzte sich Beuthien mit lautem Hackenschlag fast militärisch vor Lulu auf.

Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, ihm einen Korb zu geben.

Was fiel ihr ein?

Mit einer stummen Verbeugung nahm sie seinen Arm. Ihr schwindelte. Das Blut strömte ihr gewaltsam nach dem Kopf. Sie hörte kaum die Musik.

Zum Glück trat er nicht gleich mit ihr zum Tanz an, sondern schloß sich den promenierenden Paaren an.

„Auch'n bischen hier, Fräulein", begann er die Unterhaltung. „Wie kommt denn das?"

„Ja, es machte sich so. Meine Freundin", sagte sie stockend.

„Nettes Mädchen", lobte er. „Rank und schlank. Schröder heißt sie?"

„Kröger", berichtigte sie.

Die Reihe war an ihnen und sie tanzten. Beuthien tanzte Walzer nach dem Rythmus des Rheinländers, und sie überließ sich aufatmend seiner Führung.

„Wie 'ne Feder", schmeichelte er ihr während des Tanzes.

„Meinen Sie?"

Er hob sie statt einer Antwort mit kräftigem Schwunge vom Boden, so daß sie einige Sekunden frei in seinen Armen schwebte. Beim zweiten Mal, es schien ihm Vergnügen zu machen, schrie sie leise auf. „Nicht, nicht", keuchte sie.

Er schwenkte sie jedoch ein drittes Mal, so daß sie die Zähne zusammenbiß.

„Hoch geht's hier her, Fräulein. Das ist mal nicht anders".

Sie lachte. Ein nie gekanntes Wohlgefühl kämpfte ihre Scham nieder.

„Wenn der Alte das wüßte", ängstigte er sie.

„Um Gottes Willen", flüsterte sie, als ständen Aufpasser hinter ihnen.

„Der Segen", meinte er bezeichnend.

So kamen sie auf ihre Familie zu sprechen. Er ließ Lulu nicht von sich und tanzte auch den folgenden Tanz mit ihr.

Sie, überglücklich, doch ihren Zweck erreicht zu haben, ward immer gesprächiger und munterer. Sie ließ sich von ihm mit Bier traktieren, er lud auch ihre Freundin ein, Jugenderinnerungen kamen zur Sprache, und eine gemütliche Vertraulichkeit griff um sich.

„Da liegt der Hund begraben", meinte Mimi, als sie mit Hermann an dem Tisch vorüber ging, wo die Drei sich gütlich thaten.

„Sollte sie wirklich?" fragte Hermann. „Eine Verabredung?"

„Gewiß", versicherte Mimi. „Die ist nicht so fromm, als sie aussieht. Ich kennne meine Pappenheimer."

Im Grunde kannte sie ihre Pappenheimer nur sehr oberflächlich und war nicht weniger als Hermann erstaunt, Lulu Behn mit dem jungen Droschkenkutscher in solcher Intimität auf dem Tanzboden zu treffen, denn die Jugendbekanntschaft der Beiden war ihr fremd.

Mimi, neben Lulu die „vornehmste" Erscheinung unter allen „Damen", war viel begehrt und konnte nicht genug vom Tanzen bekommen. Immer bat sie, nur einen Walzer noch, und Hermann mußte nachgeben.

Er selbst fand nicht ganz seine Rechnung bei diesem Vergnügen. Es wollte ihm nicht recht wohl werden unter den „Hausknechten" und „Häringsbändigern". Und dann plagte ihn die Eifersucht und er war chokirt, daß Mimi an solchen „Herren" überhaupt Gefallen fand und sie auf gleiche Stufe mit ihm stellte.

Je ausgelassener Mimi wurde, je reizender sah sie aus. Es war ein Feuer in dem Mädchen, das er noch lange nicht erkannt hatte, wie er wohl merkte. Seine Leidenschaft hätte Kuß auf Kuß gewagt, wenn er in diesem Augenblick mit ihr jenen einsamen Feldweg gegangen wäre.

Einen Handkuß hatte er während eines Walzers sich erlaubt und er war ihm ungestraft durchgelassen worden. Wenn er doch nur eine Stunde mit ihr allein sein konnte. Aber sie war ja nicht aus dem Saal fort zu bringen. Welche Tanzwut!

Endlich hatte er sie zum Gehen überredet. Als er ihr in der Garderobe behilflich war, kostete es ihm Mühe, sich in Gegenwart der Garderobenfrau zu beherrschen. So berauschte ihn ihre Nähe und das Veilchenparfüm, das ihrem schwarzen Jäckchen entströmte.

„Wir nehmen eine Droschke," entschied er.

„Unsinn," protestierte sie. „Die haben Sie nicht unter zehn Mark."

„Einerlei," beharrte er. Sollte er jetzt steif neben ihr in der Pferdebahn sitzen, wo jede Fiber in ihm nach einer Wiederholung der Heldenthat vom Feldweg drängte? Er wollte sich aussprechen, noch heute.

Er griff in die Tasche, um das Garderobengeld zu entrichten.

Was war das? Er suchte in allen Taschen, sein Portemonnai war fort.

Mimi sah ihm erschrocken zu.

Er stürzte in den Saal zurück und kam blaß und verstört wieder. Das Portemonnai war verschwunden. Es enthielt ein Zwanzigmark-Stück und einiges Silbergeld, fünf bis sechs Mark, wie er schätzte.

Die Kellner liefen zusammen, der Wirt kam. Man zuckte die Achseln, bedauerte, aber was sollte man dabei machen? Es blieb nichts übrig, als sich vorläufig in den Verlust zu fügen.

Nun mußte man schon mit der Pferdebahn vorlieb nehmen. Aber, es fiel Hermann jetzt erst ein, hatte ja auch dafür keinen Pfennig.

„Haben Sie Geld bei sich, Fräulein?“ fragte er zögernd.

Sie errötete heftig.

„Zwanzig Pfennige,“ lachte sie verlegen.

Einen Augenblick war man ratlos, bis Mimi zaudernd Lulus Namen nannte. Was half es, man mußte es versuchen. Unmöglich konnte man den weiten Weg von Ottensen nach Hause in der Nacht zu Fuß gehen.

Lulu war erfreut über diese neue Gelegenheit, sich die beiden zu verpflichten.

Sie begann den Fahrpreis in Zehnpfennigstücken abzuzählen.

„Lassen Sie doch den Pfennigkram,“ schalt Beuthien, zog sein Portemonnai und wog es protzig in der Linken.

„Bitte nehmen Sie,“ drängte er Hermann ein Zehnmarkstück auf. „Wir sehen uns ja wieder.“

Ungern nahm Hermann grade von Beuthien diese Gefälligkeit an, aber um nicht unartig zu sein, weigerte er sich nicht lange.

Das war ein unerfreulicher Schluß des Tages. Es war keine Aussicht vorhanden, das Verlorene oder Gestohlene wieder zu erlangen. Das Vergnügen war ihm teuer geworden. Der Ring, den er Mimi geschenkt hatte, stand auch schon auf dem Conto dieses Monats, nun noch dieser Verlust, da hieß es, bis zum nächsten Ersten sich sehr einschränken. Es ging so schon bis hart an die Grenze seiner pekuniären Kräfte, seine Liebe kostete ihm viel.

Mimi wurde in der Pferdebahn müde und gähnte ein paar mal herzhaft. Hermann konnte nicht über seinen Verlust hinweg kommen. Beinahe bereute er diese Extravaganz, wie er jetzt gesonnen war, seinen Ausflug mit Mimi zu nennen. Er war mit einmal sehr ernüchtert, und Mimi kam ihm, wie sie sich schläfrig in die Ecke des Wagens drückte, sehr unvorteilhaft vor.

Doch als sie sich trennten, und sie mit aufrichtigem Herzenston ihren Dank für den „wunderschönen“ Tag sagte, schlugen die alten Flammen wieder auf.

Ach was! dachte er. Es war doch schön. Der Kuß zwischen den Hecken fiel ihm ein.

„Zum Lohn,“ bat er und legte seine Hand auf die ihre, die bereits den Griff der Ladenthür berührte, die er ihr dienstwillig aufgeschlossen hatte.

Eine Sekunde sah sie ihn verständnislos an. Er umfaßte sie, und halb müde, halb in gutherziger Aufwallung, ließ sie es geschehen, daß er sie küßte.

XI.

Einige Tage nach diesem „himmlischen“ Ausgehsonntag Mimis war Herr Emil Pohlenz, von der Firma Müller und Lenze, ohne Probenkoffer, im Gesellschaftsanzug, mit hellen Glacés und modernstem Cylinder in einer Droschke vorgefahren und hatte um die Hand der Frau Caroline Wittfoth angehalten.

Unter gegenseitiger Verlegenheit, die hinter Räuspern und Fußscharren einen Versteck suchte, hatte man sich den schmalen Korridor entlang bis ins gute Hinterzimmer komplimentiert. Der große, altväterische Kleiderschrank, der diesen Gang noch beengte, hatte es auf dem Gewissen, daß der etwas kurzsichtige Herr Pohlenz im Eifer der Höflichkeit die Wand streifte und mit einem weißen Aermel die „gute“ Stube erreichte.

Das hatte willkommenen Anlaß gegeben, im Verlauf der Reinigungsbemühungen die beiderseitige Verlegenheit zu überwinden.

Auf der Kante des verblichenen gelbbraunen Rips-Sessels balancierend, mit schmachtendem Blick über das goldene Pincenez hinweg, hatte dann Herr Pohlenz der Witwe sein Herz zu Füßen gelegt, „nach reiflicher Ueberlegung und mit der festen Ueberzeugung, daß sie zusammen glücklich werden würden".

Frau Caroline hatte ihrerseits kein Hehl daraus gemacht, daß sie in ihrem fünfjährigen Witwenstand noch keineswegs die Vorzüge der Ehe zu schätzen verlernt hatte, und ließ durchblicken, daß die gebotene Gelegenheit zur Rückkehr in den verlassenen Hafen ihr einer Beachtung nicht unwert erschien.

Herr Pohlenzens kaufmännische Tüchtigkeit würde unbedingt das Geschäft ungeahntem Glanz entgegenführen, das Kapital von sechstausend Mark, das er mitbrächte, wäre nicht zu verachten und was „das Uebrige" anbelangte, so fühlte sie sich ungemein geschmeichelt und wäre überzeugt, daß gegenseitige Achtung und Rücksichtnahme das erhoffte Glück verbürgen würden.

Herrn Pohlenz stellte seine Achtung, seine ganz besondere Hochachtung über allen Zweifel, und „Rücksichtnahme, mein Gott, Rücksichten müßten wir ja alle nehmen. Wie sollte sonst die Welt bestehen".

Nachdem man noch eine Viertelstunde über das Glück der Ehe im Allgemeinen und die Vorteile einer Verbindung Wittfoth und Pohlenz im Besondern mehr oder weniger sentimentale Betrachtungen angestellt hatte, mußte Frau Karoline doch bitten, sie nicht schon heute zu diesem inhaltsschweren Schritt zu drängen. Acht Wochen Bedenkzeit möge er ihr gestatten, dann wollte sie sich endgiltig entscheiden, und, wie gesagt, sie wisse die Ehre zu schätzen.

Herr Pohlenz wollte durchaus nicht drängen. Acht Wochen wäre zwar eine lange Zeit, wenn es sich um das Glück eines Lebens handelt. Hierbei unterzog er seinen Cylinder von allen Seiten einer so genauen Besichtigung, als überlegte er, ob derselbe auch diese Prüfungszeit überstehen würde.

Aber es sei auch sein Grundsatz, betonte er, nichts ohne reifliche Ueberlegung zu thun. Kopf und Herz seien ihm immer, so zu sagen, wie Mann und Frau vorgekommen, und der Mann wäre dann doch immer „derjenige, welcher".

Diese Bemerkung, so geistreich sie in seinen Augen auch war, war doch immerhin für einen Freier etwas ungeschickt, und er suchte den Eindruck durch einen kurzen Verlegenheitshusten zu verwischen.

Frau Caroline bestellte noch, es fiel ihr grade ein, „an alles muß man selbst denken", ein Gros Perlmutterknöpfe, kleinste Nummer. Dann trennte man sich, nachdem Herr Pohlenz noch einige andere Muster ohne Erfolg angestellt hatte, mit verbindlichem Händedruck.

Der vertröstete Freier hatte noch nicht den Schlag seiner Droschke geöffnet, als auch schon Frau Caroline hinter seinem Rücken ihre Rechte heftig an den Falten ihres Wollkleides scheuerte.

In diese kalte, feuchte Hand sollte sie die ihre legen, für immer?

Jedenfalls würde sie sich das in den acht Wochen noch gründlich überlegen.

Die beiden Mädchen, die schon lange über Herrn Pohlenzens spekulatives Herz so gut im Klaren waren, als die teilnahmsvolle Nachbarschaft, hatten keinen Augenblick Zweifel darüber gehegt, welche geschäftlichen Angelegenheiten die Tante und Prinzipalin mit dem Stadtreisenden von Müller und Lenze in der Staatsstube zu verhandeln hatte.

Mimi wollte sich „tot“ lachen, als die Wittfoth auf die fragenden Blicke der Mädchen mit einem nicht mißzuverstehenden Lächeln deren Vermutungen bestätigte.

„Frau Pohlenz, gratuliere“, rief sie, sich schüttelnd vor Heiterkeit. Sie durfte sich diese Keckheit schon herausnehmen, da sie wußte, wie die Wittfoth über ihren Verehrer dachte. Sie fand es zu „gediegen“: Dieser Knirps, dieser Pomadenhengst.

„Wenn ich ihn nur nicht haben sollte“, meinte sie.

„Na, na!“ neckte Therese.

„Den? nicht vergoldet“, beteuerte Mimi.

Therese zweifelte im Ernst nicht an Mimis Abneigung gegen Pohlenz. Wußte sie nun doch zur Genüge, daß zwischen Hermann und Mimi ein ernsteres Verhältnis bestand, als sie sich bisher eingestehen wollte. Der Verkehr der Beiden hatte nach jenem, für Hermann so „teueren“ Sonntag die bisherige Unbefangenheit verloren. Es bedurfte nicht der Augen einer Eifersüchtigen, um das zu bemerken. Auch die Tante war hellsichtig genug, und hatte nicht nur Therese gegenüber Andeutungen gemacht, sondern auch ihren Neffen einmal selbst vorgenommen.

Hermann, der in der Seligkeit, in die ihn der freiwillig gewährte Gutenachtkuß versetzte, seinen Geldverlust schnell verschmerzt hatte, war mit sich und seiner Liebe im Klaren. Mimi oder keine.

So hielt er denn auch der Tante gegenüber nicht hinter dem Berg. Es sei seine feste Absicht, sich mit Mimi zu verloben. Ihres Jawortes glaubte er sicher zu sein. Von Michaelis an erführe sein Gehalt die planmäßige Aufbesserung um dreihundert Mark. Dann wolle er bei den Eltern des Mädchens werben, bis dahin aber auch Mimi noch nicht vor die Entscheidung stellen.

Frau Caroline hatte keine Gründe dagegen, hielt es aber doch für ihre Tantenpflicht, vor Uebereilung zu warnen.

Eigentlich berührte diese Frage sie nicht tiefer, als irgend eine andere. Ihr kam sogar der Gedanke an das Aufsehen, das eine Doppelverlobung verursachen würde. Tante und Neffe, Prinzipalin und Gehilfin, vielleicht an einem Tage. Das würde etwas für die Nachbarn sein.

Ja, seit Hermann die feste Absicht ausgesprochen, zu heiraten, hing auch sie ihren Heiratsgedanken noch eifriger nach.

Mimi hatte sich nach jenem Tag in Ottensen über die Küsserei geärgert. Sie war höchst unzufrieden mit sich. Wie sollte sie sich nun Hermann gegenüber benehmen?

An und für sich war ihr die „dumme Geschichte“ sonst nicht so unangenehm. Sie dachte nicht ohne Genugthuung an den Eindruck, den sie auf Hermann gemacht.

War Hermann jetzt im Zimmer, in ihrer Nähe, war es ihr immer, als müßte er sie jeden Augenblick umfassen und küssen. Gewöhnlich suchte sie sich den Rücken zu decken. Manchmal aber stand sie zitternd, wie unter einem Bann, wenn sie ihn hinter sich wußte und allein mit ihm, und wie ein Wunsch nach verbotenen Früchten stieg es heiß in ihr auf.

Das war nicht ohne Reiz. Aber es war doch auch sehr „genant“, Therese und der Prinzipalin gegenüber. Sie wäre auch noch eher darüber weg gekommen, wenn er nur die Unbefangenheit besser zu bewahren verstanden hätte. Aber das war jetzt alles so peinlich.

Oft war er befangen, wie ein Schuljunge, und dann wieder von einer Liebenswürdigkeit, die sie den andern gegenüber in Verlegenheit setzen mußte.

Daß er jetzt ihr gehörte, ganz, daß sie nur die Hand nach ihm auszustrecken brauchte, war ihr über jedem Zweifel. Ueber kurz oder lang mußte er sich erklären. Was dann?

Sie war wirklich in einer schwierigen Lage. Das Gefühl, das sie für ihn empfand, unterschied sich in nichts von dem Interesse, das ihr jeder gesunde Mann einflößte, der heiratsfähig und im Besitz seiner graden Glieder war. Liebe war das nicht.

Ueber die Liebe hatte sie überhaupt ihre eigenen Gedanken.

Wie hatte sie im vorigen Jahr für den braunen, schwarzbärtigen Postsekretär in der Neustraße geschwärmt. Und jetzt? Neulich sah sie ihn noch am Arm einer andern, seiner Braut vermutlich. Das Herz war ihr nicht gebrochen.

Und der hübsche Oberkellner im „Hirsch" in ihrer Vaterstadt Bergedorf, und der dunkeläugige, finsterblickende Bahnhofsinspektor, der ihr immer so interessant erschienen war, und zwei oder drei andere. Für jeden hatte ihr Herz schneller geschlagen, als für Hermann.

Ob das Liebe war?

Dann war es nichts Beständiges, die Liebe, und jedenfalls nichts Unentbehrliches zum Heiraten.

Freilich, sie möchte mal so recht verliebt sein, so ordentlich verliebt, wie es in den Büchern steht, und wie es sich Therese immer ausmalt.

„Du meine Wonne, Du mein Schmerz."

Therese hatte es ihr vorgelesen. Therese las sehr schön vor, so wie sie auf dem Theater sprechen, mit „schtehn" und „schpielen," und so mit Gefühl, daß man manchmal wirklich glaubte, sie meinte das alles so, und lese es nicht nur.

Aber die Dichter und Romanschreiber übertreiben immer.

Nein, Mimi hielt nicht viel von diesen hohen Gefühlen.

Und das mochte sie auch an Hermann nicht, daß er manchmal so sentimental sprechen konnte, so salbungsvoll, wie ein Pastor auf der Kanzel, was Therese grade so „reizend" an ihm fand.

Aber er war ja Lehrer, und die haben immer so etwas Apartes. Gewohnheit thäte ja viel. Wenn sie erst immer zusammen wären, fiele ihr das vielleicht nicht mehr so auf.

Frau Hauptlehrer Heinecke. Mimi prüfte oft in Gedanken, wie sich das ausnähme; es schien ihr nicht übel zu klingen.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Gedichte

von

John Henry Mackay.

(Aus der „Dichtungen“ dritter Folge.)

I.

Die Schuld der Reue.

Müde, wirren Sinnes, wundgeſchlagen
Von des Tages Geißel, irrte ich
Durch die Stadt, der eben zugetragen
Mich der Zufall. Blaß das Licht erblich.

Und ich fand ein Weib am Straßen-Rande.
Läſſig, tonlos, ohne Luſt und Kunſt
Warb ſie mich zu flüchtigem Liebesbande
Einer Nacht voll ſchnellvergeſſener Gunſt.

Wohin ſonſt? — Und ſo in ihren Armen
Schlief ich ein, wachte in ihnen auf —:
Als ich mich erhob — aus dieſen warmen
Armen — glomm der Morgen ſchon herauf.

Sie erwachte nicht. Auf ihren Zügen
Lag ein Lächeln ... Weiter nichts. Ich fand
Keine jener vielgeſtaltigen Lügen:
Hoffnung nicht, nicht Zweifel. Unbekannt

Schien ihr alles, was uns alle foltert:
Mitleid und Verachtung, Angſt und Haß,
Was durch unſere Stirnen raſſelnd poltert
Friedenmordend, ohne Unterlaß.

Die dich Sünderin nennen, Bajadere,
Thoren ſind ſie, Thoren, arm und krank! ....
Eine Wahrheit rings in dieſer Leere
Fand bei dir ich — dafür habe Dank!

Welche Wahrheit? — Schließe deine Ohren,
Schlummere weiter, lebende Geduld! . . .
Eine Weiſe biſt du unter Thoren —
„Reue iſt des Lebens einzige Schuld!“

II.

Die Oaſe.

Sonne, o leuchtende Sonne, wann ſenkſt du dich wieder! . . .
Wie ein Verdürſtender beug' ich zur rieſelnden Quelle mich nieder,
Trinke, trinke die Flut, welche Vergeſſenheit heißt . . .
Und durch die dorrende Wüſte des Lebens ſchreite ich, ſchreite,
Bis ich ihr Ende erreicht . . . Palmen und Dunkel. Bereite
Hier dir dein Lager, denn hier ruhen die Wanderer zumeiſt.

Schattenkühle und Quellengemurmel. Hoch mir zu Häupten
Glänzt ſchon ein tröſtender Stern. Von meinen wunden, beſtäubten
Füßen fällt die Sandale, von meinen Schultern die Laſt.
Das iſt die Wanderung des Lebens: tagsüber durch Wüſte zu gehen,
Um in verſchwiegener Nacht die Sterne des Friedens zu ſehen,
Dazu ſind wir verdammt! Wie ſpät oft, ach, kommt uns die Raſt!

Jählings werf' ich mich nieder. Nun, da mein Hunger geſtillt,
Bin der verachteten Laſt ich zu verzeihen gewillt —
Gleich dem erſchlagenen Feind ſank ſie zu Boden und ſchied.
Ich bin Sieger! — Und jetzt, ehe die öſtliche Nacht
Hinter die Ferne geſunken — dem Panther gleich, welcher ſich ſacht
Von ſeiner Beute geſchlichen — jetzt, Wanderer, ſinge dein Lied!

Welche entzückende Nacht! — Ich ſtütze das Haupt in die Hände,
Mühlos durchfließt mein Gedanke Jahrhunderte — Anfang, kein Ende —
Wiege des Menſchengeſchlechtes, der nichts mehr entſprießt!
Und ich ſinge den Sternen, dem flüſternden Quell und der Wüſte ſinge ich . . .
Lautlos horchen die Wipfel der Palmen . . . Unzählige Laute verſchlinge ich,
Bis der entſchlummernde Mund nur noch murmelt, bis er ſich ſchließt . . .
— —

Alles ein Traum und ein Schein, des Gehirnes flüchtige Geburten!
Nirgends ſind Palmen und Quellen, Oaſenkühle und Furten,
Doch auch im Abendland hier umſtarrt ſie, die Wüſte, uns rings.
Hier auch ſengt uns die Sonne der Mühſal mit tötlichen Strahlen,
Hier auch erreichſt die Oaſe der Ruhe du nur unter Qualen,
Hier auch narrt uns das ewige Rätſel des Lebens als ſchweigende Sphinx!

Sonne, o leuchtende Sonne, du rufst mich aufs Neue!
Gleich den Sorgen, dem Kummer, dem Wahn, so hältst du mir Treue —
Nur noch dies Wort — jetzt bin ich bereit, um weiter zu gehn . . . .
Denn meine Worte sind Tropfen, sie fallen von meinem Gefieder,
Welches dem Bad des Lebens entstieg — o ihr, meine Lieder,
Nur ein erhabenes Herz kann eure Sprache verstehn!

III.

Das gebeugte Haupt.

Ich sehe tief dein Haupt geneigt,
Tief über eines Buches Blätter.
Dein Mund, dein stolzer Mund, er schweigt —
Dein Herz, es schreit nach seinem Retter!

O teures, o geliebtes Haupt!
Von dunklen Flechten reich umwunden,
Von tausend Sorgen grau bestaubt,
In roher Arbeit Joch gebunden,

Ich sehe — niemals täuschst du mich! —
Dein Antlitz, überströmt von Thränen . . .
Geliebtes Haupt, wann hebst du dich,
An meine Schulter dich zu lehnen? —

Vom verlorenen Sohn des Darwinismus.*)

Aphorismen zur darwiniſtiſchen Weltanſchauung.

Von

Wilhelm Bölſche.

Es giebt Fin-de-Siekle-Geſtalten nicht bloß in der Kunſt. Auf allen Gebieten tauchen ſie auf, eine ſeltſame geſchlagene Armee, die nicht die Kraft hat, vorwärts zu gehen und nicht den Mut, ganz umzukehren. Es ſind ſympathiſche Geſtalten darunter, geiſtreiche Bankrotteurs, die mit glänzenden Aperçus auf den blutleeren Lippen ſich über ihre Lage täuſchen. Und ſchuldloſe Opfer ſind ſchließlich alle, denn es giebt Stunden, deren eherne Forderung gerade den Feinfühligſten zuerſt zerbricht.

Die typiſche Fin-de-Siekle-Figur des Darwinismus iſt Alfred Ruſſel Wallace, einſt der Mitbegründer der Zuchtwahl-Theorie, heute ein Kritiker des Darwinismus, der an entſcheidenſter Stelle die Flinte ins Korn wirft.

Ueber den Anfängen des Darwinismus, wie er vor jetzt beinah dreiunddreißig Jahren hervortrat, lag eine ungewöhnliche, farbige Friſche, wie ſie dem geſunden Urſprung aus der plaſtiſchen Vorſtellungswelt von Reiſenden entſprach. Reiſen iſt ein Univerſalmittel gegen Fin-de-Siekle-tum. Der Forſcher im Urwald, der praktiſch, inmitten der Fülle der Bilder, für ein ideales wiſſenſchaftliches Ziel ringt, bleibt dem entnervenden Salonſpiel mit den möglichen Konſequenzen dieſes Zieles fern. Darwin kam in dieſem Sinne aus dem Urwald. Hinter den ernſten Seiten ſeines Buches erſcheint es jeden Augenblick wie weite Panoramen: die Grasflächen der Pampasebene, aus deren Lehm der Reiſende den Panzer einer gigantiſchen ausgeſtorbenen Gürteltierart gräbt, — die meergetrennten rätſelſchweren Felſentrümmer der einſamen Galapagosinſeln, vor deren Tierwelt der Umwandlungsgedanke in dem Beſucher reift, — Bild um Bild mit der Geſundheit des Lebens. Und ſelbſt über die nachfolgende jahrelange Studierſtubenarbeit des Ausdenkens und Ausgeſtaltens der heimgebrachten Idee haucht ein grüner Wirklichkeitsduft, die Bäume des engliſchen Parks, der die glückliche Klauſe des begüterten Naturfreundes birgt, rauſchen hinein, der ſcharfe Seewind beizt die Worte, bis der klarſte, unzweideutigſte Ausdruck ſich herauskryſtalliſiert hat. In dieſe Atmoſphäre trat dann mit Wallace, dem Freunde, der an fernſtem Ort unabhängig auch den Zuchtwahl- und Entwickelungsgedanken erfaßt, erſt recht noch das Exotiſche, der Reiſe-Zauber. Lange Jahre hindurch hatte Wallace als unermüdlicher Pionier die Tropenländer Süd-

*) Der Darwinismus. Eine Darlegung der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl und einiger ihrer Anwendungen von Alfred Ruſſel Wallace. Deutſch von D. Brauns (Braunſchweig bei Vieweg).

amerikas und des malayischen Archipels durchforscht. Als er nach vierjährigem Kampf mit der Natur im Amazonasthale durch einen sinnlosen Schachzug dieser Natur, eine Feuersbrunst auf dem Schiffe, alle seine Sammlungen und Manuskripte verlor, hatte es ihn nicht einen Moment beugen können, acht andere Jahre hat er, in Verschärfung des Kampfes durch mißliche Gesundheitsumstände, von neuem sich der Arbeit an noch reicherem Ort unterzogen. Auf Borneo entstand seine erste Skizze über die natürliche Entwickelung der Organismen durch die Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein. Er sandte sie den Freunden in England, unbekannt damit, daß eben Darwin eine umfassende Arbeit beendigt über dasselbe Prinzip. Beide Werke erschienen gleichzeitig. Es gab keinen Prioritätsstreit. Der ältere Genosse im Verdienst räumte neidlos dem jüngeren den Ruhm der unabhängigen Entdeckung ein, der junge beugte sich begeistert dem ungeheuren Mehr, das Darwin seiner individuellen Fassung als Stütze zugebracht. Das Reisewerk des heimgekehrten Wallace erschien mit einer bewundernden Widmung an Darwin. Alles, was an Entäußerung des Persönlichen in echter Wissenschaft leben soll, und alles, was englische Höflichkeit noch speziell dazu geben konnte, vereinigte sich, um dem ersten Wiegenfeste des Darwinismus einen Duft der Anständigkeit zu verleihen, der mustergiltig ist.

Und doch giebt es nicht leicht zwei Leute, die nachmals wissenschaftlich so fundamental verschiedene Wege eingeschlagen haben, wie Darwin und Wallace. Darwin ist immer konsequenter geworden. Sein erstes Buch lehrte die Entwickelung der Tier- und Pflanzenarten auf Grund rein mechanischer Gesetze. Wenn im neueren Darwinismus, in den zum Teil ziemlich wertlosen Schulkämpfen des Tages mit ihren wahren Orgien der Begriffsverwirrung, jetzt bisweilen ein Gegensatz künstlich herausgefeilt wird von „mechanischer" Naturerklärung auf biologischem Gebiet und „darwinistischer", so kann es sich hinsichtlich der echten Grundsätze Darwins selbst nur um ein grobes Mißverständnis handeln. Ueber den Wert der speziellen Darwinschen mechanischen Lösung mit Hilfe der Zuchtwahl kann man sich streiten. Ueber das grundlegende Influßbringen der mechanischen Methode durch Darwin sollte kein Zweifel sein. Konsequent ging mit dem dritten Buche in seiner Reihe denn auch Darwin zur Anwendung der mechanischen Hypothese auf den Menschen über. Er entsprang denselben Gesetzen, und die Kulturgeschichte wurde fortan bloß ein besonderes Kapitel in der allgemeinen Entwickelungsgeschichte der Organismen, ein Zweig der Biologie, und der Rechnung zugänglich wie alles Mechanische.

Diesen Schritt hat Wallace nicht mehr mitgemacht. Er gab die Entstehung des physischen Menschen gewissermaßen (die Trennung selbst in Wallacischer Form bedeutet schon den Bankerott der mechanischen Biologie) zu. Gewisse menschliche Geisteseigenschaften aber sollten eine besondere außermechanische Quelle haben. Sie sollten als mystisch geoffenbarte Urweisheit in die Menschheitsentwickelung eingetreten sein.

Die Lösung, warum Wallace diesen Salto mortale machte, lag in einer einfachen Thatsache. Er war Spiritist geworden. Und sein Darwinismus war in der Folge ein Kompromißdarwinismus zwischen echter mechanischer Erklärung und der spiritistischen Offenbarungsdoktrin. Ist nun der Spiritismus an sich eine Fin-de-Siekle-Doktrin und deshalb das zu Beginn gebrauchte Wort vom Fin-de-Siekle-Darwinismus schon allein im Recht? Ich möchte das nicht so fassen. Der Spiritismus hat Vertreter in Menge grade unter unsern echtesten Fin-de-Siekle-Gestalten. Aber der Kern seiner Doktrin

ist ein uralter, ein ewiger, soweit wir menschliche Kulturentwickelung überhaupt verfolgen können. Er ist älter als die mechanische Erklärung der Weltbegebenheiten. Das Halbe, Kranke, Hinfällige des Fin-de-Siekle-tums braucht ihm keineswegs anzuhaften. Er ist nichts anderes als die konsequente Philosophie der Willkür. Wenn ich Geister annehme, die in das mechanische Geschehen eingreifen können, so erkläre ich damit offen, daß die rein kausale d. h. innerhalb des sichtbaren Weltmechanismus bleibende Verknüpfung der Dinge nur noch eine Möglichkeit sein darf beim Feststellen eines Sachverhalts, der die Möglichkeit mystisch-unberechenbaren Einflusses zum mindesten gleichberechtigt gegenübersteht. Wenn ich als Historiker beispielsweise untersuchen soll, wessen Kugel Gustav Adolph im Getümmel von Lützen gefällt hat oder wer der Vater Kaspar Hausers war, so darf ich als Spiritist nur als bedingte Hypothese zu Grunde legen, daß wirklich ein Mensch in der Schlacht die tötliche Kugel abgesandt oder ein menschlicher Vater Kaspar Hauser gezeugt hat, — ein mystischer Eingriff ist, so lange die Thatsache nicht festgestellt ist, ganz ebenso wahrscheinlich. In dieser Konsequenz ist der Spiritismus eine Weltanschauung, die nach meiner individuellen Ueberzeugung verkehrt ist, aber nicht in sich unlogisch zu sein braucht.

Was dem Wallacischen Spiritismus erst sein halbes, schwankendes, sein Fin-de-Siekle-Gesicht giebt, ist vielmehr eben seine Stellung zum Darwinismus. Wallace will die Zuchtwahl-Theorie, diese ehernste Säule einer mechanischen Biologie, was ihre Methode anbelangt, retten, ja er geht weit über ihren methodologischen Wert hinaus und faßt sie geradezu als die absolute Erklärung im Bereich der nichtmenschlichen organischen Entwickelung, als strikte Wahrheit. Er tadelt Darwin wegen seiner immer mehr erstarkten Skepsis gegen die Allgemeingiltigkeit der natürlichen Zuchtwahl für jenes Gebiet, er steift sich auf einen konsequenten Darwinismus, der Darwins Ketzereien gegenüber das Urprinzip vertritt. Und dennoch will er die spiritistische Willkürdoktrin in das Netz hineinspinnen vom Auftreten des Menschen an. Die Intelligenz der Säugetierform Homo soll von einer bestimmten Ecke ab außer der Zuchtwahl auch noch Einflüsse gewisser „höherer", unsichtbarer Intelligenzen erhalten haben, denen sie das Beste ihrer Kultur verdankt. So steht Wallace mit jedem Bein auf einem andern Boden. Er ist inkonsequent nach beiden Seiten und macht beide Weltanschauungen inkonsequent, indem er sie miteinander vermischt und an einander verdirbt.

Das aber ist für mich das Typische des Fin-de-Siekle-tums.

Es ist dieselbe Manier, die in der Theologie den historischen und den göttlichen Christus gern beide behalten möchte, die in der Politik einen patriotischen Kosmopolitismus, in der Nationalökonomie einen aristokratischen Sozialismus vertritt und die auf künstlerischem Gebiet den Realismus gleichzeitig erstrebt und schmäht. Halbheit, hier wie dort, — verbrämt in schöne Worte, klingelnd und posaunend in tausend Klängen — und doch Bankerott, hoffnungsloser Bankerott. Es giebt weltgeschichtlichen Unsinn in Masse. Auch der Weg der Wissenschaft ist damit gepflastert. Aber zu allen Zeiten hat auch der handgreiflichste Unsinn nur durch eine Macht zu siegen verstanden: durch den Mut der Konsequenz. Und er stand in solchen Momenten wirklich höher als ein Fin-de-Siekle-tum, das der Wahrheit nahe war, aber nicht den Mut hatte, sie auszusprechen.

Das Bedürfnis nach zusammenfassenden Werken über den Darwinismus

ist im Augenblick nicht allzu groß. Stärker als je befinden sich die Einzelresultate im Fluß. Ein ganzer Kreis jüngerer Forscher wagt — in einer allerdings oft sehr drolligen Weise — das Wort „Darwinismus“ kaum noch in den Mund zu nehmen aus Angst, damit irgend eine Konzession zu machen, die dem unbefangenen Urteil vor den Thatsachen schaden könnte. Aber auch wo etwas mehr gereiftes Selbstvertrauen unbefangen zwischen Scylla und Charybdis der schwankenden Hypothesen durchzufahren sich erkühnt, ist das Gefühl dafür, wie viel noch zu thun sei, im allgemeinen stärker als der Wunsch nach glattem Zusammengreifen des bereits Geleisteten. Der prägnant gefaßte Abriß der gesamten darwinistischen Lehre, wie ihn die Meisterhand Neumayr's jüngst in dem leider unvollendet gebliebenen großen Werke über die „Stämme des Tierreichs“ entworfen, löst sich an den entscheidendsten Stellen in so viel ehrliche Fragezeichen auf, daß man jene Stimmung nur zu gut begreift. Wallace in seinem neuen Buche „Der Darwinismus“ hat trotzdem den Mut zu einem neuen Versuche gefunden. Man fühlt, daß es sich für ihn individuell um den Abschluß einer Lebensarbeit handelte, um einen Epilog, der in feinster und bescheidenster Weise seinen eigenen Anteil an dem Worte und an der Leistung feststellen sollte. Denn es ist kein Zweifel darüber, daß das, was hier als „Darwinismus“, zum Teil geradezu als Apotheose Darwins auftritt, in Wahrheit die echt Wallacische Fassung ist. Wallace nennt sich nicht als Mitbegründer der Zuchtwahllehre, aber er gestaltet sie in dem ganzen Buche so aus sich heraus, daß man den originalen Denker fühlt. Den „reinen“ Darwinismus nimmt er in der Vorrede ausdrücklich in Schutz gegen Darwins eigene spätere Kritik, die nach Wallace „Einwänden“ nachgegeben hat, „welche ich als ungesund und nicht stichhaltig nachzuweisen bestrebt bin.“ In diesem Sinne gefaßt ist aber „Darwinismus“ etwas ganz von der Person Darwins losgelöstes, ein idealer Begriff, unter dem sich je nach Bedarf die verschiedensten Parteien häuslich einrichten dürfen.

Vierzehn Kapitel von den fünfzehn des Buches sind solide wissenschaftliche Leistung . . . . . im fünfzehnten scheitert das Schiff, — im wahren Sinne im Hafen! Und doch ist grade das Scheitern das auch für weiteste Kreise, für die Weltanschauungsfrage Wichtigste. Der Rest ist zum wesentlichsten Teil Sache der Fachdiskussion. Noch im vierzehnten Abschnitt, bei Musterung der verschiedenen Fundamental-Theorien über die letzten Ursachen der Veränderlichkeit und die Vererbungsfrage ahnt man den Zusammensturz nicht. Das Kapitel hat große Lücken, aber das ist doch nur ein sehr bedingter Vorwurf. Am Schlusse wird, was den Fachkenner bei Wallaces hyperdarwinistischer Auffassung von der Allgewalt der natürlichen Zuchtwahl an sich nicht überraschen kann, die Theorie Weismanns von der Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften als wertvollster neuerer Beitrag gefeiert. Das fünfzehnte Kapitel mit seiner harmlosen Aufschrift „Anwendung des Darwinismus auf den Menschen“ sollte nun füglich bloß den logischen Schlußstein auf das ganze Gebäude setzen, — daß hier noch eine Wandlung eintreten könne, ist nach dem voraufgehenden gradezu undenkbar. Und doch kommt sie, — ein leuchtendes Mene Tekel unserer konfusen Zeit.

„Unser Ueberblick über den Darwinismus des heutigen Tages“, so beginnt Wallace seine Betrachtung, „hätte füglich mit dem vorigen Kapitel seinen Abschluß finden können, allein das überwiegende Interesse, das sich an die Frage vom Ursprung des Menschengeschlechtes knüpft, und die Fälle von falschen Begriffen,

welche über diesen Punkt hinsichtlich der wesentlichsten Lehren des Darwinismus und in gleicher Weise hinsichtlich der von mir früher geäußerten Ansichten sich vorfinden, veranlaßt mich, ihm ein Schlußkapitel zu widmen." Der Mensch ist seinem Körper nach ein Tier, hören wir zunächst, ein Säugetier. Die Klasse der Säugetiere stammt aller höchsten Wahrscheinlichkeit nach von einer Urform ab. Demnach ist es „fast undenkbar", daß der Mensch, der „in jeder Hinsicht" so sehr mit diesen Säugetieren übereinstimmt, einen wirklich „abweichenden Ursprung gehabt haben solle". Die auch sonst bekannten Argumente werden umsichtig zusammengestellt: Rudimente im menschlichen Organismus, die sich nur als tierische Ueberreste erklären lassen, die Thatsachen der Embryologie, wonach jeder Mensch im Mutterleibe tierähnliche Keimformen durchläuft, gleiche Krankheiten bei Tieren und Menschen u. s. f. Es wird gezeigt, daß die jetzt lebenden menschenähnlichen Affen allerdings auf einen sehr fernen Zeitpunkt hindeuten, in dem wir uns die Abzweigung des Menschen vom Affentypus vorstellen müssen. Jedenfalls aber darf jeder „besondere Schöpfungsakt" als gänzlich unmotiviert zurückgewiesen werden, wenn auch das Fehlen fossiler Reste stark affenähnlicher Menschen bis jetzt ein „ungelöstes Problem" der Paläontologie bleibt. Die erstaunliche Widerstandsfähigkeit des Menschen gegenüber den physischen Umwandlungen seit der späteren Tertiärzeit, die sonst keine Säugetierart überwunden zu haben scheint, ohne entweder auszusterben oder sich total umzuwandeln, wird endlich folgerichtig darauf zurückgeführt „daß eine bedeutende Anpassung an neue äußere Verhältnisse, welche bei diesen (den andern Säugetieren) nur durch Abänderung herbeigeführt werden kann, vom Menschen auch durch seine Fähigkeit geistiger Entwickelung erreicht werden könnte, welche ihn zum Gebrauche des Feuers, zur Verfertigung von Geräten, von Kleidern, von besseren Wohnstätten, von Netzen und Schlingen und zur Erfindung des Ackerbaues anleiteten." „Mit Hilfe davon", fährt Wallace fort, „und ohne irgend welche Veränderung seiner Körperbeschaffenheit ist er in den Stand gesetzt, sich über die ganze Erde zu verbreiten, sowohl in Wäldern, als auf freien Ebenen und auf Bergen zu wohnen, die brennend heiße Wüste einerseits und die öden arktischen Steppen andererseits zu bevölkern, mit jeder Art wilder Tiere zu kämpfen und sich selbst in solchen Gegenden mit Nahrung zu versehen, in denen er als ein Tier, das nur auf die Naturprodukte angewiesen war, vor Hunger hätte sterben müssen. Es ergiebt sich hieraus, daß seit der Zeit, wo die Urmenschen zuerst aufrecht gingen, die Hände frei und nicht beim Fortbewegen nötig hatten, wo ihre Gehirnthätigkeit sie befähigte, die Hände zur Anfertigung von Waffen und Werkzeugen, von Wohnungen und Kleidungsstücken zu verwenden, Feuer zum Kochen der Speisen zu erzeugen und Samen und Wurzeln zu säen und zu pflanzen, um die nötige Nahrung zu erzielen, daß seit dieser Zeit die natürliche Zuchtwahl aufgehört haben muß, Modifikationen ihres Körperbaues zu veranlassen, sondern vielmehr ihren Geist mit Hilfe des Organes desselben, des Hirnes weiter zu entwickeln". (Die schlechte Satzkonstruktion kommt wohl auf Rechnung des Uebersetzers!) Vollkommen in Uebereinstimmung mit dieser Ansicht findet dann Wallace noch mit Huxley den stärksten Gegensatz zwischen dem Menschen und den anthropoiden Affen in der Größe und in der komplizierten Gestaltung seines Gehirns.

Damit dürfte der Ring in einer Weise geschlossen sein, die absolut nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Das Buch ist aus. Und doch folgen noch etwa

dreißig Seiten, in denen Wallace es fertig bringt, seine ganze Lehre grade vor Thorschluß noch auf den Kopf zu stellen und einen Salto mortale zu machen, der in der Geschichte empirischer Wissenschaft wirklich einzig in seiner Art ist.

Wallace konstruiert sich einen kleinen Kreis von Bestandteilen des menschlichen Kulturbesitzes, von dem er meint, er könne seine Ausbildung unmöglich der natürlichen Zuchtwahl (d. h. der Erhaltung des Bestgeeigneten, Nützlichsten im Kampfe ums Dasein) verdanken, es müsse hier noch eine „andere" Ursache walten. Die Betrachtung wird eingeleitet durch einen Satz, der in diesem Zusammenhang einen stark sophistischen Beigeschmack hat. Daß die körperlichen Eigenschaften des Menschen aus tierischer Form durch Zuchtwahl der Natur entwickelt seien, berechtige „nicht zu dem Schluß, daß nun unbedingt auch seine geistige Natur, selbst wenn sie gleichmäßig mit jenen sich entwickelt hätte, nur durch die nämlichen Ursachen ihre Ausbildung erlangt haben müßte". Der ganze übrige Band diente eigentlich dem Nachweise, daß die Zuchtwahl Allgemeingiltigkeit habe, da die bekannten, beobachteten Fälle sich ihr mühelos einfügten und für den Rest der höchste Wahrscheinlichkeitsschluß zu Recht bestehe; jetzt wird, da ein Anderes bewiesen werden soll, skeptisch über den Wert solcher Analogie-Wahrscheinlichkeit abgeurteilt. Geist und Körper werden plötzlich grob nach alter Schablone getrennt, während wenige Seiten vorher doch die Geistesentwickelung durchaus abhängig gemacht war von dem „körperlichen", also der Zuchtwahl zugänglichen, Gehirn! Nachdem das Terrain so oberflächlich genug frei gemacht ist für eine neue, fremde Mittel heranziehende Hypothese, wird zunächst die mathematische Anlage des Kulturmenschen als Geistesbestandteil angeführt, der niemals durch Zuchtwahl erlangt sein könne. Der Beweis ist folgender. Allen niederen Menschenrassen fehlt die mathematische Anlage entweder vollständig oder sie ist gänzlich ungeübt. Die Buschmänner und die Indianer der Wälder Brasiliens „sollen" nicht über zwei zählen können. Entsprechend hält Lubbock für unwahrscheinlich, daß „unsere ältesten Vorfahren bis zu zehn haben zählen können". In neueren Kulturjahrhunderten aber sehen wir, wie die mathematischen Fähigkeiten die enorme Höhe von mathematischen Genies eines Newton oder Gauss erreichen. Ist diese Emporentwickelung nun denkbar als Resultat natürlicher Zuchtwahl? Dann müßte die mathematische Fähigkeit einen positiven Vorteil im Kampfe ums Dasein gehabt haben. War das der Fall? Bei den Kämpfen der Wilden mit den Elementen und mit wilden Tieren konnte davon keine Rede sein. Mit den frühen Wanderungen der Menschheit, mit der Eroberung und mit der Ausrottung schwächerer Völker durch stärkere hatte sie „nichts zu thun". Die Griechen „bekämpften den Angriff der Perser nicht mit Hilfe ihrer Mathematiker, sondern durch kriegerische Uebung, Patriotismus und Aufopferung für das Vaterland". Die barbarischen Eroberer des Ostens, Dschengis Khan und Timurlenk, verdanken ihre Erfolge nicht einer „mathematischen Befähigung". Die Römer, die wohl ihre militärische Organisation und Wegebaukunst „einer Ausbildung der mathematischen Anlage" verdankten, wurden gleichwohl von „Barbaren" besiegt, denen sie fast ganz fehlte. Nicht die Nachkommen der mit Mathematik beschäftigten Hindus, Araber, Griechen nnd Römer, sondern die der „damaligen Barbaren, der Kelten, Deutschen und Slaven" stellten sich im Kampfe um's Dasein als die Meistbefähigten heraus. Aus alle dem folgt nach Wallace, daß die Entwickelung der Mathematik sich in keiner Weise aus Nützlichkeitsgründen erklären läßt, sondern eine andere, geheimnißvolle Triebkraft voraussetzt.

Ich habe bei den letzten, historischen Beispielen absichtlich nichts gekürzt. Wallaces Abriß der Kulturgeschichte als Aktenstück zum Beweis der „Nutzlosigkeit“ der Mathematik füllt knapp eine Seite. Diese Seite spricht, worüber kein Zweifel sein kann, mit dem Todesurteil der Mathematik auch das über den Nutzen weitester Zweige der Naturwissenschaft, wie der Astronomie, ja im Grunde der ganzen Naturwissenschaft überhaupt, die mit allen Fasern in der Mathematik wurzelt. Naturwissenschaft ohne Nutzen für die Entwickelung der Menschheit, — ohne Nutzen im Kampfe mit der Natur und im Konkurrenzkampfe der Völker! Wallace muß einen wunderlichen Leitfaden bei seinen historischen Studien, die er offenbar schon recht lange abgeschlossen, zu Grunde gelegt haben. Er kennt zwar Dschengis Khan und „germanische und slavische Barbaren“ als Konkurrenten der Araber. Die Geschichte aller seefahrenden Völker von den Phönikiern bis auf das Zeitalter der Entdeckungen, deren ganzer Glanz aus praktischer Anwendung der Naturwissenschaft stammt, scheint er nicht zu kennen. Archimedes, so müßte er von seinem Standpunkte sagen, konnte sich mit seinen mathematischen Kreisen nicht gegen das andringende Schwert des plündernden Soldaten wehren: Beweis, daß die Mathematik keinen praktischen Nutzen hat. Daß Kolumbus auf Grund eines solchen Kreises (des Breitengrades der Erdkugel, der von Spanien nach den Gewürzländern lief), Amerika entdeckte, kommt für sein Wissen offenbar nicht in Betracht. Daß schon im alten Babylonien die Mathematik im Bunde mit astrologischer Spekulation einem einzelnen Stande, dem Priesterstande, ungeheuren Vorteil schuf und deshalb wesentlich mit zuerst hier mächtig gefördert wurde, davon weiß er nichts, — er weiß nicht, daß an der andern Ecke der Urkultur, in China, um das Morgengrauen historischer Ueberlieferung die mathematisch-astronomische Berechnung beispielsweise der Sonnenfinsternisse gesetzlich geschützt war, um dem Nachteil einer Volkspanik bei plötzlicher Verdunkelung der Sonne zu entgehen. Daß die besseren naturwissenschaftlichen Fähigkeiten ein Volk in unberechenbarem Sturm, wie etwa beim Eindringen wandernder asiatischer Horden oder bei der germanischen Völkerwanderung, nicht allein retten konnten, da hier tausend andere Faktoren noch in Betracht kommen, sollte doch ein Kind einsehen. Und der Naturforscher Wallace sollte wissen, daß die schönsten Zuchtwahlergebnisse wie etwa die Anpassung des Affenfußes an kletternde Lebensweise nichts helfen, wenn ein Brand den ganzen Urwald zerstört, — ohne daß deshalb der Brand ein Argument gegen die Zuchwahl wäre, die den Kletterfuß geschaffen hat. Es ist eben einfach müßig, mit einer derartigen historischen Unwissenheit zu kämpfen, sie richtet sich selbst.

Ziemlich dieselben wertlosen Argumente bringt Wallace vor, um für die künstlerische Anlage im Menschen einen „höheren“ Einfluß zu retten. Hellas ist den Römern erlegen trotz seiner Kunst. Folglich giebt die Kunst keinen Vorteil im Kampfe um's Dasein. Mit solcher allgemeinen Formel kann man alles beweisen. Rafael starb eines frühen Todes. Folglich giebt die Kunst keinen Vorteil. Daß der Weg künstlerischer Emporentwickelung ebenso über, aus andern Gründen sterbende, Völker hinweggeht, wie die großen Entwickelungslinien der Natur über die Leichen auch der angepaßten Individuen, sieht Wallace nicht. Unbekümmert auch führt er „die“ Kunst in seine Debatte ein, als sei das Phänomen immer dasselbe, während sich in Wahrheit unter dem Worte tausenderlei mischt.

Die Lösung, was denn nun das hier — in Mathematik und Kunst —

Waltende sei, giebt sich in folgenden Sätzen. „Diese von uns erörterten besonderen Anlagen oder Fähigkeiten deuten klar auf das Vorhandensein eines Etwas, das der Mensch nicht von seinen tierischen Urahnen überkommen hat, und das wir vielleicht am besten als ein Wesen spiritueller Art bezeichnen können, welches sich unter günstigen Bedingungen fortschreitend zu entwickeln vermag. Auf Grund der Annahme solcher spiritueller Beschaffenheit dieser Zugabe zu der animalen Natur des Menschen werden wir in den Stand gesetzt, manches zu verstehen, was in Beziehung auf denselben sonst geheimnisvoll und unverständlich ist, namentlich den überaus großen Einfluß von Ideen, Prinzipien, Glaubenssätzen auf unser ganzes Leben und auf alle unsere Handlungen. So allein vermögen wir die Standhaftigkeit des Märtyrers, die Selbstlosigkeit des Menschenfreundes, die hingebendste Vaterlandsliebe des Patrioten*), den Enthusiasmus des Künstlers und den entschlossenen, unermüdlichen Eifer des wissenschaftlichen Erforschers der Geheimnisse der Natur zu verstehen. Auf diese Weise lernen wir, daß Wahrheitsliebe, Entzücken am Schönen, rücksichtsloser Gerechtigkeitssinn und der Ausdruck des Jubels, mit dem wir jede That mutiger Selbstaufopferung begrüßen, Leistungen einer höheren Natur in uns sind, deren Quelle nicht der Kampf um das materielle Dasein ist."

Das klingt schön. Die Eigenschaften, die Wallace nennt, sind seine eigenen. Er hat sich mit entschlossenem, unermüdlichem Eifer den Geheimnissen der Natur gewidmet auf seinen langen, mühevollen Pionierfahrten im Urwald, — er hat ihn gefunden, den Ausdruck des Jubels, mit dem er, selbstlos zurücktretend, die That Darwins begrüßte. Aber grade die ehrliche Forschung kämpft auch ihren Kampf um's Dasein, und ihr Todfeind ist die Unlogik. Mit Wallaces „spirituellem Wesen" ist eine Brücke gefunden zur Erklärungs-Faulheit, die noch allemal die Wissenschaft lahm gelegt hat. Der Vogel mit seinem winzigen Gehirn, der sich für seine Brut aufopfert, soll Zuchtwahl-Produkt sein; Wallace, der seine Gesundheit den Fieberdünsten des malayischen Archipels um der Wissenschaft willen opfert, der Mensch mit dem riesigen, bedeutsamen Gehirn: er soll nur erklärt werden dürfen, als Ergebnis spiritueller Einmischung von oben! Im Grunde ist's das Gleiche, wie beim dicken Justinus Kerner von Weinsberg. Knabberte etwas hinter der Tapete, so riet er auf ein „Mäusle", dem die Mausefalle gut thäte. Wenn's aber im Ofen ordentlich polterte, so war's der „Nerve-Geischt", der die obere und untere Welt verknüpfte!

*) Man beachte, um ein eklatantes Beispiel von Wallace's Unlogik zu finden, daß er hier die „Vaterlandsliebe" auch auf das mystische Konto schiebt, während er sie oben bei Gelegenheit der Griechen, die die Perser besiegen, als das Nützliche und Ausschlaggebende im Daseins-Kampfe der „unnützlichen", also mystischen Mathematik gegenüber ausspielt!

Müde Seelen.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegiſchen von Marie Herzfeld
(Einzig berechtigte Ueberſetzung.)

(Schluß.)

XXXIX.

(April 89.)

Ich gehe jeden Sonntag in die Kirche und höre Löchen. Und gehe ſtets beruhigt heim.

Dieſe ſtille Tiefe, dieſe heilige Einfalt, dieſe wohlthuende Klarheit in den Fragen, die im Grunde allein uns zukommen . . . warum habe ich nicht vorher den Mut gehabt, dieſe Zelte aufzuſuchen!

Hier iſt nichts vom Lärm und Rummel der „Wiſſenſchaft", dem Brimborium, durch welches das abgründige „Wir wiſſen nicht" ſoll in Vergeſſenheit gebracht werden. Still, klar, labend rein fließt er hin, dieſer Glaubenselv, der ſo ſeicht iſt, daß ein Lamm darin waten kann, und ſo tief, daß ein Elefant ihn durchſchwimmt. —

— — Sie ſitzt gleichfalls da. Bleich, mager, mit der Spur vielfachen Leidens, mit einem ätheriſchen Glanz in den tiefen Augen. Ich habe wieder das Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit, das ich nicht gekannt, ſeit wir beide, ſie und ich, mit einander die dunklen Wege wanderten. —

*

Ich muß trachten, dieſe Vorſtellung von „ihm, der mir rückwärts folgt", zu überwinden; ſie kann für mich zu ſtark werden. Hie und da überwältigt ſie mich mit einer Angſt, die mich hilflos macht.

Heute, da ich den Ulevaldsweg hinan ſchlendere, ging ein bleicher, ſchwarzgekleideter Mann an mir vorbei; über ſeinem ganzen Weſen lag etwas Düſteres, Finſteres, eine Grabesſtimmung; ſein unregelmäßiges Geſicht mit den kleinen, etwas ſcheuen Augen weckte meine Aufmerkſamkeit; er ſelbſt fixierte mich mit einem ſonderbaren Blick . . . es kam mir plötzlich vor, ich müſſe ihn gekannt haben, entſann mich aber ſeines Namens nicht . . . im nächſten Moment durchfuhr es mich wie ein Blitz —: „das iſt er! er!" — Und von einer Angſt überfallen, die meinen Leib zu Eis erſtarren und mich faſt lahm machte, ſuchte ich Rettung in der Flucht. — —

*

Wer ist unglücklich? — Derjenige, welcher ein dunkles Geheimnis zu tragen bekommen.

Solch ein Geheimnis ist wie der Teufel in einem Käfig —: es will hinaus, es will hinaus! Ich ertappe mich dabei, wie ich herumgehe und laut zu mir selber sage: „Dr. Kvaale hat Gift genommen; Dr. Kvaale hat Gift genommen!“ . . . fahre erschreckt zusammen und sehe mich um; es konnte jemand in der Nähe gewesen sein und es gehört haben.

— Keine Pjolter mehr — und keinen Absinth. Sich zu denken, daß ich in einem Augenblick der Vergessenheit mit einer Andeutung ausplapperte, was mir so lose auf der Zunge sitzt! — — —

*

„Wahnsinn oder Christus . . .“

Ich bin müde. Die Angstgefühle überwältigen mich. Ich kann bei Nacht nicht schlafen, aus Furcht, daß er sich zeigen werde; ich liege und lasse die Lampe brennen und lese in der Bibel.

Jesus ist der gute Hirte. In seinen Armen braucht man nicht mehr den Satan zu fürchten, und dessen Sendboten auch nicht . . .

Das alte, gottlose Dasein, welches die Welt zu einem dämmerungsgrauen Schneeschlund voller Gespenster macht . . . es ist Zeit, es ist Zeit, daß ich mich rette. Neue, lichtere Tage gehen auf. Wieder läuten die Osterglocken über die Erde hin; wieder tönet der Morgengesang . . .

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden . . .

*

Einen Hund streicheln; ein Kind über das ganze Antlitz lächeln machen; eine alte Frau für eine Weile leichter atmen lassen, indem man ihr eine Krone schenkt; einem jungen Mann auch nur zu einer Stunde Lebens verhelfen, indem man ihn für etwas begeistert; im Ganzen: viel oder wenig beitragen, um des Daseins armen Freudenvorrat zu vermehren . . . wird das am Tage des Gerichtes nicht mehr wiegen als zwanzig Bände Lebensüberdruß? — sagt Dr. Thisted.

Ich beginne einen Beruf zu sehen. — Wir werden uns treffen, sie und ich, auf bessere Art, als wir einstens dachten. —

*

Eigentümlich wohlthuend wirkt Dr. Tisted auf mich.

Es ist nicht das, was er sagt, noch weniger sind es die Hausmittel, die er mir zur Stärkung meines Nervensystems giebt; er selbst ist es, was wirkt. Seine eigene klare, starke Persönlichkeit.

Das wird zum Schluß die einzig wahre Heilwissenschaft —: nicht Heilmittel, sondern Heilende. Seele wirkt auf Seele, und dann wirkt die Seele auf den Körper zurück.

Er bringt mich dazu, an ihn zu glauben. Damit giebt er mir den Stab in die Hand, mittels dessen ich lahmer Mann plötzlich aufstehe und gehe; — nun begreife ich, daß Jesus von Nazareth konnte Wunder thun.

Jeder Arzt, der nicht imstande, Wunder zu thun, ist ein Quacksalber. Jeder Arzt, der nicht zugleich ein Seelsorger, ist ein Quacksalber.

Er jätet in meinem Innersten auf, entfernt Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, bricht Hindernisse um, fegt Grillen weg, bannt die Angst fort; bemächtigt sich jeder gesunden Faser in meiner Seele und pflegt und hegt sie, stellt mein Selbstvertrauen her, den Glauben an meinen Willen, meinen Lebensmut, giebt mir Mut zum Mut, — Gott weiß, wie.

Er setzt für mich Werte ein; was zerstreut und hingeschleudert und zwecklos vor meinen Augen lag, macht er zusammenhängend, seelenvoll. Er reconstruiert das Dasein für mich, indem er ihm ein Centrum giebt.

*

Ich vermag nicht zu glauben wie Löchen oder sie. Jedoch es erfüllt mein Innerstes mit Frieden und wundersamer Stille bei der Vorstellung vom „guten Hirten."

Der gute Hirt, der sein Leben für die Schafe aufs Spiel setzt, . . . wie so seltsam gut und treuherzig klingt das, und so zuverlässig sicher. —

Niemals ahnte ich in meinen unruhigen Träumen die stille Größe von Christi Gestalt; niemals empfand ich in der Welt und ihrem lärmenden Glanz etwas, das an Reinheit, Hoheit, Adel auch nur versuchsweise gegen denjenigen aufkommt, der sich in seiner demütigen Anmut verbarg.

Er hat gelobt, mir Frieden zu geben und er giebt ihn mir. Ich weiß nicht recht, wie es mit seiner Göttlichkeit steht; doch mein Held ist er von nun an. Meine alten Zweifel ꝛc. sind Schuljungenweisheit aus der obersten Gymnasialklasse; die Schuljungen sind natürlich zu gescheit für Gott. Ich bin von nun an wirklich ein „stolzer Mann", welcher pfeift auf die Meinung der „ganzen Welt", alias die Meinung der „Wissenschaft" und der Frieden sucht, dort wo Frieden zu finden ist. —

Löchen hatte recht. Die Welt ist eine Disharmonie. Und eine Disharmonie hat ihre Weisheit — nicht in sich, sondern außer sich, in ihrer Auflösung. Die Auflösung aber heißt: Ewigkeit. —

*

„Haben Sie bemerkt", sagte Löchen heute, „daß fast alle großen Freidenkerapostel und Freidenkerführer Juden sind?"

Und er entwickelte, wie das sogenannte Freidenkertum, dieser kalte, flache Negativismus, nichts anderes ist als eine Fortsetzung des großen Charfreitagverbrechens. „Es ist der ewige Jude, der umgeht bis an der Tage Ende und den siegenden Galiläer mit seinem unauslöschlichen Haß verfolgt. Er hat nichts zu geben, nichts zu bieten; er kann uns umreißen, wegstehlen und rauben; er hat bloß seinen Haß, unfruchtbar, wie die Liebe lebenzeugend." —

Und er sagte noch ein Ding, das wahr ist —: „alle großen Geister sind religiös." —

*

— — So viel schmerzlicher Kampf um „Frieden“ und „Licht“ . . . und da steht das Licht mitten unter uns. Und es braucht nichts mehr als dies bischen Mut, das man haben muß, um sich selber sagen zu können —: „ich sehe das Licht und was ich sehe, das will ich erkennen.“ —

Wie Pastor Löchen heute sprach —: ich bin schon lange herum gewandert und habe an Christus geglaubt. Es bedurfte nur des Einen: es vor mir selbst zu gestehen. Von nun an gehöre ich dem neuen Jahrhundert, dem Jahrhundert der Phantasie, des Glaubens, des Gemütes. Ich gehe in die Kirche und höre der verschwundenen großen Zeiten Gesang mit anderm Gemüte als zuvor; denn ich kann mitsingen; es ist mein Gesang, — wie es der meiner Väter ist.

Doch am wohlsten fühle ich mich in der katholischen Kirche, wo die echten, alten Kirchengesänge tönen und wo das ewige Licht brennt vor dem blumengeschmückten Altarfuß der Madonna.

— — Du Reine, Du Heilige, die dennoch Verständnis hat, Du Gebenedeite unter den Frauen, jungfräuliche Mutter, — Dich will ich anbeten zur Seite Deines herrlichen Sohnes; denn nur die Religion ist eine wahre Religion, welche auch für das Weib einen Altar hat, — für die heilige Jungfrau und die heilige Mutter, — für die dreimal heilige jungfräuliche Mutter.

*

„Er“ verfolgt mich nicht mehr. Als ob mein neuer Arzt ihn weghypnotisiert hätte, — so ist er verschwunden.

Den „schwarzgekleideten Mann“ sah ich heute wieder, — bei Pastor Löchen. Es war das ein sehr wirklicher und sehr intelligenter Mann; er heißt Pastor Holck und ich will öfter mit ihm reden. Er wollte in eine Versammlung, die Frau Repen und einige andere Damen für den „Verein zur Speisung armer Schulkinder“ abhielten; — ich ließ mich in den Verein gleich einzeichnen.

*

— — Ein harter Gang bleibt mir noch zu thun. Ich werde mich erst dann gänzlich als ein Kind der neuen Zeit fühlen, wenn ich definitiv mit der alten gebrochen habe.

Ich gehe noch einmal zu Georg Jonathan.

XL.

Nicht ohne eine gewisse Bewegtheit setzte ich mich heute in Georg Jonathans Privatkontor in der Universitätsstraße auf meinen alten Stuhl.

Jonathan war wie immer. Und wie ich so dasaß und ihn sah und hörte, wurde es mir fast unfaßbar, wie ich diese Freundschaft so lang hatte können aufrecht erhalten.

Dieses aufgeblasene, eingebildete, rechthaberische Wesen, . . . großer Gott, worauf haben wir Menschenkinder uns denn etwas zugute zu thun?

Und dann diese besondere Laffenhaftigkeit, nur zur Hälfte selbstironisch . . . Er will sogar für den (unechten) Sohn eines englischen Lords gelten . . .

Alles soll darum englisch sein. Lange, rötliche Whiskers, stark pomadisiertes Haar mit Abteilung vorn und rückwärts; weiße, fette, auffallend wohlgepflegte Hände; die ewige graue Anglertracht mit dem Konkurshut; der steife Nacken und die gekünstelt-gleichgiltige, monocle-gekrönte Miene . . . eigentlich ist sein ganzes Wesen mir zuwider, von außen und von innen.

Er weihte Dr. Kvaale ein paar freundliche, gemacht kühle Worte; dann kam seine Frau mit dem Kaffee. Ich tauschte die gewöhnlichen Redensarten mit ihr aus; dann fragte er mich, wie es „derzeit mit der Alkohol-Enthaltung stehe"? — Ich dankte; „ich habe eigentlich für diese Art von Genüssen jeden Geschmack verloren, kann aber immerhin ein Gläschen Liqueur nehmen."

Im nächsten Moment saß er schon mitten im „Staat der Zukunft." Er hatte wohl längere Zeit hindurch nicht hinreichende Gelegenheit, „Georg Jonathan reden zu hören", kann ich mir denken.

„Sie haben z. B. keine Vorstellung", sagte er, „wie eine zukünftige Abendgesellschaft aussehen will." Und er erzählte, wie die Gäste, nachdem sie eine fürstliche Mahlzeit — „à 50 Oere per Couvert, Weine mitberechnet", — zu sich genommen, beim Kaffee ein „Programm für die Genüsse des Abends" in die Hand bekommen würden, das, in die Sprache der Jetztzeit übersetzt, etwa also ausschaute:

Théâtre français: Der Geizige.
Grand Opéra: Don Juan.
Opéra comique: Der Barbier von Sevilla.
Théâtre d' Eden: Grand Ballet.
Cirkus Renz: Festvorstellung.
St. Peterskirche: Große Abendmesse mit Prozession.
House of Commons: Abendsitzung; große Rede von Gladstone.
Philharmonie: Bülow-Konzert.

u. s. f., u. s. f.

„Dann kommt der liebenswürdige Wirt und fragt jeden insbesondere: „Haben Sie Ihre Wahl getroffen? welches Stück wollen Sie sehen? welche Oper wollen Sie hören?" — Worauf jeder sich an seinem Telephon und seinem Schirmbrett einrichtet. — Sie verstehen an dem Brett, welches die photographischen Augenblicksbilder des betreffenden Stückes aufnimmt, so daß man nicht bloß hört, was gesagt wird, sondern auch sieht, was vorgeht, jede Bewegung, jedes Mienenspiel . . . In den Zwischenakten spaziert man herum und tauscht seine Eindrücke aus. Der Eine jubelt über die spanische Tänzerin im Edentheater, während der Andere über Gladstones Speech in Begeisterung erstirbt . . . Das wird eine Unterhaltung!"

Ich lächelte. „Sie glauben immer noch, das Glück sei durch äußere Mittel zu erreichen?" fragte ich.

„Das Glück? Was sollen wir mit dem Glück?" sagte er. „Das Glück, das ist ja die Langeweile; das Glück, das ist schlafen oder tot sein. Ich kann mir nichts Verzweifelteres denken als glücklich sein. Ich gehe davon aus, daß die Menschen allzeit unzufrieden sein werden, daß sie beständig Gründe finden, weiter vor zu streben. Nein; das Leben soll nur menschlich werden, menschenwürdig. Die kleinen, prosaischen, zugrunderichtenden Alltagssorgen müssen weg, — damit die großen Sorgen Platz bekommen, — Romeos und Juliens Schmerz, Hamlets und Fausts Verzweiflung . . ."

„Und diese Verzweifelten, — was wollen Sie für sie thun?"

„Für sie habe ich mein Todesfest.“

Ich stand auf; der Moment war da.

„All diese maskierte Verzweiflung ist mir sehr gleichgiltig,“ sagte ich. „Für tiefere, feinere Naturen sind all diese Phantasien nur langweilig.“

Er erhob sich gleichfalls. Stellte sich Antlitz zu Antlitz, mir gegenüber und starrte mich mit Augen an, in welchen ich etwas Satanisches schimmern sah.

„Das habe ich geahnt,“ sprach er. „Sie wollen also bei meiner Zeitung nicht mit thun?“

„Nein.“

„Sie gehen zum Priester?“

„Ich habe mich emanzipiert,“ versetzte ich. „Ich gebe die alten Gemeinplätze auf. Ich suche Befriedigung für meine Seele — dort, wo sie zu finden ist.“

— „Also doch,“ murmelte er.

„Leben Sie wohl,“ sagte ich und wollte gehen. Er stand mir im Weg.

„Ich hielt Sie für einen Mann,“ fuhr er fort, fest entschlossen, seine Galle zu ergießen, — „für Einen derjenigen, die sich beugen, aber nicht brechen. Sie sind also doch zu schwach gewesen; Sie hatten die gefährliche Knickung im Rückgrat. Fin de siècle; agonie de la bourgeoisie . . . Es thut mir leid, Gram. Aber es muß wohl so sein. Die Müden gehen zum Priester. Leben Sie wohl.“

„Ich habe mich gebeugt,“ antwortete ich, „weil ich nicht brechen wollte. Gehen Sie hin und thun desgleichen. Adieu!“

Ich ging. Hinter mir hörte ich Georg Jonathan lachen.

Es klang wie Lachen aus der Hölle.

Meiſter Oelze.

Drama in drei Aufzügen

von

Johannes Schlaf.

Dritter Aufzug.

Nacht, gegen Morgen. Die Rouleaux ſind heruntergelaſſen. Auf dem Tiſche ſteht, zwiſchen Arzneiflaſchen, Waſſergläſern, Weingläſern, einer Flaſche Wein, einem Eiskübel u. ſ. w. die brennende Lampe. Um die Glocke iſt ein Stück Zeitungspapier geſteckt, das Licht zu dämpfen. — Rechts, im Vordergrunde, an Stelle des Lehnſtuhls, ein Bett parallel mit dem Hintergrunde aufgeſtellt. — Durch die Rouleaux dringt ein mattweißes Zwielicht ins Zimmer von dem langſam nahenden Tage.

Meiſter Oelze liegt im Bett, mit einer Wolldecke zugedeckt. Mit der Bruſt liegt er frei. Pauline ſitzt beim Bette auf der Ofenbank. Reſe ſitzt beim Tiſche. Sie iſt eingeſchlafen.

Meiſter Oelze liegt in einem unruhigen Schlummer, zuckt mit den Händen, zupft krampfig an der Bettdecke, bewegt die Lippen, dreht den Kopf, fängt an, undeutlich vor ſich hin zu reden.

Pauline (erhebt ſich leiſe und beugt ſich, ſcharf und intereſſiert beobachtend über Meiſter Oelze. In großer Aufregung, flüſternd). Hm! — 'S wird alle! — 'S wird .... (Wirft Reſe, den Finger am Munde, immer in der erſten Stellung, einen forſchenden Blick zu, beugt ſich dann wieder einen Augenblick über Meiſter Oelze; dann) Reſe! — (Wartet, Reſe beobachtend; dann noch einmal) Reſe!!

Reſe (emporſchreckend). He?!!

Pauline. Du ſchläfſt je ein?

Reſe. Is e Umſchlag...

Pauline. Nee! — E is jetzt... Hm! — E is jetzt ſoweit — ruh'g!

Reſe. Hach! — Ich — bin zu abgeſpannt!

Pauline. Na ja! — Ich wollte Dir eben ſagen: leg Dich doch e bißchen hin?

Reſe (müde). I, Du mußt's je eegentlich neet'ger hamm wie ich, Pauline! — Du biſt je de ganze Zeit nich von 'm weggekomm'.

Pauline. Geh nur! — Leg Dich e paar Stunden hin! — 'N Tag iwwer haſte nachher genung in der Wirtſchaft... (Unterbricht ſich, nach Meiſter Oelze hinhorchend.) .... genung zu thun! — Geh!

Reſe (erhebt ſich ſchwerfällig). Du haſt 'ne Natur, Pauline? — Nerven haſte doch wie von Eiſen! — (Aufs Fenſter zu.) Ob merſch Fenſter e bißchen ufmachen? — 'S is ſo 'ne dumpfe Luft hinne!

Pauline. Gewiß? — Was ſoll denn das ſchaden? — (Vom Bett her mit leichter Ungeduld.) Awwer das kann ich je alles alleene machen! Leg Dich nur ſchlafen!

Reſe. Na laß nur! (Zieht ein Rouleaux auf und öffnet einen Fenſterflügel.) Ach die hibſche, friſche Luft! — Un der Himmel! — So klar! — 'S giebt e prachtvolln Tag heite! (Lehnt ſich einen Augenblick zum Fenſter hinaus. Von weitem das Nachtwächterhorn mit einem langgezogenen, hellen Ton, der ſich nähert, und, ſtärker werdend, mehrmals wiederholt. Reſe tritt wieder zurück.) Alles ſtille draußen! — Wie ausgeſtorbn! — (Ins Zimmer zurück.) Brrr! — Mich iwwerleeſt's! — Das is Iwwerreizung! — Mer is je das gar nich gewohnt, das lange Aufbleiben!

Pauline. Na ja! Drum leg Dich nur e paar Stunden hin!

Reſe (tritt ans Fußende des Bettes). 'S is mer doch — eigen, daß e ... daß e nu (Schürzenzipfel am Auge.) ... fortſoll! ...

Pauline (ungeduldig). Na Gott! — Hm! — 'S kömmt Dir doch wenigſtens nich ganz unverhofft!

Reſe. Ae, wenn ooch! — Gucke! — Gucke mal! Wie e immer ſchon ſo an der Bettdecke zuppt! (Beunruhigt.) Un ... un ... wie de — Bruſt geht?! — das — fliegt alles nur ſo! ... Un als wenn's drinne kochte! ... Heerſte? — Un die Oogen — Wie die ſich immer ſo drehn! — Du! — Wenn nur ... 'S wäre am Ende doch gut, wenn ich bliebe!

Pauline (wie vorhin) J, das is 'es Fieber! — Das hat weiter niſcht zu bedeiten! — Das is gar nich geſagt, daß es ſo raſch mit 'm kömmt! — Deshalb kannſte Dich ruh'g enne Weile hinlegen! — E kann's noch bis zum Abend machen!

Reſe. Ach Gott ja, Pauline! Wenn e nu ſchon eemal fortmuß: wenn e ſich denn doch nur nich noch ſo zu quäl'n brauchte! — 'S is mer allemal wenn e ſo nach Luft ringt un ampelt, als ob ſich mir alle Eingeweide umkehrten, als ob 'ch ſelber erſtickte! — Wenn's der liebe Gott doch nur nich mehr ſo lange währ'n läßt! (Pauſe. Beide beobachten.) Du! 'S doch merkwird'g: e hat Dich doch immer um ſich rum hamm' wolln! E hat Dich doch gerne gehabt, ſiehſte!

Pauline (lacht). Na ja.

Reſe. Na, 's is wahr!

Pauline. Ja ja! — Awwer nu leg Dich nur hin!

Reſe (gähnt). Na ... denn — Ja! — E Weilchen! — Wenn was is, denn kannſte mich je rufen!

Pauline. Ja ja.

Reſe. Wie e egal vor ſich hinred't! — Ach Gott! — Ich gloobe nich, daß 'ch wer'e ſchlafen könn'! (Kramt noch auf dem Tiſch umher.) Wie is denn mit e Umſchlage?

Pauline. Ae, woll'n jetzt nich ſteer'n! — Geh nur!

Reſe. Na denn — ſo lange ... Hach ja! (Ab.)

Pauline (bleibt noch eine Weile über Meiſter Oelze gebeugt, erhebt ſich dann, thut ein paar Schritte ins Zimmer, reckt ſich, ſtöhnt und tritt ans Fenſter).

Meiſter Oelze (wendet ſich im Schlummer, klappt mit der Hand auf die Decke und ſchwatzt vor ſich hin).

Pauline (wendet ſich ſchnell, geht wieder eilig zum Bett hin und beobachtet Meiſter Oelze).

Meiſter Oelze (im Schlaf, mit haſtiger, fiebernder Stimme). Emil! — Emil! — Fix, jag doch e mal das Geſpenſte weg!

Pauline (leiſe an ihren alten Platz zurück, beugt ſich zum Bette hin).

Meiſter Oelze. Jag's weg! — Jag's weg! — Das is — das is — der Vater... Wer... wer hat denn... wer hat denn die — Schteene uf mich gelegt!! — Pauline, nimm ſe weg!! — Nich, nich, nich uf mich falln!! — Du biſt ſo — ſchwer! — So heeß!! — Soo — heeß!! — Du brennſt mir alle — Luft aus!! (Stöhnt laut.)

Reſe (tritt geräuſchlos, in der einen Hand ein Tellerchen mit einem Glas Glühwein, in der andern die Holzpantoffeln, ins Zimmer). Pauline! — Ich...

Pauline (ärgerlich, mit einer ungeduldigen Wendung zur Thür hin). Was willſt 'enn?!! — Da leg Dich doch hin!!

Reſe. Ich hawwe Dir wenigſtens e Glas Gliehwein gemacht?!

Pauline. Ae, ſtell's hin!

Reſe. Ich will's hier neben Dich uf de Ofenbank ſtelln!

Pauline. Gut, gut!

Meiſter Oelze (wie vorhin). Das is e Aas... das is e Weib... Hähä!

Reſe (am Bette). E ſpricht widder im Schlafe.

Pauline (verdrießlich). Ae!

Meiſter Oelze. Ach, die Schteene! — Die Schteene!! — Die Laſt... (Stöhnt.)

Reſe (mit bebender Stimme). Armer Franz! (Schürze an der Naſe.) Ach, 's is zu ſchrecklich, Pauline!

Pauline (ungeduldig). Ja ja! — Leg Dich nur hin! — Ich will ſchon mit 'm fert'g wer'n! — Du haſt nich lange Zeit zum Schlafen? — Mer hamm' balde Tag!

Reſe. Na denn... Laß nur nich kalt wer'n? (Auf den Zehen ab.)

Pauline (beugt ſich wieder gegen Meiſter Oelze hin. Dann lehnt ſie ſich zurück, reckt die geballten Hände nach den Seiten, ſtöhnt auf in Ermüdung und Aufregung) Aach! — Aach!

Meiſter Oelze (wird wieder unruhig. Schwatzt ſchnell vor ſich hin. Lacht).

Pauline (wieder gegen ihn vor).

Meiſter Oelze. Ja... Ich... Ich muß, ich muß — ich muß es 'r ſagen, Emil... (Stöhnt gequält; wirft ſich herum.) Ich muß je doch... Nee nee nee... Nee — Weene doch nich, mei Sohn... Kee Wort ſag'ch... Kee Wort ... Bis ſtille... Paſter ſollſte wer'n... Hähä! — Paſter... Laß ſe... Die ſagt keen' was... Die is verrickt... Hähä! — Alles ſoll Deine... Alles... Hähä! — Na?... Na??!!... Du — biſt von Feier!! —.. Was hauchſt 'enn mich an?!... Nich, Du — Du Aas — Du... Nich!! — Weg!! — Du — verbrennſt mich!!! — Luft!!! — Wer bohrt mir denn das gliehnde — Eiſen — in de — Bruſt?!! — Luft!!! — Luft!!! — (Stöhnt, wirft ſich herum.)

Pauline (ſchnell zurück).

Meiſter Oelze (wirft ſich in die Höhe, wird wach; ängſtlich). Keener — da?!

Pauline (ein wenig vor). Ich, Franz.

Meiſter Oelze. Pauline?

Pauline. Ja. — Kannſte mich denn nich erkenn'? Hm?

Meiſter Oelze (mühſam, ängſtlich). Wo — is denn — Reſe...

Pauline. Se hat ſich e bißchen hingelegt. Ich bin ganz alleene da.

Meiſter Oelze. Was... Was willſt 'enn von mir?

Pauline. Dich pflegen, Franz?

Meiſter Oelze. Du? — Mich pflegen? — Hähä! — (Aengſtlich.) Was... Was is denn das — Helle iwwer mir?!

Pauline. Der Vater!

Meiſter Oelze. Nimm's weg! — 'S ſieht aus — als wenn — ſich eener — gehenkt hat...

Pauline (nimmt das Bild fort).

Meiſter Oelze. Is noch — weit bis zum — Tage?

Pauline. 'S is gegen Morgen!

Meiſter Oelze (ſtöhnt; wieder unruhig). Mach's Fenſter uf! — 'S is — ſo ſtick'g!!...

Pauline. 'S is je auf? — 'S kömmt zu viel kalte Nachtluft rein?

Meiſter Oelze. Noch eens!

Pauline (geht und öffnet noch ein Fenſter).

Meiſter Oelze. Weit! — Weit! —

Pauline. So! — (Kommt zurück.)

Meiſter Oelze. Nich — ſo nah!... 'S wird mer — ſo — enge!...

Pauline (rückt herum auf die Ecke der Ofenbank; ſitzt ſtumm).

Meiſter Oelze. Haww' ich was geſprochen?

Pauline. Ja.

Meiſter Oelze. Was denn?

Pauline. Ach...

Meiſter Oelze. Was denn!

Pauline (nach einer Weile). Alles durchenander! — Mer konnt' es — nich verſtehn!

Meiſter Oelze. Du lügſt!

Pauline (ihn anſehend). Awwer -- nee?

Meiſter Oelze. Weibsvolk... (Liegt eine Weile ſtill.) Trinken...

Pauline. Mal Wein?

Meiſter Oelze. Trinken! — Trinken! —

Pauline (holt ein Glas Wein vom Tiſche). Da!

Meiſter Oelze. Rück mich — hoch...

Pauline. Ja! — Warte!

Meiſter Oelze. Du — trauſt mich — wohl nich — anzufaſſen? — Hähä...

Pauline. Ach gar! (Rückt ihn mit dem Kopfkiſſen höher.)

Meiſter Oelze (beobachtet ſie). Als hätt 'ch Gift — an mir — hä? — Hähä...

Pauline. Trink doch, Franz?

Meiſter Oelze. Hähä... (Trinkt.)

Pauline (läßt ihn wieder zurückſinken). Zeig mal? — Ae! — Mer — miſſen 'nf riſchen Umſchlag uflegn! (Entfernt den alten Umſchlag.) Hu, der glieht! — Du haſt Fieber!

Meiſter Oelze (mühſam). Faß'n mit — zwee Fingern... Ich hamm — ufm Leibe gehabt... hähä...

Pauline (am Tiſche, den neuen Umſchlag in den Kübel auswringend). Du thuſt je, als ob 'ch mich vor Dir ekelte, Franz?

Meiſter Oelze. Hähä. — Das — is ooch...

Pauline (kommt mit dem Umſchlag). Komm! (Legt ihn auf ſeine Bruſt.)

Meiſter Oelze. Wiſch Dir — de Hände — ab... Hähä... 'S is — Giſt dran...

Pauline. Ach, Du ſollteſt nich ſo viel ſprechen, Franz! (Setzt ſich.)

Meiſter Oelze. M!

(Pauſe.)

Meiſter Oelze. Is — der Dokter — dageweſen...

Pauline. Nee! — 'S is je noch in der Nacht?

Meiſter Oelze (ſich beſinnend). Ach ja.

(Pauſe.)

Was — hat e denn — geſagt — geſtern...

Pauline. De weeßt je.

Meiſter Oelze. Ae! — E hat noch — mit Eich — geſprochen...

Pauline. Mit uns?

Meiſter Oelze (ungeduldig). Ich haww' es — geſehn... Was hat e denn — geſagt...

Pauline. J.

Meiſter Oelze. Du wirſt's mir doch — nich ver — heimlichen wolln? — Hähä. —

Pauline. Gott, Franz! Was ſoll e denn weiter geſagt hamm?

Meiſter Oelze. Ich muß — ſterbn?

(Pauſe.)

Pauline (ernſt, hart). Ja, Franz!

(Pauſe.)

Meiſter Oelze. Rück mich — heeher...

Pauline. So!

(Pauſe.)

Meiſter Oelze. Heite noch?

Pauline. Ja.

(Pauſe.)

Meiſter Oelze (ſehr unruhig). Ja. — Das ſtimmt — Ich fiehl' es. — Keene — Stunde — mehr... (Eine Weile ſtill.) Na? — Nu haſt' es je ſo weit? — Du — haſt mich — kaputt gemacht...

Pauline (bleibt ſtumm).

Meiſter Oelze. Geh weg!! — Geh!!

Pauline (erhebt ſich langſam). Ich will Dir Reſen ſchicken. (Thut zögernd ein paar Schritte auf die Thür zu.)

Meiſter Oelze (bemüht ſich aufzurichten, ängſtlich). Du willſt — weg?! Nee, nee... Bleib! —

Pauline (bleibt, wie zweifelnd, ſtehn).

Meiſter Oelze (der wieder zurückgeſunken iſt). Nich — alleene laſſen... Komm — widder — her...

Pauline (geht zu ihrem Platz zurück).

Meiſter Oelze. Erſt — vorbei... Vorbei... Nachher — is es — aus... Nachher — bin ich — Dreck... Aaaach!!...

Pauline (zu ihm hin). Drickt Dich was, Franz? — Hm?

Meiſter Oelze (ängſtlich). Was... Was — willſt 'enn — von mir?! — Reſe! — Reſe! —

Pauline. Haste denn Angst vor mir, Franz? — Ich thu' Dir nischt, Franz. — Was De an mir gethan hast un an mein'm Bruder, trag' ich Dir nich bis hierher nach! — Der liebe Gott hat uns je ooch so nich ganz un gar im Stiche gelassen. — Drickt Dich das etwa, Franz?

Meister Oelze (ängstlich). Nich ... Nich so — nah! ... Nich so — nah! ...

Pauline. Solln mer etwa zum Paster schicken, Franz?

Meister Oelze. Warum denn? Warum denn? — Hähä! —

Pauline. Ich dachte, 's wäre Dir enne Erleichtrung, wenn De 's heilige Abendmahl noch e mal nähmst? ...

Meister Oelze. Un—sinn ...

(Pause.)

Pauline. Oder is es etwa wegen der Mutter, Franz? — Wie's e Sohne geziemt, haste se je freilich nich immer behandelt in ihrn alten Tagen ...

Meister Oelze (starrt vor sich hin; fiebernd). Stille mal! — Merkste nich?! — Der — Tod is hinne!! — (Wirft sich in die Höhe.)

Pauline. Wer is hinne, Franz? — Du phantasierst je!

Meister Oelze. Ja, ja ... Nich ... Nich — phantasiern! ... (Hastig.) Pauline!

Pauline (zu ihm hin). Hm?

Meister Oelze. Pauline! — Komm ... Komm mal — her ...

Pauline (näher). Na, Franz?

Meister Oelze. Pauline ...

Pauline (mit zitternder Stimme). Hm? Willste mir — was anvertraun, Franz?

Meister Oelze (hastig). Ja! — Ja! ... H!! — Luft!! — Luft!! — Ganz — dichte — ran ... So! — Soo! — Pauline! — Ich — muß Dir was — sagen ... (Fiebernd.) He! — He! — Thu mir nischt! — Geh mal weg, Du da driww'n! — Ich ... Ich muß das doch — erscht — los — wer'n — die — Schteene ... Ich muß doch ... hähä! — Hähä! — M! — Nich — phan — ta — siern!! ... (Hastig.) Pauline!! — Pauline!! — Rasch! — Fix! — Ich ... Ich — ha — be ... — (Beobachtet sie scharf und mißtrauisch). Was ... Was machst 'enn fer — Oogen??!

Pauline (seufzt ungeduldig). Gott, Franz! — Was soll ich denn nur fer Oogen machen?

Meister Oelze. Solche — gierigen — Oogen ...

Pauline. Ach ... Awwer Franz! ...

Meister Oelze. Du bist — enne — Kanallje!!

Pauline (lehnt sich, aufseufzend die Stirn runzelnd, zurück).

Meister Oelze. Fort! — Fort! —

Pauline (steht auf und geht nach dem Hintergrunde zu, so daß ihm ihr Anblick durch den Ofen entzogen wird).

Meister Oelze (in größter Unruhe). Du! — Gott! ... Du! — Gott! ... Vergieb mir! Vergieb mir! ... Was hawww' ich gesagt? ... Hähä! ... Quatsch! — Quatsch! — Hähä! — Aaah!! — Aaah!! — Kanallje!! — (Wie weinend.) Kanallje!! — (Liegt still; lacht plötzlich wie über einen Einfall.) Pauline? — Pauline?! —

Pauline (wieder auf ihn zu). Ja?

Meiſter Oelze. Komm doch — her . . .

Pauline (ſetzt ſich wieder zu ihm). Hm?

Meiſter Oelze. Ganz nahe . . .

Pauline (beugt ſich zu ihm hin).

Meiſter Oelze (ironiſch). Na? — Na? — Hähä! — Hähä! — Hä! — (Langſam, in ſeinem alten, ironiſchen Ton). Du kannſt widder gehn.

Pauline (rückt wieder von ihm ab, auf die Ecke der Ofenbank).

Meiſter Oelze. Hähä! — Angeſiehrt haww' ich Dich? — Was denkſt 'enn, das ich Dir — ſagen ſoll?

Pauline (lacht). Na ſiehſte, Franz? — 'S is am Ende noch gar nich ſo ſchlimm! — Wenn De noch — Späßchen machen kannſt?

Meiſter Oelze (unruhig; wieder wie im Fieber hin und her; ſtöhnt, dann). Pauline? — Komm doch — noch e mal — her . . .

Pauline (wieder dicht zu ihm hin). Nu?

Meiſter Oelze. Ganz dichte . . .

Pauline. Na ſo!

Meiſter Oelze. Gieb mir mal — Deine — Hand . . .

Pauline (reicht ihm die Hand hin). Na?

Meiſter Oelze (kratzt ihr über die Hand).

Pauline (zieht raſch die Hand weg, beſieht ſie, lacht). Nu gucke?! — Du haſt mich je gekratzt, Franz?! — Na ſo was! — E langer, roter Riß! — Iwwer de ganze Hand weg! — Das macht, weil Deine Nägel ſo lange nich beſchnitten ſin! — Hehe! — Nee awwer ſo was?! — Ich hätte gar nich gedacht, daß De noch ſo viel Kraft haſt? — 'S thut ordlich weh? — Hehe!

Meiſter Oelze (mühſam). Wenn ich — mehr Kraft — hätte . . . hätt' ich Dich — mit 'm — Meſſer geſtochen! . . .

Pauline (lachend). Ja, das gloob ich, daß Du ſolche Geſchichten machſt, in Dein' — Fieber! Hehe!

Meiſter Oelze. Kanallje!

Pauline (erhebt ſich). Na Franz! Ich will awwer doch lieber gehn un will Dir Reſen herrufen!

Meiſter Oelze (aus ſeiner Fieberunruhe, ängſtlich). Willſte — naus?!

Pauline. Ja, Franz! — De regſt Dich am Ende doch zu ſehre iwwer mich uff!

Meiſter Oelze (wie vorhin). Nee! — Nee! — Bleib!!

Pauline. Ich bin wirklich ooch zu — marode! Se kann mich e bißchen ableeſen!

Meiſter Oelze (mit geſteigerter Unruhe). Nee! — Bleib! — Bleib!! —

Pauline (ſetzt ſich langſam, ihm abgewandt, wieder auf die Ofenbank. Nach einer Pauſe). Acht Tage lang haww' ich kee Ooge zugethan.

Meiſter Oelze (ruhiger). Geh nich — weg von mir . . .

Pauline. Na ſiehſte, Franz! Un doch biſte immer ſo zu mir! (Ernſt.) Schimpfſt uf mich, uf Dein' Totenbette noch! — Un mer meent's je doch nur gut mit Dir?

Meiſter Oelze. Ja, ja . . . Nich — weggehn . . .

Pauline. Na? — Nich wahr? — Warum wolln mer denn ooch jetzt noch ſo zu enander ſin? Gelte Franz?

Meiſter Oelze. Pau — li — ne . . .

Pauline. Na? — Hm?

Meiſter Oelze (haſtig, fiebernd). Was . . . Was geht denn da am Fenſter hin?!

Pauline. Am Fenſter? — Wo denn? — Niſcht! Ich ſehe niſcht, Franz!

Meiſter Oelze. 'S hat ſo e langen, weißen Bart! . . .

Pauline. Wo denn? Das da am Fenſter?

Meiſter Oelze (ſchnell, ängſtlich). Ja, ja.

Pauline. Ach, das is je bloß . . . (Zögert. Dann geheimnisvoll.) Ja! Das is der Vater, Franz!

Meiſter Oelze (wie vorhin). Ja, ja! Der Vater . . . Komm doch her zu mir, Pauline? — E will je . . . (In höchſter Angſt.) Nee!! — Nee!!

Pauline (ſich zu ihm hinbeugend). Nee, nee! Bis nur ruh'g! E darf D'r niſcht thun!

Meiſter Oelze (ſich gegen ſie drängend). Gucke doch?! — Gucke doch?!

Pauline (in der vorigen Stellung, flüſternd, geheimnisvoll). Ja, ja!

Meiſter Oelze. Du! — Ich weeß, was e von mir will?

Pauline (erregt). Hm? — Was — will e denn von Dir, Franz? — Hm?

Meiſter Oelze. Weeßte denn nich! — De derfſt's awwer keen' ſagen! — Ich hamm'n je . . . Hehe! . . . Ich . . . Ich hamm'n je . . . Hehe! . . . Hehe! . . .

Pauline (wie vorhin). Hm? — Was — haſte, Franz?

Meiſter Oelze (laut, angſtvoll). Du!! — E — kömmt!!!

Pauline. Nee, nee! (Nach dem Fenſter hin.) Huſch! Huſch! Geh mal weg, Du! — Sag e mal, Franz! Was haſte?

(Pauſe.)

Meiſter Oelze. Nee, das da — is je bloß — de Gardine.

Pauline (lehnt ſich ungeduldig zurück.)

(Pauſe.)

Meiſter Oelze (gequält). Ach Pauline!

Pauline. Hm? Na, was haſte denn! Sprich Dich aus, Franz!

Meiſter Oelze. Ja. — Ja. — Ich will Dir alles .... Ricke mich doch — e bißchen — heeher . . .

Pauline (ihm behilflich). Ja! — Komm! — So!

(Pauſe.)

Meiſter Oelze (mühſam). Ich . . .

(Pauſe.)

Pauline (beugt ſich gegen ihn vor). Na? Sag's mir, Franz! — Erleichtre Dich!

(Pauſe.)

Meiſter Oelze. Ich . . . (Zögert. Dann: langſam, leiſe) Emil . . . (Wendet ſich unruhig, ſtöhnt tief und gequält auf: dann haſtig) Hole mer Emiln her! —

Pauline (zurück, mit unterdrückter Wut). Der ſchleeft je awwer noch?

Meiſter Oelze (laut verzweifelt). Weck'n! Weck'n!! — Fix! — Geh!

Pauline (ſteht auf, ſtöhnt, ballt die Fäuſte unter ihrer Schürze. Geht).

Meiſter Oelze (liegt im Fieber. Stöhnt u. ſ. w. Draußen auf der Gaſſe

Räderknarren, Peitschenknallen, Rufe eines Fuhrknechtes. — Heller, bäuerlicher Gesang von Weiber- und Kinderstimmen, unterbrochen von hellem Kreischen:

Lied: „Des Morgens in der Frühe,
Lalala, lalala!
Da weiden wir die Kühe,
Lalala, lalala!
Wenn summend aus den Zellen
Die Bien' ins Freie fliegt,
Und auf den Aehrenwellen
Das Morgenrot sich wiegt!
Lalala, lalala!
Lalala, lala lala!"

Der Gesang nähert und entfernt sich).

Meister Oelze (während des Gesanges, im Fieber). Nee, Emil ... Keener soll Dich verachten ... Da! — Da is e je widder?! — Hähä! — (Rafft sich auf, packt das Taschentuch, das vor ihm liegt und wirft es vor sich hin, als ob er jemand treffen wollte.) Weg, Du alter Hundsfott!! — Du bist je tot?! — Hähä! — Du bist je Dreck?! — Du bist je blos enne Gardine?! (Sinkt zurück) Du ... Du willst hier — spuken gehn?... Hähä! — Hähä! —

Pauline (kommt zurück). E kömmt gleich!

Meister Oelze (im Fieber). Wer — kömmt denn da?!

Pauline. Ich, Franz! — Emil kömmt gleich!

Meister Oelze. Emil! — Emil! — Ja, E — mil ... (Ruhiger). Was — is denn — da ...

Pauline. Ach, das sin bloß de Rübenzieher vom Amte! Die fahrn naus ins Feld! — 'S wird Tag!

Meister Oelze. Kömmt e noch nich?

Pauline. E muß jeden Augenblick komm'! (Geht zur Thür und sieht, wartend, eine Weile hinaus.) Jetzt kömmt e!

Emil (tritt ein, mit Rese. Er ist nur mit Hose und Jaquett bekleidet. Zittert, fröstelt, weint).

Rese (weinerlich). Nicht wein', Emil! — Das regt'n Vater uf! — Mache Dich stramm, mei Sohn!

Meister Oelze. Emil!

Emil (befangen zu ihm ans Bett tretend). Guten Morgen, Vater!

Meister Oelze (lacht). Komm her, mei — Sohn ...

Emil (tritt näher).

Meister Oelze. Hier — ganz, ganz — nahe ... Gieb mir — Deine Hand ... So! — So, so, sooo ... (Liegt eine Weile still).

(Rese und Pauline halten sich im Hintergrunde. Rese spricht auf Pauline ein, die verdrossen und finster dasteht, ohne zu antworten).

Meister Oelze. Mache mir — hier oben — 'n Hemdknopp uf ...

Emil (thuts).

Meister Oelze. D — Dei — ne — Hand ... So, so ... sooo ... Nich — weg — gehn ... (Halb in die Höhe) Thiere uf!! — Thiere uf!!

Emil (ängstlich). Se is je auf, Vater?

Meister Oelze (beruhigter, zurück). Auf ... Ja ... Hehe! — Emil ... (Liegt eine Weile still, Emils Hand haltend.) Haww' ich — Deine — Censur schon — unterschrieben? ...

Emil. Nee, Vater.

Meister Oelze. Hole se — mal — her ...

Emil (zögernd). Awwer das hat je noch Zeit, Vater?

Reſe (tritt vor). Das kann ich am Ende ooch, Franz? — Das ſtrengt Dich jetzt ſo an?

Meiſter Oelze. Hole de — Cenſur...

Emil (geht hinter zum Schrank, kramt dort, und kommt dann mit der Cenſur zurück).

Meiſter Oelze. Lies...

Emil. Vorleſen?

Meiſter Oelze. Ja.

Emil (lieſt). Betragen: Gut.
Fleiß und Aufmerkſamkeit: Gut.
Leiſtungen. Latein: Sehr gut.

Meiſter Oelze. Hähä... Weiter...

Emil. Griechiſch: Gut.
Franzöſiſch: Gut.
Deutſch... (Stockt). Deutſch: Nicht ausreichend. — Das is... Das is aber bloß... Unſer Lehrer im Deutſchen hat...

Meiſter Oelze. Weiter...

Emil. Mathematik: Gut.
Geſchichte und Geographie: Recht befriedigend.
Rel... Religion...

Meiſter Oelze. Na?

Emil. Ziemlich... Ziemlich befriedigend... (Huſtet).

Meiſter Oelze. Hähä...

Emil. Phyſik: Gut.
Zeichnen: Befriedigend.
Singen: Befriedigend.
Turnen: Gut.
Beſondre Bemerkungen: Oelze iſt als Zweiter nach der Obertertia verſetzt.

Meiſter Oelze. Scheene... Scheene... Hähä! — (Streichelt Emils Hand) ... 'Ne Fe — der...

Reſe. Laß Emil! Ich will holn! (Holt Feder, Tinte und eine Unterlage.) So! — Hier! — Ich wer'e halten! (Hält die Unterlage.)

Emil (taucht ein und giebt Meiſter Oelze die Feder).

Meiſter Oelze. Hand fiehrn...

Emil (führt ihm die Hand).

Meiſter Oelze. Nimm weg... Bleib — fleiß'g... Wie lange — gehſte denn noch — uf de — Schule...

Emil. Fünf Jahre.

Meiſter Oelze. Fünf Jahre... (Liegt eine Weile ſtill) 'S wird — dunkel... Das is — weil's — Regen giebt...

Reſe (zu Pauline). Ach Gott, ach Gott! — Das is ſchon de Angſt, Pauline!

Pauline (bleibt ſtumm).

Meiſter Oelze. Was — habt'r denn da — zu tuſcheln...

Reſe. Niſcht! — Niſcht weiter, Franz!...

Meiſter Oelze. Waſſer...

Reſe (bringts, hebt ihn, daß er trinken kann).

Meiſter Oelze. Das Waſſer is — ſchwarz...

Reſe. I nee, Franz? — 'S is ſcheenes, klares Waſſer?

Meiſter Oelze. Schwarz is es ... Weg dermit ... (Macht eine Schwenkung, als wollte er aufſtehn.) So! — Na! — Nu kann ich je gehn?

Reſe (näher tretend). Was willſte, Franz? Gehn?

Meiſter Oelze. Jawohl! — Laß mich e mal! — Halte mich e mal nich uf! — Mein' Rock! — Meine Hoſe! — Ich muß fort! Ihr habt e Komplott gegen mich gemacht! — Jawohl! — Ihr wollt mich ooch vergiften! — Na?! — Na?! — Da habt'r je ooch widder den Alten?! — Hehe! — Ich — will — fort! —

Pauline (tritt zum Bette).

Meiſter Oelze. Was ſteht'r denn da alle ſo dichte um mich rum?! — Ihr wollt mich totmachen! — Ihr wollt mich vergiften! — Ihr habt mir de Bruſt eingedrickt! —

Emil (legt ſeinen Arm um ihn, weinend). Vater!

Meiſter Oelze (ruhiger). Hä?! — Emil ... B — Bleib bei mir, mei' Sohn ... Bis nur — ſtille ... Ich ſage doch niſcht ... Hähä! — Awwer morgen frieh thun mer'r Gift in Kaffee ... Hehe! ... Nu gucke nur? Da hamm ſe je den alten Spitzbub'n widder 'rein gelaſſen? (Schauernd). Gucke, wie e 's ganze Licht dunkel macht?! — (Ein wenig in die Höhe, nach dem Fenſter zu.) Unſinn! — Ich phantaſiere je! — Ich — will nicht phantaſieren!! (Aengſtlich.) Sonſt ſag ich's je, Emil? — Deine Hand! — So, ſo, ſooo ... (Weinerlich.) Nee, nee! Du mußt doch uf de Polizei gehn, Emil! Gucke doch, jetzt will e je ſich mir uf de Bruſt ſetzen?! ...

Emil (weint). Vaterchen! — Vaterchen!

Meiſter Oelze. Ja, mei Sohn! — Bis ſtille ... ſtille ...

Reſe. Wring doch e mal e Umſchlag aus, Pauline? — Ich will'n Troppen eingießen. (Beide zum Tiſche. Reſe macht ſich dabei, die Arznei in den Theelöffel zu gießen.) 'S könn' wohl ruh'g ufnſz'n ſin ...

Pauline (unwirſch). Gieb nur her! De kriegſt je keen' Troppen aus der Flaſche.

Reſe (giebt ihr Flaſche und Löffel). Ja. Meine Hände zittern ſo.

Pauline. Gieb! (Gießt die Arznei ein).

Reſe (ſtützt ſich einen Augenblick gegen den Tiſch). Hach Gott! (Wringt den Umſchlag in den Eisbehälter aus).

Pauline (geht mit der Arznei zum Bette).

Meiſter Oelze. Is — das da — Pau — line ...

Emil. Ja, Vater. De Tante.

Meiſter Oelze. Was will denn die?! — Du, was hat ſe denn da, Emil?!

Pauline (finſter). 'S is de Arzenei!

Meiſter Oelze. Weg — mit — Dir ...

Emil. Zeig, Tante! Ich will ſe 'm gebn!

Pauline (giebt ihm den Löffel).

Emil. Vater! Komm! Arznei! — Daß De widder geſund wirſt!

Meiſter Oelze. Ja, Emil ...

Emil (giebt ihm die Arznei).

Pauline (trägt den Löffel zum Tiſch zurück).

Reſe. So! — Nu komm, Franz'! — Hier is noch e Umſchlag!

Meiſter Oelze. Mir hilft keen Umſchlag ....

Reſe (legt ihm mit Emils Hilfe den friſchen Umſchlag auf). I gar Franz! — So! — Nu wird Dir gleich beſſer wer'n!

Meiſter Oelze (ſinkt erſchöpft zurück).

(Pauſe.)

Reſe (vom Bett weg, nach dem Tiſche hin). E wird matt! — 'S geht zu Ende! (Läßt ſich am Tiſche nieder.) Ach, mir zittern de Beene unterm Leibe!

Emil (ſchleicht ſich vom Bett weg, zu Reſe hin). Mutter! Der Vater ſtirbt?

Reſe. Ja, mei Sohn! (Weinerlich.) Nu haſte bald keen' Vater mehr!

Emil (weint. Stellt ſich an das Fußende des Bettes).

Pauline (finſter). Stille doch! — Wenn e 's merkt!

Reſe (tritt zum Fenſter). Ach, mir is ſelber als ob 'ch erſtickte!

Emil (vom Bett weg). Mich friert.

Reſe. Knöpp Dir's Jaquett zu, daß De Dich nich erkältſt, Emil! (Emil ſetzt ſich an den Tiſch).

Pauline (im Hintergrunde auf und ab).

Reſe. Da hinten wird's helle in der Gaſſe! (Kommt zurück.) Du haſt je Dein' Gliehwein nich getrunken, Pauline?

Pauline (kurz). Nee.

Reſe. Na, nu is e kalt. (Am Bette.) Wie e daliegt! — Wie de Bruſt geht! — E hat ſo e ſchwer'n Tod! — Ich weeß, wie de Hilſen ſtarb. Die ſtarb ſo ſanfte. Die is richt'g eingeſchlafen. Nachmittag mußte ſe ihr Mann aus'm Bette ufs Sofa tragen un da frug ſe, wie ſpäte 's wär'. Um Zweee, ſagt ihr Mann. „I du lieber Gott, un ſchon ſo dunkel", ſagte ſe noch ſo un nach e paar Minuten war ſe eingeſchlafen! — Wie e zuckt?! — Der ganze Körper!

(Pauſe.)

E ſtreckt ſich ſo?!

Emil. Mutter! Derf ich mal Wein trinken?

Reſe. Ja, trink! Das wärmt!

Emil (trinkt, ſtützt dann den Kopf).

Reſe. Hach Gott! (Gähnt. Geht dann wieder zum Fenſter.) Den Wein draußen muß Patſchke ooch mal beſchneiden. Der dunkelt ſo. — Ob mer Patſchken noch e mal zum Dokter ſchicken?

Pauline (kurz). Was ſoll denn der noch machen!

Reſe. Ja, 's is wahr. — 'S hat wohl keen' Zweck mehr. — Hach ja! — Emil ſchläft ein! — Hach, meine Oogen brenn' wie Feier!

(Pauſe.)

Meiſter Oelze. Heeher...

Reſe (ſchnell zum Bette). Ja, Franz! — Komm! — So! (Nimmt ihm den Oberkörper hoch.)

Meiſter Oelze (krampft mit den Fingern vor ſich hin in die Decke, bewegt den Kopf hin und her). Ich — will nich — ſterbn... (Matt) Laß — mich — raus...

Reſe (leiſe, erregt). Pauline!

Pauline (tritt zum Bett).

Reſe. Da!

Pauline (nickt).

Meiſter Oelze. Die — da — fort... — Ihr — ſchwimmt — weg...

(Pauſe.)

Emil — mil...

Reſe (ihn fortwährend emporhaltend.) Pauline! Weck 'n doch mal!

Pauline (zu Emil tretend). Emil!

Emil (im Schlaf). Ja!

Pauline (ihn am Arm rüttelnd). Wach auf!

Emil (erwacht). Au! — Du — kneifſt mich je?!!

Pauline. Du ſollſt zum Vater komm'!

Emil (ſieht ſie einen Augenblick, den Arm reibend, ſchlaftrunken an, geht dann zum Bett).

Meiſter Oelze. E — mil...

Reſe (das Weinen unterdrückend). Hier, Franz, is Emil!

Meiſter Oelze (wendet den Kopf zu ihm hin, ſeine Hand taſtet nach ihm).

Reſe. E will Deine Hand, Emil.

Emil (nimmt leiſe weinend ſeine Hand).

Meiſter Oelze. So... Soo... Paſ — ter... (Haucht aus).

Pauline (ſteht beim Bette, beobachtend vorgebeugt).

Reſe (erhebt ſich, läßt den Toten langſam zurückſinken). 'S is aus! Der liebe Gott hat 'n erleeſt! (Beugt ſich einen Augenblick über ihn).

Emil (ſteht eine Weile, in ſtummem Staunen vor dem Bette, geht dann bei Seite und bricht in Schluchzen aus).

Pauline (iſt langſam zum Tiſch gegangen, hat ſich niedergelaſſen und ſieht, den Kopf aufgeſtützt, vor ſich hin).

Reſe (ſich aufrichtend). 'S geht Dir ooch nahe, meine gute Pauline!

Pauline. Ja! (Lacht bitter).

Reſe (tritt zum Fenſter). Da könnt de Sonne! (Schluchzt auf.)

Pauline (legt die Arme lang vor ſich über den Tiſch und das Geſicht orauf).

Ende.

Paul Heyse und die junge Schule.

(Bei Gelegenheit des Romans „Merlin".)

Wenn wir von England absehen, so ist Deutschland unter den Kulturnationen am spätesten in die naturalistische Bewegung eingetreten. Es scheint auch, als ob wir diese Phase am raschesten durchmachen sollten. Denn schon sind manche Anzeichen dafür vorhanden, daß die Bewegung im Ablaufen ist. Das wissenschaftliche Sammeln von Dokumenten und die gesamte höhere Reporterthätigkeit entsprechen dem deutschen Dichtergeiste nicht, wo er in seiner Eigenart sich regt. Erforschung des Seelenlebens reizt uns mehr als exakte Naturnachahmung, Aussprechen des Subjektiven mehr als ängstliche Widergabe des Objektiven. Das Temperament soll nicht nur gleichsam als unvermeidliches Uebel bescheidentlich zwischengeschoben und geduldet werden, sondern es soll der jeweilige Ackerboden sein, auf dem das ganze Feld der Poesie emporsprießt. Aber mögen wir auch über den Naturalismus hinauswollen, ganz abstreifen können wir ihn nicht mehr. Wir wollen sogar unserem guten Genius danken, daß er uns in diese harte und etwas unliebsame Schule hineingeschickt hat. Sie hat uns alle Sinne neu geöffnet und ganz anders als vordem kann die Welt nun in unser Inneres eintreten. So ist denn eine neue Bewegung ins Rollen gekommen, von der wir nicht wissen, wohin sie führt, die uns aber unaufhaltsam vorwärts treibt.

Betrachtet man diese litterarische Konstellation, so kann man wohl nicht ohne ein leises ironisches Lächeln beobachten, wie alte Herren und solche, die es werden wollen, sich zu eifrigen Predigern wider die Bestrebungen der Jüngeren aufwerfen. Erstens bezeichnen sie alle neuen Ansätze kurzweg und unbesehen als Naturalismus. Ferner schaffen sie auf künstlichem Wege einen Gegensatz zwischen Alten und Jungen, wie er in dieser Schärfe gar nicht besteht. Endlich ist es nicht im mindesten in ihrer Gewalt, der Bewegung Halt zu gebieten; denn diese wird von ganz anderen Mächten vorwärts getrieben, als von bloßen angelesenen Theorien.

Als unversöhnlichster Widersacher ist uns in den letzten Jahren Paul Heyse erstanden.

In Heyse verkörpert sich das Beste, was heutzutage von Goethescher Tradition noch lebendig ist. Er ist also eine im Entwickelungsgang unserer Litteraturgeschichte durchaus organische Erscheinung. Indes, so wenig Goethe jemals sterben wird, so wenig kann die mit seinem Namen verbundene Tradition ewig leben oder auch nur die dauernde Richtschnur für die Weiterentwickelung bilden. Die Poesie lebt nicht in erster Linie von der Geschichte, sondern vom Leben. Dieses giebt uns täglich neue Probleme auf, denen gegenüber die alten zurücktreten müssen, mögen sie gelöst sein oder nicht. Sie werden schon innerhalb des unaufhaltsamen Fortganges stillschweigend ihre Erledigung finden. Daß die neuen Probleme uns zunächst durch das Ausland haben übermittelt werden müssen, ist eine traurige Folge des systematischen Rückschritts in unserem gesamten Geistesleben, kann aber niemals ein Grund sein, uns diesen Problemen und Anregungen gegenüber ablehnend zu verhalten. Es wird umsomehr unsere Aufgabe sein, die neue Betrachtungsweise auf Fragen des deutschen Lebens anzuwenden. Wer dazu auch nur einmal einen geringen Versuch

gemacht hat, wird erstaunt gewesen sein über die Ergiebigkeit, die unser noch immer jungfräulicher Nationalboden verheißt. Von dem Augenblicke aber, wo dieses Faktum wirklich eingetreten ist, ist die „Ausländerei" in vollgiltige „Inländerei" verwandelt worden und die so oft gegen die junge Schule geschleuderten Vorwürfe werden verstummen.

Doch ich muß noch einmal auf Goethe zurückgreifen, um dasjenige, was ich unter Goetheſcher Tradition verstehe, näher zu beleuchten.

Das Verhältnis des alten Goethe zu seinen Zeitgenossen wurde bestimmt durch das Bewußtsein einer fast unbegrenzten Ueberlegenheit. Die Suggestion dazu empfing er von Allen, die sich ihm näherten. Die sich nicht dazu herbeiließen, stieß er entweder aus und ließ sie zu Grunde gehen, wie Heinrich von Kleist, oder er hielt sie sich sänftlich vom Leibe, wie Schopenhauer, der, wohl als Einziger, es sich herausnahm, Goethe wie einen Gleichstehenden zu behandeln. Die alte Exzellenz war aber zu sehr daran gewöhnt, als Geist über den Wassern zu schweben, um diese himmlische Sensation fürderhin entbehren zu mögen. So hatte er sich denn nach und nach daran gewöhnt, die Menschen als sehr kleine Wesen zu betrachten, denen gegenüber ein geäußertes Gefühl von großväterlichem Wohlwollen die wahre und tiefe Verachtung am besten maskierte. Die Kinder nicht unartig werden zu lassen, war eine seiner ernstesten Sorgen. Er hielt daher allen etwa aufsteigenden revolutionären Gelüsten den blanken Schild des in edler Maßhaltung befangenen Klassizismus entgegen. Denn Goethe blieb in seiner Auffassung der Antike durchaus bei der Winkelmannschen Formel von „edler Einfalt und stiller Größe" stehen und so wurde das auf Freiheit gegründete Griechentum für die germanisch ungeleckten Bären zu einem Mittel der Zucht und Sittigung. So lange des Olympiers klares Auge wachte, war die Gefahr der Verflachung nicht akut, sie wuchs aber schnell und riesig an, sobald einmal Goethe als „historische Größe" zum Schulgötzen gestempelt war. Seitdem wird der teutsche Jüngling zu Harmonie, Anmut und edler Sitteneinfalt erzogen. Die Resultate sind zwar mangelhaft, aber die Tendenz ist doch gegeben. Doch blieb immer der von den Romantikern aufgestochene Unterstrom genialer Ungebärdigkeit, gegen dessen brandende Wasser die aufgeworfenen Dämme ihre Haltbarkeit zu erweisen hatten, lebendig. Die tiefsten Instinkte des Volkes aber konnten nicht mehr zu vollem und ungehindertem Ausdruck kommen.

Das vollkommenste Exemplar Goetheſcher Inzucht ist Paul Heyse. Ich meine das ohne Ironie und ohne Spott. Denn bei Heyse ist wirklich Instinkt geworden, was man den übrigen deutschen Landesbrüdern vergeblich als Instinkt einzubläuen versuchte. Indes Heyse, als moderne Natur, hatte den ihm eingeimpften Klassizismus in — wenn ich so sagen darf — Italianismus umgesetzt und dadurch dem germanischen Bewußtsein erheblich näher gebracht. Heyse lebt durchaus in einem Elemente maßvollen aber chronischen Schönheitsrausches. Er sieht fließende Linien, angenehme verschmolzene Farben, lachende Lufttöne. Härten und Unebenheiten thuen ihm weh. Das Individuelle wird nicht ausgeschlossen, muß sich aber Abschleifungen gefallen lassen. „Stil" ist das Hauptgebot und dem muß sich alles Uebrige fügen. Sprache, Komposition, Anschauung, Gefühl, alles ist stilvoll. Selbst die Erotik, wohl Heyses tiefster Punkt seiner angeborenen Verwandtschaft mit Goethe, muß auf ihren gern gepflegten Spaziergängen in das Gebiet des Bizarren und Ungewöhnlichen einen ehrwürdig einherwandelnden Schönheitspädagogen neben sich dulden, der mit seinem langen Stabe die einzuhaltenden Grenzen des Stilvollen bezeichnet. Der Duft erster Frische fehlt daher bei Heyse fast immer, der angenehme Zauber feinster Kultur wohl nie. Hiermit ist zugleich der einschneidende Unterschied von Goethe bezeichnet. Denn für Goethe waren Kultur und Natur völlig identisch und aufs Innigste mit seinem eigensten Wesen verschmolzen.

Ich finde Heyse eine erfreuliche Erscheinung in unserer Litteratur, aber es haftet ihm etwas unrettbar Epigonenhaftes an. Eben sein Verhältnis zu Goethe bedingt dies. Daher kann mich auch die Blindheit nicht wundern, mit der er allen

Bestrebungen der Jüngeren gegenüber steht. Wo wir neu quellenden Reichtum erblicken, sieht er Verarmung und Entblößung, wo wir Wiedergeburt, Verjüngung, Aufraffung erkennen, da klagt er über Absterben, Einsinken, Versinken. Das »Povera e nuda vai, o poesia!«, das er als Motto seinem neuen Roman „Merlin" vorausgesetzt hat, kommt ihm aus tiefstem Herzen. Er kann wirklich nicht anders, als über die neue Poesie „Wehe" schreien! Der Roman „Merlin" bezeichnet hierdurch einen Merkstein in unserer litterarischen Entwicklung. An diesem Wegmal wird sich eine „reinliche Scheidung" endgiltig vollziehen müssen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich den Heyseschen Roman, besonders zu Anfang, mit einem gewissen Wohlbehagen gelesen habe. Wohlgekleidete Menschen traten vor mich hin, mit gefälligen Manieren und im Vollbesitze gut temperierter Wohlredenheit. Es ist, wie wenn man eine feine Havannah raucht. Leicht und wolkig zieht der Roman an uns vorüber, zu allerhand sinnvollen Träumereien einladend, bald neckend, bald bethörend, bald sanft erregend, ein beständiges auf- und abschwellendes Oberflächengekräusel. Wem künstlerische Fragen nicht gerade an die Nieren greifen, der darf sich für die liebenswürdige und geistvolle Unterhaltung bedanken. Wer tiefer hinab will, der geht auch nicht ganz leer aus. Wer sich ärgern will, wird sich vielleicht am meisten darüber zu ärgern haben, daß er so oft zustimmen muß. Wer für formale Reize empfindlich ist und Feinheiten der Komposition, der Sprache, der Charakteranlage zu genießen versteht, der kommt auf seine Kosten. Wer aber kitzlich ist im Punkte der Wahrheitstreue und der Lebensechtheit oder wer gar nach tiefen Gemütserschütterungen und ahnungsvollen Tiefblicken in die Rätsel der Welt und der Menschenbrust lüstern ist, der wird sich eines schalen Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren können. Ich war gescheit genug, von vorn herein meine Ansprüche nicht zu hoch zu schrauben und dadurch habe ich mir Genuß ermöglicht. Der Genuß war sogar so groß, daß ich einsehe, Heyse mit meiner Bescheidenheit Unrecht gethan zu haben. Ich hätte mehr verlangen sollen, auf die Gefahr hin, mir den Genuß zu verkümmern. Und ich muß jedenfalls jetzt mehr verlangen, wo ich das ganze Werk an mir vorüberziehen lasse und wo ich mich frage: Ist das der Einsatz, mit dem die deutsche Dichtung der älteren Generation sich an dem Wettspiel rings entfesselter künstlerischer Kräfte beteiligen will?

Mein schönes, wenn auch leichtes Genußgefühl ist zerflattert. Mißstimmung bemächtigt sich meiner. Ich sehe, welch schweren Weg wir noch vor uns haben. Gewiß, wir scheuen uns nicht, ihn zurückzulegen. Aber da wir schon so lange gewandert sind, hätten wir weiter sein müssen. Wir sind auch nicht undankbar. Im Gegenteil, wir wollten gerne noch viel dankbarer sein können. Aber das heimische Erbe, das wir anzutreten haben, ist gar zu geringe, und ob wir wollen oder nicht, wir müssen es mit ausländischen Werten versuchen. Denn wenn die Kunst mehr sein soll als eine angenehme, obwohl nicht geistlose Zerstreuung, dann haben wir von Heyse nicht viel mehr zu lernen.

Heyse balanciert immerwährend mit den Gegensätzen „Idealismus — Realismus", „Schönheit — Wahrheit". Dieses Fangballspiel schon ist charakteristisch. Er will die Wahrheit nicht ohne die Schönheit, das Reale nicht ohne das Ideale. Wie unsäglich fade ist das! — ich weiß keinen milderen Ausdruck. Was gehen uns diese frostigen Abstraktionen an? Wie sollen wir, während wir das brausende Leben mit ganzer Seele zu durchdringen suchen, uns durch ein Hinschielen nach der „Schönheit" den heiligen Rausch der Schöpferwonne zerstören lassen?! Was heißt überhaupt: die Schönheit suchen? Wenn sie nicht ungesucht kommt, mit der keuschen Heimlichkeit einer nächtlichen Geliebten, dann ist sie die echte nicht. Schönheit will nicht erfaßt und errafft, Schönheit will durchlebt und durchlitten sein. Schönheit kommt wie ein beglückender Traum, wie eine duftende Rosenwolke. Schönheit umspinnt und umklammert uns, wenn wir, ihrer nicht gedenk, das tiefste Mysterium des Lebens kosten. Schönheit ist Wahn, Schönheit ist Schmerz, Schönheit ist Offenbarung. Wir sind von Schönheit umflossen — und die Welt schilt uns häßlich, wir

sind von Schönheit trunken — und die Welt nennt uns nüchtern. An Schönheit soll man uns daher nicht mahnen, denn damit zerstört man sie.

Wir wollen uns Naivetät, Lebensdrang, Wahrhaftigkeit wahren und dann wollen wir versuchen, zu schaffen, was wir können. Die „Schönheit" und die „Wahrheit" sollen uns aber nicht kümmern und auch nicht „Idealismus" oder „Realismus". Müde Schatten, hebt euch von dannen!

Was soll uns also Heyses Held, Georg Falkner, der auszieht, den Idealismus zu retten? Der mit den Flossen historisch-romantischer Versdramen wider den Strom zu schwimmen unternimmt? Das „Wider den Strom schwimmen" ist ja heutzutage beliebt. Fast jeder traut es sich zu und thut sich sogar noch etwas darauf zu gute. Ich meine aber, daß Heyse dieses Wort nicht wohl ansteht. Denn auf seinem Strome segelt schon seit langem mit herzinnigem Behagen das sogenannte gute Publikum. Diesen Leuten lacht ja das Herz im Leibe vor Vergnügen, wenn sie seine Philippika wider die Jüngeren lesen. Denn dann wissen sie, daß sie sich doch nicht weiter anzustrengen brauchen. „S' ist ja alles Kohl. Heyse sagts. Der muß es doch verstehen." Ich bin erstaunt, wie wenig Heyse davon versteht. Er nennt Strindberg einen Norweger und gibt über dessen „Vater" einige Gemeinplätze zum besten, die ich mich scheue, hierher zu setzen. Er citiert dann gelegentlich einen ganz belanglosen Einakter eines jungen Franzosen, »Le pendu« von Bourgeois, und scheint für dessen sinnlose Kraßheiten die ganze jüngere Richtung verantwortlich machen zu wollen. Dabei passiert dem geschniegelten Goethelehrling gelegentlich der höchst peinliche Lapsus, daß er einige sehr bekannte Verse seines Altmeisters in folgender Fassung citiert:

„Und kann man dann in solchen krausen Haaren
Unendlich auf- und niederfahren —"

Was soll man dazu sagen? Jedenfalls wundere ich mich jetzt nicht mehr über den „Norweger" Strindberg.

Aber ich bin hart geworden. Und ich wollte nicht hart werden. Denn ich will Heyse lassen, wie er ist und ihn mir nicht einmal anders wünschen. Er ist eine geschichtlich interessante Erscheinung und will als solche gewürdigt werden. Er ist ein Mann, der zwar vieles nicht kann, aber doch auch vieles kann. Und gerade das Können wollen wir uns jetzt näher betrachten.

„Merlin" ist einheitlicher komponiert als Heyses übrige Romane. Er ist nicht so sehr Novellenbündel, obwohl auch hier Nebenhandlungen, die mit dem Hauptvorgang nur locker verbunden sind, gar zu sehr zu selbständigen Episoden auswachsen. Am störendsten ist für mich die Episode des orthodoxen Pfarrers und seines unkirchlichen, unehelichen Sohnes, dessen Sohnschaft aber erst entdeckt wird, als er durch indirektes Verschulden des Vaters auf dem Totenbett liegt. Das sehr interessante Motiv ist bereits von Anzengruber in der Novelle „Der Einsam'" (und dem darauf fußenden Drama „Stahl und Stein") mit so grandioser urwüchsiger Kraft behandelt worden, daß ein Salonnovellist, wie Paul Heyse, diesem Stoff keinerlei neue Seiten mehr abzugewinnen vermochte. Auch der Schluß hat etwas Episodenhaftes und ist keineswegs die natürliche Folge der vorausgegangenen Ereignisse. Es ist eine Irrenhausgeschichte für sich, die eine naive Vorstellung von der in solchen Anstalten herrschenden Verwaltungspraxis verrät und außerdem Heyses gänzliche Unfähigkeit, sich in die Gehirnthätigkeit von Geisteskranken zu versetzen, dokumentiert. Dafür ist aber das eigentliche Thema des Romans, der Kampf eines Dichters mit einer ungünstigen Zeitströmung und das damit eng verwobene Hinundherschwanken zwischen zwei Frauengestalten, mit viel Kunstweisheit angefaßt. Ob man mit der „Richtung" des Helden sympathisiert oder nicht, ist für die Beurteilung dieser Frage völlig gleichgiltig. So oder so darf man an der geschickten Verschlingung und Lösung der Fäden, an dem wohl vorbereiteten, klug gehemmten Fortschreiten der Entwickelung, an der lebendigen und kontrastvollen Gruppierung der Charaktere seine Freude haben. Vor allem verdient die reich ausgesponnene Exposition mit ihrer lichtvollen und nachdrücklichen Ein-

führung der handelnden Personen und ihrer anmutenden Schilderung der verschiedenen Oertlichkeiten uneingeschränktes Lob. Jeder Russe würde es schlechter und kein Franzose würde es besser machen. Vor allem ist die Verteilung von Licht und Farbe, von Vordergrund und Hintergrund, von Psychologie und Beschreibung überaus gelungen. Dies darf auch uns Jüngeren getrost ein Muster bleiben und zwar ein Muster deutsches Stiles, im Gegensatz zu der ewigen Hintergrundsmalerei der Franzosen und der kunstwidrigen Vordergrundsschwelgerei der Russen. Mir scheint hier gleichsam die richtige Diagonale gefunden, an der wir festhalten dürfen. In zwei anderen Punkten aber können wir Heyse nicht folgen: in der Verwendung von Zufälligkeiten und in der Einführung der Moral in die Psychologie. Es heißt den Knoten zerhauen, statt ihn lösen, wenn Heyse in dem Moment, wo der Held im fernen Berlin seiner Gattin mit deren Nebenbuhlerin untreu wird, eben diese Gattin ganz plötzlich an den Masern sterben läßt, um hierdurch eine schwüle Stimmung wachzurufen. Ganz böse aber ist es, wenn die Verführerin, die in der Anlage des Charakters ausgezeichnet ist und die lediglich den Instinkten ihrer Natur folgt, von Heyse mehr und mehr zu einem moralischen Scheusal gestempelt wird, für das die schlechteste Behandlung gerade gut genug ist. Niemals darf ein Dichter sein Geschöpf so im Stich lassen und zum Zerrbild umgestalten; dies muß ihm wider sein künstlerisches Gewissen gehen. Ueberhaupt halten die Figuren alle nicht, was sie versprechen, und daher hält auch der Roman nicht was die Exposition verspricht. Den glänzend eingeführten Personen haftet später eine gewisse Unbeweglichkeit an, und nur schwer kommen sie miteinander in Contakt.

Eine besondere Betrachtung verdient Heyses Sprache. Sie ist ein geschmackvoll modernisierter Goethestil und für dasjenige, was der Dichter sagen will, ein überaus gelenkes Instrument. Für moderne Zwecke wäre sie zu glattfließend, zu gleichmäßig, zu wenig dehnbar. Insbesondere im Satzbau müssen wir uns viel größere Freiheiten und Abwechslungen gestatten, wenn wir die nervösen, modernen Stimmungen zum Ausdruck bringen wollen. In der Wortwahl herrscht peinliches Vermeiden jüngerer Vulgarismen, dagegen eine gewisse Vorliebe für ältere volkstümliche Wendungen, wofern sie nicht gar zu derb sind. Charakteristisch ist die gelegentliche Uebersetzung eines französischen Spruches: „Ah, le sot animal qu'un homme sans argent!" Heyse macht daraus, mit großer Feinfühligkeit für den Geist unserer Sprache: „Ein armer Teufel ist immer ein Lump". Freilich fehlt diesem zahm-melancholischen Sprüchlein die sarkastische Bitterkeit des französischen Originals, und vielleicht würde eine naturalistische Verdeutschung den Stimmungston besser treffen: „Welch ein Jammervieh ist der Mensch, wenn er keine Moneten schwingt"!

Eine besondere Eigentümlichkeit Heyses ist die, daß er sich gestattet, alle Personen ohne Unterschied des Standes und der Bildung seinen eigenen schönen Stil reden zu lassen. Er begiebt sich damit des besten und wirksamsten Charakterisierungsmittels. Aber mehr als das, er wirkt durch diese gewählte Sprache direkt illusionstötend und daher im eigentlichen Sinne unästhetisch. Denn den Begriff „ästhetisch" vermag ich nur dahin zu erläutern, daß er eine reine Aufnahme und eine reine Wiedergabe voraussetzt, zum Zwecke größtmöglicher Illusion. Der Dichter ist gleichsam eine empfindliche Platte, auf die sich das Leben einritzt — wobei auf die Reinheit der Platte alles ankommt. Jegliches Stilisieren im Dialog wirkt aber unmittelbar als falscher Ton und verletzt daher gerade die am feinsten gestimmten Naturen unter den Lesern. Ist es wohl denkbar, daß ein Bankier gegenüber einem ihm sich zum Schwiegersohn darbietenden jungen Manne die Frage nach dessen Erwerbsfähigkeit in folgende Fassung kleidet: „Welchen Beruf gedenken Sie zu ergreifen, der Ihnen die Sicherheit gewährte, auch ohne Vermögen das Feuer auf Ihrem eigenen Herde unterhalten zu können?"

Was Heyse am empfindlichsten fehlt, ist die tiefinnerliche Fühlung mit dem modernen Leben. Hier rächt sich unmittelbar sein unelastisches Abwenden von den ernsthaften Bestrebungen seiner jüngeren Zeitgenossen. Mehr und mehr hat seine

Poesie den Charakter von Studierstubenpoesie angenommen. Und wie falsch ist seine Meinung, daß er damit einen höheren Standpunkt gewonnen habe! „Brennende sittliche und soziale Fragen auf dem Theater behandelt zu sehen, wird allezeit die Menge anziehen. Doch nur die Menschheitsfragen, die ewig fortbrennen, überdauern das flüchtige Interesse des Tages.“ Welch ein trauriges Abstraktum sind doch diese „ewig fortbrennenden Menschheitsfragen,“ wenn sie nicht für uns selber Zeit- und Lebensfragen geworden sind! Oder zeigt sich nicht gerade darin das ewige Fortbrennen, daß diese Fragen in jedem Zeitalter eine neue, scharf präzisierte Fassung gewinnen? Warum also der „Aktualität“ (mit der zweifellos von Stümpern viel Unwesen getrieben wird) prinzipiell aus dem Wege gehn? Konzentriert sich nicht hier, was an Menschheitsfragen in unseren Tagen lebendig ist? Wer, der den Pulsschlag seiner Zeit in seinem Blute klopfen fühlt, kann sich den vom Tage geschaffenen Problemen überhaupt entziehen? Treibt ihn nicht alles dazu, hier mitzuarbeiten? Und wird der Künstler nicht auch eine künstlerische Form für seine Mitarbeit zu finden wissen? Die Fragen zu lösen ist ja keinesfalls seine Aufgabe. Aber das um sie entbrannte Ringen wiederzuspiegeln ist für ihn von hohem Reiz. Er müßte kein Herz im Leibe haben, wenn er es vorziehen wollte, statt dessen akademische Doktorfragen zu behandeln. Heyse selbst thut das letztere im „Merlin“ hie und da, doch wird er gelegentlich wider Willen hochmodern, wenn er z. B. mit schlagenden Gründen die confessionslose Erziehung der Kinder verteidigt, oder wenn er der Schilderung einer freireligiösen Gemeinde, die nur etwas zu sehr einen an „Wilhelm Meister“ gemahnenden Charakter von mysteriöser Geheimbündelei bekommen hat, breiten Raum gönnt. Am meisten aber können wir sehr zu unrecht als Pessimisten verschrieenen Jüngeren einem mehrfach von Heyse citierten Spruch Walters von der Vogelweide zustimmen: „Niemand taugt ohne Freude.“ Was hat uns Nietzsche anderes gelehrt? Freudig ist die Stimmung, die heute Deutschlands Jugend beseelt. Sie fühlt das sichere Wachsen ihrer Kraft. Morgendlich hell blinken ihre Augen, und über dem weiten Zukunftslande geht eine purpurne Sonne auf.

Franz Servaes.

Ein moderner Retter der Religion.

(Zur Entgegnung.)

Von

Martin Keibel.

Lieber Freund!

Ihre Rezension*) meiner Arbeit, für die ich Ihnen herzlich danke, zeugt von solchem Interesse für die von mir behandelte Frage und von so freundschaftlicher Gesinnung gegen mich, daß Sie es mir nicht verdenken werden, wenn ich nunmehr versuchen will, unsere Meinungsverschiedenheit nach Möglichkeit einzuschränken.

*) Vergl. im Juniheft der „Fr. Bühne“ Seite 608 ff. „Ein moderner Retter der Religion“ von Wilhelm Bölsche, enthaltend eine Rezension der Schrift: „Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus„ von Dr. phil. Martin Keibel, Halle a./S., E. E. M. Pfeffer, 1891.

Zunächst beunruhigt mich die Stellung, welche nach Ihrer Darstellung das Gebet in meiner Theorie der Religion einnehmen soll. Sie sagen, die beiden von mir angeführten Fälle von Gebet, das Bittgebet in einsamer Not und das Dankgebet nach der Errettung aus einer Gefahr durch glückliche Fügung (§ 5), seien für mich die Goldkörner, welche auf dem Sieb liegen blieben, durch welches ich alle übrigen Bestandteile der Religion hindurch geschüttelt hätte. Aber dieser Vergleich trifft meines Erachtens nicht zu. Vielmehr sind jene beiden Gebete für mich nur Werkzeuge, um mir das Sieb erst herzustellen. Als Ausgangspunkte meiner Betrachtung haben sie nämlich zwei große Vorzüge: 1) Gebete werden allgemein als religiöse Handlungen anerkannt, 2) Sie entspringen in dem Zusammenhange, welchen ich voraussetze, nicht aus Gewöhnung oder Heuchelei, sondern aus religiösen Motiven. Deshalb gestatten diese beiden Gebete einen Rückschluß aus dem in ihnen gegebenen Zusammenhange von Handlungen und Vorstellungen auf die spezifisch religiöse Absicht, welcher sie dienen. Als solche ergiebt sich, dem Menschen Vertrauen und Demut, d. h. diejenigen Gefühlsbeziehungen zur außermenschlichen Macht zu geben, welche am meisten geeignet sind, sein Thun zu fördern (§§ 8—9). Derselbe Zweck beherrscht auch die übrigen zur Zeit bekannten religiösen Handlungen, Vorstellungen und Zustände (§§ 11—14), und behält auch für die Zukunft seine Geltung (§ 16). Nun erst ist das Sieb fertig. Denn nun erst bestimme ich das Wesen der Religion als Inbegriff der Mittel, welche dauernd notwendig sind für ihren soeben bezeichneten allgemeinen Zweck (§ 17). Dabei bleiben aber die beiden Gebete, von denen ich ausging, durchaus nicht auf dem Sieb liegen, welches das Wesentliche der Religion von deren zeitlich und individuell bedingten Elementen scheiden soll, sondern sie fallen hindurch (§ 17): „Von allen den Bestandteilen, welche wir „im Bittgebet, Bittopfer und Bittgelübde vorfanden, darf nur die Erzeugung „beziehungsweise Kräftigung des Vertrauens zur außermenschlichen Macht „als eine wesentliche Bestimmung der Religion betrachtet werden. Denn nur „diese ergab sich aus rein psychologischen Gründen als notwendig für die Be„friedigung des Bedürfnisses, welchem die religiöse Bitte dient. Dagegen die Vor„stellung jener außermenschlichen Macht als eines fühlenden Wesens, das bestimmbar „sei durch menschliches Bitten, war notwendig nur unter der besonderen Voraus„setzung einer Weltanschauung, welche das äußere Geschehen nach Analogie des „menschlichen Handelns dachte". Nach dem gleichen Verfahren behalte ich vom Dankgebet, Dankopfer und Dankgelübde als wesentlichen Bestandteil der Religion nichts weiteres zurück als die demütige Anerkennung der Hilfe, welche uns von außermenschlicher Seite her zu teil wird. „Denn dieses Zugeständnis muß jeder „Mensch vollziehen, um sich vor Eitelkeit und Anmaßung zu sichern. Dagegen muß „man wiederum eine besondere Weltanschauung voraussetzen, nämlich die anthro„pomorphistische, um die Vorstellung jener außermenschlichen Macht als eines „fühlenden Wesens, das bestimmbar sei durch menschlichen Dank, als „religiös „notwendig zu begreifen.

„Hiernach besteht das Wesen der Religion lediglich in der Pflege „von Vertrauen und Demut des Menschen gegen die außermenschliche „Macht". Dies allein ist das Goldkorn, welches auf dem Sieb liegen bleibt.

„Dagegen darf keine besondere Art, die religiösen Gefühle zu „pflegen, als wesentliche Bedingung der Religion auftreten". Also auch nicht das Gebet. „Denn sowohl die Vorstellungen über die Natur der außer„menschlichen Macht, als auch die Handlungen, durch welche wir in religiöse Be„ziehungen zu derselben treten, nehmen teil an dem Wechsel des Zeitbewußtseins." Diese Auffassung finden Sie an einzelnen Beispielen durchgeführt in den §§ 48 und 50.

Angesichts dieser Beweisstellen werden Sie mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß die Verschiedenheit unserer Ansichten weniger weit geht, als der Leser Ihrer Kritik glauben muß. Denn unser Gegensatz besteht nicht darin, daß Sie das Gebet verwerfen, ich es für notwendig halte, sondern darin, daß Sie es verwerfen, ich da-

gegen jedem Einzelnen anheimstelle, ob er sich nach der Art seiner Weltauffassung und nach der Beschaffenheit seiner Phantasie und seines Gemüts des Gebets bedienen will oder nicht. Nur die Gefühlsbeziehungen des Vertrauens und der Demut zur außermenschlichen Macht halte ich für unbedingt erforderlich zur Religion, für notwendig zur geistigen Gesundheit des Menschen. Wer in diese Beziehungen treten und sich darin halten kann *ohne* Gebet, hat dies nicht nötig. Einem solchen Menschen wäre das Gebet nur Heuchelei oder gewohnheitsmäßiges Nachsprechen überlieferter Formen. Er würde seine Religion und seine Moral schädigen, wenn er beten wollte; dagegen wer ohne dieses Hilfsmittel, ohne diese Krücke, wenn Sie wollen, das rechte Verhältnis zur außermenschlichen Macht verlieren würde, der möge beten, und ich finde, man thut Unrecht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen.

Nun werden Sie vielleicht sagen: Immerhin, mag sein — aber der „*letzte Moment*". Gebet und Vertrauen können doch nur so lange helfen, als noch eine „Zufallsmöglichkeit" besteht, den Wunsch zu erreichen, um dessentwillen man betet oder auf andere Art sein Vertrauen belebt. Wenn nun z. B. keine Zufallsmöglichkeit mehr besteht mein Leben zu retten, wenn alles aus ist, dann vermag eine Religion, die auf Gebet und Vertrauen beruht, nichts mehr. Deshalb, sagen Sie, verdient sie nicht alle die hohen Worte, die ich ihr widme. Meine Antwort ist: Für den *einen bestimmten* Wunsch mein Leben zu retten, vermag die Religion in dem Moment, da mir jede günstige Zufallsmöglichkeit dafür zu schwinden scheint, freilich ebenso wenig auszurichten als irgend ein anderes Mittel. Auch die Moral vermag nicht, mir mein Leben zu retten, wenn ich unter den Tatzen eines Löwen liege oder am Kreuze hänge und sich niemand anschickt mich zu befreien. Aber *haftet* denn die Religion und die religiöse Bethätigung untrennbar an irgend einem *bestimmten* Wunsche? Unsere Gebete und unsere Zuversicht zur außermenschlichen Macht können sich doch wohl auf alle beliebigen Wünsche beziehen. Ich wüßte jedenfalls nicht, daß ich den Kreis dieser Wünsche irgendwo in der Art eingeschränkt hätte, als ob es nur *selbstsüchtige* Wünsche wären, denen unsere religiöse Bethätigung zu gute kommen dürfte.

Falls also der Naturforscher in Ihrem Beispiel oder der ungerecht Verurteilte *sittlich* so hoch stehen, daß ihre Wünsche über die Erhaltung des eigenen Lebens hinausgehen, so werden sie im letzten Moment von der Religion wahrhaftig nicht im Stich gelassen werden. Dann werden sich ihre Gebete oder ihre gebetlose Zuversicht zur Weltenmacht auf die Wünsche beziehen, welche sie für die hohen Kulturziele im Herzen tragen, denen ihr eigenes Leben zum Opfer fällt Damit glaube ich dem „Blick auf eine fortwaltende Entwickelung vorwärts," den Sie für den letzten Moment empfehlen, sehr nahe zu kommen. Aber auch in dem „Blick auf gethane Pflicht rückwärts" liegt ein starkes religiöses Moment. Denn wem es vergönnt war, die Macht des sittlich Guten an sich selbst zu erleben, wer in sich beobachtet hat, wie Pflichtbewußtsein gegen launisches Belieben siegte, wer im Angesicht des Todes weiß, daß er *gern* stirbt für irgend ein Ideal seines Volkes oder der Menschheit, der wird gerade aus diesen Erfahrungen an seiner eigenen Person die Hoffnung auf eine bessere Zukunft schöpfen dürfen. Denn er muß sich sagen, daß dieselben Kräfte in der Welt, welche aus dem dämmerhaften Traumleben dunkler Instinkte der Urzeit, durch allmähliche Vervollkommnung diese Aufopferungsfreudigkeit zu stande gebracht haben, deren er sich jetzt deutlich bewußt ist, daß eben diese Kräfte auch fernerhin ähnliche Energien sittlichen Willens hervortreiben werden, um die Arbeit aufzunehmen und zu Ende zu führen, welcher er gewaltsam entrissen wird. Das alles bedeutet nicht nur Vertrauen zur Menschheit, sondern auch *zur außermenschlichen Macht*, folglich Religion in meinem Sinne (vgl. § 49 meiner Arbeit). Ich finde also, daß wir in der Frage des letzten Moments *ganz einig* sind.

Zum Schluß noch einige Worte über die *Religion als Lotteriespiel*. Den Vorwurf, daß ich die Religion als ein Lotteriespiel an die Stelle ernster Arbeit setzen wolle, glaubte ich von vorn herein durch die Konstruktion des Falles vom Bittgebet abgewehrt zu haben, von welchem ich ausging. Ich sagte: „Man denke

„sich einen Menschen dicht vor der Erreichung eines heißersehnten Zieles: Alle „Mittel, welche in seiner Macht stehen, hat er in Bewegung gesetzt — „aber doch ist das Ziel noch nicht erreicht. Er kennt die Bedingung wohl, welche „noch fehlt, um es zu erwirken. Aber diese Bedingung herbeizuführen, steht weder „bei ihm noch bei seinen Freunden. Das hat er erfahren, da alle seine Versuche „mißlangen, durch eigene Kraft oder mit Hilfe anderer Menschen die erwünschte „Wendung zu verwirklichen. Wenn nun dieser Mensch in einsamer Not Gott anfleht „ihm zu helfen, werden wir auch da noch an der Aufrichtigkeit seines Betens zweifeln?" (§ 5 meiner Arbeit). Damit ist meines Erachtens gleich von vorn herein die Deutung ausgeschlossen, als solle das Gebet oder irgend eine andere Art religiöser Bethätigung die eigene Arbeit zurückdrängen. Soweit die eigene Kraft reicht, soweit soll man sie nutzen; eine Mißachtung der eigenen Kraft wäre nicht nur unsittlich, sondern geradezu irreligiös, weil sie Undankbarkeit für die Gaben bekunden würde, welche uns die Natur verliehen hat. Erst an den Grenzen der eigenen Kraft soll uns die Religion zurufen: „Geh nur kühn drauf, die Natur wird Dir helfen." Sie geben zu, daß dieser „Lotterietrost" in unserem Leben eine große Rolle spielt, daß wir alle bis über die Ohren drin stecken. Aber Sie setzen hinzu: „In unseren „blindesten, unseren mechanischsten Augenblicken. Die ganze eigentliche menschliche „Kulturentwickelung ist ein einziger Protest gegen den Lotteriegedanken." Dagegen sage ich: Sie ist ein einziger Beweis für die Unentbehrlichkeit dieses Lotteriegedankens, sofern derselbe erst an der Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit einsetzt, d. h. nachdem das menschliche Können sich erschöpft hat. Niemand, der die Menschheit auf irgend einem Gebiete vorwärts gebracht hat, hat den Zuruf entbehren können: Nur kühn drauf, die Natur (Gott) wird Dir helfen. Denn überall galt es zu riskieren. Die ganze Causal-Voraussetzung, auf welcher alles menschliche Wissen und Können beruht, ist ein einziges großes Risiko, gestützt auf religiöses Vertrauen zur außermenschlichen Macht. Denn kein logischer Schluß vermag uns auf Grund der bisher erfahrenen Regelmäßigkeit des Geschehens deren Fortdauer zu verbürgen. Wenn wir dennoch fest darauf bauen, so geschieht dies lediglich in der Zuversicht, daß die Wirklichkeit auch fernerhin in alter Treue uns diese Grundbedingung unserer Existenz gewähren werde.

Ich kann mich also nicht davon überzeugen, daß ich durch meine Verteidigung die Religion an Stelle der Arbeit ein Lotteriespiel setzte. Vielmehr scheint mir der ganze Widerstreit unserer Meinungen darin zu liegen, daß Sie das Gebet unbedingt verwerfen, während ich in dieser Beziehung die individuellen Unterschiede des Phantasie- und Gemütslebens berücksichtige.

Der Dilettant.

Skizze von Ola Hansson.

I.

Der berühmte Romandichter Robert Levaux war als Schriftsteller der vollendete Typus dessen, was die neueren Franzosen „Dilettantismus“ nennen. Jener eine bestimmte Punkt, in dem das individuelle Wesen offen und entblößt liegt, jener eine hautlose, nervenübersponnene Fleck, durch den allein die Eindrücke der Persönlichkeit zufließen müßten, um von ihr produktiv verabeitet zu werden, war in ihm nicht vorhanden. Ihm fehlte jene ursprüngliche, angeborene Eigenart des Geistes, die wählt und wertet zwischen dem, was sich von außen darbietet, die Sym- und Antipathien besitzt, welche allzu organisch bedingt sind, um sich unter die Zucht des Verstandes und Verstehens zu geben, die Ja sagt und Nein sagt ohne Angabe von Gründen, die, mit einem Worte, das Leben und das Seiende zu einem Makrokosmus von sich selbst macht. Er war superlativ eindrucksempfänglich, aber von jener schlechten Art, die aus der unpersönlichen Sensibilität besteht: sein Geist war ebenso besät mit Sensibilitätspunkten, wie der Arm des Morphinisten mit Stichen. Er ließ sich von allen Ideen befruchten, wie es einem Weibe ohne persönliches Geschlechtsgefühl einerlei ist, von welchem Mann es empfängt: ihm fehlte der Geruchssinn der Persönlichkeit, wie einem solchen Weibe der des Geschlechts. Sein Wesen, als Mensch und als Dichter, war ein bildsames, aber seelenloses Wachs, das sich nach allen passenden Zeitidealen ebenso rasch und distinct formte, wie das Bild eines Gegenstandes sich auf der photographischen Platte abdrückt. Seine beiden eigentümlichsten Arbeiten waren Kinder dieses Geistes à la Venus vulgivaga: die eine war eine Sammlung kulturhistorischer Zeitbilder, in denen er alle vergangenen Epochen mit dem jeder eigentümlichen Stil genau nachahmte; die andere war ein Novellencomplex, in dem er sich in die Ausdrucks- und Empfindungsweise der verschiedenen zeitgenössischen Dichter ersten Ranges zum Verwechseln und mit vollendeter künstlerischer Finesse hineinschmiegte; beides eine plebejisch gewandte, unpersönlich seelenvolle Falschmünzerei, deren Produkte den Stempel illusorischer Echtheit trugen, während doch das Metall wie Zink gegen Gold klang.

II.

Sein Stil war wie gewässerte Seide, die Worte flimmernd, glänzend, gleitend, strömend, gleich den Farben derselben, wenn man sie schwingt, die

Gedanken waren ebenso, geboren und erloschen im selben Nu, rechts und links zu gleicher Zeit, die Gegensätze spielten in und über einander durch alle Uebergänge und Mitteltöne.

An diesen Stil mußte ich denken, als ich zum ersten Mal Robert Levaux vortragen hörte. Es war mir, als sei die Luft um mich herum wimmelnd voll von köstlichen Gedanken, aber als wäre ich zu gleicher Zeit in eine Schaukel gesetzt, und es ging auf und nieder, auf und nieder, so daß ich keinen einzigen der umherfliegenden Schmetterlinge erhaschen konnte. Und es war wie Phosphorgeflimmer auf dunklem Wasser und wie Raketenbündel am nächtlichen Himmel; es kochte wie von Lichtblasen, es krachte und zischte, es schoß hervor wie Sternschnuppen und flammte auf wie Wetterleuchten; aber war das Feuerwerk zu Ende, so stand die Nacht doppelt dunkel und stumm und geheimnißvoll um mich herum, während die Leerheit der Seele sich noch einmal so stark fühlbar machte nach diesem Epidermreiz ohne Befriedigung für das innere Wesen.

Wie sein Stil und Vortrag war auch sein äußerer Mensch: ein fremdes unzuverlässiges Ding, weder Vogel noch Fisch, weder Mann noch Weib, weder Herr noch Knecht, aber etwas von allem; ein schwarzhaariger, gelbgesichtigter Orientale unter lauter blonden, frischfarbigen Nordländern; ein Raubvogelprofil auf einem Körper von der Geschmeidigkeit der Katze und des Weibes; ein vornehmes Selbstgefühl der Intelligenz sich auch in den äußeren Geberden ausprägend, — und doch in der Art, wie er *seine* Waren vorlegte und feilbot, etwas vor derselben Geschäftigkeit der Hände und denselben listig überredenden Augen, mit denen seine Vorfahren in vergangenen Zeiten *ihre* Waren ausgebreitet vor dem kauflustigen Publikum; ein Krämer der Ideen, an dem der Geschäftssinn sich zur künstlerischen Virtuosität und dialectischer Advokatur sublimiert; alles in allem ein im Körper symbolisierter Geist, der wie im Bilde der dünnen, scharfen, biegsamen Toledoklinge geformt schien, wäre nicht auch soviel von der Natur der giftigen Nattern des Waldes an ihm gewesen, die zu glatt sind, um sich greifen zu lassen, und stechen, wenn man sie fassen will, am liebsten aber entwischen unter Gestrüpp und Steingeröll.

III.

Wir saßen an einem Frühlingsvormittag, — ein Kamerad von mir und ich, — bei unserem gefeierten Collegen. Die Fenster seines Arbeitszimmers gingen auf eine Fabrik; obgleich sie trotz des schönen Tages geschlossen waren, klang der Lärm der ab- und zufahrenden Wagen und das Hämmern der Maschinen so nahe und so stark, daß man die Unterhaltung unfreiwillig mit erhobener Stimme führte. „Ich bedarf dieses Lebens und Arbeitens um mich herum, um produzieren zu können", hatte Levaux einmal früher gegen mich geäußert, und es schlug mich schon damals, wie charakteristisch es war, daß dieser Mann productiv unter der türkischen Musik der Großstadtindustrie wurde, statt unter dem vollständigen Schweigen der Umwelt, in dem allein die leise Stimme der eigenen Persönlichkeit vernehmbar werden kann.

Ich führte an jenem Tage meinen gleichaltrigen Berufsgenossen, Bauernsohn und Lyriker, bei dem berühmten Mann ein. Unser Wirt hatte gleich nach unserem Eintreten — wie gut erkannte ich ihn nicht wieder! — sich an

das Fenster, mit dem Rücken gegen dasselbe, das Gesicht im Schatten, gestellt, und den Fremden auf einen Stuhl mitten in dem großen hellen Zimmer und auf eine solche Art placiert, daß das scharfe Licht des Frühlingsvormittags ihm gerade ins Gesicht fiel. Mein Freund stellte den Racetypus idealisiert dar, der dem Flachland um das südliche Becken der Ostsee eigentümlich ist: ein blonder Riese, ein sonnegebräuntes Gesicht in einem blonden Vollbart, gerade Nase, blaue Augen, wortkarg und ruhig, ernst und träumerisch.

Die Untersuchung dieser neuen Erscheinung war bald beendigt; der Typus war so unzusammengesetzt, daß ein so geübter Menschenkenner, wie Levaux, gleich das Resultat fertig zwischen seinen geschäftigen Fingern hatte. Ein zweites Stadium begann: er überhäufte seinen Gast mit Complimenten, mit kleinen, auserlesenen Artigkeiten, mit all den tausend Aufmerksamkeiten, durch die ein Weib den Mann festzuhalten versteht, den es gewinnen will. Da indessen der junge Mann bei all' dem auf seinem Stuhl sitzen blieb, ohne ein Glied zu rühren, oder viel zu sagen, aufmerksam zuhörend, aufmerksam betrachtend, mit einem Anflug mißtrauischen Abwartens auf dem Grunde seiner respektvollen Haltung, wurde der Meister nervös. Es zuckte in seinem Gesicht, er fuhr hin und her ohne Ursache, unablässig um den Mann auf dem Stuhl kreisend, der sich durch nichts erschüttern ließ. Allmählich blitzte es humoristisch in seinen schräggeschnittenen, grauen Augen auf, immer rascher, immer glänzender, und auf einmal sprudelt ein Durcheinander von Anekdoten über berühmte Zeitgenossen hervor, lustig, aber genial charakterisierend in ihrer Lustigkeit. Der Mann auf dem Stuhl lachte, bald offen, wie ein Kind, dem man etwas Komisches erzählt, bald verlegen wie ein junges Mädchen, welches fühlt, daß es etwas in diesen komischen Dingen giebt, wohinter es nicht kommen kann, daß aber der Erzähler sich vielleicht auf seine Kosten lustig macht. In demselben Grade, wie mein Freund immer verwirrter aussah, ging eine entsprechende Veränderung in Rede und Benehmen unseres Wirts vor: er gab den Virtuosen, den Dialektiker, warf mit einem Funkenregen von Paradoxen um sich, sammelte sie schließlich alle in eine einzige leuchtende Lohe, einen genialen Einfall, baute aus seinen eigenen Ideen ein schwindelndes Trapez, auf dem er Kunststücke ausführte, stieß plötzlich das Ganze mit einer Grimasse des Ekels weg, öffnete neue, zauberische Horizonte, um sie alsbald wieder mit einer stolzen, gleichgültigen, nachlässigen Geberde zu schließen, als lohne es sich ihm nicht der Mühe, warf dem Mann auf dem Stuhl eine neue Handvoll Aphorismensand in die Augen, ehe dieser sich noch von seiner Bewunderung und Ueberraschung erholt hatte, stellte ihn darauf in einen Ameisenhaufen von Fragen, gab ihm kleine, bittre Bosheitspillen, in den süßesten Marzipan der Schmeichelei versteckt, und kleine Dosen demütigender Herablassung, zur Unkenntlichkeit im Zuckerwasser der Kriecherei aufgelöst, ein. Und schließlich, ols ob er nun auf einmal *das* erblickt hätte, was der Mann auf dem Stuhl besaß, und was er selbst nicht hatte: den Persönlichkeitsmittelpunkt, den Grund des Lebensvertrauens, die tragende Basis des unbewußten Rassegefühls, faßte er alle diese Bedingungen mit seinem dialektischen Geist, formte sie zu einem künstlerischen Ganzen vor den Augen ihres Eigners, der unerwartet seinen geheimsten Traum sich gleich einem Tempel aus weichendem Nebel erheben sah, — und ließ dann mit einem Knips seines Fingers die ganze Herrlichkeit zu einem Nichts zusammensinken.

Das war der Anfang der Beziehungen zwischen Robert Levaux und meinem Freund, deren Entwicklung ich beobachtete, und die mir einige neue

Pinselstriche zum Portrait des ersteren verschafften. Mein junger Freund verblieb für ihn, was er von Anfang an gewesen: der Mann auf dem Stuhl, der Unerschütterliche, der starke Blonde, der Bewundernde und doch Reservierte, der Naive und Geschlossene. Er kreiste um diesen Mann aus einem Guß, dessen Seele in intimer Vertraulichkeit zu besitzen er das Bedürfnis fühlte, und den er wohl blenden, entzücken, verwirren, aber in dessen Persönlichkeit er nicht soviel wie seinen kleinen Finger hineinbekommen konnte, — wie ein Weib um den Mann kreist, den es für sich gewinnen will, entweder weil sein Besitz befriedigten Stolz und aufgerichtetes Selbstgefühl für sie bedeutet, oder weil es ihn im entgegengesetzten Fall für sich haben will, um auf ihm zu spielen, ihn zu zerstören. Er wandte alle Mittel an, kokettierte wie ein Weib, schmeichelte wie ein Sklave, hüllte sich in das Geflimmer des Witzes und in die falschen Juwelen des gespielten Entzückens, machte sich groß als das Genie, das er war, und lag vor ihm, als der Wurm, als den er sich fühlte, küßte und stach, biß und streichelte. Vergebens; mein Freund blieb der Mann auf dem Stuhl.

— Da fing ich eines Tages ein ehrenrühriges Gerücht auf, das durch die Stadt lief und meinen Freund betraf. Ich faßte es in dem Stadium, in dem ich es fand, und in der Person, die es in letzter Hand vermittelt hatte. Ich verfolgte es rückwärts durch alle seine Metamorphosen, in seiner ganzen Genesis. Eines schönen Tages befand ich mich am Ende des Weges; und da saß Robert Levaux, auf frischer That ergriffen als moralischer Verbrecher aus Vernichtungsinstinkt, der die verkleidete Rachgier des „Dilettanten" gegen seinen Gegensatz war: die Persönlichkeit.

Münchner Brief.

(Von der VI. internationalen Kunstausstellung.)

Von

Otto Julius Bierbaum.

Wir hatten hier hintereinander drei Jahresausstellungen von Kunstwerken aller Nationen, die das Entzücken aller modernen Menschen waren und das Entsetzen aller Leute von gestern. Als wir sie hatten, lebten wir im Genusse darauf los und bummelten im Sonnenschein des Neuen, wie wenn sich das gar nimmer ändern könnte — just so, wie an einem schönen Frühlingstage, an dem es uns ganz undenkbar scheint, daß der alte Winter in seiner Schwäche noch einmal aufmucken sollte.

Und doch passiert das zuweilen; und ganz besonders gerne zu München, auf der schwäbisch-bayrischen Hochebene, die voll grausamer und oft niederträchtiger Wetterwitze steckt. Heute ein Himmel, so blau, so klar und so glückselig schimmernd mit einer warmen, goldenen Sonne über junges, fröhliches Grün — und morgen tratscht aus einer elenden grauen Sackleinewand ein infames, kaltes Gerieſel herunter, und Dreck, Dreck, Dreck (wenn Sie mir das ungenierte Wort erlauben wollen) ist die Lenzlosung der Stadt des Biers und der Gemälde.

Das Klima aber, wie Sie wissen, schlägt auf den Charakter des Menschen, der unter ihm lebt. Was Wunder, daß das Münchener Klima . . . . . Aber wo komm' ich hin! Ich will ganz ruhig und ohne Verbilderung feststellen, was leider nicht zu leugnen ist, nämlich, daß wir uns mit unserer Schönwetterzuversicht im Glaspalaste geschnitten haben. Zwar (es scheint, ich kanns nicht lassen, vom Wetter zu reden — daher der Name „Münchner Brief") — Winter ists nicht wieder geworden auf den Frühling der Kunst, denn der ist endgiltig und nicht bloß kalendermäßig vorbei, aber so ein ganz grauslicher Bastard von altersschwacher, lendenlahmer Winterlichkeit und unreifer, schwankender Frühlingsahnung macht sich breit. Nun endgiltig konkret gesprochen: Nach den drei famosen, kühnen, schönen Jahresausstellungen voll Temperament und Charakter hat sich jetzt unter dem pomphaften Titel: „Sechste große internationale Kunstausstellung" eine Kunstschau ohne Charakter, ohne Temperament, ohne große Kraft und Neuheit aufgethan, eine Kunstschau, matt wie Louisens Limonade und unausstehlich bieder.

Bieder, — das ist das rechte Wort. Diese „sechste große internationale" ist eine Ausstellung der Biedermänner in der Kunst für die Biedermänner in der Kritik und zum großen Wohlbehagen der allgemeinen Biederkeit, genannt Publikum. Biederkeit aber: — das ist der Untergang, der Tod des Künstlerischen; denn die Biederkeit hat keine besondere, große Individualität, keinen Stolz des Selbst, keine Größe, keinen trotzigen Ich-mut, kein ungebärdiges Wollen. Ihr „erbärmliches Behagen" kennt nur eine wohltemperierte Begeisterung; regelrecht zu sein, ist ihr vornehmstes Bestreben, und außerdem hat sie nichts Vornehmes, sie, die plebejisch von Natur und von Natur darum unkünstlerisch ist. Sie ist darum nicht fortschrittsfeindlich, — beileibe nicht! Der „gemäßigte Fortschritt" ist vielmehr der Luxus, den sie sich mit scheußlicher Selbstgefälligkeit leistet. Mit andern Worten: sie läßt sich ganz gerne mittreiben, wenn der Strom ins Neue zu stark ist, als daß man sich bequem gegen ihn aufpflanzen könnte. Und diese modrigen Balken, die ungeschickt, plump, quer und träge im Strome treiben, meinen: sie seien der Strom . . . Aber sie verdecken ihn nur, und sind seiner Schnelle eine Last und seinem tosenden Brausen ein ewiges Hemmnis. Wer die Kunst, die große Kunst, liebt, muß hassen, hassen, hassen, was in unsrem Reiche bieder und juste milieu ist. Nie lasse er sich übertölpeln zu nachsichtiger Anerkennung gewisser wackerer Qualitäten! Das Neue ist noch immer im Kampfe und will daher rücksichtslos vertreten sein, denn der Heuschreckenschwarm der bieder Mittelmäßigen wird es tot drücken, wenn ihm nicht unnachsichtlich heimgeleuchtet wird. Zudem: riesig ist die Schar derer, die dem Gewöhnlichen, Eigenartlosen in der Kunst fahnenschwenkende Heroldsdienste leisten. Die Kritik . . .

Lassen Sie mich ein Wort über Münchener Kunstkritik reden zuvor, ehe ich Ihnen genaueres über die „sechste große internationale" berichte. Es ist kein schönes Thema, aber es ist nötig, einmal ganz kurz von ihm zu sprechen.

Die Preßverhältnisse Münchens sind unglaublich. Kaum eine Stadt hat im Verhältnis so viele Zeitungen. Es wimmelt davon. Wer sie aber liest, wird nicht vermuten, die Presse einer Kunststadt vor sich zu haben, sondern die eines Bierdorfes. Nur die „Neuesten Nachrichten" sind mit Rühmen auszunehmen. In ihnen wird nachdrücklich und verständnisvoll das echt Künstlerische vertreten gegenüber dem Ansturm der auf Anciennetät gegründeten Ansprüche zurückgebliebener Epigonen. Ein wahrer Siegfriedskampf gegen eine ganze Drachenherde. Als Banner dieser löblichen Gemeinschaft aber entrollen sich, geblaht vom großen Winde der Verständnislosigkeit, die „Allgemeine Zeitung" und das „Münchener Fremdenblatt". Schwer leidet die „Allgemeine" unter dem biedern alten Herrn Pecht, der gar grausam die deutsche Sprache und die Kunst zugleich maltraitiert. Was an würdevoller Verunglimpfung des Neuen (immer freilich gemäßigt und lehrkanzelhaft wohlwollend, — versteht sich!) geleistet werden kann, leistet dieser komische Alte der Münchener Kritik in vollendeter Fertigkeit. Seine unfreiwillig humoristische Sprache dämpft angenehm den Ärger, den man über diese senilen Versündigungen am Geiste lebendiger Kunst empfinden

könnte. Sein Kunstrichtertum ist eine Parodie auf die Kritik; eine Travestie dieser Parodie stellt sich in den Stilübungen über bildende Kunst dar, denen das maßgebende Blatt des bayrischen Ultramontanismus, das „Fremdenblatt", seine Spalten öffnet. Eine Orgie von allerlei Unfähigkeiten ist diese „Kritik". Hier fehlen selbst die elementaren Kenntnisse des deutschen Stiles und die Grundbedingungen zu einer halbwegs vernünftigen Kunstbetrachtung. Das Verständnis-Niveau dieses Kunstschreibers, der ein entgleister Maler ist (wie ja auch Friedrich Pecht) steht beinahe noch unter dem jener bayrischen Volksvertreter, die zuweilen im Landtage öffentliche Kunstkritik üben.

Man sieht: an Unverstand des Urteils fehlt es München nicht, und die jungen Talente sind hier nicht auf Rosen gebettet. Neid, Dummheit und Perfidie reichen sich die Hände, ihnen zu schaden.

Es erschien mir angebracht, dies einmal auch nach außen in aller Schärfe festzustellen, um einen Begriff davon zu geben, mit welchen Anfechtungen die neue Kunst selbst hier zu kämpfen hat, wo ihre besten und längst auch siegerprobten Truppen sind.

Wo es auf Thaten ankommt, hat sie freilich noch immer gesiegt in München. Auch diesmal wieder. Der Hauptvorteil des Guten, das heuer von den Deutschen zu sehen ist, fällt auf Seite der Münchener Sezessionisten und ihrer Genossen, zumal der Berliner „Elf", soweit diese vertreten sind. Und eine weitere, wichtige Probe zu Gunsten der Modernen. Die besten ausländischen Abteilungen sind die, welche mit ihrer Hilfe arrangiert worden sind. Diese Lehre der „sechsten großen internationalen" ist überaus wichtig. Aus ihr müssen die Schlüsse auf die kommenden Jahresausstellungen gezogen werden, die im rein künstlerischen und im internationalen Sinne nur von der „neuen Vereinigung Münchener Künstler" fortgeführt werden können. In ihnen werden wir uns dann auch erholen können von diesem Ozean der Biedermalerei, der dieses Jahr den Glaspalast überschwemmt.

Gondeln wir einmal ruhig auf seine breite, unbewegte Fläche hinaus! Es wird eine ruhige Fahrt ohne Aufregungen sein. Wenn wir den Humor am Steuer sitzen lassen, brauchen wir uns auch nicht zu ärgern. Und, natürlich, wir werden uns klüglich an das Beste halten und den großen Wasserwüsten schnell vorüberfahren.

Zu den Deutschen zuerst. Welch eine Masse der Wackeren! Vorüber mein Kahn, vorüber! Aber Eines darf doch nicht schweigend übergondelt werden: Der schreckliche Rückfall in die Frauenzimmerkrankheit der Anekdötchenmalerei. Was da wieder für Mord- und andere Geschichten erzählt werden! Wenn die „Gartenlaube" noch einen Geist hätte, und dieser Geist wandelte durch diese Ausstellung, — hüpfen würde sie, hüpfen vor Entzücken, so schwer das auch alten Jungfern fällt.

Wie Seiferts Frühlingsahnungsdame würde er hüpfen. Das ist nämlich auch ein bezeichnendes Bild für diese Ausstellung. Wirklich, ein ganz nettes Bild; ich sage das ohne Ironie. Ein Stück fein gemalter Vorfrühling und ein nacktes hübsches Mädchen hüpft etwas geziert und wie wenn es an den (natürlich rosigen) Fußsöhlchen fröre, drüber hin. Ich sehe gern einen weiblichen Akt von hinten, selbst wenn er mehr Heyseſche Conditorfiguren-Hübschigkeit als Natur und Leben hat, aber na, warum denn nicht? Also schön und gut: das ist eine nette, „süße" Hinterfläche und ein süßes Lärvchen dazu, und das Ganze hüpft wie die Lämmlein auf der Wiese in alten Gedichten. Nun aber, um aller guten Geister willen: wie kommt die Solotanzscene von hinten zu dem Titel „Frühlingsahnen"? Ist das nicht urkomisch? Aber das ist's eben: Zum wirklich Symbolischen fehlt die Phantasie, zum wirklich Natürlichen fehlt die Kraft, — bleibt nichts übrig, als ein Mischgericht aus beiden Minussen, in der Einbildung, daß das nun ein Plus gäbe. Man sieht deutlich: dies Bild ist nicht hervorgegangen aus einer Stimmung, die sich mit dem späteren Titel deckt, es wurde nicht geboren aus wirklichem Frühlingsahnen, sondern es ist einfach ein Stück Landschaft im Vorfrühling als Hintergrund für einen weiblichen Akt jungfräulichen Charakters benutzt, der seinerseits dem Maler geeignet schien, irgend etwas Frühlingshaftes zu „personifizieren". Vielleicht hat der Maler auch wirklich von vornherein

das Frühlingsahnen malen wollen, aber gefühlt hat er's nicht. In der Kunst aber soll das Fühlen vor dem Wollen da sein, oder das Wollen muß so gewaltige Suggestivkraft besitzen, daß sich das Fühlen aus ihm wie von selber einstellt.

So mag es gewesen sein, als L. v. Hofmanns, des Charlottenburgers „Frühling" entstand. Alles das, was Seiferts große Leinwand mit der Heyse-Jungfrau nicht besitzt, lebt auf diesem kleinen, wunderschönen Bilde: echte Seelischkeit, lebendige Poesie, schlichte Schönheit, — ganz abgesehen von den technischen Qualitäten, die außerordentlich sind. Ein Frühlingslied in Farben, so zart, so frisch, so keusch. Wie alles heimlich lacht und stille ist in sicherer, fröhlicher Hoffnung. Die Luft so klar und das Gras der Wiese so jungfräulich unberührt, und welch ein silberhelles Licht! Und nun das liebe junge Ding, das aus dieser Schönheit mit den erstaunten Mädchenaugen schaut . . . Ihre Blicke hellen jedem ins Herz, der unverdorbenen Sinnes fühlt. Freilich: ihre Füße sind viel zu groß für die Augen der armen alten Schönheitskrämer, die ihr bischen Empfinden aus den berühmten, vornehmen Kunstgewerbefirmen, wie Beyschlag, Heyse, Seifert beziehen und, glaub' ich, noch niemals himmelhoch jauchzten draußen in der Natur. Wie könnten sie sonst an angeputzten Wachsmodellen Freude haben. Ach, die armen Vornehmen im Geiste! Was ist es für Bettelvolk! Ein Glück, daß sie zumeist talentlos sind, — ihr Einfluß wäre sonst entsetzlich.

Wir gondeln weiter, den Wasserwüsten vorbei, und landen an ein paar grünen Inseln.

Der erste große Eindruck unter den Deutschen geht von Franz Stuck aus, von seiner Kreuzigung Christi, einem gewaltigen Werke. Aber man darf sich von der Wucht der Auffassung, von der feierlich großen Rhythmik der Formen, von der Majestät der Farben nicht bestechen lassen und mehr Seele in das Bild legen als in ihm lebt. An Seele kommt es weder den alten deutschen Meistern, noch Uhde nahe. Aber in der Macht der Mittel und im Stile des Ausdruckes ist es von Dürerischem Geiste. Kommt freilich viel Modernes hinzu. Ein Wunderlicher, dieser Franz Stuck! Wieviel Seelen wohnen doch in seiner Brust? Oder ist er wie Holofernes in Hebbels „Judith", der da sagt: Immer zerreiß ich den Holofernes von heute in Stücke und werfe ihn dem Holofernes von morgen vor? Bald hatte er einen Naturalismus voll barocker Ausschnörkelungen, bald schuf er verwegenste Fabelweltler in schier werktägiger Gassennatürlichkeit, dann stilisierte er rücksichtslos und lediglich auf die Farbe bedacht Mensch, Vieh und sogar die Landschaft, — und nun diese Kreuzigung . . . . . Herr, leihe mir Worte zu neuen Formeln!

Ich glaube, die Hauptsache war ihm doch die Farbenstimmung, accompagniert von jenen schon genannten feierlich stilisierten Rhythmen der Linien. Das Alles hat den Charakter des Dunkeltönigen, Wuchtigen, Drohenden. Wie nahe die braunrote Scheibe der Sonne mit hellrotem Hofe über den Köpfen der Menschen hängt, wie unheimlich die Köpfe des kreischenden Pöbels unten im Hintergrunde wimmeln, nur sie sichtbar und ihre aufgerissenen, zeternden Mäuler und diese verflucht borniertenWutaugen. Aber oben auf der Schädelstätte ist es still. Nur einer der mit Stricken an ihre Kreuze gefesselten Schächer stöhnt. Der Heiland leidet und sinnt. Kein „Vater, vergieb ihnen" scheint mir in diesen Zügen zu liegen. Dieser Tod ist bitterer, als der, den die Bibel erzählt . . . Maria, in Ohnmacht gesunken, wird von zweien gehalten, ihr Antlitz dem Kreuze entgegen. Von dem Einen derer, die sie unterstützen, ist nur der Rücken bekleidet, mit einem faltenstreng fallenden schwarzen Mantel, und das Hinterhaupt mit dem gleich feierlich wallenden Blondhaar sichtlich. Dieser schwarze Mantel wirkt nicht bloß koloristisch eminent. Von einem andern Mantel ein großes Stück Rot, dann ein kleines aber sehr lebhaftes Stück Grün, — sonst dunkel. Die Farbe: das ist hier die Stimmung, die Tragödie des Inhalts giebt gewissermaßen nur den Grundton dazu.

Ganz anders bei einem anderen religiösen Bilde dieser Ausstellung. Ich will nicht etwa von Fritz August von Kaulbachs „Beweinung Christi" reden, einer Oberammergauerei fadester, konventionellster und unkünstlerischster Art, sondern Fritz von

Uhdes „Verkündigung an die Hirten“ mein' ich, Auch dieses Bild ist reich an schönen Aeußerlichkeiten, auch dieses Bild hat eine Farbenstimmung voll sprechenden Reizes, auch dieses Bild gemahnt (wenn auch nach anderer Richtung) an die besten alten Meister der Deutschen; — aber es hat noch mehr. Es hat eine tief innerliche Seele. Es ist aus der eigensten Seele seines Vorwurfs heraus erschaffen, will ich sagen. Und das ist eine naiv christliche Seele. Erzählt ist es schnell: Nacht über einem ärmlichen Stück Land. Nur ein weißer Stern blinzelt aus dem Tiefdunkelblau, das sich in die Unendlichkeit zu wölben scheint. „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie . . .“ Aber zu Ende citieren kann ich den Vers nicht, in dem es heißt „und sie fürchteten sich sehr“; denn in der Hirtengruppe Uhdes ist keine Furcht. Auch ist der Engel kein Bote des alten Zürnegottes Jehovah, sondern ein lieber deutscher Weihnachtsengel, wie ihn das Kind glaubt. Wie zu Kindern auch beugt er sich aus seiner Helligkeit, davon ein warmer Schein auf die Gruppe fällt, nieder, und seine linke Hand ist gerade so erhoben, wie es die Mutter thut, die ihren Kleinen Märchen erzählt und die Wunderworte mit leisen Handdeutungen begleitet. Sein Antlitz ist klar und lind und von lieber Schöne, das Gewand weiß und durchleuchtet von der Himmelshelle, die hinter ihm her auf die Erde strahlt und einen Kranz von Schäfchenwolken wollig weiß aus dem Nachtdunkel heraushebt. Er steht nicht hoch, pathetisch über den Menschen, balanciert auf keiner Wolke und thront nicht erhoben in himmlischen Höhen, sondern ganz nahe ist er herangeschritten, körperlich, über die Ackerfurchen, von denen noch Erde herunter schollert. Die Hirten brauchten ihre Augen nur ein wenig zu erhöhen und sie sehen ihn nahe, wie ihresgleichen. So fürchten sie sich auch nicht, sondern sind nur tief erstaunt in ihren Herzen. Aber schon glauben sie und lauschen kindlich gläubig den Engelsworten. Eine junge hübsche Frau ist unter ihnen; hinten, aus dem Dunkel, ein Kopf wie der eines zukünftiges Apostels, vorn im Mittelpunkte ein junges rechtes deutsches Bauerngesicht. Und Aller Augen auf den Engel. Augen, überglänzt von dem himmlischen Lichte und von innen erleuchtet von einem warmen Scheine gläubiger Hoffnung.

Wie einfach alles und wie groß! Wie schlicht die Mittel und wie ergreifend! Wie schmucklos das Ganze und wie wunderschön!

Das ist wirklicher und unverfälschter evangelischer Geist, naives Christentum, herzgebürtiges, deutsches, und wie ein Märchen aus Kindertagen. Von nichts ist es weiter entfernt, als von der Ausstattungsreligion des Katholizismus mit seinen Pompengeln und der bunt prächtigen Kleiderordnung seines Kultes; aber auch mit dem borniierten Zelotismus derer, die nur Bäffchen tragen, hat es nichts gemein. Darum wird dem Bilde die Freundschaft der professionellen Christen von heute blühen, und das wird seines Wertes bester Ausdruck sein.

Wir gondeln weiter. Es sind noch ein paar religiöse Bilder da, die sich sehen lassen können. Ich kann sie nur nennen: Albert Kellers „Legende der heiligen Julia“, die freilich nicht an die koloristischen Kabinetsstücke dieses feinsinnigsten Farbenempfinders reicht; des Grafen Rudolf von Rex „Sancti Huberti letzte Pürsch“, die ein wundervolles Dichtwaldinterieur giebt und entschieden über der in größerem Format gehaltenen Behandlung desselben Vorwurfs von Wilhelm Räuber steht, wenngleich auch diese nicht ohne Vorzüge ist; für E. von Gebhardts rein mittelalterlich aufgefaßten „Christus in Bethlehem“ fehlt mir der Sinn. Manche sagen: das sei die eigentliche Naivetät. Auf mich wirkt's gezwungen und landpastorhaft.

Sehr viel gute Landschaften sind von den Deutschen ausgestellt. Der einfachste, wuchtigste, breiteste unter ihnen ist der Stuttgarter Otto Reiniger, der nun auch ein paar glückliche Nachahmer gefunden hat. Die Nachahmer, übrigens, sind sehr stark vertreten heuer. Nicht alle sind so vortrefflich in das Wesen ihrer Vorbilder eingedrungen, wie Oppler, der sich an den großen Amerikaner Whistler anlehnt, aber in der Hauptsache bewähren die Imitationen Geschmack. Zumal der

Einfluß der Ausländer zeigt sich fast durchweg als ein günstiger. Am günstigsten dann, wenn er nur anregte, nicht fesselte. So bei Otto Eikmann, auf den ich alle Freunde moderner Kunst aufmerksam machen möchte. Seinem künstlerischen Stimmungsgehalte nach scheint er ein Norddeutscher oder Mitteldeutscher zu sein. So viel Melancholisches ist in ihm, im besten Sinne, lasse Müdigkeit, und ein leises Beben geht durch seine Landschaften. Einiges hat er von den Schotten, mehr noch von Thoma, dem wunderbaren, aber seine Jugend streut eigenes Schöne hinein. Das ist besonders erfreulich an ihm, daß er weiß, was er will, und das er just das will, was er kann. Da ist der begabte Exter ein unerquicklicher Gegensatz zu ihm. Er irrlichteriert von Vorbild zu Vorbild; wo kühne Neuheit ist, kopiert sein Pinsel augenblicks; alle außerordentlichen Empfindungen empfindet er mit reporterhafter Fixigkeit nach, aber das Ergebnis ist ein ephemerer Zwitter. Dabei immer, so scheint es, ein großes Wollen; aber wie hinkt das Können hinterdrein! Resnard ist jetzt sein Leibheiliger. Die Eva im „Verlorenen Paradies" ist fatal ähnlich jener nackten Dame, die sich dieser mit einem „Schälchen Heeßen" erwärmen ließ; in der „Welle" aber, einem lebensgroßen Ich-weiß-nicht-was, (Herr Exter weiß es zweifellos ebenso wenig, wie ich), wimmeln allerlei berühmte Muster durcheinander. Daß der Künstler aber auch über ein eminentes Können verfügt, sobald er mehr zu sein wagt, als ein stets getreuer Trabant fremder Majestäten, das beweist sein Bild „Am Strande", ein kleines impressionistisches Meisterwerk.

Ein junger Impressionist von ganz hervorragendem Talente im Landschaftlichen ist auch Thomas Theodor Heine, der im Sonnigen sich nicht genug thun kann, und Hans Olde, der die „Wintersonne" gemalt hat, wie ich es nie vordem gesehen. Das viele Gute, zum Teil Vortreffliche, das an Landschaftlichem noch da ist, dem es aber doch an kühner Neuheit und besonderer Poesie fast durchweg gebricht, kann hier leider nicht aufgezählt werden. Das nur mag noch festgestellt sein: die sprechende Landschaft wiegt vor, dies ganz naturalistische, aber doch seelenvoll erfaßte Stück Natur. Das ist auch ein Beweis dafür, daß der Naturalismus nicht zum Aeußerlichen, sondern zum Innerlichen geführt hat.

Derselbe Zug zum Seelischen ohne Aufgabe des treu erfaßten Aeußerlichen auch auf dem Gebiete des Genres, des Portraits, kurz überall. Von den Porträtisten müssen außer Lenbach, dessen neuester Bismarck vom 1. April 1892 zu seinen besten Werken zählt, besonders Samberger, ein Kunstverwandter dieses Meisters, ein Berliner Hugo Vogel (mit seinem überaus schönen Porträt der Frau von G...), Louis Corinth, der in der völlig naturalistischen Bildnismanier des Grafen Leopold von Kalckreuth schafft, und Theodor Hummel genannt werden, der von einer rücksichtslos genialen Charakterisierungskunst ist.

Im Genre tritt eine Verschiebung im Stoffgebiete zutage. Die sozialen Vorwürfe sucht man jetzt weniger bei den ganz Armen, als bei den ganz Reichen. Aber den Schmerz findet man auch dort. Sehr schön, in jedem Betracht hat ihn Skarbina gemalt auf dem Bilde, das er „Herbe Worte" nennt. Dasselbe Thema behandelte, und zufällig auch bei Lampenlicht, aber viel weniger fein, künstlerisch viel geschmackloser, Joseph Block, dessen bessere Novellenmalerei seit dem „Verlorenen Sohn" stetig mehr heruntersinkt. Wie immer hervorragend, ist das Dachauer Bauernstück von Hölzel, der viel an Leibl erinnert, aber fast noch feiner als dieser ist. Schließlich zwei Künstler, die die novellistische Malerei wirklich künstlerisch und fein üben: Haug und Pötzelberger. Zumal Haugs „Verlassen" ist wunderschön, eine Daudetsche Novelle in Farben: Abend über einem kleinen Weiler, dessen Häuser friedlich und enge bei einander stehen. Satt dunkelgrün unter den Abendschattenschleiern die Wiese. Dort liegt ein Rosahauch über einer kleinen, einsamen Wolke: letzter Sonnengruß. Ein blondes, hübsches Bauernmädel schreitet langsam durch das Gras. Zum Brunnen wohl, denn unterm Arm trägt sie ein Wasserschaff. Leise weint sie vor sich hin. — Auch das ist eine Geschichte, aber ein Bild zugleich. Was unkünstlerisch gewöhnlich im Vordergrunde steht, ist hier nur Stimmungshintergrund.

Das ist etwa die Auslese der Deutschen. Jügels „Pflügende Ochsen", das beste Tierstück der Ausstellung, muß nur noch genannt werden. Gutes wäre freilich noch viel zu nennen, außerordentliches kaum.

Von den Ausländern, die auf dieser „großen internationalen" längst nicht so viel vertreten sind, wie sie es auf den Jahresausstellungen waren, nur ganz kurz.

Gerade die, denen wir in den Jahren 90 und 91 die besten und fruchtbarsten Anregungen verdankten, fehlen: Die Schotten, mitsamt den Engländern, und die Norweger. Die künstlerische Anziehungskraft, welche in jenen Jahren die Sonderausstellungen dieser Nationen ausübten, wird diesmal von keinem der ausstellenden Völker auch nur annähernd erreicht. Auch nicht von dem Lenbachsaal „alter Meister", der einem Raritäten-Kabinett nicht unähnlich sieht mit seinen alten Koffern, Tüchern, Möbeln, Geschirren, Büsten, zwischen und auf denen einige alte Bilder stehen und hängen. Wunderlicher Irrtum, ein solches Arrangement als mustergiltig für eine moderne Ausstellung hinstellen zu wollen. Da zeigt sich recht charakteristisch die glücklich überwundene alter Münchner Dekorationskunst, die den Trieb zum Kunstgewerbe vom Anbeginn in sich hatte und deren arme Epigonen an der Verschnupftheit dahin sterben, die sie sich von Bildern holten, die in der freien Natur gemalt worden waren. So schwach ist die Konstitution dieser alten Herren.

Am freiesten und frischesten von allen Fremden zeigen sich diesmal die Schweden und Amerikaner. Durchaus und bewußt modern, gehen sie auf Kraft und Stimmung aus. Strikte Wahrheit ist ihnen selbstverständlich Bedingung. Zur Erreichung eines starken Eindrucks ist ihnen jedes Mittel recht. Daher blüht bei ihnen ein kühner Impressionismus.

Die Dänen geben keine neue Note ihres künstlerischen Charakters. Ein klein wenig hängt der Zopf ihnen hinten, und ihre Hauptstärke liegt zwischen den vier Wänden in der Schilderung des gemütlichen häuslichen Lebens, am liebsten bei Lampenlicht.

Farbenprotzig und ohne feinen Sinn für den Reiz der Nuance die Polen und die Magyaren. Diese beiden Völker, die sich am lautesten ihrer Ritterlichkeit, ihres Adeltums rühmen, sind als Künstler die geborenen Plebejer. Natürlich sind Ausnahmen anzuerkennen. Unter den Polen z. B. Chelmonsky, ein kräftiger und doch feiner Landschafter.

Die Franzosen sind noch sehr unvollständig. Was da ist, reicht nicht an ihre früheren hiesigen Ausstellungen. Ueberschickte Porträts von Boldini haben wir nun genug gesehen. Dagegen interessiert von Jahr zu Jahr mehr Adrien Demont, der originell französische Evangelien-Maler, der wahrhaft biblische Stimmungen hat. Viel virtuose Bildnisse, in allen fast ein unbeirrbarer Geschmack, wenig elementare Kraft. Daß auch die Franzosen ihr Oberammergau in der Kunst haben, erfüllt uns mit nationaler Schadenfreude angesichts des Stammbuchklebebildes von Bouguereau. Der große Rochegrosse: „Fall Babylons" verblaßt, je öfter man ihn sieht. Es fehlt der Behandlung des kolossalen Vorwurfes an der nötigen großen Ehrlichkeit. Die luftsatten Leiber der Weiber sind merkwürdig „taufrisch" und es ist doch ein wenig zuviel Arrangement in dieser postorgiastischen Scene. Immerhin aber: wieviel Dramatik und wieviel Farbenjubel! Dramatik und Farbenpracht, das ist auch die Leidenschaft der Spanier. Und grausam blutdurstig sind sie, wie Primaner im Jambenfieber ihrer ersten Brutustragödie. Dafür fehlt es ihnen, wie allen Pathetikern, an Humor völlig und an Phantasie fast gänzlich. Kein Wunder, daß sie gerne asketische Mönche malen, die ihre Knochenhände auf Totenschädeln falten und verzückt in den Himmel starren. Auch Bevulliere y Gil ist diesmal heilig angerückt mit Sanktus Franziskus, der die Seelen seiner Brüder und Schwestern ins Paradies führt. Er hat viele Brüder und Schwestern, der heilige Franz, deren Seelen alle schwarz aus Schwarz kommen. Der Mond scheint schauerlich und Leuchtkäfer oder Irrlichter tanzen um den dürren Heiligen, oder sind das die Seelen? Dem Maler sind sie jedenfalls sehr wichtig gewesen, denn in ihnen brachte er an, was die Hauptsache in seiner Kunst ist, das Glitzern.

Die Italiener bringen diesmal weniger Konfekt und mehr Natur. Segantini ist und bleibt vorderhand ihr tüchtigster Moderner. Sonnig sondergleichen sind seine Bilder und wunderlich eigen gemacht. Sein Gegensatz, der interessante Dunkelmeister Marius de Maria, ist ebenfalls ein Charakterkopf von Bedeutung. Sonst hebt sich nur weniges, zumal Landschaftliches, heraus.

Holländer und Belgier! Wer in München über Kunst schreibt, ist ihnen nicht gewogen, so infam gleichmäßig wacker sind sie beharrlich. Oyens, Israels, Misdags, die Therese Schwartze, — es ist nichts Neues über sie zu sagen. Courtens war voriges Jahr besser.

Zum Schluß nun noch ein paar Worte über die Bildhauerei auf dieser Ausstellung, und gerade von ihr wäre mehr zu erzählen. Sie ist in einzelnen vortrefflichen Sachen zumeist vollendet naturalistischen Gepräges vertreten. Lampels „Steinbrecher" sind in erster Linie zu nennen, eine überaus kräftig modellierte Gruppe von eminenter Lebenswahrheit und natürlicher Bewegung. Hier spricht eine Individualität ihre eigene, derb verständliche Sprache. Eine dänische Dame, Johanne Auguste Betzonich brilliert mit einer Gipsstatue, in der eine bildhauerisch schwer wiederzugebende Körperbewegung virtuos erfaßt ist. Ein nacktes Mädchen, liegend, langt einen flachen Stein herunter nach Wasserrosen. Es ist ein Entzücken, den jugendlichen, muskelangespannten Körper zu sehen. Die Gruppe des Belgiers Isidore de Rudder „Anfang und Ende" zeigt die moderne Verbindung von Naturalismus und Symbolismus in charakteristischer Schärfe. Einer uralten Frau, die, ganz Gerippe, starr aufgereckt sitzt und ihre blinden Augen ins Leere richtet, liegt ein junges, üppig schönes Weib im Schoß — tot, auf ihrem Leibe spielt ein rundliches Kind. — Ich hätte noch viel zu vermelden, doch ich muß mir mit einem Hinweis auf die besonders große Anzahl vorzüglicher naturalistischer Porträtbüsten genügen lassen, unter denen die von Floßmann besondere Erwähnung verdient. Die offizielle Bildhauerei, die Monumente von Fürsten und Statuen von Kommerzienräten liefert, ist wie gewöhnlich schwach.

Zur Philosophie des reinen Mittels.

Lieber Doktor Wille!

Als ich im letzten Hefte der „Freien Bühne" meinen „offenen Brief" und unmittelbar darauf Ihre „Erwiderung" durchgelesen hatte, konnte ich mich zunächst einer gewissen Verwunderung darüber nicht erwehren, daß Sie, ohne meine Einwände im einzelnen zu bestreiten, doch im ganzen auf Ihrem Standpunkte beharren zu dürfen glauben. Bei näherem Zusehen erkannte ich jedoch gar bald den Grund hiervon in unserer verschiedenen Fassung einiger fundamentaler Begriffe, wie namentlich der „individuellen Wertung" und des „freien Vernunftmenschen," so daß sich die thatsächliche Verschiedenheit unserer Meinungen hinter diese Verschiedenheit unseres Sprachgebrauches gleichsam zu verstecken scheint, und nur durch langwierige Definitionen vollkommen exakt zum Ausdruck gebracht werden könnte. Da jedoch solche Auseinandersetzungen leicht das Ansehen eines nichtigen Wortstreites gewinnen, und außerdem in den einzelnen Fragen für den selbständig Denkenden bereits genügende Anhaltspunkte zur Bildung einer eigenen Ueberzeugung vorhanden sein dürften, so entschloß ich mich, auf eine Fortsetzung der Polemik im einzelnen zu verzichten, und nur Ihrer Aufforderung zu entgegnen, welche von mir verlangt, ich möge eine „Apologie" Ihrer „unreinen Mittel" verfassen, wenn ich glaube, daß diese „sub specie eines andern Zieles . . . . . ." reine Mittel seien. Sie wenden hier gleichsam den Spieß um, und fordern, einem beliebten dialektischen Verfahren huldigend, zur Widerlegung Ihrer Behauptungen den Beweis des Gegenteils. Ich aber glaube Ihnen kurz zeigen zu können, daß ich zur Rechtfertigung meines Standpunktes zu einem Gegenbeweis keineswegs verhalten werden kann.

Stellen wir uns etwa vor, ich hätte in irgend einer Anwandlung die vollkommen aus der Luft gegriffene Behauptung ausgesprochen, daß Sie heute, am 19. Juni um 2 Uhr nachts, sich mit Selbstmordgedanken getragen. Sie würden mir dies, wie billig, wohl verweisen, und mich daran erinnern, daß ich auch nicht den leisesten Grund für die Wahrheit meiner Aussage vorzubringen vermöge. „Gut —" erwiderte ich, „Sie bestreiten meine Behauptung Beweisen Sie also das Gegenteil, — beweisen Sie, daß Sie sich am 19. Juni. um 2 Uhr nachts *nicht* mit Selbstmordgedanken getragen!" — Dies würde Ihnen wahrscheinlich schwer fallen; vielleicht so schwer als mir jene „Apologie Ihrer unreinen Mittel," welche Sie von mir verlangen.

Ich kann diese Apologie nicht geben, und will sie nicht geben. Ich weiß, daß wir uns in einer Entwicklungskrise befinden, welche tief einschneidende Veränderungen jener „menschlichen Maßnahmen" erfordert, die seit alters her in Achtung und Ansehen stehen; meine Skepsis in dieser Beziehung geht sehr weit, und ich glaube, es ist hoch an der Zeit, die „altehrwürdigen Institutionen"

einer gründlichen Kritik zu unterziehen. Soweit stehe ich vollkommen auf Ihrem Boden; nur mit der Methode Ihrer Kritik kann ich mich nicht einverstanden erklären.

Ich will das ohne alle Begriffsstiftelei an einem konkreten Fall zu illustrieren versuchen.

Unter allen „unreinen Mitteln," welche Sie verurteilen, ist wohl dasjenige, dessen Beseitigung am wenigsten Widerstand finden und Schwierigkeiten bereiten würde, die Prügelstrafe. Vielfach wird ja die Erziehung, und mit Erfolg, bereits ohne jene „Institution" durchgeführt. Obgleich nun Ihre Ausführungen gerade hier eine besondere Fülle höchst wertvoller Einzelbeobachtungen enthalten, behaupte ich doch, daß sie selbst für Ihre individuelle Wertung des zu erstrebenden Zieles nicht beweiskräftig sind. Es ist ja richtig: durch die Prügelstrafe, und überhaupt alle „Strafen und Prämien" (welche Sie vollkommen konsequent unter einem Gesichtspunkt betrachten) wird bloß „Werkheiligkeit," nicht aber die zu erstrebende „Gesinnung" in dem Zögling hervorgebracht. Ebenso gewiß ist eine edle und vernünftige Gesinnung das letzte Ziel jeder „vernünftigen" Pädagogik. Wird es aber möglich sein, jenes Ziel gleich von Anfang an als das einzige anzustreben? — Daß die Kinderwärterinnen nicht damit beginnen können, ihren Pflegebefohleneu die zum physischen Gedeihen unumgängliche Reinlichkeit durch Vernunftsgründe, durch Bildung der Gesinnung beizubringen, werden Sie mir, obgleich lächelnd, zugestehn. Es braucht gerade nicht die Rute herzuhalten; ohne Strafe irgend welcher Art wird es aber schwerlich abgehen. Und was hier besonders kraß und deutlich zu Tage tritt, wiederholt sich stufenweise so lange, als das Kind oder der Zögling nicht fähig ist, die Vernunftsgründe seines Erziehers vollkommen zu fassen; — das bedeutet meist eine ansehnliche Reihe von Jahren, während welcher die gesunden Lebensgewohnheiten der Reinlichkeit, Mäßigkeit im Genuß, der Stetigkeit in der Beschäftigung u. s. w. anerzogen werden müssen — Neigungen, die sich bei manchen Individuen von selbst einstellen, bei den meisten aber nach dem guten Grundsatz „jung gewohnt, alt gethan" erst herausgebildet, oder wenigstens gekräftigt werden müssen, damit der Mensch überhaupt in die Verfassung komme, seine Vernunft in selbständiger Weise zu bethätigen; denn der „freie Vernunftmensch" muß vor allem ein gesunder Mensch sein. — Diese Verhältnisse liegen so offen zu Tage, daß ich an ein Leugnen oder Uebersehen Ihrerseits nicht glauben kann. Daß Sie dieselben dennoch unberührt lassen, scheint mir nur Schuld Ihrer Methode, welche ich bekämpfe. So haben Sie auch in Bezug auf die Prügelstrafe nicht anerkannt, daß sie zur Heranbildung gewisser, gesunder Uebungen oder Enthaltungen verwendet werden kann und thatsächlich verwendet wird, haben die Frage gar nicht aufgeworfen, durch welche Maßnahmen diese heilsamen Wirkungen künftig ersetzt werden könnten, sondern haben Ihre Verwerfung lediglich auf die Konstatierung der schädlichen Folgen gegründet. Und obgleich ich Ihnen hierbei sachlich zustimme und nichts weniger als eine Apologie der Prügelstrafe zu verfassen geneigt bin, muß ich doch gegen ein solches Verfahren nach wie vor Einsprache erheben.

Allgemein gesagt: Moral, Autorität, Staat, Partei — sie mögen alle einer einschneidenden Umgestaltung, oder sagen wir „Revolution" bedürfen. Jedenfalls thut eine vorurteilslose Kritik jener „Maßnahmen" heute not, mehr als je. Diese Kritik wird aber nicht vergessen dürfen, daß jene Maßnahmen sich im Kampf ums Dasein in jahrhundertelangem Werdeprozeß so entwickelt

haben, wie sie gegenwärtig beschaffen sind, und daß das ganz gewiß nicht geschehen wäre, wenn sie nicht gewisse notwendige Funktionen in der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft thatsächlich ausüben würden. Giebt man sich nun auch der utopistischen Erwartung hin, daß die „freien Vernunftmenschen" dereinst ohne alle gemeinsame Maßnahmen oder Zwangsmittel nebeneinander wohnen werden, so kann man die Erreichung dieses Zieles doch nicht anders als nach einer abermaligen mindestens nach Jahrhunderten zählenden Entwicklung denken. Man wird daher bei einer Kritik der gegenwärtigen Zwangsmittel auch die Frage nicht umgehen können, welche Maßnahmen an Stelle der zu beseitigenden mindestens für die Uebergangszeit von einigen Jahrhunderten zu treten haben würden.

Persönlich gesprochen, lieber Doktor Wille: Ihre „Philosophie des reinen Mittels" wird nur dann mehr sein als eine Sammlung von Angriffen auf Staat, Moral, Autorität u. s. w., wenn Sie mit dem Versuche anfangen, die bisherigen Funktionen dieser menschlichen Maßnahmen zu erkennen, und mit der Erklärung enden, welche Art der sozialen Beziehungen Sie als Ersatz jener für die nähere Zukunft anstreben. Das behaupte ich, ohne darum die gegenwärtig herrschenden Gewalten verteidigen zu wollen oder verteidigen zu müssen, als bloßer Freund der Logik und der „reinen Mittel".

Hiermit — ein Glückauf zur Arbeit von Ihrem

ergebenen

Chr. Ehrenfels.

Lieber Doktor von Ehrenfels!

Sie scheinen mich in einem gar bösen Verdacht zu haben, wenn Sie sagen ich „kehre den Spieß um und verlange, einem beliebten dialektischen Verfahren huldigend, zur Widerlegung meiner Behauptungen den Beweis des Gegenteils". Vollkommen stimme ich Ihnen bei, wenn Sie dies Verfahren als ein unreines Mittel werten.

Aber von solchem Verfahren finde ich in meiner Polemik keine Spur. Bedenken Sie, daß Sie mich mit jenem einseitigen, fanatisch spezialistischen Arzte verglichen, der da sagte: „Was geht mich der Mensch an? Ich heile das Auge!", — daß Sie ferner den Verdacht aussprachen, ich schädige in meinem Streben zum freien Vernunftmenschentum die „emotionale Seite" des Menschen. Sie waren es folglich, der eine Behauptung aufstellte oder mindestens einen Verdacht aussprach. Von Ihnen durfte ich daher einen Beweis erwarten. Und nun gab ich dieser Erwartung folgenden Ausdruck: „Ich bin mir dessen, daß nämlich meine Ethik die emotionelle Seite schädige, nicht bewußt und kann es nicht eher einräumen, als bis es mir bewiesen wird... Jedenfalls sehe ich als Individnum solche Einflüsse nicht oder werte sie gering. Wenn Sie indessen glauben, daß die von mir sub specie meines Zieles und kraft meiner individuellen Erfahrung und emotionellen Veranlagung als ‚unreine Mittel' gewerteten Ziele — sub specie eines anderen Zieles oder kraft Ihrer individuellen Erfahrung und Veranlagung reine Mittel sind, so kann ich Sie nur bitten, solche Apologie meiner ‚unreinen Mittel' zu verfassen... Wenn Sie also

einmal Zeit und Luft haben, so untersuchen Sie, ich bitte, ob meine ‚unreinen Mittel' ‚nicht auf andere psychische Seiten des Menschen und ihre Bethätigung, so namentlich auf den Charakter und das Gefühlsleben, günstige Einflüsse ausüben, welche infolge der im menschlichen Organismus statthabenden Wechselwirkungen auch der Vernunft zu gute kommen und sie indirekt mehr fördern, als sie direkt geschädigt wurde'. Erraten kann ich Ihre Beantwortung dieser Frage nicht". — Ich sehe in diesen meinen Worten keine sophistische „Umkehrung des Spießes", sondern den berechtigten Wunsch, daß Sie Ihre Behauptung (ich gleiche jenem Spezialisten) und Ihren Verdacht (meine Ethik schädige die emotionelle Seite des Menschen) begründen.

Sie entgegnen mir nun: „Ich glaube Ihnen kurz zeigen zu können, daß ich zur Rechtfertigung meines Standpunktes zu einem Gegenbeweis keineswegs verhalten werden kann". — Sie sprechen von der Rechtfertigung eines „Standpunktes"; sagen Sie einmal anstatt „Standpunkt" „Verdacht" oder gar „Behauptung"; dann wird die Verpflichtung zu einem Gegenbeweis eher einleuchten.

Sie sagen nun, um mein Verfahren zu illustrieren, weiter: „Stellen wir uns etwa vor, ich hätte in irgend einer Anwandlung die vollkommen aus der Luft gegriffene Behauptung ausgesprochen, daß Sie heute, am 19. Juni um 2 Uhr nachts, sich mit Selbstmordgedanken getragen. Sie würden mir dies, wie billig, wohl verweisen, und mich daran erinnern, daß ich auch nicht den leisesten Grund für die Wahrheit meiner Aussage vorzubringen vermöge. „Gut —" erwiederte ich, „Sie bestreiten meine Behauptung. Beweisen Sie also das Gegenteil, — beweisen Sie, daß Sie sich am 19. Juni um 2 Uhr nachts nicht mit Selbstmordgedanken getragen!" — Dies Beispiel ist in sich vollkommen richtig. Es paßt aber nicht auf mein Verfahren. Denn wo habe ich eine „vollkommen aus der Luft gegriffene Behauptung" ausgesprochen? So oft ich eine Schädigung der Freiheit und Vernunft behauptete, habe ich eine Fülle von Gründen angeführt. Folglich mußten Sie das Beispiel von den Selbstmordgedanken so formulieren, als sei die Absicht des Selbstmordes durch eine Fülle von Indizien einigermaßen nachgewiesen worden. Nehmen wir aber das an, und nehmen wir ferner — was ebenfalls passender ist — an, jemand bestreite das Ergebnis dieser Indizien, indem er eine bestimmte Vermutung ausspricht (z. B. der Angeschuldigte habe damals in einem tiefen Schlafe gelegen, folglich sich nicht mit Selbstmordgedanken tragen können), so kann man füglich für diese Vermutung einen Beweis erwarten.

Jetzt freilich halte ich für möglich, daß Sie das „Vielleicht" Ihres Einwandes weit stärker betonen wollten, als dies für mich hörbar geworden ist, daß Sie also meinen Wertungen keine bestimmte Bestreitung, sondern nur einen vagen, ziemlich gestaltlosen Zweifel entgegenbringen wollten. — Ist diese Vermutung zutreffend, so darf ich immerhin sagen, daß Ihre Ausdrucksweise das Mißverständnis wenigstens teilweise hervorgerufen hat; denn sie gaben Ihrem Zweifel eine so konkrete Formulierung (cf. Ihre soeben zitierten Worte), daß er einer Behauptung ähnelte, folglich eines Beweises von Ihrer Seite zu bedürfen schien.

Uebrigens bringen Sie jetzt, in Ihrem vorliegenden Briefe, in der That einen gewissen Beweis für Ihre Mutmaßung, die emotionelle Seite möchte durch meine Ethik geschädigt werden. Sie sagen nämlich, die von mir „verworfene" Strafe sei doch für gewisse Menschen, unter gewissen Umständen, zu gewissen

Zwecken unentbehrlich. Das ist etwas von jener „Apologie", wie ich sie von Ihrer Seite wünschte; es ist eine Apologie der Strafe für gewisse Umstände. Unter einer Apologie verstand ich durchaus keine völlige Rechtfertigung; sonst hätte ich nicht Ihnen eine solche Apologie zugetraut.

Angenommen nun, eine Apologie der Strafe für gewisse, von mir nicht betrachtete Umstände wäre Ihnen gelungen, so würde ich dennoch nicht widerlegt sein mit meiner These, die Strafe sei für andere, von mir betrachtete Umstände ein unreines Mittel. Keineswegs verwerfe ich die Strafe unter allen Umständen, — aus dem einfachen Grunde, weil ich „alle Umstände" nicht kenne. Ich suche mich vor solchen Verallgemeinerungen und Dogmen zu hüten. Näheres habe ich in dem Kapitel von der absoluten Gewaltlosigkeit ausgeführt.

Indessen kann ich nicht einmal zugeben, daß Ihnen eine Apologie der Strafe für gewisse Umstände gelungen ist. Sie meinen, um ein Kind zur Reinlichkeit zu erziehen, habe man nur die Wahl zwischen Einwirkungen auf die Vernunft oder Bestrafungen und Belohnungen. Es giebt aber noch ein drittes Mittel: die Erwachsenen können das Kind durch ihre Pflege reinlich halten und mit den Annehmlichkeiten der Reinlichkeit auch ohne Adresse an die Vernunft bekannt machen, — bis dem Pflegling die Reinlichkeit zur Gewohnheit geworden, und überdies auch seine Vernunft erstarkt ist.

Zum Schluß Ihres vorliegenden Briefes meinen Sie, daß Autorität, Staat, Partei, Moral „sich im Kampf ums Dasein in jahrhundertelangem Werdeprozeß so entwickelt haben, wie sie gegenwärtig beschaffen sind, und daß das ganz gewiß nicht geschehen wäre, wenn sie nicht gewisse notwendige Funktionen in der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft thatsächlich ausüben würden". — Indessen sehe ich nicht ein, daß aus dem Siege, der jahrtausendjährigen Herrschaft gewisser Gewalten deren Heilsamkeit für die menschliche Gesellschaft folgt.

Nun freilich leugne ich nicht, daß die „unreinen Mittel" auch gewisse gute Wirkungen haben. Ich bin aber überzeugt, daß diese guten Wirkungen sich mindestens ebenso wohl durch andere, durch „reine" Mittel hervorbringen lassen. Und ich werde in meinem Buche solche reinen oder wenigstens reineren Mittel zu zeigen suchen.

Ihre Polemik wird mich — so hoffe ich — zu Verbesserungen im Plan und im Ausdruck meiner Arbeit anregen.

Ihr dankbarer

Bruno Wille.

Von der Berliner Kunstausstellung.

Von

Hans Schliepmann.

II.

Gleich einem König ist diesmal unter den Landschaftern Gustav Schönleber eingezogen; ein König, der nicht nur multa, sondern auch multum, permultum vermag! Die beiden Kabinets, die seine zahl- und wechselreichen Bilder beherbergen, bieten fraglos den ungetrübtesten Stimmungsgenuß der heurigen Ausstellung. Welch eine ungewöhnliche Skala lyrischer Naturempfindung! Welche proteusartige Fähigkeit der lauen Nacht, dem hellen Tage, dem lauschigen deutschen Kleinstadtwinkel, der grauen Dämmerung der Ueberschwemmung, dem Duft nordischer Küste und dem Glanze des weiträumigen Südens alle ureigensten Reize abzulauschen! Und so virtuosenhaft dem Künstler jede Technik zur Verfügung steht, so naturentflossen sie sich den verschiedenartigsten Scenerieen angepaßt, so wenig virtuosenhaft ist doch der Künstler. Nirgends ein Vordrängen der Mache, vielmehr ein derartiges Aufgehen in der Naturbeobachtung, daß Mancher obenhin meint, es könne keine eigenartige Persönlichkeit hinter so ungemeiner Vielseitigkeit stecken. Gewiß nicht eine michelangeleske, die Natur vergewaltigende, aber eine rafaelische, sie ausstrahlende, eine spezifisch ästhetische Persönlichkeit ersten Ranges! Das zeigt sich in der Art seiner Naturausschnitte, in der unübertrefflichen Feinheit, mit der er Horizont, Augenpunkt und Rahmengrenze seiner Bilder festlegt. Das ist freilich so wenig impressionistisch wie möglich; da soll jeder Naturausschnitt vollberechtigt sein, und wären es die Zufallsbilder einer auf's Geratewohl in die Luft geworfenen selbstthätigen Revolverkamera. Aber ist es nicht impressionistisch, so ist es desto — eindrucksvoller, giebt es doch einen eigenen rhythmischen, ja, mehr als das, stimmungfördernden Reiz, etwas Bildhaftes und damit Fertiges, Rundes, das uns offenbares Zeugnis ablegt: hier ist noch mehr als schärfste Naturbeobachtung; hier ist persönliches Wirken einer Künstlerseele, die vollbewußt ein Kunstwerk mit allen Mitteln und geheimsten Reizen schaffen will. Man sehe hierauf nur einmal die Ueberschwemmung, oder die beiden großen Marinen oder das Studienblättchen mit den Schiffsflaggen, vor allem aber das Häuschen „in den Dünen" an, wie überall ein ganz besonderer Zauber allein im Format und im Flächenverhältnis zwischen Himmel und Landschaft oder Wasser liegt. Nur noch bei zwei zartgestimmten Landschaften von Ed. Fischer und in der, von Schulte her bekannten ganz wundervollen „Frühlingsidylle" von Bruno Piglheim ist mir dieser Reiz in ähnlich starker Weise zum Bewußtsein gekommen. —

In fast allen Beziehungen die Ergänzung zu Schönleber erscheint Hans von Bartels, der diesjährige größte Anwärter der großen goldenen Medaille.

Nicht nur weil Bartels Aquarellist, Schönleber Oelmaler ist. Doch auch dies ist nicht nur äußerlich. Die Aquarelltechnik entspricht eben der leidenschaftlicheren, ringensfrohen, impulsiveren Natur Bartels mehr als die gleichmäßiger arbeitende, stets irgendwie ruhig und geduldig zum Ziele gelangende Malweise in Oel. Dabei lockt es ihn gerade, in seiner Technik die Leuchtkraft und Tiefe von Oelbildern zu erreichen, wodurch denn doch hier und da eine gewisse Schwere der Töne nicht ganz zu vermeiden gewesen ist. Dafür aber strahlt seelische Glut aus all diesen Blättern, eine Glut, die allerdings fast in jener oben angedeuteten impressionistischen Weise jedes Motiv, sei es welcher Art es sei, erfaßt und festhält, wie es im Moment der Intuition sich darstellte. Doch weil Glut, Intuition, weil es echt ist, so fehlt die Bizarrerie der modischen Impressionisten; der große Künstler sieht eben nur das für ihn Brauchbare — — oder gestaltet sich alles für ihn so selbstverständlich, daß es nachher als Brauchbarstes, als sorgfältigste Auslese erscheint?

Und trotzdem Bartels, seiner impulsiven Natur folgend, auch darin den Impressionisten nahe steht, daß seine Darstellung nicht ein in allem Detail der Natur möglichst identisches Bild, sondern einen adäquaten Eindruck geben will, wird diese Darstellung nie mätzchenhaft; er wählt die naheliegendsten, nicht die vertrackten, auf Verblüffung berechneten Mittel. Das lerne man vor allem aus seinen „Hamburger Kaisertagen". Kaum ein anderes Werk zeigt einen so fabelhaften Abstand zwischen dem, was man alles zu sehen glaubt, glauben muß, und den scheinbar harmlosesten Mitteln, mit denen es erreicht ist. — —

Leider sind Schönleber und Bartels die einzigen beiden Landschafter, deren Bilder zu übersichtlichen Sonderausstellungen vereinigt sind und deren künstlerische Persönlichkeiten dadurch voll und reich in die Erscheinung treten. Hier und da sind noch Anläufe dazu genommen, doch sind sie scheinbar mehr dem Format als der Individualität zu verdanken. So z. B. hängen die fünf trefflichen Skizzen von Hans Bohrdt zusammen; die großen Marinen aber, unter denen namentlich die von echtem dramatischen Leben erfüllte „Rettung aus höchster Not" eine durchaus nötige Ergänzung zu seiner Charakteristik giebt, sind in weit abliegenden Sälen verstreut. Wilhelm Trübners höchst eigenartige Bilder hängen zwar nebeneinander, aber so lieblos in eine Ecke gepfercht, als ob man den ganzen Mann nur nach seinen, allerdings wenig erfreulichen Giganten- und Kentaurenkämpfen beurteilt wissen wollte. Ernst Körner verdankt das Zusammenstehen seiner drei, in altbekannter Meisterschaft vollendeten Orientbilder auch wohl mehr deren Repräsentationsfähigkeit und Gleichartigkeit das Stoffes; denn Normanns prächtige nordische Landschaften sind trotz mindestens gleicher Vorzüge nur „thunlichst" in einem Saale vereinigt; Eugen Bracht, der einzige deutsche Maler, der die heroische Landschaft auf realistischer Grundlage aus voller Natur zu schaffen weiß, der nur einmal sein ganzes Lebenswerk ausstellen sollte, damit männiglich weiß, was wir an ihm haben — Bracht hat nicht einmal seine drei Bilder im Zusammenhange ausstellen können.

Und er ist nicht der einzige, der Eine Sonderausstellung verdient hätte. Außer den, bereits auf den kuruli̇schen Stühlen sitzenden Brüdern Achenbach (die immer noch — nicht allein im Katalog — voranstehen), Gude, Dücker, Flickel und Baisch möchte man Hermann Schnee, Josef Wenglein, die Schilderer lauschig poetischen deutschen Stadtlebens und Waldwebens, Saltzmann, der übrigens diesmal nur mit seiner Marine auf der Höhe seiner

früheren Werke steht, Basedow, Friese, Müller, Kurzwelly, Eckenbrecher, Hoffmann von Fallersleben, vor allem aber wieder Leistikow, der diesmal noch Besseres als bei den „Elf" ausgestellt hat, in engerem Zusammenhange, in größerer Bilderzahl vertreten sehen. Freilich, schon ist die Möglichkeit, alles zu genießen — gar erst die, alles hier zu erwähnen — bei der kaum übersehbaren Menge tüchtiger Werke genommen. Aber nach einer Richtung wäre doch unendlich gewonnen, gerade durch vermehrte Bilderzahl: die Notwendigkeit sich durch Mätzchen, Riesenformate, exotische oder sonstwie ungewöhnliche Süjes hervorzudrängen, fiele fort. Machen doch drei gute Bilder, wie die Carl Ludwigs und Hans von Eckardsteins schon den Namen des Künstlers im Gedächtnis haften; wieviel mehr eine Sammlung — und sollte der leerstehende Eisenbau zu solchen Massenausstellungen herangezogen werden müssen! Gerade in der Landschaft, in der das allgemeine Niveau der Leistungen ein so hohes ist, kann der Einzelne nach einem Werke kaum eingeschätzt werden.

Was bleibt vollends über Landschaften zu sagen, wenn man nicht den Raum hat, den Stimmungsreiz, am ehesten noch durch ein Gedicht, wiederzugeben? Was kann man dem Fernstehenden von Andersen Lundbys Winterlandschaft anderes sagen, als das es eines der schönsten Stimmungslieder in Farben ist? Oder von der „Nordsee" von Heimes oder von Garcia y Rodriguez „Sevilla" oder von Kallmorgens „Frühlingsanfang"?

Wenn wenigstens der Katalog seine, mindestens mnemotechnisch so dankenswerten Illustrationen mit ein wenig mehr Wahl gäbe! Mit Vorliebe berücksichtigt er die Marktware; unsre Großen sollten doch nicht verschmähen, Nachbildungen ihrer besten Werke ihm einzuverleiben; das Gesamtbild der Ausstellungsleistungen, das der Katalog dem Fernstehenden fast eben so eindringlich giebt, eindringlicher geben könnte als zehn redlichste Besprechungen, ist jetzt ein vollständig verzerrtes.

Auch über das, wovon sich reden läßt, von Entwicklungsrichtungen, ist nicht eigentlich Neues zu sagen. Das Allgemeinbild ist im ganzen durchaus der vorjährigen Ausstellung entsprechend. Mehr Maßhalten, denn das Ausland, dessen Vorgehen der nachahmungssehnsüchtige Deutsche ja leider immer erst abwarten muß, ist nur ganz spärlich vertreten; freche Trompetenstöße, wie z. B. Lesser Uri in einem impressionistischen „Sonnenschein" wagt, sind kaum noch vorhanden. Trotzdem ein ganzer Orbis pictus vom Nordkap bis Südafrika und vom Orinoko bis Samarkand zur Schau steht, scheint doch die heimische Landschaft mit ihren intimen Reizen, „die nicht jeder Budiker versteht," wie mir einmal ein urwüchsiger Berliner Maler sagte, mehr bevorzugt zu werden — und mit Recht. Es ist noch lange nicht alles, was vor der Nase liegt, gemalt. Vergeblich sehe ich mich z. B. noch immer nach einer Wiedergabe der unvergleichlichen Bilder um, die der Ausstellungspark des Abends mit seinem bunten Treiben und seinen schier „unmöglichen" Beleuchtungseffekten darbietet. Hic Rhodus! Das ist freilich nicht für einen „Landschafter." Das erfordert einen Vollmenschen, wie wir deren nur wenige besitzen.

Die Nachtstimmung übrigens, bisher fast nur eine „Specialität" Doncettes, der auch diesmal durch seine Tagbilder beweist, wie nützlich das Specialistentum ist, beginnt doch auch weitere Kreise anzuziehen. Freudemanns große tiefblauschwarze Tafel befremdet zwar zunächst; auch ist die Befürchtung berechtigt, daß die Zeit von seinem Bilde nichts als — absolute Nacht übrig

lassen wird. Dennoch ist hier entschieden ein neuer Accord mit großer Kraft angeschlagen. Man gebe sich nur einmal ganz dem Eindruck hin! Aehnlich stimmungsvoll, durch die meisterhafte Aquarelltechnik noch duftiger wirkend, ist Richter-Lefensdorfs Nacht in Venedig. Eine prächtige nordischere Mondnacht schildert Petersen-Angeln in seinem „Hafen von Harlingen." Sehr feine Abendstimmung zeigt ein ganz prächtiges Bild von Dischler, „Am alten Rhein bei Breisach."

So klar realistisch diese Werke gestaltet sind, möchte ich in dieser Richtung doch auch ein Anzeichen für den starken Zug zur Romantik erblicken, der das zweite Gesicht unserer janusgleichen Zeit bildet. Und sicher, die Romantik stirbt erst mit der Kunst selbst! Sollte auch das Werk ihres größten Lieblings abgeschlossen sein: Meister Arnolds Jünger regen sich allerorten. Und will ein Kopf nicht soviel hergeben — wie sollte auch ein Jahrzehnt zwei Böcklins zeitigen? — so thun sich zwei zusammen, wie es Hugo Ziegler und Karl Becker mit gar nicht üblem Gelingen in ihrem „Meeresidyll" ausgeführt.

Aber gerade, wo es Phantasie gilt, ist doch die Nachahmung gar zu sehr vom Uebel! Kann man Märchen, Launen, Fatamorganen nach Rezepten brauen? Nicht ganz ohne Recht hat der Spott deshalb schon Geys „Erda" des Teufels (Stuck-Lucifers) Großmutter getauft.

Da ist's schon besser, ein kleines, doch eigenes Licht leuchten zu lassen, wie es Lingner mit seinen „Irrlichtern" gethan. Selbständiger noch bewegt sich Wilhelm Weimar, wenn auch noch nicht mit vollstem Gelingen. Das prächtige Motiv der „Windsbraut" ist in Farbe und Anatomie leider nicht vollständig überzeugend. In seiner trefflicheren Felspartie mit „Thor," dem Donnerer, berührt er sich ziemlich nahe mit Hermann Hendrich, dessen „Waldheiligtum" leider zu ungünstig hängt, um voll nach seinem urgermanischen Stimmungszauber gewürdigt zu werden. Jedenfalls darf man von beiden Künstlern Bedeutsames für die Zukunft erwarten.

Weit minder tiefsinnig, aber leicht und graziös fügte sich Max Koch mit seinem großen Gobelin „Elfenreigen" auch einmal in diesen Kreis ein, dem er innerlich schwerlich nahe steht. Seine recht zahlreichen Arbeiten sollten auch zusammen aufgehängt seien, damit man mindestens den vollen Eindruck seines frischen Zugreifens hätte. Es liegt bei ihm viel Berliner Dreistigkeit neben tüchtigem Können und natürlicher Empfindung, wodurch denn auch einmal ein ziemlich brutales Danebenhauen, wie in den Porträts, erklärlich wird. Immerhin besitzt er Kraft und fröhlichen Mangel an Akademismus. Was der leistet, wenn er die antiken Stoffe mit neuem Aufguß auszulaugen sucht, wird aus Lindenschmits „Venus und Adonis", der statt Rubens nur Mengs giebt, und aus Eckhardts Ceresfest ersichtlich.

Ganz eigene Bahnen dagegen hat Herterich mit seinem „Heiligen Georg" eingeschlagen. Als ein erster Versuch, mit modernsten Mitteln eine mystische Stimmung zu schaffen, verdient das Werk hohe Beachtung. Dagegen kann ich einem zweiten ähnlichen Versuch nicht die Bedeutung beimessen, die ihm die Tagespresse geben möchte. Ludwig Dettmanns Triptychon (1. Mose 3), das Symbolismus und Realismus verbinden soll, ist gewiß ein recht hervorragendes Bild; das Werk eines echten Dichters, was es erstrebt, ist es indessen sicher nicht. Dazu fehlt doch der innerlichste Zusammenhang allzusehr. Es giebt auch Armeleute-Pose, nicht nur die großen Staatsaktionen. Ich möchte sagen, das Bild sei ein religiöses Feuilleton, bei dem der Anfang, auch

malerisch, bei Weitem am besten gelungen ist. Man wird gut thun, weitere Werke des Künstlers abzuwarten, ehe man entscheidet, ob er ein geschickter Benützer modischer Strömungen oder ob er ein werdender Großer ist. Ein Talent ist er sicher.

Umsomehr scheint Abwarten empfehlenswert, als Uhde diesmal zeigt, wie leicht selbst eine größere Kraft ins Hintertreffen gerät, sobald sie glaubt, auf ihren Lorbeern ruhen zu können. Ich meine allerdings, daß man Uhde stets etwas zu hoch eingeschätzt hat. Ganz wie jetzt bei Dettmann glaubte man langgegehegte Hoffnungen erfüllt zu sehen und nahm den Wechsel für bar Geld. Mit Heiligenscheinen und verschlafenen Schwindsuchtskandidaten löst man die aber nicht ein. Da ziehe ich den blanken Realismus ohne tieferen Ideengehalt doch vor, sogar Hermann Kochs riesige Haubensammlung auf dem „Begräbnis im Benediktinerinnenkloster", obwohl ich die Riesentafeln voll Langeweile nach Möglichkeit vermeide. Von der modernen Maßstabübertreibung finden sich die mannigfachsten Beispiele. Das ärgste ist vielleicht der „gefesselte Prometheus" — ja, von wem doch? Vergessen wir den Maler wie sein Werk lieber ebenso wie jenen zum Einsiedler gemachten nackten Gymnasialprofessor, der in einem der Mittelsäle Schädellehre repetiert.

Selbst Liebermanns Bildern schadet das „Großfolio" entschieden. Bei seiner Malweise wie in Corpuslettern nimmt sich seine intime Schilderung schließlich wie ein Gedichtbuch für Mümmelgreise aus. Es giebt doch so etwas wie „Naturgemäßes" für Buch- wie für Bildformate, und wenn die aus Paris überkommene Riesenformatseuche nicht etwa bare Reklame ist — Liebermann darf sich über diesem Verdachte betrachten — so ist an der neuen Errungenschaft wirklich nichts weiter, als daß der Beschauerstandpunkt vom Bilde abgerückt ist. Der Gewinn für empfindliche Nasen wird aber durch den Nachteil wett gemacht, daß man die Spachtelarbeit für eine Reliefkarte hält, bis man unter Verletzung der Hühneraugen aller auf die „Mache" Neugierigen die richtige Ferne erreicht hat.

Auch was mit feinerer Detailausbildung und mit reicherem Inhalt (wenigstens der Absicht nach) in „heroischem" Format ausgeführt ist, läßt eigentlich nur den Mangel an monumentalem Sinn, der unserer Zeit fast durchgehends eigen ist, erkennen.

Die zweite Aufführung von Ernst Hildebrandts Jambentragödie „Tullia" zeigt zwar Kothurn und tragische Maske genug — moderner ist sie aber wahrhaftig nicht geworden. Was ist uns Hekuba? Nun erst Tullia! Das Gräßliche scheint mir so — gemütlich geworden, daß ich vor Kopfschütteln erst gar nicht zur Betrachtung der spezifisch malerischen Vorzüge komme.

Klein-Chevaliers Niederwalddenkmal ist nun freilich moderner. Die Freude des Preußen, die Uniform, ist reichlich vertreten und die historischen Persönlichkeiten sind fast so zahlreich wie im Hohenzollernpanorama. Leider sind sie aber auch nicht besser charakterisiert, und die Modernität ist so weit getrieben, daß die Komposition aussieht wie die Skioptionvergrößerung eines „allerneuesten" Blattes der Illustrirten Zeitung. Man beginnt an der Weltgeschichtlichkeit der „weltgeschichtlichen Momente" zu zweifeln, wenn man diese wieder und wieder so leer und reporterhaft dargestellt sieht.

Einzig in Arthur Kampfs Volkserhebung in Breslau 1813 pulst dramatisches, geschichtliches und — menschliches Leben. Noch nicht ganz bis ins Kleinste; dennoch ist es das einzige echte „Historien" und ein im besten

Sinne modernes Bild, voll feiner Charakteristik dazu, und echt deutsch und echt persönlich obenein!

Händlers Königin Luise sucht gleiche Bahnen zu wandeln, bleibt aber doch noch etwas in Pose und Verhimmelung stecken, welche die guten modernen Züge nicht zur rechten Geltung gelangen lassen. Ob nicht Carlos Grethes „Schiffbruch" verdient, vor beiden Werken genannt zu werden, kann ich nicht entscheiden, denn das Bild hängt so, daß man es von keinem Punkte aus voll übersehen kann. In der Handlung pulst dramatisches Leben. Ob es bis in die Gesichter geht, konnte ich nicht erkennen. Derselbe Jammer wie früher schier grundsätzlich bei Payers Bildern!

Auch Fischer-Cörlin — dessen Vaterstadt hoffentlich pietätlos genug ist, um ein recht böses Sprichwort auf das geschenkte Altarblatt anzuwenden und ihm nicht mit allzu kritischen Augen nahezutreten, liefert plötzlich, nachdem er so oft und auch diesmal durch kaprizziöse zierliche Phantasieskizzen erfreut hat, ein Beispiel der Maßstabübertreibung. Seine „Liebeswerbung" ist ein recht gutes Bild. Aber halbe Größe hätte es auch gethan und nicht in tausend Neugierigen die Enttäuschung hervorgerufen, weder einen Werther, noch Lenau, noch Körner noch sonst eine gebührend wichtige Person als Helden im Katalog verzeichnet zu finden. Das mag altmodische Nörgelei scheinen. Aber ich bleibe so lange dabei, als ich Mitfühlende finde, die es geschmacklos nennen, wenn „Mei Dirndl ist harb auf mi" oder ein ähnlich harmloses Volkslied mit großer Orchestration gespielt wird. Eher mag noch Daelens „Größenwahn" dem Stoffe nach solche räumliche Ausdehnung verlangen. Es ist allerdings gehäufte Grauslichkeit, nicht weit von Neideschen Sensationsstücken. Dahinter steckt doch aber recht viel Gutes, das auf weitere Arbeiten gespannt macht. Sobald sich der Künstler aus der Elendmalerei — die überhaupt diesmal kaum noch einen Vertreter hat — zur echten Tragödie durchgerungen, wird er bei seinem psychologischen Scharfblick und seinem technischen Können gewiß noch von sich reden machen.

Daß übrigens die großen Formate als eine Reaktion gegen die minutiöse Meissoniersche Pinselei begreiflich werden, soll nicht unterdrückt werden. Ich teile diese Abneigung gegen die Mikroskopblättchen „für Kenner"; es bleibt aber dabei: bedingend ist das Sujet.

Auch nach dieser Richtung sind die beiden Bilder Pradillas musterhaft. Schon liegt eine leise Koketterie in der Zierlichkeit der Tafeln; der Meister wollte zeigen, was er könne. Aber was kann er auch! Es sind die erstaunlichsten Leistungen auf der ganzen Ausstellung, Menzels Virtuosenstücke nicht ausgenommen; dabei abgesehen noch von den rein technischen Reizen von solcher Fülle natürlicher Schönheit und Beobachtung, daß man sich gar nicht von diesen Kabinetstücken allerersten Ranges zu trennen vermag.

Pradillas Richtung, moderne Naturbeobachtung, Ausnutzung modernster Darstellungsmittel, geleitet durch formen- und farbenfreudigen Blick und naiv genießende Lebensauffassung — also eine Art Versöhnung zwischen Neuen und Alten — kehrt mehrfach, wenn auch nicht in ganz gleicher Vollendung wieder. Es ist kein Zufall, daß die Meister Gallegos (Nach der Taufe), de Sanctis (Auf der Promenade), Senét (Karneval), Roubaud (Markt in Samerkand), Tusquets (Solemnis peractis) — Romanen sind. Der südliche Himmel, das heiter gestimmte Temperament thun das Beste dabei, eine Richtung zu erzeugen, die vielleicht mehr noch als die Suggestion, daß alles aus Paris Kommende

schön und „modern“ sein müsse, den Neueren auch beim größeren Publikum zum Siege verhilft. Von Deutschland kann auch irgend ein Siegeszug künstlerischer Art nicht ausgehen. Die tiefen germanischen Geister sind zu individuell, um sogleich Masten fortzureißen und die flachen sind zugleich so schwerfällig, daß es erst eines Anstoßes von außen bedarf, um sie in Bewegung zu setzen. Wir müssen uns eben an unseren großen einsamen Gipfeln genügen lassen, deren Höhen stets nur Wenige erklettern -- um dann auf alle Uebrigen herabzusehen. So ist einmal das Los deutscher Kunst! Inzwischen wogt auf dem Markte die Menge um ihre bekannt duftenden Tröge und kauft die gepinselte Anekdote und bewundert die Julius Stindes der Malerei und freut sich der einmal auf den Schild erhobenen. Barer Zufall, ob diese Größen oder Blender oder — Kunstgigerln sind!

Hauptmann und Sudermann als Novelliſten.

Von

Felix Hollaender.

Irre ich nicht, so stammt von Paul Heyse das eigenartige Wort: Die Novelle müsse einen Falken haben. Der Satz knüpft an jene Erzählung des Boccaccio an, in welcher der Kavalier, der von ihm angebeteten Frau alles geopfert hat — und diese, um die Laune ihres kranken Kindes zu befriedigen, an ihn die bittere Forderung stellt, er solle seinen Falken ihr zum Hinschlachten überlassen, seinen Falken, der ihm ans Herz gewachsen ist, mehr wie jeder andere Besitz. Er zögert keinen Augenblick und rührt durch so entsagungsreiche Liebe das Herz der Dulcinea, die ihn mit Minne lohnt.

Ein Kommentar ist überflüssig. Aus dem Gesagten erhellt sich, wie Heyse, dessen Poesie in jüngster Zeit sehr zum Schaden seiner zarten Kunst rabulistischer Tendenz verfallen ist, das Wort verstanden wissen will. Die Novelle muß einen Falken haben, d. h. sie zwingt ihrer ganzen knappen Form nach zur Darstellung einer Begebenheit mit Schlußpointe. Der Satz war für Heyse mehr als spitze Theorie, er hat ihn gewertet in der zahllosen Reihe seiner Schöpfungen, die schon um ihrer hohen künstlerischen Formen und intimen Stimmungsmalerei auch den zur Achtung nötigen müssen, der der dichterischen Persönlichkeit des Mannes kühl gegenübersteht.

Von Heyse ganz abgesehen finde ich die fatale Pointe in der deutschen Novelle ältesten und jüngsten Kalibers. Und ich finde sie bei Cervantes, dem naiven Cyniker, in seinen moralischen Geschichten gleichermaßen, wie bei Casanova, dem Klassiker der Zote und genialen Frivolität. Vor mir liegen zwei gelbe Heftchen, die der Frühling auf den Büchermarkt gebracht: Der Apostel — Bahnwärter Thiel. Novellistische Studien von Gerhart Hauptmann*) — und Iolanthes Hochzeit. Erzählung von Hermann Sudermann**).

Es liegt mir gänzlich fern, an dieser Stelle die beiden Persönlichkeiten zu parallelisieren und in billigem Kritikastertum Pro- und Contra-Formeln aufzustellen.

*) Verlag S. Fischer, Berlin.
**) Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

Das ist nicht meines Amtes; ich bin gottlob kein Kritiker, habe auch oft genug den Kopf geschüttelt, wenn in den Blättern und Blättchen hochweise scribifaces das Kunststück unternommen haben. Denn es giebt zwischen den Beiden so garnichts Gemeinsames; wie sie durch die Landschaft, die sie hervorgebracht, getrennt sind, so durch die litterarischen Einflüsse des Auslandes, die auf sie gewirkt, und nicht zum wenigsten durch das persönliche Milieu, in dem sie die wichtigsten Jahre der Entwickelung zugebracht haben. Aber was mich reizt — das ist: Nachzuspüren den tief einschneidenden Kontrasten dieser ihrer novellistischen Arbeiten, jede für sich zu betrachten, ihre Formel, ihr Merkmal aufzufinden. Die Schlußnote, dünkt mich, ergiebt sich dann für jeden von selbst.

Und nun kehre ich zu den einleitenden Zeilen wieder zurück, die mir den Weg zum Folgenden weisen. Ich finde bei Hauptmann weder die Darstellung einer Begebenheit, noch sehe ich das Postulat der Schlußpointe erfüllt. Ihm waren nicht Cervantes und Heyse zum Muster, sondern er fand aus dem Wesen seiner Persönlichkeit die Methode und den Weg, den Heinrich von Kleist in seinem ehernen „Michael Kohlhas" und Otto Ludwig in seiner zum Teil grandiosen Erzählung: „Zwischen Himmel und Erde" gegangen waren. Und weil er ein Kind seiner Zeit ist, mußte Dostojewski, der mit geheimnisvollem Weitblick bis auf den Grund der Seele dringt, auf ihn wirken. Und weil er seiner ganzen Anlage nach unter den Deutschen der psychische Auskultator ist, lauscht auch er den leisesten Schwingungen der Seele nach, überall mit seinem Hämmerchen klopfend und die Distance der Töne erforschend. So wuchs ihm sein Ziel: Nicht Ereignisse wollte er darstellen, sondern Charaktere entwickeln. Die Begebenheit konnte ihm allenfalls zu gelegentlichem Mittel, nie zum Zwecke werden. Stimmungs- und Empfindungsleben will er bis in ihre Letztzeit auflösen, nicht Aktionen redselig erzählen.

Dasselbe Prinzip, das im „Friedensfest", den „Einsamen Menschen" und im „Kollegen Crampton" zum Ausdruck kam, leitete ihn auch in seinen novellistischen Arbeiten. Und wenn der Kollege als Charakterstudie großen Stils bezeichnet werden darf, so gilt dasselbe vom „Bahnwärter Thiel", den Hauptmann, ein Vierundzwanzigjähriger, der Oeffentlichkeit übergab. Im knappen Rahmen dieser Novelle beherrscht er den ganzen Apparat Zola'scher Kunstmittel, und er beherrscht ihn mit einer Tiefe, die erstaunlich — mit einer künstlerischen Sicherheit, die, wenn man an den Zeitpunkt des Entstehens denkt, kaum faßlich ist. Wie eintönige Gewöhnung und die Mystik der Einsamkeit, wie angesungene Betfrömmigkeit und die Schwermut der märkischen Kieferlandschaft, verknüpft mit der Eigenart seines Berufes Bahnwärter Thiels Persönlichkeit bis zu einem bestimmten Punkt entwickelt haben, wird in Tönen vernehmlich, die intensiv erklingen und die doch nur ganz leise, kaum hörbar angeschlagen sind.

Bahnwärter Thiel heiratete ein schmächtiges, blasses Frauenzimmerchen, das sich dem knochigen Manne mit dem Kinderherzen anschmiegt. Eine Zeit zarten, lauen Glückes, bis Frau Thiel, der Ehe nicht gewachsen, frühe Sterbeglocken läuten. Als der Bahnwärter, dieweil ein kleines Lebewesen vom ersten Bette da ist, zum zweiten Male freite, hat sich ihm unbewußt über der Gestalt der Seligen ein feiner, silberiger Schimmer gebreitet. Und jetzt erst setzt die Novelle ein mit ihrer großen und erschütternden Tragik — ein sexuelles Problem beginnt, dessen sensitive Eigenart mir in der deutschen Litteratur einzig dazustehen scheint. Wie der Bahnwärter vor den breiten Hüften und dem schwellenden Busen seines gesundheitstrotzenden, brutalen Weibes jedwede Manneskraft verliert — wie er lüsterne, begehrliche Blicke nach ihr wirft — zu ihrem bettelnden Sklaven wird, der nach ihrer Pfeife tanzt, der vor jedem ihrer bösen Blicke bebt und doch die Zeit nicht erwarten kann, wo er nach verrichtetem Dienste zu ihr heimkehren darf, wie er, der seinem armen Wurme eine Mutter geben wollte, sich scheuen Blickes nicht zu mucksen traut, wenn der Kleine mit dem kreidigen Gesicht und dem roten, struppigen Haar gestoßen und gepufft wird — — — das ist in einer Fülle meisterhafter Züge wiedergegeben. Und doch sehe ich hierin nicht den eigentlichen Schwerpunkt, den innerlichen Wert der Dichtung. Wäre in der Novelle

nur nach dieser Richtung das Problem gestaltet worden, sie hätte niemals auf eine tiefere Bedeutung Anspruch machen können.

Aber Hauptmann erweitert seinen Vorwurf, schafft einen Konflikt, der in sich den tragischen Ausgang bedingt: der Bahnwärter schämt sich seiner niedrigen Triebe, er schämt sich ihrer im Andenken an die verstorbene Frau, und je stärker seine sinnliche Liebe wächst, um so tiefer fühlt er das Bedürfnis mit der Heimgegangenen seinen Kult zu treiben in der einsamen Stille seines Wärterhäuschens.

In dieser Kontrastierung grober Sinnlichkeit und übergeistigter, fast religiöser Liebe, die in mystische Stimmungen überschlägt, liegt der Novelle Eigenart. Alles Andere wird daraus begreiflich. Man fühlt, daß das Bahnunglück, das zu dem ein wenig sensationellen Schlusse führt, nur der äußere Anlaß ist, man fühlt, daß irgend ein Ereignis eintreten muß, um die tragische Katastrophe herbeizuführen.

Durch die ganze Dichtung geht ein schwermütiger, lyrischer Zug, wie denn überhaupt lyrisches Empfinden Hauptmann erb- und eigentümlich ist. Das kommt natürlich in der wehmütigen Stimmung der Landschaft am stärksten zum Ausdruck, die ich in ihrer feinen Farbenabtönung bei den Neueren nur noch in den Skizzen Schlafs und in den Spreewald-Schilderungen Bölsches gefunden habe.

Die Fülle feiner Einzelheiten, die Hauptmann fast verschwenderisch bei der Charakteristik angewandt hat, vermag ich kaum anzudeuten, ebenso wie es bei ihm überflüssig erscheint, die schlichte Wahrhaftigkeit der Vorgänge zu accentuieren. Nur darauf möchte ich noch ein besonderes Gewicht legen, von wie vielen Seiten die Figur betrachtet ist, und wie durch die vorangegangenen seelischen Erregungen das tragische Ende des armen Kerls psychologisch begründet ist.

Wenn ich so meiner warmen Bewunderung Ausdruck geben konnte und nicht anstehe, den Bahnwärter für ein in sich geschlossenes kleines Meisterwerk zu halten, wenngleich seine Entstehung in eine Zeit fällt, wo der Dichter noch nicht zu den Berühmten zählte, so sehe ich mich andererseits genötigt, gegen den Apostel einigermaßen zu frontieren. Gewiß ist diese Studie in der Idee intimer gedacht, als die ältere Novelle, zweifelsohne ist sie in den einzelnen Stimmungs-Phasen von jener vibrierenden Nervosität, die, ein Kennzeichen moderner Uebergangskunst, alle Keime eines Neuen in sich birgt — und dennoch war ihr Totaleindruck auf mich ein unharmonischer, sie verwirrte in ihrer Form und in der Anordnung des Inhaltes. Woran lag das? 1887 Bahnwärter Thiel — 1890 der Apostel. Die Kluft dieser drei Jahre war es, die sich dem Lesenden aufthat. Man spürte fast in allen Gliedern den Sturm und Drang des Jahres 1890, man hatte das lebhafte Empfinden, die Skizze sei in jener Kampfeszeit geschrieben, wo vorlaute Journalisten ihre frechen Cynismen von sich gaben — und wo von allen Seiten neue Einflüsse sich geltend machten. Aus einer nervösen Stimmung heraus geboren, war die gedankliche und stilistische Einheit verloren gegangen und neben des Dichters unverkennbarer Eigenart, die überall hervorlugt, dürfte der Erich Schmidt aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fremde Idiome leicht entdecken. Wenn der Bahnwärter Thiel seinen allgemeinen giltigen Wert behält, so ist der Apostel nur als ein Intermezzo aufzufassen, dem in unglaublicher Schnelle Hauptmanns Großthaten folgten. Und doch haben beide Novellen manches Gemeinsame. Vor allem in der Methode. Hier wie dort keine künstlichen Effekte — hier wie dort Stimmungs- und Empfindungsleben. Und ferner: Beide Figuren sind aus dem modernen Leben geschöpft und mit modernem Blick erfaßt. Dieser junge Schwärmer voll Hoffnungsfreudigkeit und Verzweiflung, voll Abscheu einer überzivilisierten Kultur gegenüber, voll Kraftgefühl und Kleinmut, ein Prediger des Weltfriedens, den die Menschen erringen können, wenn sie zurückkehren zur Mutter Natur, zur Schlichtheit der Sitten, zur Nahrung des Feldes. So möchte er das neue Evangelium predigen, das Evangelium Rousseaus, das immer wieder auftaucht den Sehnsüchtigen, in Zeiten raffinierter Ueberkultur. Und als Erster lebt er selber nach der neuen Lehre, indem er sich berauscht an seinem Christustum und apostolischen Gebahren und von Wahngebilden und Ideenflucht gepeinigt wird. Eine

Studie seltsamer Art, die das psychiatrische Gebiet fast streift, eine Studie, in der Größenwahnvorstellungen und Prophetenrausch mit Selbstbefreiungs- und Erkenntnisdrang in hartem Kampfe liegen.

Von diesem nervösen Ueberwinder jedweden Kulturzwanges, von diesem Apostel eines freien Naturevangelismus — welch' weite Strecke zu Sudermanns behaglichem Histörchen, vom Landedelmann, der, ein guter dummer Kerl und Hagestolz, den Fünfzig nicht mehr allzu fern, verführt durch Jolanthes zarte Jugendschöne und die Lockungen ihres sauberen Herrn Papas, seinem friedfertigen Junggesellendasein ein Ende machen will.

Eine Geschichte voll satter Situationen, drolliger Pointen und dem „Falken" als Schlußeffekt.

Aufstrebende Journalisten haben von Fritz Reuterschem Humor gesprochen, der kraftvollen Zeichnung der Gestalten, namentlich der des Landwirts und geborenen Hahnreis — und von der tiefen Lebenswahrheit des Ganzen.

Schon aus dem Titel entnehme ich, daß es gar nicht in Sudermanns Ambition gelegen, konsequente Charaktere zu entwickeln. Eine Episode sollte erzählt werden, und wie innerhalb derselben sich die handelnden Menschen verhalten. Dagegen läßt sich natürlich garnichts sagen. Und der Beurteiler hat nur aus dem Wollen und der Aufgabe heraus, die der Künstler sich gesteckt, das Werk anzusehen, nicht aus den Dogmen ihm sympathischer Gestaltungs- und Kunstform.

Sudermanns komischer alter Herr berichtet selber seine Geschichte — im Ichton also ist die Erzählung gehalten. Hier schon setzt meine Bedenklichkeit ein. Nicht als ob diese Form an sich mir angreifbar erschiene; aber im inneren Zusammenhange der Novelle dünkt sie mich von einer psychologischen Unwahrhaftigkeit, wie sie gröber kaum gedacht werden kann. Denn ich glaube es dem Dichter nicht, daß ein Mann das fatalste Ereignis seines Lebens, wie er als frisch gebackener Ehemann zum Hanswurst und Harlekin wurde, mit lachender Bonnhommie und vergnüglichem Selbstspott in lustiger Herrengesellschaft, vermutlich kneipenden Zechgenossen, zum Besten giebt. Das gehört zu den Erlebnissen, über die kein Mann hinwegkommt, deren heimlicher Stachel sich nie verliert. Und doch — ich würde mich bescheiden, wenn nur in der äußeren Form die Realität verletzt wäre.

Aber wenn geschildert wird, wie Fräulein Jolanthe mit dem Herrn von nahe fünzig kokettiert und Papa Schlaumeyers Wünschen sich beugt, während Liebesharm ihr junges Blut quält, wie sie schließlich den guten, dummen Baron heiratet nur um, wie später sich heraus stellt, in die Nähe des eigentlich Geliebten zu gelangen, den sie vor Jahr und Tag „im Walde" öfter getroffen und geküßt hat und der unglücklicherweise gerade der Sohn von Papas Todfeind ist — — — so dürfte selbst ein naiver Leser ein leises, sarkastisches Lächeln kaum unterdrücken können. Und doch ist des Falles ungewollte Komik damit noch keineswegs erschöpft. Der gute Herzensbaron nämlich holt sich vor lauter Aufregung bei seinem Hochzeitsmahl 'nen Schwips, und die kleine Jolanthe und der heißblütige Leutnant, dem der Bräutigam vorher die Schulden bezahlt hat, denn er steht zu ihm in einer Art von väterlichem Verhältnis — haben nichts Eiligeres zu thun, als zu so passend gewähltem Zeitpunkt zwischen Bechers- und Bettesrand durch Händedruck sich ihrer Liebe zu versichern. Dann steigt Fräulein Jolanthe mit dem alten Herrn, der inzwischen seinen Rausch ausgeschlafen, in den Hochzeitswagen, und im Galopp gehts in die neue Heimat. Im Gutshofe schwenken die Leute die Hüte, und auch der glutäugige Leutnant, der in taktvoller Gemütsinnigkeit vorausgeritten ist, befindet sich unter den Bewillkommnenden. Des Barons Täppigkeit kennt keine Grenze. Er ist erregt, noch tief beschämt wegen seines kleinen Rausches, er weiß nicht, wie er sich der jungen Frau gegenüber benehmen soll und bittet in seiner Hilflosigkeit und heiklen Situation inständig den kleinen Leutnant, noch eine Tasse Thee mit ihnen zu trinken. Der Gute läßt sich erweichen, und während der Baron, ein untadeliger Wirt, hinausgeht, um für seinen Gast eine Havanna zu besorgen, versenken sich die jungen Leute in einander mit

glühenden, alles vergessenden Blicken. Er kommt hinein, sieht wie erstarrt auf die Beiden, die geistesabwesend sich nicht im mindesten stören lassen, bis, als er den Leutnant heimschicken will, Jolanthe bleich und bebend, aufschluchzend beichtet. Der Leutnant steht daneben, rollt finster die Augen und hält es für überflüssig ein Wort der Verteidigung zu stammeln. Eine Sekunde übermannt es den armen Schelm von Ehemann, als aber die Beiden von Tod und Teufel reden, und Jolanthe gar das Fläschchen Blausäure hervorzieht, und dann ein Winseln um Rettung beginnt — zerschmilzt sein Manneszorn. Und ein Gemütsmensch, wie er ist, läßt er mitten in der Nacht den Wagen anspannen und fährt die junge Frau zu seiner altjüngferlichen Schwester, um die saubere Angelegenheit ins Reine zu bringen. Gewiß übermorgen wird der alte Knabe für den verflixten Jungen den Brautwerber machen. Und da es mit der Brautnacht nichts geworden, legt er sich wieder in sein Soldatenbett, pafft seinen Stengel, liest rasch noch ein spannendes Kapitel aus dem deutsch-französischen Kriege und hat nie in seinem Leben besser geschlafen — als in seiner Brautnacht.

Die psychologische Unhaltbarkeit, die künstliche Konstruktion der Fabel galt es darzustellen, die von der ersten bis zur letzten Zeile auf die Pointe zugespitzt ist. Und weil es nur auf die Komik der Handlungen ankam, wurde in jeder Figur nur ein Ton angeschlagen, der, um immer nur Heiterkeit hervorzurufen, bis zur Karikatur emporgeschraubt wurde. Die Eigentümlichkeiten der einzelnen Gestalten sind gewiß sehr fein beobachtet, aber das, was in sich wahrhaft ist, wird in seiner Glaubwürdigkeit durch die Grellheit und Eintönigkeit der Farbe gemindert. Wer allzulaut schreit, wird auch nicht verstanden.

Es muß gelacht — um jeden Preis gelacht werden — das wurde zur Tendenz der Dichtung, der nach meinem bescheidenen Dafürhalten, doch noch ganz andere Ziele gesteckt sind. Ja, ich glaube kaum einem Einspruch zu begegnen, wenn ich sage, die Dichtung zumal in ihrer erzählenden Form muß wahrhafter sein, als das Leben, insofern sie der Innerlichkeit der Ereignisse nachzuspüren hat, die so oft brutal und unvermittelt auf uns einstürmen.

Wenn ich Sudermanns jüngster Erzählung gegenüber meine Bedenken nicht unterdrücken konnte, so ist es mir eine besondere Genugthuung, auf gewisse Vorzüge eingehen zu können, die ich ihrem künstlerischen Werte nach nicht genug rühmen kann.

Das ist vor allen Dingen der Ton der Erzählung, der in seiner nonchalanten Art von einer geradezu erstaunlichen Lebenswahrheit, von packender Realität ist.

Wie dieser fidele Junggeselle etwa im Kasino seine Schnurren erzählt, das ist zu lebhafter Vorstellung geworden durch die frappante Echtheit der Sprache.

Von künstlerischem Raffinement ist die Technik der Erzählung, der in ihren feinen Einzelheiten, in ihren abgetönten Kontrasten nachzugehen mir eigenartiger Genuß war.

Da, wo Sudermanns Humor aus mehr äußerlichen und gemachten Situationen zu einer Verbindung des Tragischen und Komischen herauswächst, oder sie zum mindesten doch anstrebt, — ich denke vornehmlich an die Stellen, wo dieser sonderbare Kauz sich vor der Ehe heimlich fürchtet und nach Jolanthes jungem Blut sich sehnt, wo er für sein Exterieur sich ängstlich zu interessieren beginnt und in ewiger Furcht schwebt, lächerlich zu werden, wo er in seiner Naivetät rührende Vorsätze faßt, Jolanthes Opfer zu lohnen — — führen Wege zu psychologischer Vertiefung.

Hier folgt Sudermann unbewußt, wenn anders mein Gefühl ein richtiges ist, Goetheschen Spuren. Ich denke an „den Mann von fünfzig Jahren," an den mich überhaupt mancherlei Intimitäten aus Jolanthes Hochzeiten leise gemahnten. Beim Apoll, kein schlechtes Muster!

In- und ausländische Dramatik.

Von

Laura Marholm.

Nichts ist öder, wenn man darauf zurücksieht, als eine abgelaufene Theatersaison. Von allen andern Vergnügungen, Erlebnissen, Aergernissen, Genüssen und Zeitdiebstählen pflegt man etwas zu haben — eine Schwingung in den Nerven wenigstens, die sich reproduziert, wenn man daran denkt, — vom Theater .... ich möchte wissen bei wem, der nicht zur Zunft gehört, in der Erinnerung an einen Theaterabend etwas nachschwingt? Wenn man, unter Beseitelassung aller Nebenumstände, durchaus Antwort verlangt, woran das liegt, so möchte ich sagen, woran sollte das liegen, wenn nicht, daß das Theater in so superlativ superlativischem Grade ein Institut ist.

Ein Institut pflegt etwas Perrückenhaftes zu sein, seiner inneren Beschaffenheit nach zusammengesetzt aus Moral, Schlendrian, Mißbräuchen und Langeweile. Es ist etwas, das immer Heilighaltung verlangt, und überall im Wege steht, wo rasche Läufer durchwollen. Es ist immer ein Geschäft und noch einmal ein Geschäft und noch einmal ein Geschäft.

Darum hat auch Reicher kein Geschäft mit seiner Gastspielgesellschaft gemacht.

Es hilft nun eben nichts, den neuen Wein auf die alten Schläuche füllen wollen.

Als Direktor selbst die Löwenrolle spielen und sich eine Gesellschaft zu einer Ausstellungstournée — einer Ausstellung von Zöpfen — zusammenraffen und gleich in einem teuer gemieteten Theater zu teuren Preisen anfangen — ohne Publikum, ohne Schauspieler, ohne Idee und ohne Ziel — das geht dann so, wie es gegangen ist, das kann man nur, wenn man Institut ist, — und Herrn Reichers Gastspielgesellschaft war doch noch kein Institut.

Darum ist Herr Reicher auch verkracht — wenn man keine Kritik, keine Zugkräfte, kein Publikum hinter sich hat, wenn man eben kein Institut ist, dann verkracht man eben geschwind.

Als Herr Reicher sein Gastspiel anfing, dachte ich, er sei sich über die Bedingungen, unter denen er spielte, klar; aber wie es dann verlief, sah ich, daß er sich über gar nichts klar war. Er faßte die Sache nicht von dem einzig richtigen Ende an, da er doch nicht Institut war, Anti-Institut sein zu wollen, ach nein! sein Ehrgeiz war auch nur wieder Institut zu werden.

Es ist übrigens nicht schade darum, es ist ja nichts dabei verloren.

Berlin wird doch noch eine neue Dramatik finden, oder Berlin verdient wenigstens eine neue Dramatik zu finden — denn Berlin hat ein Publikum dafür.

Das Publikum, das ist das Einzige, was einem einfällt, wenn man an die vergangene Theatersaison denkt, sonst erinnert man sich an nichts.

Dies Publikum, dies zahlungsfähige, satte Publikum, das man an den Premièrenabenden dasitzen sah, — das war merkwürdig! Dies zahlungsfähige, selbstzufriedene Bourgeoisie-Publikum, das selbst ein Institut ist, dies Publikum war erwartungsvoll und dies Publikum konnte sich enttäuscht fühlen. Wäre das denkbar

gewesen vor zwei Jahren? Unmöglich! Nun wohl; dies Publikum, sogar dies Publikum trägt aufrührerische Regungen in seinem Busen.

Es war höchst eigentümlich, diese Premièrenabende zu verfolgen. Ich sah sie nicht alle, das war auch gar nicht nötig; ich sah nur die, welche noch am meisten Zusammengehörigkeit mit der Litteratur hatten, also die, wo das liebe Publikum sonst immer bedenklich wird. Aber das Berliner Publikum saß da, lammfromm, beinahe andächtig, so gar nicht zu entrüsten, und so resigniert erwartungsvoll, so sehnsüchtig lüstern resigniert erwartungsvoll nach einem Schrecken. Ach, es wollte sich so gern gruseln lassen, es sehnte sich nach einer Gänsehaut wie nach einem kalten Bade, es hätte sich alles gefallen lassen, wenn es nur nicht das Dagewesene war. Aber es war immer das Dagewesene, und das Publikum hat für das Dagewesene nun einmal nichts mehr übrig, als ein Gähnen.

Und das Publikum fürchtet diesen Verdauungsfrieden seiner Abende. Es verlangt nach rascherem Stoffwechsel, es verlangt nach gründlichen Erschütterungen, es sind Elemente unter ihm, die das durchaus Unsanitäre eines nach längeren Nachmittagsschlummers mit prickelnder Nervosität empfinden, die auf alle „Erhebung" mit Wonne verzichten möchten für eine einzige ordentliche, gründliche Ueberraschung, ja sei's darum, auch nur für einen einzigen soliden erfrischenden Aerger.

Und das sind die mit den vollen Säckeln, denen Ruhe die erste Bürgerpflicht ist; hinter ihnen aber stehen die unzähligen regen Elemente dieser regen Weltstadt, die Jungen und Strebsamen und Streber mit dem Hunger nach feineren Sensationen, nach komplizierteren Erschütterungen, als der Alltag ihnen giebt, die Scharen der Zukunftsmenschen — der Besitzenden nach zehn Jahren — deren Herzen um so voller, je leerer ihre Säckel sind. Das sind die Leute, die fast nie in den bestehenden Theaterinstituten zu sehen sind, die aber auch in die leicht volkspädagogisch angehauchte „Freie Volksbühne" nicht gehen.

Es ist merkwürdig, daß das nicht verstanden wird. Es ist merkwürdig, daß kein einziger, anschlägiger Kopf da zu sein scheint, der versteht, was damit zu machen ist. Wir haben das von Nichtfachleuten in ihren Mußestunden besorgte kleine Luxusinstitut der „Freien Bühne" und wir haben die zu Bildungszwecken auch von Nichtfachleuten gegründete „Freie Volksbühne," die sich trotz ihrer 50 Pfennig-Plätze vorzüglich hält, aber wir haben in diesem großen und nach Neuem so lüsternen Berlin nichts auf der Basis: „l'art pour l'art", nichts mit der nicht bloß begeisterten, sondern auch so klugen Devise: Das Neue für die Neuen, kein Zigeunertum der Kunst höchsten Ranges, mit einem Künstlerleiter höchsten Ranges.

Und doch gehört nichts dazu, als daß ein Schauspieler, der ein Fanatiker seiner Kunst und dabei zugleich als Mime, Instrukteur und Organisator nicht auf den Kopf gefallen ist, die Sache in die Hand nähme.

Und anfinge — nicht im Lessingtheater und zu einer retrospektiven Wiener Ausstellung — sondern auf einer kleinen Gelegenheitsbühne, mit kleinen Schauspielern, oder keinen Schauspielern, mit kleinen Mitteln, vor einem kleinen Kreise, — aber mit einer großen Energie und einem eisernen Willen zur Macht — und dann mit der erwähnten Kleinigkeit von gutem Kopf und gutem Geschmack; Gott, in dieser Hinsicht ist man ja nicht verwöhnt und sehr genügsam.

Er müßte nur eben wieder kein Nachäffer sein, er müßte das Körnchen Originalität besitzen, daß seine Schöpfung zu einer neuen Schöpfung macht und er müßte soviel volkspsychologischen Instinkt haben um zu wissen, daß er dem Berliner, diesem Berliner Kreise, auf den er es anlegt, nicht auftischen darf, was dem Pariser geschmeckt hat.

Denn es ist zehn gegen eins zu wetten: findet sich solch ein Mann — dann gründet er in Berlin ein Antoinesches Théatre libre, oder er fängt gleich mit Mäterlingk — der auch viel zu ernst genommen wird, an. Und dann wäre es ihm besser gewesen, er wäre vorher verkracht.

Was wir hier nötig haben, das ist gar nicht so sehr eine „Freie Bühne",

d. h. von Zeit zu Zeit ein litterarisches Wagnis mit zünftigen, von anderen Bühneninstituten geliehenen Schauspielern, — das ist eine Neue Bühne mit einer ganz und von Grund aus neuen Darstellungsart.

Es ist die schauspielerische Tradition, an der die neuen Stücke zu Grunde gehen müssen.

Die traditionellen Darstellungsmittel, auf die jeder zünftige Schauspieler engagiert wird, sind ein zu grober und plumper Apparat für die aus der Seele der Gegenwart heraus empfundenen Stücke. Das Schauspielertum, wie es noch — und nicht bloß in Berlin — alle großen Bühneninstitute beherrscht, ist ein Rest geschminkter Barbarei, ein Rest menschlichen Gliederpuppentums mit viel Geschrei und großen Geberden aus einem unpsychologischen Zeitalter.

Die bisherige übliche Darstellungsweise ist ungefähr in eben dem Grade ein Mißverständnis des Menschentums, wie all die Minerven und Niken und Rossebändiger und Apollos auf den monumentalen Bauten Berlins ein Mißverständnis des Griechentums sind.

Die das begriffen haben, sind nicht bloß berühmt, sie sind auch fett dabei geworden — im wirklichen, wie im übertragenen Sinne — nämlich Antoine in Paris und August Lindberg in Schweden.

Antoine spielte überhaupt nicht mit Schauspielern und war auch selbst nicht Schauspieler von Beruf. Er ist bekanntlich jetzt ein reicher Mann, der sich sein eignes Theater baut und da fragt man sich denn: wodurch hat er das erreicht? Trotz seiner meist ganz dilletantischen Darstellerkräfte, trotz der umsichtigen, unnachgiebigen Chikane, mit der ihn alle konzessionierten Theaterinstitute beehrten?

Er hat die Pariser Volksseele, das Paris chez soi verstanden, — das war alles.

Die detailliertere Ausführung, was ich hiermit meine, würde ein ganzes Büchlein moderner Kulturgeschichte werden, aber es läßt sich vielleicht auch in ein paar Andeutungen abmachen.

Die französische Kunst ist ja ganz national — in ihrer Psychologie und in ihren Stoffen. Und auf allen Kunstinstituten, den ernsthaften und den ausgelassenen, spielte sich das französische Leben „vor der Thüre", die offizielle, die Seite des Lebens ab, die man sehen lassen wollte, das Leben der großen Welt und der Halbwelt. Das war alles. Das war die Kunst des eleganten Franzosentums und die Kunst, die sich exportieren ließ. Es giebt aber noch eine Seite des Franzosentums, die saloppe, das chez soi, die Fenster mit den unverschiebbaren Gardinen, durch deren Scheiben man nicht hineinsehen kann, wenn man auf der hohen Imperiale der Omnibusse durch die engen Straßen des Faubourgs St. Honoré und der großen Boulevards fährt. Aber zuweilen stehen diese Fenster einen Augenblick offen und dann sieht man kleine Bürgersleute in ganz kleinen Stuben in Nachtjacke und Unterhosen, zerstrobelt und schlumpig. Dies chez soi des gegenwärtigen Franzosentums, der Naturalismus der unqualifizierbaren Existenzen, das Sudelleben der kleinen Leute, die à quatre epingles sind, wenn sie ausgehen, das, glaube ich, war die eigentliche feste Basis im Darstellungsrepertoir des Theater libre und das ist zugleich das Unnachahmliche und Unexportierbare an demselben. Das Theater libre war das Pendant zum Zola'schen Naturalismus und der ist unexportierbar, weil er so vollständig Raceeigentümlichkeit ist. Der Lokalnaturalismus hat für Frankreich eine ganz andere und viel fundamentalere Bedeutung, als er es je für die germanischen Völker haben kann. Die psychologische Echtheit des Rassetemperamentes in der Schilderung der gegenwärtig an die Oberfläche drängenden Schichten der Pariser Bevölkerung — das war der Haupthebel zum Erfolg des Theater libre, umsomehr, da diese Schichten sich dargestellt sahen durch aus ihnen selbst hervorgegangene unzünftige Vertreter.

Eine ähnliche revolutionierende Wirkung wie Antoine in Paris hatte August Lindberg in Schweden.

Antoine war ein kleiner Gaswerksbeamter, Lindberg war ein Bauernsohn aus Dalarne.

Als er zum ersten Mal in Stockholm als Hamlet auftrat, wurde er ausgepfiffen, weil er nicht Stockholmsch sprach. Vier oder fünf Jahre später wurde er auf Grund seiner genialen Hamletdarstellung zum Intendanten des Königl. Theaters in Stockholm ernannt, aber von der Stockholmer Haß gegen alles, was aus den Provinzen kommt, doch wieder bald weggebissen.

Lindbergs Größe entfaltete sich als Direktor einer Wandertruppe, die in Schweden und Dänemark umherzog. Er war es, der mit seinen kleinen schwedischen Provinzschauspielern „Die Gespenster" zum ersten Mal in Kopenhagen aufführte und einen unvergänglichen Oswald schuf. Er vereinigte den genialen Schauspieler-Psychologen mit einem ebenso genialen Scenen-Instruktor, das Ensemble seiner Truppe war unerreicht, jede dramatische Leistung ein Organismus, ein geschlossenes Ganzes, er schuf Talente aus Statisten, die, wenn sie von ihm weg waren, wieder Statisten aus Talenten wurden, er machte die Bühne zu einer Wirklichkeit und das Spiel zu erlebtem Leben in jedem Darsteller. Jetzt ist er ein wohlsituierter, korpulenter Herr wie Antoine, und wie das Theater libre ist seine Gesellschaft ein Institut geworden, seitdem er die Leitung des Theaters in Göteborg hat.

Schließlich wird ja immer alles, was glückt, zu einem Institut; man hört immer mit der Stabilität auf, man kann aber mit der Stabilität nicht anfangen wollen.

Schade nur, daß mit dem verkrachten Neue-Bühne-Versuch auch ein paar brave deutsche Dramatiker verkrachten: Hermann Bahr und Johannes Schlaf.

Bahr zog dabei das kürzere Stroh. Schlafs „Meister Oelze" schläft weiter in irgend einem Theaterarchiv, bis er bei einem neuen Versuch hervorgezogen wird und herhalten muß, aber wer wird sich mit Bahrs „Häuslicher Frau" noch einlassen, nachdem sie durch die Mißverständnisse der Darstellung den Mißverständnissen der ihm überhaupt nicht wohlgesonnenen Kritik ausgeliefert und gemeinschaftlich verklopft worden ist.

Ein Meisterstück war die häusliche Frau nicht — es sind auch nicht die Meisterstücke, die mit der Absicht auf raschen Tageserfolg geschrieben werden; aber in der Hauptsache war es ein gut beobachtetes Stück Leben von heute, das einem wohlwollend erwartungsvollen Publikum in einer ziemlich verständnislosen Regie und von total verständnislosen Darstellern vorgeführt wurde.

Herrn Reichers Hans Gude war ja eine ganz anerkennenswerte Leistung, obgleich etwas trocken, aber bei Herrn Reichers Unternehmen war es ja seine geringste Aufgabe ein guter Schauspieler zu sein, er mußte genialer Instrukteur sein, er mußte ein Ensemble schaffen, er mußte jedem Darsteller seine Rolle bis in jede Einzelheit aufsuggerieren, er mußte in das Herz jedes Stücks, daß er gab, eingedrungen sein und seinen Puls in sich klopfen fühlen und alles, was darin lag, nach außen zu gestalten wissen, — so läßt der Erfolg sich erzwingen, die Kritik sich überrumpeln, das Publikum sich hinreißen.

„Die häusliche Frau" hatte an sich nicht wenig Chancen: sie enthielt manche Feinheit und nichts Neues, was die Leute vor den Kopf stieß, sie war witzig und mit nur allzugroßer Höflichkeit gegen die übliche Mache gearbeitet, sie fand endlich ein volles Haus, das entschlossen war dem Dichter-Schwerenöter die Zügel schießen zu lassen, er mochte kommen, womit er wollte; nur daß er auch damit kam!

Und die Darstellung begann und es hagelte Mißverständnisse auf der Bühne.

Ich hatte die häusliche Frau gleich vor der Aufführung im Manuskript gelesen; den Hauptanteil an dem Mißerfolg hatte Frl. Wagen in der Titelrolle. Aber was soll man sagen! Man kann nicht verlangen, daß Schauspielerinnen auch denken sollen, und daß der Regisseur denken soll, das verlangt man ja auch längst nicht mehr. Der Direktor muß eben Macht über jedes einzelne Mitglied haben, — kann er das nicht, dann soll er sich nicht zum Direktor machen.

Hermann Bahrs Stück hatte eine amüsante Grundidee, die das beste am ganzen Stück war und die kein Mensch bemerkt hat; — es baute sich auf einem sehr häufigen Rassegegensatz auf. Der gute Ehemann und Rechtsanwalt ist ein blonder, genügsamer, bierschwerer Nordgermane, ein philiströses, braves Arbeitstier mit trägem Blut; die kleine, bewegliche, hitzige, vollippige, schwarzhaarige Frau, ist vielleicht eine Jüdin, jedenfalls südliches Temperament. Es ist eine sehr gewöhnliche Ehe. Nach einer halbjährigen Vereinigung mit dem Biedermann ist sie schon bedeutend hysterisch geworden und zu allem bereit. Der Don Juan und Bildhauer Gude: ja, das ist ja wohl Hermann Bahr; der möchte auch allerlei, wenn ihm nicht immer die Reflexion in den besten Augenblicken in die Quere käme. Außerdem ist Hans Gude schon auf dem Wege „zu der höchsten Moral", d. h. er ist schon bedeutend abgewirtschaftet; unerfahrene junge Frauen geraten gewöhnlich zuerst an solche Herren und das endet immer mit einer Enttäuschung. Auch hier triumphiert die Tugend; aber die graziöse Weise wie das tourniert ist und wie das Stück ausklingt, das ist eben vor Publikum und Kritik durch die Darsteller uud die Regie aufs Sorgfältigste verheimlicht worden.

Sicher hat sich Hermann Bahr, ehe er dieses Stück schrieb, bei den Franzosen gründlich vorgeschult — was ich ihm überhaupt in seiner ganzen Produktion zum Kardinalvorwurf machen möchte, ist eben, daß er zu sehr Zögling, zu wenig rückgratstarker Jasager und Neinsager von eigenen Graden ist — der Stoff zu der häuslichen Frau, das Stückchen Lebensbeobachtung, das er da ausgeschnitten, aber ist nicht französisch, er ist einfach großstädtisch. Er ist Berlinerisch, oder Wienerisch — aber gallisch ist er nicht. Hermann Bahr hat ihn bloß nicht als Germane von vor fünfzig Jahren, sondern als Germane von heute, nicht als alter Herr, sondern als junger Herr behandelt. Allerdings ist ihm das sehr zu verdenken.

Bei der Darstellung erfordert dieses Stück eine kleine Bühne, einen kleinen Zuschauerraum, eine intime Stimmung und ein sprudelndes Spiel. Vor allem aber eine Trägerin mit Natürlichkeit und Temperament und der Klugheit des Instinkts — — — aber ohne Routine. Ich wüßte keine unter den Berliner Schauspielerinnen, die die Anna geben könnte.

Das Stück hat einen Schandfleck, das ist der Aktschluß des ersten und die Possenhaftigkeit des zweiten Akts. Wenn moderne Dichter überhaupt überarbeiteten, könnte hier mit wenig viel geschehen. Die psychologische Richtigkeit liegt ja überall drunter, es gilt nur, die Ueberschmierung abzukratzen.

Der dritte und vierte Akt könnten durch richtige Darstellung zu einer überaus wirksamen und echten Komik hervorgearbeitet werden. Der vierte ist eine Art kurz gefaßtes Handbuch für Ehemänner und es war — trotz der unzureichenden Darstellung — höchst amüsant das Publikum zu beobachten, in dem Betretenheit, Ertapptheit, sittliche Entrüstung, Verblüffung und Ratlosigkeit unter der Sourdine der Spannung und Erwartung, je nach der Stellung jedes Einzelnen zu seiner Ehehälfte, durcheinander spielten. Vor mir saß ein behäbiger Spießbürger mit dem Habitus des Ehemannes und ein unbeweibter korpulenter Dreißiger. Dieser verhielt sich interessiert passiv, jener aber ließ seine Erfahrung mitsprechen. Als Hans Gude auf der Bühne die Behauptung aufstellte, daß der beste Ehemann der schlechteste Ehemann sei, weil er nicht verstehe, was das Weib wolle, sekundierte mein Vordermann: Ja, was will sie?

Hans Gude: Du mußt sie amüsieren . . .

Mein Vordermann: Leicht gesagt! wie denn!

Hans Gude: Damit sie nicht hysterisch wird, unerträglich . . . .

Mein Vordermann: Ach ja, ach ja!

Nun kam die Schilderung des germanischen Tugendtölpels, an dem ein bewegliches, spiellustiges, feuriges Weibchen verrückt, oder sonst was werden kann; — — die Tugendtölpel im Publikum fingen an zu murren, die älteren resignierten Ehefrauen entrüsteten sich, die unerfahrene Jugend war atemlos aber unsicher, im allgemeinen ballte sich eine gefährliche Stimmung verratener Heimlichkeiten, die nach Bedeckung schrieen; mein Vordermann sprach immer mit, er kommentierte, mehr und

mehr von der Richtigkeit der Hans Gudeschen Ehestandsmoral überzeugt, jede Replik auf der Bühne und ellbogte dazu Verständnis in seinen passiven Nachbar hinein; als aber gegen Fallen des Vorhangs die aufgedeckten Ehegebrechen im Publikum immer stärker murrten und zu zischen begannen, rief der Redliche entrüstet: Das ist die Wahrheit, das ist ganz einfach die Wahrheit! ganz richtig, nichts zu sagen dagegen!

Der vierte Akt mit dem Siege der weiblichen Schlauheit, die so unmittelbar aus dem Unbewußten wirkt, daß sie gar nicht einmal zur Berechnung wird, ging durch die Darstellung ganz verloren, ebenso das überzeugende Wort der mit ihrem Ehetölpel anscheinend versöhnten Gattin beim Abgehen des angeführten Liebhabers: „Was glaubst du von mir? sieh doch nur, was für abstehende Ohren er hat!"

Johannes Schlaf ging es noch schlechter. Er fiel nicht durch seine Aufführung, er fiel durch seine Nichtaufführung. Herr Reicher hatte kein Zutrauen zu ihm, Herr Reicher selbst gab ihn auf; er wollte gar nicht den Versuch machen, „Meister Oelze" mit seiner großen Reicher-Rolle zu creieren. Hätte Herr Reicher eine ganz kleine Versuchsbühne, mit einer ganz kleinen Zahl treuer, williger Mitspieler und einigen hundert interessierter Zuschauer gehabt — es wäre nicht so sehr auf den Erfolg, es wäre vielmehr auf den Versuch angekommen und man hätte sehen können, was „Meister Oelze" dramatisch wert war. Man hätte noch etwas anderes sehen können. Man hätte sehen können, was deutsche Schauspieler wert sind. Es ist der unsinnigste Gedanke, eine neue Richtung mit alten Schauspielern — mit den Berühmtheiten der Institute — creiren zu wollen. Nun es glückte ja auch zum Glück nicht, sie zu gewinnen. In eine neue Richtung gehören die Unbekannten, das junge Schauspielerproletariat, das sich — wir wissen, wie — durchschlägt, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hat. Es gehören die dazu, die noch nicht gebunden sind, durch Manieren, Stil, Angewöhnungen und Rücksichten auf ihre Anstellung. Es herrscht hier eine ungeheure Beflissenheit jeden neuauftauchenden, möglicherweise talentierten Dramatiker an ein bestehendes Bühneninstitut abzuliefern, als hinge sein zeitliches und ewiges Heil davon ab, recht geschwind auf eine reguläre Bühne zu kommen; es herrscht dieselbe Beflissenheit, jedes Originalität versprechende Stück, wenn es sich irgend machen läßt, durch Bühnengrößen creiren zu lassen. Das ist alles Flickwerk, wodurch der deutschen Dramatik nur der Herztrieb ausgeknickt wird. Worauf es ankommt, das ist eine Versuchsbühne, an der alles neu ist: die Stücke, die Darsteller, der Leiter, die Preise und das Publikum.

Das Repertoir dazu? Man nimmt es aus der modernen Litteratur aller Länder! Man denke nur, was die Skandinaven, die Russen, die Franzosen, die Italiener produzieren und daß das moderne Theater sich immer mehr von den groben Massenwirkungen und Spektakelmachereien ins Intime, Gedämpfte, Diskrete zieht, in die kleinen Räume mit den nuancierten Wirkungen. Und man denke daran, wie universell der Deutsche und speziell der Berliner, wie hungrig nach Neuem, wie genußfähig für Fremdes er angelegt ist, wenn man ihn z. B. nur mit dem Franzosen vergleicht. Auf dieser Eigentümlichkeit, der Neugier und Universalität des Berliners, müßte ein solches Versuchstheater gegründet sein.

Die jungen Autoren würden dabei keine großen Geschäfte in einem Jahr machen, aber sie würden sich großwachsen können.

Wie die Dinge jetzt liegen, droht die neue Richtung, die ja eigentlich allein eine dramatische ist, zu verkrüppeln. Sie hat ihre Anstöße von außen bekommen, sie hat sich noch nicht recht in den deutschen Boden hineingewachsen, ihre Wurzeln liegen auf der Oberfläche und haben noch nicht hineingegriffen in die tiefen Schichten, wo sie Nahrung auf lange finden könnten. Es ist der Oberflächennaturalismus, von dem wir schon manches Exempel gehabt haben, auch „Meister Oelze" ist eins. Die neueste Dramatik ist naturalistisch durch französische Einflüsse und kleinbürgerlich, weil ihre Autoren aus dem Kleinbürgertum stammen. In ihrer Ausdrucksform, darin sind wohl ihre Freunde und Feinde einig, ist mehr als nötig Kleinkram und Monotonie.

Nehmen wir z. B. „Meister Oelze.“ Die Exposition, der ganze erste Akt ist ausgezeichnet. Da ist die dumpfe, stickige Luft kleiner Leute, ärmlicher Verhältnisse und ärmlicher Gedanken, die gröbsten Ausdrucksformen für die subtilsten Regungen von Haß, Neid, Schadenfreude, Verdacht, Aengstlichkeit, die sich alle fast allein im Unbewußten abspielen; da sind die drei Kleinbürgerfrauen mit der unvergleichlichen Echtheit ihres Standesgepräges und ihrer Ausdrucksweise, da ist endlich ein geahntes Verbrechen als dramatischer Knotenpunkt. Was wird daraus? Ein zweiter Akt voller Stillstand und Trivialitäten, ein zufälliger Blutsturz, ein Verlaufen im Sande. Warum ist da kein dramatischer Nerv?

Und warum fehlt der dramatische Nerv fast nie in den naturalistischen Bildern aus dem Kleinbürgertum, die das Hauptrepertoire des Theatre libre gebildet und stark auf das jüngste Deutschland herübergewirkt haben? Das liegt nicht bloß an der Individualität der Dichter, das liegt an der Eigentümlichkeit der Stoffe, und diese Stoffe legt den Dichtern zurecht — das Rassetemperament.

Der französische Kleinbürger ist scharf, gallig, giftig, unberechenbar, explosiv. Er thut was.

Der deutsche Kleinbürger ist gedrückt, geduldig, schlecht gewöhnt, leichtsinnig, oder grüblerisch. Aber er thut gewöhnlich nichts.

Es ist eine üble Geschichte eine Kunstart verpflanzen zu wollen, ohne das Rassetemperament zu berücksichtigen. Der Deutsche kann nichts *ablernen* vom Franzosen, denn er fühlt nicht wie der Franzose. Er kann sich nur an ihm bilden. Der Deutsche muß sich seinen eigenen Naturalismus schaffen, aus seinem Temperament heraus. Und die Stoffe liegen um ihn herum, berghoch, er braucht nur zu *sehen* und zu *greifen*.

Aber das deutsche Talent wird verschüchtert durch den ungeheuren Apparat der großen theatralischen Geschäftsinstitute, die mit großen Summen auf großen Umsatz und mit dem Schablonenstempel arbeiten und wo ein Erfolg zum gemachten Mann macht und ein Mißerfolg zu den Todten wirft — die Unreife zum gemachten Mann macht und die Unreife zu den Todten wirft. Was die werdende Dichtung, das werdende Theater, das werdende Publikum bedarf, das ist eine Versuchsstation, eine Vorläufigkeit, wo jeder sich selber und alles untereinander sich kennen lernen kann. Die Provinztheater aber, das sind doch höchstens — Moserſche Versuchsstationen.

Darin haben die kleinen nordischen Länder es besser, denn ihre Theater sind und können nicht viel anders sein, als Versuchsstationen und die Talente wachsen da unter einer weniger niederdrückenden Macht unter einem minder abschreckenden Entweder—oder. Darum zeitigt dort auch fast jedes Jahr ein dramatisches Stück von Wert. Das letzte, das mir neulich in die Hände kam, war „Loths Weib“ von einem Neuling, Hjalmar Christensen, aber dabei so fein in der Frauenpsychologie, so sicher in der Scenenführung, so modern im Gedanken und in den diskreten Mitteln, mit denen er ausgedrückt ist, daß ihm zur Wirkung auf deutsche Zuschauer auch wieder nichts fehlt, als *junge* Schauspielerinnen mit *natürlicher* Empfindung, eine *junge* Bühne und ein junges neben dem lieben alten Publikum.

Denn darüber täuschen wir uns nicht an dem Wendepunkt des Fühlens, Auffassens und Urteilens, wo wir jetzt stehen — zwischen der alten Kunst, wie sie noch auf allen offiziellen Instituten ausgeübt wird und der neuen Kunst, wie sie hier und da in der äußeren Welt und im Verlangen der Menschen ihre grünen Spitzchen hervorstreckt, liegt die Kulturdistanz von fast einem Jahrhundert.

Ich neide die Sonne....

Von

Bruno Wille.

O Sehnſucht ungeheuer,
Du abgrundtiefes Leiden!
Ich muß das Sonnenfeuer,
Das herrlich lodernde, neiden!

Und berg' ich auch mein Angeſicht,
Ich kann ihm nicht entrinnen;
Denn das verhaßte liebe Licht
Strahlt innen, hier innen.

Da ſeh ich ſie, die Sonnenfee,
Erklimmen der Wolkengebirge Zinnen —
Die rüſtig ſchönſte der Alpnerinnen —
Und, golden verklärend den Gipfelſchnee,
Von ragender Spitze
Schweben mit jauchzendem Freudenblitze
Hinaus in die blauende Aetherſee.

Nun ſtrömt des Lichtes goldner Segen
Hernieder wie ein warmer Regen
Zu glänzend grünen Saatenmatten,
Die ſchon von ſchweren Aehren träumen,
Zu Fliederbüſchen, Apfelbäumen,
Wo roſaweiße Blüten ſchäumen,
Zu gelben Blumen, ſchlanken Wieſenhalmen,
Wo bunte Falter ſich trunken ſonnen.
Da flüſtern zärtliche Pſalmen
Von Lenzeswonnen
Die ſchwärmeriſch jungen
Lichtgrünen Zungen
Der Buchenwälder.
Und ſtumm beſeligte Ackerfelder
Senden zur Sonne den raſtloſen Chor

Jubilierender Lerchen empor.
Dir, o Sonne, dir, dir
Entströmt die Luft in üppigen Wogen,
Und alle, die brünstig am Strome gesogen,
Danken mit flammender Liebe dir.

Ich aber — in dumpfiger Tiefe, im Dunkeln
Lieg' ich geblendet vom Sonnenfunkeln,
Lieg' ich verzehrt von Neid und Gram,
Lieg' ich verwirrt und weinend vor Scham.
Ach, der ich weiland
Ein Heros mich träumte an Seelenstärke,
Ein übermenschlicher Heiland,
Vor dessen strahlendem Liebeswerke
Die himmlische Sonne sollte erbleichen, —
Ich muß dem geblendeten Maulwurf gleichen,
Der sich mürrisch vergräbt in finsterer Klause.

Draußen am Hause
Ziehn vorüber Männer und Frauen,
Des Lenzes holdselige Wunder zu schauen,
Die Sonne, die Schöpferin, zu vergöttern.
Und es erzählen die Spötter den Spöttern,
Ein Maulwurf habe in neidischem Grollen
Die hohe Sonne entthronen wollen.
Ich hör' es verzehrt von Neid und Gram,
Hör' es verwirrt und weinend vor Scham.

* * *

Erst wenn der Sturmwind dumpf ertost,
Wenn sich Gewölke russig ballen
Und würgend vor die Sonne wallen,
Dann leb ich auf und wittre Trost
Und schleiche scheu hinaus
Zu Föhrendunkel und Gebraus.
Im Haidekraut auf ödem Hügel harre
Ich angewurzelt wie ein Baum und starre
Mit heißer Todesgier, mit süßem Grauen
Hinein, wo stummen Mord die Wolken brauen; —

Bis es geschehn am Abend spät,
Bis düstres Rot aus Riesenfäusten flutet,
Und taumelnd, rollend, hingemäht
Das Sonnenhaupt verblutet —
Ein Heldenhaupt, von trotzigen Lebensfunken
Noch wehrhaft wenn es endet.

Willkommen, ſterbende Sonne! Siegestrunken
Schau ich dir voll und ungeblendet
Ins Antlitz, nun du tief wie ich geſunken.
O Wolluſt, an den brechenden Augen
Mit Strahlendurſt mich feſtzuſaugen,
Zu trinken dieſen heiß erſehnten Tod,
Mit deinem Herzensblut zu färben
Geſicht und Hand mir purpurrot!
So badet ſich in deinem Sterben
Die arme Seele rein vom leidigen Neide
Und lauſcht dem ſüßen Troſt,
Der wie ein Nachtgeflüſter mich umkoſt:

Du, Sonnenhaupt, und ich, wir beide,
Ungleiche Fechter in der Lebensſchlacht,
Verfallen nun dem ſtummen Schattenreich,
Das völlig gleich
Den Helden und den Schwächling macht.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Auf eine Anregung des Professors Felix Adler hin, des Begründers der amerikanischen Gesellschaften für ethische Kultur, bahnt sich gegenwärtig in Berlin eine Bewegung an, die zwar wenig Reklame für sich macht, aber zielbewußt in der Stille ihren Weg geht. Es gilt die Verpflanzung jener amerikanischen Einrichtung zum Wohle ethischen Fortschrittes auf deutschen Boden. Vorberatungen mit anregenden Vorträgen haben wiederholt mit gutem Erfolg stattgefunden und der entscheidende Schritt in die Oeffentlichkeit steht nunmehr unmittelbar bevor. Ein vorläufiges Programm ist unter dem Titel „Die ethische Bewegung in Deutschland," bei Ferd. Dümmler in Berlin erschienen. Nach den hier niedergelegten Anschauungen ist die Grenze dessen, was ins Werk gesetzt werden soll, sehr weit gesteckt, vielleicht etwas zu weit! Doch spricht die hervorragende Rolle, die unser bewährtester Vertreter freier Ethik, Georg von Gizycki, bei der Ausgestaltung (nicht dieser Schrift, aber wenigstens des praktischen Unternehmens) spielt, für zunehmende scharf logische Fassung des Problems und seiner Lösung. Das Entscheidende wird in dem wirklichen Anschluß an breite Massen des Volkes liegen. Unternehmen dieser Art, hervorgegangen aus edelstem Interesse, scheitern leicht vor einer Klippe: sie wenden sich ans Volk, finden es aber nicht, — nicht weil es nicht da wäre, sondern weil ihre Sprache, ihr ganzes Gepräge etwas volksfremdes hat. Wir wünschen dem hoffnungsreichen Versuch, daß er die Klippe mit Glück vermeiden möge! Eine ausführliche Darlegung und Kritik der einzelnen Programmpunkte bringen wir in unserm nächsten Heft.

* * *

John Henry Mackays Roman, „Die Anarchisten" ist bei Tresse u. Stock in Paris in einer französischen Uebersetzung, besorgt von Louis de Hessem, erschienen, sowie in einer meisterhaften englischen von Georg Schumm bei der Humboldt Publishing Company in New York.

* * *

Die Freie Volksbühne brachte im Juni Ibsens „Gespenster" zur Aufführung. Die gewaltige Tragödie, deren Ideen und Gestalten durch Aufsätze von Lou Andreas-Salomé und Bruno Wille (in der Schrift „Freie Volksbühne", welche die Vorstellung begleitet) dem Verständnisse des Arbeiterpublikums näher gebracht waren, machte einen tiefen, erschütternden Eindruck. Von jenem feigen Entsetzen, wie es das sonstige Theaterpublikum angesichts dieser Dichtung zu empfinden pflegt, war hier fast nichts zu bemerken. Das urwüchsige Volk kann eben rücksichtslose Wahrheit eher vertragen, als jene „bessere Gesellschaft", die durch Verhüllung, heuchlerische Moral und verlegene Konvention verweichlicht worden ist. — Die Darstellung war nicht gerade musterhaft, — begreiflicherweise, da die Freie Volksbühne mit ihren bescheidenen Geldmitteln kein vollendetes Ensemble zusammenbringen und nur eine kleine Zahl von Proben veranstalten kann. Immerhin war der hingebende Eifer des Regisseurs Herrn George Stollberg stellenweise recht erfolgreich. Zwei Rollen wurden sogar hervorragend gut gegeben: Herr Basil als Pastor Manders und Herr Eggeling (der bisher in Amerika als Regisseur thätig war) als Oswald Alving zeigten sich als hochbegabte und — was man von wenig Schauspielern sagen kann — denkende Künstler.

* * *

Die Bedeutung Heinescher Dichtungen — und zwar wesentlich nicht der Jugendlyrik, sondern der späteren, reiferen Leistung — für unsere Zeit ist in den letzten Jahren so evident geworden, daß die gesamte Pensionats-Litteraturgeschichte davor hat kapitulieren müssen. „Vergebens" schrieb Heine selbst schon 1844, „stellte ich (meinem Verleger) vor, welcher bitteren Enttäuschung er

sich (mit dem Druck neuer Auflagen) aussetze, und ich gestand ihm, wie ich in authentischen Zeitungsblättern mit eigenen Augen gelesen habe, daß meine Popularität sehr gesunken sei, daß ich von den jüngeren Poeten des Tags ganz überflügelt worden, und daß ich überhaupt nur noch der Vergangenheit angehöre. Aber mein Verleger lächelte sonderbar und berief sich auf seine Handlungsbücher, worin der Absatz meiner Schriften tagtäglich mit trockner Gewissenhaftigkeit eingezeichnet wird, und diese erquicklichen und progressiven Zahlen bildeten eine Argumentation, die schwer zu widerlegen war." — Als moderne Parallele dazu sei erwähnt, daß von der ursprünglich bei Dürselen in Leipzig, jetzt bei Robert Trenkel in Berlin erscheinenden, vortrefflich ausgestatteten Stereotyp-Ausgabe von Heines Werken in sechs Bänden, mit Einleitungen von Wilhelm Bölsche, eine zweite Auflage, mit wesentlichen Zusätzen und Berichtigungen, gedruckt wird. Herr von Treitschke, der Hofhistoriograph, der Heine endgiltig aus der Litteratur gestrichen hatte, wird solche „progressiven" Zahlen freilich weniger „erquicklich" finden! Ob von seinen sämtlichen Werken wohl über drei Jahrzehnte nach seinem Tode noch innerhalb sechs Jahren eine Stereotyp-Ausgabe in Konkurrenz mit zahllosen andern kritischen und Volksausgaben die zweite Auflage erleben wird .....?

* * *

Erlebte Gedichte von Otto Julius Bierbaum (Berlin, Verlag von Wilhelm Jßleib, 1892). In seinem Buche über Detlev von Liliencron leitet Bierbaum den Mangel an Interesse für deutsche Dichtung, insbesondere für deutsche Lyrik, den man bei so überaus vielen tüchtigen Geistern und Herzen unseres Volkes findet, aus der Verweibsung der deutschen Dichtung letzter Jahrzehnte ab. Und treffend setzt er hinzu: „Meiner Meinung nach hatten die Leute völlig recht. Ein Mann mit einem Zuckerstengel im Munde ist ein komischer Anblick, ein Mann, der einen Roman unserer Gartenlauben-Größen in der Hand hat, ist nicht minder komisch. Von den Lyrikern gar nicht zu reden . . . Danach war so lange die Sehnsucht der deutschen Männer vergeblich aus, daß sie ihren Geistes einmal wieder ein Brausen in den deutschen Dichtungen vernähmen, statt des ewigen Weiber- und Wispertones . . ." Doch getröstet, mit Stolz und Hoffnung blickt Bierbaum alsdann auf Liliencron, in dem er einen wahrhaft kraftvollen, männlichen, lebenswahren, naturfrischen Lyriker und somit einen Erneuerer und Kräftiger unserer Dichtung erblickt. Mit vollkommener Gerechtigkeit. Nur daß man neben Liliencron erfreulicherweise noch mehrere deutsche Poeten nennen darf.

Bierbaum selber gehört zu diesen. Die vorliegende Gedichtsammlung beweist, daß seine künstlerische Begabung die vom Kritiker Bierbaum unserer Lyrik gewiesenen Ziele redlich selber verfolgt und in seiner Art auch erreicht. Viele der Vorzüge, welche Bierbaum an seinem Freunde Liliencron rühmt, besitzt er selber. „Liliencrons Werke — so sagt er — sind samt und sonders erlebte Gedichte. Das Erleben ist ihm die Hauptsache. Mit offenen Augen und offenem Herzen durch's Leben gehen: das ist seine erste große Kunst. Das Leben schenkt ihm Poesie . . . Der wirkliche Dichter schreibt nur, was er erlebt, und er schreibt es genau in den Stimmungstönen, in denen er es erlebte; — also ist er Realist? Ist man um Begriffsdehnungen nicht verlegen, so kann man „Ja" darauf antworten, denn das Erste des wirklichen Dichters ist demnach Wahrhaftigkeit". Auch Bierbaums Gedichte zeichnen sich durch große Lebenswahrheit aus, sind daher ihres Titels wert und leisten, was der Verfasser verspricht, wenn er jubelt:

„Hurrah hoch, mein Meister Detlev!
Dein Spruch tönt mir laut im Herzen:
.Blutlebendig, lebenbeglückt,
Leben, Hurrah!'".

Manche Gedichte machen den Eindruck von Niederschriften, die unmittelbar vom Erlebnis veranlaßt und hinterher künstlerisch verfeinert wurden. Ein paarmal geniert sich Bierbaum sogar nicht, das „schnurrige Versvolk" der ersten Niederschrift einfach zu citieren; und solche Schlichtheit wirkt rührend; sie gemahnte mich zuweilen an Reinhold Lenz.

Der Stimmung nach läßt sich das Gros der Gedichte bezeichnen als das innerliche Leben eines frischen, etwas kraftgenialischen Naturburschen. Rotbackig, jauchzend, humorvoll, derb, drall, von kräftiger Sinnlichkeit, durchaus nicht krank, aber auch durchaus nicht roh, durchaus nicht geistlos, oft sogar außerordentlich zart, weich und feingeistig ist diese Lyrik.

Ihren Höhepunkt erblicke ich in den erotischen Gedichten, die mit ihrer frischen Sinnlichkeit, jauchzenden Herzlichkeit, wahrhaft rührenden Einfalt, bezaubernden Humorfülle und Schalkhaftigkeit geeignet sind, manch deutsches Gemüt von der widerlich krankhaften Blaßgesichts-Erotik hinwegzuziehen. Ich verweise z. B. auf die Lieder vom Wassermadl Jeanette, von Josephine, und auf das echt volkstümliche „Erntelied", das mit den Strophen schließt:

„Nun Schnitterin komm und reich mir die Hand, nun will ich mal sehn, du fröhliche

Dirn, ob deine Beine so lustig sind, so voll Kraft und voll Schwung, wie die Arme.

Und die Geige singt, und der Brummbaß brummt, und die Pfeifen kichern und kullern wie toll, und wir drehen uns wild rundum, rundum zwischen duftenden Heu auf der Tenne.

Warm fühl' ich mir nah deine Frühlingsbrust, du flinkes Mädel; ich halte dich fest, ich seh in dein Auge, es jauchzt mein Herz: O du Sonne, du Sonne, du gute!"

Von besonderer Frische, kräftiger Sinnlichkeit, doch nie tendenziös lüstern sind Bierbaums Verherrlichungen des weiblichen Leibes. Aber auch über die Töne vergeistigter Erotik verfügt er; ich nenne nur das ergreifende, tiefsinnige Gedicht „Thränen". Gerade in der Liebeslyrik hat Bierbaum mit seinem Freunde Liliencron Berührungspunkte. So könnten Gedichte wie „Zwei Prinzessinnen" und „Ein Menuett" ebenso wohl von Liliencron wie von Bierbaum verfaßt sein.

Zu den formellen Eigentümlichkeiten der „Erlebten Gedichte" gehört eine starke Zurückhaltung des Reims; der reimlose Vers und die rhythmische Prosaform wird sehr häufig angewandt. Indessen ist das durchaus kein Zeichen für Mangel an Klanggefühl. Einzelne Gedichte, z. B. das Lied im Volkston „Schlagende Herzen", (auch das teilweise citierte „Erntelied") bekunden sogar ein reiches musikalisches Fühlen. Es scheint, als strebe Bierbaum deswegen nach Poesie in Prosa, weil er in dieser Form eine größere Bewegungsfreiheit, eine freiere großartigere Entfaltung findet. Das schließe ich aus den Stücken „Golgatha", „Fin-de-Siekle", „Vampyr" und anderen.

Wer Bierbaums Vorzüge nennt, darf auch seinen feinen Sinn für Malerei nicht unerwähnt lassen, wie dieser nicht nur in seinen Gemälde-Paraphrasen hervortritt, sondern auch in seinen Schilderungen landschaftlicher oder plastischer Momente.

Was in den „Erlebten Gedichten" verhältnismäßig wenig Vertretung gefunden hat, ist die Weltanschauung, die philosophische Stimmung, der lyrische Gedanke. Zwar sind Ideen und lyrische Reflectionen bei Bierbaum vorhanden, doch haben sie — nach meiner Meinung — ebenso wenig ideelle Bedeutung, wie bei Liliencron. Wenn man also den Mangel an Abstraktion als einen Vorzug des Poeten Bierbaum bezeichnen kann, so darf man doch zugleich sagen, daß er auch den Fehler dieses Vorzuges, Mangel an ideeller Größe, besitzt. Doch hiermit will ich im Grunde nur sagen, daß Dichter wie Goethe selten auftauchen, der ein sinnliches, in alles Konkrete verliebtes Weltkind war und dennoch einen „Prometheus" und einen „Faust" schreiben konnte. B. Wille.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewfs, Magdeburg.

Aus dem Durchschnitt.

Roman
von
Gustav Falke.

(Fortsetzung.)

XII.

Inzwischen hatten Lulu Behn und Beuthien aus der Annäherung auf dem Ottenser Tanzboden Veranlassung zu wachsender Vertraulichkeit genommen.

Lulus Angst, ihr Abenteuer möchte durch irgend einen Zufall ihrer Familie verraten werden, wurde bald eingeschläfert. Lange Nachgedanken und ängstliche Sorgen lagen überhaupt nicht in ihrer Natur.

Und wie viel größere Heimlichkeiten hatte sie jetzt zu bewahren.

Beuthien bereitete es eine prickelnde Genugthuung, die Jugendfreundin, das Pensionsfräulein, die vornehme Hausbesitzerstochter, zu sich herab zu ziehen. Aber auch ihre Person ließ ihn nicht kalt. War er auch nicht verliebt, so war sie ihm doch eine willkommene Abwechselung, einmal etwas anderes und besseres, als Stine und Mine.

Und im Hintergrund stand bei ihm auch die Ueberlegung: wer weiß, wie es kommt. Zuletzt war sie doch immer keine schlechte Partie.

Freilich, es war höchst unwahrscheinlich, daß der alte Behn sie ihm jemals geben würde.

Doch er dachte ja auch nicht eigentlich ans Heiraten, ging nicht darauf aus.

Lulu aber war ganz Leidenschaft. Mit geschlossenen Augen folgte sie ihrer Neigung für den ehemaligen Spielkameraden. Es war, als ob ihre gewöhnliche Natur sich für die Verbildung, für die aufgedrungene Ueberfeinerung rächen wollte.

Leichter, als die erste Wiederannäherung, war die Fortsetzung des Verkehrs zwischen den Beiden. Lulu, unbeschränkt in ihrem Thun und Lassen, Herrin ihrer Zeit, konnte den Geliebten treffen, wann und wo er bestimmte.

Traf sie ihn unterwegs, und seine Droschke war unbesetzt, so stieg sie ein und er fuhr sie auf Umwegen spazieren. Dehnte sich die Fahrt zu lange aus, so daß er über die Zeit seinem Vater Rechenschaft ablegen und den Fuhrlohn abliefern mußte, so konnte sie unbedenklich von ihrem nicht kärglich bemessenen Taschengelde opfern. So ermöglichten sie, da auch er in nötigen Fällen nicht mit dem Gelde zurückhielt, gelegentlich weitere Ausfahrten, wo sie zwischen der aristokratischen Abgeschiedenheit parkumgebener Villen, oder auf einsamen Landstraßen in schon ländlicher Gegend sich sicher fühlten.

Lulus ruhige, träge Natur kam ihr zu Hilfe bei der Aufgabe, zu Hause jeden Verdacht nieder zu halten. Sie war nicht leicht aus ihrer täglichen Art und Weise zu bringen. Zu statten kam ihr das Gebot des Arztes, der dem häufig an Kopfschmerzen leidenden, verwöhnten Mädchen, das sich in den Jahren seiner größten Entwickelung viel zu wenig Körperbewegung machte, tägliches, womöglich mehrstündiges Spazierengehen empfohlen hatte.

So setzten denn die Eltern den lebhafteren Glanz der Augen, die schnellere Beweglichkeit der immer von einer inneren Unruhe geplagten Tochter als wohlthätige Wirkung auf Rechnung dieser Spaziergänge, ohne zu ahnen, wie sehr sie, wenn auch im andern Sinne, recht hatten.

Schuldbewußt, jeden Anlaß zur Entzweiung vermeidend, ward Lulu auch in ihrem Benehmen gegen die Mutter und Paula freundlicher, zuvorkommender, nachgiebiger.

Anna, die seit jener thätlichen Zurechtweisung einen versteckten Krieg gegen Lulu geführt hatte, war plötzlich entlassen worden.

„Wegen unmoralischen Lebenswandels," sagten die Damen der Nachbarschaft.

„Se is rinfull'n," hieß es bei den Kolleginnen der Gekündigten.

Die offizielle Behnsche Erklärung aber lautete: „Sie hat sich mit meiner Tochter nicht vertragen können."

Minna, die Nachfolgerin, ein kleines unbedeutendes Mädchen vom Lande, kam für Lulu nicht in Frage. Ihrer Autorität konnte von der Seite kein Angriff drohen.

Die Hauptsache für sie war, sich die Schwester gut gesinnt zu erhalten.

Paulas Vertraulichkeit mit ihrem alten Tänzer hatte keine Abnahme erfahren, zur Belustigung Beuthiens, der an dem Mädchen eine willkommene Handhabe hatte, sich Lulu in allem gefügiger zu machen.

„Ich sag's Paula," drohte er, und ängstlich gab sie nach.

Paula, deren ganzes Trachten es war, nur ein einziges Mal wieder tanzen zu können, hatte schließlich Mut gefaßt und sich an einem unbewachten Sonntagabend davon gestohlen, ohne Hut und Jacke, um sich auf dem Holsteinischen Baum unter die Zuschauer im Tanzsaal zu mischen, in der Hoffnung, Beuthien dort zu treffen.

Diesen hatte sie nun nicht dort gefunden, wohl aber Bernhard Prüßnitz, der mit einem älteren Bruder, einem Sattlerlehrling, anwesend war.

Der Erkennung war eine hastige Begrüßung gefolgt.

„Ach, tanz mal mit mir," bat Paula.

„Kostet das was?"

„Ich habe zwanzig Pfennige, hier."

Sie steckte ihm das Geld zu und dann stürzten sie sich unter die Tanzenden, mit klopfenden Herzen und heißen Wangen.

„Du kannst ja nicht," wollte sie ihn anfahren, denn er hüpfte wie ein junger Hahn und stieß sie gegen die Knie. Aber sie besann sich. Wenn er sie stehen ließ, wer tanzte dann mit ihr? Besser hopsen, als gar nicht tanzen.

Grade wollte sie zum zweiten Mal mit ihm antreten, als sie jemand heftig am Ellbogen zerrte.

„Paula, Deern, dat segg ich Din Vadder."

Es war Minna, die auf der Suche nach der Vermißten von dem un-

trüglichen Instinkt einer gleichgestimmten Seele den Flüchtling sofort hier vermutet hatte.

Durch Minna, die auf Paulas Bitten und Drohen furchtsam log, was das größere, ihr überlegene Mädchen ihr einschärfte, kam es nun zwar nicht an den Tag, aber auf irgend eine für Paula unbegreifliche und nie aufgeklärte Weise erfuhr Vater Behn von der heimlichen Belustigung seiner Jüngsten, und zwei gewaltige Maulschellen waren die Anerkennung ihres frühzeitigen Unternehmungsgeistes.

Paula, wütend auf den unbekannten Verräter, bezichtigte unter zwanzig anderen auch Lulu der Schändlichkeit, sie „verklatscht" zu haben. Diese, der Paulas Maulschellen einen Vorgeschmack gaben von dem, was ihrer im Entdeckungsfalle warten würde, schwur Stein und Bein, unschuldig zu sein, bemitleidete die Schwester, und fand die ganze Geschichte überhaupt nur halb so schlimm, „aber Papa is ja nu mal so heftig."

Mutter Behn wunderte sich, wie gut sich die Kinder jetzt vertrugen. „Se ward ja ok ümmer öller und verstänniger," meinte sie.

XIII.

Beuthien hatte Lulu eines Nachmittags in einer neuangelegten, noch häuserlosen Straße in seine Droschke aufgenommen. Es war ein verabredetes Rendezvous, und da Lulus Börse grade gut gefüllt war, wollte man längere Zeit zusammen bleiben.

Wie immer, so lange sie durch lebhaftere Straßen fuhren, wo eine unliebsame Begegnung zu befürchten war, saß Lulu tief zurückgelehnt in dem Fond der verschlossenen Droschke, verschleiert, und jeden Blick auf die Straße vermeidend. Erst weiter draußen wagte sie, das Verdeck des Coupees zurückschlagen zu lassen.

Beuthien hatte die Richtung nach Horn genommen. Drüber hinaus, auf einer menschenleeren Feldstraße stieg Lulu aus und ging, wie sie zu thun pflegte, mit ihm, an seinem Arm hängend, neben dem gemächlich bummelnden Braunen her.

Der Weg erlaubte eine freie Uebersicht. Nahte jemand, war noch immer Zeit genug, sich zu trennen und unbefangen nebeneinander herzugehen, oder in die Droschke zurückzuschlüpfen.

Beuthien wußte in der Gegend ein abgelegenes Wirtshaus, wo man wagen durfte, einzukehren.

Lulu war zu allem bereit.

Es war ein wunderschöner Sommertag. Eine warme, sonnige Luft lag, ohne lästig zu sein, über den grünen, vielversprechenden Saaten.

Lulu war sehr heiter.

Die stille, wohlthuende Ruhe hier draußen wiegte alle ihre Bedenken ein.

Auch Beuthien war aufgeräumt. Er ließ bald ihren Arm fahren und legte vertraulich den seinen um ihre Hüfte. Und sie ließ sich seine derben Scherze und zeitweiligen Zärtlichkeiten gefallen.

Ein kleiner Garten neben jenem Wirtshaus, das den poetischen Namen „Zum einsamen Winkel“ trug, enthielt zwei nicht sehr schattige Lauben, die jedoch mit ihren grünen Holzstäben und grüngestrichenen Tischen und Bänken etwas Trauliches, Einladendes hatten.

Der Wirt, ein ordinär aussehender, verschmitzt schmunzelnder Patron, brachte zwei Gläser Bier dorthin, fuhr einmal träge mit seiner unsauberen blauen Schürze über den bestaubten Tisch, und suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen, auf die man jedoch so einsilbig einging, daß er bald davon abstand.

Auf dem verwilderten runden Grasplatz vor ihrem Sitz schnatterte und schnabbelte eine einsame Ente. Ein magerer, weiß und braun gefleckter Hühnerhund blinzelte mit müden Blicken aus den triefenden, von Fliegen gequälten Augen aus seiner Hütte zu ihnen herüber.

Das Bier war warm und abgestanden, und mundete ihnen nicht. Der Geruch des nahen Hühnerstalles wurde ihnen lästig.

Lulu sah sich nach einem andern Platz um.

Hinter dem Garten zog sich ein spärliches Wäldchen an den Rand einer Wiese hin, größtenteils dichtes, mannshohes Unterholz, aus dem sich nur einige zerstreut stehende junge Birken mit ihren glänzenden weißen Stämmen hervorhoben.

Ein halbvermorschtes Brett führte über einen ausgetrockneten Graben in das Holz hinein.

Nach einigem Zaudern, aus Rücksicht auf ihr Kleid, folgte Lulu mit aufgeschürztem Saum Beuthien in die kleine Wildnis.

Wie oft waren sie als Kinder in dieser Weise im Freien umhergestreift, hatten Beeren gesucht, Kränze aus Laub, Ketten aus den hohlen Stengeln der Kuhblumen gewunden, oder waren mit bloßen Füßen in dem kühlen, schlammigen Wasser der Gräben und Pfützen gewatet.

Beiden kam die Erinnerung zugleich und beide sprachen sie aus.

Er rauchte seine kurze Meerschaumpfeife mit dem Kaiser-Friedrich-Kopf, und der beizende Qualm zog ihr in die Nase und ward ihr unbehaglich.

Sie drängte sich vor ihn.

Uebermütig faßte er sie an den Schultern und schob sie vor sich hin, so schnell, daß sie auf dem unebenen Boden ins Stolpern kam.

Sie schrie auf und riß sich los.

Er suchte sie zu haschen; so sprangen sie einen Augenblick unter Gelächter und Gekreisch um einander herum.

„Wull Du mal her,“ rief er und packte weit auslangend ihren Arm. Sie rangen mit einander. Seine Kräfte, mit denen er bisher nur gespielt hatte, gebrauchend, hob er sie plötzlich hoch vom Boden und nahm sie wie ein Kind auf den Arm.

Zappelnd bemühte sie sich, wieder festen Fuß zu fassen. Aber er zwang sie.

„Wull Du ruhig sin? Wull Du ruhig sin!“ wiederholte er ein paar mal. Er sprach überhaupt während dieser ganzen Balgerei nur platt.

„Laß mich,“ keuchte sie.

Sie hatte die Arme gegen seine Brust gestemmt. Aber vor seinen heißen, verzehrenden Blicken verstummte sie. Ihre Kraft erlahmte, und willig, schwer atmend, ließ sie sich von ihm zu einer nahen Moosbank tragen.

XIV.

Der alte Beuthien ging schon lange mit dem Gedanken um, sich vom Geschäft zurückzuziehen, es seinem Sohn zu überlassen. Er hatte keine rechte Lust mehr daran. Die Jahre machten ihn bequem.

Aber an Bequemlichkeit hatte es ihm immer gefehlt, seit seine Frau tot war, also seit ungefähr zehn Jahren, in welcher Zeit eine alte Tante der Verstorbenen ihm die Wirtschaft führte.

Wilhelm war nun auch in dem Alter, wo er ans Heiraten dachte. Dann würde er, der Vater, zwischen der alten Regendank, die immer stumpfer wurde, und der jungen Schwiegertochter, die natürlich das Regiment beanspruchen würde, ärgerliche Tage haben.

Nach zehn Jahren fing er von neuem an, seine Frau zu vermissen. Wenn man älter wird, ist das Verheiratetsein doch nicht zu schelten. Und da Freunde dem noch immer rüstigen Mann oft, teils im Scherz, teils im Ernst, rieten, sich doch wieder zu beweiben, hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht.

Eilig war es ihm nicht damit. Er erwog diese und jene Partie, die ihm vorgeschlagen wurde, aber immer nur obenhin, und selbst nicht recht daran glaubend, daß noch einmal etwas daraus werden könnte.

Als er nun aber nach dem Verlust seines besten Pferdes, des auf dem Glatteis gestürzten Braunen, gänzlich die Lust am Geschäft verlor, hing er doch ernstlicher solchen Zukunftsträumen nach.

Von allen Frauen, die in Betracht kamen, gefiel ihm keine so gut, als Frau Caroline Wittfoth. Das wäre noch eine Partie.

Die kleine lebhafte, noch recht ansehnliche Witwe sagte ihm sehr zu. Seine Selige war grade so quecksilbern gewesen.

Das gute Geschäft der Wittfoth war auch ein Magnet. Er machte kein Hehl daraus. Wenn er die zehntausend Mark, über die er nach Wilhelms Abfindung noch verfügen konnte, in dies Geschäft steckte, wäre das Geld gut angelegt. Und es würde ihm ein guter Fürsprecher bei seiner Werbung sein.

Als er nach langem Sinnen zu dem Entschluß gekommen war, es mit Frau Caroline zu versuchen, war die zweite Frage an ihn herangetreten: Wie fängst Du das an?

Es fehlte ihm wirklich an Mut, obgleich er jeden ausgelacht hätte, der das zu behaupten wagte.

Aber dennoch war es so.

Einmal versuchte er, an „Ihre Wohlgeboren“ zu schreiben. Er kam über die Anrede „Sehr geehrte Frau“ und den Anfang „Da ich mir nunmehr in der Lage befinde,“ nicht hinaus.

Die Regendank störte ihn, trotzdem er sich aus Furcht vor ihr in der Futterkammer eingeschlossen hatte. Tante Tille hatte trotz ihrer Taubheit schon von seinen Heiratsplänen munkeln hören und war der entschiedenste Gegner solcher „Verrücktheit.“

So warf er eilig den angefangenen Brief in die Futterkiste, die er als Schreibpult benutzt hatte, und öffnete der Klopfenden.

„Dat togt so bannig,“ schrie er ihr ins Ohr, als sie sich wunderte, daß er sich einschloß.

Da machte ein Zufall allen Schwierigkeiten ein Ende. Tetje Jürgens, sein guter Freund, hatte einen klugen Einfall.

In Tetjes Wirtschaftskeller hatte der Zitherverein „Alpenveilchen" sein Klubzimmer. Das Stiftungsfest dieses Vereins stand bevor, und nichts war leichter, als durch Tetje Einladungskarten für Beuthien und die Wittfoth zu erlangen.

Wie alljährlich, sollte eine gemeinsame Ausfahrt in offenen Breaks die Gesellschaft ins Grüne führen, und da müßte es doch eigen zugehen, wenn sich an einem solchen Tage keine Gelegenheit zu einer Annäherung finden würde.

Wirklich erwies sich Tetjes Idee als vortrefflich. Frau Caroline nahm freudig die Einladung an, die ihr in unauffälliger Weise von Tetjes Frau überbracht wurde, als diese ein paar Kindersöckchen für ihr Jüngstes kaufte.

So was wäre ihr lange nicht geboten, wann käme sie mal ins Grüne, meinte die Geschmeichelte.

Nebenbei war sie glücklich, nun mit gutem Grund von einer Wasserpartie nach Buxtehude, zu der Hermann sie und die Mädchen eingeladen hatte, zurücktreten zu können. Sie hatte eine unüberwindliche Furcht vor dem Wasser.

In vier offenen, mit Guirlanden und bunten Fähnchen geschmückten Breaks fuhr die vergnügte Gesellschaft am Stiftungssonntag schon früh morgens um sechs Uhr von Tetjes Lokal ab, Herren und Damen, größtenteils junge Leute.

Die „aktiven" Mitglieder hatten die Kästen mit ihren Instrumenten vor sich auf den Knieen, oder hatten sie unter die Sitze geschoben. Das Festprogramm schloß auch einige Konzertvorträge ein.

Es machte sich von selbst, daß die paar älteren Leute in der Gesellschaft in einem Wagen zusammenfuhren, und unter ihnen wieder Beuthien, als einziger Witwer, und die Dame seiner Neigung, als einzige Witwe, zusammengeführt wurden.

Frau Caroline hatte ihre beste Garderobe angelegt, ein leichtes schwarzes Spitzenkleid mit glitzerndem Perlenfichu. Ihr besonderer Stolz war ihr neuer Sommerhut, aus dessen Garnitur zarter schwarzer Spitzen sich ein Sträußchen lila Phantasieblumen wirkungsvoll abhob.

„Kiek, wo stuhr se sik höllt, as'n Hahn," hatte Tetje Jürgens sie beim Einsteigen gehänselt.

Auch Beuthien hatte sich mit besonderer Sorgfalt gekleidet. Sein grauer, etwas borstiger Kinnbart war sauber gestutzt, und auf der weißen Piquéweste prunkte die schwere goldene Uhrkette, auf deren Besitz er sich etwas einbildete.

Die Fröhlichkeit war schon vor der Abfahrt eine allgemeine gewesen und sie steigerte sich während der Fahrt unter dem Einfluß des heiteren, sonnigen Wetters, das einen schönen Festtag versprach. Gesang und allerlei Neckereien würzten die Unterhaltung, und schon unterwegs wurden Beuthien und Frau Caroline im Scherz als das behandelt, was als ernstes Ziel ihm wenigstens dann und wann mit beängstigender Deutlichkeit vor Augen schwebte.

Der Endpunkt der Fahrt war eine hinter Wandsbeck gelegene Waldwirtschaft.

Eine festlich geschmückte Tafel unter hohen Bäumen, mit freiem Blick auf eine buschumsäumte Wiese, empfing die Gesellschaft.

Herr Bierwasser, als Präses, begrüßte die Festgenossen mit einer wohlgesetzten Rede. Er sprach von den erhebenden Gefühlen, die die Brust eines jeden beseelen müßten, wenn er der Bedeutung dieses Tages gedächte.

„Vor fünf Jahren, meine Damen und Herren, meine Freunde und Festgenossen, vor fünf Jahren erblickte unser bescheidenes Alpenveilchen zum ersten Mal das Licht der Welt.“

Bravo! Sehr gut. Donnernder Beifall.

„Bleiben wir den hohen Zielen treu, die wir uns gesteckt haben. Ich meine die edle Musika, die unsere Herzen erhebt und erfrischt nach des Tages Last und Mühe.“

Bravo! Bravo!

„Darum, meine lieben Freunde und Festgenossen, und auch sie, meine verehrtesten Gäste, erlauben Sie mir und fordere ich sie auf, mit mir in den Ruf einzustimmen: Der Zitherklub Alpenveilchen von 1876, er lebe hoch!“

„Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!“ sang die ganze Gesellschaft, stehend, die Gläser in der begeistert erhobenen Rechten.

Es war zu schön.

Frau Caroline, die auch als Tischherrn den alten Beuthien hatte, war ganz „in ihrem Fett,“ wie sie sagte. So was möchte sie für ihr Leben gern.

Unter den Bäumen waren verschiedene automatische Apparate aufgestellt. Ein Chocoladenautomat und einer für Cigarren, ein Elektrisierapparat und einer, an dem man seine Kraft erproben konnte, während ein benachbarter Gelegenheit gab, das Körpergewicht vor und nach dem Festmahl zu bestimmen, „wonach der Wirt das Couvert berechnet,“ wie ein schelmischer Jüngling witzelte.

Die Wittfoth stellte fest, daß sie in einem halben Jahr fünf Pfund zugenommen hätte. Wovon, wüßte sie nicht. Appetit hätte sie gar nicht, und dann die Arbeit von morgens bis abends, und selbst in der Nacht fände sie nicht einmal ihre Ruhe. Dann gebe es erst recht tausenderlei zu bedenken, wozu der Tag keine Zeit gelassen.

„Na, freuen Sie sich,“ meinte Tetje Jürgens, „wenn Sie von's Rumarbeiten all fett werden, würden Sie von's Nichtsthun ja woll der leibhafte Globus werden, und denn is es aus mit die Lebensfreuden.“

Alles lachte, und Frau Caroline gab ihm kokett einen Klaps mit dem Sonnenschirm.

Beuthien erprobte seine Kraft an dem automatischen Kraftmesser und stellte noch manchen Jüngeren in den Schatten, nur Tetje mit seinen großen roten Händen war ihnen allen überlegen.

Die Frauenzimmer drängten sich um den Elektrisierapparat. Das Kribbeln in allen Nerven schien ihnen Vergnügen zu bereiten. Das war ein Schnattern und Kreischen. Nur die Wittfoth getraute sich nicht heran.

Winchen Studt, eine achtzehnjährige blasse Schönheit mit Stumpfnase, ließ sich von ihrem Verlobten, einem Zeichner am Stadtbureau, mit Chocolade füttern. Sie war eine wichtige Persönlichkeit heute, denn sie sollte noch etwas vortragen.

Auf der Wiese lockten Schaukel, Turngeräte und eine Bergbahn.

Namentlich die letztere übte eine große Anziehungskraft auf die Damen aus. Selbst die Wittfoth konnte nicht widerstehen und rutschte in Gesellschaft Beuthiens, ohne den sie sich es nicht getraute, einige male unter Gekreisch hin und her.

Es war zu schön, wirklich zu schön, wie sie alle Augenblicke versicherte.

Und dann später das Konzert im Saal. „Des Schweizers Heimweh“,

von acht Zithern vorgetragen, erntete den größten Beifall. „Entzückend" spielte Herr Cäsar Puhvogel „des Aelplers Liebesklage" auf der Elegiezither.

Die größte Bewunderung aber fand Herr Süß für den Vortrag des beliebten Liedes „Im tiefen Keller sitz ich hier."

In allen Gesangvereinen sprach man von dem phänomenalen Baß des Herrn Süß.

Wie Orgelton und Glockenklang
Ertönet unseres Süß' Gesang

hatte einmal ein Lobredner auf ihn getoastet.

Auch Winchen Studt, im weißen Kleid mit Rosaschärpe, deklamierte „Des Sängers Fluch" von Uhland sehr brav, mit Verständnis und Gefühl. Besonders der Schluß verursachte den Empfindsameren unter den Hörern eine leise Gänsehaut. Wie mit Grabesstimme recitierte Winchen: „Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch," mit bedeutungsvollem, fast schmerzlichem Verweilen auf der ersten Silbe des „Sängers."

Einen solchen Genuß hatte Frau Caroline lange nicht gehabt.

„Wer hätte das dem Mädchen angesehen," meinte sie, „und dann das Ganze, die vielen Zithern. Und was'n Stimme, Herrn Süß seine, die wär ja woll was für Pollini."

Als man den Saal verließ, wartete draußen eine neue Ueberraschung der Gesellschaft. Buntfarbige Lampions waren unter den hohen Bäumen angebracht und gewährten einen reizenden Anblick. Auf der Wiese aber hatte sich das als „Ehrengast" anwesende Soloquartett des Gesangvereins „Unentwegt" aufgestellt und feierlich klang es von dort herüber: „Das ist der Tag des Herrn."

Den Schluß des Festes machte ein Tänzchen, das jedoch mit einer Polonaise im Freien, durch das „stickendüstere" Gehölz eröffnet wurde. Jeder bekam eine Stocklaterne, die Herren aus rotem, die Damen aus weißem Papier.

„Wi sünd Hanseaten," erklärte Tetje.

Wie schön war das alles, wie wunderschön.

Sonne, Mond und Sterne,
Ich geh mit meiner Laterne.
Aber so ein kleines Licht
Leuchtet in die Ferne nicht.

Herr Mehlberg, Winchen Studts Verlobter, hatte seine Braut bei einer Biegung, wo er sich ungesehen glaubte, geküßt. Aber es war bemerkt worden, und ein Kichern und Witzeln lief durch die ganze Kette der Promenierenden.

Das führende Paar nahm im Uebermut den Weg durch einen trockenen Graben. Das war ein Gespringe und Gehüpfe, ein Gekreisch und Gelächter.

Frau Caroline getraute sich nicht die ziemlich steile Böschung hinunter. Aengstlich trippelte sie und hob ihr Kleid.

Im Graben aber stand Beuthien mit seiner Laterne und sang: „Komm herab, o Madonna Therese," zum Gaudium der nachdrängenden. Endlich nötigte er mit einem festen Griff die Aengstliche zu einem ungewollten Hopsen, und weiter ging's unter Lachen und Scherzen.

Nein, so was schönes war noch nie dagewesen. Frau Caroline stand nicht allein mit diesem Urteil.

Und dabei war es so „gruselig" in dem dunklen Wald.

„Hier sind doch keine Schlangen" fragte die kleine Frau einmal furchtsam.

„Ne, aber Katteker," versetzte der unverbesserliche Tetje.

Längst lag Frau Caroline schon in den Federn, als durch ihre Träume noch immer die Lampions wie große Leuchtkäfer huschten.

„Nein, was ich mich gestern amüsiert habe, sagen kann ich es nicht," sagte sie am folgenden Morgen zu Therese und Mimi. Acht Tage, acht Wochen später, sprach sie noch mit derselben Wärme von diesem wundervollen Tag, und je weiter er zurücklag, desto geneigter war sie, ihn als einen der schönsten ihres Lebens zu preisen.

XV.

Auch für Therese und Mimi war dieser Sonntag ein amüsanter gewesen.

Hermann hatte sich frühzeitig genug eingestellt, um noch der Tante einen Gruß mit dem Taschentuch nachwinken zu können.

Das Dampfboot nach Buxtehude fuhr erst um halb neun Uhr von der Landungsbrücke in St. Pauli ab. Ohne zu eilen, konnte man sich mit der Pferdebahn dorthin begeben.

Schon beim Betreten des Schiffes geriet man in eine muntere Gesellschaft. Ein mittelgroßer Herr mit breitrandigem Panamahut, weißem Leinenrock, grauem Beinkleid und leichten gelben Lederschuhen bildete den Mittelpunkt einer Gruppe rauchender, schwatzender und sehr aufgeräumter junger Herren. Die Ankunft Hermanns und der Damen unterbrach die Unterhaltung. Mimi zog sofort alle Blicke auf sich. Die Herren lüfteten die Hüte und gaben mit übertriebener, geckenhafter Höflichkeit den Weg frei.

„Ah, Fräulein Kruse," rief plötzlich der Herr in Weiß überrascht und mit schlecht verhehlter Verlegenheit.

„Fräulein Saß, Sie auch?" wandte er sich an Therese.

„Herr Pohlenz! Gott, nein, wie komisch," lachte Mimi.

Hermann erkannte unter den andern jungen Leuten einen Bierfreund. Die Begrüßung wurde intimer, man schloß sich aneinander an und wurde nicht müde, über diese zufällige Begegnung geistvolle Betrachtungen anzustellen.

Hermann wäre lieber mit den Mädchen allein geblieben. Er sah voraus, daß Mimi ihm auf Stunden durch die Aufmerksamkeit der anderen entzogen sein würde. Keinenfalls wollte er sich in Buxtehude jener Gesellschaft anschließen. Am Bord war man ja nun einmal auf einander angewiesen.

Auch Therese war anfänglich etwas peinlich von Mimis Triumphen berührt. Sie gönnte sie ihr ohne Neid und hätte nicht ungern gesehen, sie würde so sehr von den Fremden in Anspruch genommen, daß Hermann mehr auf ihre, Theresens, Gesellschaft angewiesen wäre. Sie sah dem Eifersüchtigen schon den Mißmut an.

Seit Hermanns offenem Geständnis der Tante gegenüber, hatte Therese sich an den Gedanken gewöhnt, Mimi bereits als seine heimliche Braut zu betrachten. Es war ihr gelungen, Schmerz und Eifersucht niederzukämpfen, ein leises feindliches Gefühl gegen Mimi zu besiegen.

So ließ auch dieser Erfolg der hübschen Freundin bei der männlichen Fahrgesellschaft keine unedlen Regungen bei ihr aufkommen, obwohl sie es schmerzlich empfand, auch hier wieder zurückstehen zu müssen. Erst als sie, um nicht ganz übersehen zu werden, ihre Stimmung meisterte, und sich unbefangen

an der Unterhaltung beteiligte, als man auf ihre oft treffenden Bemerkungen und witzigen Einfälle aufmerksam wurde, fand auch sie ihre Rechnung bei dieser Umgestaltung des Programms, die an Stelle eines Trios eine so vielstimmige Symphonie setzte.

Die ausgelassene Höflichkeit der kleinen Herrengesellschaft war bald erklärt und begründet. Herr Pohlenz hatte in der Stadtlotterie einen namhaften Treffer gemacht, vierzigtausend Mark waren ihm zugefallen. Nun spielte der glückliche Gewinner den freigiebigen Freund und begann schon im Anfang der Fahrt alle am Bord befindlichen, Kapitän und Schiffsvolk eingeschlossen, zu traktieren.

Hinter der Gloriole des liebenswürdigen Schwerenöters verschwand selbst in Theresens Augen die komische Figur des vertrösteten Freiers. Selbst sie fand Herrn Emil Pohlenz doch eigentlich ganz nett, und Mimi erklärte, man könne sich doch oft sehr in einem Menschen täuschen.

Das herrliche Wetter that das seine, die Fahrt durch die schmale, vielgewundene Este zu einer genußreichen zu machen. Die fetten, im schönsten Sommerschmuck prangenden Marschufer boten mannigfache, wechselnde Reize: Breite Deiche, mit üppigem Pflanzenteppich behangen: großblättriger Huflattich in wuchernder Ausbreitung, hochstielige Schafsgarbe mit ihren weißen Blütenkronen, dazwischen gestreut, wie eine Hand voll Gold, die fettigen, gelben Blüten der Butterblume. Auf grasreichen Wiesen weidende Kühe. Auf den Stegen, hinter den Hecken der freundlichen obstreichen Gärten, kichernde rotwangige Landmädchen, die Kußhände und losen Scherzworte, die ihnen die Herren vom Schiff aus zu warfen, dreist erwidernd oder verlegen empfangend.

Ein jüdischer Handelsmann, der sich am Bord befand, machte den ortskundigen Cicerone und lobte die reiche Gegend, in der er lohnende Geschäfte zu machen pflege.

Und in der That verriet das saubere behäbige Aussehen der einzelnen Höfe sowohl, als der ganzen Dörfer, deren Rückseite sich oft bis hart an das schilfumrauschte Ufer des Flüßchens erstreckte, gediegenen Wohlstand.

Selbst Hermann verlor während der Fahrt seine Mißstimmung. Hoffte er doch auch, sich in Buxtehude mit den Mädchen verabschieden zu können.

Doch er sah sich getäuscht. Die Herren wollten die Gesellschaft der Damen nicht wieder missen, diesen selbst gefiel es nur zu gut im Kreise so vieler galanter Ritter, und da man sich durch Annahme vieler Gefälligkeiten und Liebenswürdigkeiten verpflichtet hatte, konnte auch Hermann schließlich, wenn er nicht unartig erscheinen wollte, nur gute Miene zum bösen Spiel machen.

Schwer genug ward es ihm. Eifersüchtig sah er, wie Herr Pohlenz seine ganze Aufmerksamkeit Fräulein Kruse zuwandte, und wie Mimi sich geschmeichelt fühlte.

Allerdings war sie dann später zartfühlend genug, Herrn Pohlenzens taktlose Aufforderung zur Mittagstafel mit einem Hinweis auf Hermanns ältere Rechte abzulehnen. Aber jener wandte sich an Therese und wählte seinen Platz so, daß er Mimi zur Linken hatte. Zwischen beiden Damen sitzend, zeigte er sich als interessanter Gesellschafter, so daß Hermann auch jetzt noch nicht zur ungeschmälerten Freude an Mimis Gesellschaft kam.

Und so blieb es. Auch für den Rest des Tages war Mimi die Königin, der alles huldigte, und das hübsche Mädchen spielte die ihr zugewiesene Rolle mit Geschick und Liebe zur Sache.

Auf der Rückkehr nach Hamburg änderte sich das Wetter. Ein leichter

Regen fiel, ohne jedoch die fröhliche Gesellschaft vom Deck zu vertreiben. Man scheute die Stickluft der engen Kajüte. Die meisten, erhitzt von Wein und Frohsinn, empfanden die kleine Douche als Erfrischung. Auch Thereſe und Mimi blieben oben, um nicht die allgemeine Gemütlichkeit zu stören. Sie fanden genügenden Schutz hinter der Kajütenwand, und auch eine warme Decke trieb man auf, in die sich die empfindlichere Thereſe einhüllen konnte.

Hatte man einmal A gesagt, sollte man nun auch B sagen. Herr Pohlenz wehrte sich auch nach der Ankunft in Hamburg noch lebhaft gegen eine Trennung.

„Sie sind meine Gäste, Sie müssen bleiben," rief er. „Jetzt wird's erst fidel."

Und man blieb zusammen, hörte einige Musikstücke in Hornhardts Konzertgarten an, ging, den Widerspruch Einzelner besiegend, noch auf ein Glas Bier zu „Mittelstraß," einem beliebten Restaurant, und schloß endlich zu später Stunde mit einer Tasse Melange in Görbers Café.

XVI.

Einige Tage später sprach man in der Nachbarschaft des Durchschnitts von nichts anderem, als von der Verlobung des alten Beuthien mit der Witwe Wittfoth, hier mit neidischer Geringschätzung, dort mit selbstbewußtem Indiebrustwerfen: haben wir es nicht gleich gesagt. Etliche gleichgiltig, als handle es sich um das Wetter, andere mit einer Vertiefung in den Gegenstand, als wäre nun die natürliche Ordnung der Dinge durchbrochen und die Erde liefe von jetzt ab anders herum.

Und man sprach nicht mehr von einem Gerücht. Es war eine Thatsache. Der alte Beuthien hatte wirklich von dem Stiftungsfest des „Alpenveilchens" den nötigen Mut mit nach Hause gebracht, und Frau Caroline hatte nach kurzem schamhaftem Sträuben, unter Hinweis auf ihr vorgerücktes Alter, ja gesagt.

Wenn Sie es durchaus wollen, so will ich Ihrem Glück nicht im Wege sein.

So ungefähr lauteten die Schlußworte der kleinen Frau.

Hiermit war denn auch über den Antrag des Herrn Pohlenz entschieden. Die Kunde von seinem Lotteriegewinn hatte Frau Caroline allerdings wieder unschlüssig gemacht, nachdem sie sich in ihrem Hinundherwenden der Sache schon mehr für die Ablehnung entschieden hatte.

Für vierzigtausend Mark jedoch konnte man über Kleinigkeiten schon hinweg sehen.

Aber ob man mit vierzigtausend Mark nicht auch über allerlei hinweg sähe? Ueber die Witwe Wittfoth zum Beispiel? Das war eine andere Frage.

Frau Caroline war bei aller Selbstachtung doch nicht eitel genug, um das Bestechliche, was für Herrn Pohlenz in einer Verbindung mit ihr lag, in ihrer Person gesucht zu haben. Sie hatte sich keiner Täuschung hingegeben. Bei Beuthien aber war sie sicher, daß auch persönliche Neigung zu Grunde lag.

Als Herr Emil Pohlenz von der Verlobung der Witwe Wittfoth hörte, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Jetzt war er der Freigegebene, der Verschmähte.

Als er beim Lotteriecollecteur das gewonnene Geld eingestrichen hatte, wußte er, was er wollte.

„Nach reiflicher Ueberlegung und mit Bewahrung meiner vollsten Hochachtung und Wertschätzung kann ich mich der Einsicht nicht verschließen." So oder ähnlich dachte er sich den Anfang seines Briefes an die Wittfoth.

Natürlich wollte er jetzt nicht länger Stadtreisender bei Müller und Lenze bleiben. Aber bis zur Lösung seines Kontraktes mußte er noch seine Geschäftsbesuche bei der Witwe fortsetzen. Das war auch jetzt noch sehr peinlich, aber er konnte ihr doch mit dem Stolz des Gekränkten, Verschmähten gegenüber treten, eine Rolle, in welche er sich mit vierzigtausend Mark in der Tasche leicht hinein finden würde.

Ein anderes kam hinzu, das ihm den Gang nach dem Eckkeller der Wittfoth bedeutend erleichterte.

Auf der Fahrt nach Buxtehude war eine schlummernde Neigung in ihm wach geworden. Schon immer hatte er sich bemüht, dem hübschen Ladenmädchen der Witwe näher zu kommen. Aber Mimi Kruse war ihm gegenüber stets kühl bis ans Herz gewesen, ja abweisend. Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen in Buxtehude aber hatte Hoffnungen in ihm geweckt.

Er gab sich keinen Illusionen hin. Er taxierte sie richtig Er wußte, welcher Wind dieses Wetterfähnchen gedreht hatte. Aber er betrachtete ja selbst das Leben nur vom kaufmännischen Standpunkt: Was kostet das?

Was Mimi Kruse anbelangte, so wußte er jetzt, daß er sie sich „leisten" konnte, daß seine „Mittel" sie ihm „erlaubten." Warum sollte er sie nicht „kaufen?"

Als er die Verlobungsanzeige der Wittfoth erhalten hatte, verband er mit einem Geschäftsbesuch die Gratulationsvisite und die Erkundigung bei Mimi, wie ihr die Ausfahrt bekommen sei. Er bat um die Erlaubnis, sie einmal ausführen zu dürfen, erzählte von seinen Zukunftsplänen, ließ durchblicken, daß er möglicherweise noch eine kleine Erbschaft von einer Tante erwarten könnte, und machte einen solchen Eindruck auf Mimi, daß sie „mit Vergnügen" seine Einladung annahm.

Von jetzt ab kam Herr Pohlenz häufiger, zur Verwunderung Frau Carolinens, die jedoch nicht lange im Unklaren über die Veranlassung zu diesem Geschäftseifer des Stadtreisenden blieb.

Beleidigt von dem Gleichmut, mit dem Herr Pohlenz ihren Verlust, den Verlust seines „ganzen Lebensglückes," wie er es damals nannte, ertrug, war sie entrüstet über Mimi.

Hatte diese nicht Hermann „Avancen" gemacht? Und nun band sie mit diesem Gecken an, weil er Geld hatte.

Was würde Hermann sagen, der arme Junge. Sie mochte gar nicht daran denken. Wenn nicht in diesen Tagen ihre Verlobungsfeier stattfinden sollte, an der sie nur vergnügte Gesichter um sich sehen wollte, so würde sie Hermann schon jetzt die Augen öffnen. Aber nachher sollte er auch keinen Augenblick länger über Mimis Doppelspiel im Dunkeln bleiben.

Dem Mädchen selbst wagte sie keine Vorwürfe zu machen. Es war ihr peinlich, sich darein zu mischen. Wenn sie nun die Entrüstete spielen wollte, sähe es nicht aus, als ob sie sich über den Entgang der vierzigtausend Mark ärgerte? Wie Neid, Mißgunst?

Nein, sie ließ der Sache ihren Lauf. Mochte Hermann sehen, wie er mit Mimi fertig würde. Im Grunde wäre es ja nur ein Glück, wenn er diese Person nicht bekäme.

„Stich hält sie doch nicht," schalt sie bei sich.

Hermann hatte nach der Buxtehuder Tour einige mißvergnügte Tage. Mimis freies Benehmen, ihre Liebenswürdigkeit gegen Pohlenz, über den sie doch sonst bei jeder Gelegenheit die Schale ihres Spottes ausgoß, hatten ihn tief verstimmt. Immer mehr kam er zur Erkenntnis ihres oberflächlichen Charakters. Aber ihrem sinnlichen Reiz konnte er sich nicht entziehen. Seine Eifersucht blendete seinen klaren Blick und verwirrte seine Entschlüsse.

Dieser faden, beschränkten Krämerseele sollte er weichen?

Statt den Kampf mit dem Verachteten aufzunehmen, zog er sich erbittert zurück, und glaubte, Mimi durch Vernachlässigung strafen zu können. Aber diese Strafe traf nur ihn selbst. Er litt sehr. Er sehnte sich, sie zu sehen, sich auszusprechen. Doch wann würde er sie bei der Tante einmal sprechen können, ohne Störung?

So wollte er sie denn um eine Zusammenkunft bitten.

Aber wenn sie merkte, was er wollte, und nicht käme?

Das beste wäre, er spräche sich gleich brieflich mit ihr aus.

Und so schrieb er denn:

„Liebes Fräulein!

Die Gefühle, die mich beseelen und die ich nicht länger zum Schweigen verurteilen kann, drücken mir die Feder in die Hand. Habe ich nötig, das noch auszusprechen, was Ihnen, ich weiß es, schon lange kein Geheimnis mehr sein kann?

Mein ganzes Benehmen gegen Sie muß Ihnen längst bewiesen haben, wie unaussprechlich ich Sie liebe, und daß es das höchste Ziel meines Strebens, das Glück meines Lebens ist, Sie, teuerste Mimi, mein eigen nennen zu dürfen.

Ich wollte noch bis Michaelis warten, bis zur Aufbesserung meines Gehaltes, ehe ich Sie vor die Entscheidung stellte. Aber der Kopf denkt und das Herz lenkt. Und mein Herz gehört Ihnen, hochverehrtes, innig geliebtes Mädchen, wie auch immer Ihre Antwort ausfällt.

Verschmähen Sie meine Liebe nicht, werden Sie mein und machen Sie namenlos glücklich

Ihren hoffenden

Hermann Heinecke."

Als Mimi den Brief las, überkam sie zuerst das Gefühl einer großen Bestürzung. Nun ward es ernst.

Dann aber kam die Eitelkeit zum Wort.

Sie las zum zweiten Mal und ward nun gerührt. Er war doch ein guter Mensch. Namenlos glücklich sollte sie ihn machen.

Mein Gott, es ist doch etwas Schönes um die Liebe. Sie barg den Brief in ihrer Tasche und brach in ein unterdrücktes Schluchzen aus.

„Nun, was ist Ihnen denn passiert?" fragte die Wittfoth, die sie bei diesem Ausbruch ihres im Grunde weichen Gemütes überraschte.

„Meine Freundin ist so krank," stotterte Mimi.

„Ist es denn zum Sterben?" erkundigte sich Frau Caroline.

„Das nicht," war die Antwort.

„Na, denn ist es ja noch immer Zeit zum Weinen," tröstete die Wittfoth.

„Ich sag ja," dachte sie, als Mimi bald nachher ihre Thränen getrocknet hatte. „Tief geht nichts bei der. Lachen und Weinen in einem Atem".

„Na, Fräulein," fragte sie mit leisem Spott, „es ist wohl man halb so schlimm?"

„Ach ja, ich erschrak mich nur so furchtbar", gab Mimi zu.

„Dann schreiben Sie nu auch man gleich", mahnte die Wittfoth gutmütig.

„Ja, das wollte ich auch, heute Abend noch", erklärte Mimi.

Und am selben Abend schrieb sie an Hermann:

„Geehrter Herr Heinecke!

Wie schmeichelhaft mich Ihr wertes Schreiben berührt hat, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich achte Sie hoch und glaube gewiß, daß Sie eine Frau so glücklich machen werden wie sie es verdient, aber nehmen Sie es mir bitte nicht übel, wenn ich nach reiflicher Erwägung zu dem Entschluß gekommen bin, Ihren werten Antrag nicht annehmen zu können, so gerne ich dieses auch möchte.

Ich meine ohne rechte Liebe ist es eine Sünde wenn ich ja sagen wollte und im Herzen denke ich ganz anders. Nicht wahr, Sie verzeihen mir meine Ehrlichkeit? Es ist ein gar zu schwerer Schritt, den Sie von mir verlangen, und das Leben ist doch so furchtbar ernst. Es thut mich leid, Ihnen weh thun zu müssen, aber es giebt ja noch ganz andere Mädchen, als ich eine bin, und Sie werden gewiß noch einmal so glücklich, wie Sie es verdienen. Selbiges wünscht Ihnen von Herzen

Ihre Mimi Kruse."

Sie hatte diesen Brief zweimal geschrieben, da die erste Niederschrift ein Petroleumfleck verunzierte. Sie hatte sich beim Höherschrauben der Lampe die Finger beschmutzt und beim Umwenden des Briefbogens diesen befleckt.

Mit brennenden Wangen und fliegendem Atem las sie wiederholt ihr Schreiben und malte vorsichtig mit zitternder Hand noch einige vergessene Ü-striche hinein. Dann schloß sie den Brief in ein Couvert. Aber ihr fiel eine Nachschrift ein und sie öffnete es wieder.

„Was die Geschenke anbelangt, die Sie so gütig waren mir zu schenken," fügte sie hinzu, „so erlauben sie mir wohl, dieselbigen als Andenken zu behalten. Nochmals meinen besten Dank für alles Gute."

Sie nahm ein neues Couvert und versah es mit der Aufschrift:

Herrn Volksschullehrer
Hermann Heinecke
p. Adr.: Frau Ww. Thielemann
Hierselbst.
Raboisen 27, III.

XVII.

Das große Sommerrennen in Horn hielt die ganze sportfreundliche Welt Hamburgs in Aufregung. Es waren besondere Festtage auch für alle die Straßen, durch welche die teilweise glänzende Korsofahrt nach und von dem Rennplatz ihren Weg nahm.

Auch in der Gärtnerstraße waren alle Fenster, Balkons und Verandas mit Schaulustigen besetzt. Auch die Wittfoth hatte Stühle und Schemel vor ihre Ladenthür auf das Trottoir gestellt, für sich und die beiden Mädchen.

Hermann, der sonst an einem dieser Tage zu kommen pflegte, war ausgeblieben. Er hatte sich überhaupt lange nicht bei der Tante sehen lassen, zu deren und Theresens großer Verwunderung. Nur Mimi wußte, warum er nicht kam.

Sie fühlte keine Reue über ihre Ablehnung seiner Werbung. Sie hatte sich nach Fertigstellung ihres Briefes, dessen nach ihrer Meinung elegante Redewendungen ihr nicht leicht geworden waren, mit dem Gefühl zur Ruhe gelegt, als hätte sie etwas Rechtes, etwas Großes gethan.

Am nächsten Morgen hatte sie nur noch das eine Gefühl der Neugier: Was wird er wohl sagen? Was wird er nun thun?

Pohlenzens Bemühungen um sie fanden einen fruchtbaren Boden. Schnell schoß das neue Verhältnis unter dem befruchtenden Segen der vierzigtausend Mark in die Halme, das bescheidene Grün der alten Beziehungen zu Hermann überwuchernd und erstickend.

Mimi hatte zum zweiten Renntag, dem Sonntag, eine Einladung von Pohlenz angenommen. Sie hatte am ersten Tag Hermann in Begleitung einiger Freunde vorbeifahren sehen, hatte jedoch Therese und deren Tante nicht auf ihn, der sich wie absichtlich abwandte, aufmerksam gemacht.

Ob sie ihn wohl auch am Sonntag auf dem Rennplatz treffen würde? Sie wünschte es beinah. Es wäre pikant. Auf jeden Fall würde sie an der Seite ihres neuen Verehrers dem Abgedankten imponieren.

Pohlenz wollte ein Cabriolet nehmen und selbst fahren. Hermann hätte sich das nicht leisten können, hätte auch wohl kaum zu fahren verstanden.

Den ganzen Tag lag ihr nichts mehr im Kopf, als diese mögliche Begegnung zwischen ihr und Hermann. Wie eine Theaterszene malte sie es sich aus.

Sie war nie beim Rennen gewesen und brannte vor Ungeduld. Sorgfältig beobachtete sie die Insassinnen der vorüberrollenden Equipagen und Mietsfuhrwerke und dachte sich an deren Stelle, vornehm nachlässig zurückgelehnt, chic gekleidet, alle Blicke auf sich ziehend.

Pohlenz hatte ihr ein neues Kostüm geschenkt, in dem sie ohne Frage gefallen würde. Sie hatte nach kurzem Bedenken diese „kleine Aufmerksamkeit" von ihm angenommen.

Ihn hatte sie gebeten, sich zu kleiden, wie damals in Buxtehude, und geschmeichelt hatte der überaus Eitle es versprochen. Er hatte ihr zu sehr in diesem Anzug gefallen. Er hatte so etwas exotisches darin. Reiche Brasilianer und indische Nabobs, Helden früher von ihr gelesener Romane, lebten in ihrer Erinnerung auf. Der tief brünette Pohlenz mit dem großen Panamahut, dem weißen Röckchen, eine seiner feinen Cigaretten rauchend, eigenhändig den schlanken Traber lenkend, sie neben ihm im neuen Kostüm, immer wieder kehrten ihre Gedanken zu diesem Bilde zurück.

Da fuhr Hermann vorüber in einer gewöhnlichen Droschke, etwas krumm, vorn übergeneigt, wie immer, wenn er es sich bequem machte. Er sah sehr blaß aus, wie übernächtig. Auch die drei Herren neben ihm waren keineswegs elegante Erscheinungen. Der eine erregte sogar ihre Heiterkeit durch eine geschmacklose kirschrote Krawatte.

Wie gewöhnlich das ganze Fuhrwerk aussah. Sie möchte sich nicht darin unter diese eleganten Equipagen mischen.

Hermann hatte Mimi schon von weitem auf ihrem Schemel stehen sehen,

neben seiner kleinen Tante, die einen Stuhl erklettert hatte, um besser sehen zu können. Rechtzeitig wandte er sich ab, um nicht ihrem Blick zu begegnen.

Ihre Absage hatte ihm sehr weh gethan. Er liebte sie wirklich und konnte sie nicht vergessen. Selbst der ungebildete Stil ihres Schreibens, der kleine grammatikalische Schnitzer, beleidigten ihn nicht. Es war ihm ja nicht unbekannt, daß ihre Bildung keine lückenlose war, ihr Charakter nicht ohne Schwächen. Aber welches Weib hat nicht seine Schwächen. Vom Weibe verlangt man etwas anderes, als Charakter und Grammatik. Eine vollkommene Frau hätte ihn gar nicht gereizt. Er hatte es sich so schön geträumt, Mimi allmählich zu erziehen, zu veredeln, die schlummernden guten Anlagen zu wecken.

Der Traum war aus.

Hermann mied das Haus der Tante seit Mimis Brief. Er suchte Zerstreuung und überredete auch seine Freunde, gemeinschaftlich das Rennen zu besuchen. Er hoffte die Geliebte dort oder beim Vorüberfahren zu sehen. Er malte sich eine Begegnung aus: Kühler, höflicher Gruß von seiner Seite, mit einem leisen Anflug von Schmerz. Farbe der Resignation. Männliche Gefaßtheit. Sie, errötend, dann erblassend, mit dem bekannten schnippischen Wurf ihres hübschen Köpfchens die Sache schnell und geringschätzig abthuend.

Einen Augenblick hatte er geglaubt, das Spiel noch nicht verloren geben zu sollen. Mimi würde sich wohl noch besinnen, er müsse ihr Zeit lassen. Sie wäre auch gar zu wenig vorbereitet gewesen.

Vielleicht bedauerte sie schon ihre Abweisung seines Antrags, der nur edle selbstlose Motive zu Grunde lagen. Das Leben ist ja so furchtbar ernst, hatte sie geschrieben. Sie war nicht schlecht, sie hatte ein gutes Herz. Vielleicht empfand sie auch selbst ihre Unbildung und glaubte, nicht für ihn zu passen. Und er sah sie im Gedanken blaß, traurig, weinend in ihrem engen Stübchen sitzen, das ihm immer ihrer so wenig würdig vorgekommen war.

Aber solchen Illusionen konnte er sich nicht länger hingeben, seitdem ihm einer seiner Freunde auf Ehre versicherte, Mimi mit Herrn Pohlenz, Arm in Arm, im Zoologischen Garten getroffen zu haben.

Also doch! Im Grunde glaubte er ja auch selbst nicht an seine Beschönigungen. Warum sich belügen? Sie war eine Kokette, seiner nicht wert. Er mußte sie vergessen.

Als er sie jedoch am zweiten Renntage auf dem Rennplatz wieder traf, an der Seite des verachteten Nebenbuhlers, brach aufs neue der ganze Schmerz in ihm aus.

Mimi sah auch entzückend aus. Er hatte sie nie in diesem Kostüm gesehen. Es mußte ganz neu sein und schien ihm über ihre Verhältnisse zu gehen. Sollte sie sich bereits von dem Probenreiter kleiden lassen?

Mimi trug ein enganschließendes, taubengraues Kleid von vornehmer Einfachheit. Eine leuchtende rote Rose schmückte die anmutig volle Büste. Ein kleiner runder, grauer Herrenfilz mit weißem Taubenflügel saß kokett auf dem hübschen Blondkopf.

Und nichts von Trauer, Gedrücktheit oder Nachdenklichkeit lag auf diesem frischen, lebhaften Mädchengesicht. Das war ganz die muntere, sorglose, genußfreudige Mimi, die ihn immer so bezaubert hatte mit ihrer Lebensluft.

Er mußte sich zusammennehmen, damit der aufwühlende Schmerz ihm keine Thränen entlockte, der Schmerz und die Wut auf den verhaßten Sieger. Er trennte sich von den Freunden, um aus Mimis Nähe zu kommen.

Die Tribüne verlassend, traf er auch die Behnsche Familie, die vom Wagen aus dem Derby zusah. Er grüßte hinauf, ohne von den ganz von der Sportlust in Anspruch Genommenen einen Gegengruß zu erhalten. Nur von Lulu erhaschte er einen matten, ausdruckslosen Blick.

Es fiel ihm auf, wie blaß das Mädchen aussah, fast leidend.

Seit ihrer Tanzbodenbegegnung hatte er Lulu nur dann und wann flüchtig am Fenster gesehen, von der Wohnung der Tante aus. Er hatte sich damals seine eigenen Gedanken über sie gemacht, nicht zu ihrem Vorteil. Er hatte keine hohe Meinung von ihr. Ein leichtsinniges Mädchen, das sicher auch andere Vergnügungen nicht verschmähen würde, wenn es sich nicht für zu gut hielt, mit diesem Droschkenkutscher die Tanzböden zu besuchen.

Auch in dem kleinen Kreis der Tante Wittfoth herrschte keine andere Ansicht über Lulu. Er hatte immer nur geringschätzig über sie sprechen hören.

Was stimmte ihn nun auf einmal so günstig für das Mädchen? Wie Mitleid überkam es ihn. Sie hatte so bedrückt, so unglücklich ausgesehen.

Seine Einbildungskraft suchte nach Ursachen, anknüpfend an jenes Ottensener Abenteuer und auf dem Faden ihres Verhältnisses zu Beuthien allerlei romantische Vermutungen aufreihend.

Er wird sie betrogen haben, dachte er, und lachte bitter auf: Tout comme chez nous, mit vertauschten Rollen.

Es that ihm wohl, eine Leidensgefährtin in Lulu zu haben, wenn auch nur in seiner Einbildung. Er wog Lulu gegen Mimi, und gab ihr den Preis vor dieser, mit einer Art schmerzlichen Wollustgefühls befriedigter Rache.

Lulu war ihm das Opfer ihrer Liebe, ihrer Leidenschaft, Mimi eine herzlose, oberflächliche Kokette, eine käufliche Dirne.

Ja, eine Dirne war sie, verkauft hatte sie sich diesem Affen, diesem Knopfkrämer.

Wie ekel war ihm das Leben, wie schal, wie kindisch erschien ihm das ganze Treiben hier, diese Hetzjagd um den Preis, dieses Wetten und Zieren.

Er kam sich einsam unter der Menge vor. Er strebte dem Ausgang zu.

Da ward ihm ein Gruß.

Es war Beuthien, der mit anderen Rosselenkern zusammenstand, jeder ein halbgeleertes Bierseidel in der Hand, fachmännische Gespräche mit derben Witzen würzend.

Wie roh sahen die Leute aus. Selbst Beuthien, der alle um Haupteslänge überragte, von Hitze und Biergenuß gerötet, stieß ihn ab. Lulus Geschmack war ihm unverständlich.

Und doch, was wollte er denn?

Kaufkraft und Muskelkraft, das sind ja die Kräfte, vor denen die Weiber Respekt haben.

XVIII.

Lulu Behn hatte sich vergeblich gesträubt, mit zum Rennen zu fahren. Sie hatte Kopfschmerz vorgeschützt, ihr häufiges Uebel, aber der Vater hatte es nicht gelten lassen wollen und gemeint, das gäbe sich unterwegs, in frischer Luft, am besten.

So gutmütig er war, so verlangte er doch von anderen dieselbe Härte gegen kleine körperliche Unbequemlichkeiten, die er gegen sich selbst übte.

Lulu, um nicht unnötige Besorgnis zu erregen, die ihr aus guten Gründen gefährlich schien, gehorchte und nahm ihren Sitz in der offenen Droschke neben der Mutter ein, während Paula mit dem Vater auf dem Rücksitz Platz nahm.

Es war dieselbe Droschke, in der sie mit Beuthien ihre häufigen heimlichen Fahrten gemacht hatte, der alte wohlbekannte Braune, und, was ihr das Schrecklichste war, Wilhelm fuhr selbst.

Nach jenem Besuch des Horner Wäldchens hatten sie sich erst einmal wieder gesehen. Beuthien wich ihr aus, und sie schämte sich vor ihm. Dieses eine Mal aber mußte sie ihn sprechen, um ihm zu sagen, was sie befürchtete.

Er hatte sie ausgelacht und ihr allerlei Ratschläge gegeben und die Geängstigte beruhigt.

Wie er es so leicht nahm und so zuversichtlich sprach, ward auch sie gefaßter. Beuthien würde sie nicht sitzen lassen, er würde sie heiraten.

Heute aber fuhr sie mit der Gewißheit des ihr Bevorstehenden durch die bunte Menge nach Horn hinaus, in der Stimmung eines Verbrechers, der nach dem Schauplatz seiner That geführt wird.

Wie meisterlich sich Beuthien beherrschte. Nicht einmal errötet war er, als Lulu mit leichtem Neigen des Kopfes an ihm vorbei in den Wagen stieg. Und wie gleichmütig er dort oben auf dem Bock saß, und wie sicher er seinen Gaul durch das Gewirr der Fuhrwerke lenkte.

Der alte Behn wurde unterwegs doch besorgt, als Lulu mehrmals die Augen schloß und sich, erblassend, zurücklehnte.

„Willst Du doch aussteigen?“ fragte er. „Du kannst noch bequem mit der Pferdebahn zurückfahren.“

Sie wehrte ab. Sie wollte es jetzt durchsetzen. Beuthiens stoische Ruhe hatte sie doch geärgert, und sie wollte es ihm nachthun.

Bevor der Weg nach dem Rennplatz abbog, sah sie in der Ferne jenes Wäldchen liegen, wie ein niedriges, schwarzes Buschwerk ragte es über die welligen Felder hinweg.

Ob er hinüber sah?

Sie beobachtete ihn, aber er hatte keinen Blick für die Umgebung. Er mußte seine ganze Aufmerksamkeit auf das Fahren richten.

Sie aber mußte immer wieder hinüber sehen nach dem schwarzen Fleck dahinten, über dem jetzt eine einzelne weiße Wolke, wie ein fabelhaftes Ungetüm, schwebte.

Wie unheimlich diese einsame Wolke aussah. Wie verloren schwebte sie im blauen Luftmeer, wie ein verschlagenes Segel im grenzenlosen Ocean.

Ein wunderliches, nie gekanntes Gefühl der Vereinsamung überkam Lulu. Mühsam beherrschte sie sich.

„Was guckst Du immer nach der Wolke?“ fragte Paula.

Lulu schrak zusammen.

„Ich?“ fragte sie. „Das ist doch man so.“

Sie wußte es kaum, daß sie beständig dort hinüber starrte.

„Lulu trinkt nachher etwas Selterswasser,“ meinte die Mutter. „Das frischt ihr auf.“

Der Vater wollte sie jetzt mit der Droschke zurückschicken, Beuthien sollte dann zum Schluß des Rennens zurückkommen.

Fast hastig lehnte Lulu ab. Um keinen Preis wäre sie jetzt mit ihm allein gefahren.

Ein dumpfer Widerstand gegen seine Macht über sie, begann sich seit ihrer letzten Unterhaltung zu regen.

Er kam ihr so anders vor, als sonst. Es war ihr, als sähe sie schärfer, wie durch ein Vergrößerungsglas.

Zuerst fielen ihr die vielen Fältchen unter den Augen auf, und das häufige nervöse Zucken der Lider. Eine kleine warzenartige Erhöhung auf dem Rand der linken Ohrmuschel, die sie nie gesehen zu haben meinte, drängte sich ihren Augen förmlich auf. Die breite Hautfalte über dem kräftigen gebräunten Nacken, dicht unter dem kurzgehaltenen schwarzen Haar, gab seinem Kopf, von hinten gesehen, etwas brutales.

Sie hatte während der ganzen Fahrt fast immer diese wulstige Nackenfalte ansehen müssen, und den etwas fettigen Kragen seines Rockes.

Wie garstig!

Als sie jedoch auf dem Rennplatz, mit einem flüchtigen Blick vom Wagen aus, ihn zwischen seinen Kollegen stehen sah, stattlich vor allen, und sah, wie er in einer kurzen scherzhaften Balgerei seine überlegenen Kräfte anstrengungslos brauchte, fühlte sie sich wieder auf seinem Arm, wehrlos seinem Willen unterworfen, und wie eine glühende Welle stieg das alte Gefühl für ihn wieder in ihr auf.

Teilnamlos verfolgte sie das Rennen, nur mit sich beschäftigt. Die vorgeschützten Kopfschmerzen hatten sich nun wirklich eingestellt, infolge der Gemütsbewegung und der Hitze, die auf dem freien Felde herrschte. So war sie froh, als man sich für den Heimweg rüstete.

Auf der Rückfahrt gab der Ausfall der verschiedenen Rennen Stoff zur lebhaften Unterhaltung, in die auch Beuthien hineingezogen wurde. Man hatte nicht trockenen Gaumens in der Sonne des Sommernachmittags ausgehalten, und das genossene Getränk hatte namentlich auf Paula seine erregende Wirkung nicht verfehlt.

Sie hatte gebeten, bei Beuthien auf dem Bock sitzen zu dürfen, und der alte Behn war froh gewesen, erhitzt wie er war, die Breite des Sitzes für sich allein benutzen zu können.

Paula, schon von Natur nicht mundfaul, war infolge der genossenen Anregungen beständig im Schwätzen mit Beuthien, der sich an dem Mädchen ergötzte, das ihn oft mit so eigentümlichen, leuchtenden Blicken anblitzte.

„Die wird noch mal," dachte er. „Zwei Jahre weiter spielen wir mit."

Der große, derbknochige Backfisch mit den fliegenden blonden Haaren, dem weißen, sonnensprossigen Teint, den breiten sinnlichen Lippen und dem runden, festen Kinn, versprach sich mehr nach seinem Geschmack zu entwickeln, als Lulu es gethan, deren weiche, kraftlose Formen ihn nicht auf die Dauer reizten.

Paula sah heute besonders vorteilhaft aus mit ihrer leuchtenden roten Bluse und der gleichfarbigen Federgarnitur des weißen Strohhutes.

„Brennende Liebe," taufte die Mode poetisch dieses flammende Rot.

Lulu sah das vertrauliche, lustige Plaudern der Beiden und ward plötzlich eifersüchtig.

Es war nicht Paula, „das dumme Gör," die sie fürchtete, aber in der Schwester personifizierte sich ihr die Gefahr, die ihr möglicherweise von anderer Seite drohen könnte.

Wenn Beuthien sie verließe?

Wieder kam einer jener Momente über sie, wo sie mit grauenhafter Deutlichkeit in die Zukunft sah. Entweder Schande, oder seine Frau, Kutschersfrau.

Wenn er sie nun nicht heiraten wollte, würde ihr Vater ihn zwingen? Würde er ihn als Schwiegersohn anerkennen?

Sie schloß die Augen, als könne sie sich dadurch gegen alles Widerwärtige absperren.

Stumpfsinnig hatte sie in den letzten Tagen dahingelebt. Das wollte sie weiter, die Sache an sich herankommen lassen. Es war ihrer Natur am angemessensten, sich treiben und schieben zu lassen. Mochte es gehen, wie es ging.

Aber dann störte wieder ein Blick auf Paula sie auf, die mit ihrer „brennenden Liebe" so auffallend dort oben paradierte. Die meisten Blicke aus dem Publikum galten dem „feurigen" Backfisch auf dem Kutscherbock, nur einige Offiziere, die in einem leichten Jagdwagen ihre Droschke überholten, musterten fast auffällig das blasse Mädchen in der weißen, gürtelumschlossenen Bluse, das mit so müden Blicken vor sich hinstarrte.

Lulu hatte kein Auge für die Herren. Sie war ganz mit sich beschäftigt. Etwas wie Haß auf die Schwester regte sich, die noch immer Beuthien mit ihrem naiven Geschwätz unterhielt, unschuldig, ein Kind noch, und doch schon seit jenem Tanz mit ihm mit einem Fuß in dem verbotenen Garten, von dessen Früchten sie selbst bereits genascht hatte.

Ein häßlicher Gedanke stieg in ihr auf und sprach sich in einem kurzen, höhnischen Blick aus.

Lach nur, mein Kind, dachte sie. Auch deine Zeit kommt.

— — —

XIX.

Fräulein Mimi Kruse machte nach den Renntagen ihre Verlobung mit Herrn Emil Pohlenz bekannt und kündigte ihre Stellung bei der Wittfoth.

„Hab ich's nicht gleich gesagt?" meinte die Tante. „Mir such einer was zu verheimlichen."

„Es war vorauszusehen," bestätigte Therese. „Wenn sie sich leiden mögen, kann man sich ja nur darüber freuen."

„Meinen Segen haben sie," sagte die Wittfoth. „So eine, wie Mimi, bekommen wir schon wieder."

„Na," zweifelte Therese. „Mimi war doch eigentlich im Geschäft recht tüchtig."

„Alles was recht ist," gab die Tante zu. „Das heißt, vergeßlich ist sie doch man, und nachräumen muß man ihr alles."

„Ja, wo findest Du eine ohne Fehler, liebe Tante." Ein häßlicher Husten, der sie seit der Buxtehuder Ausfahrt quälte, unterbrach stoßweise Thereses Worte.

„Das ist auch man ebenso viel, zu ersetzen ist jede", behauptete Frau Caroline. „Mich ärgert man bloß, daß das dumme Ding solch Glück hat. Aber man ist ja wohl eigentlich schlecht, so was zu sagen. Ich meine auch man bloß. Ich will ihn ihr nicht nehmen, und wenn sie ihn auf'n Teller bringt."

„Du haſt ja ſchon Dein Teil," lachte Thereſe. „Am Ende hätte ich noch Onkel Pohlenz ſagen müſſen. Da iſt mir doch Onkel Beuthien lieber."

„Mich amüſiert man, daß wir nun doch noch 'ne Doppelverlobung zu Stande gekriegt haben. Nu mach auch man Anſtalten," meinte die Wittfoth.

„Ich werde Wilhelm einen Antrag machen", ſcherzte Thereſe etwas verlegen. Die unzarte Bemerkung der Tante that ihr weh, für ſie war ja das Verloben und Heiraten „nicht erfunden", ſie durfte zuſehen.

Und doch war ſie ebenſo liebebedürftig, hatte ein ebenſo empfängliches Herz, als Mimi und die ſo viel ältere Tante.

Ihre Neigung zu Hermann brannte wie eine Kerze, mit gleicher, ruhiger, ſanfter Flamme, ſich ſelbſt verzehrend.

Zu ſtolz und zu klug, ſich Illuſionen hinzugeben, hatte ſie ein für allemal auf Liebesglück verzichtet, wenigſtens ſich mit dem begnügt, das auch unerwiderte Liebe zu bieten vermag.

Sie hatte, faſt zu frühzeitig, doch ihre Stunden waren ja ſehr in Anſpruch genommen, eine Handarbeit zu Hermanns nächſtem Geburtstag angefangen, ſein Monogramm in Gold, umrahmt von einem Veilchenkranz in blauer Seide. Auf ſchwarzem Atlas geſtickt, ſollte das Ganze einem Taſchenbuch zur Zierde gereichen.

Emſig arbeitete ſie daran, und die Liebe machte ihre ſolcher feinen Arbeiten ungewohnten Finger geſchickt.

Wenn ſie ihn doch öfter erfreuen könnte, für ihn arbeiten, ſich ihm nützlich erweiſen.

Als er neulich einmal, ärgerlich über ſeine ſaumſelige Wirtin, der Tante einige Strümpfe zum Stopfen brachte, war ſie erfreut geweſen, dieſer die Arbeit abnehmen zu dürfen, und hatte ſich in dieſer fraulichen Thätigkeit für den Geliebten glücklich gefühlt.

Konnte ſie ſelbſt Hermann nicht beſitzen, ſo gönnte ſie ihn doch nur einer Würdigen, und ſeine Neigung zu Mimi hatte nie recht ihren Beifall gefunden.

Sie war Mimi herzlich gut, ihrer vielen liebenswürdigen Eigenſchaften wegen, zu welchen auch ein rückſichtsvolles, zartes Benehmen gegen die kränkliche Freundin gehörte, aber für Hermann ſchien ſie ihr doch nicht die rechte Frau zu ſein. Schon der Unterſchied der Bildung machte ſie bedenklich.

Freilich, ſie ſelbſt war auch kein Kirchenlicht, aber Mimi hatte ja nicht mal fürs Leſen Intereſſe, und die Bücher waren nun doch einmal Hermanns Rüſt- und Handwerkszeug.

So war Thereſe denn im Grunde nur erfreut geweſen, daß Mimi durch ihre Verlobung mit Pohlenz das Verhältnis zu Hermann endgiltig abgeſchloſſen hatte.

Hermann, dieſer liebenswürdige, geſcheute, feine Menſch, würde gewiß bald ein anderes Mädchen finden, daß ihn beſſer zu ſchätzen wüßte und ihn Mimi vergeſſen machte.

Sie billigte es, daß er nach Empfang des Korbes ſtolz vermied, mit dieſer zuſammen zu treffen, ſo ſchmerzlich ſie ſelbſt ihn vermißte. Wenn Mimi erſt aus dem Hauſe wäre, würde ja wieder alles anders werden. Er würde ſich wieder, wie früher, ihr allein widmen, ihr vorleſen, ſie belehren und fördern. Wie freute ſie ſich darauf.

Die Tante hatte der Verlobten etwas ſpöttiſch gratuliert uud allerlei Bemerkungen von „ſtolz werden", „vornehme Dame" und „einfachen Kellers-

leuten" fallen lassen, worauf Mimi ganz gekränkt ausrief: „Aber nein, Frau Wittfoth, wie reden Sie nur so," und in Thränen ausbrach.

„Na, Herrjeses, was hab ich denn gesagt?" that die Wittfoth pikiert.

„Mimi vergißt uns nicht," suchte Therese zu vermitteln. „Ohne uns hätte sie ihr Glück nie gemacht. Wenn ich Herrn Pohlenz nun gekapert hätte, oder Du, Tante hättest ihn ihr weggeangelt, was denn? Mimi muß uns ewig dankbar sein."

Diese lustigen Worte brachten wieder Sonnenschein und Mimi beteuerte, sie würde Zeit ihres Lebens an die schönen Jahre zurückdenken, die sie in diesen Räumen verlebt hätte.

„Auch an Einen?" drohte Therese mit dem Finger, da die Tante das Zimmer verlassen hatte.

Mimi errötete. Dann aber legte sich eine feine Trotzfalte zwischen ihre Brauen.

„Ich konnte Herrn Heinecke nicht heiraten."

„Das muß jeder selbst wissen, liebe Mimi. Das kann niemand von Ihnen verlangen," versetzte Therese auf dies Geständnis. „Eine Ehe ohne Liebe denke ich mir entsetzlich."

„Nicht wahr?" stimmte Mimi bei. „Dazu ist das Leben doch auch zu furchtbar ernst. Wenn ich Emil nicht liebte —"

„Dann werden Sie auch gewiß glücklich mit ihm," unterbrach Therese sie schnell. „Hermann ist auch noch viel zu jung zum Heiraten," fuhr sie fort. „Ein Lehrer mit seinem kargen Anfangsgehalt sollte noch nicht daran denken."

„Das sage ich auch," eiferte Mimi. „Was kostet das nicht alles! Pohlenz sagt auch, mit dreitausend Mark möchte er nicht heiraten."

„Das kommt nun auf die Ansprüche an," meinte Therese.

„Natürlich. Mit wie wenigem kann doch der Mensch eigentlich auskommen, wenn er nur will."

„Sie werden nun Ihr gutes und reichliches Auskommen haben, liebe Mimi."

„Ja, das haben wir nachher. Emil kann es ja," sagte Mimi. „Ich hoffe, Sie besuchen uns denn auch mal."

(Schluß folgt.)

Im Sommerwinde.

Von

Bruno Wille.

Es wogt die laue Sommerluft;
Wachholderbüſche, Brombeerranken
Und Adlerfarren nicken, wanken,
Die düſter ſtruppigen Kiefernhäupter ſchwanken,
Rehbraune Aeſte knarren,
Und von den zarten, ſchlanken,
Lichtgrünen Schoßen ſtäubt
Der harzige Duft
In die weiche Luft,
Die taumelnd dahinwallt, wie betäubt.

Auf einmal thut ſich lächelnd auf
Die freie, ſonnige Welt:
Weithin blendendes Himmelblau,
Weithin heitre Wolken zu Hauf,
Weithin wogendes Aehrenfeld
Und grüne, grüne Auen ...
Hier an Kiefernwaldes Saum
Will ich weilen, will ich ſchauen
Unter zartem Akazienbaum,
Der vom muntern Wind gerüttelt
Süße Blütentrauben ſchüttelt.
O dieſe Roggenhalme, hin und hergebogen,
Wie ſanft ſie flüſtern, wie ſie endlos wogen
Zu blau verſchwommenen Fernen!
Schon neigen ſich und kernen
Viel Häupter ſilbergrün;
Andre blühn
Und duften wie friſches Brot.
Dazwiſchen glühn
Mohnblumen flammenrot,
Cyanen dunkelblau ...

Doch droben wallen
Durch lichtes Blau
Wolkenballen,
Gebirgen gleich,
Halb golden und halb grau.
Dahinter gleitet
Die Sonne und spreitet
Den Strahlenfächer von Silberseide
Kokett hernieder;
Dann taucht sie wieder
Aus schneeigem Wolkenkleide
Die blendenden Glieder
Und blitzt und sprüht
Verklärendes Goldgefunkel
Auf Auen, wo lachend blüht
Vergißmeinnicht und gelbe Ranunkel
Und Sauerampfer ziegelrot...
O du sausender, brausender Wogewind!
Wie Freiheitsjubel, wie Orgelchor
Umrauschest du mein durstiges Ohr,
Bespülst erfrischend meine Gewandung,
Wie den Küstenfelsen die schäumende Brandung —
O du sausender, brausender Wogewind!

Nun ebbest du, so weich, so lind —
Ein Säuseln, Lispeln Fächeln!
Bestrickte dich ein Sonnenlächeln?
Auch dein Gesäusel stirbt;
Dann — lauschige Stille!
Nur noch die Grille
Dengelt und zirpt
Im Erlengebüsch, wo das Wässerlein träumt,
Von Lilien gelb umsäumt;
Und droben weltverloren girrt
Inbrünstig die Lerche, schwirrt
Taumlig vor Wonne
Zu Wolken und Sonne
Und girrt und girrt.

Da wird mir leicht, so federleicht;
Die alte dumpfe Beklemmung weicht,
All meine Unrast, diese wirren
Gedanken sind im Lerchengirren,
Im süßen Jubelmeer, ertrunken;
Versunken
Die Stadt mit Staub und wüstem Schwindel;
Ertrunken
Das lästige Menschengesindel;
Begraben der Unrat, tief versenkt

Hinter blauendem Hügel,
Dort wo hurtige Flügel
Die emſige Mühle ſchwenkt...
Friede, Friede
Im Lerchenliede,
In Windeswogen,
In Aehrenwogen;
Ungeheure Ruhe
Am umfaſſenden Himmelsbogen. —

Weißt du, ſinnende Seele,
Was ſelig macht? —
Ungeheure Ruhe!

Nun biſt du aufgewacht
Zu tiefer, heitrer Weisheit.
Geſtern durchwühlte dein Herz ein Wurm,
Und heute lacht
Das freie Herz in den Sommerſturm.

Friede, Friede
Im Lerchenliede,
In Windeswogen;
In Aehrenwogen;
Ungeheure Ruhe
Am umfaſſenden Himmelsbogen.

Utopieen.

Von

Felix Rütteler.

Gott ja, als ich noch jung war und der Himmel mir näher hing als diese sehr reale Erde, da hatte ich ja auch so meine Ideen; je weniger man vom Leben kennt, desto mehr fühlt man sich ja bekanntlich berufen, es von Grund aus umzugestalten! Na, wenn man dann schließlich zur Ruhe gekommen ist, das Leben zu nehmen, und die Menschen richtig zu schätzen gelernt hat, dann wird man freilich klarer und erkennt die Jugendträume als das, was sie sind: schöne Utopieen, über die man lächeln und sich freuen kann, mit denen aber nichts aufzustellen ist. —

Ja gewiß! Das sagt nicht nur der Herr im Doktorhut oder mit Ordensstern und Gnadenkette; das sagen auch mit dem Brusttone des Selbstvertrauens Gevatter Hinz und Kunz, denn auch in ihrem Minimalhirn ist für ihre Selbstgenügsamkeit noch eine Art Entwicklungsprozeß aus dem Hungrigen zum Satten deutlich wahrnehmbar. Und da die Satten und Fertiggewordenen die respektabelen Leute sind — Leute, an denen doch wenigstens was zu verdienen ist —, so ist es begreiflich, berechtigt sogar, daß dem Worte Utopie ein gewisser Makel anhängt, daß ein mitleidig Achselzucken über den Luftschlösserbauer die einzige vernunftgemäße Reaktion auf sein Thun ist und daß jede Bestrebung „Von Rechts Wegen“ durch Weltklugheit und Weisheit zum Tode verurteilt ist, sobald man sie überlegen lächelnd für eine Utopie erklärt hat.

Den *Verständigen* ist damit genug geschehen. Sie wissen nun, was an der Sache ist. Den Unvernünftigen, der Masse, besonders den unbequemen Hungrigen ist aber damit leider noch nicht genug gesagt. Der das Bestehende schützende Geist — in *weiterem* Umfange weiß sich ja bislang dieser nicht nützlich zu beschäftigen — sollte vielmehr in den Utopieenerfindern seine größten Feinde erblicken und sie unter keinen Umständen zu Worte kommen lassen, denn sie zeigen den Schwarmgeistern und unruhigen Köpfen, die doch als Kameele zu Wüstenbewohnern prädestiniert sind, ein Kanaan in der Ferne, zu dem nun ein unbefugtes Drängen und Treiben beginnt, das den Reitern das Lenken und Fortkommen erschwert. Denn der Unzufriedene denkt nicht an Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Aenderung seiner Zustände: er erhält von der märchenhaftesten Utopie nur einen *Maßstab* für seine augenblickliche Lage und beginnt nun nach diesem zu messen, zu *rechten*, statt sich zu ducken. „Contenti estote“ ist aber die einzige Weisheit, eine so liebliche, freundliche, salbungsvolle, christliche dazu, die Ruhe schafft, die also zu Worte kommen dürfte.

Weshalb man die Aufwiegeler von Thomas Morus bis auf Bellamy und

Hertzka trotzdem ruhig reden ließ? — Eben weil jedem Vernünftigen das Utopische entgegensprang, weil über Utopieen vernünftigerweise kein Wort zu verlieren ist.

Wie denn nun aber, wenn uns das Allgemeinvernünftige — d. h. was allgemein vernünftig *genannt* wird — nicht mehr schlechterdings vernünftig vorkommt, weil wir nachgerade oft genug gesehen haben, daß nicht nur Gesetze und Gebräuche, sondern auch fertig abgezogene Meinungen sich wie eine ewige Krankheit forterben? Lohnt sich's da nicht doch einmal, selbständig nachzuprüfen, ob und weshalb die Vernunft mit Utopieen nichts anzufangen weiß?

Aber, lieber Freund, spricht da sofort die Allgemeinvernunft, die Sache ist doch einfach die, daß jede Utopie auf Voraussetzungen gebaut ist, die über das Menschliche hinaus gehen und daher Ziele zeigen, die niemals zu erreichen sind!

Gemach, gemach! Da ist schon von dreierlei zu reden: von den Voraussetzungen, den Zielen und der Erreichbarkeit dieser. Und mir scheint, daß dabei die verehrliche Allgemeinvernunft gegen *Ziele* am wenigsten einzuwenden hätte, vorausgesetzt nur, eben jene Voraussetzungen wären logisch und praktisch *möglich* und damit die Erreichbarkeit des Zieles gegeben. Erkennt aber die Allgemeinvernunft Ziele überhaupt an, wenn auch freilich nur richtige, d. h. von ihr geaichte Ziele, so hat sie damit dem Teufel den kleinen Finger gegeben und der nimmt sie bald ganz und gar. Konsequent ist nur der strenge Konservatismus, der alles Bestehende für Gottes Ordnung erklärt, der ihm die Leitung der Welt überläßt und jeden zerbricht, der an solcher Ordnung rüttelt. Konsequent war allein das neapolitanische Pfaffentum, als es gegen die Einführung einer öffentlichen Straßenreinigung einen Putsch erregte, da die Straßen schon von selbst rein sein würden, hätte sie Gott rein haben wollen. Denn ein Ziel haben, heißt doch immer, nach der Verwirklichung eines Zustandes streben, der zunächst nur in Gedanken konstruiert ist, der jedenfalls mit dem gegenwärtigen nicht übereinstimmend ist, ein Streben also, das immer, wenn auch noch so wenig *revolutionär*, nicht konservativ ist. Innerhalb der Zielstrebigkeit kann es daher nur *Grad*unterschiede, nicht prinzipielle Unterschiede geben. Der neue Zustand weicht entweder nur wenig oder viel von dem bisherigen ab, und der Grad des *Erlaubten* dabei ist, sieht man's nur einmal genauer an, nichts als Uebereinkommen, bare Willkür, abhängig nur davon, ob das Streben ins Herdenbewußtsein der Masse übergegangen ist, oder ob es nur so Wenige teilen, daß jene plumpste aber gewaltige Kraft davon „choquiert" wird.

Die *Fähigkeit* und *Lust* aber, solche Ziele weiter zu stecken als der Haufe, ist eben — Fähigkeit. Und größere oder geringere Fähigkeit stehen einander nicht allein geistig, sondern im nackten egoistischen Interessenkampf schroff gegenüber. Aus dem Instinkte für diesen gefährlichen Gegensatz heraus regelt das Herdenbewußtsein, das sich gern in Allgemeinvernunft maskieren möchte, den Grad des Erlaubten bei Steckung der Ziele. Der Eintagsmensch vom verkümmerten Arbeiter bis herab zum hochgestellten Pfründner und Couponschneider hat nur die Zielstrebigkeit einer Schildlaus, die, sobald sie ihren Rüssel bis zum Nährsaft am Baume der Menschheit eingebohrt hat, kein anderes Streben mehr kennt, als sich mit einem Schutzpanzer an seine Futterstelle zu kleben. Die Ausschwitzung menschlicher Schildläuse ist feiner und — selbstleuchtend: es sind die mit Heiligenschein umgebenen Gesetze zum Schutz aller Vorrechte. Das Insekt, das darunter schlürft, ist deshalb nicht wertvoller.

Glaubt nun aber Einer, der Baum der Menschheit würde freier und ge-

sunder emporwachsen, wenn alle zehrenden Schildläuse von der Rinde abgekratzt würden, so zeigt sich doch der naturwissenschaftliche Unterschied zwischen bildlichem und wirklichem Kerb, da alsdann der bildliche Parasit wehrhaft wird, sich zusammenrottet und Kreuzige! ruft.

Gewinnt nun aber ein Ziel an Wert, wenn es weiter hinausgesteckt wird?

Offenbar ist es schwerer zu erreichen; aber — den rechten Weg vorausgesetzt — führt das Streben nach ihm an den näherliegenden *vorüber*. Das kurz gesteckte Ziel, der Weg der modernen „praktischen Politik," ist jeden Augenblick erreicht, und sofort thut sich die Frage auf: Und nun? — Der Anschauungskreis hat sich verschoben; es gilt ein neues Ziel von hier aus festzustellen: nun rückwärts oder vorwärts oder seitwärts oder liegen bleiben? — Freihandel, Schutzzoll, Freizügigkeit, Zwangswohnsitz, Liberal oder Autoritär und alles Schwanken, Kannegießern und Jammern zwischen diesen und ähnlichen Richtungen sind nur Folgeerscheinungen dieser kurzsichtigen und kurzatmigen Ziel-fühlerei.

Denn man tastet, fühlt nur furchtsam nach Zielen, in einer Weisheit, die von dem dürftigen Sprichwort voll umschlossen wird: Ein Spatz in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dache. Nur nicht fliegen oder auch nur springen, lieber kriechen! Halte Dich fest mit Arm und Bein, womöglich noch mit dem Wickelschwanz Deines Affentums, das alles machen will, wie die andern auch! Denn das ist die Art fortzuschreiten, das heißt Achtung vor dem Gewordenen, heißt natürliche Entwickelung! So wird in einem Atem das Positive und Negative aneinander gereiht! Natürliche Entwickelung soll aus Achtung, „Konservierung" des Bestehenden entsprießen? Wo hat die Natur *Achtung*, wo verkümmert *nicht* rücksichtslos, was ihren Zwecken nicht dient? Als ob nicht alles Gewordene, weil es eben fertig ist, sich notwendig *ändern* müßte, da doch Alles Entwickelung ist! —

Aber die Natur kennt keine sprungweise Entwickelung!

Nein freilich nicht! Aber doch nur deshalb nicht, weil ihr Wirken ein Crescendo und Decrescendo von verschiedenen Kräften ist, die keinem menschlichen Absichtsbegriff unterstellt sind!

Seit der Mensch aber zu denken gelernt hat und dadurch zum Herrn der Natur geworden, seit er den Zweckbegriff in alle seine Thaten hineingebracht hat, hängt nur von seiner *Kraft* die Schnelligkeit seiner Entwickelung, die Größe des Sprunges zu seinen selbstgesteckten Zielen ab. Weil *er* überhaupt erst ein Ziel *sieht* — das der Natur ist uns mindestens verschleiert, wenn es ja vorhanden ist — kann er Kräfte auf dieses hin sammeln und richten. Die Weite des Zieles hat einzig da Grenzen, wo die Vorstellungskraft sie hat.

Hier also kann das allgemein Fehlerhafte aller Utopieen nicht liegen. Thatsächlich lebt denn auch dieselbe Menschheit, die über himmelferne Ziele von oben herab abspricht, offiziell unter der Herrschaft der allergrößten Utopie, die jemals erdacht ist: unter der des Christentums. Die christliche Gemeinschaft, die christliche Liebe, die man zwar meist nur im elendesten Zerrbilde, in der nichtswürdigsten Verkehrung zu rohen Machtzwecken erblickt, ist doch anerkanntermaßen das Ziel, auf das alle Kulturstaaten, wenn auch waffenstarrend und herrschsüchtig, loszumarschieren vorgeben.

Wo ward jemals ein ferneres Ziel gesteckt, Unerreichbareres, ja geradezu Unmenschlicheres von dem Herdenmenschen verlangt? Hier aber ist die utopische Anschauung eine *gewohnte* geworden; man ist zwar zu lässig, zu kurzsichtig, selbstsüchtig, die Utopie der Wirklichkeit näher zu bringen; aber man benutzt sie

zu Phrasenprunk und Selbstberäucherung und verabscheut den, der es wagt, den Abstand vom Ziel grell zu beleuchten.

Angesichts dieses schlagenden Beispiels kann man mir nur mit sauersüßer Grimasse entgegenhalten: Ja, darin liegt ja eben auch die Unerreichbarkeit echter Christlichkeit, daß sie vom Menschen zu viel voraussetzt.

Gut! Also das Ziel ist jetzt zugegeben und wir kommen zum zweiten Punkte, den Voraussetzungen. Hier sollen die Utopieen stets in einem Wolkenkuckusheim umherfahren, in dem nur das gilt, was in ihren Kram hineinpaßt.

Aber ich frage zunächst nur: Ist's denn bei uns anders? Muß nicht auch heute und alle Tage fünf einmal gerade sein? — Und man läßt sich's gefallen, und es geht trotzdem so fort! Angenommen, daß eine Menschheit mit dem heutigen Allgemeinquantum von Intelligenz irgendwo noch in adamitisch-anarchischen Zuständen lebe und nun plötzlich in unsere Lage gebracht werden solle; würde diese Menschheit es für möglich halten, daß ihre Mehrzahl unter der Knechtschaft des Kapitals oder unter der Last einer Rüstung, die aus, für den Einzelnen ganz unerheblichen Gründen getragen werden muß, — daß diese Menschheit unter so und so viel nutzlosen oder gar schädlichen Ehrfurchten und ohne jedes gemeinsame Handeln zu wahrhaft fruchtbringenden Zwecken lebt? Sie würde das nicht für eine Utopie, aber für eine Blasphemie erklären. Wir aber haben uns hineingewöhnt wie der Krüppel in seinen Buckel und seinen Stelzfuß — vergolden den Stelzfuß gar noch und achten ihn höher als uns selbst, weil wir im Notfalle dem lieben Nachbarn damit die Hirnschale zerschmettern können. Wir lachen über das allgemeine Frohnhaus der sozialdemokratischen Utopie, und vergessen, daß sich Beamte und Offiziere jetzt in einer um vieles drückenderen, aber freilich mit einem Nimbus umgebenen Frohne — man denke nur an alle geheimen Conduitenlisten! — recht wohl befinden und daß 95% des Volkes unter der viel gemeineren Frohne des Geldes leben. Und unsere Zustände sind doch wirkliche, ziemlich dauerbare sogar.

Es ist also erwiesen, zeigt sich jeden Tag, daß in den gesellschaftlichen Einrichtungen gar nicht alles klappt und zu klappen braucht, um ihr Bestehen zu sichern. Und es ist erwiesen, daß Einrichtungen bestehen und alle Tage neu getroffen werden, die der sogenannten Menschennatur schnurstracks zuwiderlaufen, und denen sich diese selbe Menschennatur schließlich doch — anpaßt.

Und es ist das Gute und Schlimme zugleich dieser Menschennatur: ihre Dehn- und Knetbarkeit. Mit solchem Material läßt sich alles machen, was logisch möglich ist, unendlich vieles, was nicht einmal das ist. Steckt nur hinter den tollsten Voraussetzungen ein Wille, so ist dessen Ziel keineswegs mehr eine Utopie, sondern erreichbare Wirklichkeit. Alexander und Napoleon haben es bewiesen.

Beide hatten nur die zwei Voraussetzungen ihrer Kraft und der Feigheit aller Unkräftigen; und die Welt gehörte ihnen, so lange ihre Kraft nicht in Wahnwitz umschlug. Und so lange die Menschen sind, was sie bis heute waren, werden diese zwei Voraussetzungen immer zum Ziele führen, zumal die Memmenhaftigkeit noch künstlich durch unsere ganze Autoritätserziehung gemästet wird. So lange man wie heut die Macht der Masse für jedes Problem lediglich als vis inertiae ansetzen kann, die nur des starken Stoßes bedarf, um den Stoßenden geradeso fortzutragen, als sie ihn zuvor festhielt, so lange ist es ganz unerheblich, woher der Stoß kommt, wohin er führt: die Bewegung ist da, sobald der tote Punkt überwunden ist.

Und Individuen, abweichende Willenskräfte zu schaffen, die allein solche erbärmlich einfache Rechnung zu Schanden machen könnten, wird vielleicht erst nach Darstellung des Homunkulus möglich sein.

Leichter nur, nicht an sich wahrscheinlicher wird der Antrieb, wenn die Maschine durch Logik geschmiert ist. Wäre General Booth eine Cäsarenpersönlichkeit, so würde er vielleicht auch den Heilsarmee-Narrenzug zum Weltsiege führen können. Hat nicht Brigham Young sein Reich der Heiligen der letzten Tage zur Wirklichkeit gemacht? — Braut nur den Trank der Narrheit der Eigensucht recht schmackhaft: wie die Fliegen fallen sie darüber her!

Aber, wie lange hält der Wahnsinn? fragt man, und: Ist das Strebens-Erfüllung, Erreichung des Zieles, das Weltreich Alexanders wie das der Mormonen? Es hält just so lange als die Kraft hält, die ihn in Wirklichkeit umsetzte. Diese Kraft muß wachsen, je mehr Widerstände auftreten.

Und nun: das Ziel erreichen? — — Stecke Dir das Ziel, Deinen Bauch zu füllen oder Geheimrat zu werden oder Deinen Kindern eine feiste Erbschaft zu hinterlassen oder wegen unbotmäßigen Verspottens aller Gesellschaftsfetische ins Zuchthaus zu kommen: das sind erreichbare Ziele. Wirst Du dabei satt, so bleibe ein Satter und spotte über Utopieen. Verfolgst Du aber Ideale, Ziele, die erst die ganze Kraft Deiner Beobachtungs-, Urteils- und Phantasiefähigkeit schaffen mußte, so laß Dir am Streben genügen und überlasse der Entwickelung, ob Du Spreu in den Wind geworfen, oder den Samen zu einem mächtigen Baume in die Erde gesenkt. Ist Dir das nicht genug: Wohl, so laß es. Darüber ist nicht zu streiten. Einen Blinden wird man nicht zu einer Besteigung des Nebo verlocken; er sieht doch kein gelobtes Land.

Ob aber ein gelobtes Land ist? — Es heißt eben, danach zu suchen! Besonders, wenn es Schlüsse giebt, die uns sein Vorhandensein wahrscheinlich machen. Möglich, daß auch wir gleich dem ähnlich handelnden Columbus ein Amerika statt eines Indiens finden. Aber lohnte es nicht die Entdeckerfahrt? Wohin der Weg führt: wer will es sagen? Wer will den Ziel- und Schlußpunkt menschlicher Entwickelung vorausbestimmen? Aber die Richtung ist doch erkennbar, Schlüsse sind doch ziehbar, die Ausrüstung kann doch begonnen, die Absicht festgelegt werden!

Hier erst setzt der Verstand ein. Auch das Unvernünftige ist möglich; nur leichtere, wohlgegründetere Wege führt die Vernunft.

Und wenn sie das, was sie aus tausend Schlüssen als das Richtigste erkannt hat, in ein Bild umsetzt, ein Bild, dessen Schönheit selbst die Widerwilligen fesselt, so wäre das mehr Utopie als jedes andere Streben?

Merkwürdig; vor dem abstrakten Begriff eines Ideals hat die Welt Hochachtung: Ja, wer nicht einmal ein Ideal hat!.....

Aber sobald das Ideal sich greifbar deutlich zu machen sucht, sobald es zum festen Bilde werden will, heißt es achselzuckend: Gott, eine Utopie! Und doch kann erst ein fertiges Bild Verwirklichung finden. Dazu aber bedarf es, wie wir gesehen, nur des entsprechend starken Willens.

Was folgt nun aus dem allen für die Weisheit der Achselzuckenden? Ich meine, daß sie sehr billig und kurzatmig ist.

Was sagt Ihr anderes mit Eurem: „Ja ja, sehr hübsch, wenn man's so hört. Aber doch nur eine Utopie!" als daß Eure Ideale leblos, bloße Idole sind, daß Eure Vorstellungskraft nicht ausreicht, Euer Blick nicht frei genug ist, Eure jetzigen Zustände mit den „utopischen" zu vergleichen, daß Euer

Spatzenhirn unter allen Umständen den Spatzen festhält und die Taube für unbrauchbar erklärt, daß Euch die Ueberzeugung mangelt, wieviel, schier unglaublich viel menschliches Wollen vermag, weil Ihr aus Euch heraus keinen Analogieschluß zu ziehen vermögt, kurz, daß Ihr nicht weiter denkt, als über Eure Futterstelle.

Die Vernunft kann nur eine Stellung zu allen Utopieen einnehmen: prüfen, ob sie überhaupt verlockend sind und, sind sie's, alles daransetzen, um ihnen nahe zu kommen, sie auszubauen. Und endlich wird ein Wille kommen, der die Beiseitestehenden an die Wand drückt und sieghaft spricht: Es werde!

Eine glückliche Ehe.

Novelle

von

Peter Nansen.

I.

Als der Ministerialrat Dr. jur. Friedrich Jermer eines Morgens eine Verlobungsanzeige mit den Namen Nancy Schmidt, Christian Mogensen, Postassistent, erhielt, mußte er unwillkürlich lächeln.

Wie in aller Welt war es nur zugegangen, daß sein alter Schulkamerad Mogensen, dieser ruhige Mensch, sich mit der hübschen Nancy Schmidt verlobt hatte?

Jermer kannte sie von der Straße. Er erinnerte sich ihrer, wie sie vor fünf, sechs Jahren als eben konfirmierter Backfisch die Fliesen der Oestergade (Oststraße?) betrat. Sie hatte eine eigenartige Weise, sich zu halten, — man konnte sie nicht so leicht übersehen. In dem sanften Neigen des Kopfes lag etwas ausgeprägt Jungfräuliches. Dann konnte sie aber plötzlich die großen Augen aufschlagen mit einem Blick warmer Kühnheit. Jermer hatte hin und wieder, wenn er ihr begegnete, Lust verspürt, ihr zu folgen und sein Glück zu versuchen. Jedesmal aber hatte er es aufgegeben aus Furcht, daß er sich auf den Wink, den diese Augen ihm gaben, nicht verlassen könne. Und Nancy Schmidt gehörte nicht zu den Damen, von denen man im voraus Entgegenkommen erwarten darf. Er kannte in kurzen Zügen ihre Familienverhältnisse. Sie war die Tochter eines vor wenigen Jahren verstorbenen Bankkassierers. Die Mutter war schon lange tot. Jetzt wohnte Nancy Schmidt bei ihrer alten kränklichen Tante, der einzigen, unverehelichten Schwester ihres Vaters.

Mit dieser leichtfüßigen Kopenhagenerin hatte sein Jugendfreund Christian Mogensen sich also verlobt!

Friedrich Jermer und Christian Mogensen stammten aus derselben Stadt. In der seeländischen Provinzstadt, wo Jermers Vater Bürgermeister gewesen war, betrieb der alte Mogensen ein einträchtliches Geschäft mit den Landleuten der Umgegend. Die beiden gleichalterigen Knaben wurden gleichzeitig in die Hauptstadt geschickt, um die Lateinschule zu besuchen. Sie wohnten in demselben Pensionat, gingen in dieselbe Schule und waren in derselben Klasse, während aber Jermer

immer den Platz eines Primus inne hatte, begnügte sich Mogensen in aller Bescheidenheit damit, eine Durchschnittsstellung einzunehmen. Ueberhaupt bestand zwischen den beiden Freunden niemals ein Zweifel darüber, daß Jermer der Ueberlegene war. Er war ein heller Kopf, hatte ein einnehmendes Wesen und verriet schon als Kind ein feines Verständnis dafür, sich das Leben angenehm zu machen. Er war gleichzeitig der Liebling der Lehrer und der Führer der Kameraden. Mogensen dagegen war schwerfällig, brav, solide, fleißig, aber ohne alles Talent, sich in den Vordergrund zu stellen und Aufmerksamkeit zu erregen.

Nach den ersten Studienjahren trennten sich die Wege der beiden Freunde. Mogensen gab das Studieren bald auf, um die Postcarriere einzuschlagen, während Jermer, der mehr Ehrgeiz besaß, einer angesehenen juristischen Laufbahn entgegenstrebte. Er besuchte seine Kollegien ebenso gewissenhaft wie er seine gesellschaftlichen Verbindungen in reichen vornehmen Häusern pflegte. Mit zweiundzwanzig Jahren machte er sein Examen und kam bald darauf in das Finanzministerium, wo er jetzt 7—8 Jahre gearbeitet und sich nach den besten Mustern ausgebildet hatte. Er war korrekt im Wesen wie in der Toilette, stets sehr seigniert und nach der neuesten Mode. Mit seiner graden, gemessenen Haltung, seinem mageren, ruhigen Gesicht, den distinguierten Handbewegungen war er ganz der Typus eines jungen Ministerialbeamten comme il faut, halb Diplomat, halb Geistlicher.

Hinter seinem korrekten Aeußern verbarg er weniger korrekte Anschauungen, und in Gesellschaften machte er durch eine leise Ironie großes Glück bei den Damen. Man sagte von ihm, daß er allerhand leichte erotische Verbindungen gehabt habe, aber er war durchaus diskret in Bezug auf diese geheimen Angelegenheiten und vermied mit Erfolg jeglichen Skandal.

Während mehrerer Jahre hatten Jermer und Mogensen wenig mit einander zu thun gehabt. Die freundschaftlichen Beziehungen hatten sich sogar ein wenig gelockert. Zwei, dreimal das Jahres besuchten sie einander, und wenn sie sich auf der Straße begegneten, knüpften sie eine Unterhaltung an.

Es war ganz selbstverständlich, daß Jermer seinem alten Freund einen Gratulationsbesuch machte. Das erhöhte Interesse, welches der Name der Braut in ihm erregte, bewirkte, daß die Visite sehr bald abgestattet wurde. Schon am nämlichen Tage suchte er Mogensen auf und traf ihn auch zu Hause. Der Freund war freudig überrascht durch diese herzliche Anteilnahme; in seinem überschwänglichen Glück vertraute er Jermer gleich seinen ganzen kleinen Liebesroman an.

Er hatte seine Verlobte beim Zahnarzt kennen gelernt, wo sie sich mehrere Morgen hintereinander getroffen hatten, und wo ihr Mogensen den Hof gemacht, indem er es so einzurichten wußte, daß er stets zuerst kam, um der jungen Dame dann galant den Vortritt zu lassen.

„Uebrigens mußt Du nicht glauben, daß die Zähne meiner Braut schadhaft sind," beeilte er sich einzuschalten, „sie kam nur dahin, um sie nachsehen zu lassen. Mir dagegen wurden ein Paar Backenzähne plombiert."

Später hatten sie einander auf der Straße getroffen und sich dann bald verlobt. Und in einem Monat oder in zweien sollte die Hochzeit stattfinden, sobald Nancy ihre Aussteuer beschafft habe. Sie hatten ja keinen Grund zu warten. „Du weißt, daß ich ungefähr 3000 Kronen an Zinsen habe, wenn mein Gehalt von 1800 Kronen dazu kommt, können wir ganz gut leben."

„Ich freue mich schon darauf," fuhr er fort, „daß Du und Nancy mit einander bekannt werdet. Wir haben oft von Dir gesprochen, und ich weiß, daß sie sehr gern einmal mit Dir zusammentreffen will."

Schließlich verabredeten sie, daß sie einen Tag dieser Woche in einem Restaurant zu Abend essen wollten.

— — — Jermer war zuerst da und hatte an einem Tisch Platz genommen. Bald darauf öffnete sich die Thür, und Mogensen und seine Braut traten ein, — er breit, groß, den Hut im Nacken, rotwangig mit viereckigem, rotblondem Vollbart,

sie schlank und fein, in einem modernen wollenen Frühlingskleid, einer kurzen Jacke und einem Matrosenhut.

Den Arm um ihre Taille gelegt, führte Mogensen sie dem Freund zu, der sich erhoben hatte und stellte vor:

„Hier, Schatzi, siehst Du meinen ältesten und besten Freund, Friedrich Jermer. Ich will hoffen, daß Ihr mit der Zeit gute Freunde werdet."

Fräulein Nancy schlug ihre großen Augen auf und schaute Jermer an, dann reichte sie ihm ihre Hand und sagte lächelnd:

„Wenn nur die Hälfte von all' den Lobreden, die ich über Sie vernommen habe, wahr ist, —"

Jermer unterbrach sie.

„Ueber Sie war jegliche Lobrede überflüssig. Ich habe Sie lange gekannt und bewundert."

Sie verbrachten einen lebhaften und angenehmen Abend mit einander Die junge Dame sagte nicht viel, lächelte aber desto mehr, und ihr Lächeln war entzückend, so kokett und verschämt zugleich. Stets machte sich bei ihr diese Mischung von Vorsicht und Kühnheit, jenes Locken und Zurückweichen bemerkbar, das Jermers Neugier schon das erste Mal, als er sie sah, erregt hatte.

Das Verhältnis zwischen den Brautleuten war liebevoll. Mogensen trat mit verliebtem Eifer auf und ließ keine fünf Minuten vergehen, ohne eine Liebkosung zu fordern. Und ohne damit zu geizen, aber auch ohne Begeisterung, ließ sie ihn küssen und streicheln, bewahrte stets ihr sanftes Lächeln, hielt ihm die Wange hin, sich wohlbehaglich reckend, wenn er sie auf den Nacken küßte.

Jermer und Fräulein Nancy blieben einen Augenblick allein. Sofort verstummte die Unterhaltung, dann aber sagte sie, ihm ruhig in die Augen sehend:

„Wissen Sie wohl, daß für mich bei meiner Verlobung mit Christian beinahe das Amüsanteste die Aussicht war, Sie kennen zu lernen?"

Er erwiderte:

„Und wissen Sie wohl, daß ich Mogensen beneide?"

Als Mogensen im selben Augenblick zurückkam und auf seine Braut zuging, um sie auf das Haar zu küssen, wiederholte Jermer:

„Ich erzählte Fräulein Schmidt soeben, daß ich Dich beneidete!"

„Das thut mir leid, Deinetwegen," entgegnete Mogensen, auf den Scherz eingehend, — „aber wir können sie ja nicht gut beide bekommen, nicht wahr Schatzi?"

II.

Die Neuvermählten wohnten in der Gothersgade mit der Aussicht auf den Botanischen Garten.

Es war eine gut eingerichtete und geschmackvoll ausgestattete Wohnung von fünf Zimmern. Die ganze Mitgift der jungen Frau bestand aus fünf bis sechstausend Kronen; für dies Geld und mit Hilfe ihres geschickten Arrangementtalents hatte sie sich ein reizendes Heim geschaffen, — wohlhabend, gemütlich und mit einem gewissen altmodischen Komfort, wozu die soliden Mahagonimöbel, die sie von der Tante bekommen hatte, das Ihrige beitrugen. Diese alte Dame war nach der Verheiratung der Nichte in das Stift für alte Jungfern gezogen.

Im Mai wurde die Hochzeit in aller Stille gefeiert. Als die Neuvermählten nach einer vierzehntägigen Hochzeitsreise in die sächsische Schweiz zurückgekehrt waren, machte ihnen Jermer seine Aufwartung und wurde schon wenige Tage später zu Mittag eingeladen.

Dann kam der Sommer, und Jermer war teils auf Reisen, teils durch Besuche, bei seinen Bekannten in ihren Sommerfrischen in Anspruch genommen, und endlich nahm ihm sein Verhältnis zu einer russischen Schulreiterin, die im Cirkus auftrat, nicht wenig Zeit.

So kam es denn, daß er während des ganzen Sommers nichts von Mogensens sah und auch nur sehr wenig an sie dachte.

Aber eines Tages, zu Anfang September, begegnete er der jungen Frau im Oerstedpark. Er ging mit einem Bekannten, und mußte sich infolge dessen damit begnügen, sie zu begrüßen, sie aber sandte ihm ein so liebenswürdiges, wiedersehensfrohes Lächeln zu, daß ihn eine plötzliche Sehnsucht nach ihr ergriff.

Er ging schon den nächsten Tag zu ihr und traf sie allein. Sie empfing ihn mit freundlichen Vorwürfen, weil er sie so ganz vernachlässigt habe. Er entschuldigte sich damit, daß er sie in dem Idyll ihrer Flitterwochen nicht habe stören wollen. Als er dies sagte, glitt gleichsam ein Schatten von Verstimmung über ihre Züge, und er beeilte sich auf ein anderes Thema überzugehen, unsicher ob er sie verletzt oder betrübt habe.

Sie ihrerseits neckte ihn mit dem Cirkus. Ob er viel da gewesen sei, ob er sich nicht in eine der Kunstreiterinnen verliebt habe? Er merkte, daß sie scharfen Ausguck mit ihm gehalten hatte, was ihm im Geheimen schmeichelte, während er in ernstem Tone ihre Neckereien als unangebracht zurückwies.

Als er ging, forderte sie ihn eindringlich auf, sie doch einen Abend zu besuchen. „Mogensens sehnt sich nach Ihnen, jetzt fangen ja außerdem die langen Abende an, und der Cirkus ist fort. Wir geben keine Gesellschaften, aber wenn ein so verwöhnter Herr wie Sie mit einem einfachen Abendbrot und einem guten Glas Grog fürlieb nehmen will, so sollen Sie uns jederzeit herzlich willkommen sein!"

*

Jermer leistete der Aufforderung gar bald Folge, und es blieb nicht bei diesem einen Besuch.

Das Mogensensche Haus erhielt eine eigene Anziehungskraft für ihn. Er fand hier eine anheimelnde Gemütlichkeit die er in den Kreisen, wo er hauptsächlich verkehrte, nicht gewöhnt war. Der Ton zwischen den beiden Herren und der jungen Frau war ungezwungen und kameradschaftlich, und Jermer hatte das angenehme Gefühl, daß sein Besuch Freude bereite. Ja, es schien ihm zuweilen, als verscheuche sein Kommen eine gedrückte Stimmung zwischen den Ehegatten. Eines Abends hatte er die junge Frau sogar mit Thränen in den Augen überrascht. Sie hatte sich jedoch beeilt, die Spuren des Kummers zu verwischen und war bald wieder in rosigster Laune. Mogensen war nach einer Weile mit finsterem Gesicht aus dem Schlafzimmer gekommen, als er aber seinen Freund erblickte, klärten seine Züge sich auf. Die Ehegatten nickten einander zu, lächelten, und es herrschte wieder eitel Sonnenschein im Hause.

Wie war eigentlich das Verhältnis zwischen Mogensen und seiner Frau? Und wie war eigentlich die kleine Frau Nancy überhaupt?

Darüber grübelte Jermer häufig nach und suchte Beobachtungen zu machen.

Wenn sie des Abends bei ihrem Glase Grog saßen, und die junge Frau sich aufwartend zwischen den beiden Herren bewegte, pflegte Mogensen sie im Vorbeigehen um die Taille zu fassen, und ihr einen Kuß zu rauben. Sie bewahrte während dieser Liebkosung ihren sanft lächelnden Ausdruck, entwand sich aber schnell den Armen des Gatten, und dann kam es wohl vor, daß sie, Mogensen den Rücken zuwendend, Jermer einen eigenartig langen Blick zusandte, — einen Blick, den er nicht so recht zu deuten vermochte, — wenigstens war er sich nicht ganz sicher, ob er das zu bedeuten habe, was er darin zu lesen vermeinte.

Im Laufe des Herbstes kam Jermer immer häufiger in das Mogensensche Haus. Ihn zog einerseits das Wohlbefinden dahin, das er als gern gesehener Gast empfand, anderseits der berauschende Duft von Sehnsucht und Verheißungen, den Frau Nancys Wesen ihm gegenüber ausstrahlte.

III.

Es war an einem der ersten Novembertage in der Dämmerstunde. Jermer kam, um einen Besuch bei Mogensens abzustatten. Das Mädchen, das ihm öffnete, sagte, der Herr sei nicht zu Hause, die gnädige Frau sitze aber im Wohnzimmer, der Herr Ministerialrat möge nur nähertreten.

Jermer klopfte an die Thür, die in Mogensens Zimmer führte. Niemand antwortete, und er ging hinein. Es war dunkel. Die Portieren zum Wohnzimmer waren zurückgezogen, — auch hier herrschte Dunkelheit. Leise, — um zu überraschen — ging er über den Teppich, guckte in das Wohnzimmer und entdeckte Frau Nancy, die vor dem Ofen auf der Chaiselongue saß, den Rücken ihm zuwendend. Vorübergebeugt saß sie da, die Ellenbogen auf den Schoß gestützt, das Gesicht in den Händen bergend.

Als er dicht hinter ihr stand, sagte er mit tiefer Baßstimme: „Buh!“

Sie fuhr schreiend in die Höhe, strich sich schnell über die Augen und sagte in traurigem Ton, indem sie sich wieder niederließ: „Ach, Sie sind es, Jermer! Sie haben mich so erschreckt!“

Er ergriff ihre Hand, setzte sich neben sie und sagte mit weicher, teilnahmsvoller Stimme: „Liebe Frau Nancy, Sie weinen, — was fehlt Ihnen?“

Sie entzog ihm ihre Hand nicht, lehnte sich zurück, so daß ihr Kopf seine Schulter berührte, und schwieg. Da strich er vorsichtig mit der Linken über ihr Haar und sagte in demselben, sanften Ton, in dem man verweinten Kindern zuzureden pflegt: „Ist der lieben, kleinen Frau etwas Unangenehmes begegnet?“ Sie aber sank ihm krampfhaft weinend an die Brust, und während er sanft — ihre Hand immer noch haltend — vor ihr auf die Knie glitt, schluchzte sie:

„Ach, ich bin so unglücklich, Jermer!“

Er antwortete, indem er sie mit heißen Küssen und Liebkosungen überschüttete, und sie leistete keinen Widerstand, sondern weinte unaufhaltsam. Erst als Jermer wieder auf der Chaiselongue saß, ihre Hand in der seinen, hielt sie mit dem Weinen inne, und, gleichsam sich besinnend, doch ohne Strenge, sagte sie: „Es ist häßlich, was wir gethan haben. Was müssen Sie doch nur von mir denken?“

Lachend erwiderte er: „Ich denke, Deine üble Laune wird nun wohl verflogen sein!“

Da lächelte sie durch Thränen und mit beiden Armen seinen Hals umschlingend, beugte sie sich zu ihm herab und preßte ihm einen langen, heißen Kuß auf den Mund.

Und während sie in der Dämmerung sitzen blieben, selig über einander, und zahllose Liebkosungen austauschend, erzählte sie ihm, welche Enttäuschungen Mogensen als Ehemann ihr bereitet habe, wie gleichgiltig er ihr gegenüber sei, wie sie eigentlich immer in ihn, Jermer, verliebt gewesen, und wie unglücklich sie sich in ihrem jungen, lebensfrohen Drang gefühlt habe, — einem Drang, den das Leben an der Seite des kühlen Gatten und das häufige Zusammensein mit Jermer, von dem sie geglaubt, daß er sich nicht das Geringste aus ihr mache, ihr stets zu schmerzlicherem Bewußtsein gebracht habe.

Jermer seinerseits war bemüht, in dem er an seine Handlungsweise bei verschiedenen Gelegenheiten während ihrer bisherigen Bekanntschaft erinnerte, — eine Handlungsweise, deren rechte Bedeutung sie erst jetzt verstand, wenn sie sich auch

zuweilen voller Entzücken das Ihre dabei gedacht hatte, — ihr auf das Klarste zu beweisen, daß er sie gleich von Anfang an geliebt habe, und daß das, was jetzt geschehen war, in Wirklichkeit nichts Anderes sei, als wonach er wie sie in gegenseitiger Verliebtheit sich schon längst gesehnt hätten.

IV.

Das Verhältnis zwischen Jermer und Frau Nancy wurde bald sehr intim. Sie waren überglücklich. Er war ein sorgsamer, aufmerksamer, phantasievoller Liebhaber, sie die hingebendste verständnisvollste Geliebte.

Sie hatten viel Gelegenheit zum Alleinsein. Entweder zu Hause bei Mogensens selbst, wenn Jermer das Ministerium eine Stunde früher verließ, als Mogensens Dienst beendet war, oder zu Hause bei Jermer, an den Abenden, an denen Mogensen durch seinen politischen Diskussionsverein in Anspruch genommen war, und die sie angeblich zu Besuchen bei der alten Tante im Stift benutzte. Außerdem fanden sich natürlich noch hier und da allerlei Gelegenheiten.

Während sich Jermer und Frau Nancy immer inniger an einander anschlossen, wurde auch das Verhältnis zwischen Jermer und Mogensen immer freundschaftlicher.

Jermer bemerkte zu seiner Verwunderung, daß seine Verliebtheit in Frau Nancy erfrischend und verjüngend auf seine Freundschaft für den Mann wirkte. Während er in den letzten Jahren ein wenig ironisch und überlegen auf den naiven und nicht sehr kenntnisreichen Kameraden herabgeschaut hatte, entdeckte er jetzt immer mehr gute, — ja interessante Eigenschaften bei ihm.

Mogensen besaß, — das bemerkte er jetzt — sowohl ein gesundes Urteil als auch einen liebenswürdigen, eigenartigen Humor, der freilich nur im engen, intimen Kreis zur Geltung gelangte. Jermer wurde geradezu ehrgeizig in der Seele des Freundes. Er sprach mit Wärme von ihm, und war eifrig bemüht, Andere von seinem guten Verstand und seinem Witz zu überzeugen. Auch Mogensen selbst gegenüber legte er sein Interesse deutlich an den Tag. Er spornte ihn an, sich im Dienste auszuzeichnen, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten zu erregen und ihre Anerkennung zu gewinnen, voller Interesse lauschte er Mogensens Erklärungen über die Verhältnisse im Postwesen, über seine Pläne und Chancen. Und als er eines Tages einen guten Freund von Jermers Vater, einen der obersten Postbeamten, als denjenigen erwähnt hatte, der den größten Einfluß auf seine Carriere habe, stattete Jermer dem Betreffenden, in dessen Hause er ganz oberflächlich verkehrt hatte, sofort einen Besuch ab und brachte das Gespräch auf Mogensen, über den er sich dann in den höchsten Tönen erging. Auch auf andere Weise machte er sich dem Freunde nützlich. Er war ihm — durch Vermittlung eines ihm befreundeten, tüchtigen Börsenmannes — behilflich, Papiere, die nur niedrige Zeiten gaben, zu verkaufen und das Geld in ausländischen Staatsobligationen unterzubringen, die infolge einer falschen Panik gerade für einen Spottpreis zu erstehen waren.

Alle diese uneigennützigen Freundschaftsbeweise, all diese Fürsorglichkeit und Teilnahme von seiten Jermers, zu dem er immer bewundernd aufgeschaut hatte, riefen bei Mogensen natürlich eine begeisterte Anhänglichkeit wach. Wenn er Jermer jetzt nicht täglich sah, wurde er unruhig und traurig und ließ sofort bei ihm vorfragen, wo er denn eigentlich blieb oder auch er suchte ihn mit Einladungen zu locken, wie z. B.: „Heute Abend giebt es Dein Leibgericht, Krebse in Curry."

Jermer wurde der feste Anknüpfungspunkt zwischen Mogensen und seiner Frau. Sie, die früher garnicht recht wußten, worüber sie sprechen sollten, und die, nachdem die Erotik ihrer Ehe sich verflüchtigt hatte, einhergegangen waren und mit einander geschmollt hatten, fanden jetzt stets Stoff zu anregender Unterhaltung. Sie sprachen

immer von Jermer: Was Jermer gesagt und gethan hatte, wie unbeschreiblich liebenswürdig und gemütlich er war; von seiner Begabung, seinen glänzenden Aussichten, seinen feinen Beziehungen und seiner Treue gegenüber den alten Freunden. Wenn sich die beiden Ehegatten jetzt einmal uneinig waren, so geschah dies stets nur weil Mogensen der Ansicht war, daß seine Frau nicht entzückt genug von Jermer sei. Teils aus Vorsicht, teils auch, weil sie zuweilen wirklich fand, daß ihre Gatte zu weit ging in seiner Anbetung, kam sie mit einer milden Kritik: sie hob z. B. gewisse komische Manieren bei dem Freund hervor, oder sie sagte, sie fände ihn reichlich von sich eingenommen und sehr mit sich selbst zufrieden. Eine solche Kritik empörte Mogensen. Jermer sei, gerade so wie er war, der beste Mensch von der Welt, er könne nicht den geringsten Fehler an ihm entdecken.

Es kam wohl auch vor, daß Frau Nancy des Abends, wenn Jermer gegangen war, Schelte bekam, weil sie nicht freundlich genug gegen ihn sei. So war sie z. B. eines Tages ein wenig eifersüchtig auf eine Dame ihrer gemeinsamen Bekanntschaft gewesen und hatte es nicht an Stichelreden fehlen lassen.

Kaum war Jermer aus der Thür, als Mogensen in gereiztem Tone sagte: „Ich finde, Du bist durchaus nicht liebenswürdig gegen Jermer."

„Was willst Du damit sagen, mein Freund?"

„Weshalb fuhrst Du fort, ihn mit Fräulein Clausen zu necken? Konntest Du nicht merken, daß es ihn unangenehm berührte? Ich finde es taktlos von Dir, Dich in dergleichen Angelegenheiten zu mischen."

„Aber es geschah ja nur im Scherz."

„Ich fürchte, Jermer faßte es nicht als Scherz auf. Jedenfalls war es ein sehr unpassender Scherz, und ich finde überhaupt, daß Du in der letzten Zeit nicht so gegen Jermer gewesen bist wie früher. Habt Ihr Euch erzürnt?"

*

Am nächsten Abend, als Jermer wieder an seinem gewöhnlichen Platz in dem kleinen Kreis saß, und Frau Nancy ihm sein Glas Grog brachte, sagte sie, indem sie neben ihm stehen blieb und ihm zulächelte:

„Wissen Sie, daß ich gestern Abend Ihretwegen Schelte bekommen habe?"

„So — o?"

„Wozu mußt Du Jermer das jetzt erzählen?" fiel ihr Mogensen in die Rede.

„Ja, das soll er gerade wissen. Ich bekam Schelte, weil ich nicht liebenswürdig genug gegen Sie sei. Mogensen behauptete, ich hätte in der letzten Zeit einen unangenehmen, neckischen Ton Ihnen gegenüber angeschlagen. Sind Sie mir böse?"

Jermer that ein paar lange Züge aus der Cigarrre, dann sagte er:

„Natürlich bin ich nicht im geringsten böse auf Sie. Uebrigens aber stimme ich ganz mit Mogensen darin überein, daß Sie so liebenswürdig wie möglich gegen mich sein müssen."

„Da kannst Du hören, Nancy! Jermer hat es Dir übel genommen!"

Frau Nancy nahm ihres Mannes Glas, stieß es gegen Jermers und sagte, ihn mit einem langen Blick anschauend:

„Da ich unartig gewesen bin, bitte ich Sie um Verzeihung. Ich beuge mich unter die Zucht meines strengen Herrn Gemahls, und werde in Zukunft stets liebenswürdig gegen Sie sein."

Sie tranken, und Jermer küßte ihre Hand, während Mogensen sich behaglich ins Sofa zurücklehnte, ihnen zunickte und sagte:

„Das ist recht, Kinder. Und nun wollen wir einen gemütlichen Abend mit einander verleben.

V.

Wenn Frau Nancy und Jermer einen Abend allein zubrachten und sie, glückselig, im Sofa zusammensaßen und an einem Glase Wein nippten, sie eine Cigarette und er eine feine Havanna-Cigarre rauchend, sprachen sie oft über Mogensen.

„Er hat Unrecht an mir gethan," sagte sie dann wohl. „Es ist seine eigene Schuld, daß alles so gekommen ist, wie es ist."

Wenn dann Jermer fragte: „Falls er nun ein pflichtgetreuer Ehemann gewesen wäre, würdest Du mich dann nicht lieb gehabt haben?" so antwortete sie mit einem unsicheren Lächeln: „Dann würde ich jedenfalls keine Entschuldigung gehabt haben."

Jermer verteidigte seinen Freund und redete Frau Nancy in seinem Interesse zu. Er sprach seine feste Ueberzeugung aus, daß die Ehe in Wirklichkeit niemals auf Erotik begründet sein könne. Sollte man ewig mit einander leben, an einander gefesselt sein, so verliere das Verhältnis schnell seinen Reiz. Es werde banal, ermüdend. Es erfordere eine beständige, gegenseitige Lust und träfe bald den Einen, bald den Andern unaufgelegt. Sei dies aber erst ein paarmal der Fall gewesen, so wirke das Verhältnis demoralisierend auf die Eheleute und mache sie schlecht und gehässig gegen einander. Das Unglück sei, daß das, was sich in fröhlicher Freiwilligkeit vollziehen müsse, in der Ehe als Pflicht aufträte. Er, Jermer, verstehe nur zu gut, daß allein dies Pflichtgefühl Ueberdruß erzeugen könne. Und er sei auch davon überzeugt, daß nur die Ehen, wo beide Teile zur Ruhe gekommen seien und in der Hinsicht gegenseitig nicht zu große Ansprüche machten, die glücklichsten wären.

— — — Im Uebrigen sprach auch sie nur gut von Mogensen. Es gäbe keinen besseren Menschen, — sagte sie eines Abends. „Ich glaube, es giebt kein Opfer, das er mir nicht bringen würde. Und Du ahnst nicht, wie sehr er Dich liebt."

Jermer antwortete: „Ich schätze ihn ebenfalls sehr. Mogensen ist ein ausgezeichneter Mensch."

Sie saßen einen Augenblick schweigend neben einander. Dann sagte sie, die Hände im Schoß gefaltet, traurig vor sich hinstarrend:

„Ich fürchte, es rächt sich eines Tages doch, daß ich so gegen ihn gehandelt habe."

Es war dies das erste Mal, daß er ernste Worte der Reue aus ihrem Munde hörte, und er wußte nicht sogleich, wie er die Situation angreifen sollte. Dann aber ergriff er ihre Hände, wandte sie sich zu, und ihr fest in die Augen sehend, sagte er mit mildem Vorwurf:

„Du bist ein großes Kind! Sei jetzt vernünftig und antworte mir aufrichtig: Gegen wen begehen wir ein Unrecht? — Wenn Du ehrlich sein willst: ist das Verhältnis zwischen Dir und Deinem Mann besser oder schlechter geworden seit dem? Wart Ihr vorher glücklich?"

Sie schüttelte den Kopf und er fuhr in heiterem Ton fort:

„Aber jetzt? Bist Du etwa jetzt nicht glücklich? (Sie nickte lächelnd und drückte im die Hand). Und er? Hast Du ihn jemals so zufrieden gesehen? Ist es nicht, als sei eine Last von ihm genommen? Ist er nicht in jeder Hinsicht gleichsam verjüngt? Er ist fröhlich bei seiner Arbeit, er ist entzückt von Dir, und in mir hat er einen treuen Freund, auf den er große Stücke hält. Ueberhaupt: Wo in der ganzen Welt findet man wohl drei Menschen, die gemütlicher und besser zusammen leben und sich unbedingter auf einander verlassen können, als Dein Mann und wir Beide? Deswegen, wenn Du aufrichtig und natürlich sein willst, ist es in Wirklichkeit garnicht Deine Ansicht, daß Du Dir etwas vorzuwerfen hast. Aber die Sache ist die: Du bist von der allgemeinen Ziererei dieser Zeit angesteckt. Wir haben heut zu tage eine ganz untergeordnete Sache aufgeschroben, als sei sie das eigentlich Entscheidende im Leben. Glaub' nicht an das, was unsere modernen Moralisten verkündigen. Sie weinen offiziell über das, was privatim ihr wie der

ganzen Welt schönstes Vergnügen ist. Wie unwahrscheinlich auch im Grunde, daß der moralische Wert eines Menschen von etwas so Nebensächlichem abhängig sein sollte, nämlich davon, ob sie oder er etwas mehr oder weniger, etwas häufiger oder seltener küßt. Das, worauf es ankommt, ist, ob man schlecht gegen jemand handelt oder nicht. Aber heut zu tage kann ja selbst ein zwanzigjähriger Dichter nicht von einer kleinen Näterin schreiben, die einen Geliebten hat, ohne eine wehmütige Tragödie aus diesem nichts weniger als betrüblichen Umstand zu machen, — es ist vielleicht das Einzige, was einem so armen Mädchen das Leben ein wenig versüßt. — — Und nicht wahr, wir haben alle das Bedürfnis, geliebt zu werden?"

Sichtlich beruhigt durch seine Rede erwiderte sie:

„Und, weißt Du, — ja, es klingt vielleicht ein wenig merkwürdig, aber wahr ist es trotzdem: ich habe das Gefühl, als sei ich in der letzten Zeit ein besserer Mensch geworden. Früher war ich stets schlechter Laune. Ich war unglücklich und verbittert; ich fühlte mich enttäuscht und beleidigt. Vor allem hatte natürlich mein Mann unter meiner schlechten Laune zu leiden. Du ahnst nicht, wie häßlich ich oft gegen ihn gewesen bin. Es gab Tage, an denen wir nicht mit einander sprachen, außer wenn Besuch da war, oder das Mädchen ins Zimmer kam. Es war soweit mit uns gekommen, daß ich ihn, wenn er sich mir einmal in Zärtlichkeit näherte, zurückwies, und empfand ich hinterher Reue und das Bedürfnis, es wieder gut zu machen, so war er unzugänglich. Jetzt dagegen ist unser Verhältnis ein vorzügliches. Ich bin in rosigster Laune vom frühen Morgen an, und den ganzen Tag ist es wie Sonnenschein in mir. Ich springe früh aus dem Bett, um Mogensen selber den Thee zu machen, und ich begleite ihn jeden Tag auf die Post. Stets habe ich etwas, worauf ich mich freuen kann, — entweder die Aussicht, mit Dir allein zusammen zu sein, oder unsere gemütlichen Abende, — und selbst wenn Mogensen und ich allein sind, langweilen wir uns nie. Es ist auch wie verwandelt, darin hast Du recht. Ja, ich bin sehr glücklich und ich will, daß alle um mich her es sein sollen. — Nein Du, es kann kein Unrecht sein, daß ich Dich lieb habe!"

Sie wandte sich zu ihm um, warf sich ihm an die Brust und sagte:

„Ich liebe Dich!"

Er erhob sich und nahm sie in seine Arme. Er trug sie durch die Stube nach dem Schlafzimmer. Auf dem Wege dahin fiel sein Blick auf den Schreibtisch, wo ein Bild von Mogensen einem Bilde von Frau Nancy gegenüber stand. Er hielt einen Augenblick inne und sagte zu ihr: „Sieh da!"

Sie lag in seinen Armen wie ein kleines Kind, nickte lächelnd dem Bild ihres Mannes zu und machte eine Kußhand, dann küßte sie Jermer.

Und er trug sie weiter.

VI.

Auf Mogensens Schreibtisch stand in der einen Ecke ein Bild von Jermer, in der andern ein Bild von Frau Nancy.

Eines Tages nach Tische als sie mit dem Kaffee hereinkam, traf sie ihren Mann, versunken in Beschauung der beiden Bilder.

Sie setzte das Kaffeebrett auf den Tisch vor dem Sofa, trat an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Woran denkst Du, lieber Mann?"

Er faßte sie um die Taille, setzte sie auf seinen Schoß und sagte:

„Ich denke an Dich und Jermer. Sag mir einmal, ob ich recht habe! Ich dachte, daß Ihr im grunde garnicht zusammen paßtet, Ihr könntet nicht miteinander verheiratet sein."

„Das sind ja ganz sonderbare Gedanken!“

„Und weswegen? Die Annahme, daß Ihr zu einander passen würdet, liegt, meiner Ansicht nach, sehr nahe. Das thut Ihr natürlich auch gewissermaßen. Ich weiß ja, daß Du ihn sehr gern hast, und ich bin ebenso fest davon überzeugt, daß Du ihm ausgezeichnet gefällst. Aber trotzdem, Ihr würdet nicht glücklich werden, wenn Ihr Euch verheiratetet. Und ich glaube, ich habe ausfindig gemacht, weswegen. — Siehst Du, zwischen Jermer und mir ist nämlich der Unterschied, daß ich mich für feste ruhige Verhältnisse eigne, also dazu, Ehemann zu sein. Er dagegen ist eine zu anspruchsvolle Natur, um ein dauerndes Glück in der Ehe finden zu können. Du kennst ihn ja nicht so gut wie ich. Ich kann ihn auf Grund langjähriger Erfahrungen beurteilen. Sobald ein Verhältnis anfängt, als Pflicht auf ihm zu ruhen, wird er ungemütlich. Er würde die Ehe gar bald als Fessel empfinden, und ich bin überzeugt, daß er sie abstreifen würde.“

„Ich glaube, mein Mann wird am Ende noch Philosoph. Du redest wirklich wie ein Weiser.“

„Meinst Du, daß das, was ich von Jermer sage, verkehrt ist?“

„Bewahre! Du hast sicher recht. Ich glaube außerdem, daß er einmal etwas Aehnliches über sich zu mir gesagt hat.“

„Und siehst Du, deswegen stimmt es auch so gut mit seinem Charakter überein, daß er sich so wohl bei uns fühlt. Er hat Dich gern und er hat mich gern, und er weiß, daß wir uns freuen, je öfter er kommt. Unser Haus ersetzt ihm die Ehe. Hier hat er sein Heim. Du bist fürsorglich und gut gegen ihn, und er kommt hierher ohne jeglichen Zwang.“

Sie saß einen Augenblick in Gedanken versunken da. Dann sagte sie:

„Soll ich Dir etwas anvertrauen?“

„Nun? Und das wäre?“

„Als ich ganz jung war, ehe ich Dich kennen lernte, schwärmte ich sehr für Jermer. Ich hatte niemals mit ihm gesprochen, aber ich fand, daß er so fein und schön war und so klug aussah. Denk' nur, ich ging geradezu auf der Straße und lauerte ihm auf. Ich glaube übrigens auch, daß er mich bemerkte und daß ich ihm gefiel, aber dabei blieb es ja auch. — Damals war es mein Ideal, mich mit einem Mann wie Jermer zu verheiraten, und im grunde hast Du es ihm zu verdanken, daß Du mich bekamst. — Ich hatte Dich ja hin und wieder einmal mit ihm zusammen gesehen, deshalb interessierte ich mich gleich für Dich und freute mich mit Dir zu sprechen, — das war doch immer etwas von ihm!“

„Aber jetzt, —“ fuhr sie fort und küßte Mogensen, auf dessen Stirn eine Wolke lag, — „jetzt weiß ich auch, daß Jermer nicht der rechte Mann für mich gewesen wäre, und daß ich den besten, entzückendsten Ehemann von der Welt bekommen habe.“

Mogensens Antlitz strahlte wieder und er sagte, seine Frau auf dem Schoße hin und her wiegend:

„Ja, ja, ja! es ist gut, so wie es ist. Ich passe zum Ehemann und Jermer paßt zum Freund. Du würdest es lange nicht so gut haben, wenn er und ich die Rollen vertauschten.“

Frau Nancy legte den Arm um den Hals ihres Mannes und sagte:

„Jetzt wollen wir aber Kaffee trinken! Trage mich!“

Und er trug sie auf's Sofa. Sie that Zucker in seinen Kaffee und schenkte ihm Sahne ein, zündete ihm seine Cigarre an und legte ihm ein Kissen in den Nacken, so daß er sich recht gemütlich ausruhen konnte.

Als er so da lag, in das Sofa zurückgelehnt, abwechselnd rauchend, am Kaffee nippend und seine Frau liebkosend, sagte er plötzlich:

„Ich möchte diesen modernen Herren Schriftstellern wohl gönnen einen kleinen Einblick in unser Heim zu thun. Dann könnten sie doch vielleicht einmal eine Wirklichkeitserzählung schreiben, die von einer glücklichen Ehe handelte.“

VII.

Mogensens waren anderthalb Jahre verheiratet gewesen, aber es waren immer noch keine Aussichten auf einen Erben vorhanden.

Eines Abends, als ein junges Ehepaar mit ihrem zweijährigen Töchterchen bei ihnen zu Besuch gewesen war, sagte Frau Nancy, als sie nachher mit Jermer allein saßen:

„Ich würde unbeschreiblich glücklich sein, wenn ich so ein kleines Wesen mein eigen nennen könnte."

Diese Bemerkung versetzte Mogensen in heitere Laune. Er lachte laut und sagte:

„Nun, Schatzi, das kann mit Gottes Hilfe ja noch kommen!"

Sie seufzte:

„Ich fürchte nein!"

Mogensen lachte noch immer und sagte, indem er Jermer in die Seite puffte:

„Na, und wie sollte denn Dein Kind aussehen? Sollte es ein Knabe oder ein Mädchen, blond oder brünett sein?"

Frau Nancy ließ ihre Stickerei sinken, prickelte nachdenklich mit der Nadel in den Tisch und sagte:

„Es sollte ein Knabe sein. Ein schöner Knabe. Hört jetzt, wie er aussehen sollte: Mir sollte er gar nicht ähnlich sein, denn an mir ist nichts, was einem Mann kleiden würde. — Er müßte Deine Augen haben, Mogensen, Du hast so schöne, gute Augen, er müßte auch Dein braunes, welliges Haar haben. Aber die Nase und der Mund und die Hände müßten am liebsten Jermer gleichen."

„Hör einmal!" lachte Mogensen, „jetzt wirst Du aber wirklich zu anspruchsvoll. Ich fürchte, ein so eklektisches Kind werden wir nicht prästieren können! Was sagst Du dazu, Jermer?"

— — — Am nächsten Tage aber, als Jermer nach beendeter Sitzung zu Frau Nancy kam, sagte er:

„Wie leichtsinnig und unvorsichtig Du doch bist!"

Sie zupfte ihn am Bart und erwiderte:

„Kehr Dich nur garnicht daran. Mogensen ist in Bezug auf Dich nun einmal zu einem Resultat gekommen, das Dich vor jedem Verdacht bewahrt. — Komm, setz Dich, dann sollst Du es hören, es ist zu amüsant!"

Sie faßte ihn unter den Arm und führte ihn zu einem Lehnstuhl, indem sie fortfuhr:

„Es war vorgestern Abend, als Du gegangen warst und wir uns auskleideten. Mogensen saß, mit Erlaubnis zu sagen, in Unterbeinkleidern auf seinem Bett und zog seine Strümpfe aus. Da sagte er plötzlich: Hat Jermer nie den Versuch gemacht, Dich zu küssen? — Ich kann nicht leugnen, daß ich im ersten Augenblick ein wenig verlegen wurde; es kam so wie aus der Pistole geschossen, während ich, nichts Böses ahnend, vor dem Spiegel stand und mein Haar für die Nacht aufsteckte. Na, glücklicherweise konnte ich ihn im Spiegel sehen, und weil er ganz gemütlich dasaß, den einen Strumpf in der Hand, so antwortete ich mit der größten Gemütsruhe: „Wie kannst Du nur so etwas glauben! So ist Jermer wirklich nicht." — „Nein" — sagt er dann, — „das dachte ich mir auch. Jermer ist in der letzten Zeit den Damen gegenüber merkwürdig kühl geworden. Ich habe bemerkt, daß es ihn förmlich geniert, wenn Du ihm hin und wieder einmal ein wenig zu nahe kommst." Und dann erinnerte er mich u. a. an Deinen Geburtstag, als wir bei Dir waren, und so viel Champagner tranken, und ich mich schließlich auf Deinen Schoß setzte. Mogensen versicherte, Du habest geradezu entsetzt ausgesehen. „Nein," — sagte er — „wäre mir das passiert, daß sich eine junge, hübsche Frau auf meinen Schoß gesetzt hätte, — weiß Gott, ich hätte sie umgefaßt und geküßt. Und es wäre mir im Leben nicht eingefallen, böse auf Jermer zu werden, wenn er Dir bei einer solchen

Gelegenheit einen Kuß gegeben hätte.“ Dann sagte ich: würdest Du es auch natürlich finden, wenn mir Jermer sonst dergleichen Freundlichkeiten erwiese?“ Und nun sollst Du hören, was mein leichtsinniger Gemahl antwortete: „Offen gestanden, es würde mich nicht anfechten. Es liegt uns Männern nun einmal im Blute, den Hof zu machen, und wir sind in dieser Beziehung nicht so genau wie Ihr. Vor ein paar Jahren, — darauf will ich Gift nehmen, — hätte Jermer es sich auch nicht entgehen lassen. Damals war er ein großer Damenfreund, wenn ich auch glaube, daß sein Ruf schlimmer war als er selbst. Jetzt aber macht er mir völlig den Eindruck eines ausgebrannten Kraters.“ Und dann endete er damit, etwas zu sagen, was im grunde abscheulich unartig gegen Dich war.“

„Was war das denn?“

„Er sagte: Ich glaube, jetzt könnte ihn der Sultan ohne Risiko in seinen Harem einsperren.“

„Für diese Beleidigung muß ich mich rächen!“ sagte Jermer pathetisch und schloß Frau Nancy in seine Arme.

VIII.

Der Winter und der Frühling waren vergangen. Man war im Juni, und die Zeit nahte heran, wo Mogensen und Jermer Urlaub haben sollten. Sie hatten sich verabredet, gleichzeitig Ferien zu machen, und wollten dann alle drei einige Wochen in einem Nordseebad zubringen. Da aber kam, Mitte Juni, wenige Tage vor den Ferien eine Hiobspost für Frau Nancy. Ein Brief aus einer kleinen jütischen Provinzstadt meldete, daß ihre Schwester, die dort mit einem wohlhabenden Kaufmann verheiratet war, gefährlich erkrankt sei, und nun fragte der Schwager an, ob nicht Frau Nancy auf einige Wochen hinüberkommen könne, um den großen Haushalt zu leiten und für die vier Kinder zu sorgen. Auch sehne die kranke Schwester sich sehr nach ihr.

Jermer wurde durch ein Billet von Mogensen herbeigerufen: „Komme zu Mittag, wir haben etwas Wichtiges mit Dir zu bereden.“

Jermer traf die Ehegatten in großer Erregung.

Frau Nancy war verzweifelt über die traurigen Nachrichten von der Schwester und meinte, daß sie unbedingt sofort abreisen müsse.

Mogensen hatte die Fassung völlig verloren, welch einen Strich würde die Abreise seiner Frau nicht durch die Ferienpläne machen und wie sollte er sie nur so lange entbehren! Er war der Ansicht, daß man die Sache auf alle Fälle noch einige Tage mit ansehen müsse. „Denn offen gestanden, daß Du da hinüber sollst, um die Kinder zu hüten, das finde ich ganz überflüssig. Dein Schwager lebt in den Verhältnissen, daß er sich so viel Hilfe schaffen kann, wie er nur will, und für Dich ist hier auch genügend zu thun. Du hast Deinen Mann und Du hast Jermer. Ich bin fest überzeugt, daß Jermer Dich ebenso wenig entbehren kann wie ich, hab' ich nicht recht, Friedrich?“

„Freilich,“ — erwiderte Jermer — „ich würde Sie sehr vermissen, Frau Nancy, das wissen Sie, aber natürlich habe ich kein Recht zu verlangen, daß Sie um meiner Gemütlichkeit wegen anders handeln sollten, als Ihr Gefühl es Ihnen eingiebt.“

Frau Nancy war kurz vor dem Weinen.

„Glaubt Ihr vielleicht, daß ich gerne fort will? Glaubt Ihr, daß ich gern die Ferienreise aufgebe, auf die wir uns nun schon so lange gefreut haben? Aber dabei ist nichts zu machen, — wenn Sophie so krank ist und mich bittet zu kommen, so muß ich reisen.“

„Nun, das mit dem Urlaub ließe sich wohl allenfalls arrangieren,“ sagte Jermer nach einigem Ueberlegen. „Wir können ihn sicher vierzehn Tage hinausschieben lassen, und länger brauchen Sie wohl nicht bei Ihrer Schwester zu sein?“

„Das denke ich nicht."

„Aber wie soll ich es nur aushalten, hier so lange allein zu leben!" stöhnte Mogensen. „Das wird schrecklich! Wenn Nancy fort ist, kommst Du natürlich auch nicht, Friedrich."

„Ja, dann kommt Jermer erst recht," fiel Frau Nancy ein. „Nicht wahr, das thun Sie?" Sie ergriff seine Hand und sah ihn bittend an. „Denn ich möchte gern, daß Sie und Christian während meiner Abwesenheit zusammenhalten. Es wird mir eine Beruhigung sein, an Euch beide, liebe Menschen im Verein zu denken, und dann werdet ihr auch zuweilen von mir sprechen, nicht wahr?"

Jermer nickte, — die Situation war so eigentümlich feierlich, — und während Frau Nancy noch immer Jermers Hand in ihrer Rechten hielt, ergriff sie Mogensens Hand mit der Linken und sagte:

„Ich habe einen guten Einfall. Während ich fort bin, soll Jermer hier wohnen."

Mogensen war ganz entzückt.

„Ach ja, thu das! Friedrich! Du weiß nicht, wie sehr Du mich dadurch beglücken würdest."

„Entweder können Sie in meinem Bett bei Christian liegen, oder wenn Sie lieber allein schlafen mögen, lasse ich ihnen das kleine Fremdenzimmer zurecht machen."

Jermer machte einige Einwendungen, er wußte nicht so recht, ob er mit dem Einfall zufrieden war oder nicht. Aber Frau Nancy war so eifrig und ordnete alles so schnell, daß kein Gedanke daran war, ihr zu widersprechen, um so mehr, als Mogensen ganz begeistert war.

Mit feinem Takt parierte Frau Nancy auch einen seiner Hauptskrupel:

„Sie brauchen nicht unser Gast zu sein. Sie können gern eine Summe bezahlen und sich als Pensionär betrachten. Wir rechnen es ganz genau aus, so daß Sie keinen Heller dabei verdienen!"

— — Damit war die Sache abgemacht. Und man ging in der heitersten Laune zu Tische, trotz der Trauer über den Abschied und die nichts weniger als erfreuliche Veranlassung zu Frau Nancys Reise.

Frau Nancy war unermüdlich darin, auszumalen, wie gemütlich die beiden Herren ihre Menage einrichten sollten. Sie wollte dem Mädchen einen Speisezettel für die vierzehn Tage machen, und sie fragte Jermer nach all seinen kleinen Angewohnheiten. Wann er des Morgens Rasierwasser wünsche, ob er Thee oder Kaffee haben wolle ꝛc. ꝛc.

„Ich fürchte nur," sagte sie plötzlich, „daß Ihr es zu gut haben werdet und Euch gar nicht nach mir sehnt. Aber das erlaube ich nicht! Ihr müßt Euch ein klein wenig auf unser Wiedersehen freuen!" Und sie stieß mit ihnen auf eine frohe Wiedervereinigung an.

Am nächsten Abend reiste Frau Nancy. Beim Abschied sagte sie:

Jermer, Sie stehen mir für Mogensen ein. Und Du, Mann, mußt auch darauf acht geben, daß Jermer nicht leichtsinnig ist. Ihr dürft mir keinen Kummer machen."

Als Mogensen den Auftrag erhielt, acht auf Jermer zu geben, lachte er, seine Gattin verständnisvoll ansehend, und Jermer, der es bemerkte, sagte in ernstem Ton:

„Ach ja, Frau Nancy, es wird wohl leichter für ihn sein, mich zu bewachen als umgekehrt. Denn Mogensen ist von Natur ein Durchgänger."

*

Die beiden Freunde waren allein. Am ersten Tage wurde es ihnen schwer, sich zurecht zu finden. Sie gingen umher wie in einem fremden Haus, sich rastlos von einem Zimmer in das andere begebend, bald auf diesem, bald auf jenem Stuhle sitzend, ohne doch die gewohnte Gemütlichkeit und Ruhe zu finden. Es war, als suchten sie fortwährend nach etwas. Auch die Unterhaltung wollte nicht so recht in Schwung kommen. Des Abends war Mogensen bemüht, die Stimmung künstlich in

die Höhe zu treiben. „Jetzt wollen wir uns einen guten Grog brauen und eine Pfeife dazu rauchen!“ Aber der Grog schmeckte ihnen nicht, und Mogensens Pfeife war nicht gut gestopft.

„Nein, Jermer,“ sagte er, durch die Pfeife saugend, „es hilft alles nicht. Es ist hier nicht so, wie sonst, — das Beste fehlt!“

„Ja,“ erwiderte Jermer in halb ironischem Tone, — „ich dachte eben darüber nach, daß es so in einem Hause sein müsse, wo jemand gestorben ist. Man wartet immer darauf, daß der Heimgegangene eintreten, seinen gewöhnlichen Platz einnehmen und geschäftig umhergehen soll wie immer, — und dann kommt niemand. Ach, Christian, wir sitzen hier wie zwei Hinterbliebene.“

Mogensen gab die Pfeife auf, er hängte sie an die Stuhllehne und sagte:

„Ich freue mich, daß Du so fühlst, — denn ich bin fest überzeugt, daß Du es wirklich fühlst, sonst hättest Du das, was ich gerade in diesem Augenblick dachte, dem ich aber keine Worte zu verleihen vermochte, nicht so ausdrücken können. Nicht wahr, Du hast meine Frau doch allmählich auch liebgewonnen? (Jermer nickte). Ja, das verdient sie auch. Aber wenn Du ganz ehrlich sein willst, — und das kannst Du gern sein, — so mußt Du gestehen, daß es eine Zeit gab, da Du weniger freundlich von Nancy dachtest. Du glaubtest, sie sei ein wenig unbedeutend, — geradezu ein wenig oberflächlich?“

„Ich kannte sie ja garnicht.“

„Nein, ich will Dir ja auch keinen Vorwurf damit machen. Aber ich merkte sehr wohl, daß Du der Ansicht warst, ich mache eine schlechte Partie!“

„Ich glaubte, offen gestanden, nach dem flüchtigen Eindruck, den ich von ihr hatte, daß ihr die Eigenschaft abginge, die man „häuslichen Sinn“ nennt, und die so wichtig für eine Frau ist.“

„Aber die hat sie ja gerade! Sie hatte ja gewissermaßen gar keine Vorbildung zur Hausfrau. Sie verstand nichts vom Kochen und all dergleichen. Als junges Mädchen fehlte es ihr auch früher am Ernst, ein richtiges Heim hatte sie ja seit dem Tode der Mutter nicht gehabt. Aber es ist ganz merkwürdig, wie sie sich entwickelt hat, — — und dazu hast Du Dein Teil beigetragen, — freilich hast Du das, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß Du einen großen und wohlthuenden Einfluß auf sie ausgeübt hast. Das Interesse, das Du für unser Haus an den Tag gelegt hast, die Freude, die es Dir machte, hierher zu kommen, hat, ich weiß das sehr wohl, ihren Ehrgeiz, eine gute Hausfrau zu sein, entfacht. Du machtest ihre Aufgabe umfassender, gleichsam idealer. Ich habe oft darüber nachgedacht, deswegen kann ich mich jetzt so klar darüber äußern. Du wurdest für sie, für unseren kleinen Hausstand, das, was das Publikum dem Schauspieler ist. Schon allein, daß Du Wert auf gutes Essen legtest, — gab ihr erhöhtes Interesse für die Wirtschaft, sie setzte ihre Ehre darein, daß Du ihre Gerichte loben solltest.“

„Du findest also nicht, daß ich Eurem Hause zur Last gewesen bin? Oft habe ich darüber nachgedacht, ob ich Eure Gastfreundschaft nicht mißbrauchte, ob Du wohl lieber allein mit Deiner Frau sein wolltest, — es wäre doch ganz natürlich gewesen — —“

„So etwas mußt Du nicht sagen. Das beleidigt mich. Ich meine, Du hättest merken können, daß Du uns beiden ein gleich lieber Gast warst. Mit andern Worten, wir können Dich geradezu garnicht mehr entbehren. — Na, alter Freund, Prost! — Frau Nancys Wohl!“

„Ja, Frau Nancys Wohl!“ Sie stießen miteinander an und tranken.

Darauf sagte Mogensen:

„Findest Du nicht im Grunde auch, daß es jetzt anfängt ganz gemütlich zu werden?“

„Das haben wir Deiner Frau zu verdanken. Es half, daß wir von ihr sprachen. Was meinst Du, wenn wir es so machten, wie der Kriegerverein, nachdem die Gesundheit des Königs getrunken ist? — Wollen wir ihr ein Telegramm senden?“

„Das ist eine brillante Idee? Wieviel Uhr ist es eigentlich?"

„Es ist neun Uhr!"

„Dann müssen wir es „mit Eilboten" schicken, damit sie es noch vor dem Zu-Bettgehen hat."

In fliegender Eile schrieb Jermer folgendes Telegramm auf:

„Die Kriegskameraden Mogensen und Jermer, die beim gewöhnlichen Abendtrunk versammelt sind, haben mit Begeisterung das Wohl ihrer abwesenden, schmerzlich vermißten Königin ausgebracht und senden einen unterthänigen Gruß."

Darauf liefen sie in rosigster Laune nach dem Telegraphenamt und freuten sich nach ihrer Rückkehr bei dem Gedanken an die Ueberraschung, die sie ihr bereitet hatten.

*

Das Erste, was Jermer sagte, als sie am nächsten Morgen am Theetisch saßen, war: „Heute muß ein Brief von ihr kommen."

„Ja, heute Abend mit dem Eilzug. Der wird aber erst morgen früh ausgetragen."

„Das ist doch ärgerlich."

„Ja, weißt Du, was wir thun können? Ich gehe heute Abend auf die Post und lasse ihn mir geben."

Den ganzen Nachmittag sprachen sie darüber, wie lange es noch hin sei, bis sie den Brief bekommen konnten. „Aber wir öffnen ihn nicht, bis wir zu Hause sind und unsern Grog gebraut haben," sagte Mogensen.

Endlich saßen sie auf ihren gewohnten Plätzen den Brief auf dem Tisch mitten zwischen sich. Derselbe lautete:

Süßer Mann, lieber Jermer!

Wenn ich hier sitze und einen Gruß nach Hause senden soll, so habe ich Euch Beide in meinen Gedanken, Ihr gemeinsam seid mein ganzes Heim, und es wird mir am leichtesten, Euch Beiden im Verein zu schreiben. Teilt den Brief, als Freunde; Ihr wißt, daß ich Euch lieb habe, jeden für sich und Euch Beide zusammen.

Wie es Euch wohl ergehen mag? Ob alles im Hause nach Wunsch gegangen ist? Sorgt Marie gut für Euch und ist das Essen genießbar? Liegt Jermer gut, so wie das Bett gemacht ist? Wenn er es ein wenig höher unterm Kopf haben will, so muß Marie noch einen Kopfkeil aus der Bodenkammer holen.

Wenn ich doch einen Augenblick bei Euch eingucken könnte. Jetzt sitzt Ihr vermutlich in Mogensens Zimmer bei Eurem Grog, — ich fürchte, Ihr braut ihn Euch zu stark! Aber worüber redet Ihr nur? Ich hoffe, Ihr seid nicht so verderbt, daß Ihr Euch mit alten Junggesellengeschichten delektiert? Davon will ich nichts wissen, hört Ihr? Ihr habt die arme Frau Nancy wohl noch nicht ganz vergessen, so daß Ihr weder Gedanken noch Worte für sie übrig habt? Legt mir gefälligst genaue Rechenschaft von allem ab, was Ihr an den Tag gebt! Ich will Tag für Tag, Stunde für Stunde mit Euch leben können. Uebrigens finde ich, Ihr solltet, falls sich das Wetter hält, Euren Abendgrog ins Tivoli verlegen. In dem Falle bitte ich Jermer aber, ein wenig Rücksicht auf meinen Herrn Gemahl zu nehmen. Der Junggeselle darf den Ehemann nicht auf Abwege führen, und ich halte es nicht für ratsam, daß Ihr Eure Jugendthorheiten auffrischt und in den Tingel-Tangel geht. Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß dort eine englische Tanzchansonettensängerin (das ist gewiß etwas sehr Unmoralisches) auftritt und höchst gefährlich sein soll.

Ueber mich und meine Reise ist nur sehr wenig und garnichts von Interesse zu berichten. Ich hatte ein gutes Coupee, in dem sich außer mir nur noch eine alte Dame befand, die mich mit Judenkuchen und Kirschliqueur traktierte.

Infolge dessen schliefen wir herrlich über den Belt und weiter bis nach Odense. In Fredericia verzehrte ich um 3 Uhr des Nachts — ein großes Beefsteak (gräßlich).

Hier fand ich eitel Jammer vor. Sophie ist entsetzlich elend, der Arzt — Jermer kennt ihn gewiß, Dr. Knudsen, Paul Knudsen — glaubt jedoch nicht, daß Gefahr vorhanden ist. Sie war sehr erfreut, als sie mich sah. Den Schwager hat die Krankheit auch sehr mitgenommen, und zwei von den Kindern haben Keuchhusten. Lessy, die jüngste, der nichts fehlt, ist das entzückendste Geschöpf. Ach ja! In Ermangelung eines Jungen wäre so ein kleines Mädchen auch ein Schatz!

Ich muß mich wohl beeilen mit dem Schluß meines Briefes. Er soll noch zur Post, ehe die Mädchen zu Bett gehen. — — — So! Wißt Ihr, was nun geschah? Gerade, als ich mich von Euch verabschieden will, klingelt es, und herein stürzt Maren, das Stubenmädchen, ganz verwirrt „Ein Telegramm für Frau Mogensen!" Ich wurde im ersten Augenblick ja auch ein wenig beengt! Aber Ihr wißt ja, was für ein Telegramm es war. Ach, wie ich mich freute! Tausend, — 1000 —! Dank. Ihr seid zu entzückend gegen mich. Dafür sende ich nun auch dem Gatten einen richtig süßen Kuß zur guten Nacht, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein Weiberfeind sind, so hätte ich beinahe Lust auch Ihnen, lieber Jermer, einen kleinen Kuß zu schicken.

Eure

Nancy."

Als sie an den letzten Satz des Briefes kamen, rief Jermer aus:

„Was zum Teufel ist denn das, Mogensen? Weshalb hast Du Deiner Frau eingebildet, daß ich ein Weiberfeind bin?"

Mogensen lachte, so daß es in ihm gluckste und erwiderte:

„Ja, Du, — zum Kukuk auch! Man muß wahrhaftig darauf bedacht sein, seine Freunde unschädlich zu machen!"

Der Brief gab ihnen Stoff zu der lebhaftesten Unterhaltung während des ganzen Abends. Mogensen war stürmisch begeistert, Jermer hatte die Begeisterung mehr in sich, — gepaart mit einer gewissen ästhetischen Bewundrung. Ihm imponierte die Sicherheit, mit der diese kleine Dame sich auf der Wippe zwischen Gatten und Liebhaber bewegte. Gleich einer Nachtwandlerin — dachte er — die keine Erkenntnis von der Gefahr hat.

Sie beschlossen den Abend mit der Abfassung einer detaillierten Beschreibung alles dessen, was seit Frau Nancys Abreise im Hause vorgefallen war. Fast in jeder zweiten Reihe dieses Bekenntnisses kam ihr Name vor.

Darunter schrieb Mogensen privatim einige liebevolle Zeilen an seine Gattin. Jermer begnügte sich mit einem kleinen Scherz: „Einen Gruß von dem Weiberfeind an die einzige Frau, die er gern küssen würde!"

*

Von nun an verging der Witwenstand der beiden Freunde, — wie Mogensen sich ausdrückte — schnell.

Jeden Abend holten sie einen Brief von Frau Nancy von der Post, und diese Briefe waren ganz merkwürdig mitlebend, gingen völlig in dem Leben daheim auf, so wie sie wußte, daß es verlief, und wie sie es durch kleine Winke und Ratschläge eigentlich selber anordnete. Es war beinahe, als lebe sie durch diese Briefe wirklich mitten zwischen ihnen. Für alles, was sie im Laufe des Tages vornahmen, hatte sie in den Briefen ein ernstes oder ein scherzende Wort gehabt, und da sie nie versäumten, diese Bemerkungen zu citieren, war es, als habe sie Teil an ihrer Unterhaltung.

Sie war stets das Centrum der Gesprächsunterhaltung, der überall gegenwärtige Genius des Hauses.

So kam der erste Juli heran und mit ihm die Urlaubszeit der Freunde. Am Morgen reisten sie von Kopenhagen ab und sollten in Fredericia mit Frau Nancy zusammentreffen.

IX.

Unterwegs sprachen sie nur wenig. Sie saßen jeder in einer Ecke des Coupees und starrten vor sich hin oder versuchten zu schlummern. Jedesmal aber, wenn sie bei einer Station hielten, richteten sie sich auf und tauschten wieder und wieder dieselben Bemerkungen aus. Sie nannten die Namen der Stationen und bemerkten, wie viele Meilen sie nun gefahren waren.

Als sie auf der Fähre standen, die über den Kleinen Belt führte, sagte Mogensen: „Natürlich war es eine ganz angenehme Zeit. Aber dasselbe ist es doch nicht." Und als Jermer schwieg, fügte er hinzu: „Du kannst es ja nicht so fühlen wie ich. Denn ich habe Nancy ja," — er lachte still vor sich hin, — „in mehr als einer Beziehung entbehrt."

Jermer klopfte ihn gemütlich auf die Schulter: „Ja, ein jeder hat es ja so auf seine Weise!" Darüber lachten sie beide herzlich und verständnisvoll.

— — — Sie erreichten Fredericia anderthalb Stunden vor dem Zuge, mit dem Frau Nancy kommen sollte. Sie benutzten die Wartezeit, um ein kleines feines Diner im Restaurant zu bestellen und Blumen von einem Gärtner in der Stadt zu holen.

Der von Norden kommende Zug brauste heran. Schon in der Ferne erblickten sie einen Damenkopf, der sich aus dem Fenster herauslehnte, in einen großen Blumenhut eingerahmt. Als der Kopf näher kam, fing er an zu nicken und eine gelbbehandschuhte Hand fächelte mit dem Taschentuche.

„Das ist sie!" Und sie stürzten auf das Coupee zu, wo sie stand, glühend von Sommer-Gesundheit und erwartungsvoller Freude, schöner denn je zuvor. Und sie sprang den Beiden förmlich in die Arme, sobald die Coupeethür geöffnet wurde. Sie gab Mogensen einen Kuß, wandte sich dann an Jermer und gab ihm einen festen Händedruck und einen liebevollen Blick, während er sich herabbeugte und ihr die Hand küßte.

Dann faßte sie sie beide kameradschaftlich unter den Arm, und so, — sie in der Mitte, mit ihrem Blumenhut, ihrem hellen Sommerkleide, ein Bouquet in jeder Hand — gingen sie lachend und schwatzend, wie drei jungen Studenten auf der Ferienreise, sorglos, entzückt über einander, den Kofferträgern und Schaffnern Guten Tag zurufend, den Aerger nervöser oder müder Reisender erregend, durch deren geschäftiges Gewimmel sie sich, gemütlich puffend, Bahn brachen.

— — — Sie nahmen Platz in dem großen Speisesaal an einem Tisch in einer der Fensternischen. Außer ihnen wartete nur ein schläfriger Handlungsreisender, der in dem andern Ende des Saales saß, auf den nach Westen gehenden Güterzug.

Beim Nachtisch wurde eine Flasche Champagner aufgeknallt. Sie hatten im Laufe der Mahlzeit bereits reichlich getrunken, und der Champagner machte Frau Nancy ganz ausgelassen. Mogensen war nicht weniger heiter. Die zweiwöchentliche Trennung hatte die schlummernden Rittergelüste geweckt, und er war seiner jungen Frau gegenüber galant und kurtisierend wie ein Neuvermählter. Jermer fühlte sich allmählich ein wenig überflüssig; für jeden Kuß, den Mogensen bekam oder nahm, mußte er sich mit einem Blick oder einem heimlichen Händedruck unter dem Tisch begnügen.

Frau Nancy bemerkte seine Verstimmtheit; plötzlich beugte sie sich zu ihrem Mann hinüber und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf er sich erhob und ging.

Als Frau Nancy und Jermer allein waren, fragte er: „Weswegen ging Dein Mann?“

„Ich bat ihn, etwas für mich zu besorgen. Ich wollte hören, was Dir fehlt. Weshalb ist mein treuer Freund so stumm? Freust Du Dich nicht, mich wieder zu sehen?“

Er antwortete:

„Nancy, ich bin eifersüchtig. Ich kann es nicht ertragen, wenn Du Deinen Mann küßt. Ich sehne mich nach Dir!“

Sie sah ihn mit einem Blick an, aus dem aufrichtige Verliebtheit und Freude über den Eifer des Liebenden sprach, und sagte:

„Meinst Du wirklich, daß Du Grund hast, eifersüchtig auf meinen Mann zu sein? Nein, mein Freund, Du darfst Dich nicht mit dergleichen Thorheiten abquälen! Du kannst Dich nicht so sehr nach mir sehnen, wie ich mich nach Dir. Jeden Abend während dieser ganzen Zeit, wenn ich zu Bett gekommen war, lag ich noch lange und weinte vor Sehnsucht nach Dir. Ja, — nun mußt Du aber nicht über mein kindisches Benehmen lachen, — ich schloß das Kopfkissen in meine Arme, als seiest Du es, den ich bei mir habe.“

Der Handlungsreisende am Tische in dem andern Ende des Saales war eingeschlafen, und die beiden Kellner standen am Buffet und scherzten mit der Mamsell.

Jermer ergriff Frau Nancys Hand und zog sie dicht an sich heran. Sie neigte verliebt den Kopf und er küßte sie auf den Hals.

„Wann werden wir uns denn nur allein sehen?“

„Ich will versuchen, ob es sich schon morgen machen läßt. Aber dann mußt Du auch vergnügt sein! Ich habe mich so unbeschreiblich auf das Zusammensein mit Dir gefreut. Verleide es mir jetzt nicht!“

Er sah sie glückselig an und drückte ihr die Hand. Sie lächelte ihm zu, sagte aber in ernstem Ton:

„Ob ich mich nun aber auch auf Dich verlassen kann? Bist Du, wie Du versprachst, artig gewesen, während ich fort war?“

„Und Du? Bist Du ganz artig gewesen? Hast mit keinem der jungen Herren kokettiert?“

„Ich glaube gar, Du willst, — ich? — Ich hab' an andere Dinge zu denken gehabt! Aber Du willst nicht so recht mit der Sprache heraus. Ich will doch Mogensen einmal nach Dir ausforschen; dann werd' ich schon erfahren, ob Du leichtsinnig gewesen bist.“

Im selben Augenblick kehrte Mogensen zurück.

„Es wird Zeit, daß wir mit dem Kellner abrechnen. In zehn Minuten geht der Zug.“

*

Das kleine Nordseebad lag im Schutz der Dünen. Ein viertelstündiger Weg führte über einen hügeligen, gewundenen Sandweg durch die Dünen an den Strand, wo die Bäder in einem Badekarren genommen wurden, den zwei Fischer ins Meer hinausschoben. Es war nur ein solcher Karren vorhanden, aber das war ganz ausreichend.

Noch hatte das Oertchen keinen Weltruf erlangt. Das Wasser war dort ebenso salzhaltig und frisch wie an der übrigen Westküste Jütlands, bisher aber hatte noch kein Arzt oder gerissener Hotelwirt dasselbe ausgebeutet.

Der ganze Badeort bestand im grunde nur aus einem Krug an der Nordsee, einem Krug, in welchem jeden Sommer 20—30 Menschen wohnten, die billig und ruhig zu leben wünschten.

Jermer, der das Oertchen von einer Fußwanderung aus seiner Studentenzeit her kannte, hatte den Vorschlag gemacht, hierher zu gehen. Hier habe man gerade das, was er und seine Freunde wünschten. Hier waren sie so ganz für sich.

Mogensen und Jermer saßen am Vormittag nach ihrer Ankunft auf der

Veranda, die nach dem sogenannten Garten, — einem Rasenplatz mit einem Kiesweg ringsumher — hinauslag, und warteten auf Frau Nancy, um sie zum Baden zu begleiten.

Da sahen sie sie mit einem fremden jungen Herrn des Weges daherkommen, einer eleganten Erscheinung, übertrieben sorgfältig gekleidet, in einer Landtoilette aus dem Modejournal, die in diesem anspruchslosen kleinen Badeort ein wenig unangebracht, allenfalls überflüssig erschien. Er trug ein bordeauxrotes seidenes Hemd, einen weißen Flanellanzug und eine ebensolche Mütze. Sein Pince-nez fiel jeden Augenblick von seiner kleinen, breiten Nase herab. Es lag etwas sehr Soigniertes über seinem ganzen Wesen und seiner Person, und über seinem mopsähnlichen, lebhaften Gesicht etwas Unverschämtes und Feines, etwas Irritierendes und Gewinnendes.

Die beiden Freunde bemerkten mit Staunen Frau Nancy und ihren Kavalier, die in lebhaftester Unterhaltung vor der Gartenpforte stehen blieben. Der Herr schien außerordentlich amüsant zu sein, denn Frau Nancy lachte jeden Augenblick laut auf, während er darauf los redete und mit seinem Stock in der Luft herumfuchtelte.

Endlich reichte ihm Frau Nancy die Hand zum Abschied und kam in den Garten. Er rief ihr „Au revoir" nach und schlenderte von dannen.

Als sie auf die Veranda kam, wurde sie mit Fragen überschüttet, wer der Herr sei, mit dem sie gesprochen, woher sie ihn kenne, ob er hier wohne u. s. w. Sie erzählte.

Er sei ein Herr Martin, der Sohn des bekannten reichen verstorbenen Etatsrat Martin. Sie hatte ihn während ihres Aufenthalts beim Schwager kennen gelernt, — eigentlich „auf kollegialischem Wege". Der junge Herr Martin sühne nämlich seinen hauptstädtischen Leichtsinn durch ein mildes Exil in dem kleinen Städtchen als Volontär beim Postmeister, Major von Staucke, einem Freund der Familie. Der junge Mann habe Jura studiert, ohne jedoch Geschmack daran zu finden. Fünf Jahre lang habe er seine Mutter, die Etatsrätin in dem Glauben gehalten, daß er sich zum Examen vorbereite, während er sich in Wirklichkeit nur darauf vorbereitete, das ihn erwartende Vermögen zu verzehren. Endlich sei die alte Dame hinter die Schliche des Sohnes gekommen und habe das Verlangen gestellt, das er „das Studieren aufgeben" und etwas Nützliches anfangen solle. Er hatte eingesehen, daß es aus pekuniären Gründen ratsam war, sich zu fügen, und hatte sich ohne Murren in das Postkontor des alten jovialen Majors einsperren lassen. Er hatte obendrein noch Geschmack an dem regelmäßigen, wenig anstrengenden Dienst auf einem Königlich dänischen Bureau gefunden und jetzt hatte man beschlossen, daß er zum Herbst seine Residenz nach dem Posthof der Hauptstadt verlegen solle, um dort in aller Ruhe und Gemächlichkeit mit der nötigen Protektion eine bescheidene Karriere zu machen. Frau Nancy hatte ihn eines Tages auf der Post getroffen, als sie selber einen Brief abholen wollte, um ihn schneller zu bekommen, und bei dieser Gelegenheit war Herr Martin sehr galant gewesen, indem er erklärte, daß es ihm ein Vergnügen sei, der Gattin eines „Herrn Kollegen" in jeder Hinsicht gefällig sein zu können. Später war sie, — in gleicher Veranlassung — mehrmals auf der Post gewesen, und jedesmal mit ausgesuchter Aufmerksamkeit von Herrn Martin behandelt worden. Zu ihrer großen Ueberraschung war sie ihm jetzt hier vor dem Krug begegnet. Er sei am Morgen angekommen und gedenke ebenfalls seine Ferien hier zu verleben. Er sehne sich sehr danach, Mogensens und Jermers Bekanntschaft zu machen, habe aber jetzt nicht mit ihr gehen wollen, da er noch bis zur Zwölf Uhr-Post einige notwendige Geschäftsbriefe zu schreiben gehabt habe.

„Es ist ein herzensguter Mensch", schloß sie ihren Bericht. „Er ist zwar nicht besonders begabt, und von Ernst hat er keine Ahnung, dafür ist er aber steinreich, oder wird es wenigstens, und hat vorzügliche Beziehungen, — insofern kann es eine ganz nützliche Bekanntschaft für Dich sein, Mogensen."

Trotzdem war Mogensen durchaus nicht begeistert.

„Es ist wirklich abscheulich! Ich hatte mich so darauf gefreut, daß wir allein sein sollten! Und nun rennt dieser Laffe natürlich den ganzen Tag hinter uns her."

Auch Jermer sah nicht gerade sehr entzückt aus. Herrn Martins plötzliches Auftauchen hier gleich nach ihrer Ankunft erschien ihm höchst sonderbar und er sagte:

„Es wundert mich, daß Sie in Ihren Briefen die Bekanntschaft mit Herrn Martin garnicht erwähnt haben."

Sie spannte ihren Sonnenschirm auf und erwiderte:

„Ja, das ist im grunde auch wunderbar. Aber offen gestanden interessierte er mich nicht sonderlich. Und ich hatte so viel Anderes zu schreiben. Da vergaß ich es."

Als die beiden Freunde unten am Strande lagen, während Frau Nancy zum Baden hinausgefahren wurde, kam das Gespräch wieder auf Herrn Martin.

„Es ist im grunde merkwürdig, daß der Mensch seine Ferien hier verbringen will, findest Du nicht auch?" sagte Mogensen.

„Ach, weshalb eigentlich?"

„Ja, ich meine, es könnte ja sein, daß es Nancys wegen geschieht."

„Das ist wohl möglich. Aber was dann?"

„Ach nein! Es wird aber langweilig für ihn werden. Wir brauchen uns wohl keine Sorge zu machen." Mogensen lachte. „Er sollte nur wissen, daß sie es garnicht der Mühe wert gefunden hat, ihn in ihren Briefen zu erwähnen!"

Jermer antwortete nicht und die Unterhaltung erstarb. Da ertönte plötzlich ein Ruf von dem Wasser her: „Guten Tag, meine Herren!" Es war Frau Nancy in blau- und weißgestreiftem Badekostüm. Sie stand bis an die Knie im Wasser, das Gesicht dem Lande zugewendet und fing mit dem Rücken die Wellen auf, die sie in die Höhe hoben. „Großartig!" rief sie nach Luft schnappend, dann kam eine neue Welle, die sie beinahe umwarf.

Die Herren erhoben sich und gingen ganz an das Wasser hinab.

„Nein, bleibt fort!" rief sie. „Ich will Euch nicht in der Nähe haben."

Mogensen erwiderte, indem er die Hände gleich einem Schallrohr vor den Mund. hielt:

„Kannst Du Jermer denn nicht gönnen, etwas Hübsches zu sehen?"

Nachher badeten die Herren, während Frau Nancy im Sande lag und sich sonnte.

*

An der Table d'hôte, die aus etwa zehn Personen bestand, wurde Martin vorgestellt. Er erhielt seinen Platz neben Mogensen, während Jermer und Frau Nancy gegenüber saßen.

Martin besaß ein ungewöhnliches Konversationstalent. Er redete ununterbrochen und war in einem Entzücken. Man konnte mit dem besten Willen ihm gegenüber nicht zurückhaltend sein. Mit seiner übersprudelnden Liebenswürdigkeit ging er unverzagt auf alle Menschen los, und es fiel ihm auch nicht einen Augenblick ein, an seiner Unwiderstehlichkeit zu zweifeln: „Ich bin verteufelt froh, daß ich Sie getroffen habe! Sie sind, weiß Gott, ein paar großartige Menschen!" Und er sagte das mit einem Ausdruck, als sei er sicher, daß seine Worte die beiden Herren vollkommen glücklich machen würden.

Mogensen und Jermer konnten ihm denn auch wirklich nicht widerstehen. Sie wurden angesteckt von Martins unbändiger Lebenslust, und die Stimmung in dem kleinen Kreise wurde sehr munter. Die andern Gäste, — drei Volksschullehrerinnen, eine Witwe mit zwei halberwachsenen Söhnen und ein pensionierter Probst mit seiner vierzigjährigen Tochter — saßen steif und ernsthaft da, und sahen voller Entrüstung, wie die Neuangekommenen eine Flasche sauren Gasthofwein nach der andern heruntergossen.

Beim Kaffee draußen im Garten vertraute Mogensen Jermer und seiner Frau an, daß ihm Martin ganz brillant gefiele. „Ich kann wirklich nicht begreifen, Nancy, daß Du meintest, es sei nichts an ihm. Er ist ein verteufelt gerissener Kerl, — übrigens bin ich von all dem Amüsement geradezu matt, ich glaube, ich ziehe mich eine Stunde zurück."

„Thu Du das, mein Freund! Inzwischen machen Jermer und ich einen kleinen Spaziergang. Wenn Sie nicht etwa auch müde sind?"

Jermer, der heiß war, von dem vielen Wein und von verliebter Sehnsucht, sah sie dankbar an und sagte:

„Ich will Sie an einen herrlichen Aussichtspunkt zwischen den Dünen am Nordstrande führen."

Mogensen wünschte ihnen viel Vergnügen und ging auf sein Zimmer. Kaum war er verschwunden, als Frau Nancy sagte:

„Jetzt schnell von dannen, ehe Martin kommt. Wir wollen sehen, wer zuerst ans Ziel gelangt!" Und sie lief durch den Garten, zur Pforte hinaus, den Weg hinab. Er hinterdrein. Endlich hielten sie ganz außer Atem inne, er reichte ihr den Arm und sagte: „Hab' Dank, daß Du Dein Versprechen hieltest. — Jetzt biegen wir hier links ab."

„Aber wir wollten ja an den Nordstrand!"

„Das sagte ich nur, um Mogensen irre zu leiten, falls er auf den Einfall kommen sollte, uns zu suchen. Nein, wir wollen hierhin. Hier drinnen zwischen den Dünen ist der entzückendste Schlupfwinkel, — wenn er nicht zugeweht ist, seit ich zuletzt hier war."

„Mit wem warst Du damals dort?" fragte sie, ihn in den Arm kneifend.

„Ach was! Ich war leider nur mit einem männlichen Wesen hier!"

— — Sie fanden den Fleck unberührt, eine Vertiefung auf dem Gipfel einer hohen Düne, die von einem Kranz noch höherer Dünen umgeben war. Er nahm Frau Nancy in die Arme, hob sie in die Höhe und küßte sie: „Endlich, — endlich hab' ich Dich wieder!" Und sie legten sich in den Sand, der ganz warm von der Sonne war. Sie saßen aufrecht, Hand in Hand da. Sie guckte ihn verschmitzt an und sagte: „Du bist ein guter Junge. Ich habe Mogensen ausgeforscht und er hat mir die eidliche Versicherung gegeben, daß Du Dich ordentlich benommen hast. Ich würde auch sehr traurig gewesen sein, wenn Du nicht auf mich gewartet hättest."

Jermer faßte sie an den Ohrzipfel und sagte in strengem Ton: „Gut, daß Du mich daran erinnerst. Ich möchte Dich auch ein wenig ins Verhör nehmen. — Sag mir einmal ganz offen und ehrlich, wie sich die Sache mit Herrn Martin verhält."

„Es ist garnichts, — wenigstens nicht von meiner Seite."

„Folglich also von der seinen? Ich will alles wissen, was er gesagt und gethan hat. Hat er Dich geküßt?"

Sie spitzte den Mund, als wollte sie pfeifen, und lachte.

„Er hat es versucht, aber es ging nicht. — — Willst Du gern das Ganze wissen?"

„Nur heraus damit."

Sie erzählte.

Eines Abends kam ich auf die Post, um nach Briefen zu fragen. Martin war allein. Er nahm den Brief, hielt ihn hinter seinen Rücken und sagte: „Sie sind ja außerordentlich erpicht auf diese Briefe! Sind sie wirklich von Ihrem Mann?" „Ja, natürlich sind sie von meinem Mann," erwiderte ich, aber es kann gern sein, daß ich ein wenig errötete. Dann sagte er: „Ich glaube eigentlich, ich werde Ihnen den Brief heute Abend nicht mehr geben."

„Sie geben ihn mir sofort!" „Nein, Sie bekommen ihn nicht!" — Ich versuchte ihm den Brief zu entreißen, er aber zog sich schnell in eine Ecke zwischen zwei Borten zurück. Ich stand vor ihm und streckte die Hand aus, da sagte er: „Sie sehen so entzückend aus, wenn Sie dies ernste Gesicht aufsetzen. Sie sollen den Brief haben, wenn Sie mir einen Kuß geben wollen!"

„Dieser freche Mensch!“ sagte Jermer.

Frau Nancy fuhr fort:

„Ich wurde ernstlich böse. Aber er war ganz außer Rand und Band. Er wollte mich um die Taille fassen, im Eifer des Gefechts vergaß er, daß er den Brief in der Hand hielt, schnell riß ich ihn an mich, gab ihm eine tüchtige Ohrfeige und lief davon.“

„Das war gut gemacht! Und dann gingst Du wohl nie wieder auf die Post, um Deine Briefe abzuholen?“

„Nein, am nächsten Tage blieb ich zu Hause. Aber denk nur, — als die Uhr zehn war, kam Herr Martin selbst angestiegen. Er brachte mir den Brief, bat mich hübsch artig um Verzeihung und versprach, daß er nie wieder unartig sein wolle. — Und er hat sein Versprechen wirklich gehalten. Nicht eine einzige Annäherung hat er sich wieder erlaubt. An einem der letzten Abende aber sagte er: „Ich habe die Absicht, während der Ferien in dasselbe Seebad zu gehen wie Sie. Würden Sie etwas dagegen einzuwenden haben?“ Darauf antwortete ich: „Ich kann Ihnen natürlich nicht vorschreiben, wo Sie Ihren Urlaub verbringen sollen!“ Weiter sprachen wir nicht über diese Angelegenheit, und ich glaubte im grunde nicht, daß es sein Ernst gewesen sei. Als ich ihn hier heute Morgen traf, war ich nicht wenig überrascht.“

„Hast Du mir nun auch nichts verschwiegen?“

„Ich hätte Dir ja garnichts zu sagen brauchen! Ich meine, Du kannst mir immerhin Glauben schenken!“

„Und Du versprichst mir, es mir sofort zu erzählen, wenn Martin neue Annäherungsversuche macht?“

„Ich will mir wie ein artiges kleines Mädchen gleich meine Schelte von dem Herrn Lehrer holen.“

„Dann komm und hole Dir Deine Strafe für heute.“

Er fing wieder an, sie zu küssen.

— — Sie sprang auf, schüttelte den Sand ab und ordnete ihre Toilette. „Jetzt wird es aber Zeit, daß wir nach Hause kommen. Auf mit Dir, Du Faullenzer!“

Sie zog ihn in die Höhe und nahm ihn unter den Arm. Und sie traten den Heimweg über die Dünen an, deren Riedgras sie an den Beinen kitzelte.

„Wann sehe ich Nancy wieder?“ fragte Jermer.

„Wann Du willst. Wenn ich nur kann, komme ich, sobald Du mir nur einen Wink giebst.“

Im selben Augenblick drückte er ihren Arm heftig. „Zum Teufel auch!“

Einen Photographieapparat an einem Riemen über dem Rücken kam ihnen Martin entgegen.

„Wo zum Kuckuk sind Sie denn nur so lange gewesen? Sie verschwanden plötzlich alle zusammen.“

„Mein Mann hat sich schlafen gelegt, und Jermer und ich haben einen Spaziergang gemacht. Jermer wollte mir gern eine Aussicht zeigen.“

„Und ich habe mir die Zeit mit photographieren vertrieben. Ich habe ebenfalls mehrere schöne Aussichten gefunden.“

Er sagte das mit einem Lächeln, das sowohl Jermer als auch Frau Nancy merkwürdig fanden.

„Er sollte doch nicht etwa —!“ flüsterte sie.

Sie gingen dann alle drei mit einander nach dem Krug hinab, Jermer ein wenig verstimmt, Frau Nancy überaus liebenswürdig; Martin wie immer in übersprudelnder Laune.

(Schluß folgt.)

Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung in Wien.

Von

Hermann Bahr.

I.

Da ist alles recht wienerisch, an dieser Ausstellung, in jedem Stücke. Wienerisch ist ihre Anmut. Und wienerisch ist auch ihr Pech. Nur in Wien konnte dieser über den Nationen europäische Gedanke gedeihen. Und nur in Wien konnte ein so tadelloses Werk so unnachgiebig bestritten werden.

Das darf Keinen erstaunen. Man muß bloß die Wiener kennen. Sie haben neben den vielen guten eine nichtswürdig schlechte und verderbliche Gewohnheit, die jedes Verdienst wieder aufhebt und zerstört: Sie halten nichts von sich. Alles Fremde bewundern sie gläubig, aber das Eigene gilt ihnen nichts. Daß auch in Oesterreich einmal was Gutes geschehen könnte, denken sie nicht. Man muß weit her sein, um ihnen zu gefallen. Für sich selber haben sie nur Spott. Es ist an ihnen wie eine sehr feine und empfindliche Scham, welche die eigenen Dinge heimlich für sich erledigen will, und eine heillose Angst, sich über das Maß zu schätzen. Sie können für sich nicht kämpfen und behaupten sich nicht gern. Sie machen lieber die Wirte Europas im Geiste und empfangen gastlich den Verkehr der fremden Gedanken. Das ist eigentlich sehr nett: Pathetische Renommisten des lokalen Patriotismus giebt es hier nicht und nirgends wird fremde That williger erkannt. Aber es schadet der eigenen Arbeit, weil jeder das mutige Vertrauen und die helfende Begeisterung um sich entbehrt. Es wagt Keiner was Wienerisches zu loben und zu lieben, weil er nicht gerne lächerlich werden möchte, und gar verteidigen wird er es nie. Man durfte nicht erwarten, daß die Ausstellung das ändern sollte. Sie war den Wienern von Anfang an verdächtig, weil sie ja von Wienern unternommen war; es würde sicherlich eine Blamage. Und weil es keine Blamage wurde, das fühlten sie wie eine Enttäuschung und ärgerten sich sehr. Das war nicht anders zu erwarten. Das wird wohl immer so bleiben, in Wien.

Aber was nicht zu erwarten war und uns ganz unvermutet traf, das ist der thörichte und grundlose Haß und die verleumderische Bosheit im Auslande. Nicht etwa bei den Franzosen, die das schöne Werk, begeistert und entzückt, gar nicht genug zu rühmen wissen; nicht bei den nüchternen und bedächtigen Briten, von denen es uns kaum sehr verwundert hätte; nicht bei den Slaven, von denen wir manche Feindschaft gewohnt sind. Sondern bei den guten Freunden im

Reiche gerade, die vom ersten Tage an nichts unterließen, die herrliche That zu verläſtern und zu entehren. Es iſt mir ein häßlicher und widriger Gedanke, daß es aus Neid ſein ſollte, aus gemeiner Eiferſucht, weil ſie ſelber Solches nicht vermögen. Aber ich finde ſonſt nirgends einen Grund, der es mir deuten könnte: denn daß es Rache wäre, weil wir das „Deutſche Theater" ungaſtlich behandelt hätten, iſt eine gar zu alberne Meinung. Das „Deutſche Theater" hat nicht gefallen: wir erwarteten eine edlere und feinere Kunſt, der „Burg" ebenbürtig oder die man doch wenigſtens immerhin mit ihr vergleichen dürfte; und keine Gaſtfreundſchaft konnte uns verpflichten, blind zu bewundern und jede Kritik zu verſchweigen — die ganze Ausſtellung verlor ſonſt überhaupt ihren Sinn. Ddas müſſen die Herren in Berlin, wenn ſie es einen Moment gelaſſen erwägen, doch ſelber geſtehen: Sie werden eine italieniſche Truppe, die zu ihnen kommt, wenn ſie ſchlecht iſt und nicht wirkt, ohne viel nach dem Dreibund zu fragen, in aller Ruhe von ſich weiſen, und wenn man ihnen zehnmal ſagt, daß das den Mailändern für die höchſte Kunſt gilt, dann werden ſie höchſtens die Mailänder bedauern. Das alſo kann nicht gut der Grund des hämiſchen Spottes ſein. Es iſt wohl eben auch wieneriſch, gerade wo ſie Liebe geben, Haß zu ernten.

Das Werk hat drei Teile: die eigentliche Ausſtellung in der Rotunde, das Theater und den bunten, heiteren Putz an den Flanken, zur Luſt der Augen und Erholung. An die eigentliche Ausſtellung ſelbſt kann weder die Blague der Wiener noch der fremde Zweifel: jeder Einwand verſtummt. Auch der liebe, luſtige Tand, das Schattenſpiel, der „hohe Markt," das Zwergtheater, gelten unbeſtritten. Aber das Theater iſt das Ziel aller Feinde. Dagegen, als den heikelſten und empfindlichſten Punkt, wird jeder Angriff gerichtet.

Man konnte mit dem Theater zweierlei. Man konnte es ſich viel bequemer machen. Man konnte es als Senſations-Bude behandeln, mit den lauteſten Namen der europäiſchen Schauſpielerei, der Reihe nach: Der Bernhardt, der Duſe, Kainz u. ſ. w. Das war ſehr leicht und ſicher im Erfolge. Man engagierte ein paar mäßige Komödianten, auf die neben dem „Stern" ja doch nicht geachtet wurde, und hatte jede Woche ein neues Spektakel und hatte jeden Tag ein volles Haus. Aber man wollte mehr. Man wollte hier ein lebendiges Gleichnis der Rotunde. Man wollte die Schauſpielerei der führenden Völker in ihrer ganzen Entwicklung, durch die Wandlungen aller Stile. Das iſt nun freilich ein ſchöner Wunſch geblieben. Nur für die franzöſiſche Kunſt iſt es gelungen. Die Franzoſen allein haben den großen Gedanken erfaßt und bewährt: Wir ſahen von ihnen die ganze Geſchichte ihrer Bühne.

Da war zuerſt die „Comédie française". Sie wollte nicht blenden. Ihre verläßlichſten Treffer ließ ſie daheim. Sie kam ohne Worms, Coquelin, Mounet-Sully. Es war ihr ein Leichtes, mit dem Hamlet des Mounet vierzehn Tage lang ganz Wien zu verdrehen und den Duſe-Rummel in den Prater zu ziehen. Sie wollte es nicht. Sie entſagte den billigen Triumphen über den Pöbel. Sie verheimlichte gefliſſentlich die einzelne ſchauſpieleriſche Leiſtung. Den Stil, nichts als die Entwicklung der Stile wollte ſie an greiflichen Beiſpielen zeigen: die gerade, ſpitzige und zierlich ſteife Kunſt des Moliere, höfiſch beſonnener Tanz in Sprache und Geberde, die pathetiſche Tradition in der Nuit d'Octobre des Muſſet, den philiſterlichen Zwiſchenrealismus vor Augier in dem Bonhomme Jadis des Murger, das langſame Werden zum pſychologiſchen Stile der Moderne an der Deniſe des Dumas und wie viel von dieſer Neuerung

heute bereits allgemein in den Geschmack gedrungen ist, an der Pepa des Meilhac. So hatten wir alle Vergangenheit der französischen Bühne, wie viel entschieden und ausgemacht ist. Und dann brachte das Gastspiel der Réjane alle Kämpfe der Gegenwart, wie viel dort heute für morgen gestritten und versucht wird: alle zähe Arbeit um die Komödie der Zukunft, um die Komödie des feinen Geistes, welche von Henri Becque her mit Meilhac über Porto-Riche und Lavedan kommen wird; wir haben ihr deutlichstes Beispiel in der „Amoureuse" des Porto-Riche gesehen, neben der die verwegensten Wagnisse der deutschen Neuerer an Form und Geist altväterische Jfflandiaden scheinen. Nun soll die Truppe der Granier noch das heitere Unkraut zeigen, am Abhange von der Kunst zum Vergnügen.

So war es für alle Völker geplant. Die Compagnia Goldoniana, welche eben jetzt beginnt, bringt die alte italienische Posse; ein Gastspiel Rossis, das sich zerschlagen hat, sollte den großen Stil der Italiener und das Gastspiel der Duse, welches wenigstens gleich daneben im Karltheater war, sollte den italienischen Naturalismus bringen. Aber gerade von den Deutschen durfte man das bunteste Schauspiel erwarten: Kein historisches Bild vergangener Entwicklungen freilich, welche die Deutsche Bühne nicht bewahrt, aber eine deutliche Sammlung der Stile, die heute nebeneinander sind und sich bestreiten. So sollte die Burg die klassische Tradition und die höchste von deutscher Kunst erworbene Vollkommenheit, das „Deutsche Theater" das Repertoire und die Technik nach dem herrschenden Geschmacke der norddeutschen Großstadt, die Hamburger Bühne das Repertoire und die Technik nach dem herrschenden Geschmack der Provinz, Adolf Ernst den herrschenden Geschmack der kleinen Bürger und die Gesellschaft Emanuel Reichers alle Versuche der Litteratur und der Schauspielerei darstellen, das Ueberlieferte zu verwinden, aus dem neuen Geiste neue Töne zu gewinnen und eine andere Kunst der Zukunft zu bereiten. Aber die Gastspiele der Burg, Emanuel Reichers und des Adolf Ernst sind gescheitert; die Hamburger spielten zwei Wochen lang ein ungarisches Ausstattungsstück, das, indem es sie nur als Statisten verwendete, ihr schauspielerisches Vermögen ängstlich verbarg; und das Deutsche Theater warf sein Repertoire am zweiten Tage weg und fand es erbaulicher, mit einem sehr heiteren und erfreulichen Lustspiel des liebenswürdigen Wolzogen, aber das doch weder gerade ein Zeichen der deutschen Litteratur von heute noch irgendwie der Entfaltung von Berliner Schauspielerei besonders zuträglich ist, Geschäfte zu machen, als einem künstlerischen Ernst zu folgen, der am Ende gar ein paar Groschen kosten könnte. So kann man von einer Darstellung der deutschen Bühne, wie viel sie vermag, welche Stile sie zeigt und wer von ihnen unserem Geschmacke der nächste ist, eigentlich nicht reden und es muß wohl auch der Freund gestehen, daß die Absicht dieses Theaters, so glücklich sie im französischen Teile gelang, im ganzen mißraten ist, und gerade in jenen Stücken besonders, von welchen wir viele Lehre und Hilfe erwarten durften. Nur sehe ich da keine Schuld der Wiener und sie können sich trösten, daß ihnen wenigstens der schöne Gedanke gehört, der schon wieder aufgenommen und indem man ihre Erfahrungen besonnen nutzt, das zweite Mal wirksamer gestaltet werden wird; sie haben ja an dem Beispiele der Franzosen jetzt ein verläßliches Muster. Und auch das mag sie trösten, daß wenigstens eine große und nachhaltige That, so ganz nebenbei und unvermutet, aus diesem Theater gekommen ist: die Entdeckung der böhmischen Oper.

Die Entdeckung der böhmischen Oper ist eine sehr wunderliche und über-

mütige Geschichte. Man möchte sie gar nicht glauben und nähme sie lieber für die Karikatur eines witzigen Kopfes, der den Oesterreichern einmal gehörig den Text lesen wollte. Sie könnten viel aus ihr lernen. Sie prahlen schrecklich mit ihrem musikalischen Sinn und haben eine berühmte Oper und in jedem Blatte sitzt ein profunder Gelehrter und wo sich im letzten Winkel Europas ein heimlicher Ton rührt, der wird ausgespürt und mit üppigem Pomp sein Glück versucht und der winzigste spanische Kapellmeister ist vor ihnen nicht sicher. Aber den großen und mächtigen Meister neben ihnen, vor den Thoren der Stadt, aus dem eigenen Staate erwachsen, hören sie nicht, und ein unverhoffter Zufall erst muß ihn entdecken. Wenn sie die Lehre nur merken und anwenden wollten! In allen Künsten verkümmern bei uns reiche Talente, ohne Schuld, als daß sie eben Oesterreicher sind, und wenn wir erst einmal unsere verborgenen Schätze heben, dann können wir allen schenken, statt, wie jetzt, von allen zu betteln.

II.

Die Tonhalle ist glücklicher. Das Theater hat jene lebendige Geschichte aller Stile verfehlt. Der Musik ist sie gelungen, über die Hoffnung.

Da sind erstens die historischen Konzerte. Sie sollen „die bedeutungsvollsten Epochen der älteren Musikgeschichte durch Vorführung prägnanter Beispiele beleuchten und einem über den Kreis der Hochgelehrten hinausreichenden Publikum einen Einblick in das musikalische Leben der Vergangenheit gewähren;" nach dem Muster der „Historischen Soireen" von L. A. Zellner in den sechsziger Jahren und der „Musikalischen Renaissance-Abende", welche Doktor Robert Hirschfeld 1884 begann. Es wurden an deutlichen und wirksamen Proben der römische Choral, das deutsche Kirchenlied, die Anfänge der Mehrstimmigkeit, das Werden des kirchlichen a capella-Stiles und des weltlichen Kunstgesanges gezeigt; der Wiener Männer-Gesangverein brachte die Entwicklung des Männerchores seit Mozart; aber die tiefste und lauteste Wirkung gewann das Gastspiel des Amsterdamer a capella-Chores mit den Meisterwerken der niederländischen Schule vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert, des Willem Dafay, des Josquin des Près, des Christian Holländer, des Orlandus Lassus und des Jan Pieter Sweelink, in welchen Maß und Kraft, Stil und Reichtum, die feinste Anmut und eine heftige Gothik sich wundersam gesellen.

Zweitens die Symphonie-Konzerte der Komponisten und Gastdirigenten. Zwei große Triumphe Bruckners, des so lange, so jämmerlich verkannten und mißhandelten Meisters, einmal von Schalk, einmal von Ferdinand Löwe geleitet. Und ein „Amerikan Composer's Konzert" von F. X. Arens, mit Proben von John Knowles Prina, Max Dowell und Henry Schoenefeld, an denen die technische Meisterschaft, die helle Zuversicht der Form bewundert, aber Erfindung, Geschmack und Eigentum vermißt wurden.

Drittens die populären Konzerte des Ausstellungsorchesters von Professor Hermann Grädener, die unvermutet einen langen Wunsch gewährten, welchen die Wiener sich hoffentlich nicht wieder verlieren lassen: Billige, klassische Musik.

Dazwischen ein Konzert der „Gesellschaft der Musikfreunde" mit den „Jahreszeiten", die „Liedertafel der österreichischen Eisenbahnbeamten" und die

„Kärntner“ und eben jetzt der Newyorker „Arion“, der neben seinen etwas steifen, überdrillten Chören eine junge Violinistin Fräulein Maud Powell brachte, die bald ein europäischer Ruhm sein wird.

Der Tonhalle gegenüber ein schlanker leichter Bau, ein bischen „G'schnas“, aber anmutig, zierlich und flott. Das ist das Schattenspiel. Jetzt wird da allerhand durcheinander getrieben, Gedankenlesen, Marionetten und derlei Gaukelei, ohne rechten Sinn. Anfangs, nach dem ersten Plane des Herrn Mortier, dem es gehört, eines Pariser Kollegen, wollte es den Chat-Noir ins Wienerische bringen, den munteren Spuk der ombres chinoises; Hans Schließmann schnitt köstliche Chargen aus der Welt, die vielmehr die anderen als sich selber amüsiert; aber nur Pötzl, Chiavacci oder Bauer, so irgend ein lustiger Fant des Wiener Witzes, der doch zugleich über alle heimlichen Künste und Schliche des Stiles und der Mache gebietet, konnte es würdig fabulieren — die seichten Späße eines albernen Textes, plump und platt gebracht, verdarben jede Freude. Und vielleicht fehlen auch dieser Kunst, die doch nur mit Nuancen wirken kann, bei uns die richtigen Hörer: Es ist eine Kunst verwöhnter Gaumen, die von Künstlern vor Künstlern geschehen muß, vor Empfindlichen und Empfänglichen und von welchen, wie mir einmal an die Fantasie ganz leise getupft ist, gleich thätig mitgespielt wird. Die haben wir jawohl, aber sie verkriechen sich ängstlich in ihrem Caffé.

Daneben, links wenn man von der Rotunde kommt, ist Alt-Wien: der Hohemarkt am Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Auch diese Idee gehört, glaube ich, zuerst den Franzosen; man denke an die Auferstehung der Bastille und der Rue St. Antoine, an die Rue de Caire. Der Entwurf ist von Oskar Marmorek. Ungefähr in natürlicher Größe, aus Holz, trefflich verputzt. Ein buntes und altväterisch liebes Bild von mildem, traulichem und gravitätischem Behagen. Wehrhafte Häuser, wie kleine Festungen, kämpferisch und strenge, aber überall schlägt gleich ein spöttischer Uebermut durch, den Gefahr und Not nicht bändigt. Die Schranne mit der großen Treppe, wo das Volk die Sprüche des Gerichtes hörte, der Pranger, der alte Brunnen, das Narrenkotterl, wo ärgerliche Leute, Raufbolde, Trinker gehalten wurden, und der Hanswurst. Dazwischen Harfenisten, der Nachtwächter mit dem Spieß, der die Stunden ruft und Kellnerinnen in der Tracht der Zeit. Und an dem einen Ende, beim Stalehner die „Schrammeln“ und beim Fellinger am anderen, neben dem „Historischen Bäcker“ die „Grinzinger“, immer Singen, Pfeifen und Fideln rings, überall.

Auf den Hanswurst, dem Gabor Steiner vor dem Narrenkotterl eine Bude gab, durfte man neugierig sein; was wohl die Leute von Heute zu seinen verstaubten Possen sagen würden. Es war ein Experiment. Den Kenner freilich mußte es reizen, diese wienerischeste Kunst, des Atranichy und Prehauser, zu sehen und alle Wandlungen des deutschen Harlequin als Hanswurst, Bernadon, Kasperl, Thaololäoll und Staberl, getreulich zu begleiten. Aber daß heute noch so viel lebendige Kraft, so frischer Zauber auf jedes Gemüt in den guten, alten Späßen stecken könnte, vermutete niemand. Es ist immer ein atemloses Gedränge um die hellen Bänke, Männer und Frauen, Groß und Klein, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Künstler und Laien und nirgends habe ich so unbedachten, einmütigen Jubel erlebt. Es wäre eigentlich recht das Theater nach dem Wunsche der Symbolisten, nach dem Traume des Mallarme, das für jeden seinen besonderen Sinn hat und das sich das harmlose Volk anders zur Freude deutet und anders der Eingeweihte. Vielleicht ist in der Harmonie von Geist und Form das ganze Geheimnis, aus der sich jeder das Seine geholt.

Die Rotunde hat die Sammlungen zur Geschichte der Bühne und Musik. Aber zuvor ist am Rande, einen schmalen Streif entlang, die gewerbliche Ausstellung. Das mag manchen anfangs verwirren. Man muß erst an erbaulichen Miedern und suggestiven Strümpfen vorbei. Dann darf man zu Haydn und Beethoven.

Man mag über die Ordnung und Reihe streiten, ob es nicht anschaulicher und wirksamer wäre, das allen Entwicklungen Gemeine als einziges Bild zu sammeln, alle Instrumente in einem Saal, alle Kostüme in einem Saal, alle Requisiten in einem Saal, unbekümmert, welchen Nationen sie gehören, zu handlichen Vergleichen neben einander. Man mag streiten, ob hie und da nicht ein bischen zu viel gethan ist und man nicht vielleicht die Zeichen, Schleifen und Bänder des Schubert-Bundes entbehren, die Masse getroffener Bildnisse von Josefstädter-Mimen und Hamburger-Choristen etwas mäßigen könnte. Man mag streiten, ob eine minder wissenschaftliche Gliederung nicht oft künstlerischer wäre. ergiebiger an Form und Farbe. Aber man hätte sonst wahrscheinlich wieder die anderen Zweifel und Bedenken. Das ist ja immer so.

Ich kann nicht denken, das bunte Gewühle zu erzählen, von Bildern, Noten, Büchern, Schriften, Briefen, Zetteln, Memoiren, Programmen, Verordnungen, Karikaturen, Instrumenten, Masken, Kostumen, Requisiten, Modellen, Maquetten, Dekorationen, Schmuck, Flitter, Tand und allen Heimlichkeiten der Illusion. Selbst mit dem deutlichsten Kataloge wäre das schwer. Aber es giebt noch keinen Katatog. Wir haben den 20. Juli und es giebt noch immer keinen Katalog. Das ist auch wienerisch. Es fehlt uns jeder administrative Sinn. Große Hindernisse zwingen wir leicht, die sprödeste Schönheit gewinnen wir, aber einen Katalog kann man nicht von uns verlangen.

Ich will also nur noch ein wenig zwischen den Schätzen gehen und wo mich Besonderes streift, es mit dem nächsten Worte notieren.

Die Franzosen. Eine feierlich graziöse Halle, helle Nischen rings unter üppigen Gobelins, mitten ein Panorama von Maquetten. Vornehmes, prächtiges Barock, mit einer Note von Salon und Fest.

Das schmale, blaße, reine Profil der Rachel, von Ed. Dubufe, wie eine entrückte Vision des freien Geistes, welcher das Irdische, jedes Sinnliche abgestreift hätte und nur von den tieferen Leiden der Gedanken weiß. Daneben, schrill und jäh, in dieser erhabenen Gemeinheit, Cirkus und Palast zugleich, das barbarische Raffinement der Bernhardt, welcher man wie durch ein Transparent in das Zucken der Nerven sieht. Die Mlle. Georges des Gerard, eine von jenen spöttischen Frauen des zierlichen Dünkels, wie eine Monna Lisa, die im Trianon erzogen wäre. Die Clairon, der Liebling des Goncourt, die erste Naturalistin der französischen Bühne, welche zuerst statt zu singen sprach und zuerst die Römerinen ohne Reifrock spielte. Der köstliche Dumas des Bonnat, Daubet, Claretie, die Rejane, Mounet Sully, Coquelin und ein flottes, lustiges Bild des jungen Bizet, der wie Otto Erich Hartleben aussieht, wenn er sich das Fett abgewöhnen möchte und ins Gallische bewegliche versetzt. In einem Schranke eine Sammlung von Puppen der großen Oper, welche das Kostüm von Ludwig dem Vierzehnten bis zur Revolution zeigt: die römischen Helden im brocatenen Wams, gepudert und lange Federn auf dem Hut.

Die Engländer. Unauffällig, schlicht und ohne Aufwand, aber musterhaft geordnet und ersichtlich. Der herbe, wehmütig spröde Kopf der Laura Johnson von E. Bezin, mit der wesentlichen, unveräußerlichen Keuschheit im Blute. Die

plumpen, schlaffen, geschmeidigen Züge Garricks, die erst einen Auftrag des Willens erwarten, welchen Schein sie annehmen sollen, mit der bereiten Leere der Duse. Die Sara Sidolons, von der Byron sagt, daß der Klang ihrer Stimme übermenschlich und ihre Macht über das Herz übernatürlich war, und von der Walter Scott sagt: Die jungen Leute, welche diese Sonne nur mehr in ihrem Niedergange gesehen haben, müssen uns älteren Burschen, die sie in ihrem Aufgange sahen, erlauben, das Haupt ein wenig höher zu tragen. Ein Bild des scharfen, biegsamen und alerten Wyndham von Petty und ein Bild der Ellen Terry von John Sargent, ein unvergleichliches Meisterwerk an nervöser Kraft und Tiefe, heiß und wild, fremd und wahr, wie Moreau die Morella des Poe träumen würde. Eine Reihe von Zeichnungen des Graephic, englische Musikschulen, Henry Irving als Otello, Miß Farr in Rosmersholm, Beerbohm Trees als Hamlet, von Paget sehr greiflich gestaltet, mit einem Zuge ins Forain'sche, der sich nur noch nicht recht traut.

Die Russen. Der prächtigste und reichste Teil der Ausstellung, laute, schwere, üppige Kostüme, greller Schmuck, alles groß, langsam und heftig.

Bulgarien. In Photographien und Zeichnungen eine umständliche Geschichte des nationalen Tanzes, des Horo; und seine Instrumente, der Dudelsack, die Tambära und die Kastagnettenzange.

Die Ausstellung des Baron Nathaniel v. Rothschild mit köstlichen Stichen, einem Dudelsackbläser des Dürer, Szenen des Coypel und De la Hyre, und lustigen Karikaturen des Rovlandson. Zwei wunderliche Instrumentenbilder des Sebastiano Lazzari, der Klaviere, Geigen, Mandolinen, Trompeten, Noten wie man sonst etwa Früchte oder Blumen arrangiert. Ein allerliebstes Liederbuch des Rococo und die Romanzen der Königin Hortense.

Die ethnographische Abteilung, Japanisches, Chinesisches, Jawanesisches, Mexikanisches, Indisches durcheinander, ein heißes und stürmisches Bild, unersättlich nach Farbe, eine wilde Fülle von häßlicher Schönheit.

Wien. Die ganze Geschichte der Wiener-Bühne von Stranicky und Prehauser, an Raymund und Nestroy vorbei, über Carl und Treumann, die Krones, die Gallmeyr, die Geistinger, bis auf die Palmay und Girardi. Auch hat man das Vergnügen, die sämtlichen Kritiker der Wiener-Presse hier zu sehen.

Die polnische Ausstellung, mit dem Chopin-Zimmer, aber sonst ein bischen stark auf die äußere Wirkung, ohne rechten Ernst.

Die Musikhistorische Abteilung. Die friedliche, verklärte, tänzerische Schönheit des Mozart. Die brutale Wucht Beethovens, der auf den Karikaturen dem Gottsleben gleicht. Schumann mit den begehrlichen Nüstern, den weichen, wunden, saftigen Lippen, dem brennenden Blicke. Die schmalen Ibsenlippen des bleichen Berlioz mit milden grauen Augen.

Die Berliner haben den „Thron der Schönheit" ausgestellt und darauf die Büste der deutschen Kaiserin gesetzt.

Pierre Loti.

Realismus — Naturalismus — Materialismus — Idealismus — alte und neue Richtung. Wie oft werden heutzutage diese Worte gebraucht; wie viel wird darüber geschrieben, gestritten! Ueberall macht sich der Kampf um diese Begriffe bemerkbar, sowohl in der Wissenschaft, als in der bildenden Kunst und in der Dichtung. Das ist eine allgemein bekannte Thatsache, so allgemein bekannt, daß sich jeder Laie verursacht fühlt, für oder wider Stellung zu nehmen.

Aber die Bedeutung dieser Worte, um deretwillen so viel gekämpft wird, sind nicht genau zu definieren. Kaum zwei Menschen, die sie im Munde führen, stellen sich darunter genau dasselbe vor, und selbst in konkreten Fällen ist es oft schwer festzustellen, ob ein Produkt der Kunst irgend welcher Art „alt" oder „neu" sei. Ja es giebt gewiß manche Künstler, die von den Anhängern der alten oder der neuen Richtung begeistert als die Ihren gefeiert werden, während sie selbst nicht wissen, in welches Lager sie gehören.

Das sind oft solche, die mit vollem Jubel alles begrüßten, was sich gegen Altes und Abgelebtes auflehnt, die sich selbst in das Getümmel junger Kräfte mischen wollten, — die aber seine Sprache nicht verstehen. Und wenn sie ihrer Unfähigkeit bewußt werden, diese Sprache je zu erlernen, dann wenden sie sich verbittert um und sehen entweder müßig zu, was aus all dem Getriebe wird, oder sie kehren ihre Waffen gegen das, was sie selbst einst angestrebt haben.

Oft geht es aber auch so, daß ein junger Künstler mit erstaunlicher Leichtigkeit diese „neue Sprache" erlernt, daß er sie mit Pinsel oder Feder handhabt, so leicht, so klar, so fließend, als sei sie ihm zur zweiten Natur geworden, und doch mit dem Herzen, mit dem ganzen Wesen dem Neuen fremd gegenüber steht. Ein solcher Mann ist Pierre Loti.

Pierre Loti oder Julien Viand, wie er eigentlich heißt, hat sich durch seine jüngst gehaltene Rede in der Akadémie Française und den darin gemachten Ausfall gegen Zola — bei allen Parteien geschadet.

Hat schon das Faktum allein, daß diese konservative Gesellschaft ihm den Sitz gegeben, während sie Zola eigensinnig ignoriert, bei dessen Anhängern einige Voreingenommenheit gegen Loti erzeugt, so hat er sich's durch seine Rede bei ihnen wohl ganz verdorben. Und die Anhänger Zolas wider sich haben, heißt soviel, wie gegen das ganze Heer der Realisten, Naturalisten, mit einem Wort, die ganze neue Richtung den Kampf aufnehmen. Und doch gehört Loti in gewissem Sinn dieser neuen Richtung an, mit all seinem künstlerischen Können.

Ich erkannte diese Verwandtschaft, diese nicht zu leugnende Zusammengehörigkeit so zu sagen auf einen Schlag, als ich, kurz nachdem ich Loti von

seiner glänzendsten Seite „Pêcheur d'Islande“ kennen gelernt hatte, in die Räume der Münchener Jahresausstellung im Glaspalast kam. Bei den schönsten Landschaftsbildern der Freilichtmalerei, die uns hinausführen an die Meeresküste oder gar in die weite, offene See, wo nur ein einsames kleines Schiff, umgeben von der unendlichen Einförmigkeit des Wassers und der Luft, Zeugnis giebt vom Dasein des Menschen, der sich Herr des Erdballs dünkt, bei diesen Bildern, die uns wie in Licht und Luft getränkt erscheinen und so recht den Namen Freilichtmalerei verdienen, war es mir immer als sähe ich hier auf der Leinwand, was ich gerade früher durch Lotis Naturbeschreibungen mit geistigem Auge geschaut hatte.

Naturbeschreibungen? — Das ist nicht das richtige Wort. Loti beschreibt nicht die Natur, er malt sie, — und in ihre Mitte hinein malt er den fühlenden, kämpfenden Menschen, verschwindend klein in der unendlichen Umgebung von Wasser, Licht, Luft, Erde, — und doch riesengroß als das einzige Wesen, das sich seines Daseins und seiner Vergänglichkeit bewußt ist . . . . . .

Es wäre schade, — jammerschade, wenn die seltene Gabe dieses Mannes, andere schauen zu lassen, was er selbst gesehen und erlebt hat, durch die wohl berechtigte Empörung seiner Antagonisten gerade dort brach gelegt würde, wo sie am meisten wirken könnte. Loti ist durch sein Auftreten in der Akadémie Française bekannt geworden, auf eine traurige Art, in Kreisen, wo man vielleicht noch nicht eine Zeile seiner Schriften gelesen hatte. Versuche man es aber nur einmal, Geschehenes auf ein Weilchen zu vergessen und offenen Auges und offenen Herzens dem Dichter zu folgen. Wenn dann auch Groll und Bitterkeit nicht schwinden, so werden sie doch schweigen, so lange man sich an seiner Seite von den Wellen schaukeln, von den Winden treiben, von der Sonne wärmen läßt.

Loti ist Seemann, und vor allem ist es das Seemannsleben, in das er uns einführt. Er verfolgt keine Tendenzen. Nicht um uns mit Haß gegen die Reichen und Machthabenden zu erfüllen, führt er uns in den engen Bauch armer Fischerboote, auf den Wind und Wetter ausgesetzten Mastkorb der Kriegsschiffe. Er selbst lebt das harte Leben auf offener See und weiß es zu schildern: er kennt die Gefahren, die es mit sich bringt; er weiß, wie Not und Entbehrung dem Manne Selbstbeherrschung rauben; er hat gewiß unzählige Male erlebt, wie tüchtige, brave Burschе zugrunde gegangen sind, weil der monatelang zurückgehaltene Trieb während kurzer Dienstpausen zu erschreckenden Ausschweifungen drängte. Er weiß und sieht und schildert alles das und noch weit mehr; er sieht es mit verständigem Auge und fühlt warm mit. Aber er fühlt auch den erfrischenden, stärkenden Hauch der Meeresluft und den wohlthuenden Einfluß strenger, männlicher Arbeit; er weiß auch das lebendig uns vor das Auge zu zaubern. Doch, wenn er vom köstlichen hâle de la mer spricht, und vom herrlichen Gefühle der Kraft, der Gesundheit, des Mutes, das die weite See ihren Söhnen schenkt, so verbindet er damit eben so wenig Tendenz, als wenn er uns von den Leiden eines jungen Matrosen au fer erzählt. Mit einem Wort: er ist nicht Parteimann, nicht Reformator, er ist einfach — — Pierre Loti.

Mit Zola darf er demnach gar nicht verglichen werden; er hat eben nichts mit ihm gemein als — die große, erstaunliche Realistik seiner Kunst. Loti versteht zu „schauen“, wie es gewiß wenig Sterblichen vergönnt ist. Er schaut die Seele des Menschen mit ihren hohen Trieben und mit dem, was ewig an die Verwandtschaft mit dem Tiere gemahnt; er schaut das weite, offene

Meer und den Himmel, wie er sich im Norden nebelig und tief darüber hinbreitet, im Süden hoch und blau und leuchtend wölbt; er fühlt und schaut das enge Band, das den Menschen an den Boden kettet, dem er entstammt; er hat demnach die Gabe, wie wohl nur wenige, das milieu zu schaffen, in dem sich seine Menschen bewegen, entwickeln. Und was er schaut weiß er wiederzugeben, wie er es geschaut hat, so einfach, so wahr, so schön oder auch so häßlich. Er sucht eben keine Probleme und er sucht auch keinen Effekt. Pathologisches Interesse sucht er ebenso wenig zu erwecken wie jugendliche Schwärmerei, obwohl die Menschen seiner Schöpfung oft nach beiden Richtungen hin ausgebeutet werden könnten.

Ich bekam beim Lesen seiner Werke oft das Gefühl, als sei es ihm geglückt wie keinem, die Natur, die wahre, große, einfache, unergründliche, zum Gegenstand der Kunst zu machen, ohne dabei zu künsteln, zu konstruieren oder zu idealisieren.

Ich will es weder als Vorzug noch als Tadel erwähnt haben, daß Loti ohne alle Tendenz, ohne alle Intention schafft und schreibt.

Menschlich steht vielleicht derjenige höher, der mit allen seinen Kräften, auch mit seiner künstlerischen Begabung einem Ziele nachstrebt; — aber ob auch künstlerisch? . . . . .

Soviel ist jedoch sicher: Loti verfolgt keine Ziele. Er hat nur den Drang, was sein Inneres erfüllt, andern mitzuteilen und es dadurch vor allzuschnellem Untergang zu schützen. Angst und Schrecken vor der Vergänglichkeit alles Irdischen bilden sogar einen Charakterzug Lotis, dessen er selbst oft Erwähnung thut. Es mag dies wohl eine Folge des schon erwähnten Umstandes sein, daß er keiner „Sache" dient. Ein Mensch, der irgend einem außer ihm stehenden Ziele nachstrebt, sei es einem künstlerischen, einem religiösen, einem philantropischen, einem politischen, wird nie so leidenschaftlich an sich selbst hängen und halten wie Loti.

Diese Liebe zu sich selbst wurde ihm auch schwer zum Vorwurf gemacht und war Ursache bitteren Hohnes anläßlich seiner vielbesprochenen Rede. Ja, man ging sogar soweit, die Wörtchen je, moi und mes darin zu zählen. Aber — „tout comprendre c'est tout pardonner" sagt Mme. De Staël. Loti, der Seemann, der monatelang allein, oder so gut wie allein im Meere umherirrt, — ist es nicht begreiflich, daß er Zeit und Muße findet, sich in sich selbst zu vertiefen?

Was er liebt: seine Mutter, sein Heim, seine Kindheit, seine Träume, sein Leben auf offener See, — und manches Weib in verschiedenster Herren Länder, alles sucht er seinen Lesern nahe zu bringen, damit auch sie es lieb gewinnen und es in ihren Herzen fortlebe noch nach seinem Tod. Ein solcher Egoismus ist aber durchaus künstlerisch und daher dem Künstler wohl zu verzeihen.

Uebrigens ist aus Lotis Eigenliebe vielleicht mehr gemacht worden als gerecht ist. Man lese nur „Mon frère Yves" um daraus zu erkennen, wie warm und sogar selbstverleugnend er für andere zu fühlen vermag. Auch in seinem Meisterwerk Pêcheur d'Islande kommen die Worte je, moi und mes nur ganz nebensächlich, kaum der Beachtung wert, zur Geltung. Anders ist es freilich in den meisten seiner übrigen Werke. Doch auch hier ist es oft nur ein schönes oder interessantes Erlebnis aus fremden Ländern, in denen er sich merkwürdig schnell heimisch zu fühlen versteht, das ihn zum schreiben anregt. „Au Maroc", „Japonerie d'automne", ju auch „Le mariage de Loti", „Madame Chrysanthème" u. a. haben großen Wert für die Kenntnis fremder Länder und

Gebräuche. Loti macht aber nie eigentliche Reisebeschreibungen. Er spricht nicht wie ein Reisender, sondern wie einer, der in kurzer Zeit tief, tief in das Leben fremder Völker eingedrungen ist und bei ihnen ein Stück seines eigenen Ichs verzehrt hat, in glühender und doch stets wehmütiger Lust zu leben.

Noch näher am Schlag seines Herzens läßt er aber den Leser lauschen in seinem „Roman d'un enfant", die Geschichte seiner eigenen Kindheit, in „Livre de la pitié et de la mort" in „Mon frère Yves" und in „Fantôme d'Orient".

Die große, fast schmerzliche Liebe zur Heimat, zu den geringfügigsten Gegenständen, die in seiner Erinnerung mit irgend einem geliebten Wesen oder einer schönen, vergangenen Zeit zusammenhängen, tritt überall lebhaft hervor. Diese Liebe bildet auch das innige Band der Freundschaft, das ihn an seinen frère Yves knüpft, der sicherlich keine Fiktion ist. „Frère Yves", der rauhe, aber immer kindliche Matrose, dem sein Freund und Vorgesetzter durch manches Lebensschicksal treu zur Seite steht, liebt sein Vaterland, die nebelige Bretagne mit jener naiven, zähen Liebe, die in unsrer Zeit immer mehr und mehr verloren geht, in früheren Tagen aber Gegenstand mancher Sage und manchen rührenden Volkslieds geworden ist. Loti führt uns an der Seite dieses einfachen Mannes aus dem Volk in seine primitive Heimat, zu seinen armen Landsleuten, die ihre eigene, uralte Sprache sprechen. Durch seine Augen läßt er uns das Land mit seinen felsigen Meeresküsten, dem grauen Himmel, den spitzen Kirchtürmen und den weiten Buchenwäldern sehen und lehrt es uns lieben.

In der Geschichte seiner eigenen Kindheit führt er uns mit derselben Liebe in sein Vaterhaus, wo er die ersten, streng behüteten Jahre seiner Jugend verlebt hat. Hier sind es die geliebte Mutter, die Großmütter und Tanten, unter denen er aufgewachsen, der kleine Garten, in dem er geträumt und gesonnen hat, und seine ersten, inneren Erlebnisse, denen er ein Denkmal zu setzen sucht. Dabei ist er aufrichtig und wahr, immer getreu dem Bestreben, seine eigene Individualität zum Ausdruck zu bringen.

Schon im ersten seiner Romane, très gauchement composé, wie er selbst sagt, lebt und webt trotz aller Konvention dieses eine wahre Streben. Mit jedem neuen Bande wird dann seine Sprache deutlicher, fähiger, das zu sagen, was er sagen will. Seine eigentümliche Entwickelung vom zarten Muttersöhnchen zum abgehärteten Seemann; das ihm eigene, seltsame Gemisch von ausschweifender Lebenslust und von tiefer, unbesiegbarer Traurigkeit, von beinahe kindlich naiven Gefühlen und von der Blasiertheit eines Mannes, der fast die ganze Welt genossen hat, ohne Befriedigung gefunden zu haben, das alles ist zum Ausdruck gebracht.

„Le besoin de chanter mon mal, de le crier bien fort aux passants quelconques du chemin" so nennt er im intimsten seiner Werke „Fantôme d'Orient" das Gefühl, das ihn zur Veröffentlichung seiner inneren Erlebnisse trieb.

Wahrlich, — wie ein Ruf tönt es uns auch aus seinen Worten entgegen; wie ein Schrei nach Sympathie; wie ein Angstruf vor der unbekannten Zukunft, vor dem unerbittlichen Lauf der Zeit, der jetzt, schneller denn je, Bestehendes vernichtet. Ein Angstruf ist es, um sich selbst, und um alles was er liebt.

Ein solcher Ruf aber verdient gehört zu werden!

L. Reisner.

Kritisches zur Kritik.

Von

Albert Dresdner.

Es gährt in dem litterarischen Berlin. Der unerhörte theatralische Bankerott der abgelaufenen Spielzeit, der gottlob! endlich beginnende große Krach unseres ganzen glorreichen Kunstverfertigungs- und Verdauungssystems hat die erfreuliche Folge gehabt, daß außerordentliche Mißstände mit quälender Deutlichkeit ins Bewußtsein getreten sind, die allerdings schon jahrelang in höchst unerwünschter Größe bestehen und längst aus der Welt geschafft sein müßten, wäre die gute öffentliche Meinung bei uns nicht ein so träges und furchtsames (oder wie wir sagen: „vornehm-zurückhaltendes") Tier. Man hat sich in Erörterungen über die Bedingungen unserer Premieren eingelassen und ist begreiflicherweise damit bisher zu keinem Ergebnisse gekommen, wie man vermutlich überhaupt zu keinem gelangen wird. Aber man hat doch dabei wenigstens auf einen, wenn nicht den wunden Punkt den Finger gelegt. Wieder einmal die Theaterkritik!

Herr Frenzel, dem eine langjährige, Thätigkeit als Theaterkritiker ein wohlbegründetes Recht giebt, in dieser Angelegenheit zu urteilen, hat sie im einem Hefte der „Deutschen Rundschau" in Kürze berührt. Er hat sich wesentlich darauf beschränkt, zwei Punkte herauszuheben. Er giebt zu, daß die Theaterkritik in einer beklagenswert großen Anzahl von Fällen kunstunverständig und kenntnislos sei, und obendrein in frivoler Gewissenlosigkeit das Kunstwerk nur als ein bequemes Turngerät für ihren Fünfgroschenwitz betrachte. Aber er weist zugleich darauf hin, daß von den vorgeführten Bühnenwerken neun Zehntel allzu minderwertig sind, um ernsthaft, schulgerecht, im Geiste Lessings behandelt zu werden, daß die Kritik keiner Kunstkennerschaft bedürfe, wo sie keine Kunst finde, daß es mit einem Worte ganz verdient sei, wenn ein Hanswurst über den andern herfalle.

Herrn Frenzel, der mit ruhiger Zuversicht dem Abschlusse seiner Laufbahn entgegengehen darf, steht eine solche gelassene Betrachtungsweise an; den Jüngeren aber wächst die Aufgabe zu, die Sache mehr unter dem Gesichtspunkte des praktisch Erreichbaren anzusehen. Und das um so mehr, als die von Herrn Frenzel angedeutete Unzulänglichkeit und Wertlosigkeit der Theaterkritik in so hohem Grade vorhanden ist, daß man, wenn man die betreffenden Berliner Verhältnisse im ganzen überblickt, gradezu von einer kulturellen Barbarei sprechen muß, und überdies ein gut Stück von jener Heuchelei entdeckt, die wir in pharisäischem Hochmute von Zeit zu Zeit unsern Vettern überm Kanale vor-

zuwerfen lieben. Denn wie ehrfurchtsvoll reden nicht unsere Zeitungen von der Kunst! Wie zärtlich, in der Art eines Liebhabers, gehen sie nicht mit ihr um! Was für klingende Feiertagsworte wissen sie nicht zu finden, wenn sie auf dies Kapitel kommen! Und was *leisten* sie für sie, wo sie wirklich leisten könnten? Wem vertrauen sie die Würdigung der „göttlichen Kunst" — Paukenschlag! — und ihre Vermittelung an das Publikum an? Leuten, die catilinarische Existenzen, die im verwegensten Sinne des Wortes Journalisten sind, die vermutlich wie der brave Schmock lieber aus dem Geschäfte herausgehen würden, wenn ihnen ein guter Herr Oberst ein paar Hunderter liehe, um damit etwas Solides anzufangen. Oder Leuten, die es doch immerhin bis zu „Universitäten" brachten, hier ihre Fähigkeiten auf die menschlichen Eingeweide oder die Institutionen oder auf Basen und Säuren oder Bacillen oder was sonst (nur nicht Kunst!) warfen, vielleicht auch ganz reizende Verschen zu Tante Agnes Hochzeit und Cousine Emmas Verlobung leisteten, dann in genialischer Faulheit oder Energielosigkeit ein Examen für unnütz erklärten, — und in der Kunstkritik eine passende Bethätigung ihrer von Tante Agnes und Cousine Emma gebührend herumgerühmten Gaben suchten, — und siehe da! auch fanden. Denn die Zeitungen stellen wohl an ihre Mitarbeiter für Bluttaten, Gerichtsverhandlungen, Rennpferde oder Bicyclesport gewisse sachliche Anforderungen; von ihrem Theaterkritiker verlangen sie meistens nichts als selbstsichere Dreistigkeit. Und so viel Kenntnisse aus dieser Quelle fließen, so viel trägt sie auch von der für den Theaterkritiker erforderlichen Vornehmheit des Charakters mit sich, — eine harmonische Vereinigung, aus der sich dann die liebedienerische Rücksicht, die sippenhafte Vervetterung, kurz, die ganze moralische Korruption herleitet, die um so verhängnisvoller ist, als sie das Strafgesetz klug zu umgehen weiß, und wie jede wohlausgebildete Korruption kaum anders zu fassen ist, als ausnahmsweise einmal in einem Einzelfalle, über den dann alles Ach! und Oh! schreit. Ich habe keineswegs die Absicht, durch ein genaueres Eingehen auf ihre Eigenschaften den Persönlichkeiten der hier in Frage kommenden Kunstschlächter eine Bedeutung zu geben, die sie nicht besitzen; ich weiß wohl, daß man sich litterarisch überhaupt nicht um sie kümmert, und daß sie selbst weggeblasen sind, sobald die bewußte „jüngere Kraft" sie ersetzt hat, die freilich, wenn der Verjüngungsprozeß so fortschreitet, demnächst ein Daumen lutschender Säugling sein muß. Aber ich denke an Größeres. Ich denke an den Stand, der in Paris z. B. eine so ehrenvolle Stellung einnimmt, und hier eine Art Freistätte, wo Schutt abgeladen werden darf, darstellt. Ich denke an die Presse, die das Recht verliert, auf ihre Rechte so eifersüchtig zu pochen, wenn sie sich an ihren Pflichten so versündigt. Ich denke endlich an den Einfluß, den jede Kritik nun einmal thatsächlich ausübt; denn ob es das Publikum nun Wort haben will oder nicht, es geht doch nach seinem Blättchen, und jeder Winkelkritiker kann einen Schriftsteller für 10—20000 Menschen zum Genie oder Dummkopf stempeln.

Freilich, so lange sich das Publikum nicht selbst gegen seine Kunstvorschneider auflehnt, verdiente es eigentlich gar nicht, daß man sich dafür interessierte. So lange ihm nicht eine Ahnung aufgeht, eine wie wenig ehrenvolle Rolle es bei dem ganzen Handel spielt, und dies in unzweideutiger und imponierender Weise zum Ausdrucke bringt, so lange ist im grunde das Schlechteste grade gut genug. Wenn nur nicht so viele achtungswerte Dichter, ja unsere ganze Dichtung darunter litten! Wenn nur nicht das Verhältnis des Künstlers

zum Publikum dadurch zu einem ganz ungesunden, aus Verbitterung hüben, und vergifteter, afterkluger Voreingenommenheit drüben zusammengesetzten, verbildet würde! Und wenn nur nicht ein so schreiender Widerspruch mit der ganzen Aufgabe der Presse am Tage läge! Denn sie beansprucht mit Stolz, der Erzieher der Nation zu sein, und hier, wo sie in ihrem Kreise zu Kunst und Kunstverständnis erziehen könnte, meint sie wieder gleichmütig: Ja, das Publikum will es doch aber nicht besser. Das ist die Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt.

Das ist ja nun wohl richtig, daß die große Mehrzahl aller Stücke eine ernsthafte kunstkritische Betrachtung gar nicht verlangt, und ich will auch nicht die Zwickmühle aufstellen, daß weniger schlechte Stücke geschrieben würden, stände die Kritik in ihrer Masse auf einem würdigeren Standpunkte: denn diese repertoirfüllenden Stücke sind, wie die Spielisten beweisen, zu allen Zeiten geschrieben, gespielt und begünstigt worden. Aber sehen wir zu, ob der Kritiker nicht schlechterdings bei jedem Stücke etwas leisten kann. Alle dramatischen Erzeugnisse einer Epoche bis zum kleinsten und wertlosesten herunter, stehen unter den großen Gesetzen und Bedingungen der zeitgenössischen Produktion, — heut vielleicht sogar ersichtlicher als jemals, wo die Mode in dem Maße das Idol aller Dramatiker ist, daß die Bühne sofort mit einem unerträglichen Gewimmel von Hinterhäuslern bevölkert wird, wenn erst einer mit einem Hinterhaus-Drama Glück gemacht hat. Und diesen roten Faden aufzudecken, dieser einzig verfolgbaren zusammenhängenden Entwickelung des Dramas von Stück zu Stück nachzugehen, ihre Bedingungen zu präzisieren, ihre Aufgaben zu umschreiben, müßte ja gerade der Stolz und die Aufgabe des Kritikers sein, wollte er seinen zerstreuten Tagesproduktionen einen inneren Zusammenhalt geben, wollte er das Publikum in seine Kunstansicht einführen, wollte er ihm einen weiteren Ausblick gewähren, als eben nur auf das Stück von heute. Aber just hier liegt der tote Punkt. Sieht man sich das Urteil eines richtigen Zeitungskritikers über ein mittleres oder schlechtes Stück (NB.! nicht über ein bedeutendes!) an, so möchte es auf den ersten Blick so leidlich scheinen, weil sich der Schreiber mit den Redensarten und Ansichten, die er ererbt von seinen Vätern hat, vor der unerträglichen Blamage schützt. Aber neben dem Mangel jeder eigenen Ansicht und Leistung ist es gerade das Fehlen jeder Erhebung ins Allgemeine, dieses tägliche, immer mit gleichen Handbewegungen erfolgende Stückeausklopfen, das die Trostlosigkeit dieser Wüstenei der Zeitungskritik ausmacht, und die Leser — rund heraus gesagt — verdummen muß.

Es kommt aber noch ein Zweites dazu.

Ich weiß im Augenblicke nicht mit Sicherheit, wer die Meinung ausgesprochen hat — Eduard Devriendt war es, glaub' ich, — die Theaterkritik müsse mehr als bisher den Gesichtspunkten der Darstellung nachgehen. Wer es aber auch war, es liegt viel Richtiges darin. Das Drama ist und bleibt eine eigene litterarische Gattung; es steht wohl in einer bestimmten engen Verbindung mit der Bühne, aber es ist nicht unbedingt an sie gebunden, niemand kann ihm eine über die Zeit erhabene Selbständigkeit ableugnen. Ein Drama kann wertvoll, ja vortrefflich sein, ohne doch den Bedingungen zu entsprechen, die ein Schauspieler einmal sehr hübsch als „l'optique du théâtre" zusammengefaßt hat. Es kann selbst diese Bedingungen erfüllen und doch an der Stimmung oder Zusammensetzung des Publikums scheitern. Ich denke natürlich nicht daran, den litterarischen Charakter der Theaterkritik zu verkürzen — welcher Einsichtige

könnte der litterarischen Kritik wohl die Anknüpfung an das Institut abschneiden wollen, an das das Kunstinteresse heutigen Tags sich ganz vorzugsweise anlehnt? —, aber ich möchte darauf hinweisen, daß das Theater ein Einheitliches, in sich Besonderes und von allem andern Verschiedenes ist, und daß dasjenige, was ihm diesen besonderen Charakter verleiht und insofern seine spezifische Eigentümlichkeit bildet, die theatralische und darstellende Kunst ist. Die darstellende Kunst, in ihren Mitteln die reichste, in ihren Wirkungen die unmittelbarste und stärkste, in ihren Einflüssen die tiefgreifendste, — wo in aller Welt soll sie denn Würdigung, Förderung, Vermittelung finden, wenn nicht in der Theaterkritik? „Das Theater, schreibt Goethe einmal in seiner orakelnden Weise, bleibt immer eine der wichtigsten Angelegenheiten; es knüpft sich aus Vorsatz und durch Zufall gar vieles daran." Ja wohl, gar vieles! Denn nicht in Museen, Konzertsälen oder aus Büchern, — von der Bühne bildet sich die große Masse der Kunstempfangenden ihr Schönheitsideal, ihr Stilgefühl, ihre Meinung von Kunst, von Lebenswahrheit und Affektion, von Anstand, selbst von der Reinheit der Sprache; und zwar nicht aus dem Stücke, wie es an sich ist, sondern wie es in der Darstellung erscheint. Eben hier wäre Weisung und Belehrung um so dringender nötig, als das Publikum gerade der darstellenden Kunst gegenüber zu voreiliger Urteilsbildung neigt, weil die Elemente der Schauspielkunst, Sprache, Mienen- und Geberdenspiel, bei jedem vorhanden sind und keinem durch Unbekanntheit imponieren.

Wie aber steht es um die darstellende Kunst in unserer Theaterkritik? Da gilt denn leider noch heute von Wort zu Wort die zornige Klage, die bereits Tieck im „Phantasus" äußerte über „eine anmaßliche Kennerschaft und Kritik, von allem Kunstgeschwätz das fadeste und nichtigste, weil hier auch nicht die mindeste Kenntnis, wie doch noch bei Musik und Malerei ... nötig scheint, und jeder so viel Moral oder Natur oder sogar Psychologie hineinmengen kann, als er nur immer will." Nur daß die Sache durch die Reportermanieren unserer Kritik noch verschlimmert ist. Keine Analyse einer schauspielerischen Leistung, keine Zurückführung auf die Grundbedingungen der Kunst, kein Verständnis für ihre Technik, keine Kenntnis ihrer Entwickelung, immer das gleiche Operieren mit nichtssagenden Redensarten, wie flott, manieriert, innerlich, natürlich (s. Tieck), gewandt oder etwas ähnlichem. Der Schauspieler findet in der Kritik nichts Förderndes, kümmert sich nicht um sie und ist so auf dem besten Wege zu beschränkter und koketter Manier. Der Theoretiker wiederum ermangelt der großen schauspielerischen Vorbilder und sieht den Weg zur wirklichen Kennerschaft höchlich erschwert. Die unausbleibliche Zwillingsfolge dieser Verhältnisse hat sich denn bereits pünktlichst bei uns eingestellt: der öffentliche Geschmack in Bezug auf Schauspielkunst ist in einem Zustande angenehmer Verrohung, und die darstellende Kunst selbst wieder einmal in einer bedenklichen Depression, wenn nicht schon in einer kritischen Epoche. Aber noch nicht genug daran, noch mehr Folgen! Erzeugt eine große Dramatik eine große Schauspielkunst — wie die hohe Zeit der deutschen Bühne von Ekhof bis Fleck und die Geschichte der Shakespearischen Dramen in Deutschland erweisen —, so wirkt eine bedeutende Schauspielkunst auch wieder befruchtend aufs Drama. Molière, Shakespeare, Raimund waren Schauspieler, und mehr als ein Dramatiker holte sich seine erste Begeisterung im Parterre. Nun, wenn der künftige Shakespeare Deutschlands schon unter uns weilen sollte, so wird er gut thun, sich andere Quellen für seine Begeisterung offen zu halten.

Hier ist also wieder eine Aufgabe für die Theaterkritik, an die sie sich selbst bei dem unbedeutendsten Stücke machen könnte, und diese mit der erstberührten zusammengehalten, ergäbe ein festes und wohl erreichbares Ziel für die Kritik: das Theater in seiner Besonderheit und seiner Bedeutung für unser Kultur- und Kunstleben zu erfassen und in seiner, der allgemeinen parallel gehenden Entwickelung fortlaufend zu begleiten und zu fördern. Aber freilich würde die ernstliche Inangriffnahme dieser Aufgabe gradezu eine Umwälzung in unserm Kritikerstande herbeiführen, denn die Zahl derer, die nach irgend einer Richtung befugt und befähigt sind, über darstellende Kunst abzuurteilen, ist nun vollends eine erschreckend geringe. Man verlangt selbstverständlich nicht, daß jeder Kritiker ein Gelehrter oder ein Genie sei; man verlangt nur, daß er irgend eine Legitimation aufzuweisen habe, es sei ein von Natur besonders feinfühliger Geschmack, es sei eine sorgfältige Bildung, deren Schwerpunkt hier oder dort liegen möge; und man verlangt von jedem Einzelnen die unentbehrlichen Charaktereigenschaften des Kunstrichters: Unabhängigkeit, Freimut, vollen Ernst und volle Begeisterung für die Kunst. So lange aber dies nicht erreicht wird, ist alle Erörterung in den Wind gesprochen. Da es in der großen Stadt nicht möglich ist, daß ein Theater ein festes, kunstverständiges, wohlwollendes Publikum um sich sammele, wie es Laube in Leipzig versuchte und (vgl. sein „Norddeutsches Theater") teilweis auch erreichte — nicht möglich, weil die Interessen durch ein Dutzend und mehr Bühnen auseinander gerissen sind —, so bleibt hier die Kritik als künstlerischer Zwischenträger unentbehrlich, ist sie das einzig feste, das einzig reale Publikum der Theater. Hier muß angesetzt, erzogen, reformiert werden oder nirgends. Und wenn die vornehmen Schriftsteller, deren eigenste Sache, deren materielles und ideelles Interesse es ist, hier die öffentliche Meinung zu beeinflussen und in Bewegung zu bringen, sich nicht dazu aufraffen können, unermüdlich, geschlossen, thatkräftig in der Angelegenheit vorzugehen, wenn sie es sich nicht zutrauen, daß ihre Meinung und Stimme so viel Gewicht bei der Nation hat, daß schließlich selbst die widerwilligen Zeitungen gezwungen sind, nachzugeben und die Theaterkritik Sachverständigen zu übertragen, — dann, ja dann sollen sie schweigen und geduldig ertragen, was sie zu schwach sind zu ändern.

Neue deutsche Lyrik.

Von

Johannes Schlaf.

Neue, neueste und allerneueste Lyrik, in beängstigender Vielzahl über meinen Schreibtisch hin.

Man seufzt . . .

Und wie ich mir so ein „Opfer" nach dem andren über den Tisch herüberziehe, gerät mir ein kleines gelbes Buch in die Hände. „Lieder eines Sünders" von Hermann Conradi. Weiß Gott, wie es hier mitten unter dies irisbunte Gelichter gekommen ist. Er ist ja tot. Schon ganze drei Jahre. Und zudem war er einer von jenen Schreihälsen. Man mag ihnen nachträglich ihre Verdienste zugestehen: indessen wir . . .

Ich schlage auf.

„Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag,
Und erstes Rosendüften:
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach dem verlorenen Paradies
Zurück . . ."

Und ich blättere weiter.

„Im Morgengrauen schritt ich fort —
Nebel lag in den Gassen . . .
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Die Lippe sprach kein Abschiedswort —
Sie stöhnte nur leise: Verlassen.
Verlassen! Kennst Du das Marterwort?
Das frißt wie verruchte Schande.
In Qualen war mir das Herz verdorrt —
Im Morgengrauen ging ich fort —
Hinaus in die dämmernden Lande.
Entgegen dem jungen Maientag;
Das war ein seltsam Passen!
Mählich wurde die Welt nun wach —
Was war mir der prangende Frühlingstag —
Ich stöhnte nur leise: Verlassen! . . ."

Und:

„Der Nachtwind heult Dir den Totensang —
Nun schlaf mein Bruder, nun schlaf!
Und ob Deine Seele auch Flammen trank,
Der Hieb des Todes, er traf!
Und ob Deine Seele auch Welten barg,
Und jauchzend zum Lichte sich rang:
Nun liegst Du im Grunde, in faulendem Sarg —
Der Kelch Deiner Seele zersprang!" u. s. w.

Und wie ich so in dem Büchelchen blättere und lese, da trifft's mich, und ich sehe den wunderlichen Menschen neben mir hergehen mit seinem blassen, verbissenen Gesicht, die grauen, scharfen Augen hinter dem Kneifer vor, die unstät und friedlos an den Menschen und Dingen hinirren, die beiden tiefen Falten von der Stumpfnase zu den herben Mundwinkeln herab, den breitrandigen, schwarzen Calabreser schief auf den roten Locken. So ‚wandelt' er neben mir her mit seinem unsicheren Poetenschritt durch das Berliner Winterschlackerwetter, durch das Gewimmel des Rosenthaler Viertels und deklamiert Verse vor sich hin, zischt Paradoxen und Sarkasmen in das Gewühl hinein, das durch das nasse Schneegestöber schwarz an uns vorüberlärmt. Der ganze wunderliche Mensch mit all seinen Verzwicktheiten, mit seinen Posen, mit seinem Pathos und seiner warmen, innigen Gemütstiefe, mit seinen schneidenden Sarkasmen und seiner Leidenschaftlichkeit, mit seinen Brutalitäten, Blasphemieen und Romantizismen, mit all seinem bittren, heißen Ringen und seinen Verzagtheiten, wird wieder vor mir lebendig. Und aus diesem Büchelchen durchschauert mich ein ehrlich und bitter durchkämpftes Menschenschicksal, da bin ich im Bann eines Menschen und eines Dichters.

Aber eigentlich hat das ja alles nichts mit meinem Thema zu thun, das sich mit den „Lebendigen" befassen will.

Und doch. Lebhaft kommt mir mit ihm die Erinnerung an jene Zeit herauf, da es sich in den Dachstuben und Chambregarnies des Berliner „Lateinischen Viertels" zum ersten Mal wieder zu regen begann. Wo einem die neue Zeit und die „Moderne" die Herzen und die Köpfe heiß machte, und wo in hitzigen Disputen da oben über Menschengewühl, Wagengerassel und Pferdebahngebimmel oder in Cafés und Kneipen bei Kaffee, Bier und einem kräftigen Toback die Lyrik, die Kunst der „Jüngsten" geboren wurde. Die Zeit der ersten Streitschriften und der „Modernen Dichtercharaktere".

Jahre sind nun darüber vergangen. Der erste Rausch und Ansturm hat sich gelegt und die Parole lautet nun: an die Arbeit! Und heute hab ich den Tisch voll neuster und allerneuster Lyrik: Naturalisten, Realisten, Impressionisten, Symbolisten, Nietzscheaner, Koloristen u. s. w. u. s. w.

Also: wie weit wir seitdem gekommen sind! . . .

* * *

Ich hätte nicht geglaubt, daß die deutsche Litteratur so unheimlich lebendig ist. Aber man muß das so um sich herum aufgeschichtet sehen . . .

Gottseidank bleibt es mir erlassen, das alles in einen Strauß zu binden!

Zwei brave Anthologieen, die mir da noch zu guter Zeit ins Haus gekommen sind, entheben mich dieser Mühe.

Da ist die „Deutsche Lyrik von 1891. Gesammelt und herausgegeben von C. G. Bruno, Felix Montanus, Franz Servaes. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart, Berlin, Leipzig. 1892" und „Moderne Lyrik. Eine Sammlung zeitgenössischer Dichtungen. Herausgegeben von Leo Berg und Wilhelm Lilienthal. Berlin 1892. L. Waldau's Verlag."

Die erste mit 125, die andere mit 166 Lyrikern.

Lassen wir zunächst die erstere Revue passieren.

„Das Resultat" leiten die Herren Herausgeber ihre Sammlung ein, „eines Experimentes bieten wir dem deutschen Publikum dar. Wir wollten erproben, was die deutsche Lyrik zur Zeit vermag und leistet. Ein Bild davon sucht das vorliegende Bändchen zu geben" .... „Wir fragten nach Originalität und Begabung: die „Richtung" hat uns nicht gekümmert; und deshalb kam jede Richtung zu Wort. Man findet also auf schmalem Raume eine bunte Dichtergesellschaft beisammen. Blaueste Romantik neben grauestem Naturalismus, Pleinair und „Sauce", Weltschmerz und Weltfreude, patriotische Gesänge und sozialistische Zornrufe, die bösesten „Gottlosigkeiten" neben geistlichen Liedern. Wenn wir vielleicht doch einmal statt kritischer Unbestechlichkeit ein klein wenig Gunst walten ließen, so galt sie am ehesten unsertiger, aber begabter Jugend."

So marschieren sie denn auf, dem Alter nach, vom 70-jährigen Hermann Lingg bis zum 17-jährigsten Hoffnungsvollen. In schönsten Schwabacher Lettern von Seite 1 bis Seite 327, in einfachem aber gediegenem und geschmackvollem Einband. Manch einer allerdings wird vermißt und zwar von den besten, aber es muß den Herren Herausgebern schon zum Verdienst angerechnet werden, daß es ihnen gelungen ist, wenigstens 125 deutsche Lyriker einträchtiglich zwischen zwei Buchdeckeln zusammengebracht zu haben: blaueste Romantik, grauesten Naturalismus, Pleinair und „Sauce", Weltschmerz und Weltfreude u. s. w. u. s. w.

Schließlich, ist das Bild auch nicht ganz vollständig: 125 ist schon eine Zahl. Eventuell Leben genug im deutschen Dichterwalde.

Und so wollen wir denn die Schlußfrage der Herren Herausgeber zu beantworten suchen: „Wird man nach den Proben ... sich dem Urteil zuneigen, daß unser Deutschland am Ende doch das „Land der Lyriker" geblieben ist?"

* * *

Man müßte über eine schier plebejische Energie der geistigen Verdauungsfunktion verfügen, wollte man behaupten, daß die Quantität unsrer neueren lyrischen Beflissenheit etwas zu wünschen übrig ließe. Was der einen Anthologie unzugänglich war, wird von der andren reichlich gebracht, und auch diese läßt noch gleich auf den ersten Blick verschiedene Namen, mehr oder weniger gangbar, vermissen. Also in diesem Sinne dürfen wir schon getröstet sein: Deutschland ist noch das Land der Lyriker. Wie sollte es auch nicht? —

So bliebe nur noch die Frage nach der Qualität.

Es wurde und wird nun allenthalben so viel Wesens von der „Moderne" gemacht und so despektierlich von den „alten Herrn" geredet, daß man nun wohl begierig sein durfte, was diese „Moderne" in unsrer Lyrik inzwischen für Großthaten gezeitigt hat. Und da ergiebt sich denn nach der Lektüre dieser beiden Anthologieen das überraschende Ergebnis, daß man im Durchschnitt noch gar nicht allzuweit über Heinrich Heine und einige andre „alte Herren" in der „Modernität" hinausgekommen ist. Man merkt vielmehr, daß sie immer noch erstaunlich lebendig und jung sind.

Gewiß: eine ganz wackere Lyrik. Man wird nicht ungebührlich und allzu gröblich durch die alten Versatzstücke belästigt. „Mondschein, Zuckerwasser und Flieder" und die pp. Mondscheinmandolinaden an das pp. Feinsliebchen sind wenigstens etwas modernisiert, dafern sie sich mal unumgänglich erwiesen.

Im übrigen balgen sich Alte und Junge, Jüngere und Jüngste löblich mit allen möglichen Weltproblemen herum; scheuen sich nicht, die böse Liebe wie eine heiße Kastanie tapfer nach allen Seiten zu wenden. Die „soziale Frage" schillert in allen möglichen Farben und die wirkungsvollsten Nüancen sind ihr abgewonnen. Natur, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Meer und Alpen, Wald, Wiese und Feld haben sich wie immer ergiebig erwiesen. An Erbaulichkeiten und Lehrhaftigkeiten fehlt es nicht. Und das Alles wird mit deutschester Gründlichkeit, Innigkeit und um-

ständlichstem Pathos traktiert. Ironische, satirische Töne sind selten. Wenig Schärfe, mehr Laune, Humor und Resignation. Viel sinnige Symbolismen. Der Falter, der über Gräbern gaukelt; die Gedanken mit Raben verglichen u. s. w. u. s. w.

Und doch wird man, wie schon angedeutet, die etwas peinliche Empfindung nicht los, daß man das meiste von alledem schon unterschiedliche Male gelesen hat, und daß es eigentlich an den Quellen, bei den Heine, Lenau, Storm u. s. w. viel besser zu haben ist.

Man hat die Empfindung, daß, wenn man eine Anzahl bei Seite nimmt, man die Sachen der anderen Mehrzahl bequem und ungezwungen in einen Band thun, und auf das Titelblatt irgend einen ihrer Namen setzen kann, und dann ein Gedichtbuch hat, das an Einheitlichkeit nicht gerade viel zu wünschen übrig läßt.

* * *

Und doch lebt unsre Lyrik und entwickelt sich weiter, und wenn auch wirklich nur die paar Leute da wären, die es uns nach den beiden vorliegenden Sammlungen verbürgen. Dennoch haben wir die „Moderne", will sagen, eine Anzahl von Individualitäten, die sich ebenbürtig neben unsre lyrischen Altmeister stellen dürfen und die den Fortschritt tragen.

Die Palme trägt Liliencron davon mit seinen drei Beiträgen (Seite 40—46): „Einen Sommer lang", „Gestorbene Liebe" und „Betrunken".

Das letzte Gedicht will ich ganz hersetzen. Es ist das beste des ganzen Bandes.

Betrunken.

„Ich sitze zwischen Mine und Stine,
Den hellblonden hübschen Friesenmädchen,
Und trinke Grog!
Die Mutter ging schlafen.
Geht Mine hinaus,
Um heißes Wasser zu holen,
Küss' ich Stine.

Geht Stine hinaus,
Um ein Brötchen mit aufgelegten kalten Eiern
Und Anchovis zu bringen,
Küss' ich Mine.
Nun sitzen wieder beide neben mir.
Meinen rechten Arm halt' ich um Stine,
Meinen linken um Mine.
Wir sind lustig und lachen.
Stine häkelt,
Mine blättert
In einem verjährten Modejournal.
Und ich erzähl' ihnen Geschichten.

Draußen tobt höchst ungezogen,
Unser guter Freund,
Der Nordwest.
Die Wellen spritzen,
Es ist Hochflut,
Zuweilen über den nahen Deich,
Und sprengen Tropfen
An unsre Fenster.
Ich bin verbannt und ein Gefangener
Auf dieser vermaledeiten,
Einsamen, kleinen Insel.
Zwei Panzerfregatten

Und sechs Kreuzer spinnen mich ein.
Auf den Wällen
Wachen die Posten.
Und einer ruft dem andern zu,
Durch die hohle Hand,
Von Viertel- zu Viertelstunde,
Im singenden Tone:
Kamerad, lebst Du noch?

Wie wohl mir wird.
Alles Leid sinkt, sinkt.
Mine und Stine lehnen
Sich an meine Schultern.
Ich ziehe sie dichter und dichter
An mich heran.
Denn im Lande der Hyperboreer,
Wo wir wohnen,
Ist es kalt.

Ich trank das sechste Glas.
Ich stehe draußen
An der Mauer des Hauses,
Barhaupt,
Und schaue in die Sterne:
Der winzige, matt blinkende,
Grad über mir,
Ist der Stern der Gemütlichkeit,
Zugleich der Stern
Der äußersten Genügsamkeit.
Der nah daneben blitzt,
Der große, feuerfunkelnde,
Ist der Stern des Zornes.
Welten — Rätsel.
Die Welt — das Rätsel der Rätsel.
Wie mir der Wind
Die heiße Stirn kühlt.
Angenehm, höchst angenehm.

Ich bin wieder im Zimmer.
Ich trinke mein achtes Glas Nordnordgrogk.
Kinder, erklärt mir das Rätsel der Welt.
Aber Mine und Stine lachen.
Das Rätsel, bitt' ich,
Das Rätsel der Welt.
Ich trinke das zehnte Glas.
Tanzt, Kinder, tanzt;
Ich bin der Sultan,
Ihr seid meine Perserbräute,
Ich liebe Euch,
Geht mit mir zu Bett.
Ich kann nicht tanzen mehr?
Wie sagte doch der Sultan
Im Macbeth?
Ich meine Shakespeare:
Trunkenheit reizt zur Liebe,
Aber die Beine,
Oder was sagte er,
Möchten gern, aber sie können nicht.
Mädchens, unterstützt mich,
Hebt mich,
Ich will eine Rede reden:

Die Welt ist das Thal der Küsse,
Die Welt ist der Berg des Kummers,
Die Welt ist das Wasser der Flüssigkeit,
Die Welt ist die Luft des Unsinns.
Was sagte ich?
Ich setze mich.
Noch ein Glas Grogk. Vorwärts!
Die Langeweile,
Verzeiht, Mädchens,
An Eurer Seite,
Schändlich, das zu sagen.
Die Welt ist das — das,
Das Thal der Lang — Langeweile.
Jetzt ist Macbeth,
Ich liebe Euch, Kinder,
Ich bin — der Sul — tan,
Gebt mir — Panther — felle.
Die Sklaven, die Sklaven her!
Zum Donner, wo bleiben die Schufte,
Auf mein La — ger tragt — mich —
Ich will — schla — fen.
So, Macbeth,
Tanzen, tan — zen,
Gute Nacht,
Ich — wer' mü — de,
Gutnacht — — — —
Wie — e?"

Wo fang ich an, wo hör ich auf? Mir versagen die Worte, dieses prächtige Gedicht zu preisen! Vieltönig ist es und reich, reich wie das Leben in seiner treuen, schlichten, ureignen Kraft und Empfindungsgewalt! Herrlich ist es, vollendet!

Nicht weil sein Stoff so ganz wider allen „lyrischen" Kanon geht. Nicht weil es naturalistisch oder impressionistisch oder wer weiß was ist. Weiß Gott, wie himmelweit einem ihm gegenüber alle diese Redensarten fern sind! Ich bin kein Stockfisch von Geblüt, daß ich es jetzt kaltblütig in irgend so ein staubiges Schubfach pfropfen könnte!

Nein, weil es Natur ist, Natur und nochmals Natur! Freudigste, kräftigste, wahrhafteste, treueste Natur, von innen heraus gelebt und hingestellt!

Die anderen ‚dichten'. Man merkt, wie man sich vorher zurecht geräuspert und eine Feiertagsmiene aufgesteckt hat. Man merkt es an dem sonntagnachmittaglichen Pathos. Der natürliche Wert des Wortes war zu schlicht und schlecht. Es mußte ein übriges gethan und das gute Naturwort in die Länge und Breite gezogen werden wie ein Stück Gummi, man mußte es aufgehen lassen wie einen Pfannkuchenteig. Um eine ‚Idee', um ein Pointe oder ein Pointchen herum wurden Strophen, Verse und Reime aufgebaut oder eine wilde, dunstige Ametrik geballt.

Nichts von alledem hier. Jedes Wort hat seinen schlichten, natürlichen Prosawert behalten. Keine pythisch-verworrene Fabuliererei, kein Kothurn jedem einzigen und harmlosesten Wort untergeschnallt. Das kann jederzeit und jedenorts so gesprochen werden, wie es dasteht, und der simpelste Mensch kann es kapieren: und doch ist es Poesie, reinste, köstlichste Poesie und reichstes Leben.

Ich möchte es hier analysieren und würde in jeder Zeile Schönheiten entdecken, aber es gäbe kein Aufhören.

Nur noch einen Dichter finde ich in dem Band, dessen Beiträge in gleicher Weise durch die einfache, natürliche Prosakraft des Wortes gleiche Wirkungen erzielen: Arno Holz. Ich kann mir nicht versagen, eins seiner Gedichte als Probe hierherzusetzen, „Ein Abschied" (Seite 211).

„Sein Freund, der Türmer, war noch wach,
Wie Silber gleißte das Rathausdach,
Und drüber ſtand der Mond.

Er wußte kaum, wie ſchwer er litt,
Doch ſchlug ihm das Herz bei jedem Schritt,
Und das Ränzel drückte ihn.

Die Gaſſe war ſo lang, ſo lang,
Und dazu noch die Stimme, die über ihm ſang:
Wann's Mailüfterl weht!

Jetzt bog ſich ein Fliederſtrauch über den Zaun,
Und die Mutter Gottes aus Stein gehaun,
Stand weiß vor dem Domportal.

Hier ſtand er eine Weile ſtill
Und hörte, wie eine Dohle ſchrill
Hoch oben ums Turmkreuz pfiff.

Dann löſchte links in dem kleinen Haus
Der Löwenwirt ſeine Lichter aus,
Und die Domuhr ſchlug langſam zehn.

Die Brunnen rauſchten wie im Traum,
Die Nachtigall ſchlug im Lindenbaum
Und alles war wie ſonſt!

Da riß er die Roſe ſich aus dem Rock
Und ſtieß ſie ins Pflaſter mit ſeinem Stock,
Daß die Funken ſtoben, und ging.

Das Lämpchen flackerte rot über'm Thor,
Und der Wald, in dem ſich ſein Weg verlor,
Stand ſchwarz im Mondlicht da. . . .

Erſt droben auf dem Heiligenſtein
Fiel ihm noch einmal alles ein,
Als der Weg um die Buche bog.

Die Blätter rauſchten, er ſtand und ſtand
Und ſah hinunter unverwandt,
Wo die Dächer funkelten.

Dort ſtand der Garten und dort das Haus,
Und jetzt war das aus, und jetzt war das aus,
Und — die Dächer funkelten!

Sein Herz ſchlug wild, ſein Herz ſchlug nicht fromm —
‚Wann i komm, wann i komm, wann i wiederkomm!'
Doch er kam nie wieder."

Alles Wohllaut, Farbe, Klang, rundeſte Anſchaulichkeit, Schönheit, innigſte, wahrſte, reichſte Empfindung und doch könnte es nicht ſchlichter und „proſaiſcher" ſein. Jede Zeile eine Geſchichte, ein Bild, ein Seelenzuſtand für ſich. Größte Freiheit in gebundenſter Form. Alles leuchtendes, buntes, blutwarmes, mannigfaltigſtes Leben. Nichts kann wahrer und ungekünſtelter ſein, vielſeitigere Anregung geben; und es iſt doch eine kleine, ſchlichte Alltagsbegebenheit ‚hausbackenſter' Art. —

Von manchen andren tüchtigen Sachen will ich noch hervorheben die Beiträge von O. J. Bierbaum, namentlich ſein „Fieberlied" (S. 240), Richard Dehmels

„Magd“ (S. 246), G. Falke „Meine Gläubiger“, (S. 86), Ola Hansson „Nachtstück“ (S. 148), Julius Hart „Im Mondlicht“ (S. 128).

Die „hoffnungsvollsten“ von den Jüngeren scheinen mir Carl Busse (S. 270 u. f.), Franz Evers (S. 307 u. f.), Julius Petri (S. 270 u. f.) und Max Sauthendey zu sein. Hervorzuheben wären noch „Fin de Siècle“ von Ernst Heilborn und die „Berliner Zigeunerlieder“ von Fritz Lienhard.

* * *

Die zweite Anthologie „Moderne Lyrik“, von Leo Berg und W. Lilienthal herausgegeben, bringt nichts bei, was das Gesamtbild, das die andere von der gegenwärtigen deutschen Lyrik giebt, änderte, wennschon sie an die 40 Namen mehr zählt, als die „Deutsche Lyrik von 1891“. Das Gros: ein schätzenswerter Durchschnitt. Wenig Urpersönliches und Eigenartiges.

Verschiedene Namen sind vertreten, die man in der andren Anthologie ungern vermißte.

Schack hat zwei Gedichte in der Sammlung, von denen namentlich die prächtige „Opferfahrt“ hervorzuheben wäre. Auch Theodor Fontane, der „immer junge Altmeister deutscher Realistik“ in Prosa und Vers, ist mit zwei Gedichten vertreten. Sie zeigen ihn wieder ganz in seiner Eigenart. Verständigkeit, und die klare, heitre Anteilnahme eines Menschen an der Welt, der durch die Illusionen hindurch ist. Nie ‚Pathos‘, nie so etwas wie Sentimentalität. Schlichtheit, Klarheit, Treue und Reinlichkeit in der Wiedergabe des Milieus und des Psychologischen, in Zeichnung und Farbe. Gern möchte ich beide Gedichte, die köstliche „Brunnenpromenade“ und „Ja, das möcht ich noch erleben,“ hierhersetzen. Ich will mich mit dem weniger Umfangreichen begnügen.

„Eigentlich ist mir alles gleich,
Der eine wird arm, der andre wird reich,
Aber mit Bismark — was wird das noch geben?
Das mit Bismark, das möcht ich noch erleben.

Eigentlich ist bloß alles so so,
Heute traurig, morgen froh,
Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
Ach, es ist nicht viel dahinter.
Aber mein Enkel, soviel ist richtig,
Wird mit Nächstem vorschulpflichtig,
Und in etwa vierzehn Tagen
Wird er eine Mappe tragen;
Löschblätter will ich ins Heft ihm kleben —
Ja, das möcht ich noch erleben.

Eigentlich ist alles nichts,
Heute hälts und morgen brichts,
Hin stirbt alles, ganz geringe
Wird der Wert der ird'schen Dinge,
Doch wie tief herabgestimmt
Auch das Wünschen Abschied nimmt,
Immer klingt es noch daneben:
‚Ja, das möcht ich noch erleben.‘“

Von Gustav Falke ist „Der Ruhm“ zu erwähnen.

„Es kam heran,
Glanzstrotzend kam's heran,
Mit weißen Hengsten, langsam, feierlich
Des Ruhm's Gespann.

Als blitzten hundert Sonnen
Ihr Licht um ihn,
Erstrahlte seine Bahn.
Der ganze Himmel schien
Vom Leuchten überronnen,
Das wie ein Herold lief und kündete sein Nahn:
Triumph! Triumph!" u. s. w.

Auch von seinen Beiträgen gilt, was ich oben gelegentlich deren Liliencrons und Holz, bemerkt habe. Namentlich in diesem Gedicht hat er das Wort in der Gewalt trotz den beiden andren.

Liliencron ist mit drei Gedichten vertreten: „Aus einem Raubzuge," „Einen Sommertag" und „Der Karthäusermönch."

Aus einem Raubzuge.

„Nahst du aus Ninive, schimmernde Schöne,
Nicht einen Schritt mehr, sofort machst du Halt,
Gleich auf den Thron hinauf, daß ich dich kröne,
Herrst du dich, hab ich des Sultans Gewalt.
Trauernde, träumende, indische Augen,
Trinkt ihr aus Herzen und Seele mein Blut!
Wenn sich im Kusse die Lippen versaugen,
Sage mir, wird aus der Liebe dann Wut!
Wollen zwei Panter sich rasend zerreißen,
Feuer und Flammen entlodern der Hast,
Ringen und Raufen und Balgen und Beißen,
Sinkende Wimpern, entstürzende Kraft.
End' ohne Ende, nach kurzem Ermatten
Fliegen die Pfeile von neuem empor,
Fülle der Jugend und Sehnsucht erstatten,
Was sich verschwendrisch im Spiele verlor.
Grinsen der Schädelburg greuliche Zinnen
Deinen Triumph in die Lande, Despot,
Leichen, in Särgen verfaulendes Linnen,
Leben heißt alles, Verwesung der Tod.
Küsse mich, küsse mich, denk nicht ans Sterben,
Noch ist mit Rosen die Welt überdacht,
Heimlich beschützt uns vor Dorn und Verderben,
Heimlich und huldvoll die herrlichste Nacht."

Hervorzuheben ist noch Julius Hart mit seinem dritten Beitrag „Die Kiefer." Das Gedicht würde vollendet sein, wenn es kürzer wäre. (S. 115 u. f.)

„Mitten auf einsamem Bühl
Steht allein der Baum,
Dürrer Ginster starrt
Zwischen der Wurzeln nacktem Zaun.

Und zerwühlt ist der Grund,
Wie ein Grab nach langer Schlacht,
Von zu müder Gräber Hand
Hastig zugemacht.

Trübe — wie ein Haupt
Welk und schmerzdurchbohrt,
Das vom Trauerschleier dicht
Wie von Nacht umflort:

Hebt die Krone sich
Weithin übers Feld,
Starrt die dornige Kiefernkrone
Totschwarz über das grüne Feld, —

Schwebt in weißer Maienluft
Und in flimmernder Sonnenglut,
Wie auf blanken Wassern
Eine Totenbarke ruht. . . ."
u. s. w.

Von Fr. Nietzsche ist, nicht gerade glücklich, wie mir scheint, der kleine Dreistropher „Nicht mehr zurück" gewählt.

Von den Süddeutschen sind in dieser Sammlung die Münchener zahlreicher vertreten, als in der ersten.

Da ist O. Panizza mit einem „Hexenammenlied" und einer „Sarg-Verordnung". Endlich mal mit der letzteren ein braves Stück Satire in den beiden Sammlungen, das Swiftscher Galle und Schärfe nicht entbehrt.

Ferner Ludwig Scharf mit einem sehr eigenartigen Stimmungsbild „Das Felseneiland." Ein Max Klinger in Worten. H. v. Reder mit ein paar von seinen „Federzeichnungen." O. J. Bierbaum, G. Schaumberg mit einem prächtigen Gedicht „Mater doloroſa" und J. Schaumberger mit zwei tüchtigen Sachen.

* * *

Im ganzen also wäre zu resumieren: Zwei tüchtige Sammlungen, die mit den übrigen Zuckerwasserbehältern, die sich so gemeiniglich lyrische Anthologieen benamsen, nichts gemein haben. Dies Ergebnis stand bei den Intentionen der Herren Herausgeber zu erwarten. Im übrigen aber ist der Ueberblick, den die beiden Bücher über unsre neudeutsche Lyrik gewähren, nicht eben ermutigend. Viel Mittelgut, viel Hergebrachtes, einige Ansätze und wenig Auserwählte, die ‚neue Welten' verheißen. —

Mann über Bord!

Von

Laura Marholm.

Dann und wann kommt es vor, daß Einer mit Leben und Sterben Ernst macht.

Am seltensten thun es die, die vom Leben leben und es am nächsten dazu hätten: die Dichter, oder wie man jetzt vorsichtiger sagt, die Schriftsteller. Für die Verzweiflungen, die auf ihrem Wege liegen, thun sie es ungewöhnlich selten — — denn sie leben so selten aus dem Vollen und sie schaffen so selten aus dem Vollen. Fängt das Wasser an, ihnen an den Kragen zu gehen, so bringen sie irgend ein wächsernes Conterfei von sich in einer Dichtung um und nach dem geistigen Erbrechen einer solchen Dichtung fühlen sie eine innere „Befreiung" — die traditionelle Befreiung durch das Dichten und die auf demselben Wege erreichte ebenso traditionelle „Reinigung der Leidenschaften" oder „von den Leidenschaften", — was eigentlich damit bei den Griechen gemeint war, darüber streiten noch die Gelehrten.

Der naive Mensch macht es anders. Der mißhandelte Soldat, der in seiner Liebe betrogene Arbeiter, die geschwängerte Magd — die Menschen aus dem Volk, die noch die Lebenslüge nicht kennen und vor den Höllenstrafen keine Furcht mehr haben — die machen kurzen Prozeß; für sie ist das Leben noch ein Verhängnis, sie leben ohne Reflexion und sie sterben ohne Reflexion, d. h. sie leben aus erster Hand und sie sterben aus erster Hand.

Nur der ganz naive Mensch und der ganz raffinierte Mensch setzt alle Segel bei und nimmt das Leben für das, was es ist: die große Gefahr, durch die ein jeder hindurch muß, und es ist Jubel in seinem Angstschrei und Angst in seinem Jubel.

Unsere zeitgenössischen Dichter aber sind weder naiv noch raffiniert — sondern das, was dazwischen liegt — und deshalb kommen sie zu Jahren und Ansehen, aber sie machen Keinem weder heiß noch kalt.

Dann und wann aber kommt es vor, daß Einer so naiv ist, sich selber einzusetzen, und so raffiniert, vom Leben die stärksten Erschütterungen zu verlangen, und dann *geht's* ihm ans Leben.

Arne Dybfest war solch ein Mann, — ja, ich kann nichts dafür, daß es wieder ein Norweger ist, ich würde mich wirklich auch mehr freuen, wenn's ein Deutscher gewesen wäre. Er war sogar der modernste Norweger, neben dem Garborg ein rechter Spießbürger ist, und er war so ganz Norweger! Das heißt: er war naiv bis zum Komischen, er machte Ernst mit dem, was er anfaßte, mehr als das Leben selbst Ernst macht mit den Lebenserscheinungen, und er suchte das Raffinement, das Raffinement bis zum Grotesken, bis zur Geschmacklosigkeit, bis zur Lächerlichkeit, wie ein norwegischer Barbar die seltene, feine, schwierige Kunst der Sensationen für sich zurechtlegt, — aber in allem, was er that und was er schrieb, scheint dieser Mensch *ganz* gewesen zu sein, ohne Rest, ohne Vorbehalt, ohne Schielen.

Das ist man dort oben noch viel weniger ungestraft, als hier. Denn die Klassenunterschiede sind dort geringer und das Niveau der allgemeinen Volksbildung

gleichmäßiger und darum regiert die Vorniertheit dort unumschränkter, als irgendwo anders.

Es ist ein armes Land, wo nur das Zweckmäßige Kurs hat, und in dem der Dichter, der kein Gummimann wie Björnson ist, noch all die starken Sensationen auf seinem Wege findet, die Hunger, Verstoßenheit, Verketzerung, Ausweglosigkeit und der Tod auf den Fersen zu geben vermögen.

Wer es doch wird, der muß wirklich zum Dichter geboren sein — le poète-né, wie le criminel-né.

Wenn der Betreffende sich nun noch dazu geboren fühlt, über den organischen Mittelpunkt alles Lebens, das Weib und das Geschlechtsleben zu denken und zu dichten, — dann wäre ihm ein rechtzeitiger Mühlstein besser gewesen.

— Vor kurzem unterhielt ich mich mit einem jungen Skandinaven, einem harmlosen jungen Mann, der keine eigenen Meinungen hatte und darum allgemeine Meinungen unverwischt weiter kolportierte. Ich fragte ihn nach Ibsens gegenwärtiger Stellung im Norden. Er machte ein sehr bekümmertes Gesicht und drückte sich undeutlich aus.

Ich ermutigte ihn zu größerer Deutlichkeit.

„Ja — man sagt, es sei wohl nicht ganz richtig mit ihm."

„Mit wem?"

„Nun mit Ibsen eben."

Ich war wie vom Donner gerührt: „was, ist er verrückt geworden?"

Nun, so stark wolle er das nicht ausdrücken, aber man meine da oben, seitdem Ibsen „die Meerfrau" und „Hedda Gabler" geschrieben — bei so einer Auffassung vom Weibe — sei es doch zweifelhaft, ob er noch, hm, als normal betrachtet werden könne".

Ich ließ mein Echo stehen. Es heißt: de mortuis nil nisi bene, — in den nordischen Emancipationsländchen übersetzt man das so: vom Weib darf Keiner Uebles reden. Ibsen, der Hausdichter aller nordischen gebildeten Familien, Ibsen, das Weihnachtsgeschenk aller höheren Töchter, Ibsen betrachtet man mitleidig als nicht mehr ganz zurechnungsfähig, seitdem er die „höhere Natur" des Weibes in der „Meerfrau" und „Hedda Gabler" in Zweifel gezogen.

Aber ein Anfänger, der sich so etwas unterfteht — das ist ein Verworfener, ein Verbrecher, ein Abschaum der Menschheit.

Ein solcher Verworfener war Arne Dybfest. In seinem kurzen Leben hat er zwei Bändchen Novellen geschrieben: „Ira" und „Eine Einsame", und in beiden war das Weib und sein Geschlechtsleben der Stoff.

Diese beiden Bändchen kamen mir durch die Post zu, lagen auf meinem Tisch umher und so blätterte ich in ihnen. „Ira" war die Geschichte eines einäugigen Mädchens. Sie war ein altes Mädchen geworden wegen ihrer Einäugigkeit, sie hatte schon eine erwachsene Nichte. Der Autor, oder jedenfalls der Erzähler, interessiert sich für die frische, junge Nichte und so lernt er Ira kennen. Und allmählich geschieht etwas: ein Annähern, ein Angezogenwerden, ein Hängenbleiben, ein seltsames Gemisch von Anziehung und Unlustigkeit, während dessen Ira ihn immer mehr in Beschlag nimmt, ihn immer reger beschäftigt, sich immer stärker in ihn hineindrängt — bis er sie endlich hat, bis das ganze harte, bittre, langunterdrückte Verlangen des alten Mädchens um ihn zusammenschlägt, all das Menschliche, das Häßliche und Rührende einer späten durstenden Sinnlichkeit, einer unterwürfigen, hoffnungsarmen Liebe ihn durchdringt und durchsetzt, quält, erregt, befriedigt und ekelt, bis er sie endlich abschüttelt und selbst jung, sich in eine junge Liebe wirft. Von der erzählt er nichts.

Das Buch hat die Fehler der Anfängerschaft: Wichtigkeit und Craßheit; es hat die Vorzüge des jungen individuellen Talents: divinatorische Beobachtung und echtes Leben. Das einäugige Mädchen wird in Wirklichkeit häufiger geliebt, als in Büchern; nicht, weil sie einäugig ist, sondern weil die Liebe des Mannes unschematischer und seelischer wird, weil das Weib mit einem Fehler gewöhnlich verinnerlichter, hingebender, klüger, also individueller liebt, als das wegen seiner Glattheit in seiner

Dummheit stecken gebliebene hübsche Gesichtchen. Für den modernen Mann ist das Weib nicht mehr das Ding mit der schönen Oberfläche der alten Aesthetik; die ist das Weib für ihn, mit der und in der er intim leben, von der er sich intim empfunden, von der er sich intim genossen fühlt, und in der er sich selber in tiefen, warmen Vibrationen genießt.

Darum bekümmert sich der Mann auch jetzt mehr um das Weib in ihrer Individualität, um ihr psychisches und physisches, Leben, um die Geheimnisse ihrer Weib-Natur; ihm ekelt vor dem groben Götzen, der noch seine Großväter befriedigte und der nach importierten Schönheitsmodellen als das ideale Weib für die Menge zusammengestümpert war; er empfindet nichts mehr bei den allgemeinen Typen, den Liebchen mit blondem, braunem, schwarzem ꝛc. Haar und schelmischem, sinnigem oder feurigem Augenpaar; er will ein bestimmtes individuelles Weib mit seinen bestimmten individuellen Eigenheiten, Vorzügen, Gebrechen, in die er hineindringt mit seinen eigenen ganz bestimmten individuellen Eigenheiten und Eigenschaften, das seine Seele, seinen Intellect reizt, nicht bloß seine Sinne, das giebt, persönlich und eigenartig, nicht bloß unpersönlich empfängt, und das eher zu allen Komplikationen der Altersunterschiede und äußeren Mängel führen darf, als zu dem einen Kardinalgebrechen der konventionellen Liebesbefriedigung: der Leere.

Ich glaube nicht, daß Arne Dybfest sich selber dieser Auffassung des Weibes und der Liebe schon bewußt geworden; er hat sich wohl selbst das Interesse an diesem Stoff nur mit dem Aparten und Anormalen, dem Decadentenhaften desselben erklärt; es ist eine ganz auffällige Zeiterscheinung, daß sehr junge, aber divinatorische Dichter ihren unruhigen sensiblen Spürsinn vor sich selber als Blasiertheit auslegen und sich da affektiert geben und halb und halb für affektiert halten, wo sie ganz und nichts als naiv sind; naiver und darum der Natur näher, als alle anderen. Wie tief ihn aber dieses Problem gefaßt hielt, das verrät sich in seiner zweiten, litterarisch und psychologisch außerordentlich wertvollen Novelle: „Die Einsame".

In „Ira" ist der Vortragsstil oft posierend. Der Autor ekelt dem Publikum was vor. Er giebt den Satanisten, den Depravirten, er stellt sich gemein an, wo er bloß unerfahren ist als Mann und Psycholog. „Die Einsame" ist ein weit kühneres Thema und mit einer ganz anderen Feinheit des Verständnisses, einer ganz anderen künstlerischen Sicherheit und ruhigen Ueberlegenheit behandelt. Neben dieser Weibstudie steht in der norwegischen Litteratur nur noch eine berechtigterweise: der vierzehnjährige Backfisch in Hans Jägers: „Christiania-Bohème."

Hans Jäger ist verkommen und verschollen, Arne Dybfest sprang auf offener See aus einem Fischerboot und ertränkte sich.

Es sind nicht die schlechtesten Männer, die am Wege sterben, die mutigsten sind es fast immer.

Die ganze ältere Litteratur ist voll von der Liebe des sechszehnjährigen Mädchens und für das sechszehnjährige Mädchen, — das eben reif gewordene Mädchen, — das dann verheiratet wird und unter den Vermehrerinnen des Geschlechts verschwindet. Diese Litteratur ist so voll von Verliebtheit, wie sie leer an Psychologie ist. Hans Jäger griff zwei Jahre zurück — die zwei wichtigsten oder unwichtigsten Jahre im Weibleben — er schilderte das vierzehnjährige, vollblütige, gesunde Schulmädchen, in dem die ersten starken Pulsschläge des Weibes klopfen. Ein unverdorbenes und schon nicht mehr unschuldiges Stadtkind, die Christianienserin in der Knospe. Und er schildert dies Halbkind in seiner Umgebung so, daß man hinter den ersten starken Wellenschlägen dieser sich ihrer selbst noch unbewußten Sinne eine lange Reihe Jahre voller Prüderie und Kränklichkeit und Welken, Welken, Welken sieht — unter den wachsamen Aufpasser-Augen der dürren Mutter und der verdorrenden Schwester.

Arne Dybfests: „Einsame" könnte dasselbe Mädchen sein — an der Grenze der Vierzig.

Die lange Geduld ist verbraucht, das warme, reiche Blut zu Gift, das Irrenhaus zu ihrem zeitweiligen Absteigequartier geworden, aber der Wille ist auch in

diesem zähen dürren Leibe zu einer fürchterlichen Macht emporgewachsen, der unzerbrechliche Wille: Weib gewesen und geliebt worden zu sein, ehe es vorbei ist.

Es ist norwegische Rasse in diesem Weib bis in die Fingerspitzen, norwegische Lebensenergie, norwegische Zähigkeit und norwegische Barbarei; d. h. ein so ganz minimer Zusatz schlechter Durchschnittskultur.

Aber diese Durchschnittskultur in ihrer schlechtesten Form ist doch da: in der Prüderie, womit dies brünstige Geschöpf den dümmsten äußeren Schein wahrt, in der Berechnung, womit sie, als endlich die Gewährung kommt, für ihre Stellung in ihrer Umgebung vorausſorgt, in der Herzenskälte bei so kranker Gährung im Blut.

Sie bleibt eben Dame bis an die Schwelle des Irrenhauses und sie ist gleich wieder Dame, sobald sie daraus entlassen ist, — bis auf das, was hinter den vier Wänden ihres Zimmers vorgeht; und man braucht ja nicht notwendigerweise Dame chez soi zu sein.

Arne Dybfest hat in der „Einsamen" die Geschichte eines strengerzogenen häßlichen Mädchens geschildert, von jener langgliedrigen, knochigen, trivialen Häßlichkeit, die nichts hat, wodurch sie reizt.

Die Weibstudie in dieser Novelle ist eine direkte, die Mannstudie, soweit der Mann hervortritt, ist eine indirekte, aber darum nicht minder vorzügliche. Es ist eine Studie, wie Liebe im modernen Mann erweckt wird.

Der Erzähler sieht „die Einsame" zum ersten Mal in einem Arbeiterverein von Sozialisten, wo er selbst geladener Redner ist, — ein müder Redner, dem vor den großen Worten, mit denen die Massen aufagitiert werden, ekelt. Nach dem Vortrag läßt ihn eine Dame hinausbitten um ihm zu danken, und sie dankt ihm mit der überschwänglichen weiblichen Bewunderung für große Worte. Später wird getanzt und er sieht sie tanzen und wundert sich über ihre Häßlichkeit; aber darauf trifft ihn ein Funke aus ihren Augen, etwas Ungezähmtes und zugleich Krankes, etwas Heftiges und doch Stilles und als er mit ihr tanzt, nimmt das offene und doch so wunderbar niedergehaltene Verlangen dieses Weibes ihn gefangen und er kann sie nicht mehr ganz vergessen.

Er reist hin und her, ihre Briefe folgen ihm, lange, geschmeidige, verlangende Briefe und er fühlt eine stille ahnungsvolle Freude dabei, so von einem Weib ersehnt zu werden, das für ihn nichts ist und das ihm alles geben will.

Und andere sind dazwischen, andere, die er liebt, und ein Jahr geht, und ihre Briefe werden seltener und ein anderer Mann tritt zwischen sie und ihn, ein anderer Mann, der an „eine neue Zeit" glaubt, wo die Gesellschaft, die sie haßt und zu der sie gehört, vernichtet ist, und an diesen Mann hängt sie nun sich selbst und all ihre Hoffnungen.

Wieder ist ein Jahr vorbei und wieder fangen Briefe von ihr an zu kommen. Jene Hoffnung hat sie betrogen, und still, vorsichtig und diskret sucht sie wieder den Mann auf, an den ihr Verlangen und ihre Freiheitsideen sich geheftet haben.

Und endlich kommt er wieder in die Stadt, wo sie wohnt und besucht sie. Sie wohnt bei ihrer Mutter, wie jedes alte Mädchen aus guter Familie, aber sie liegt krank zu Bette. Und weiß es einzurichten, daß die alte Dame sie allein läßt.

Die halb wahnsinnige Szene, die sie ihm nun vorspielt, entsetzt ihn und stößt ihn ab, aber sie erzählt ihm auch die Geschichte ihres langen einsamen Verschmachtens, die sonst immer unerzählte Geschichte, die die konventionelle Moral und die konventionelle Litteratur gemeinschaftlich weglügen, die Genesis der Erotomanie, die sich so plötzlich und gräßlich vor ihm enthüllt, daß er geht, trotz allen Mitleids mit ihr, geht mit dem Gefühl, eine Stunde mit einer Irrsinnigen verbracht zu haben.

Er erfährt nun ihre ganze Geschichte von einem Psychiater, diese Geschichte, die in so vielen Familien zugleich mit ihrem Objekt unter Stillschweigen begraben wird.

Wieder vergeht ein Jahr; sie ist wieder im Irrenhause gewesen, diesmal um seinetwillen. Sie wird wiederkommen, schreibt ihm der befreundete Arzt.

Aber eines Tages begegnet er ihr wieder und sie schreiben einander wieder und

in seinem leeren, desillusionierten Leben fühlt er immer wieder diese Zärtlichkeit, die sich nach ihm ausstreckt, fühlt sie schon wie eine Liebkosung, die ihm wohlthut.

Und nun kommt sie und besucht ihn, heimlich, still und zurückhaltend, und sie schreibt ihm Briefe, wie kein Weib sie je geschrieben, worin sie sich offen darlegt in jeder Regung und Empfindung, worin sie ihn bezaubert und ihm Grauen macht, Briefe von einer Fülle und einem Reichtum, der die ganze Skala seiner Seele in Bewegung setzt, die Briefe eines Weibes, dem die centralste Marter Inhalt und Feinheit gegeben ....

Und eines Tages folgt er ihrer Bitte und reist ihr nach in die Sommerfrische an offener See, wo sie sich aufhält. Ein junges Mädchen, weich und lieblich, ist auf demselben Schiff, steigt an derselben Station aus und wohnt im selben Hause, wie sie. Aber was ist ihm das junge Mädchen mehr? Ein Ding zum Bewundern und Anbeten aus der Ferne. Er weiß, öffnet sie den Mund, wird sie etwas Triviales sagen, in dieser kleinen Seele giebt nichts Resonnanz für eines Mannes erlebtes Leben. Und die andere kommt, schon siegesgewiß, dies seltsame Weib, immer anders, immer wert des Interesses ...

Bis hierher ist alles in dem Buch geschaut und erlebt. Die wilde Meer- und Liebesfantastik, die jetzt folgt, ist der Notbehelf eines jungen Dichters, dessen Eindrücke zu Ende gehen.

So ist dies seltsame Buch, in dem die Sensationen des modernen Menschen sich wie in einem Prisma in tausend Strahlen brechen. Ein krasser brutaler Stoff, wie ihn die noch ungeübte Kraft braucht um eiserne Contouren draus zu schmieden. Und eine Sprache, so wundervoll nuanciert, so weich und stark und zwingend, wie sie dem Genie als Handwerkszeug mitgegeben. Seelische Vor- und Uebergänge, in denen mehr als ein einzelner Fall, in denen eine ganze Psychologie des modernen Menschen liegt. Im Weibe das Uebersteigen einer neuen Bewußtseinsschwelle: das Verstehen ihrer selbst als Weib. Und damit ein neuer und feinerer Reiz für den Mann, der in dem sich selbst begreifenden Weib Verständnisse von ganz anderer Tiefe für sich selbst findet, als bei der schlafenden Intelligenz. Und auch im Manne für das Weib eine neue, wärmere psychische Empfänglichkeit. Und in der Art wie der Zwang dieses Verhältnisses entsteht — wer hätte nicht unzählige Analogieen dafür aus der Geschichte seiner Freunde und Bekannten.

Fremd und seltsam steht die künstlerische Individualität Arne Dybfests unter seinen Zeitgenossen, den französischen Psychologen noch am meisten verwandt, aber sie weit an Frische, Tiefe und Vorurteilslosigkeit übertreffend. Rücksichtslos und oppositionell, wie er seinen Stoff wählte, hat er gelebt. Seine Vorliebe für Parfüme erregte den männlichen Abscheu seiner Landsleute. Sein plötzlicher Tod ist unaufgeklärt; daß ein Streit mit den Fischern, in deren Boot er sich befand, ihn zum Selbstmord getrieben habe, wie nordische Zeitungen andeuten, läßt sich höchstens als Verschleierung des Sachverhalts mit in Betracht ziehen. Wäre er nicht plötzlich gestorben, so hätte er sich in den nächsten Wochen vor Gericht in einer nicht weniger seltsamen Sache zu verantworten gehabt. Ein Freund von ihm liebte die Tochter eines dänischen Schauspielers, die viel mit ihm verkehrte, aber seine Wünsche und Gefühle nicht erwiderte. Der junge Mann wurde des Lebens überdrüssig und sagte zu ihr und Arne Dybfest, daß er sich das Leben nehmen wolle. Die Ursache seines Selbstmords billigte der vollständig und blieb mit ihm bis zu seinen letzten Augenblicken zusammen. Wegen Nichtverhinderung dieses Selbstmords sollte Arne Dybfest sich verantworten, während das Mädchen unangefochten nach Dänemark zurückreiste.

— Außer „Ira" und „Eine Einsame" hat Arne Dybfest eine Novelle: „Der erste Tag" eines Zellengefangenen, nach der Erzählung eines amerikanischen Arztes, ein Kaleidoskop vorzüglicher Momentstudienbilder und außerdem ein Buch: „Unter Anarchisten", mit Skizzen über „Luise Michel", „Fürst Krapotkin", „die Journalisten der Revolte", verfaßt, das mir nicht zu Gesicht gekommen ist.

Von der Berliner Kunstausstellung.

Von

Hans Schliepmann.

III.

Wenn diese Zeilen an die Oeffentlichkeit gelangen, sind die Hallen bereits geschlossen, über deren Inhalt ich berichten soll. Die Kunst mußte diesmal ihr frostig eisernes Asylhaus früher als sonst verlassen, um dem Kunstgewerbe Platz zu machen. Beweglicher als sonst tönen deshalb auch die Seufzer nach einem eigenen Heim, nach würdigeren, wenn auch nicht üppigeren, so doch zweckentsprechenderen Räumen für die Kunstausstellungen. — Sie werden verhallen, trotz alledem, denn was gehen unseren unproduktiven Staat die Künstler an, die weder Thron und Altar nachdrücklich stützen, noch hohe Steuern zahlen, noch fest bezifferbare Werte schaffen?

Und verhallt nicht auch ebenso schon die Wirkung dieser Ausstellung selbst? — wenn man es immer wieder erfährt, daß aus dem Kabinet von Thoma selbstbewußtes Gelächter der Verständnislosen schallt, während vor „unseres großen Natanael Sichel“ allerdings recht elegant vorgetragenen Confitüre „Ein Akkord“ der Preis des vielbewunderten weißen Atlas mit Begeisterung und Unfehlbarkeit akkordiert wird, so ist Resignation die einzige mildere Form des Ekels, die Einem gegenüber dem Kunstgefühl der Menge noch übrig bleibt. Ach, und wenig besser sind die Gefühle, die ich meinem eigenen Bemühen gegenüber habe, für mich mindestens ein Facit aus diesen rund 2,200 Kunstwerken zu ziehen! — Lohnt es denn, erst wieder durch ein neues Temperament zurückzuspiegeln, was die Werke ausstrahlen? Wer mit der Gewissenhaftigkeit eines Kartographen ein verkleinertes Bild der ganzen Ausstellung geben möchte, der fühlt nur zu bald, wie individuell unmaßgeblich der Verkleinerungsmaßstab ist, den er anwenden kann, wie wenig sich feststellen läßt, was fortbleiben kann, was eingezeichnet werden muß, um eine zutreffende Karte zu geben! Schon bemerke ich, daß ich bei Liebermann über dem Maßstäblichen die seelische Tiefe der Stimmung einzutragen versäumt habe, daß ich Joseph von Brandts prächtiger „Verteidigung“, Juljans Falats „Vor der Bärenjagd“ und Joseph Scheurenbergs herzig naiver und inniger religiöser Melodie „Maria begegnet einem Hirtenknaben“ — und vielleicht mancher anderer Gipfel und Gipfelchen — nicht gedacht habe, während ich mir für diese letzte Besprechung doch nur noch das Porträt und die Plastik zurückbehalten hatte!

Mein einziger Trost dabei muß sein, daß kein Verständiger glauben kann,

ich wolle über eine so große Fülle von Kunstwerken auf diesen wenigen Seiten eine durchweg zuverlässige Generalstabskarte, eine unverrückbare Kritik geben. Es kann sich um nicht mehr als um persönliche Eindrücke handeln, die erst durch Erweckung und Belebung von Widerspruch und Zustimmung — nur dadurch! — einen gewissen Wert erhalten.

Es besteht die Absicht, die Besprechungen eines besonders interessanten Kunstwerkes seitens der gesamten Berliner Presse mit sarkastischem Kommentar in Brochürenform zusammenzustellen; so erwünscht das zur Aufrüttelung des in verba magistri schwörenden Publikums ist, dem Wissenden geschieht nicht erst ein sonderer Dienst damit. Möglich ja, daß dabei eine ganze Schar als frech bloßgestellt wird, die Publikus als die Mutigen von seinesgleichen verehrt hat — ich kenne von der ganzen Gilde persönlich und litterarisch kaum zwei —; widerrechtlich öffnet schließlich doch nur der seinen Mund, der solche nachträgliche Bloßstellung fürchtet; denn auch das thörichste Urteil, wenn es nur im Bewußtsein, eine Masse hinter sich zu haben, selbstzufrieden genug auftritt, hat unzweifelhaft einen Wert — geschichtlichen: es manifestiert eine Stufe in der Geschmacksentwickelung — meinethalben der Geschmacksverrottung.

Dies beiläufig zu streifen, mag vielleicht sogar an dieser Stelle nicht völlig überflüssig sein. Doch nun, trotz aller Verspätung, zur Betrachtung der Kunstwerke.

Nicht ohne Absicht habe ich die Porträtisten bis zuletzt gelassen. Sie sind am besten mit den Porträtplastikern im Zusammenhange zu besprechen. Für die Betrachtung der Kunstströmungen ist hier eine ganze Klasse von vorn herein mehr oder minder scharf auszuscheiden — ich möchte sie die „Brotbildwerke“ nennen.

Es sei ferne, einen Stein auf die Aermsten zu werfen, die um das tägliche Brot den Nußknackerkopf eines Geldprotzen oder das Trüffelpastetengesicht einer Bankierfrau mit oder ohne desinfizierenden Titel vor dem blumen- oder tierreichen Namen oder die anmaßliche Geistlosigkeit eines geschniegelten Hochgeborenen in Salon- oder Diplomatenfrack pinseln oder kneten müssen! Der gewissenhafte Künstler wird ja auch hier sein Möglichstes leisten, und sollte er in grimmem Galgenhumar seinen nahrhaften Herrn „Mein Herr Maler, mal' er mir“ mit Weib und Kind und Vettern und Basen als impressionistischen Gewaltakt geben — die Beispiele will ich nach solcher Charakterisierung nicht nennen, um keine Kundschaft abzuschrecken — einzuwerten bleibt hier immerhin nur die verlorene Liebesmüh. Selbst das Repräsentationsbild gehört hierher in größerem Umfange, als man meinen sollte. Hier wächst nur die persönliche Eitelkeit zum Patriotismus empor, der sich ja auch jetzt bezahlt macht. Manches Kaisers Bild, manche Moltkestatuette, manch größeres Denkmal sogar mag damit verziehen und begraben sein!

Erst wo die Liebe, die innerste Freudigkeit zum und am Werke beginnt, soll man den Künstler und seine Kunst ernstlich einschätzen. Conrad Fehr macht den Abstand zwischen erwünschter und bestellter Arbeit vielleicht am sichtbarsten. Und es sind nicht die Schlechtesten, denen die Möglichkeit, einen aufgedrungenen Stoff liebevoll anzufassen, fern liegt. Vielmehr ist es ein gewisser Salonmenschentypus, der sich überall bequem durchs Leben schlängelt, weil er eben kein festes Rückgrat hat, der auch in der Porträtirkunst sich mit dem unbedeutendsten, widerwärtigsten Modell abfindet. Dieser Typus weiß, daß er immerhin etwas Gefälliges giebt, wenn er sich nur selbst giebt, eine

glatte Form, mit der man auch noch eine Todesanzeige wie eine Liebenswürdigkeit anbringen kann. Naturgemäß bevorzugt dieser Typus das Damenbildnis, möglichst das instrumentierte, d. h. mit Seide, Sammet, Pelzwerk und Schmuck umgebene.

Diese Gefälligen scheinen mit Syrup und Patchouli zu malen, bei der Jugend mehr mit ersterem, bei der älteren Dame mehr mit letzterem: wie sollten sie da keinen Dank finden? Es sind übrigens Leute unter diesen Schranzen der Eitelkeit, die bessere Tage gesehen haben, und einige sind ohne eigentlichen Knechtssinn, sondern aus ehrlichen veralteten Schönheitsbegriffen zu dieser Malweise gekommen. So zeigt Biermann mindestens in einem Kinderporträt, daß er auch noch etwas mehr als lebendige Kleiderständer zu malen versteht — oder verstand, und Graef gesteht harmlos ein, daß er alles über einen Kamm zu scheren entschlossen sei, da dieser Kamm eben ein ganz vorzüglicher, lohnender sei. Nur Kiesel ist diesmal über seine an Sichel erinnernde Glätte hinausgewachsen. Sein Portrait einer älteren Dame atmet nicht nur in der Malweise sondern auch in der Auffassung echte Vornehmheit; es ist eine volle weibliche Persönlichkeit erfaßt. Und das ist nicht leicht. Es ist kein Zufall, daß das Männerbildnis augenblicklich so auffällig bevorzugt wird. Die formale, akademische Schönheit ist im Werte fast auf Null herabgegangen; das Charakteristische herauszuarbeiten, alle Fasern einer scharfumrissenen Persönlichkeit bloßzulegen, scheint, und mit Recht, die Aufgabe unserer realistischen Kunst. Nun schreibt aber das Leben energischere Schrift in ein Männerantlitz als in das einer Frau; je verwetterter die Züge, desto klarer die Schrift, desto mehr selbstgeschaffen ist das Gesicht. Aber mag auch das Weib in unseren Gesellschaftsverhältnissen minder scharf entwickelte Charakterzüge erhalten: auch sein Gesicht spricht genug, nur eine gedämpftere Sprache; es läßt sich daher vielleicht wohl behaupten, daß man nach dem Markanteren nur deshalb bis jetzt vorzugsweise gegriffen hat, weil die Beobachtung noch zu jung ist, um die feineren Züge des Frauenkopfes genugsam zu deuten und wiederzugeben. So läßt sich denken, daß wir eines Tages auf dem Umwege über das sensitive Frauenbild, über die Frauenzüge, die eine Geschichte verraten, wieder zur Schönheit zurückkehren, die eine Zukunft verrät. Das „schöne" Gesicht im alten Sinne, die nichtssagende „klassische" Schönheit, dürfte freilich für alle Zukunft Puppenkopf bleiben.

Unter den Pfadfindern und Seelenergründern des Frauenantlitzes ist in erster Linie Ludwig Passini zu nennen. Es ist ein Unrecht gegen die Größe dieses außerordentlichen Künstlers, ihn erst unter die Porträtisten einzureihen. Er ist ein Alleskönner, der Menzel in seinen Kircheninterieurs ein Paroli biegt, gelegentlich einmal dem koketten Eugen Blaas vormacht, wie echte ventianische Volksmädchengrazie sich äußert, und der obenein dann noch dem deutschen Gemüt tief bis auf den Grund geschaut. Ich führe ihn erst hier an, weil sein Bildnis der Kaiserin Friederich selbst noch für ihn keinen Gipfelpunkt des Schaffens bedeutet, dem allerdings die Porträts des Ehepaares Mendelssohn sehr nahekommen.

In dem zarten Mitschwingen der Schönheitssaite, die alle feinste Naturbeobachtung bei ihm durchtönt, ist ihm Graf Harrach, in der intimen Beobachtung ist ihm Ludwig Knaus verwandt. Harrach, monumentaler als Knaus veranlagt, ist zwar doch kein Gewaltiger, kein Titane, aber ein Edelmann im besten alten Sinne, ohne Salonparfüm, klar, vornehm, frei und wahr.

Höher noch als seine Männerbildnisse möchte ich das Porträt von Marie

von Olfers einschätzen. Mit außerordentlichster Feinfühligkeit ist dieses anmutvolle Antlitz mit seinem Ausdruck kluger Güte und harmonischer, idealer Lebensfreude, der eigentlich nur den berühmten Frauen unserer romantischen Periode eigen gewesen ist, in seine richtige Sphäre hineingesetzt worden; das absonderliche Format (die Kreisform), der lichtgoldige Hintergrund, die ganze Stellung erscheinen so sehr zur ganzen Persönlichkeit gehörig, daß man erkennt, wie viel psychologische Feinheiten auch noch außerhalb des Gesichtes gegeben werden können. Hiermit ist zugleich ausgesprochen, wie sehr sich die Porträtmalerei gegen die Porträtplastik im Vorteil befindet, trotzdem letztere einen Kopf von allen Seiten giebt. Der Duft der Farbe und des Hintergrundes schafft ein Milieu, das uns nicht nur schneller in die Sphäre der Kunst hinüberführt, sondern auch den Grundton der dargestellten Persönlichkeit klarer und eindrucksvoller vermittelt. Nicht zum wenigsten ist hieraus auch die Unpopularität der Plastik zu erklären. Sie erfordert viel intensivere Vertiefung in das Kunstwerk, viel gewandteres Lesen in den Zügen eines Gesichtes und selbständiges Suchen des richtigen Standpunktes, um das Bezeichnendste herauszuholen. Daher endlich auch die Vorliebe des Publikums für Porträts, die fast zu einem Vorgangsbild erweitert sind.

Unter letzteren ist neben den von früher bekannten trefflichen Virchowbildern Hans Fechners und Hugo Vogels in erster Linie Curt Stoevings Porträt des bekannten Architekten von Großheim zu nennen. Musterhaft diskret ist hier das Beiwerk behandelt, zur Charakteristik der ganzen Gestalt verwertet und zu rein ästhetischem Bildeindruck zusammengestimmt; dabei aber ist der Kopf selbst mit soviel Feinheit behandelt, daß er an sich bereits ein treffliches Bild gegeben hätte.

Wie wenig gleichgiltig schon allein der Hintergrund bei der Charakteristik ist, beweist schlagend ein Vergleich der beiden Porträts des Admirals von der Goltz. Paul Beckert, der in dem Bildnis der Fürstin Radziwill sich als einen der feinsinnigsten Frauenmaler zeigt, hat das in frischer, kraftbewußter Männlichkeit strahlende Gesicht des real in die Welt blickenden Seemannes — freilich noch besonders durch einen prophetenartigen, himmelwärts gekehrten Blick — zu einer Art Apotheose zurechtgestutzt, die durch ihren inneren Widerspruch fast ans Komische streift, während Max Koner durch schlichte Natürlichkeit gerade das erreicht, was Beckert beabsichtigte. Diesen prachtvollen Männerkopf möchte ich unter die erquicklichsten Bilder der Ausstellung zählen; ich schätze ihn höher als das vielbesehene Miquelbild desselben Meisters. Mir scheint dies allzusehr künstlich zugespitzt in der Charakteristik, die eine fatale Aehnlichkeit mit dem Finanzgenie des zweiten Theiles Faust herausgearbeitet hat.

Der viel versprechende und noch mehr versagende Herr Finanzminister hängt zwischen zwei Bildern von Vilma Parlaghy. Zwei Seelen scheinen in dieser bedeutenden Frau zu leben: ein „ganzer Kerl" von erstaunlicher Beobachtungs- und Willenskraft und ein huldigungsbedürftiges Weiblein semitischer Prägung. Ich weiß nicht, ob die Künstlerin jüdischer Herkunft ist und bin fern davon, sie damit verächtlich machen zu wollen. Aber in dem spezifisch schauspielerischen Talent, mit dem sie auf den Spuren Meister Lenbachs wandelt, wobei ihr doch das Letzte und Höchste der Kunst nicht erreichbar bleibt, liegt etwas von jüdischer Rassenbegabung, wie sie sich in Felix Mendelssohn rein, in — sagen wir Natanael Sichel aufdringlich offenbart. Diesmal überwiegt übrigens der ganze Kerl in ihr. Es ist gar kein Zweifel, daß in dieser

eminenten Frau — sobald sie nur erst des äußeren Aufsehens entraten kann — einer unserer größten Bildnismaler steckt. Das zeigt namentlich der Kopf Julius Rodenbergs.

Ihr Meister Lenbach ist mit zwei Skizzen desselben Damenkopfes nur recht dürftig vertreten, nicht nur an seinem, sondern am durchschnittlichen Maße gemessen. Das Weibliche „liegt" ihm überhaupt nicht. Ich möchte aus der zweimaligen Bearbeitung schließen, daß der Künster selbst nicht rechte Befriedigung an diesem Werke gefunden.

Unter den übrigen Porträtwerken — zu zahlreich, um sie einzeln zu besprechen — seien neben Leibls wundersamen urpersönlich gegebenen Bildern wenigstens genannt: ein Männerbild von Carl Marr, ein ganz entzückendes junges Mädchen ohne eigentlichen Schönheitsreiz aber voll sinnender Mädchenhaftigkeit von Paul Höcker, ein bebrillter alter Herr in außerordentlich scharfer Auffassung von Walter Petersen, mehrere fein gesehene, doch durch den weißen Hintergrund und Rahmen (!) etwas nach Experiment schmeckende Bilder von Fahrenkrog, ein ähnlich behandeltes, doch durch die Aquarelltechnik gerechtfertigter erscheinendes Porträt eines Herrn im Fez von Paul Souchay, ein köstlicher Tyrolerkopf von Karl Breitbach und mehrere sehr viel versprechende Porträts von Georg Meyn.

Daß die neuen Richtungen auf dem Gebiete des Porträts am spärlichsten zur Geltung kommen, erklärt sich aus der Abneigung des Publikums gegen das noch nicht Landläufiggewordene. Die wenigen Bilder, die diesmal ausgesprochen der neuen Technik huldigen, werden diese Abneigung schwerlich mindern. Außer dem schon erwähnten Werke Fehrs ist hier Curt Hermann und Anna Gerresheim in erster Linie zu nennen. So trefflich das scharf pointierte und lebensvolle Doppelbildnis von letzterer Künstlerin dem intimer Beobachtenden scheinen muß: die Kinder „in den Nußbüschen" kann nur ein Fanatiker der Freilichtmalerei lobenswert finden. Besser als bei den XI. dagegen führt sich diesmal Mosson mit dem Porträt einer jungen Dame in Schwarz ein.

Lehrreich und nicht ohne Erquickung ist ein Vergleich dieser Jüngeren und Jüngsten mit den ersten Arbeiten Julius Schraders und den liebenswürdigen früheren Werken des uralten Adolf Henning, der noch den, fast Goethe gleichenden Olympierkopf des Altmeister Rauch nach der Natur malen konnte. So groß der Abstand ist: für den Parteilosen ist zwar der gewaltige Unterschied vorhanden; Jugend und Alter aber beeinträchtigen sich nicht; es ist verschiedene Kunst, doch Kunst!

Auch unter den Bildhauern ist der Unterschied zwischen Alten und Jungen fühlbar, wenn auch nicht so kraß, da die Darstellungsmittel nicht so auseinandergehen können. Jene haben noch den Drang zu idealisieren, oft ganz unbewußt, eine Unachtsamkeit gegen das scheinbar Zufällige; die Jungen suchen das letztere, suchen wohl gar das Vertrackte in einem Gesicht und erreichen daher oft flüssigeres, sprühenderes Leben.

Adolfs Donndorfs Büste Karl Gerocks ist wohl das trefflichste Porträt der ersten Art, dem sich Heinrich Walgers Virchowbüste — trockener, doch schon mit mehr Trieb zum Naturalistischen anschließt. Ganz und mit schönstem Erfolge huldigt der neuen Richtung Norbert Pfretschner und Harro Magnussen. Schöner noch als die Porträtbüste von diesem Künstler ist sein Friedrich der Große, ein Meisterwerk ersten Ranges. Wie der Wille zum Leben, mit schmerzlicher Körperpein, wie rastloses Vorwärtsdenken eines genialen Hirnes mit gefaßter Selbstbeobachtung eines sterbenden Stoikers zu einem Bilde echt

tragischer Größe gepaart ist, wie der Geist hier die Form vollständig in den Schatten gestellt hat — noch dazu in der, von der Körperform abhängigsten Kunst — muß jedem Fühlenden unvergeßlich bleiben!

Könnte doch ein Monumentalwerk mir einen Geistesriesen so nahe rücken, wie dieses unscheinbare und doch so große Kunstwerk!

Aber unsere Denkmalskunst beginnt eine Landplage zu werden! Es ist ja so nett, daß selbst die Kyritzer einen Bronzekaiser für sich an den Gestaden ihrer Knatter haben möchten, daß Angermünde, die Stadt der aschegrauesten Langeweile, sogar zwei Kaiser bestellt — man gönnt ja auch den Bildhauern die ergiebigsten Aufträge — — aber aber: warum stellen sie alle diese Pickelhauben- und Militärmantelstudien aus?! Es ist nervenlähmend, alle diese Reiterbilder, hier ruhevoll wie ein Schutzmann, dort pathetisch wie ein Theaterboulanger gefaßt, betrachten zu müssen. Ich vermag es nicht mehr. Die Wettbewerbsentwürfe für das Kaiser-Friedrich-Denkmal bei Wörth haben mir den Rest gegeben! Was sollen die armen Bildhauer aber auch mit unseren guten normalveranlagten Soldatenkaisern noch anfangen, wenn Denkmäler häufig wie Brombeeren werden? Vielleicht sind unsre Kaiser schon für ein erstes Denkmal, schon wegen des Uniformierenden der Uniform, nicht originell zu fassen: wie sollen Kunstwerke aus den folgenden Tausenden werden?

Ach, und das heiße, vertrackte Bemühen, der Aufgabe nun durch allerlei klassischen Walpurgisnachtsspuck einen Funken Originalität abzugewinnen! Diese nackten Stallmeisterinnen, Reisigschwenkerinnen, Diogenesse, verdrückten Löwen und sonstigen Unthiere! — Glückseliges Amerika! Dein größter Mann, der edelste der Neuzeit, kann sich ohne Mythologie behelfen. Und spricht auch aus dem Werke Siemerings mehr nüchterne Tüchtigkeit, Klugheit, Feinsinn als wirkliches Genie: wie werden wir nach diesen nüchternen Eigenschaften seufzen, wenn Kaiser Wilhelm von so und so vielen Plätzen von Ballerinen und Einsiedlern ꝛc. umgeben, geschraubt herniederblickt!

Und wie mit den Monumenten scheint es auch mit der Monumentalität bergab zu gehen. Nur ein Werk verrät lebendigen Sinn für sie, denn Schillings beide christliche Pagoden sind monumental nur in Bezug auf Langweiligkeit.

Leider ist auch bei diesem einzigen Monumentalwerk nur der Wille zu loben. Dieser ist eminent. Ohne Zweifel steckt in Ludwig Klinck das, was man einmal von Max Klein erwartete: Massenbeherrschung und Leidenschaft. Leider aber liegen Bombast, Hohlheit und Unnatur dem dornenvollen Wege, den der weltabgewandte junge Künstler geht, zu nahe, als daß er sie nicht sehr, sehr nahe gestreift hätte. So bleibt die Leistung als fertiges Kunstwerk durchaus unerquicklich, Bedauern erregend; gleichzeitig aber bleibt der lebendige Wunsch, daß dieses wilde Talent in glatteren Bahnen mit größerem Studium fortschaffen möge. Wahrscheinlich würde er bei größerer Schicksalskunst bald unter die Besten einzureihen sein.

Ist doch auch ein anderer der Ueberschäumenden — freilich nicht so stürmisch drängenden — Nikolaus Geiger in gemessenere, schönheitsvollere Bahnen eingelenkt. Sein Grabdenkmal möchte ich für das Innigste, dabei Monumentalste halten, was auf diesem Gebiete seit zwanzig Jahren geschaffen ist.

An seelischer Tiefe reicht merkwürdigerweise an die besten Werke dieser Ausstellung nur noch ein Tierstück heran. Otto Petris Löwengruppe „Mutterliebe“ ist eine ganz köstliche Studie, die ohne Zuhilfenahme pathetischer Unnatur,

echt menschliche Tragik giebt. Möchte sie bald in doppeltem Maßstabe und edlem Material eines Parkes beste Zierde werden.

Unter den übrigen plastischen Werken ragt durch kühne Frische der von früher bekannte Cimber Richard Ruſches hervor; im Gegensatz zu ihm sei das weiblich anmutige, durch ein sehr hübsches Bewegungsmotiv auffallende Werk von Hans Latt, ein lagerspielender Amor vor girrenden Tauben, erwähnt. Frisches realistisches Leben sprühen die wunderhübsch gefärbten Terrakottfigürchen, Mohr und Mohrin, von Orazio Andreoni, außer einem schlafenden Mädchen von Toberenz, sehr zart, doch schon etwas maniriert auf einen Triumphstuhl gelagert, die einzigen nennenswerten Beispiele polychromer Plastik.

Von Realistik à outrance zeugt nur ein elend magerer, wenn auch sehr fein aufgefaßter nackter Proletarierknabe, den Max Levi absonderlicherweise für einen Narcissus ausgiebt, und eine Spitalstudie, die Schwindsüchtige von Fernando Brusaglino, die den ersten Platz in Castans Schreckenskammer verdient.

Erwähne ich noch Hugo Kaufmanns kleine, doch sehr interessante Ringerstudie und Brütts längst bekannte ganz ausgezeichnete Gruppe „Gerettet", so glaube ich trotz der Kürze alle hervorragenderen Bildwerke berührt zu haben. Dennoch bleibt mir das Gefühl, der Plastik nicht den gebührenden Raum gegeben zu haben. Ich fühle lebhaft die allgemeine Benachteiligung, unter der sie zu leiden hat. Auf jeder gemeinsamen Ausstellung bleibt sie für das Interesse zurück. Vorgang, Ethnographisches und Farbe setzt die Bilder in so großen Vorteil, daß das plastische Werk mit seinem zarteren Leben nicht zur rechten, vor allem zur gleichzeitigen Geltung kommt. Man möchte daher wünschen, daß die Bildhauer sich zu besonderen Ausstellungen zusammenschlössen, in denen die einzelnen Werke nicht jahrmarktartig nebeneinander gebaut, sondern etwa durch Pflanzengruppen getrennt, zu ruhigem Genuß einladen. Wie die dritte Kunst, die Architektur, auf den Ausstellungen ungemein schnell verkümmert, — ich kann ohne Gewissensbisse die heurige totschweigen — so wird sonst auch die wuchernde Malerei der aristokratischeren Plastik mehr und mehr den Boden entziehen.

Schon aber erdrückt die Ueberproduktion in der Malerei diese selbst, und so naht die Stunde, da man auch über das Ausstellungswesen das Motto wird setzen können: Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage! — Arme Kunst!

Emil Zola's Kriegsroman.

Von

Georg Ledebour.

„. . . . l'effondrement d'un monde, le second Empire emporté dans la débâcle de ses vices et de ses fautes . . . .“ Das ist es, was Zola in dem letzten Werke des Rougon-Macquart-Cyclus zu schildern unternommen hat. Wie ist ihm diese Aufgabe gelungen?

Wenn man von dieser neuen „menschlichen Komödie“ die Beobachtung des Gesetzes der Steigerung verlangen wollte, so müßte in diesem die geschichtliche Entwickelung der Periode abschließenden Werk nach Form und Inhalt das Höchste durch Zolas Erzählerkunst geleistet werden. Aber wer mit dieser Erwartung den „Krach“ in die Hand nimmt, wird ihn schwer enttäuscht aus der Hand legen. Von wenigen vorzüglichen Einzelschilderungen abgesehen, reicht diese Darstellung der Ereignisse des schrecklichen Jahres 1870—71, gruppiert um die Schicksale einiger Privatpersonen, nicht heran an die besseren Arbeiten Zolas: „L'Assommoir“, „Germinal“, selbst nicht einmal an „La Terre“ oder „L'Argent“. Zum größten Teil liegt das sicher an der Aufgabe selbst. Ein geschichtlicher Roman, mag er der Gegenwart, mag er der Vergangenheit entnommen sein, wirkt immer frostig, wenn eine Schilderung der Haupt- und Staatsaktionen der Epoche darin versucht wird, ohne daß es gelingt, dieses Knochengerüst völlig mit dem Fleisch und Blut individueller Menschenschicksale zu umkleiden. Um das aber in ausreichendem Maße zu thun, dazu hätte Zola für die verwickelten und tiefwurzelnden Geschehnisse des deutsch-französischen Krieges, der Gründung der Republik und des Communeaufstandes seinem „Debakle“ mindestens den Umfang von Gutzkows „Zauberer von Rom“ geben, einen neuen Cyclus der Rougon-Macquart-Geschichte beginnen müssen; in 636 Seiten konnte ihm das nicht gelingen. Zum Teil ist das Zurückbleiben hinter der Aufgabe aber auch darauf zurückzuführen, daß Zolas symbolisierender Naturalismus in Manieriertheit zu erstarren beginnt, und dann, daß dem großen Realisten deutlicher als das früher zu Tage getreten ist, bei diesem Roman der Parteimann die Feder geführt hat. Es finden sich Stellen in dem Buche, die darunter so gelitten haben, daß man sie, ohne Verdacht zu erregen, irgend einem Schauergeschichten-Fabrikanten der romantischen Epoche zuschreiben könnte. Scheint es doch auch, als hätte der Drang nach bürgerlicher Respektabilität, der Zola seit seiner Kandidatur für die Akademie beseelt, seinen Blick für die sicheren Ursachen des Fäulnisprozesses der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu einer beklagenswerten Kurzsichtigkeit abgetrübt.

Doch sehen wir uns einmal an, wie Zola seine Aufgabe angepackt hat.

Die Träger des Romans sind eine Gruppe von Privatpersonen, welche, untereinander durch Verwandtschaft, Freundschaft oder Kameradschaft verbunden, in die kriegerischen Ereignisse verwickelt werden. Im Vordergrund stehen zwei Soldaten des 106. Linienregiments: Der Korporal Jean Macquart, der auch in „La Terre" die ziemlich passive Heldenrolle spielt und die Ereignisse mit den Schicksalen der Familie Rougon-Macquart ganz lose und oberflächlich verbindet, um so loser und oberflächlicher, da er kein gesellschaftliches Fäulnisprodukt, wie die übrigen Familienmitglieder, sondern an Körper und Geist normal beschaffen, ein etwas beschränkter, aber ehrlicher Vertreter des sogenannten gesunden Menschenverstandes ist. Neben ihm vertritt die Dekadence der Epoche sein Kamerad Maurice Levasseur, ein verbummelter Student der Rechte, der zwischen dem Enthusiasmus der Vaterlands- oder Freiheitsliebe und der Verzweiflung in nervöser Aufregung hin und her pendelt. Zur Macquartschen Korporalschaft gehören noch: Lapoulle, ein stumpfsinniger ungeschlachter Bauernlümmel, Pache, ein frömmelnder Mikrocephale aus der Piccardie, Loubet, ein Pariser Gamin, und Chouteau, in die bekannte Zolasche Schablone des Schönredners der Schnapsbudiken hineingezeichnet, zugleich Prahlhans, Feigling und Verräter, in die nämliche Schablone, welche schon zum Bilde des älteren Macquart hat dienen müssen. Von den übrigen Soldaten verschiedener Grade, die persönlich uns vorgeführt werden, gewinnt vor allem der Lieutenant Rochas ein schärferes Gepräge, ein alter Troupier, Träger der napoleonischen Legende, beschränkt und tapfer, der bis zuletzt, bis zu seinem Tode bei Sedan davon faselt, die Preußen „mit einem Tritt in den Hintern" nach Hause zu jagen. Dann erscheint da noch ein weltmännischer Hauptmann, ein ritterlicher und soldatisch-tüchtiger Oberst und ein General aus der Abenteurerschule des zweiten Kaiserreichs, der nur an sein Avancement und sein Mittagessen denkt und bei Sedan die Maas mit der Mosel verwechselt. Lieutenant Rochas ist ganz der „Monsieur Chamin", wie ihn Daudet in einer seiner Skizzen geschildert hat. Mit ihm geht bei Sedan, wie Zola sagt, eine ganze Legende zu Grunde.

Zu diesen Soldaten in persönlichen Beziehungen stehen einige Civilisten, vor allem zwei Bourgeois aus Sedan mit ihren Frauen. Nur einer von ihnen, ein Elsässer Weiß, greift indes handelnd in die Ereignisse ein, während der andere, der von Neugier umhergetriebene Fabrikant Delaherche dem Dichter nur als Medium dient, um die Schilderung von allerhand Kriegsereignissen in die Romanhandlung hineinzuflechten. Doch gleich Herrn Delaherche begeben sich auch manche andere Personen der Handlung nur deshalb an irgend einen Ort, weil der Dichter das Bedürfnis fühlt, eine neue Scenerie zu schildern, wie in schlecht gearbeiteten Schauspielen Personen ganz motivlos auftreten oder abtreten, sobald sie für die Fortführung der Handlung auf offener Scene förderlich oder hinderlich sind. Zola ist allerdings folgerichtig in Beobachtung seiner Kunstregel, eine Oertlichkeit oder einen Vorgang nur dann zu schildern, wenn er eine seiner Romanfiguren an Ort und Stelle bringen kann, aber mit ihrer Heranziehung macht er es sich doch drahtpuppenhaft leicht. So, wenn er uns den seelischen und körperlichen Zustand des Kaisers Napoleon vergegenwärtigen will. Da bekommt ihn immer eine der Romanfiguren zufällig zu sehen, durch Thürspalten, am Fenster, im Wagen; und immer erscheint er in der nämlichen Pose: melancholisch leidend, die wässerigen Augen halbgeschlossen, mit weißlich schlaffen Zügen. „Avec une jolie pierre dans le sac", wie der erfahrene Regimentsarzt Bouroche nach seinem Aussehen diagnosticiert.

Zolas Bestreben geht augenscheinlich daraufhin, für den kranken Kaiser Mitleid zu erwecken. Höchstens eine passive Mitschuld am Kriege mißt er ihm bei. Für den Verfasser von „La Debakle" ist Napoleon III. nur der bedauernswerte Steinkranke, der zum Kriege und zur Fortführung desselben, zum verderblichen Zug von Chalons nach Sedan von seinem ehrgeizigen Weibe angetrieben wird, weil sie ihrem Sohne durch die Opferung des Gatten den Thron zu sichern hofft. Im Uebrigen stellt er ihn dar als beseelt von wirklicher Menschenliebe und von wirklichem Mut. Wollte jemand nach den Andeutungen dieses Buches sich ein Bild von dem letzten französischen Imperator machen, so würde er niemals ahnen, daß er es mit dem putschenden Charlatan von Straßburg und Boulogne, dem Verbrecher vom 2. Dezember zu thun hat.

Wenn Zola so alle häßlichen Züge aus dem Bilde Napoleons III. fortretouchiert und ihn als einen verunglückten Vaterlandsretter darstellt, so wird man mit Recht danach forschen, ob er denn, von den im Vordergrunde des großen bonapartistischen Schwindelunternehmens stehenden Personen einmal abgesehen, es versteht, die tiefer liegenden Ursachen des großen Krachs der Gesellschaft des Empire ans Licht zu ziehen und in die rechte Beleuchtung zu rücken. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Gesellschaft seines Vaterlandes — ob auch anderer Länder kommt für ihn und auch für uns nicht in Betracht — in Fäulnis geraten war und der Verjüngung bedurfte. Dieser Gedanke ist der rote Faden, der sich durch seinen Rougon-Macquart-Cyclus hindurchzieht. Nun konnte man aus „Germinal" den Eindruck schöpfen, daß Zola die Ursachen dieses Fäulnisprozesses in den wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaftsordnung selbst erblickt. Seine späteren Werke enttäuschen indes derartige Erwartungen vollständig. Während er mit einem fast durchweg übertriebenen Pessimismus die typischen Vertreter der modernen Gesellschaft schwärzer, corrumpierter schildert, als die heutigen Durchschnittsmenschen sich dem unbefangenen Beobachter thatsächlich darstellen — denn unter den Rotten ekelhafter Schurken der Zolaschen Romane sind die halbwegs anständigen Charaktere selten wie weiße Raben — legt er solchen anständigen Charakteren, die ihm gegen Ende des Romans als Mundstück seines eigenen Urteils dienen, in „L'Argent" uud „La Terre", Wertungen der geschilderten Vorgänge in den Mund, in denen die größten Scheußlichkeiten geradezu als unumgängliche Mittel der Menschheitsentwickelung gerechtfertigt werden. Um die bösartigen Triebe der Einzelwesen zu begründen, pflegt er dabei auf die Vererbungstheorie zurückzugreifen und zwar mehr und mehr in schematischer Weise. Es steckt den Leuten etwas im Blute von Vater und Mutter her, von den Großeltern oder gar den entfernteren Urahnen bis in die Zeit der Höhlenbewohner hinein. Könnte nicht der Verbrecher von heute, Jack the Ripper z. B., eine atavistische Rückbildung auf den Neanderthalmann sein? Zu einer der absonderlichsten und leider oberflächlichsten Anwendungen der Vererbungstheorie gelangt aber Zola in „La Debakle".

Der typische Vertreter der in Selbstzersetzung begriffenen Jugend des zweiten Kaiserreichs Maurice Levasseur entstammt einem Geschlecht, in dem sich der Rückgang Frankreichs wiederspiegelt. Nach der Schlacht von Sedan, als tiefste Niedergeschlagenheit sich seiner bemächtigte, zieht unter anderen Bildern auch diese Familienerinnerung, sein Selbstgefühl niederdrückend, an seinem Geiste vorüber: sein Großvater, geboren 1780, einer der Helden der Großen Armee; sein Vater, 1811 geboren, zur Büreaukratie herabgesunken, als Subalternbeamter verkümmert; er selbst 1841 geboren, zum Advokaten ausgebildet, der schlimmsten

Dummheiten und der größten Begeisterung fähig, besiegt bei Sedan; „et cette dégénerescence de la race", heißt es wörtlich S. 390, „qui explicait comment la France victorieuse avec les grands-pères avait pu être battue dans les petits-fils lui écrasait le coeur". Wenn auch der Dichter die Uebertreibung des Grundgedankens der erhitzten Phantasie seines Maurice Levasseur zugerechnet sehen will, so geht doch aus der Form des Satzes zur Genüge hervor, daß er selbst diesem Versuche einer Erklärung für die französischen Niederlagen eine bedingte Berechtigung beimißt. Verallgemeinert man das der Familiengeschichte der Levasseur entnommene Beispiel, so gelangt man zu dem Schluß: Wäre der napoleonische Schwertadel, der sich in den Revolutions- und Eroberungskriegen um die letzte Säkularwende herausgebildet hatte, nicht zunächst büreaukratisch verknöchert und dann im Genußleben versumpft, so hätten die Franzosen 1870 die Deutschen geschlagen. Hätten also, muß man daraus weiter folgern, die französischen Machthaber dieses Jahrhunderts nur konsequent das Rezept eines frischen fröhlichen Krieges zur Anwendung gebracht, so hätte diese gefährliche Verknöcherung und Versumpfung nie eintreten können. Und doch hat es Napoleon III. gerade an der Anwendung dieses Rezeptes nicht fehlen lassen. Die Krim, Italien, Mexico zur Auffrischung des militärischen Geistes, keine übeln Palästren fürwahr! Sollte nicht vielmehr diese ewige Kriegerei für volksfremde, wenn nicht volksfeindliche Zwecke die Mitschuld tragen an der Unwehrhaftigkeit des Empire?

Zolas Darstellung der Selbstzersetzung des französischen Heeres ist dagegen kraftvoll und überzeugend. Packend ist die Erzählung vom Rückzuge des dem General Felix Douay verbliebenen Teiles des 7. Armeecorps von Mühlhausen auf die Nachricht von der Schlacht bei Wörth hin. Auf die gänzlich unverbürgte Versicherung des Präfekten von Schlettstadt hin, daß sich Preußen am Rhein bei Markolsheim gezeigt hätten, ordnet der General den Rückzug an. Einige ermüdende Gewaltmärsche bei schlechtem Wetter und Mangel an Nahrungsmitteln genügen, um die Truppen gänzlich zu demoralisieren. Die schweren Tornister, sogar die Gewehre werden fortgeworfen. Nur die Artillerie bewahrt ihre Haltung. Erst im späteren Verlauf des Rückzuges nach Chalons wird die Disciplin wieder hergestellt, bis die Erkenntnis von der Fehlerhaftigkeit der Heeresleitung sich überall Bahn bricht und den Glauben an „Verrat" erzeugt.

Der Tüchtigkeit des deutschen Heeres andererseits läßt Zola volle Gerechtigkeit widerfahren. Daß er die wenigen und nur flüchtig gezeichneten deutschen Soldaten, die er persönlich in seinem Werke vorführt, nicht gerade idealisierte, und allerhand Rohheiten buchte, die den deutschen Truppen von Augenzeugen zugeschrieben worden, kann man ihm kaum verargen. Ein deutscher Romandichter, der sich die Kriege des ersten Napoleon in Deutschland zum Vorwurf gewählt hätte, würde den Erbfeind mit weit schwärzeren Farben gemalt haben. Nur in einem Punkt läßt sich Zola durch das Vorurteil seiner Landsleute beeinflussen. Er glaubt an das deutsche Spionsystem, das jahrelang zur Durchforschung Frankreichs zur Anwendung gebracht worden sein soll. So hat ein solcher deutscher Spion, Goliath Steinberg, — wie echt deutsch klingt der Vorname! — als Bauernknecht jahrelang die ganze Umgegend von Sedan ausbaldowert und führt im kritischen Augenblick die Armee des Kronprinzen von Sachsen auf labyrinthischen Waldpfaden nach Beaumont. Wäre Goliath Steinberg nicht gewesen, nie wäre das erste französische Corps bei Beaumont im Bivouac überrascht worden, der Rückzug Mac Mahons wäre nicht aufgehalten,

Kaiser und Heer bei Sedan nicht gestellt, umzingelt und geschlagen worden. Es gebührt sich, daß nach den alten Regeln der poetischen Gerechtigkeit ein Scheusal, das alles das verschuldet hat, seine wohlverdiente Strafe davonträgt. Goliath, der nebenbei ein französisches Mädchen verführt hat, wird, als er sich ihr wieder zu nähern versucht, von ihr einigen Franctireurs — übrigens nach Zolas Versicherung ausgemachten Schurken — ausgeliefert, gefesselt, geknebelt und nach einer Gerichtsposse „geschlachtet wie ein Schwein, weil er gelebt hat wie ein Schwein". Dieser appetitlichen Scene schaut nicht nur die Verführte, sondern ihr und Goliaths Söhnchen zu, der demnächst gegen die „cochons Prussiens" zu Felde ziehen wird, um sein mißhandeltes Vaterland, oder besser gesagt, Mutterland an ihnen zu rächen. Diese Scene ist der einzige Bissen, allerdings ein recht fetter, welcher dem Revanche-Chauvinisten vorgeworfen wird. Künstlerisch ist sie ungewöhnlich schwach für die grauenerfahrene Feder Zolas; sie tritt weit zurück hinter eine ähnliche Scene aus Balzacs „Chouans".

Den Mangel des Verständnisses für die tieferen Ursachen der Gesellschaftsfäulnis, von welcher der napoleonische Krach nur ein Symptom war, bekundet Zola am auffälligsten in seiner Würdigung des Commune-Aufstandes, dem die letzten 50 Seiten seines Romans gewidmet sind. Nur in großen Zügen schildert er dieses merkwürdige Ereignis, indem er seine zwei Hauptheldeu aus der Armee von Sedan, die Busenfreunde Jean Macquart und Maurice Levasseur, nachdem sie sich der Gefangenschaft entzogen haben, in die Geschehnisse zu Paris verwickelt; Jean, der typische Landmann, kämpfte auf Seiten der Versailler, der Ruraux, Maurice, der typische Großstädter, auf Seiten der Communards und da spitzen sich die Ereignisse zu der symbolischen Katastrophe zu, daß in dem brudermörderischen Kampfe Jean den hinter einer Barrikade überraschten Maurice mit dem Bajonnet durchsticht. Als er erkennt, wem er den Todesstoß gegeben, rettet er den Freund auf dessen Zimmer. Maurice lebt noch einige Tage und in dem bekannten lichten Augenblicke vor seinem Tode fällt er dann als Mundstück des Dichters, wie wir es ähnlich in „L'Argent" und „La Terre" zu lesen bekamen, das Schlußurteil über den napoleonischen Krach und den Bürgerkrieg: „C'était la partie saine de la France, la raisonnable la pondérée, la paysanne, celle qui était restée la plus près de la terre, qui supprimait la partie folle, exaspérée, gâtée par l'Empire, détraquée de rêveries et de jouissances."

Auf eine derartige Auffassung des Bürgerkriegs bereitet uns Zolas flüchtige Skizze der Communistenbewegung vor. Er verkennt allerdings nicht, daß die arbeitende Bevölkerung von Paris Grund zur Unzufriedenheit hatte, sucht diesen Grund aber ausschließlich in den vielfachen Fehlern der Regierung und der Heerführer bei der Verteidigung des Landes und von Paris. Die lange Unthätigkeit während der Belagerung meint er, habe die Lust zu Putschen genährt und den Volksverführern vom Schlage Chouteaus freie Bahn geschaffen. Schließlich versteigt er sich S. 581 dann zu dem klassischen Ausspruch, der ihn uns als kleinlichen Bourgeois-Politiker enthüllt, dem Ruhe als die erste Bürgerpflicht gilt: „La liberté illimitée dont on jouissait achevait de tout détruire." Ja, ja, die böse Freiheit! Da braucht uns das vorhin angeführte Schlußurteil nicht zu verwundern. Die städtischen Arbeiter, in der bonapartischen Schule zu Schlemmern verderbt, werden von der gesunden Landbevölkerung niedergeschlagen und zum Teil ausgerottet, worauf der letzteren typischer und symbolischer Vertreter sich davonbegiebt, „marchant à l'avenir, à la grande et rude besogne de toute une France à refaire."

Und wie hat uns Zola selbst diese gesund gebliebene Landbevölkerung in „La Terre" gemalt? Als eine Bande abgefeimter Schurken mit ungebändigten viehischen Gelüsten, welche durch ihren mächtigsten Trieb, die Habgier, zu jeder Scheußlichkeit sich bringen lassen. Diese Schilderung ist allerdings ebenso einseitig übertrieben, ins Fratzenhafte verzerrt, wie Zolas übrige Menschheitsdokumente aus den Kreisen des arbeitenden Volkes. Aber der Verfasser solcher Bauernbilder ist sicher nicht berechtigt, gerade den Landleuten im Gegensatz zu den Industriearbeitern die Aufgabe zuzumessen, Frankreichs Wiedergeburt zu bewirken. Zur Probe auf die Richtigkeit seines Urteils braucht man ja auch nur die geschichtlichen Thatsachen sprechen zu lassen. Zwanzig Jahre sind verflossen. Der materielle Wohlstand Frankreichs hat seine frühere Höhe bald wieder erreicht und seitdem stetige Fortschritte gemacht. Aber die Corruption hat sich der Gesellschaft des fin de siècle nur tiefer eingefressen. Sie giebt einen verfeinerteren Fäulnisgeruch von sich, von Besserung ist nichts zu spüren. Und die Bauern? Sie arbeiten so wenig an der Wiedergeburt Frankreichs, daß sie aus Habgier, aus dem alles bestimmenden Hunger nach Land die Volksvermehrung durch das immer konsequenter durchgeführte Zweikindersystem hemmen. In mehreren Landbezirken ist die Geburtsziffer bereits unter die Sterblichkeitsziffer gesunken.

Doch Zola erhebt wohl kaum selbst Anspruch darauf, ein Gesellschaftsreformator zu sein und deshalb wollen wir nicht zu hart rechten mit ihm, weil er sich mehr und mehr unfähig zeigt, den gesellschaftlichen Neubildungsprozeß zu verstehen, in den die Völker des europäischen Civilisationskreises eingetreten sind. Bei diesem zeitgeschichtlichen Romane war es indes unumgänglich, auch diese Seite der Zolaschen Produktion einer Prüfung zu unterziehen. Trotz der gerügten schweren Mängel in der Grundauffassung des Geschichtsprozesses und in der Anlage der Fabel erfreut uns „La Debakle" doch wiederholt durch Stellen, in denen mit alter Kraft die Gabe des Dichters sich bethätigt, dem Leser einen Vorgang, eine Landschaft sinnfällig wahrnehmbar zu machen. Der bereits erwähnten Ausmalung des Rückzugsjammers reiht sich gleichwertig die Ausmalung des Schlachtpanoramas von Sedan, sowie die lesenswerteste Scene des Buches, der Verbandplatz in der Stadt selbst an. Bestätigt es doch auch das Kunstprinzip, auf dem Zola fußt, daß ihm die Schilderung dessen am besten gelingt, was er selbst gesehen, selbst erlebt.

Die ethische Bewegung in Deutschland.

Von

Dr. med. Thomas Stockmann.

Nach Immanuel Kant giebt es eine „unsichtbare Kirche, die alle Wohldenkenden umfaßt". Aber nicht Glaubensvorstellungen sind das Vereinigende, sondern „die Gesinnung eines guten Lebenswandels". Wahrscheinlich unter dem Einflusse Kants hat der Amerikaner Felix Adler, unterstützt von Gesinnungsgenossen, drüben eine Anzahl von „Gesellschaften für sittliche Bildung" ins Leben gerufen, und der Einfluß dieser Societies for Ethical Culture auf das öffentliche Leben scheint zu wachsen. Die Bewegung hat auch in England Fuß gefaßt und ist gegenwärtig im Begriff, sich auf Deutschland zu erstrecken. Schon vor einigen Jahren trat der treue Menschenfreund Georg von Gizycki, Professor der Berliner Universität, besonders in seinem Volksbuche „Moralphilosophie"*), herzlich für solche ethischen Gesellschaften ein, in der Hoffnung, „daß einst — in jenen Zeiten, wo die Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sicheln gemacht sind — die christlichen Kirchen sämtlich in Gemeinden für sittliche Bildung umgewandelt sein werden".

Solche Anregungen fanden in Berlin einen fruchtbaren Boden. Und als nun vollends die Verhandlungen über den Schulgesetz-Entwurf des Herrn von Zedlitz-Trützschler wieder einmal die Gefahren zeigten, welche Freiheit, Vernunft und Sittlichkeit von seiten einer fanatischen, unduldsamen Gläubigkeit drohen, da trat eine Schaar von Geistern aus ihrer platonischen Liebe für ethische Gesellschaften zu energischem, praktischem Handeln heraus. Mehrere Versammlungen wurden veranstaltet, in denen über die Einrichtung von Gesellschaften für sittliche Bildung auf deutschem Boden ernstlich verhandelt, ein Komitee eingesetzt und beschlossen wurde, im kommenden Herbst mit einer umfassenden Kundgebung an die breitere Oeffentlichkeit zu treten. Vorbereitende Mitteilungen giebt die Schrift „Die ethische Bewegung in Deutschland." **)

Was ich an der jungen Bewegung zunächst mit Freuden begrüße, ist ihre geharnischte Front gegen jene Leute, welche behaupten, der Glaube an Gott, an „göttliche" Gebote und „Offenbarungen" sei die wesentliche oder gar die einzige Quelle der Sittlichkeit und bilde daher einen unerläßlichen Gegenstand der Volkserziehung. Die ethische Bewegung, so meint einer ihrer Wortführer, sei zwar jeglicher religiösen Gläubigkeit gegenüber durchaus duldsam, kenne aber gegenüber der grundsätzlichen Intoleranz keine Duldungen und betrachte denjenigen

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

**) Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1892. Preis 50 Pfg.

„als Feind aller menschlichen Gesellschaft, der die sittliche Zuverlässigkeit und den sozialen Wert seiner Mitmenschen an ihren Glaubensvorstellungen mißt". Denn es sei höchst gefährlich und unverantwortlich, in einer Zeit, in welcher die Glaubensüberzeugungen nicht nur in zahlreichen und durchaus nicht wertlosen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft völlig verblassen, sondern auch unter den Gläubigen eine immer mehr individuelle Form annehmen, in einer Zeit, in welcher nichts so sehr im Wanken begriffen ist, als die dogmatische und historische Autorität — in einer solchen Zeit das alle Menschen Verbindende auf Vorstellungen zu begründen, welche die Menschen trennen und um so tiefer trennen werden, je eigenartiger und lebendiger sich die Individuen aller Volksschichten entwickeln. Um nun solchen Gefahren, wie sie der Glaubensfanatismus verhängt, entgegenzuarbeiten, nimmt sich die ethische Bewegung vor, die ethische Wissenschaft durch Vortrag, Schrifttum und Jugendunterricht zu pflegen; die Ausbreitung eines kulturgeschichtlichen, philosophischen und psychologischen Verständnisses der sittlichen Fragen sei gerade in unserer Zeit ein dringendes Bedürfnis. Es handele sich hierbei zunächst darum, die völlige Unabhängigkeit des Charakters und der Humanität von den theologischen Vorstellungen einleuchtend darzuthun und damit aufs neue, sowie tiefer und dauernder als früher eine wirkliche allgemeine Bildung herzustellen, welche gegenüber dogmatischen Ausschließlichkeiten gründlicher und energischer zu protestieren vermöge, als dies von seiten unserer Volksvertretung geschehen sei. Denn die Behauptung, daß es keine allgemein menschliche Moral gebe, sei eine Beleidigung, welche die Menschheit nicht hinnehmen dürfe, ohne Einbuße an gesundem Selbstgefühl und am Glauben an ihre Bestimmung zu erleiden.

Neben der religiösen Unduldsamkeit und Anmaßung ist es die biblisch-theologische Beschränktheit auf dem Gebiete der sittlichen Pädagogik, gegen welche die ethische Bewegung polemisiert. Sie bemerkt, daß der Religionsunterricht große und wichtige Seiten des sozialen und sittlichen Lebens, welche die tiefste Beziehung zur Gesundheit der Gesellschaft haben, selbst in denjenigen Lebensstufen, in denen sie unumgänglich zur Sprache kommen müssen, teils ganz übergeht, teils nur in kindlichster und flüchtigster Weise berührt. „Die Ethik des Familienlebens, die Stellung der Frau, die sittliche Bedeutung der Arbeit, die Fragen der industriellen und politischen Moral, die Pflicht der intellektuellen Redlichkeit" — all diese Fragen sind eben den sittlichen Gesetzgebern alter Zeiten und minder entwickelter Gesellschaften noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen.

Trotz solcher Polemik gegen theologische Beschränktheit und Herrschsucht scheint mancher Anhänger der ethischen Bewegung noch der Hoffnung zu huldigen, in den Leitern der deutschen Kirche nicht Gegner, sondern Bundesgenossen zu finden. Denn in dem vorliegenden Schriftchen findet sich folgende Ablehnung des Freidenkertums: „Hinsichtlich der Würdigung des ganzen kirchlichen Gebietes unterscheidet sich die ethische Bewegung unserer Tage von dem bloßen Freidenkertum, für welches die Verkümmerung der ethischen Entwicklung durch Hierarchie und Dogma den Ausgangspunkt eines überwiegend mißverständlichen Radikalismus gegenüber den religiösen Bedürfnissen der Menschen gebildet hat." Und an einer andern Stelle wird mit Genugthuung erwähnt, daß zahlreiche Mitglieder der ethischen Gesellschaften zu Prof. Adler geäußert haben: „Seit wir Ihre Gesellschaften besuchen, gehen wir wieder in die Kirche".

Dies Liebäugeln mit der Kirche läßt sich allenfalls in Amerika durch „taktische" Erwägungen verteidigen; in Deutschland scheint es mir übel angebracht

zu sein, und ich vermute, daß unsere ethische Bewegung, falls sie die Größe ihrer Aufgabe nicht vermindert, bald mit dem jetzt gescholtenen Freidenkertum zusammengehen wird. In Amerika giebt es eben keine „Landeskirche", das religiöse Leben wird nicht von den Regierungen beherrscht, und die religiöse Duldsamkeit hat dort einen höhern Grad erreicht als in Deutschland. Bei uns indessen ist die Geistlichkeit abhängig von Obrigkeiten, welche in der religiösen Gläubigkeit ein Mittel, das Volk zu regieren, ein Mittel zu bestimmten politischen und sozialen Tendenzen, sehen, zu Tendenzen, die eben wenig vereinbar sind mit den Bestrebungen der vorliegenden ethischen Bewegung.

Uebrigens scheint der Autor, welcher dem Freidenkertum „überwiegend mißverständlichen Radikalismus gegenüber den religiösen Bedürfnissen der Menschen" vorwirft, zu übersehen, daß die Freidenker im wesentlichen nicht religiöse „Bedürfnisse", sondern religiöse Vergewaltigungen bekämpfen, Vergewaltigungen, die sich freilich als Maßregeln zur Pflege religiöser Bedürfnisse ausgeben, Vergewaltigungen der freien Entwickelung des Menschen, insbesondere seines Vernunftlebens. Ist es etwa ein religiöses „Bedürfnis", was die Kinder in den Religionsunterricht treibt? Und ist das, was den Kindern im Religionsunterricht beigebracht wird, etwa ihrer Entwickelung zu freiheitlichem und vernünftigem Wesen förderlich?

Vielleicht wird mir erwidert, die angedeuteten Tendenzen, deren Schädlichkeit allerdings zugegeben werden müsse, seinen keineswegs naturnotwendige Ausflüsse der Theologie, sondern bloße Mißbräuche, folglich von der Kirche abtrennbar. Ich bestreite das, indem ich auf die Natur der religiösen Gläubigkeit, insbesondere der Gottgläubigkeit verweise. Der felsenfeste Gottesglaube — allerdings nicht zu verwechseln mit dem schwindsüchtigen Wesen, das heutzutage vielfach als Gläubigkeit bezeichnet wird — erblickt in Gott die Quelle aller Werte, nicht nur für sich persönlich, sondern auch für die Ungläubigen; er perhorresciert den Grundsatz, den die vorliegende ethische Schrift aufstellt: das Wesentliche an jedem Menschen sei nicht sein Verhältnis zu Gott sondern zur Menschheit. Der echte Gläubige geht demgemäß darauf aus, alle Menschen in dasjenige Verhältnis zu Gott zu bringen, in welchem sein Glaube das wahre, das einzige menschliche Heil erblickt, wird also propagandistisch. Nun aber vermag er seinen Glauben nicht mit Vernunftgründen zu propagieren; folglich wendet er, als plumper Durchschnittsmensch, mit dem wir selbstverständlich zu rechnen haben, die Autorität an: Suggestion, Heiligung, Einschüchterung und Anlockung, pädagogischen Drill, physische Gewalt und dergleichen. Es ist seltsam, daß die geschichtlichen Lehren von ein paar Jahrtausenden diese Erkenntnis noch nicht verallgemeinert haben.

Es würde zu weitläufig werden, wollte ich alle Schädigungen dessen, was ich Sittlichkeit nenne, von seiten der Kirche hier anführen. Nur eine Bemerkung über dies Thema möchte ich an dieser Stelle nicht unterdrücken: Es ist mir unverständlich, wie man die „Pflicht der intellektuellen Redlichkeit" betonen und zugleich mit einer Glaubens-Organisation liebäugeln kann, welche gegen die intellektuelle Redlichkeit, wie überhaupt gegen vieles, dessen die menschliche Gesellschaft dringend bedarf, so grob verstößt. In wiefern sie das thut? Nun man hat gar nicht viel Scharfsinn nötig, um herauszufinden, daß die christlichen Geistlichen und die Gemeinden nicht wirklich bestrebt sind, die Ethik Jesu Christi zur Durchführung zu bringen, jene Ethik, welche Herrschaft, Gewalt, Reichtum, Rang, somit die „Stützen der Gesellschaft" als Uebel bezeichnet; und manchem Kinde

bereits eröffnen die Bekenntnisse der modernen Welt in den Kirchen eine Perspektive auf ein Meer von Heuchelei.

Möchte die ethische Bewegung in Deutschland nicht jene treffende Kritik der theologischen Kirche aus dem Auge verlieren, wie sie Georg von Gizycki in seiner „Moralphilosophie" bietet; ich meine z. B. folgende Gesichtspunkte: „Der „theologische Haß" — so sagt dieser aufrichtige Autor — gilt als der stärkste; er hat wie kein anderer Unheil über das Menschengeschlecht heraufbeschworen. Der „Glaube" hat, Zwietracht säend, der Liebe entgegen gewirkt. Und noch mehr vielleicht hat er die Wahrhaftigkeit und intellektuelle Redlichkeit geschädigt, da er auf religiösem Gebiete Leichtgläubigkeit für eine Tugend, ja für die höchste ausgegeben und das redliche Forschen nach Wahrheit und Verkündigen derselben für ein Verbrechen, und unter Umständen für das größte, ausgegeben und es oft mit Feuer und Schwert verfolgt hat; wodurch auch außerhalb des religiösen Lebens die intellektuelle Unredlichkeit befördert worden ist". „Der Glaube an einen Himmel über den Wolken hat unser Herz der Erde abwendig gemacht und unsere Pflicht gegen sie uns vernachlässigen lassen. Und wie viele Millionen von Seelen sind ihm hingeopfert worden". „Durch das Aufgeben des Glaubens an Jenseitiges wird der Charakter des Menschen erhöht". ꝛc. Vor diesen Konsequenzen, vor solchem Freidenkertum darf die neue ethische Bewegung nicht zurückschrecken, wenn sie nicht den Vorwurf auf sich laden will, daß sie mit schwächlicher Halbheit, mit kläglicher Kompromißlerei vorgeht, daß sie aus ungerechtfertigter Rücksicht der Kirche den Pelz waschen möchte, ohne ihn naß zu machen.

Ob nicht diese zimperliche Rücksicht der ethischen Bewegung ein Ausfluß ihres sozialen Klassencharakters ist? Ob sie nicht zurückzuführen ist auf den Umstand, daß wir es hier mit einer Bewegung wesentlich „besserer Stände" zu thun haben, Angehöriger der besitzenden und „gebildeten" Bevölkerungsschichten, die ja im großen ganzen die Kirche als ein Bollwerk gegen soziale Umsturzbestrebungen betrachten, und ihr daher eine gewisse Protektion widmen, — trotz privater „Aufgeklärtheit" und uneingedenk jener Zeiten, da die aufstrebende Bourgeoisie für Freigeisterei schwärmte? Ich will durchaus nicht sagen, daß die neue ethische Bewegung in bewußter Weise diesen Bestrebungen huldigt; aber ich vermute, daß sie allzusehr mit der Bourgeoisie durch wirtschaftliche Interessen, berufliche „Pflichten" und Rücksichten, Familienbande und Freundschaften, sowie durch eine geistige Atmosphäre verbunden ist, als daß sie frei von bürgerlichem Klassencharakter zu sein vermöchte. Wer einen Unterschied macht zwischen bürgerlichen und proletarischen Bewegungen, für den ist es bis zu einem gewissen Grade bezeichnend, daß die neuen ethischen Gesellschaften mit vollem Bewußtsein anknüpfen an die Societies for Ethical Culture, deren geistige Leiter — ein Adler, ein Salter, ein Coit — gewissen echt bürgerlichen Anschauungen huldigen. Zwar heißt es in der vorliegenden Schrift, die ethische Gesellschaft kenne keinen politischen, sozialen Parteistandpunkt. Indessen hörte ich, wie ein Wortführer der neuen Bewegung, ohne Widerspruch zu finden, den Anarchismus als eine Gefahr für die Kultur bezeichnete. Ferner spricht die vorliegende Schrift von „thörichten kommunistischen Grundsätzen." Und der ganze Passus, in welchem dieser Ausdruck vorkommt, verrät bürgerliches (wenn auch fein-bürgerliches) Fühlen; er lautet: „Es giebt, oder sollte doch geben eine Ethik der Besitzenden, die sie innerlich verpflichtet, die eigene Lebensführung auch nach außen hin mit feiner Empfindung zu regeln. Nicht asketische, nicht thörichte kommunistische Grundsätze haben da die Norm zu geben, sondern

die Anpassung an das mehr oder minder verfeinerte individuelle Lebensgefühl. Aber unsere besitzenden Klassen passen sich in ihren Lebensgenüssen, in ihrem Luxus nicht einer verfeinerten, sondern einer sich mehr und mehr vergröbernden Lebensauffassung an, die von Protzentum und völlig unethischer materieller Genußsucht oft kaum unterscheidbar ist. Nicht mehr das individuelle Gepräge, das eine feinfühlige Hausfrau zu geben vermag, trägt unsere Geselligkeit: der stumpfe Geschmack der Menge, Köche und Lohnlakaien geben die Norm für das, was ‚fein' ist. Hier einzusetzen und durch das eigene Beispiel zu helfen, den Geist wieder über die Materie zu erheben, sollte wohl zu den ersten Aufgaben einer ethischen Gesellschaft gehören. Und auf diesem Gebiet liegt eine ganz besondere Macht in der Hand der Frauen." Wenn es „zu den ersten Aufgaben einer ethischen Gesellschaft gehören" soll, die „Lebensgenüsse" und den „Luxus" der „besitzenden Klassen" zu „verfeinern", unter Ablehnung „thörichter kommunistischer Grundsätze", und der Geselligkeit durch „feinfühlige Hausfrauen" ein „individuelles Gepräge" zu geben, durch eine Reform jener Haushalte, welche sich „Köche und Lohnlakaien" halten können, und wenn man das emphatisch eine „Erhebung des Geistes über die Materie" nennt, — nun dann werden die Proletarier, welchen diese bürgerlichen Ethiker mit sentimentalem Pathos die Bruderhand entgegenstrecken, mit spöttischem Lachen sich abwenden von dieser Bruderhand im Glaceehandschuh. Ja eine Ethik in Glaceehandschuhen, eine Ethik im Frack, eine Ethik als Sport von Berlin W., die Ethik eines sentimentalen Bewußtseins der Vormundschaft gegenüber dem „Volke" — eine solche Ethik stand vor meinem geistigen Auge, als ich einer vorbereitenden Versammlung der neuen Bewegung beiwohnte. Gar zu viel Süßholz wurde geraspelt, gar zu viel Schöngeisterei getrieben, gar zu viel Komplimente wurden gemacht, gar zu viel zarte Rücksichten genommen, gar zu viel Blasiertheit, Langeweile und Lauheit machte sich bemerklich; es fehlte vielen Rednern, und, wie mir schien, dem Gros des Publikums jene rücksichtslose Ehrlichkeit, jener rauhe Ernst, jene urwüchsige Kraft und stürmische Begeisterung, welche den proletarischen Bewegungen eigentümlich sind und die Ueberlegenheit dieser Bewegungen über die bürgerlichen ausmachen. Ich möchte der neuen ethischen Bewegung ein Dutzend intelligenter Handarbeiter verschreiben. Die herben Reden dieser Proletarier würden wahrscheinlich als Purgativ wirken und die Ethiker vom Berlin-W-Charakter mehr und mehr verscheuchen. Freilich würde hierdurch die ethische Bewegung ihrem Ideal der Parteilosigkeit nicht näher gebracht werden; denn eine parteilose Bewegung ist in einem sozialen Leben, das in verschiedene Interessenklassen zerklüftet ist, wie das unserige, einfach unmöglich. Ich bin auch nicht der Meinung, daß eine völlige Proletarisierung der ethischen Bewegung besonders gut thun würde; denn das Proletariat ist durchaus keine vollkommene Menschenart, sondern eine trotz mancher spezifischer Tugenden auch vielfach versumpfte Menschenklasse. Ich meine nur, daß der Bürger vom Proletarier, wie auch der Proletarier vom Bürger, viel Gutes lernen kann, daß aber die ethische Bewegung bisher nicht ernstlich genug bemüht ist, das Proletariat heranzuziehen. Möge sie nicht Konventikel im Westen von Berlin, sondern Volksversammlungen im Süden, Südosten, Osten, Nordosten und Norden abhalten, überhaupt — die Handschuhe ausziehen.

Der Ideenaustausch mit Proletariern würde die bürgerlichen Ethiker vielleicht auch von ihrer einseitigen Verherrlichung des Gewissens und der Pflichten zurückbringen. Das Gewissen scheint in der neuen ethischen Bewegung als die

gemeinsame Eigenschaft aller guten Menschen zu gelten, auf Grund deren eine Vereinigung der Menschheit zu einer großen ethischen Gesellschaft möglich sei. So heißt es in der vorliegenden Schrift: „Unter allen Meinungsverschiedenheiten, die aus Begabung, Erziehung zeitlichen und räumlichen Ursachen entspringen, liegt für alle, denen das Leben mehr ist als bloßer Stoffwechsel, die in ernster Selbstbesinnung seinen idealen Gehalt zu erfassen suchen, dieselbe feste Grundlage: die Thatsache des Gewissens. Sie ist die Basis auf der wir stehen, der feste Punkt, von dem aus wir die Welt der Materie aus den Angeln heben können. Sie stellt uns alle, die wir Menschen sind, auf gemeinsamen Boden; sie stellt uns als ein Andersgeartetes der ganzen übrigen organischen und anorganischen Welt gegenüber. Sie bildet den tiefsten Grund aller philosophischen und sozialen Wissenschaft wie aller Religionen; denn sie empfand das naive, durch keine Spekulation verwirrte Volksgefühl als das göttliche Moment im Menschen, als die Stimme Gottes."

Ich lasse dahingestellt, ob es darauf ankommt, die „Welt der Materie aus den Angeln zu heben", und ob das Gewissen etwas spezifisch Menschliches ist. Ich möchte nur sagen, daß meine Ethik das Gewissen nicht zu verherrlichen, jedenfalls nicht als die höchste sittliche Kraft zu betrachten vermag, vielmehr eine bestimmte „Gewissenlosigkeit" anzubahnen sucht. Denn ich betrachte das Gewissen als eine Unterjochung des Menschen durch staatliche, priesterliche und pädagogische Autoritäten. Diese haben unter Bestrafungen und Belohnungen, Tadelworten und Lobsprüchen, Bedrohungen und Anlockungen, unter Anwendung des brutalen Wortes „Du sollst", dem Fühlen und Denken ein Gepräge gegeben, wie es ihrem Interesse oder dem Interesse ihrer Herrschaften entspricht. Das Gewissen ist jedenfalls vielfach eine geistige Kette zu Gunsten der Herrschaft, ein Hindernis der Freiheit, ein Hemmschuh der gesellschaftlichen Fortentwickelung, ein reaktionäres Prinzip. Eine tiefe Wahrheit, wenn auch in der Form humoristischer Uebertreibung, spricht der Wilderer in Ludwigs „Erbförster" aus, wenn er meint: „Dem Volk haben sie von Himmel und Hölle weiß gemacht, damit der gnädige Herr seine Hasen allein behalten sollte. Den armen Leuten haben sie von Kind an ein Gewissen eingetrichtert, damit sie sich's gefallen lassen sollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden lebten."

Allerdings giebt es auch ein von freiheitlichen Tendenzen geprägtes Gewissen. Dies aber hat die allgemeinen formalen Fehler des Gewissens und jeglichen Pflichtgefühls. Ich will die wichtigsten dieser formalen Fehler hier aufzählen. Die Prägung des Gewissens durch das brutale, autoritäre „Du sollst" hat die Tendenz, das Vernunftleben des Zöglings zu verkrüppeln; denn wie Gründe die Lebensluft der Vernunft sind, so wirkt die Grundlosigkeit vergiftend auf sie ein. Dies Uebel potenziert sich noch dadurch, daß aus einem Zögling der Autorität gewöhnlich ein autoritärer Pädagoge wird. Weil nun das Gewissen nicht durch Vernunftgründe, sondern durch Autorität gebildet wurde, hat es einen dogmatischen Charakter und wirkt in ähnlicher Weise verwüstend, wie das religiöse Dogma. Es hemmt den moralischen Fortschritt; es hindert die Verfeinerung der sittlichen Vernunft, indem das subtile moralische Problem des Einzelfalles in plumper Weise dem allgemeinen Dogma unterworfen wird; als z. B. Frau Alving in Ibsens Drama „Gespenster" ihrem Sohne den übeln Lebenswandel seines Vaters verschwieg, wurde sie beherrscht von dem moralischen Dogma, daß Kinder vor den Eltern partout Respekt haben müssen; die Lebenserfahrung aber bringt Frau Alving dahin, in diesem Dogma ein „Gespenst" zu sehen.

Der autoritäre, dogmatische Moralist bekommt leicht einen Pfaffencharakter. Er drängt sich mit seinen moralischen Forderungen in alles und möchte herrschen und bevormunden. Der „starke, eifrige Gott, der die Sünden heimsucht", waltet in ihm, nicht aber der Geist liebevoller Verständigung, der da spricht: alles begreifen heißt alles entschuldigen. So erhält der Gewissensmoralist leicht ein unangenehm strenges, abstoßend finsteres Wesen, einen Inquisitorencharakter. Ja mir scheint, die Verwüstungen, welche die moralische Inquisition angerichtet hat, sind ein Pendant zu den Verfolgungen religiöser Ketzer. Und wie der Pfaffe, so wird auch der Gewissensmoralist gar leicht einseitig bis zur Beschränktheit, indem er jede That mit seinen öden langweiligen Moraldogmen mißt. Er untersucht z. B., ob ein Kunstwerk seinen sittlichen Forderungen entspricht, — so wie mancher Theologe zuerst die Frage aufwirft: Ist dieser Mensch auch ein guter Christ, der fleißig zur Kirche geht? Indem endlich der autoritäre Moralist die freien Neigungen der Zöglinge vergewaltigt, treibt er sie häufig zur Unnatur, Krankheit, ja zur Gemeingefährlichkeit. So sehen wir in Zolas Tragödie „Therese Raquin", wie zwei Menschen, die in düsterer, dumpfiger Pflichtenatmosphäre leben, zum Morde greifen, um sich aus der Vergewaltigung ihrer Neigungen zu erretten. Und die „Gespenster" lassen den Hauptmann Alving in Ausschweifung verfallen, weil er keine Ableitung für seine Lebensfreudigkeit findet in einer trüben Welt, die stets von Pflichten redet. Diese Erfahrung bestärkt Frau Alving in ihrer freiheitlichen Lebensauffassung, welche in „Gesetz und Ordnung" auch auf moralischem Gebiete unheilvolle Gespenster erblickt. Endlich möchte ich noch andeuten, daß die Moral des „Du sollst" die Tendenz hat, uns von der moralischen Hygiene, vom socialen Moralisieren abzuhalten, indem sie nämlich die Vorstellung der persönlichen Schuld in den Vordergrund rückt, wo im wesentlichen gesellschaftliche Verhältnisse und Einrichtungen die Schuld tragen. O daß doch der Moralist tagtäglich folgende Verse Julius Harts in sein gestrenges Herz hineinsprechen möchte:

„. . . Nicht wehe den Gerichteten! Ich sage:
Wehe den Richtern! Weh allen, die das Schwert
Ausstrecken und des Rechtes schwere Wage
In schwachen Menschenhänden führen; es zehrt
An Aller Mark der Sünde flammend Feuer.
Ein Jeder ist verschuldet jeder That,
Und trägt auf seiner Seele ungeheuer,
Was jeder je an Schuld und Frevel that.
Ihr stoßt den Einen tief hinab in Nacht,
Den Andern hebt Ihr empor zum Licht;
Lehrt Ihr die Blinden, was sie sehend macht?
Und trocknet Ihr der Weinenden Gesicht? . . ."

Mein Streben nach einer bestimmten „Gewissenlosigkeit" wird das Gros der Moralisten verblüffen und zu der Frage veranlassen, wie denn eine menschliche Gesellschaft und Kultur ohne Gewissen möglich sei. Ich erwidre, daß Eigennutz und die sympathischen Gefühle des Mitgefühls, der Liebe und Freundschaft in Verbindung mit den Ergebnissen der Vernunft, der Lebenserfahrung, der Wissenschaft mir vollkommen auszureichen scheinen, um mindestens alle Zwecke der autoritären Sittengesetze, ja noch höhere Zwecke, zu erreichen, und zwar mit den reinsten Mitteln, nämlich durch Freiwilligkeit und Vernunft, nicht aber durch Knechtschaft und brutale Autorität.

Möge die ethische Bewegung sich diesen und anderen modernen Gesichtspunkten mehr hingeben, und vom Geiste des moralischen Skeptizismus und der Neuerung mehr erfüllen lassen, als es in dem vorliegenden Schriftchen hervortritt, wo eben der „kategorische Imperativ“ und andere mumifizierte Gelehrsamkeiten alter Schule noch allzusehr kultiviert werden! Auch in dieser Hinsicht würde ein ungenierter Anschluß an das arbeitende Volk heilsam wirken.

Die Zukunft des Occultismus.*)

Von

Hanns von Gumppenberg.

Selten noch hat die deutsche Kulturentwickelung eine so neugierige Zeit gehabt wie die gegenwärtige. Allenthalben, auf allen Gebieten geistiger Bewegung fragt man: Was soll das werden? Was wird kommen? Was oder wer wird das Netz von gordischen Knoten zerhauen, in welches das neunzehnte Jahrhundert uns verstrickt hat?

Wenn die geistig bedeutsamsten unserer Blätter und Zeitschriften solchen Zukunftsfragen neuerdings ein besonders lebhaftes Interesse zuwandten, folgten sie damit lediglich der vorwiegendsten Stimmung und Neigung des Tages. Ein beinahe noch feineres Verständnis für die entscheidenden Momente der Gegenwart hat aber die „Freie Bühne“ gezeigt, indem sie ihre letzten Nummern vorzugsweise den verschiedenen Versuchen widmete, eine neue Weltanschauung aufzubauen.

Denn das ist jedem schärfer Beobachtenden und tiefer Denkenden längst klar, daß jener allgemein erwartete und ersehnte „Retter“ der Zeit und Emporführer einer neuen geistigen und kulturellen Blüte erst eine neue Weltanschauung braucht: eine neue Anschauung insbesondere von dem Sinn und Zweck des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft. Dem durch die Naturwissenschaft vermittelten konsequenten Materialismus fehlt alle positivgestaltende kulturelle Kraft: das hat er schon oft zur Genüge bewiesen, in Leben, Kunst und Litteratur. Er hat wohl manche schädlichen Vorurteile hin-

*) Die „Freie Bühne“ hat zu wiederholten Malen mehr oder minder scharfen Verurteilungen der modernen occultistischen Bewegung Raum gegeben. Wir selbst haben wohl unsere Stellungnahme in der Sache mehrfach scharf genug präzisiert. Wenn mit dem nachfolgenden Aufsatz ein bekannter (grade in der „Freien Bühne“ schon einmal energisch angegriffener) Vertreter der Bewegung selbst das Wort erhält, so geschieht es in der Ueberzeugung, — die grade bei dieser Gelegenheit noch einmal ganz fest ausgesprochen sei, — daß die „Freie Bühne“ ein freier Kampfplatz sein soll für Debatten über alles, was die Entwickelung der Zeit berührt — möge es sich nun, was im Einzelnen oft nur sehr individuell zu entscheiden ist, dabei um die wirklichen Zukunftsbewegungen handeln oder nur um solche, in denen bloß ein mehr oder minder problematischer Glaube lebt, daß mit ihnen die Zukunft sei. Die Red.

weggefegt — bei dieser nur negativen Wirkung ist er aber stehen geblieben. *Gestaltend* vermochte er immer nur da zu wirken, wo er *verfälscht* wurde: wo ihn wollüstig in sinnlicher Gewöhnlichkeit oder im Pessimismus schwelgende Naturen *romantisch* auffaßten und mit den Fratzen einer kranken Phantasie bemalten. Aber die Zeit der eitel sich selbst bespiegelnden materialistischen Pose ist vorüber, man ist zu ernst dazu geworden: und wenn jemals, so präsentiert sich heute die materialistische Weltanschauung in dürrster, nüchternster Unfruchtbarkeit.

Andererseits ist man natürlich auch zu ernst geworden und hat zu großen Respekt vor der Wahrheit bekommen, als daß man die offenkundigen Märchen der kirchlichen Dogmen oder irgend eines der bisher von persönlich-willkürlicher Phantasterei entworfenen metaphysisch-moralischen Weltbilder noch irgendwie ernst nehmen könnte.

Niemals aber hat die Menschheit eine Blütezeit gehabt ohne eine große positive Ueberzeugung. Und darum wird die Bewegung oder der einzelne Mann, welcher das fatale Knotennetz zerschellen soll, wenn nicht der Begründer einer neuen überzeugungs- und gestaltungskräftigen Weltauffassung, so doch jedenfalls deren erster geistiger Verfechter von Bedeutung sein müssen.

Die Frage nach einem neuen Aufschwung, nach einer Reformation unseres Lebens und unserer Kunst ist also nicht die nächste und brennendste der Gegenwart: vielmehr die Frage nach der Vorbedingung derselben — nach einer neuen positiven und gestaltungskräftigen Weltanschauung.

Ist es nun ein bedeutungsloser Zufall, daß man sich in letzter Zeit so eifrig und von so verschiedener Seite mit dem Occultismus beschäftigt hat? Keineswegs: dieses besondere Interesse hängt innig mit dem erörterten gegenwärtigen Stand der Dinge zusammen. Der Occultismus in seiner verjüngten, von allem phantastischen Aufputz des Mittelalters wie von der romantischen Sentimentalität der Justinus Kerner-Zeit befreiten Gestalt ist in der That die einzige moderne Geistesbewegung, welche wenigstens die Erwartung erweckt hat, eine dem Bedürfnis der Zeit entsprechende positive und formgebende neue Weltanschauung bieten zu können.

Daß der Occultismus bei unseren Zeitgenossen diese Erwartung wirklich erweckt hat und noch erweckt, ist keine Frage mehr. Der Occultismus stellt sich gegenwärtig nicht mehr als ein Ueberrest, eine Reminiscenz aus der abergläubischen „guten alten Zeit" dar, auch nicht etwa als ein Notbehelf, zu welchem weichliche Gemüter und verschwommene Köpfe in der Verwirrung einer noch überzeugungslosen Uebergangszeit aus Schwäche griffen, sondern als eine mächtige, von Jahr zu Jahr anwachsende und durchaus ernst zu nehmende Geistesbewegung, ein echtbürtiges Kind unserer natürlich-organischen Kulturentwicklung, welches die Dunkelheit des Welträtsels mit ebenso klaren und scharfen Augen zu durchdringen sucht wie die materialistische Naturwissenschaft. Wer diese einzige metaphysische Bewegung unserer Zeit jetzt noch offiziell kurzweg als lächerlichen Blödheit einzelner leichtgläubiger Narren und als das Werk eines groben Schwindels hinstellt, der mag wohl von einigen Charlatans und Betrügern gehört oder sie selbst mit „entlarvt" haben, die wie früher auch heutzutage in Wunderthäterei und Geisterbeschwörung machen: er hat aber einfach keine Kenntnis von der Ausdehnung und dem eigentümlichen Charakter, welche der Occultismus neuerdings angenommen hat. Dieser Charakter ist auf's Haar der eines neuen Schrittes in der geistigen Gesamtentwickelung der Menschheit, einer *kulturgeschichtlichen Bewegung*, und zwar derjenigen kulturgeschichtlichen

Bewegung, welcher, da sie die jüngste ist, unsere nächste Zukunft gehört. Einige Hinweise genügen, um unsere Behauptung zu rechtfertigen. Es giebt schon jetzt kaum einen bedeutenderen Menschen mehr, der es nicht der Mühe wert hielte, zu den occultistischen Theorieen irgendwie ernsthafte Stellung zu nehmen, sich persönlich eine Meinung darüber zu verschaffen. Der Hauptgrund dieser Teilnahme liegt in der Unzufriedenheit mit den wenigstens für die Erklärung der Menschennatur kläglich unzulänglichen materialistischen Theorieen und in der Sehnsucht unserer Zeit nach einer glaubhafteren und befriedigenderen Erklärung des Weltzusammenhangs. Sehnsucht ist aber im Leben des Einzelnen wie im Lebensstrom der Masse immer der Beweis bereits vorhandener oder herannahender Fähigkeiten und Möglichkeiten, das Ersehnte wirklich zu erreichen. Die Menschheit reift gegenwärtig offenbar dem Verständnis einer neuen metaphysischen Weltauffassung entgegen. Was jene zurückhält, welche sich den behaupteten occultistischen Thatsachen heute noch prinzipiell und ohne selbständige Prüfung verneinend gegenüberstellen, sind leicht zu durchschauende Motive der Schwäche und der egoistischen Unehrlichkeit, welche als solche die kulturgeschichtliche Bedeutung des modernen Occultismus nicht in Frage stellen: nervös-ängstliche Veranlassung — philiströs-materialistische Versumpftheit — Eitelkeit und Verlustbesorgnisse materialistischer Schulgelehrten u. dgl. Dagegen sind alle jene Männer der exakten Wissenschaft, welche bisher selbstlosen Mut und Wahrheitsliebe genug besaßen, um den occultistischen Phänomenen ernst- und gewissenhaft prüfend näher zu treten, zur Ueberzeugung der Realität jener eigentümlichen Erscheinungen gelangt, wenn sie nicht gar in kurzer Zeit Vorkämpfer des Occultismus wurden, wie Professor Zöllner und der englische Naturforscher Crookes. Und die ernsten spiritistischen Familienzirkel haben, nachdem sie in Amerika und England längst beinahe die Bedeutung einer neuen Religion gewonnen, jetzt auch in Deutschland ganz im stillen eine Ausbreitung erreicht, von welcher die uneingeweihte Oeffentlichkeit sich gar nichts träumen läßt.

Eine jede kulturgeschichtliche Bewegung dient nun einem bestimmten Zwecke, erfüllt einen bestimmten Zweck. Wenn der Skepticismus unserer Zeit die Absichtlichkeit in den Entwickelungserscheinungen geleugnet hat, so war dies doch weit mehr ein Streit um den Namen als um das Wesen. Auch der Materialist wird nicht bestreiten, daß der Same einer Pflanze die Aufgabe, den Zweck hat, eine neue Pflanze zu erzeugen: sobald er sich über das kleine Vorurteil hinwegsetzt, daß die Ausdrücke „Aufgabe, Zweck“ exakt genommen zu sehr an bewußte Willensthätigkeit im menschlichen Sinne erinnern. Denn daß die Bildung des Samens nicht den Interessen der Mutterpflanze dient, sondern im Interesse, zum „Zwecke“ der Ermöglichung einer zu bildenden neuen Pflanze erfolgt, ist naturwissenschaftlich klar. Mit der nie angezweifelten Kausal-Verkettung der Naturerscheinungen ist auch eine Eigenschaft derselben anerkannt, welche wir in symbolisch-menschlicher Sprache „Zweckmäßigkeit“ nennen können.

Ganz ebenso wie eine Pflanze wächst, blüht, Früchte reift und neuen Pflanzen das Dasein giebt: ganz nach demselben Prinzip der Kausalität und deshalb der Zweckmäßigkeit entwickelt sich das geistige Wachstum der Menschheit — die menschliche Kulturgeschichte — als ein Teil des Naturganzen. Und darum strebt auch eine jede kulturgeschichtliche Bewegung einem bestimmten, festen Ziele zu, hat einen bestimmten Zweck zu erfüllen. Frägt man also nach der Zukunft einer kulturgeschichtlichen Bewegung, so braucht man sich nur den Zweck klar zu legen, welchen die betreffende Bewegung zu erfüllen haben kann:

das Ziel, welches sie zu erreichen und die Bedingungen, unter welchen sie eine ändernde Einwirkung auf die Gesamtentwicklung auszuüben vermag.

Alexander Lauenstein hat im Juniheft der „Freien Bühne" anknüpfend an spiritistische Veröffentlichungen statistischer Natur, welche gegenwärtig in England von sich reden machen, die halb ironische Frage aufgeworfen, ob der Occultismus sich auf dem Wege zur Wissenschaft befinde? Mit dieser Frage hat der Verfasser, wenn man „Wissenschaft" im Sinnklange der modernen materialistischen Naturwissenschaft hört, ohne es zu denken, einen sehr wunden Punkt des zeitgenössischen Occultismus getroffen. Denn der Fachspiritismus, System Zöllner und Du Prel, hat mit seiner Annahme leibhaftig-wirklicher „Materialisationen", einer „vierten Raumdimension" und vieler neuer den bisher beobachteten Gesetzen der Materie widersprechender materieller Erscheinungen thatsächlich eine Richtung genommen, welche ihn der materialistischen Naturwissenschaft geradewegs in die Arme führen müßte — wenn man sie für die seine Zukunft eigentlich bestimmende Marschrichtung, für mehr als eine nur vorübergehende Schwenkung nach der Seite ansehen könnte.

Das kann man aber nicht. Denn wie wir oben ausführten, muß die occultistische Bewegung, nachdem sie schon seit geraumer Zeit eine ernst zu nehmende kulturgeschichtliche Entwickelungsbewegung geworden ist, einem bestimmten Zwecke dienen. Könnte sie aber einen solchen Zweck erfüllen, wenn sie, die Gegnerin der materialistischen Wissenschaft (d. h. nur insofern diese alle Erscheinungen für ihre Erklärungsweise beanspruchte!), reumütig und beschämt in die Arme der materialistischen Naturwissenschaft zurückkehren würde? Sie ward geboren und aufgesäugt gerade von einer dem Materialismus schroff entgegengesetzten Empfindung und Sehnsucht und von einem diagonal entgegengesetzten Gedankengange. Dieser Gegensatz ist ihre Lebensbedingung, in der Geltendmachung dieses Gegengewichts gegen die rein-stoffliche Weltauffassung liegt ihr einziger Lebenszweck, ihr unverrückbares Ziel, welches sie nach den ausgeführten Gründen in nächster Zeit erreichen muß.

Wir behaupten deshalb: der gegenwärtige materialistisch gefärbte Occultismus hat in dieser verfälschenden Einkleidung gar keine Zukunft, stellt nur eine durch die materialistische Durchtränkung unserer Zeit sehr begreifliche Jugendverirrung der großen neuen methaphysischen Kulturbewegung dar. Wohl aber hat sein geistiger Kern eine Zukunft — sobald er sich von den Schlacken stofflicher Auffassung gereinigt hat.

Welches wird aber dann die Zukunft der occultistischen Bewegung sein? Sie wird, ohne die Errungenschaften der materialistischen Wissenschaft, soweit sie sich auf die Erforschung des Rein-Stofflichen beziehen, irgend anzugreifen, der Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts eine von diesen Errungenschaften unabhängige neue methaphysische Ueberzeugung geben: eine Ueberzeugung, welche sie der einen Seite ihres Wesens nach von der Tierwelt wieder ebenso weit entfernen wird, als die andere Seite durch die materialistische Wissenschaft der Tierwelt nahe gerückt wurde. Diese neuentdeckte Welt, an welcher der Mensch seinem Wesen nach Teil hat, wird aber im Gegensatze zu früheren Religionen oder metaphysischen Anschauungen rein-geistig sein, vollkommen von allem Materiellen abstrahieren; sie wird dem Gebiete desjenigen, was man früher „abstrakt" nannte und als bloße „Idee" für real wesenlos hielt, den Charakter voller Realität erobern: einer Realität, welche den Wirklichkeitsgrad der durch die Naturwissenschaft erforschten stofflichen Erscheinungswelt

mindeſtens erreicht: in Intenſität des Seins, Wirkungsfähigkeit, lebendiger Bethätigung.

Welches Volk der Erde wird die neue occultiſtiſche Bewegung zu dieſem endgiltigen Siege führen? Höchſt wahrſcheinlich ein germaniſches, wie ſie auch in germaniſchen Völkern — in Amerika und England — entſtanden iſt. Möge ein Wort Ola Hanſſons*) unſere Betrachtung ſchließen: „Der Antimaterialismus in der Wiſſenſchaft und der Antimaterialismus in der Dichtung ſind beide nichts anderes als die kleinen weißen Schaumkämme auf derſelben vorwärts rollenden Rieſenwoge — zwei nahe verwandte Aeußerungen des Zeitgeiſtes, der jetzt, gegen das zwanzigſte Jahrhundert hin, ſich zum Kampf gegen den ihm in allem entgegengeſetzten Geiſt erhebt, der gerade vor hundert Jahren ſich zum Herrn über die Menſchen machte: ein Zeitgeiſt, der übrigens in ſeinem Urſprung und Weſen ebenſo deutſch zu ſein ſcheint, wie der andere franzöſiſch war.“

*) Ola Hanſſon: „Der Materialismus in der Litteratur“, pag. 6.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Unsere Zeit soll keinen Humor haben! Das ist eine schwarzgallige Verleumdung. Wilhelm Busch hat zwar aufgehört zu dichten, — er durfte sich hinter seinen Bienenstöcken in der Lüneburger Haide zur Ruhe setzen mit mit dem wohlverdienten Altersrecht des treuen Humordichters aus bewußter Kraft. Dafür treten aber in immer wachsender Menge, je mehr der Ring des Jahrhunderts sich verengt, die unfreiwilligen Humoristen in den Riß. Sie müssen für den Spaß sorgen, es bleibt ihnen gar nichts übrig, — so oft sie den Mund nur aufthun, geht eine Welle der Wohligkeit und Belustigung durch die Welt. Mögen sie als Religionsstifter Heuschrecken essen und in Kamelshaaren antreten, den Heiligenschein auf dem Kopf: umsonst, der Hanswurst läßt sich nicht verleugnen. Sie mögen Geister beschwören, Novellen schreiben, die soziale Frage lösen: es hilft nichts. So sind sie in Wahrheit edle Märtyrer unserer Zeit, die man mitten im Lachen hoch verehren muß um ihres sittlichen Werkes willen. Denn unsere Zeit braucht den Humor. Zumal jetzt, bei anrückender Cholera, wollen wir nicht verfehlen, dem verehrten Leser das Neueste und Verdienstlichste aus jener Litteratur der braven „Unfreiwilligen" angelegentlichst zu empfehlen. Professor Jäger behauptet ja, daß die Unlust-Stoffe, im Körper angesammelt, das schlimmste Lockmittel der Seuche seien. Füllen wir uns also mit Lust-Stoffen in so bedrängter Stunde! In erster Linie ist da allen Magenbittern vorzuziehen: „Goethe als Kabbalist in der Faust-Tragödie" von F. A. Louvier. (Berlin, Bibliographisches Bureau.) So gut hat's der arme Mensch nicht alle Tage, daß ihm solche Bücher geschenkt werden, zumal seit unser bewußter Goethe-Humorist, der treffliche Vischer, gestorben ist und nun die ganze Arbeit den Unfreiwilligen zufällt. Aber Goethe ist nun einmal in allem der Größte, — selbst in der Größe des Unsinns, der über ihn geschrieben wird.

Das letzte Mal wirklich gut amüsiert hatte ich mich in des braven Düntzers neuen Beiträgen „Zur Goetheforschung" von 1891, teils über ihn, teils neben ihm, — maßen dessen nämlich eine stattliche Zahl seiner Gegner eigentlich doch nur Ableger von ihm selber sind: z. B. Herr Kögel, der nachweist, daß in der ursprünglichen Fassung des Spaziergangs im Faust nicht an Ostern gedacht sein könne, weil man sich dann noch nicht im Freien auf einen Stein setze, — wohingegen Herr Düntzer dafür plaidiert, daß an einem warmen Nachmittage dieses doch wohl denkbar sei, — ein Diskurs, bei dem man unwillkürlich die biederen Faust-erklärer zur sicheren Entscheidung in Corpore und mit Schlafrock und Zipfelmütze vors Thor ziehen sieht, um durch probeweises Sitzen auf Steinen die bedeutende Frage zu lösen, selbst auf Kosten eines Schnupfens. Aber alle diese hübschen Sächelchen sind doch im Grunde nur kleine Embryonen gegen das ausgewachsene Mammut, das Louvier uns jetzt zur höheren Faust-Belustigung auf den Markt gestellt hat — so etwas ist überhaupt noch nicht dagewesen. Louvier, rühmlich bekannt durch ein früheres, noch nicht ganz so kühnes Buch über den Faust, hat entdeckt, „daß Goethe in seinem Faustwerke kabbalistischer Hilfsmittel sich bedient hat, um die Geheimnisse der Dichtung zu offenbaren." Auf „historisch-kabbalistischem" Wege weist der Entdecker nach, „daß der Faust ein sogenanntes Geheimbuch ist; daß die Figur des Faust selber — den Verstand im Menschen darstellt; das Mephistopheles der Erebos (die Finsternis) ist; daß unter dem Kaiser im Anfang des zweiten Teiles der berühmte Verleger Philipp Erasmus Reich in Leipzig verstanden ist; daß unter dem Adler in der Schlachtszene — Adelung sich verbirgt; daß als Euphorion im Faust kulturgeschichtlich die Aëronautik bezeichnet ist; daß Joachim Heinrich Campe allemal der Greif genannt wird im Faust; daß Valentin den gesunden

Menschenverstand darstellt; daß die Mütter im Faust die Formen sind, d. h. ein Kantsches Nichts; daß Helena historisch erklärt — die Kunst; daß Homunkulus die Idee des Faustwerkes bezeichnet; ferner daß die Hexe in der Hexenküche die jüdische Exegese und das Irrlicht auf dem Blocksberge die jüdische Temurah bezeichnet; endlich daß Goethe die von ihm gebrauchten kabbalistischen Hilfsmittel im Faust selber symbolisiert hat, und zwar in einem Akt, in ununterbrochener Reihenfolge." Also Faust ist ein „Geheimbuch," nämlich „eine Schrift, die von Anfang bis Ende auf Täuschung des flüchtigen Lesers berechnet ist." Geh in Dich, armer Faustleser, — arme Goethegemeinde, die Du seit vielen, vielen Jahrzehnten so schmählich an der Nase herumgeführt worden bist! Die Waffen Herrn Louviers wirst Du nicht bezwingen können! Wie enträtselt man kabbalistische Dokumente? Nichts leichter als das. Ein Hauptsatz vor allem: „Lies nicht, wie es geschrieben steht." Beachte ferner: „Die Schriftstellen sind oft nicht an ihrem Platz; umstelle und ändere die Wortfolge eines Verses; man nehme ein Wort, einen Buchstaben weg und füge ihn zu einem anderen Wort; man berechne den Zahlenwert der Buchstaben eines Wortes; man vertausche die Aufeinanderfolge der Sätze" u. s. f. Noch ein wichtiges: man übersetze ein dunkles Wort in fremde Sprachen, ins Griechische, Hebräische, — man achte auf rätselhafte Punkte in den ersten authentischen Drucken. Zum Beweis des Einzigartigen, was herauskommt, wähle ich die Exegese der „Zueignung." Giebt es ein oberflächlich „unmystisches" Stück im ganzen Faust, so ist es sicher dieses. Thoren Ihr, die Ihr in diese Falle gingt! Eine „viersilbige Charade" ist diese Zueignung in Wahrheit. Thut also ab von Euch alle profan-poetischen Gedanken. Versetzt Euch in die Stimmung der alten Großmama, die ihre sieben wöchentlichen Mußetage mit der Lektüre des Journal-Lesezirkels ausfüllt und neben pflichtgetreuer Absolvierung sämtlicher Fortsetzungen Samarowscher und Balduin Möllhausenscher Romane auch noch alle Rösselsprünge, Bilderrebusse und versifizierten Charaden im Schweiße ihres Angesichts zu lösen sich befleißigt. Die Kabbala ist eine hebräische Wissenschaft. So setzt denn gleich die erste Zeile: „Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten" mit einem Hinweis auf die hebräischen Buchstaben ein. Sie „schwanken," denn sie werden von den Kabbalisten bald als Ziffern und bald als Buchstaben betrachtet. „Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert" unter dem Andrang der alten Zeichen: vielleicht muß durch Verstellung der Buchstaben gelesen werden „judenlich" d. h. hebräisch. „Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage" geht darauf, daß die hebräischen Buchstaben im jüdischen Kalender auf alle Tage verteilt sind und jeder Festtag seinen Buchstaben hat. „Gleich einer alten halbverklungenen Sage kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf": mit den hebräischen Buchstaben nämlich. „Denn die „Sage", lehrt Louvier, „ist in der Goetheschen Faustsprache als „Aussprache" zu fassen. Nun aber giebt es im Hebräischen solche Wörter, deren Aussprache nicht festzustellen ist wegen der fehlenden Vokale und trotz aller Masoreten (Vokal-Punkt-Setzer). Die erwähnten „halbverklungenen", heute unaussprechlichen hebräischen Worte sind: Die Namen Jehovah und das Geschlechtsregister der Juden. Nun aber ist, nach biblischer Redeweise, grade Jehovah „die erste Liebe", denn „Du sollst Gott über Alles lieben", und das Geschlechtsregister enthält nach der Bibelsprache: Die „Freundschaft"; mit Goethe zu reden: „Erste Lieb und Freundschaft." Man schlägt sich wirklich vor den Kopf, wie einfach, wie selbstverständlich das alles ist! „Der Schmerz wird neu", ist im Sinne einer Identifikation von den Worten „Schmerz" und „Neu" zu fassen: beide werden im Hebräischen „Zar" gesprochen. „Die Guten, die, um schöne Stunden vom Glück getäuscht, vor mir dahin geschwunden" sind einfach die „Juden", die vom „Glück" getäuscht sind, weil es nämlich im Hebräischen kein Wort für „Glück" giebt. Bei dem Vers „Verklungen ach! der erste Wiederklang" ist „Ach" selber das „Verklungene", nämlich das hebräische Aleph (A), das etwa wie ach gesprochen wird. Man sieht, es öffnet sich einfach eine neue Welt und die Menschheit darf sich „ins Fäustchen" lachen, daß sie endlich so weit ist. Die Erklärungen weiter noch im Detail zu verfolgen, mangelt mir bloß leider der Raum. Allenthalben liegen aber auch die Fallen, die der infame Altmeister gestellt, offen genug, sobald nur einmal die Methode gegeben ist, zu Tage. Wenn z. B. gelegentlich im zweiten Teil in einem Moment höchster Erregung der Astrolog ruft „Im Nu!", so muß dieses „Nu" eine tiefste Deutung gradezu herausfordern. Denn, sagt Louvier, das „Nu" in seiner gewöhnlichen Bedeutung würde „im Deutschen gradezu unkorrekt" und „unzulässig" sein, „es sei denn, daß Goethe Plattdeutsch reden wollte!!" (Die zwei Ausrufungszeichen setzt Herr Louvier selbst, nur Böswillige könnten sie hinter die ganze Stelle gerückt wünschen!) In Wahrheit ist „Nu" zunächst französisch zu fassen = nous, und Nous ist dann griechisch „der Verstand" = Dr. Faust. Die im Text gleich hinterher angeordnete „Explosion" (für die Louvier

auf dem Theater keinerlei Veranlassung finden kann) wird vermutungsweise als „das plötzliche Hereinbrechen der Erkenntnis, daß Dr. Faust nichts anderes als den Verstand darstelle", gedeutet. Hoffentlich entdeckt nächstens nicht ein noch feinerer Enträtseler, daß Goethe auch Medium und hellsehend war. Er könnte sonst am Ende gar mit dieser Stelle auf Herrn Louvier selbst prophetisch hingedeutet haben, und weniger einsichtige Kommentatoren verfielen leicht dann in einigermaßen peinliche Vermutungen darüber, wie die „Explosion des Nous d. h. des Verstandes" speziell auf die Person Louviers zu beziehen wäre. Es ist eben ein gefährliches Spiel mit dieser Kabbala. Gott weiß, was da noch alles aus Goethe zu Tage kommen wird. Den prüden Seelen vor allem rate ich, auf der Hut zu sein. Hat ihnen das Goethe-Archiv schon manche schlaflose Nacht bereitet, so droht nunmehr neue satanische Bosheit. Helena ist nach Louvier-Goethe gleich Kunst. Kunst heißt lateinisch Ars. Modelt man dieses Uebersetzungswort aber nun noch weiter ein bischen kabbalistisch, so kommt unschwer gar noch Arsch heraus, Helena — Arsch, eine wahrhaft bedrohliche Conjektur, die Herr Louvier gleichwohl zur Enträtselung einer Mephistorede im zweiten Teil für durchaus angemessen hält ....

Der Leser verzeiht mir, wenn ich vor dieser schwindelnden Höhe scharfsinniger Goethologie mein schwaches Referat abbreche. Viel Schönes enthält das Buch noch und das Rössel des Hexenmeisters springt, daß es eine wahre Freude ist. Aber ich bescheide mich vor der Fülle. Andere Kritiker mögen einer so epochemachenden Arbeit gerechter werden. Ich spreche resigniert mit dem alten Schulmeister der „Fliegenden Blätter": „Es muß mal wieder ein Lessing kommen ... ach, wenn ich nur die Zeit hätte!"

* * *

„Den Fisch hat er heraus, sich selbst aber nicht." Das steht auf irgend einem alten Bilderbogen als Erläuterung des tragischen Falls, daß ein Angler im selben Moment, da er mit kühnem Ruck einen Riesenhecht an der Angelschnur emporschnellt, rücklings über Bord verschwindet. Das tiefsinnige Wort wollte mir nicht aus dem Sinn, so lange ich ein dickleibiges, schön gelb geheftetes Buch des Münchener Privatdozenten der Philosophie Hans Schmidkunz: „Psychologie der Suggestion" wälzte. Und als ich das Buch bis zur S. 403, wo das Sachregister anfängt, gewissenhaft durchstudiert, fiel mir noch eine zweite Geschichte vom Fisch ein, die allerdings weniger ästhetisch ist als die erste. Ein Mann, der lange gehungert, ist zu einem Festessen geladen. Zuerst erscheint ein Fisch, nicht ganz frisch, aber höchst pikant zubereitet. Eigentlich hat er sich hier schon satt gegessen. Aber da trägt man Gang um Gang auf und von allem muß er essen. Schließlich wirds ihm dann folgerichtig nach physiologischen Gesetzen unwohl, und er wirft alles Glück in seiner Herzensnot in stillem Winkel wieder von sich, — in umgekehrter Reihenfolge vom Dessert an, — bis er endlich beseligt aufatmet: „Gott sei gelobt, ich bin wieder beim Fisch!" Den großen Hecht der Suggestionslehre hat Schmidkunz „heraus"..... er selbst aber liegt tief unten in der urältesten, trübwässerigsten Metaphysik. Und von der Metaphysik mit all ihren alten klapperdürren Seelengespenstern ist er ausgegangen, hat alle Schüsseln der Moderne durchgenascht, bis es ihm endlich viel zu viel geworden und die Brocken mühsam wieder losgewürgt waren ..... fröhlich aufatmend spricht auch er „Gelobt, — ich bin wieder beim Fisch!" Das Buch ist ungemein charakteristisch für den Geist philosophischer Bestrebungen unserer Zeit. Es beschreibt einen der weitesten Kreise, die für uns denkbar sind, um Resultate zu erhalten, wie sie winziger und konventioneller überhaupt nicht denkbar sind. Schmidkunz ist der Ansicht, der „Hypnotismus" sei zwar „in die medizinischen Wissenschaften und ins Feuilleton gedrungen, aber fast noch garnicht in die Philosophie". Und doch gehöre er zunächst dahin, „vor allem in die Psychologie". „Was etwa die Lehre vom Magnetismus für die Physik ist, das wird bald für die Psychologie der Suggestionismus, die Lehre von der Suggestion sein." Freilich gäbe es dabei wohl, meint er, manchen Punkt, wo „der Verfasser über Wissensgebiete spricht, auf denen er nur Laie ist". „Indessen" tröstet er „ist es grade einmal an den Philosophen die ewige Anforderung, daß er Alles wissen solle. Seine Probleme gehen nun schon so weit, und er muß sich eben, so gut als möglich, heute mit der Medizin, morgen mit der Jurisprudenz, dann mit Sprachwissenschaften, Geschichte u. s. w. abfinden. Möge seine Unterstützung dieser Fächer für seine Irrtümer um Nachsicht bitten." Das ist bescheiden, — persönlich bescheiden, ehrlich, liebenswürdig ist überhaupt von der ersten bis zur letzten Zeile das ganze Buch. Aber sachlich steckt darin die alte, verflixte Unbescheidenheit des Philosophen. Wer giebt ihm denn ein Recht, die „Psychologie" für seine Domäne zu halten, wenn er das Material nur „als Laie" beherrscht? Der Zopf, der alte Katheder-zopf, das Famulus-Wagner-Privileg, das sich aus Zeiten herschreibt, wo

es noch gar keine Naturwissenschaft in unserm Sinne gab, wo der Philosoph in der That noch der absolute „Fachmann" war und sich bedankt hätte, als „Laie" ums Wort zu bitten! Nicht minder seltsam wie die Voraussetzung ist das Ziel, zu dem Schmidkunz gelangt oder zu gelangen glaubt. Schon gleich auf einer der ersten Seiten wird davon geredet als einem „Versuch", „eine monistische Seelenlehre, wie sie bereits Aristoteles und Thomas von Aquin erschauten, empirisch zu begründen." Viel später heißt es, daß „unsere suggestionistischen Erfahrungen" in wesentlichstem Punkte zusammenträfen „mit einem großen Strom der bisherigen Psychologie" und daß wir den Mut daraus schöpfen dürften, „für einen ausdrücklichen psychologischen Monismus einzutreten, worin uns Männer wie Carrière vorangehen" (!) „In unserem Seelenleben" hören wir ferner „findet sich, neben anderen Kräften, eine Kraft (eine Fähigkeit, eine Wirksamkeit) des Urteilens". Die Seele hat ihre „Energie". Physische Phänomene haben jedenfalls ihre Energien: „manche Körper (oder alle) üben Anziehungen aus, andere erzeugen andere Körper, und was derartiges mehr ist." „Also" fragt Schmidkunz, „warum sollen psychische Phänomene ihrerseits nicht auch anziehen, schaffen u. s. w." Es giebt einen „nativen Seelenfond". Bei den Seelenphänomenen wirkt ein X, um das wir nicht herumkommen, ein „Untergrund", dessen Produkte ganz besonders „der Wirkenstrieb, der Wille zur Macht u. s. w." darstellen. Und eine letzte „psychologische Folgerung" harrt des Suggestionismus: „Er ist es, und in ihm vor allem der Hypnotismus, der unsere Seele aus einem materialistischen Dienerrang emporhebt zu einer geistigen Selbständigkeit. Diese aber ist erst dann eine vollkommene, wenn wir sie nicht mehr begrenzen durch die Schranken des irdischen Lebens. Der Hypnotismus spricht für die Unsterblichkeit der Seele. Wir werden jedoch das Leben der Seele jenseits des Todes als ein anderes fassen als diesseits: ein freieres, der negetativen und animalischen Funktionen ganz oder größtenteils lediges. Der Vergleich zwischen beiden wird das irdische Leben in einem analogen Anblick erscheinen zu lassen, wie unser schlafendes Leben gegenüber unserem Wachen, also im Sinne eines Schlafes, relativ genommen gegenüber dem vollkommeneren Wachen im Jenseits." (pag. 254.) Diese Proben dürften genügen, um Schmidkunz den Philosophen in seiner Stellung genügend zu charakterisieren. Was die Thatsachensammlung des Buches betrifft, so mag auch hier eine kürzeste Stichprobe die Entscheidung jedem Leser je nach seinem Standpunkt ermöglichen. Die echte Fernwirkung — Beeinflußtwerden eines Menschen über weite Raumentfernungen durch den bloßen „Willen" eines andern, — giebt Schmidkunz rundweg zu, — — nicht auf Grund eigener Erfahrung, sondern weil „die Sache wohl endgiltig entschieden wird, durch die Untersuchungen der Londoner Gesellschaft für psychische Forschung . . ." und die sich daran anschließende Schrift „Telepathie" von Gurney, „einem auch sonst anerkannten Forscher aus dieser Gruppe". Ich gestehe, daß ich sehr wohl begreife, ja für Pflicht halte, daß jemand, der selbst solche Fernwirkung erlebt zu haben glaubt, sie vertritt. Aber was ich nicht mehr fassen kann, ist, wie Jemand, der auch nur einmal einen Schatten kritischer Bildung genossen, noch Gurney als Gewährsmann anführen und sich in einer solchen Grundfrage bei ihm beruhigen kann. Dazu gehört eine Dosis Naivetät, die für mich das ganze dicke Schmidkunzsche Buch wertlos macht. Schmidkunz arbeitet übrigens durchweg aus zweiter Hand, und ein Meister auch nur der Verdeutlichung des Fremden durch plastischen Stil ist er leider nicht grade. An geistvollen Aperçus verschiedenster Art ist bei ihm kein Mangel. Aber was helfen die zum Fortschritt? Gut gemeint und eine ernste, fleißige Arbeit, wie es gewiß ist, kann ich das ganze Werk doch für den wirklichen Pionier auf diesem Gebiet kaum als eine fördernde Vorarbeit bezeichnen. Das lederne Schematisieren des mühselig zusammengelesenen, allenthalben schwankenden Materials macht zum Ueberfluß die Lektüre zu einer fast unerträglichen.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.

Aus dem Durchschnitt.

Roman
von
Gustav Falke.

— — (Schluß.)

XX.

Frau Caroline hatte die Vorbereitungen zu ihrer Verlobungsfeier mit erklärlichem Eifer getroffen. Außer dem unvermeidlichen Platenkuchen hatte sie einen Puffer gebacken, groß genug, um die ganze Nachbarschaft abfüttern zu können. Trotzdem stand sie nicht davon ab, auch noch bei ihrem Brotträger einen gefüllten Kringel zu bestellen. „Der Mann soll auch was davon haben," sagte sie.

„Aber wo sollen wir mit all dem Kuchen hin, liebe Tante", wandte Therese ein.

„Man keine Angst, der wird schon alle werden. Kuchen muß sein," erklärte die Wittfoth. „Wenn mal, denn mal. So'n powern Kram mag ich nicht."

Die Feier dieses wichtigen Ereignisses war bis nach Mimis Abgang aufgeschoben worden, um Hermanns Teilnahme zu ermöglichen. Auch einem auswärtigen, älteren Bruder des Bräutigams, der nicht früher hatte abkommen können, wurde auf diese Weise Gelegenheit gegeben, mitzufeiern.

Onkel Martin, ein kleiner Hufner in der Nähe von Oldesloe, kam denn auch schon am Morgen des Familienfesttages mit dem Frühzug an, mit ihm ein geräumiger Korb mit Eiern, Würsten und Speck.

„Min Lowise wär gor to girn mit kamen", entschuldigte er seine Frau. „Aber de Lütt is erst veer Wochen, un Se weten wull."

„Na, gratuleer ok!" rief die Wittfoth. „In Se ehr Oeller."

„Jau, eenunsöstig is 'n Oeller", meinte er bedenklich.

„Wo veel hebbt Se denn, Beuthien?" fragte Frau Caroline.

„Neegen Stück."

„Herr des Lebens! Therese", rief die Wittfoth in die Küche hinein. „Denk Dir, Herr Beuthien hat neun Kinder."

„Neun?" lautete die verwunderte Rückfrage.

„Und all fix und gesund, min Dochter", sagte der Alte. Und als Therese in ihren Husten ausbrach, der sie noch immer hartnäckig belästigte, meinte der

gutmütige Mann, sie solle nur mal zu ihm aufs Land kommen, da könnte sie sich mal ordentlich „rausessen."

„Satt kriegt sie hier auch," sagte Frau Caroline pikiert. Sie war in dieser Hinsicht etwas empfindlich.

„Glöw ick, glöw ick," beruhigte Onkel Martin. „Aber de Hosten, de oll Hosten, de geföllt mi nich."

„Ja, ich weiß gar nicht, was das mit dem Husten ist," klagte die Tante. „Das geht nun schon wochenlang so. Wir müssen wirklich mal nach'n Arzt schicken."

„Arzt! Arzt!" rief der alte Mann. „Wat sall de Keerl? Luft, frische Luft möt se hebben."

„Bei Ihnen is es auch viel zu stickig, nehmen Sie mir das nich übel", setzte er hinzu.

„O, Tante sitzt am liebsten bei offenen Thüren und Fenstern," erklärte Therese, „aber meine Erkältung verträgt den Zug nicht."

„Soll sie auch nich," entschied Onkel Martin. „Zug is schädlich. Aber frische Luft, de hätt noch keenen Minschen umbrögt."

„Sag ich das nicht immer?" rief Frau Caroline. „Aber alles will immer gleich sterben, wenn ich nur mal die Thür aufmach. Mir soll's gleich sein. Ich sag' nichts mehr."

Nachmittags um fünf Uhr wurde das Geschäft geschlossen, das heißt, die Vorhänge vor den Schaufenstern wurden herabgelassen. Da der einzige Zugang zur Wohnung durch den Laden führte, mußte dieser geöffnet bleiben.

Um nun jede Störung durch Käufer fern zu halten, hatte Tetje Jürgens den Vorschlag gemacht, ein Plakat drucken zu lassen, mit der Aufschrift: Dieses Geschäft ist heute von fünf Uhr Nachmittags an wegen Verlobung der Inhaberin geschlossen.

Aber sein praktischer Vorschlag drang nicht durch.

Eine große Freude war es der Wittfoth und namentlich auch Therese, daß Hermann zugesagt hatte, zu kommen.

Sonst waren nur noch Tetje Jürgens nebst Frau Gemahlin gebeten.

Tetje, wie er kurz bei seinen Freunden hieß, versprach am Abend nachzukommen, da er seine Wirtschaft nicht den ganzen Nachmittag dem Mädchen und Kellner alleine überlassen mochte, für den Abend aber eine Schwester seiner Frau nach dem Rechten zu sehen versprochen hatte. Frau Sophie aber wollte sich schon zum „Puffer" einstellen.

Auch Wilhelm Beuthien hatte sich fürerst entschuldigen lassen müssen. Er hatte eine Fahrt nach Blankenese nicht abweisen können, da es sich um gute Kunden handelte, und war erst gegen acht Uhr zurückzuerwarten.

Frau Caroline hatte keine Mühe gescheut, es ihren Gästen gemütlich zu machen. Im Wohnzimmer war jeder Flicken, jedes Fädchen, jede Erinnerung an Geschäft und Arbeit, sorgfältig entfernt worden. Ein Bouquet Rosen und Reseda, mit dem Therese schon am frühen Morgen die Tante überrascht hatte, prangte in einer weißen Biskuitvase inmitten der in einem Kreis arrangierten Kaffeetassen, zwischen den Kuchenbergen und der Zuckerschale.

Reine Gardinen und sauberstes Tischzeug verstand sich bei der Reinlichkeitsfanatikerin, als welche Frau Caroline sich gerne ausgab, von selbst, ebenso die frisch gewaschenen, gehäkelten Sofaschoner, Hermanns größter Aerger. „Pfingstlappen" hatte er sie getauft, weil die Tante einmal an diesem hohen Festtag sämtliche Sitzmöbel mit solchem Zierrat behangen hatte.

Im „besten“ Zimmer war die Herrichtung fast blendend. Hier prangte mitten auf dem runden Sofatisch in einer blauen Sevre-Vase ein geschmackvoll gebundenes Bouquet aus roten und weißen Rosen, das der galante Bräutigam geschickt hatte. In einer gleichen Vase auf dem Spiegelschrank stand protzend ein mächtiger Strauß buntfarbiger Georginen, den Onkel Martin seinem ländlichen Garten entnommen hatte. Auch auf dem Fensterbrett prunkten in Wassergläsern kleinere Bouquets und ein vom Krämer gespendetes rosagarniertes Blumenkörbchen. Der praktische Mann hatte geglaubt, der Kundschaft wegen doch auch etwas thun zu müssen. Die angeheftete Visitenkarte trug unter seinem Namen Gotthilf Ochs zwischen zwei Ausrufungszeichen ein flott geschriebenes „!Viel Glück und Heil!“

Den zierlichen, geschnitzten Rauchschrank, eine Hinterlassenschaft ihres Seligen, hatte Frau Caroline mit Cigarren gefüllt, die ihr Hermann hatte besorgen müssen.

Als die kleine Gesellschaft, außer Tetje und Wilhelm, um den Kaffeetisch versammelt war, traf noch ein Bouquet von auffallendem Umfang ein, mit Spitzen und Schleifen garniert.

Ein allgemeines Ah des Entzückens empfing die wundervoll duftende Gabe.

Hermann, der sie dem Boten abgenommen hatte, öffnete das beigegebene parfümierte Couvert.

„Mit herzlichem Glückwunsch von Emil Pohlenz nebst Braut,“ las er von der kleinen Elfenbeinkarte ab.

„Liebe Tante.“ Mit einer komisch sein sollenden Verbeugung überreichte er das Bouquet, dessen lautester und unermüdlichster Bewunderer.

Therese beobachtete ihn still.

Nachdem die Angriffskräfte auf die Kuchenberge erschöpft waren und auch die Unterhaltung über Wetter, Pferde, Kuchenbacken und den neuesten Raubmord auf St. Pauli ins Stocken kam, schlug Hermann einen kleinen Skat vor. Er sah wohl, daß die lange Zeit bis zum Abendessen sonst unerfüllbare Anforderungen an die geselligen Talente eines jeden stellen würde.

Die drei Herren zogen sich zum Spiel ins Nebenzimmer zurück. Der Cigarrenschrank wurde geöffnet und Therese stellte einige Flaschen Löwenbier zur Hand.

Die Damen vertrieben sich die Zeit mit Häkeln, Albumbesehen und Küchengesprächen. Versiegten diese Quellen, waren die Fehler und Thorheiten der Nachbarinnen eine ergiebige Fundgrube interessantesten Unterhaltungsstoffes.

Die Krämersfrau war nun schon dreimal in vierzehn Tagen ins Theater gegangen. Eine Mutter von zwei kleinen Kindern hätte doch wahrhaftig andere Pflichten.

Die aus der zweiten Etage, die immer so vornehm that, kaufte neulich, Tante Tille hatte es mit ihren eigenen tauben Ohren gehört, für einen ganzen Pfennig Korinthen. Daß die Person sich nicht schämte. „Und dabei thut solch Volk, als ständen sie mit'n Bürgermeister auf Du und Du.“

Und als nun Frau Jürgens die „Behnsch“ erwähnte, geriet Frau Caroline in eine kreiselnde Beweglichkeit.

„Wissen Sie schon das?“ „Haben Sie schon dies gehört?“ „Nu lassen Sie sich aber mal erzählen.“ So schwirrte es durcheinander.

Es war eine Freude, wie gut die Zeit vertrieben wurde mit solchen an-

genehmen Gesprächen, und wie sehr die drei Damen in ihrer Lebensanschauung, in ihrem Urteil über Welt und Menschen übereinstimmten.

Nur Therese erlaubte sich dann und wann eine abweichende Meinung. Da sie sich jedoch sehr abgespannt fühlte und ihres Hustens wegen nicht viel sprechen wollte, ließ sie häufig fünf gerade sein und schwieg.

Auch das überlaute Sprechen, durch Tante Tilles Schwerhörigkeit bedingt, griff sie an. Sie ging ab und zu, machte sich mehr als nötig in der Küche zu schaffen und beobachtete das Spiel im Nebenzimmer, wo Hermann besonders vom Glück begünstigt wurde.

Auch einige Käufer, die sich von den herabgelassenen Vorhängen nicht hatten abschrecken lassen, beschäftigten sie zeitweilig.

Endlich kam auch Tetje Jürgens und gleich nach ihm Wilhelm. Die Beiden nahmen die Plätze der Brüder am Spieltisch ein, und diese zogen sich zu den Damen zurück.

Die Gesellschaft erhielt allmählich einen immer nüchterneren Anstrich, hatte gar nichts Verlobungsfeierliches mehr. Es ward Zeit, daß man zur Hauptnummer des Festprogramms, der Abendtafel, überging.

Mit einigem Geräusch vollzog man den Umzug in das andere Zimmer.

Therese hatte die Tafel geschmackvoll arrangiert, die Bouquets zwischen dem kalten Aufschnitt und die süße Speise geschickt aufgestellt und jedem Teller ein Extrasträußchen beigelegt.

Auf dem Sofa saß das Brautpaar, rechts von Frau Caroline Onkel Martin mit Frau Jürgens, links von dem Bräutigam Tante Tille und Tetje Jürgens, neben diesem Therese, Wilhelm gegenüber, dem sein Platz neben Frau Jürgens angewiesen worden war. Hermann hatte seinen Sitz unten am Tisch, zwischen Wilhelm und Therese, vor sich die Bowle, denn ihm war das Amt des Mundschenken übertragen worden.

Frau Caroline hatte für guten „Stoff" gesorgt, mit Hilfe Tetjens, der sich als Fachmann darauf verstand. Der Punsch war in der That vorzüglich und weckte gar bald die eigentliche Feststimmung.

Hermann brachte den ersten Toast auf das Brautpaar aus, dann folgte Rede auf Rede. Hermann sprach gern, etwas pathetisch und schulmeisterlich, mit reichlichem Citatenaufwand. Auch diesmal hatte er begonnen „Ehret die Frauen, sie flechten und weben."

Tetje toastete auf Tante Tille, die erst von Frau Caroline darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß ihr das Hoch gelte. Wilhelm Beuthien, der im Uebrigen ziemlich wortkarg und zerstreut war, ließ die Damen leben, und selbst Onkel Martin schlug mit dem Messer an das Glas.

Er möchte doch auch ein paar Worte an die Brautleute richten und ihnen wünschen, daß es ihnen immer gut gehen möge, „in truge Fründschaft un Leev, un mit Gottes Segen."

„Un upp de Nakommenschaft," setzte er hinzu, als die Gläser aneinander klangen.

Die Stimmung ward immer gemütlicher. Hermann, der dem Punsch reichlich zusprach, hatte bereits mit Wilhelm Beuthien Duzbrüderschaft getrunken.

Tetje Jürgens hatte die alte Negendank sogar einmal mit „min oll söte Deern" angeredet, und Therese sich schon mehrmal die Stirn am Handstein in der Küche gekühlt, da sich Kopfschmerzen bei ihr einstellten.

Wilhelm Beuthien, dem anfangs schweigsamen, löste sich allmählich die

Zunge, da Hermann ihm fleißig einschenkte, und er rückte mit allerlei gewagten Anekdoten und Rätseln heraus, die Tetje zu Theresens Aerger noch überbieten zu müssen glaubte.

Hermann, der den „Stoff" auf die Neige gehen sah, raunte der Tante seine Wahrnehmung zu.

Frau Caroline machte ein bedenkliches Gesicht und zuckte verlegen die Achsel.

Hermann erbot sich „die Sache schon zu machen" und sie trug, gefolgt von ihm, die Terrine hinaus.

„Halt, wohin damit," rief Tetje und folgte gleichfalls.

„In min Köök hebbt Se nix to söken," drängte die Wittfoth ihn zurück und schloß die Thür.

Hier machte Hermann „die Sache" dann mit reichlicher Benutzung der Wasserleitung, einer Citrone und des letzten Restes einer von der Tante noch aufgefundenen Rumflasche.

Triumphierend trugen sie die neue Füllung auf den Tisch.

Vorsichtig probierte Tetje das erste Glas.

„Der schadt' nix, der is fromm," lobte er ironisch, „für die Damens vielleicht noch 'n bischen zu feurig."

Frau Caroline gab ihm einen leichten Klaps mit ihrer Serviette. Das bräutliche Glück und der genossene Punsch leuchteten ihr aus den kleinen Augen.

„Nu Musik," meinte sie.

„Dat's 'n Wort," rief Tetje, „Musik möten wie hebben."

Man sprach schon seit geraumer Zeit meist platt.

„Wo hest Din Matrosenklaveer?" hieß es, und Wilhelm mußte seine Handharmonika holen. Es sollte getanzt werden. Man rückte Tische und Stühle zusammen und rollte den Teppich auf.

Wilhelm setzte sich hinter dem Tisch in die linke Sofaecke und begann den Spreewalzer zu spielen.

Das Brautpaar eröffnete den Familienball. Onkel Martin tanzte mit Frau Jürgens und Tetje zerrte die sich sträubende Tante Tille einmal durchs Zimmer. Hermann tanzte abwechselnd mit seiner Tante und Frau Jürgens. Therese aber stand, an den Thürpfosten gelehnt und sah, das Taschentuch, des Staubes wegen, vor den Mund pressend, mit müde flackernden Blicken und brennendeu Backen zu. Sie fühlte sich sehr elend, klagte aber nicht, um die Fröhlichkeit nicht zu stören. Ihr Kopf schmerzte heftig, ebenso die Brust, infolge des anhaltenden Hustens, zu dem sie das viele Sprechen, der Staub und Tabaksqualm in den kleinen Räumen reizten.

Sie sehnte das Ende der Festlichkeit herbei, mußte sich aber noch vorher, von Abspannung überwältigt, zurückziehen.

Es war schon zwei Uhr nachts, als sich endlich auch die Tante zur Ruhe legte, beim Auskleiden die Leidende mit punschseliger Geschwätzigkeit quälend.

XXI.

Der alte Behn war gleich nach dem Horner Rennen ins Bad gereist. Er pflegte alle zwei Jahre nach Karlsbad zu gehen. Aber als starker Esser

stellte er den Erfolg seiner Kur gewöhnlich schon in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr auf eine Probe, die dieser nie bestand.

Die ganze Familie hatte ihm, wie immer, das Geleit an den Bahnhof gegeben.

Lulu, die in tausend Sorgen war, hatte das Gefühl, als wäre ein Aufpasser weniger im Hause. Sie atmete einen Tag lang auf. Schalt sich aber schon am nächsten thöricht. Wie lange konnte sie 's denn noch verbergen? Ueber kurz oder lang mußte es zu Tage kommen, selbst wenn die Mutter blind wäre.

Wilhelm wich ihr ängstlich aus. Vergebens hatte sie eine Annäherung versucht, ihm auf der Straße aufgepaßt. Aber er hatte es ja so leicht, sie von seinem Bock aus zu übersehen, sie, schneller fahrend, hinter sich zu lassen.

Wollte er sich von ihr zurückziehen? Hatte er nur sein Spiel mit ihr getrieben?

Ihr schwindelte bei dem Gedanken.

Aber er sollte nicht glauben, sie wie jede andere Lise behandeln zu können.

Aber ihr Trotz, ihre Kampfstimmung hielt nicht lange vor. Sie war keine Heldin. Sie war nur stark im passiven Widerstand, im stumpfen Uebersichergehen lassen.

Nach den kurzen Augenblicken auflodernden Trotzes bemächtigte sich ihrer eine um so tiefere Niedergeschlagenheit.

Auf die Dauer konnte der Mutter Lulus verändertes Wesen nicht entgehen, die Ursache ihrer wechselnden Stimmung, ihres wechselnden Wohlbefindens nicht verborgen bleiben.

Sie hatte schon Verdacht, als sie sich noch immer schweigend, beobachtend verhielt.

Lulu, mit der Feinfühligkeit des schlechten Gewissens, merkte es der Mutter wohl an, daß diese sie erraten hatte.

Sollte sie ihr zuvorkommen, ihr alles gestehen?

Es drängte sie dazu. Aber der versteckte Trotz ihres Charakters erhob immer wieder Einsprache, unterstützt durch die Feigheit.

Lulu hatte ja auch mit der Mutter nie auf solchem Fuß gestanden, daß sie nun ein liebevolles Verzeihen, Mitfühlen, Verständnis, erwarten und beanspruchen durfte. Sie hatte der Mutter selten ein gutes Wort gegönnt, und sollte sich nun so vor ihr demütigen.

Ihre Seelenqualen wurden noch durch Paula vermehrt, die sich arglos beklagte, daß Wilhelm Beuthien sie gar nicht mehr beachte.

„Er thut immer, als sieht er mir nicht. Aber was ich mir dafür kaufe."

Im Grunde aber ärgerte sich die Kleine sehr über Beuthien, dessen Benehmen sie sich nicht zu deuten wußte. Sie hatte sich etwas darauf eingebildet, daß er sie bisher überhaupt beachtet hatte. Es war ihr heimlicher Stolz gewesen. Nun sah er über sie hinweg, wie über jedes andere Schulmädchen. Ihre Eitelkeit war verletzt. Aber statt sich verschüchtert zurückzuziehen, setzte sie ihren Ehrgeiz darin, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Beuthien war ihre fixe Idee. Sie verfolgte und beobachtete ihn und machte die Schwester, zu der sie in dieser Sache Vertrauen gewonnen hatte, zur Mitwisserin ihrer Entdeckungen.

„Du mit Deinem Beuthien," rief Lulu dann manchmal gequält. „Was geht Dich Beuthien an."

Aber sie war dann wenigstens froh, aus Paulas Antworten ent-

nehmen zu können, daß diese keine Ahnung von ihrem Verhältnis zu Beuthien hatte.

Um so größer war ihre Angst vor der Mutter. Immer drängte sich das Geständnis auf die Zunge, aber immer schreckte sie wieder zurück. Und doch, irgend jemand mußte sie sich anvertrauen. Allein konnte sie es nicht mehr tragen.

Mehrmals schon war sie in ihrer Angst im Begriff gewesen, Minna, das Mädchen, ins Vertrauen zu ziehen. Einmal hatte sie sogar schon leichthin Andeutungen gemacht, aber Minna war zu dumm, zu „begriffsstützig".

Nachher hatte Lulu sich gescholten. Schämte sie sich denn nicht, sich so gemein mit dem Dienstmädchen zu machen?

Dann aber kam der Tag, der allem ein Ende machte, ihr die Entscheidung aus der Hand nahm.

Frau Behn war ihrer Sache gewiß geworden und konnte nicht länger schweigen.

Im Comptoir des Vaters, unter vier Augen, sprachen sie sich aus.

Nur eine leise Andeutung der Mutter, ein fragender Blick, und Lulu brach in Thränen aus.

„Wo heet he?" fragte Frau Behn ruhig, aber energisch.

Lulu schwieg. Die Mutter schüttelte sie heftig am Arm.

„Wull Du reden. Wo heet de Keerl?"

Wo war Lulus Trotz? Wie ein Kind mußte sie sich schelten lassen?

Es war, als ob das Uebergewicht, das die sonst so schwache Frau plötzlich über die Tochter erlangt hatte, allem lange aufgespeicherten Groll der Mutter die Riegel öffnete. Sie bebte vor Zorn.

„Wo heet de Keerl?" rief sie immer heftiger. „Ik will dat weten."

Und als Lulu trotzte, „das sag ich nicht," ohrfeigte sie sie.

„Das ist gemein," fuhr Lulu auf.

„Was ist gemein?" Die Mutter rückte ihr fast auf den Leib. „Was ist gemein? Du, Du!"

Ein tiefes Erblassen, ein röchelndes Nachatemringen, ein unsicheres Umhertasten mit den Händen, und schwer sank Lulu an dem neben ihr stehenden Stuhl hin zu Boden.

Erschrocken sprang die Mutter zu. „Lulu! Kind!"

Sie riß die Thür auf und rief nach Minna und nach Wasser.

Das Mädchen brachte das Verlangte erstaunt.

„Is Fräulein krank?" fragte sie und half der Mutter, die Ohnmächtige auf den kleinen Lederdivan betten.

„Se is man beten flau," war die Antwort. „Lat man dat Füer nich utgahn, hörst Du?"

Und Minna sah nach dem Herdfeuer, während Frau Behn der sich erholenden Lulu sanft über Stirn und Scheitel strich.

„Deern, Deern," sagte sie vorwurfsvoll, aber mit weichem, warmem Herzenston. „Wat'n Sak, wat'n Sak."

Seit dieser Stunde waren Mutter und Tochter ausgesöhnt, hatten sich wieder gefunden.

XXII.

Die Verlobungsfeierlichkeit hatte Thereſe ſehr angegriffen. Nach kurzem, unruhigem Schlaf war ſie mit heftigem Huſten und leichtem Schüttelfroſt erwacht.

Frau Caroline war ſehr beſorgt.

Thereſe wollte durchaus aufſtehen, da die Tante ſonſt den Tag über allein im Geſchäft ſein würde, denn das neue Fräulein ſollte erſt am andern Tage zugehen. Aber die Tante litt nicht, daß Thereſe das Bett verließ. Wenigſtens wollte ſie vorher mit dem Arzt ſprechen.

Ein Kind aus der Nachbarſchaft übernahm gern, für zwanzig Pfennig Botenlohn, dieſen zu holen. Er kam und konſtatierte eine Lungenentzündung. Thereſe müſſe unter allen Umſtänden im Bett bleiben. Warum man nicht ſchon früher geſchickt hätte. Auch dürfe die Kranke auf keinem Fall in dem dunklen feuchten Hinterzimmer bleiben. Er nahm die übrigen Räume in Augenſchein und ordnete die Umbettung ins beſte Zimmer an.

Frau Caroline war untröſtlich und quälte Thereſe mit lautem Lamentieren.

Die gutmütige Frau ſcheute kein Opfer, aber es war ihre Art, alle Dinge zu vergrößern und über kleine Unbequemlichkeiten tagelang zu jammern.

„Was fang ich an. Wie ſollen wir die Möbel umſetzen? Ich kann das nicht. Ich kann den ſchweren Schrank nicht tragen.“

Thereſe beruhigte ſie, daß man Hilfe finden würde, niemand mute ihr zu, den ſchweren Schrank eigenhändig ins andere Zimmer zu tragen.

„Und wenn die Frieda uns nun ſitzen läßt,“ jammerte die Tante weiter. „Was ſoll ich anfangen. Alle Hände voll zu thun, und keine Hilfe.“

„Warum ſollte Fräulein Frieda nicht kommen, liebe Tante?“ tröſtete die Kranke. „Du machſt Dir viel zu viel unnötige Sorgen.“

„Du haſt gut ſprechen,“ eiferte die Wittfoth. „Du liegſt ruhig im Bett. Aber ich ſoll man alles allein fertig bringen. Die Küche ſieht ſchon aus, daß ich mir die Augen aus'n Kopf ſchäme. Kein Stück iſt rein.“

Thereſe ſchwieg. Sie wußte, daß in ſolchen Stunden mit der umſtändlichen Frau nicht zu reden war.

Natürlich ging alles beſſer, als Frau Caroline gedacht hatte. Vater Beuthien erwies ſich beim Umſetzen der Möbel als treuer Bräutigam und Helfer in der Not, und auch Fräulein Frieda traf rechtzeitig ein, eine kleine ſchwarzäugige, bleichſüchtige Brünette, mit Anlagen zur Korpulenz.

Hermann, der ſich zu erkundigen kam, wie das Familienfeſt den beiden Damen bekommen ſei, erſchrak, Thereſe bettlägerig zu finden. Er kam in der Folge öfter, und ſie ließ es zuletzt zu, daß er vor ihrem Bett ſaß.

Sie befand ſich nie beſſer, war nie hoffnungsfreudiger, als wenn er bei ihr war. Sie ſprach mit Zuverſicht von ihrer baldigen Geneſung und er unterſtützte ſie in dieſem Glauben, obgleich er ſehr beſorgt war. Er ſah ſie abmagern, ſah die kleinen roten Punkte auf den Wangen ſich zu Flecken vergrößern.

Er hatte heimlich mit dem Arzt geſprochen, und der hatte ihm wenig Hoffnung gemacht. Die Schwindſucht, die bisher im Verborgenen geſchlichen, wäre heftig zum Ausbruch gekommen, und es würde wohl ſchnell zu Ende gehen.

Hermann hatte der Tante nichts von ſeiner Unterredung mit dem Arzt geſagt, da er ſie genügend kannte, um zu wiſſen, daß ſie ſich unverſtändigen, die Kranke ſchädigenden Gefühlsausbrüchen hingeben würde.

Frau Caroline erzählte überhaupt gern Krankengeschichten. Hatte jemand einen Schnupfen, so wußte sie unbedingt Fälle von tötlicher Ausartung dieser an sich gefahrlosen Erkältung. Bei einem Sterbefall erinnerte sie sich eines halben Dutzend anderer und wußte Ursache, Verlauf und Ende jeder Krankheit bis ins kleinste zu vermelden. Auch Lungenentzündungsfälle schwerer Art hatte sie genügend erlebt, um Therese die angenehme Aussicht auf möglicherweise unglücklichen Ausgang eines solchen Leidens naiv zu eröffnen.

Natürlich nahm sie Thereſens Fall nicht für so ernst.

Durch ihr Geschäft, durch die Einführung und Anleitung des neuen Fräuleins vollauf in Anspruch genommen, blieb sie in ihrer Täuschung.

„Der Husten muß austoben," sagte sie. „Wir wollen Dich schon wieder rauskriegen. Sei man ruhig."

„Wenn ich nur vor dem Herbst wieder werde, damit ich das schöne Wetter noch genießen kann," meinte Therese, und die Tante versprach ihr noch die schönsten Tage.

Vorläufig schienen diese sich auf die Wanderschaft begeben und diesen Bezirk griesgrämlicheren Wettern überlassen zu haben. Statt der Hitze der Hundstage, war eine Regenperiode angebrochen, wie sie so oft den Sommer in Hamburg schmälert. Beständige Westwinde trieben immer neue Regenmassen herbei. Kein Tag verging ohne Niederschläge. Es waren unfreundliche fast herbstliche Tage.

Traurig sah Therese von ihrem Lager aus den Regen herunterrauschen, gegen die Fenster prasseln, von dem Trottoir aufspritzen in kleinen glitzernden Bögen, Strahlen und Tropfen.

Wie freute sie sich, wenn ein Sonnenstrahl durch das trübselige Grau drang, an der Wand des Behnschen Hauses herunterglitt, über die Straße hüpfte, zu ihr ins Zimmer hinein.

Wie gern hätte sie ein Stück Himmel gesehen, aber sie mußte sich von ihrem Bett aus mit der beschänkten Aussicht auf das Straßenpflaster und das Parterre des Behnschen Hauses begnügen.

So kam es, daß sie sich häufiger mit dessen Bewohnern beschäftigte, namentlich mit Lulu.

Wie lange hatte sie Lulu nicht gesehen. Ob sie wohl noch mit Wilhelm Beuthien ein Verhältnis hatte, wie Mimi einmal behauptete. Therese konnte es nicht glauben. Mimi übertrieb immer, wenn sie erzählte.

Warum denn Mimi sich wohl gar nicht wieder blicken ließ. Es war doch unrecht. Ob sie doch stolz geworden war? Wie gerne hätte sie einmal etwas von ihr gehört.

Hermann schien doch besser über den Schmerz, den Mimi ihr zugefügt, hinweg zu kommen, als sie geglaubt hatte. Vielleicht war es auch keine tiefe, echte Neigung von ihm gewesen.

Ob er einer solchen überhaupt fähig war? Keinen Augenblick zweifelte sie daran.

Wie thöricht war es von Mimi, Hermann nicht festzuhalten. Aber es war doch gut so. Er würde als Verlobter Mimis nicht so viel Zeit für sie jetzt übrig gehabt haben.

Wie freute Therese sich auf sein nächstes Kommen, auf das sie sicher rechnen durfte. Er vergaß sie nie, und sie fühlte wohl, es war echte Teilnahme,

was ihn zu ihr führte, nicht kaltes Pflichtgefühl. Das machte sie glücklich. Sie hatte Teil an seinem Herzen.

Manchmal aber bangte ihr heimlich, wenn sie erst wieder gesundet sei, seines Mitleids nicht mehr bedürfe, könnte das alles wieder anders werden. Und manchmal auch, aber selten, sehr selten, kam ihr der Gedanke, wenn Du nun stirbst?

Aber nur wie ein flüchtiger Schatten huschte das Bild des Todes durch ihre Gedanken. Ihre Hoffnungsfreudigkeit war nicht zu beeinträchtigen, und es war ein Glück, daß auch Carolinens Sorglosigkeit keine trübe Stimmung aufkommen ließ.

Die Tante war auch viel zu viel mit sich selbst beschäftigt.

Nie hatte sie so viel zu thun gehabt, als gerade jetzt, da Therese im Bett liegen mußte. „Die Hausthür klingelt nur einmal am Tag," sagte sie, um anzudeuten, daß die Ladenglocke überhaupt nicht zum Schweigen käme.

„Meine Beine, meine Beine! Noch einen Tag länger und ich bin fertig."

„Na, an mir ist ja auch nicht viel gelegen," setzte sie oftmals hinzu.

Fräulein Frieda zeigte sich sehr unanstellig und unerfahren. Sie war natürlich „die Schlechteste, die man hätte kriegen können, zu nichts zu gebrauchen, nicht mal zum Kartoffelschälen."

„Hätten wir doch Mimi noch," klagte die Tante. „Wärst Du nicht krank, sofort schickte ich die dumme Person weg. Jede Minute muß man sich ärgern. Aber wie kann ich jetzt wechseln. Dann ginge ja wohl alles zu Grunde."

„Warte nur Tantchen, bis ich wieder besser bin, lange kann's ja nicht mehr dauern," tröstete Therese.

„Zeit wird's," seufzte Frau Caroline. „Alleine halte ich es nicht mehr aus. Ich bin am ganzen Körper wie zerschlagen. Wenn es so weiter geht, lege ich mich auch noch hin."

Das klang grade nicht sehr aufheiternd für Therese. Aber wenn diese die Bedauernswerte kurz nach solchen Klageliedern im Laden laut lachen, oder in der Küche mit Tellern unsanft umherstoßen hörte, war sie über Nerven und Glieder der Tante beruhigt.

XXIII.

Auf den inhaltsschweren Brief seiner Frau unterbrach der alte Behn sofort seine Kur und reiste zurück.

Lulu hielt sich in ihrem Zimmer auf, als der Vater eintraf. Die Begrüßung war fast wortlos. Es war ja auch nicht viel zu erzählen, die Frau hatte in ihrem Brief mit genügender Ausführlichkeit berichtet.

Lange hatte der Alte am Fenster gestanden und schweigend auf die Straße hinausgestarrt, das untrügliche Zeichen einer tiefen Erregung bei ihm, als er, ohne sich umzuwenden, fragte: „Wo ist de Deern?"

„In ehr Stuv, Johannes."

„Ik will se nich sehn," stieß er hervor. „Nich vor Ogen."

Wie tief auch die Geschichte an ihm fraß, so war es doch fast mehr noch die soziale, als die moralische Seite, worüber er nicht hinwegkommen konnte.

Er hatte Beuthiens nie verachtet, aber es war immer sein Stolz gewesen, den ehemaligen Schulkameraden überflügelt zu haben, er, der Umhertreiber und Thunichtgut von damals, den fleißigen, ordentlichen Musterschüler.

Wie oft war Heinrich Beuthien ihm von den Lehrern als Beispiel aufgestellt worden, wie oft hatte es geheißen: Das wird noch mal ein tüchtiger Mensch, aus Dir aber wird nie was Rechtes.

Nun war doch etwas Rechtes aus ihm geworden, durch Thatkraft und Umsicht, während Beuthien, der gute, ordentliche Mensch, es nicht weiter, als bis zum kleinen Droschkenkutscher gebracht hatte.

So waren sie allmählich auseinander gekommen. Jeder mied den andern, geniert durch das Mißverhältnis der Lebensstellungen.

Nun mußte so etwas zwischen ihren Familien vorfallen.

Wilhelm mußte seine Pflicht gegen Lulu erfüllen, da gab es keinen Ausweg. Der Alte war sich sofort klar, was er zu thun hatte. Aber es ward ihm schwer, furchtbar schwer.

Er hatte sich für Lulu einen andern gewünscht, als diesen Kutscher, diesen Liebling der Dienstmädchen.

Hatte er sie deshalb in die Pension geschickt?

Wenn der Bursche sich nun weigern würde, sein Vergehen zu sühnen, was dann? Unmöglich konnte er klagen, die Sache vors Gericht bringen. Aber so weit würde es ja nicht kommen, der alte Beuthien war ein Ehrenmann und würde seinem Sohn schon ins Gewissen reden.

Zweimal hatte Behn sich auf den Weg gemacht zu Beuthiens und war wieder umgekehrt. Aber es mußte sein und er ging zum dritten Mal.

Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, das Herz klopfte ihm auf diesem Gang, wie einem furchtsamen Schuljungen.

Und er hätte doch im Zorn die Straße hinunterstürmen und alles kurz und klein schlagen sollen, wie er es sicher gethan hätte, wenn er beim Empfang der ersten Nachricht an Ort und Stelle gewesen wäre.

Als er zu Beuthiens Wohnung hinaufstieg, die sich in dem einzigen Stockwerk über der Wagenremise befand, sah er, durch die halbgeöffnete Thür der letzteren, Wilhelm drinnen beschäftigt, das Pferdegeschirr zu putzen.

Der Anblick des Sünders weckte seinen Grimm. Am liebsten hätte er sich gleich auf ihn gestürzt, aber er bezwang sich und stieg die schmalen, ausgetretenen Stufen der engen steilen Treppe hinauf. Die schwarze Katze, die sich unten gesonnt hatte, floh erschreckt vor ihm auf.

Heftig stieß er oben die Thür auf, gegen die rasselnde Schutzkette.

Tante Tille, in altmodischer weißer Haube, die sie nur des Nachts ablegte, ein Butterbrot in der Hand, öffnete ihm.

„Meine Güte, Herr Behn!“ rief sie erstaunt. „Ik meen, Se sünd furt?“

Er fragte nach Beuthien.

„Kamen S' man rin, Heinrich vespert grad,“ lud sie ihn ein.

Der alte Beuthien saß auf dem kleinen, abgenutzten Roßhaarsofa vor dem mit dunklem Wachstuch bedeckten Tisch und ließ sich es anscheinend gut schmecken.

Es war ein kleines, niedriges Zimmer, einfach aber freundlich möbliert, in das Behn eintrat. Alles war sauber. Die großgeblümten, mit selbstgehäkelten Spitzen eingefaßten Kattungardinen und der niedrige, braune Kachelofen gaben dem Raum etwas höchst gemütliches. Der frisch gescheuerte Fußboden

zeugte von größter Reinlichkeit. Auch die beiden billigen Oeldruckbilder Kaiser Wilhelms II. und Kaiser Friedrichs, in schwarzem Rahmen, zu jeder Seite des schmalen goldenen Sofaspiegels, fügten sich ganz gut der Umgebung ein. Nur dieser Spiegel, mit der abgeblätterten Vergoldung und dem großen Spliß in der untern linken Ecke des Glases störte etwas den wohlthuenden Eindruck des Ganzen.

Behn reckte und streckte sich beim Eintritt, als wollte er sich zu einer imponierenden Erscheinung aufrichten.

Erstaunt empfing ihn Beuthien.

„Behn?“ fragte er gedehnt, sich erhebend.

„Sünd wi unner uns, Beuthien?“ fragte dieser zurück.

„Ja, wat is?“

Er stand auf, horchte zum Korridor hinaus und schloß die Thür wieder. „Wat is, Behn?“

Kurz, heftig, stieß Behn seine Anklage heraus.

Beuthien war starr.

„Din Lulu?“

Einen Augenblick saßen sich die beiden Männer stumm gegenüber.

Beuthien stand auf.

„He sall kamen, gliek.“

Behn hielt ihn zurück.

„Wull Du noch wat?“ fragte Beuthien.

„Ne, ne, he sall man kamen.“

Als Wilhelm die beiden Alten zusammensah, wußte er sofort, was seiner wartete. Aber er war nicht feige.

Er grüßte unbefangen und sah bald den einen, bald den andern an.

„Segg em dat sülfst,“ sagte sein Vater.

„He weett't woll all,“ bebte Behn, wütend über Wilhelms Ruhe.

„Wat denn?“ fragte dieser keck, trotzdem ihn schon anfing, ungemütlich zu werden.

„Hund Du!“ fuhr Behn auf, mit geballten Fäusten.

Wilhelm wich nicht zurück.

„Ik lat mi nich schimpen,“ drohte er.

Der alte Beuthien legte seine Hand auf Behns Arm, wie beschwichtigend, der aber schleuderte sie heftig zurück.

„Du büst ja 'n ganz gemeinen Lumpen,“ schrie er Wilhelm an, der kreideweiß wurde.

„Johannes, Johannes,“ warf sich der alte Beuthien zwischen die Beiden. „Woans hest Du Din Fru kregen?“

„Dat is wat anners,“ keuchte Behn.

„Ne, Johannes, dat is een Sak,“ sagte Beuthien ruhig. „Du hest se heirat't, un Wilhelm ward se ok heiraten.“

Wilhelm erklärte, er wüßte was recht wäre, aber er könnte seine Pflicht nicht thun.

„Wat?“ rief Behn.

„Ik kann nich,“ wiederholte Wilhelm.

„Du kannst nich?“

„Ne, ik kann nich.“

„Is se Di nich god nog mehr?“ höhnte Behn bitter.
Wilhelm zögerte lange mit der Antwort.
„Ik häw all 'n Kind,“ stieß er endlich hervor.

XXIV.

Wilhelm hatte gebeichtet. Anna, das frühere Behnsche Mädchen, war die Mutter seines Kindes.

Behn hatte es übernommen, dieser ihre älteren Rechte auf Wilhelm abzukaufen.

Er fand das Mädchen in einem Keller bei Hökersleuten einquartiert, in einem engen, dumpfigen Raum. In einem großen Wäschekorb lag das erst vierzehn Tage alte Kind, häßlich, klein, eine Frühgeburt.

Anna schämte sich vor ihrem ehemaligen Herrn, nahm aber, als sie hörte, um was es sich handelte, eine keckere Haltung an.

Lulu, der hochmütigen, gönnte sie ihr Unglück. Sie trug ihr noch immer die Mißhandlung nach. Ihr sollte sie weichen, der ihre Rechte abtreten? Nie!

Aber schließlich gelang es Behn doch, sie mit einer ansehnlichen Summe zufrieden zu stellen.

Die Rücksicht auf das kranke Kind mochte sie mitbestimmt haben, das ohne sorgfältigste Pflege nicht gedeihen konnte. Starb es aber, so waren ihr die tausend Mark von Behn noch lieber, als selbst Beuthien.

Welch ein Vermögen, tausend Mark! Behn hatte sie ihr bar auf den Tisch gezählt, zehn Hundert Markscheine.

So ausgesteuert, konnte sie, ihrer Meinung nach, ganz andere Freier bekommen, als Wilhelm war.

Dieser war froh, daß alles sich so gut arrangierte. Sollte er denn durchaus heiraten, so war ihm Lulu natürlich lieber, als Anna.

Lulu erfuhr durch ihre Mutter, daß Beuthien sie heiraten werde.

„Vadder hätt sik vel Möh geben,“ setzte die einfältige Frau hinzu. „Dusend Mark hätt em dat kost't. Du kannst em nich dankbar nog sin.“

„Für Geld?“ rief Lulu.

„Ne, so nich. Du versteihst mi falsch, Kind“, beruhigte die Mutter sie. Und dann erzählte sie, nach ihrer Meinung sehr schonend, die Geschichte mit Anna.

Lulu hatte nichts darauf erwidert, und war sehr nachdenklich geworden.

Also Anna hätte sie es eigentlich zu verdanken, wenn sie vor Schande bewahrt blieb. Und das Mädchen wußte natürlich nun alles, empfand Schadenfreude, sah sie als ihresgleichen an.

Aber alle diese Gedanken kamen ihr nur so nebenher. Alles erdrückte die Gewißheit, daß Beuthien sie hintergangen, es schon mit der andern gehalten hatte, als er sie ins Unglück riß.

Wer sagte ihr, daß Anna die einzige sei? Und mit diesem Menschen sollte sie zeit ihres Lebens verbunden sein.

Ihr schauderte. Ihre Neigung zu Beuthien war in den Qualen der letzten Tage untergegangen. Nun empfand sie Ekel vor ihm.

Alle seine Fehler, seine Roheiten drängten sich plötzlich in ihr Bewußtsein. An diesen ungebildeten, brutalen Menschen hatte sie sich verloren.

Sie kam sich wie besudelt vor.

Sie konnte von ihrem Zimmer aus in die Küche der Nachbarhäuser sehen.

Jene Köchin mit den dicken, roten Armen, die eben mit plumper Geschäftigkeit auf dem Fensterbrett den Mörser handhabte, wie oft mochte sie in seinen Armen gelegen haben.

Und dort oben, in der dritten Etage, die kleine frech ausschauende Person, und da unten in Parterre die lange, rothaarige, hat er sie nicht vielleicht alle schon mit seinen Zärtlichkeiten bedacht?

Es war ihr, als sähen alle zu ihr herüber, in ihr Fenster hinein, höhnisch, vertraut: Wir gehören zusammen, Fräulein.

Sicher sprach man jetzt überall von ihrer Schande. Würde Anna schweigen, Anna, die sicher noch ihren alten Haß hegte?

Welcher Einfall von dem Vater, sie von dieser Person frei zu kaufen. Hieß das nicht, die Sache erst recht unter die Leute bringen?

Mochte Beuthien doch das Mädchen heiraten. Sie, Lulu, wolle lieber aus dem Hause gehen, weit fort, arbeiten, für sich, für das Kind, oder sterben.

Es war das erste Mal, daß der Gedanke an den Tod ihr kam.

Sie hing ihm nach, malte sich es aus, den Schrecken der Familie, die Reue Beuthiens, das Mitleid der Nachbaren.

Natürlich, so lange wird man beklatscht, begeifert, gesteinigt, aber nachher, hat man es nicht mehr ertragen können, dann weinen sie ihre Heuchelthränen.

Wie ekelhaft ihr die Menschen waren. Nein, nicht leben mehr. Ein Sprung in die Alster, und alles ist gut.

Der Kopf war ihr so schwer und die Augen schmerzten ihr vom Weinen.

Sie kühlte sich am Waschtisch Augen und Stirn.

Bei dem Blinken des Wassers mußte sie immer an die Alster denken.

Ein Sprung in die Alster.

Sie hatte einmal einen Ertrunkenen auffischen sehen. Das Bild trat ihr vor Augen. Sie schüttelte sich vor Grausen und atmete wie befreit auf: Wer zwang sie denn? Sie war ja frei.

Als die Mutter sie so müde und elend fand, redete sie ihr zu, doch etwas in die Luft zu gehen. Sie müsse sich Bewegung machen, auch des Kindes wegen.

Lulu wehrte ab.

Dann solle sie wenigstens am Abend gehen, nach Dunkelwerden. Sie wollte sie begleiten, meinte die Mutter.

Ja, am Abend, jetzt nicht. Aber allein, sie ginge am liebsten allein, nickte Lulu.

„Is recht min Deern, dat deit di god", sagte die Mutter.

XXV.

Nirgends wurde die „nette Geschichte mit der Behn" eifriger besprochen, als im Wittfothschen Keller. Man war ja hier „der Nächste dazu".

Frau Caroline stellte sich völlig auf dem Standpunkt der Moral. Sie verurteilte Lulu und tadelte Wilhelm, ganz wie es sich für eine anständige Frau geziemte, und hätte sicher an beiden kein gutes Haar gelassen, wenn

nicht die Aussicht, mit Behns verwandt zu werden, ihre sittliche Entrüstung etwas gemildert hätte.

Sie hatte sich immer von der vornehmen Lulu über die Achsel angesehn gefühlt. Nun rückte sie jener gegenüber gar in den Rang einer Schwiegermutter auf.

Frau Beuthien senior und Frau Beuthien junior würde es nun heißen.

Meine Schwiegertochter Lulu.

Der Wittfoth „lachte das Herz im Leibe" bei diesem Gedanken. Vielleicht nannte Lulu sie gar Mama.

„Es ist doch ein furchtbar leichtsinniges Ding, die Lulu," sagte sie zu Therese. „Und Wilhelm ist ebenso. Aber es ist ja nun man 'n Glück, daß noch alles so gut abläuft."

Therese nahm wenig Teil an dieser Affaire. Ihre immer mehr abnehmenden Kräfte bedurften der Schonung. Ihre Gedanken weilten ganz wo anders, als bei diesen kleinen Erdendingen. Seit einigen Tagen wußte sie, daß sie sterben würde. Sie hatte sich im Traum im Sarg liegen sehen und sah wiederholt an der Zimmerdecke Mäuse.

Das bedeutete den nahen Tod.

Therese wollte sonst nicht für abergläubisch gelten. Kartenlegen, Besprechen und anderen Altweiberunsinn belächelte und verspottete sie. Aber alles, was mit dem Tode zusammenhing, hatte ihr von je her ehrfurchtsvollen Schauder abgenötigt. So weit erstreckte sich ihre Aufklärung nicht.

Daß der Tod entfernter Personen sich oftmals ankündigt, durch Herabfallen von Bildern, Stillstehen von Uhren, geheimnisvolles Rufen, galt ihr durch mehr als ein Vorkommnis für erwiesen.

Die Tante, der sie ihren Traum erzählte, hatte erst ein ganz bestürztes Gesicht gemacht und dann laut gelacht und ihr eifrig den „Unsinn" auszureden gesucht. Als ob Tante Caroline nicht ebenso steif und fest an dergleichen Vorbedeutungen glaubte.

Hermann gegenüber hatte Therese Scheu, davon zu reden. Aber einmal, gesprächsweise machte sie doch Andeutungen.

„Unsinn," sagte er, ganz wie die Tante. Dann ergriff er ihre Hand, streichelte sie sanft und sagte bestimmt: „Du wirst noch wieder fix und gesund Resi."

Als sie ungläubig den Kopf schüttelte, sagte er wiederholt „Unsinn, Unsinn," stand auf und sah lange zum Fenster hinaus.

Das sagte ihr genug.

Aber sie blieb ruhig und heiter.

Sie hätte vor einigen Wochen selbst nicht geglaubt, daß sie den Tod so ruhig erwarten könnte. Kein Zagen, kein Graun.

Nur am letzten Abend, als Hermann fortging und erst in zwei Tagen wiederkommen zu können erklärte, war ihr auf einmal so bange geworden, so zum Aufschrein angst. Es war ihr, als würde sie ihn nie wiedersehen, als müßte sie ihn mit Gewalt zurückhalten.

Frau Caroline, der auch vom Arzt, auf Hermanns Wunsch, noch nicht alle Hoffnung genommen worden war, glaubte, Therese würde die „Krisis" überstehen. Sie sprach viel von dieser Krisis, ohne sich eine klare Vorstellung davon zu machen.

Vielleicht würde ihr der Ernst der Krankheit mehr zum Bewußtsein ge-

kommen sein, wenn nicht ihre persönlichen Angelegenheiten sie gar so sehr in Anspruch genommen hätten.

Die geschäftlichen Obliegenheiten lagen thatsächlich fast allein auf ihren Schultern, da Fräulein Frieda sich fortgesetzt unbrauchbar zeigte.

Dazu kamen die Heiratsgedanken.

Beuthien hatte auf baldige Heirat gedrungen, und man hatte schon allerlei Vorbereitungen getroffen. Nun schob Theresens Krankheit und die „leidige" Geschichte mit Wilhelm und Lulu alles wieder auf.

Die Behnsche Geschichte interessierte sie ungemein. Die Mädchen, die in ihren Laden kamen, sprachen davon und suchten von ihr mehr zu erfahren. Sie stand ja als so nahe Verwandte des Sünders mitten in der Aktion, und von je her war sie nie glücklicher gewesen, als wenn sie irgendwo „mit dazu gehörte."

Als künftige Schwiegermutter der ins Unglück geratenen, bewahrte sie natürlich allen Ausfragern gegenüber die nötige Zurückhaltung, und half durch ihr geheimnisvolles Wesen nur noch mehr, einen dichten Schleier abenteuerlicher Gerüchte um diesen pikanten Vorfall zu weben.

Wie erschrak sie, als Mutter Behn früh morgens, um sechs Uhr, mit der ängstlichen Frage bei ihr vorsprach, ob sie Lulu nicht gesehen habe.

„Se is utgahn gistern Abend und is nich wedder an't Hus kamen."

„Meine Güte, Frau Behn," rief die Wittfoth. „Ihr ist doch nichts passiert?"

Die Gemüsefrau von nebenan kam. „Hebben Se all hürt? Behns ehr Lulu is furt."

Ein Dienstmädchen aus der Gärtnerstraße wollte „man bloß mal auf'n Augenblick einsehn".

„Nu is se ja woll utrückt," meinte sie. Wat'n Upstand."

Auch der alte Beuthien kam ganz verstört.

„Line, Line, wat'n Stück — wat'n Stück."

Im Hinterzimmer schellte Therese, aber niemand hörte sie.

Fräulein Frieda stand mit offenem Mund und vor Erregung glühenden Wangen immer neben der Wittfoth.

„Wenn sie sich nur nichts angethan hat," sagte sie.

„Ach was soll sie wohl," fuhr Frau Caroline sie an. „Haben sie schon die Schürzen gesäumt? Sie wissen ja, sie sollen doch bis ein Uhr fertig sein."

Damit schüttelte sie diese kleine Klette energisch von sich ab.

Mittags kam Beuthien wieder. „Se hebbt se," sagte er finster.

„Dod?" fragte die Witfoth.

Beuthien gab mit dem Daumen über die rechte Schulter hinweg die Richtung an: „In'n Kanal."

„Herr meines Lebens!" rief die erschrockene Frau. „Da muß ich mich erst mal setzen. Das ist mir ordentlich in die Beine gefahren."

Ein lautes durchdringendes Schellen klang von hinten her.

„Mein Gott, Therese. Das ewige Klingeln. Es ist aber auch gar zu doll. Was sie nu wohl wieder hat."

Damit hastete sie über den Korridor, steckte aber im Vorübereilen den Kopf durch die Thür des Arbeitszimmers:

„Sind Sie fertig, Frieda? Nein? Na halten Sie sich man nicht auf, und man ja nicht zu breit, hören Sie?"

XXVI.

Der alte Behn saß in seinem Comptoirzimmer vor dem Schreibtisch, die Ellbogen aufgestützt, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

Schon geraume Zeit saß er so da.

Es war eine schwüle Luft in dem kleinen Raum.

Die Sonne schien voll ins Fenster und die Strahlen brachen sich vielfarbig in den Kristallflächen des Tintenfasses und des Briefbeschwerers.

Das Gesumme einer Fliege, die wie in blinder Wut immer wieder gegen die Fensterscheiben flog, war das einzigste Geräusch in der drückenden Stille.

Draußen, auf dem Korridor, wurden Schritte laut, gedämpfte Stimmen, ein Geräusch, als würde ein schwerer Gegenstand transportiert.

Jetzt wurde etwas hart niedergesetzt.

Dann war es wie ein leises Schrammen und Schurren.

Nach kurzer Pause wieder die Schritte, das flüsternde Sprechen, das Klingen der Korridorthür, und wieder die dumpfe Stille.

Noch immer saß Behn in unveränderter Stellung, wie schlafend.

Da wurde leise die Thür geöffnet und die halblaute Stimme der Frau Behn rief nach ihm.

Mit fast pfeifendem Laut rang sich ein tiefer Atemzug aus der Brust des Mannes, aber er rührte sich nicht.

Sie trat zu ihm und legte ihm leise den Arm auf die Schulter.

„Johannes!"

Da sanken ihm die Arme, schwer fiel die Stirne auf die gekreuzten Fäuste, und der große starke Mann schluchzte wie ein Kind.

„Johannes, wat helpt dat?" sagte sie leise.

Er stand auf, ohne sie anzusehen, als schämte er sich seiner Thränen.

Er griff nach dem breiten, tintenbefleckten Lineal und legte es auf einen andern Platz, ordnete mechanisch allerlei auf dem Schreibtisch, den Tintenwischer, die Sandbüchse, tastete an sich herum, als suche er etwas in seinen Brusttaschen und folgte endlich tief aufatmend der geduldigen Frau.

„Ne, hier Johannes," dirigierte sie ihren Mann, der in das unrechte Zimmer eintreten wollte.

Paula, die man aus der Schule zu Hause behalten hatte, erhaschte, wie die Eltern die beste Stube betraten, mit flüchtigem Blick einen Teil des Sarges, in dem man Lulu soeben gebettet.

Sie beugte sich nachher znm Schlüsselloch hinunter, sah aber nichts, als den breiten Rücken des Vaters.

Ihre Gedanken waren in großer Erregung. Lulu tot. Unfaßbar schien es ihr.

Es war das erste Mal, daß der Tod Paula so nahe trat.

Der Schmerz der Eltern hatte auch dem Kinde vorhin Thränen abgepreßt. Seine Augen waren noch rot und heiß vom Weinen, eine trockene, stechende Hitze in den Lidern.

Jetzt nach dem ersten Gefühlsausbruch, kam auch die Neugier zu ihrem Recht.

Paula hätte gar zu gerne die Schwester im Sarg gesehen, aber die Mutter wollte es nicht leiden.

Wenn der Vater sich doch nur mal rühren wollte, dachte sie, am Schlüsselloch lauernd. Wie man nur so lange auf einem Fleck stehen konnte.

Ob wohl viele Kränze kommen würden? Sie sah immer in Gedanken den ganzen Pomp eines Begräbnisses vor sich.

Dazwischen kam ihr der Gedanke an ihren Geburtstag, der am nächsten Sonntag war.

Ob man ihn wohl feiern würde?

Sie hatte schon in der vorigen Woche Clara Wiencke und Emmi Hopf eingeladen. Clara würde ihr eine Papeterie schenken, das wußte sie schon.

Wie häßlich, wenn nun nichts aus dem Geburtstag würde.

Plötzlich fuhr sie vom Schlüsselloch zurück. Die Thür ward hastig aufgestoßen und der Vater, blaß, zitternd, trat schnell heraus.

„Water, flink, Water," ächzte er.

Minna stürzte aus der Küche und stieß unsanft mit Paula zusammen.

Doch der alte Behn war schon in der Küche, ehe die Mädchen recht begriffen, was er wollte.

Die Stirn gegen die Wand gestützt, kämpfte er mit einem erstickenden Würgen, in den kurzen Pausen des Anfalls mit dem Handrücken den kalten Schweiß von Stirn und Backen wischend.

So traf ihn der Briefträger, der in der allgemeinen Aufregung unbemerkt durch die nachlässig geschlossene Thür in die Wohnung gelangt war.

Behn streckte, ohne aufzusehen, den linken Arm nach dem Brief aus.

„Mi is nich god," sagte er, wie entschuldigend.

„Macht woll die Luft, Herr Behn," meinte der Briefträger. „So gewitterig heute."

Frau Behn kam hinzu und nahm ihrem Mann den Brief ab.

„Is di beter, Johannes?"

Sie hielt das Couvert gegen den Tag, um dessen Inhalt zu erforschen.

„Von Schulze," sagte sie. „Is woll de Reknung för dat Klaveerstimmen."

Der Briefträger, noch ohne Ahnung von dem Unglück, das die Familie betroffen hatte, erfuhr erst davon auf der Straße durch ein Mädchen des Nachbarhauses.

Er hatte auch für Frau Caroline Wittfoth einen Brief.

Er betrat den offenen Laden, und da niemand anwesend war, rief er laut: „Briefträger!"

Er mußte noch ein zweites Mal rufen, bevor Fräulein Frieda erschrocken erschien, mit langen, vorsichtigen Schritten, auf den Zehen balancierend.

Beide ausgestreckten Hände zur Höhe der Ohren erhebend, bedeutete sie ihm mit beschwichtigender Geberde leise zu sein.

„Na, was ist denn hier los?" fragte er verwundert.

„Unser Fräulein is tot."

„Fräulein Therese? Was hat ihr denn gefehlt?"

„Schwindsucht," flüsterte sie, als handle es sich um ein geheimnisvolles Verbrechen.

Mit bedauerndem Kopfschütteln entfernte er sich.

Eine Arbeiterfrau kam und forderte einen wollenen Unterrock.

Fräulein Frieda konnte sich nicht besinnen, in welchem Schubfach das Gewünschte zu finden war, und holte die Wittfoth.

Frau Caroline erschien, verweint, mit geröteter Nase, das Taschentuch in der Hand.

„Meine Nichte ist heute Morgen gestorben," erzählte sie auf den fragenden Blick der Käuferin. „Da hab ich ja gar keine Ahnung von gehabt. Und wie hab ich sie gepflegt, als mein Kind. Aber gegen Gottes Willen kann man ja woll nicht an. Und dabei alle Hände voll zu thun. Ich weiß auch gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht."

„Ja," sagte die Frau, die geduldig alles angehört hatte. „Mit so'n Krankheit is dat ne egene Sak. Na, ik kam mal wedder lang."

„Dohn Se dat," bat Frau Caroline. „Ik sögg Se den Unnerrock rut."

XXVII.

Zwei Tage später hielten zwei Leichenwagen an der Ecke des Durchschnitts, einer erster Klasse, der andere dritter.

Auf dem letzteren stand bereits ein schlichter Sarg, auf dessen Deckel vier Kränze nebeneinander befestigt waren. Die Morgensonne streute ihre goldenen Lichter darauf. Eine sorgliche Hand hatte die Kränze frisch besprengt und die zitternden Tropfen lagen wie blitzende Diamanten auf den Blättern der weißen Rosen, den kleinen kugeligen Immortellenblüten und dem dunkeln Grün der Kranzgewinde.

Zwei Droschken bildeten das ganze Gefolge.

Die erste bestieg Frau Wittfoth in tiefer Trauer, mit verweinten Augen, das Taschentuch aus feinstem Kammertuch, den Stolz ihres Wäscheschatzes, in der Hand.

Nachdem sie alles Nebensächliche, was bei ihr immer in erster Reihe zu kommen pflegte, überwunden hatte, die Störung ihres Hauswesens, die Beeinträchtigung des Geschäftes, die Wahl eines Trauerkostümes, ob Crêpe oder Cachemir, und dergleichen Bedenken, war auch der wahre, aufrichtige Schmerz bei ihr zum Durchbruch gekommen.

Sie sah sehr elend und abgespannt aus, als sie langsam, mit niedergeschlagenen Augen die paar Schritte bis an den Wagenschlag zurücklegte, den Fräulein Frieda öffnete.

Diese, nicht im Besitz eines schwarzen Kleides, trug Halbtrauer, ihr winterliches Sonntagskleid aus hellgrauer schwerer Wolle, und hatte nur eine schwarze Moiré-Schürze angelegt, die Frau Caroline für diesen Zweck noch in letzter Minute dem Schürzenkasten entnahm.

„Der Leute wegen."

Der angeheftete Preiszettel war in der Eile vergessen worden, zu entfernen.

„Achten Sie auch recht auf'n Laden, Fräulein," flüsterte sie aus der Droschke heraus dem Mädchen zu. „Und wenn die Frau mit dem Unterrock kommt, wissen Sie ja Bescheid."

Der Wittfoth zur Seite nahm der alte Beuthien Platz, in schwarzem Gehrock und mit hohem, duffem, schon etwas ins rötliche schillerndem Cylinder.

In der zweiten Droschke fuhr Hermann allein. Er hatte es so gewollt, damit nicht nur ein einziger Wagen folgte.

Gleichzeitig nahm er auch damit der Tante einen Stein vom Herzen, die ungern zu dritt in einer Droschke gefahren wäre.

„Das soll man nie thun bei 'ner Beerdigung," sagte sie. „Das bringt Unglück. Gewöhnlich stirbt denn einer von den Drei'n. Immer 'ne grade Zahl, das ist besser."

Hermann war in diesen traurigen Stunden noch mehr als sonst bereit, die Schwächen seiner Tante zu schonen.

War ihm die Nachricht von Theresens Tod ja auch nicht unerwartet gekommen, so hatte sie ihn doch tief erschüttert. Er hatte alle seine freie Zeit der Tante zur Verfügung gestellt und ihr alle Vorbereitungen und Anordnungen zur Beerdigung abgenommen.

Tief ergriff ihn am Morgen des Trauertages die zufällige Entdeckung, daß er dem Herzen der Verstorbenen näher gestanden haben mochte, als sie ihn hatte merken lassen.

Am Fenster sitzend, auf Theresens gewohnten Platz, sah er in ihrem Nähkörbchen sein Bild liegen, eine Photographie in Visitenkartenformat, ein Geschenk, das er ihr ungefähr vor einem Jahre gemacht hatte.

„Ich fand's unter ihrem Kopfkissen," erklärte die Tante. „Und noch etwas für Dich," fuhr sie fort, in einem Auszug kramend. „Hier, Du solltest es zum Geburtstag haben."

Es war jene angefangene Handarbeit, das veilchenumkränzte Monogramm Hermanns.

Gerührt barg er beides, Bild und Handarbeit, sogleich in seiner Brusttasche, da seine Zeit ihm nicht erlaubte, nach dem Begräbnis noch in die Wohnung der Tante zurückzukehren.

Als sich der kleine Trauerzug in Bewegung setzte, trug man grade aus dem Behnschen Hause den reichgeschmückten Sarg hinaus.

Ein durchdringender Geruch von Tuberosen und Coniferen überströmte die Straße, deren Trottoire von einer dichten Menge Zuschauer besetzt waren.

In langer Reihe hielten die Folgewagen fast die halbe Straße hinauf.

Nur wenige, flüchtige Blicke folgten dem einfachen Trauerzug Theresens. Die Neugierde konzentrierte sich auf das vornehme Begräbnis.

Eine dumpfe Teilnahme machte sich unter den Zuschauern bemerkbar. Man besprach halblaut den traurigen Fall. Unkundige wurden mit wichtiger Miene belehrt, und blieben gleichfalls stehen.

Ein geheimnisvoller Bann ging von Lulus hohem, blumenüberhäuftem Sarg aus, der Zauber des Gräßlichen, der Reiz des Unglücks, umstrickte die Seelen.

Der Wind warf den Staub unter die Menge, über den Sarg, über die Kränze, trieb mit dem schwarzen Bahrtuch sein Spiel und bauschte die tief herabhängenden Trauermäntel der Pferde wie Segel auf.

Die zwölf Träger, in ihren althergebrachten Pompgewändern, mit weißer Halskrause, Federbarett und Galanteriedegen, ordneten sich. Der Kutscher, neben den Pferden gehend, ergriff die Zügel, und der Trauermarschall, den lang herabwallenden Flor über den linken Arm tragend, trat an die Spitze des Zuges, der sich langsam in Bewegung setzte.

Aber kaum hatte der Leichenwagen den Durchschnitt verlassen, als eine plötzliche Verkehrsstörung wieder zum Halten zwang.

Zwischen dem ersten, kleineren Trauerzug und einem beladenen Bierwagen hatte ein leichtes Cabriolet in schnellem Trab vorbeizukommen gesucht.

Das Ungeschick des fahrenden Herrn, oder ein unglücklicher Zufall, ließ das leichte Gefährt mit dem schweren Lastwagen zusammenstoßen. Das zierlich gebaute Luxuspferd war von dem heftigen Anprall zu Boden gerissen worden, der Wagen querte den Weg, und der verzweifelte Lenker stand in größter Verlegenheit bei dem gestürzten Fuchs, der wild ausschlagend, alle Bemühungen, ihn aufzurichten, vereitelte.

Daneben stand, blaß, zitternd vor Schreck, eine junge Dame, die in der Angst den kühnen Sprung von ihrem gefährlichen Wagensitz gewagt hatte.

Hermann hatte aus seinem Coupé heraus einen Augenblick Mimi zu erkennen vermeint.

Schnell zog er sich in den schützenden Versteck des tiefen Fonds zurück. Keine Erinnerung hätte ihm heute peinlicher sein können, als diese. Sie brachte einen schmerzlichen Aufruhr in seine ernste, wehmütige Stimmung. Die Augen schließend, träumte er in der langsam über das stoßende Pflaster holpernden Droschke von jenem Frühlingsabendgang zwischen den Weißdornhecken, von dem ersten Walzer und den ersten Küssen.

Mit schrillem Mißklang intonierte in einer Nebenstraße eine Drehorgel einen neuerdings beliebten Operettenwalzer.

Hermann schrak aus seinem Brüten auf.

Wie gemein waren diese Klänge.

Eine Straßenjungenstimme sang im höchsten Diskant zu den Melodien des Leierkastens die geschmacklosen Verse des unterlegten Couplets. Noch bis zur nächsten Straßenecke hörte Hermann den Gesang des Bengels.

Wo hatte er doch die Melodie, diese Worte schon einmal gehört? War es damals im Ottenseuer Park? Er konnte sich's nicht entsinnen.

Bis auf den Kirchhof, bis ans offene Grab verfolgte ihm die Melodie, summten ihn die banalen Verse im Ohr, aufdringlich, marternd, im Walzerrhythmus:

„Meine Liebste ist in Bremen,
Ist 'ne Selterwasserdirn."

Ende.

Werdende Moralität.

Von

Christian Ehrenfels.

I.

Es ist eine seltsame, aber unbestreitbare Thatsache, daß das Menschengeschlecht gar häufig die für seinen Entwicklungsgang bedeutsamsten Fortschritte in Verfolgung eines Zieles gethan hat, dessen Unerreichbarkeit es später einsehen lernte. Und zwar gilt dies nicht nur von dem allgemeinen Streben nach dem „niemals zu verwirklichenden Ideal", sondern von ganz bestimmten Anstrengungen, welche mit vollkommen klarem Zweckbewußtsein angestellt wurden. So verdanken — speziell auf dem Gebiete wissenschaftlichen Fortschrittes — Mathematik und Geometrie wesentliche Förderung dem hartnäckigen Verfolgen des unlösbaren Problems der „Quadratur des Zirkels"; in gleicher Weise wurde für die Astronomie die Schicksalswahrsagerei aus den Sternen fruchtbar — für die Mechanik das Problem des perpetuum mobile — für die Chemie das der Goldmacherei — für die Medizin das Suchen nach dem Lebenselixier. Und Columbus, der mit dem präzise ausgesprochenen Entschluß, einen kürzeren Weg nach Indien zu finden, Amerika entdeckt, giebt so recht ein typisch-anschauliches Beispiel für diese rätselhafte Erscheinung, deren Analogien sich bis tief in die Mysterien animalischer Entwicklung überhaupt verfolgen ließen.

Auch in den Hirnen unserer Zeit arbeitet eine solch fruchtbare Wahnidee, klar und bestimmt formuliert, in dieser Bestimmtheit eben für den Sehenden leicht als Hirngespinst zu erkennen — nichtsdestoweniger aber produktiv, begeisternd, anregend — wirksam auch auf die Massen, welche ja bekanntlich der grellen Effekte bedürfen, wo sie zu stumpf sind, um von dem feinen Motivengewebe des Thatsächlichen bewegt zu werden. — Diese Wahnidee — ich will sie gleich mit den Worten eines Zeitgenossen aussprechen: „Heute sind persönlicher Egoismus und Gemeinwohl sehr oft Gegensätze, die sich ausschließen, in der neuen Gesellschaft sind diese Gegensätze aufgehoben, persönlicher Egoismus und Allgemeinwohl stehen miteinander in Harmonie, sie decken sich. (August Bebel „Die Frau und der Sozialismus", 12. Auflage, Seite 274.) Das ist das große Ziel: Eine Form des menschlichen Zusammenlebens, in welcher das Interesse des Einzelnen mit dem der Gesamtheit schlechterdings nicht mehr in Kollision geraten kann — eine Gesellschaft, in welcher mit allen moralischen Konflikten auch naturgemäß die Moral selbst mit jeglichem Zwang (dem äußeren, sozialen und dem inneren Gewissenszwang) wegfällt wie überflüssiger Ballast — eine Entwicklungsphase der Menschheit, in welcher diese

das verworrene Gewebe moralischer Selbstbeschränkung abstreift, wie der junge Schmetterling die beengende Hülle, die er als kriechende Raupe einst sich selbst gesponnen — um nun dahin zu schweben, leicht und frei, und den Honig zu saugen von all den bunten Blumen, die auf dieser schönen Erde blüh'n! — Ein Ziel fürwahr, so berauschend und berückend, daß es in sich selbst den Erklärungsgrund birgt für den Glauben, der ihm entgegengebracht wird. Denn — blicken wir von diesem Ziel hinweg auf das Reich der Wirklichkeiten, welches uns umgiebt — scheuen wir uns nicht, diesen Wirklichkeiten ins Auge zu sehn — vergessen wir zeitweise den bestimmenden Einfluß von Wunsch und Phantasie auf menschliche Ueberzeugungen, und verfallen wir der Einseitigkeit, den Menschen bloß als denkendes Subjekt zu betrachten — so stehen wir ratlos — nicht etwa vor dem großen socialen Problem selbst — nein: vor der Frage, wie nur Menschen jemals in die Verfassung geraten konnten, ein solches Problem überhaupt aufzuwerfen — nach seiner Lösung zu suchen .....

„Woher ich diese anmaßende Sicherheit des Absprechens entnehme — woraus ich denn die Unlösbarkeit jenes Problems so sicher erkenne — — —?" Diese Einwürfe höre ich von der Schar der Gläubigen mir zuschallen. „Allerdings — bis heute habe sich eine solche Form des Zusammenlebens noch nicht verwirklicht. Aber ist das ein Grund, anzunehmen, es werde auch in Zukunft niemals möglich sein? — Hat sich etwa Niedageweseues noch niemals ereignet? — Ward jemals ein Sprüchlein erdacht, welches falscher wäre als jenes „es giebt nichts Neues unter der Sonne" — — —? Hat diese Sonne nicht aus Amöben Fische, Vögel und Menschen wachsen sehen? Ist nicht ein Schmetterling einst als der erste der Puppe entflogen? — Wie also kann man behaupten, daß eine Form des menschlichen Zusammenlebens sich unmöglich im Gegensatze zu dem bisher Dageweseuen entwickeln könne, wenn der ganze Mensch einst als Neues zu dem Dageweseuen hinzugetreten ist? —"

Gut! — erwidere ich. — Es ist wahr: Unerhörtes k a n n sich ereignen. Es k a n n sich einst eine Form menschlichen Zusammenlebens herausbilden, in welcher die Interessen des Einzelnen nicht mehr mit denen der Gesamtheit kollidieren. Ja, noch mehr! Es kann sich einst eine Daseinsform entwickeln, in welcher die Solidarität der Interessen durch die Solidarität der Leiber begründet wird; buchstäblich genommen. — Warum nicht? — Den Typus hierzu hat die Natur schon hervorgebracht, im Korallentier etwa, wo zahlreiche, zweifellos für sich empfindende Individuen dennoch einen einzigen lebenden Leib bilden. Warum sollte dergleichen sich nicht auch auf höherer Entwicklungsstufe vollziehen? — Ansätze hierzu sind schon jetzt vorhanden — menschliche Doppelwesen mit zwei Oberleibern und einem Unterleib — oder der berühmte indische Knabe mit zwei Köpfen, der im Alter von 3 Jahren durch den Biß einer Giftschlange sein Ende fand! — Wie sich diese Anlagen pflegen und erweitern ließen, ist allerdings jetzt noch nicht abzusehen; aber vieles geschieht, ohne daß man vorher anzugeben wüßte, wie und auf welchem Wege. Und welche Perspektiven erschließen sich, wenn man jenem Gedanken näher rückt! — Die zweckmäßigste Interessenverschränkung von Sonderindividuen kann doch mindestens in Ausnahmsfällen, etwa unerwarteten Naturkatastrophen, ihren Dienst versagen. Aber hier, wo jeder Andere einen Teil meines eigenen Leibes ausmacht, ist ein Interessenkonflikt schlechterdings ausgeschlossen. — Und dieses innige Zusammenfühlen des Ganzen, dieser fließende Gedankentausch, nicht mit den groben Mitteln sinnlicher Verständigung, sondern direkt durch vibrierende Nervenströme u. s. w. u. s. w.!

Laßt uns also lieber statt als an das soziale Problem der Interessenverquickung sofort an das physiologische der Leiberverschmelzung herangehen!"

Das ist Wahnsinn; und warum? — Nicht weil wir etwa wissen, daß derlei sich nie und nimmer ereignen könne, sondern weil wir keinen irgendwie beschaffenen Grund haben, es zu erwarten; weil alle Entwicklung sich kontinuierlich, schrittweise vollzieht, weil die Entwicklung bei ihrem Fortschritt vom Typus des Korallentieres abgebogen ist, um Aeonen von Jahren eine entgegengesetzte Richtung einzuhalten, und weil es, wenn auch nicht unmöglich, so doch nicht zu erwarten ist, daß sie in Aeonen von Jahren diese Richtung wieder verlassen werde. — Kaum wesentlich besser aber steht es mit jener Konsolidierung der Interessen in der zukünftigen Gesellschaft. Zwar bietet die unerschöpfliche Natur auch hier analoge Beispiele in Fülle. Die Interessen der Einzelindividuen etwa beim Fluge der Schwalben auf der Wanderung kollidieren nur selten mit dem Wohle des Ganzen. Ueberhaupt sind Interessenkonflikte zwischen den Individuen ein und derselben Tierart relativ selten. Denkt man sich eine Horde Menschen im tropischen Urwalde lebend, welcher ihrem Nahrungsbedürfnis die reichste Befriedigung bietet, und als einzig abzuwehrende Gefahr den Angriff wilder Tiere — so hat man ebenfalls ein Bild von im allgemeinen harmonierenden Interessen des Einzelnen und des Ganzen. Allerdings ist der Fall etwa nicht ausgeschlossen, daß beim Ansprunge des Tigers der hinfällige Greis sich hinter dem lebenskräftigen Jüngling berge, um statt seiner diesen dem Rachen des Feindes auszuliefern — aber das sind Ausnahmen. Im allgemeinen werden jene Menschen in williger Eintracht sich aneinanderdrängen wie die Herde Schafe in der Wildnis; der ungeheuere Interessenkonflikt und fortwährende Kampf mit dem Andersgearteten wird den Konflikt zwischen dem Gleichartigen nicht aufkommen lassen, gleichsam erdrücken. Nicht also aber verhält es sich bei der gegenwärtigen Menschheit, welche nun schon beinahe die Alleinherrschaft in der Tierwelt errungen hat, und fast nur mehr von Bacillen und Bakterien wesentliche Schädigung erfährt. Je sieghafter der Kampf gegen feindliche Tiere und zerstörende Naturgewalten, je unbestrittener das Eigentum des Menschen an dieser Erde, desto ausschließlicher erkennt der eine Mensch in dem andern nicht den hilfreichen Mitkämpfer, sondern den Konkurrenten, der ihm durch sein Dasein selbst den Ellenbogenraum auf unserer Wohnstätte streitig macht. — Zwei Stammesgenossen, die einander im wilden Urwald begegnen, begrüßen sich in hellem Jubel als natürliche Verbündete; zwei Landsleute, die im Eisenbahncoupee zusammentreffen, werfen einander scheelsüchtige Blicke zu und suchen sich jeder den besseren Platz zu sichern. Dies ist die Richtung, welche im großen Ganzen die Entwicklung bisher eingehalten hat; und wenn auch die allmählich vor sich gehende Ausrottung der reinen Raubtierspezies unter den Menschen als ein Parallelvorgang das Bild kompliziert, so läßt sich doch das Konkurrententum oder die Nebenbuhlerschaft von Mensch und Mensch als der durchschlagende Typus jeder cumulierenden Kulturepoche unschwer erkennen. Es hat also nicht den mindesten Anschein, als würde der Fortschritt in der Kultur sich jenem Ideal der Interessenharmonie nähern; vorläufig zeigt die Erfahrung das genaue Gegenteil, und da die Entwicklung, selbst wenn sie einmal ihre Richtung ändert, nnr kontinuierlich fortschreitet, so ist auch für die nähere und fernere Zukunft jene Interessenharmonie keinesfalls zu erwarten.

Aber wie? — Ist es nicht gerade die Erfahrung, welche jenen Schluß widerlegt? — Man betrachte nur einmal die hundertfältigen Vorteile, welche

der Bestand einer geordneten Gesellschaft für jeden Einzelnen ihrer Teilnehmer mit sich bringt! Die Vorzüge der Arbeitsteilung sind schon so oft aufgezählt und gepriesen worden, daß es nicht mehr nötig ist, sie im besondern wieder vorzuführen; die Thatsache ist jedem Denkenden bekannt. Ist der Schluß nun nicht auf der Hand liegend, daß die Menschen, wenn sie nur einmal alle vernünftig genug sein werden, um die Vorteile einer wahrhaft rationell eingerichteten Gesellschaft zu erkennen — dann gar nicht mehr auf den Gedanken verfallen können, diese Gesellschaft, der sie selbst ihr Wohl verdanken, durch thörichtes Verfolgen ihres augenblicklichen Sonderbedürfnisses zu schädigen? — Nicht etwa aus moralischen Bedenken, sondern aus einfachem, wohl überlegtem Egoismus! Allerdings: die Menschen im Zustande der Unvernunft, im Zustande der Unkenntnis ihrer eigenen Gesellschaft und der damit verbundenen Vorteile, bedürfen des moralischen Horrors, der unmotivierten Scheu vor gewissen dem Gemeinwohl schädlichen Handlungen, wie das unvernünftige Tier gewisser Idiosynkrasien vor giftigen Nahrungsmitteln bedarf, um sein Leben zu erhalten, aber wie der Mensch heute schon einen großen Teil jener unmittelbaren Ekelgefühle abgestreift und ersetzt hat durch die Kenntnis der Nahrungsstoffe und ihrer Wirkungen, wie er die ihm noch anhaftenden blinden Triebe beständig durch Einsicht korrigiert und allmählich brachlegt — so werden auch die moralischen Instinkte überflüssig gemacht werden durch die klare Erkenntnis, daß durch Schädigung der Gesellschaft auch das eigene Wohl geschädigt werde; daß also — in der vernünftig eingerichteteten Gesellschaft — Eigeninteresse und Gesamtinteresse garnicht kollidieren!

Sehr schön gedacht — nur leider durchaus falsch! Und zwar aus zwei Gründen; erstens nämlich, weil der aus der Schädigung des Ganzen für den Einzelnen erwachsende Vorteil oft viel größer ist, als der Schaden, welchen er sich hierdurch mittelbar allerdings auch selbst zufügt; — und zweitens, weil der dem Ganzen zugefügte Schaden sich oft erst nach langer Zeit bemerkbar macht, nach einer Zeit jenseits der Grenzen, welche der wirkliche Egoist bei allen Erwägungen als unbedingt Letztes respektiert — der Grenzen seines individuellen Daseins nämlich. — Diese Ueberlegungen sind klar wie ein Rechenexempel. Denken wir uns der Einfachheit halber eine kommunistische Gesellschaft von 100 Mitgliedern, und einen ihrer Teilnehmer, welcher etwa die ihm zur Verwahrung anvertraute Quantität von 100 Litern einer ausgezeichneten Weinsorte zum eigenen Vorteil unterschlägt. Hierdurch gewinnt er den Genuß von 100 Litern vorzüglichen Weines, schädigt sich aber allerdings um den einen Liter, welchen er bei Aufteilung des Produktes erhalten haben würde; er profitiert also netto 99 Liter. Außerdem schädigt er sich selbst noch dadurch, daß er in der Gesellschaft, in welcher er lebt, das gegenseitige Vertrauen der Mitglieder möglicher Weise beeinträchtigt — wenn nämlich der Abgang des Weines bemerkt und auf Betrug eines der Teilnehmer gedeutet wird. Mehrere ähnliche Vorkommnisse können sehr schlimme Folgen haben und das Zusammenwirken der Mitglieder bedeutend erschweren. Ja, wenn eine große Zahl unter ihnen sich derartige Unterschleife zu Schulden kommen läßt, so wird möglicherweise die ganze Gesellschaft gesprengt, und alle Vorteile der Arbeitsteilung gehen hiermit verloren. Das ist aber nicht wahrscheinlich. Es giebt immer genug dumme ehrliche Menschen, welche das allgemeine gegenseitige Zutrauen gleichsam über Wasser halten. Und dann wirkt der Betrug eines Einzelnen nicht mit der Raschheit eines chemischen Reaktionsmittels. Ist das gegenseitige Verhältnis

der Teilnehmer noch ein leidlich gutes, so kann daraufhin noch lange gesündigt werden, ohne daß darum das Ganze aus den Fugen zu gehen braucht; ist das Verhältnis schon schlecht und viel Zündstoff angehäuft, so tritt die Katastrophe früher oder später, wohl auch ohne diesen Einzelfall ein. Umsomehr Grund also, sich sein Scherflein Lebensgenuß ins Trockene zu bringen! — Und außerdem steht unser Gewährsmann in hohem Alter und ist ein leidenschaftlicher Weintrinker — und ein besonderer Liebhaber von der einen seltenen Sorte. So lange er lebt, wird infolge dieses kleinen Betruges nicht die Gesellschaft ruiniert werden; — also — zugegriffen! In jeder menschlichen Lebensgemeinschaft, welche aufeinanderfolgende Generationen zu umfassen bestimmt ist, zehren die Kinder von dem Verdienst ihrer Aeltern, und schädigen durch Vernachlässigung ihres Wirkungskreises weniger sich selbst, als vielmehr wieder ihre Kinder, und die Kinder ihrer Mitarbeiter. Wem nun hieran nichts gelegen ist, der läßt sich hieraus auch keine Sorgen erwachsen. Après nous le déluge! — Nach diesem Prinzip sieht man allenthalben die wirklichen, vernünftigen Egoisten sich im Stillen ihr Bäuchlein mästen.

Denn durch wohlverstandenes „selfinterest" läßt sich wohl eine Kegelpartie disciplinieren, wenn sie nicht um des Gewinnes, sondern „nur um des Vergnügens willen" gespielt wird, nicht aber eine Organisation wie der menschliche Staat, oder gar eine Gesellschaft, welche zum Heile der gegenwärtigen und noch viel mehr der kommenden Geschlechter den Staat zu ersetzen bestimmt sein soll.

Hiermit wären wir wieder bei dem großen Zeitproblem angelangt: dem Versuch einer Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft auf Grund vollkommener Interessenharmonie. Die Unausführbarkeit einer solchen Aufgabe kann aus dem Gesagten leicht erschlossen werden; denn unser typisches Beispiel hat Giltigkeit für alle speziellen Formen, in welchen man sich die Lösung des Problemes ausgemalt hat und noch ausmalen wird. Mag man den ziemlich unbestimmten Umrissen folgen, welche etwa Bebel als offizieller Vertreter der Sozialdemokratie von der „Sozialisierung der Gesellschaft" entwirft — mag man den Phantasieen eines Bellamy nachhängen — oder sich von Hertzka in das gelobte „Freiland" geleiten lassen — stets wird man finden, daß die Gesellschaft zur Ausübung gewisser für ihr Wohl höchst wichtiger Funktionen gewisser Organe bedarf — also einzelner Menschen, welche sich in verantwortungsvollerer Stellung befinden, als der Durchschnitt der übrigen. Hat man nun auch nur einige Phantasie für die konkrete Ausgestaltung menschlicher Beziehungen, so wird man notwendig einsehen müssen, daß für den Egoismus jener Verantwortlichen, auch bei Unmöglichkeit der Kapitalanhäufung im Privatbesitz, dennoch hundert Thüren und Pförtlein offen stehen werden, um sich zum Nachteile der Gesamtheit, durch die verschiedensten Protektionen und „Gefälligkeiten" nach dem Prinzip „eine Hand wäscht die andere" allerlei Vorteile und Vergnügungen zuzuschanzen. Wer dies nicht einsehen kann, der will es eben nicht einsehen; und mit dem ist alles Disputieren verlorene Mühe. Es soll darum keineswegs behauptet werden, daß jene sozialen Reformpläne an sich undurchführbar seien. Nichts weniger als das! Ich stehe nicht an, meiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß wir einem sozialen Zustande entgegengehen, welcher, wenn er sich auch nicht mit dem sozialdemokratischen Zukunftsbild decken sollte, doch ganz gewiß wesentliche Züge dieses letzteren verwirklichen wird. Das wird aber — und dies ist der Punkt, auf den es hier ankommt — nur dadurch geschehen können, daß ge-

waltige, selbstlose, einzig ihrer großen Aufgabe lebende Charaktere unter den Neuerern erstehen, Charaktere, welche in glühender Begeisterung und unbeugsamer Strenge der Menschheit eine neue Form des Pflichtgefühls aufzwingen — — und nicht auf die bequeme, mühelose Weise, wie dies die Propheten des neuen Reiches gegenwärtig sich auszumalen versuchen: nämlich so, daß die Menschen eines schönen Tages zur Einsicht gebracht werden könnten, sie hätten es bisher doch verflucht dumm angefangen, einander die Köpfe blutig zu schlagen und um Weib, Haus und Hof Neid zu tragen; mit einigen Verschiebungen in den gegenseitigen Beziehungen sei alledem auf die angenehmste Weise abzuhelfen; man brauche sich innerlich nicht weiter anzustrengen, sondern aller Hader und Zwist, aller Neid des Wettbewerbes löse sich in eitel Lust und Wonne auf, wenn man die Produktion statt auf eigene Gefahr auf Rechnung Vieler oder Aller betreibe.

Die Erkenntnis, daß eine Sozialisierung der Produktion, wenn sie einmal durchgeführt werden sollte, den menschlichen Interessenkonflikt nicht beseitigen, sondern nur in eiserne Bande schlagen würde, ist indessen heute keineswegs mehr ein Privilegium Einzelner, sondern beginnt bei den Jüngsten unter den Jungen gewaltig um sich zu greifen. Diese haben ja von jeher ein feines Witterungsvermögen besessen für alles, was nach unangenehmem Zwange schmeckt — innerem oder äußerem! Aber die Schlußfolgerung, daß es ohne Zwang nun eben nicht geht, wird darum doch beileibe nicht anerkannt. Das wäre menschenunwürdig, es *muß* ohne Zwang gehen, wenn das Leben lebenswert sein soll. — Aber wie? — „Ganz einfach! Man hebt allen Zwang auf! — Staat, Moral, Sitte, Gesetz — was sind sie anders, als eine Vergewaltigung des Individuums? — Weg damit!“ — Ja, — aber — bester Freund! — Da haben wir beispielsweise in der italienischen Tiefebene den reißenden Gebirgsstrom, Etsch genannt, welcher in erhöhtem Bett, beiderseits durch starke Dämme eingeschlossen, das Land durchschneidet. Die Einwohner sind sorgsam bemüht, die Dämme instand zu halten, denn sie glauben befürchten zu müssen, daß, wenn jene auch nur an einer Stelle durchbrochen werden sollten, dann das Wasser sich in das tiefer gelegene Land ergießen und erbarmungslos die fruchtbaren Gefilde überschwemmen würde. — So scheinen mir Staat, Moral, Sitte, Gesetz lauter Dämme zu sein für den wilden Bergstrom, den wir menschlichen Egoismus heißen. Reißen wir diese Dämme ein — nun, so haben wir die große Ueberschwemmung, den Kampf Aller gegen Alle, die Vernichtung alles Kulturlandes. — — „Unsinn! — Den Kampf Aller gegen Alle sagst Du? — Welcher Wahn! Die *Harmonie* aller Interessen haben wir — *so sage ich* — denn das Wohlbefinden des Einen ist das des Andern, und umgekehrt!“ — — Möglich, bester Freund! Es käme eben auf den Versuch an, und der ist nicht so leicht auszuführen. — Aber vielleicht beredest Du die Kolonen von Oberitalien, die überflüssigen Schutzdämme ihrer Gewässer zu beseitigen! Wenn dann die Etsch selber als ein großer flüssiger Wasserdamm mit krystallenen Wänden durch das Land braust, und die Fische erstaunt auf den fleißigen Landmann in der Tiefe herabglotzen — so wird sich die Menschheit wohl ermannen und sich auch an das ungleich gefährlichere Experiment mit Staat, Moral u. s. w. heranwagen. Bis dahin genießest Du den Vorteil, unwiderlegt zu bleiben, und magst billig Deine Lehre denjenigen predigen, welche Dir glauben!

Aber — wohin geriet ich? — Kämpfe ich nicht gegen mich selbst? —

Eine fruchtbare Wahnidee nannte ich jenen Glauben an die mögliche Harmonie aller Interessen — eine Ueberzeugung, welche, wenn auch falsch, der Erkenntnis des Menschen und seiner Fähigkeiten doch ebenso zugute kommen könnte, wie etwa der Glaube an ein perpetuum mobile der Erkenntnis der mechanischen Natur thatsächlich zugute kam! — Und nun mühe ich mich, in brennendem Eifer, diesen Wahn zu zerstören, der Menschheit, wenn ich es vermöchte! — diesen fruchtbaren Glauben zu nehmen! — Ist das nicht widersinnig — oder mindestens ruchlos?

Doch nicht so ganz! — Denn die Physik hat allerdings dem Glauben an ein perpetuum mobile Großes zu verdanken; vor allem die Mühe und Beharrlichkeit, mit welcher viele sich der Beobachtung und Erforschung mechanischer Erscheinungen hingaben, um manche Einzelkenntnis, manche bedeutsame Konzeption zu gewinnen, welche für die Folge von Nutzen wurde. Aber zuletzt kam doch die Zeit, in welcher die Physiker jenes aussichtslose Streben aufgaben, zum Heile ihrer Wissenschaft. Denn es hatte seine Schuldigkeit gethan. Es hatte die Probleme aufgewühlt und die bewußte Beobachtung und Erforschung der Thatbestände ins Geleise gebracht; nun durfte und mußte der menschliche Geist, wollte er auf dem eröffneten Wege auch vorwärts kommen, nach rein sachlichen Beweggründen, ohne jenen lockenden Köder fortschreiten. — Und nicht anders verhält es sich mit dem Wahne der Pfadfinder auf sozialem Gebiete. Auch dieser Wahn hat seine Schuldigkeit gethan. Er hat das Interesse an den sozialen Problemen in die Massen getragen, er hat das Bewußtsein allgemein gemacht, daß in der Neugestaltung der Lebensbeziehungen von Mensch zu Mensch die große Aufgabe unserer Zeit gelegen sei, und daß diese Neugestaltung nur erfolgen könne auf Grund einer wissenschaftlichen Erforschung der Menschennatur selbst. Es ist Zeit, nicht nur für die einsamen Forscher, sondern auch für die kämpfenden Massen, daß sie den Wahn abstreifen; es ist Zeit, daß wir alle uns lossagen von dem kindischen Glauben an ein moralisches Schlaraffenland in der Zukunft!

Und schon beginnt sich die Erkenntnis in breiteren Schichten zu regen. Das erhöhte Interesse, welches man in jüngster Zeit wieder religiösen Problemen zuwendet, ist — bei dem engen Zusammenhang, in welchem für das Allgemeinbewußtsein Religion und Moral noch immer stehen — ein deutlicher Hinweis in dieser Richtung. Und mag jenes Interesse in unserm litterarischen Geschäftsleben auch seine bedenklichen Auswüchse zeitigen*) — es nährt sich gewiß aus einem gesunden Instinkte.

Hier habe ich heute den Versuch unternommen, die wesentlichen Punkte aufzuzeigen, aus denen jeder Unbefangene durch eigenes Nachdenken die Unerläßlichkeit der Moral — oder sagen wir besser der Moralität — zur großen Sozialreform der Zukunft erschließen kann. — Die menschlichen Interessen widerstreben einander, und haben einander seit je widerstrebt, und zwar um so mehr, je ausschließlicher die Spezies Mensch die Herrschaft über die anderen Tierarten sich errang. Darum ist keinerlei Aussicht vorhanden, daß dem in absehbarer Zeit anders werden sollte. Und deswegen bedarf die Kultur gewisser Schutzdämme gegen die wilde Flut des allgemeinen Egoismus, gewisser Gegenmotive gegen die allgemeine Begehrlichkeit, welche den Einzelnen bestimmen, die

*) Sie wurden jüngst in dieser Zeitschrift treffend charakterisiert von Julius Hart. (Heft V. S. 559 f.)

Rücksicht auf sein Sonderdasein dem Gedanken an das Allgemeine unterzuordnen. Zu dem wichtigsten dieser Schutzdämme aber zählt die Moralität der Menschen, der innere und äußere Zwang des Gewissens und der Gesellschaft. Nicht schwinden wird dieser Zwang bei den erhöhten Anforderungen der neuen Zeit, bei der Heranbildung einer allgemein menschlichen Vereinigung an Stelle der Nationalstaaten — sondern im Gegenteil, er wird in gewaltigen Gemütskämpfen und eiserner Zucht der Charaktere verschärft werden müssen, damit das kommende Geschlecht seiner Aufgabe gewachsen sei.

Dies der Grundgedanke der bisherigen Ausführungen. — Um jedoch vollständig zu sein — soweit es der Rahmen erlaubt — ist es nötig, noch kurz auf eine Ansicht einzugehen, welche man mitunter — allerdings am wenigsten von den Opponenten gegen jedes Gewaltmittel — vorbringen hört. Es wird zugegeben, daß der menschliche Egoismus gewisser einschränkender Gegenmotive bedarf, dafür aber nicht auf die Moral, sondern auf das Strafrecht des Gesetzes hingewiesen. Hier werde der Egoismus des Einzelnen im Staate am wirksamsten paralysiert, und zwar lediglich durch den Egoismus der übrigen, welche ja recht gut einsehen, daß sie, um sich selbst vor Schädigung zu schützen, das Verbrechen im allgemeinen ahnden und mit abschreckenden Strafen verfolgen müssen. Es sei also doch eine lediglich auf aufgeklärten Egoismus sich stützende menschliche Gesellschaft möglich — nicht etwa, weil der aufgeklärte Egoist zur Einsicht gelange, daß sein Wohlergehen mit dem der Gesamtheit in jeder Beziehung harmoniere — sondern weil der aufgeklärte Egoismus das Strafrecht schaffe und immer feiner ausbilde, und dieses das nötige Gegenmotiv gegen die Uebergriffe der Einzelnen zu bilden imstande sei. Allerdings war bisher außer dem gesetzlichen noch der moralische Zwang nötig; bei fortschreitender Technik der Strafgesetzgebung aber und zunehmender Einsicht in die Nützlichkeit des allgemeinen Rechtszustandes für jeden Einzelnen werde jenes sekundäre Zwangsmittel der Moral überflüssig werden und von selbst entfallen. — — Dieser Gedankengang ist in sich klar und konsequent, übersieht aber dennoch gewisse Verhältnisse, welche ihn auf das Schlagendste widerlegen. — Man denke sich nur etwa einen Staat, in welchem jeder moralische Halt auf Treu' und Glauben verschwunden ist, und nur mehr die Angst vor der gesetzlichen Strafe die Menschen vor Betrug irgend welcher Art zurückhält! — Jeder wird natürlich jeden vorteilhaften Betrug ohne Zögern ausführen, sobald er nur die Gewißheit zu haben glaubt, unentdeckt und unbestraft zu bleiben — und solche Gelegenheiten werden sich immer ergeben! Die Richter sind bestechlich, die Geschworenen sind bestechlich — alle Organe der staatlichen Funktionen irgend welcher Art vom obersten Verwaltungsbeamten bis zum Briefausträger herab sind bestechlich — alles belügt und betrügt sich, wo immer ein Vorteil dabei herausfieht — — es ist klar, daß eine heillose Verwirrung und das Stillestehen des gesamten Staatsmechanismus die unausbleibliche Folge wäre! Denn durch das Strafgesetz können nur solche Handlungen erfolgreich bekämpft werden, welche schon vermöge der moralischen Beschaffenheit des Durchschnittes der Gesellschaft, wenn auch nicht gerade zu den Ausnahmsfällen, so doch nicht zur Regel gehören. In der Türkei sind manche Bestimmungen unseres Strafkodex gegen Sittlichkeitsverbrechen einfach undurchführbar, weil dann mehr als die Hälfte der Bevölkerung ihren regelmäßigen Aufenthalt in den Gerichtssälen und Gefängnissen nehmen müßte, und nicht mehr genug Leute übrig blieben, um Handel und Wandel in Bewegung zu halten. Wir lassen manchen offenen

Betrug — wie z. B. die bewußt fälschliche Bezeichnung der Waren durch Kaufleute — gesetzlich ungeahndet, nicht weil wir dessen Schädlichkeit nicht einsehen, sondern weil die voraussichtliche Unzahl der Uebertretungsfälle die Durchführung eines diesbezüglichen Gesetzes vereiteln würde. Und so müßten wir bei einem etwaigen Herabsinken des moralischen Durchschnittsniveaus Punkt für Punkt unseres Strafgesetzes als undurchführbar fallen lassen. — Es geht eben nicht ohne die leidige Moral, den unbequemen Gewissenszwang, welcher den Menschen hindert, ein freischwebender Schmetterling zu werden und von den Blumen zu naschen, wo immer sie erblühen! Es geht nicht nach der sozialistischen Formel, nicht nach anarchistischen Illusionen — es geht nicht ohne und nicht mit der strafenden Staatsgewalt!

Moralität ist notwendig, in der Zukunft ebenso wie in aller Zeit menschlicher Kultur bis heute, ja in der Zukunft — entsprechend den höheren Kulturaufgaben — noch vielmehr als bis heute! Dies das Ergebnis, bei welchem wir für eine Weile stillstehen und uns besinnen wollen. — Moralität ist notwendig; — aber welche Moralität? Die Moralität der Alltagsmoral, welche die Wortführer der herrschenden und ausbeutenden Klassen uns von den Kanzeln predigen? — — Und wenn nicht diese — welche wohl dann?

Ich will in einer folgenden Abhandlung hierauf Antwort zu geben versuchen, so gut ich es vermag.

Eine glückliche Ehe.

Novelle

von

Peter Nansen.

(Schluß.)

Einige Tage später standen Jermer und Frau Nancy einen Augenblick allein auf der Veranda.

„Wann sehen wir uns?“ fragte er schnell.

„Ich weiß nicht! Ich bin bange. Du mußt warten.“

„Mir ist die Sache wirklich über, Nancy. Nie sind wir allein. Wir können nicht einmal einen Augenblick mit einander sprechen. Entweder ist Mogensen oder Martin da.“

„Glaubst Du nicht, daß es mir ebenso unangenehm ist? Aber ich habe wirklich keinen Mut dazu. Martin paßt uns auf. Und er macht fortwährend Anspielungen, daß ich in Dich verliebt bin.“

„Hol' ihn der Teufel! Was will er hier eigentlich?“

„Fängst Du nun wieder an? Du mußt nicht häßlich gegen mich sein. Ich kann ja nichts dafür!“

Sie sah ihn so flehentlich an, daß er seine Heftigkeit bereute und sie mit einem zärtlichen Händedruck um Verzeihung bat.

Dann kamen Mogensen und Martin.

Aehnliche kurze, mißvergnügte Unterhaltungen fanden in der nun folgenden Zeit häufiger zwischen Jermer und Frau Nancy statt. Aber sie hatte ganz recht, — es war unmöglich, sich Rendezvous zu geben. Sie waren den ganzen Tag alle vier zusammen.

Im übrigen verlief die Ferienzeit, dank dem geselligen Talent Martins, in Saus und Braus und eitel Lustbarkeit.

Er ließ sich von seinem Weinhändler mehrere Kisten Wein senden, und er mietete jeden Tag den großen Wagen des Gastwirts, womit sie lange Ausflüge in die Umgegend machten, reichlich versehen mit guten Speisen und Getränken.

Mogensen befand sich höchst wohl. Nur eins beunruhigte ihn.

Eines Abends sprach er sich hierüber mit seiner Frau aus:

„Hast Du nicht bemerkt, daß Jermer in der letzten Zeit so verstimmt gewesen ist?“

„Ich weiß nicht so recht. Er ist vielleicht ein wenig stiller als sonst.“

„Ich glaube, er fühlt sich enttäuscht. Er hatte sich darauf gefreut, daß wir allein sein sollten, und ich glaube, es gefällt ihm nicht, daß sich Martin uns angeschlossen hat. Ich habe ein Gefühl, als wenn er gleichsam ein wenig eifersüchtig ist. Er findet wohl, daß ihm Martin etwas von uns entzieht. Es ist unrecht gegen ihn, wenn er den Eindruck von uns haben sollte, als vernachlässigten wir ihn um unserer neuen Bekanntschaft willen.“

Frau Nancy erwiderte:

„Du bist reichlich zartfühlend in Jermers Seele. Es wäre doch sonderbar von

ihm, wenn er sich beleidigt fühlte, weil uns Martin gut gefällt. So anspruchsvoll darf doch ein Freund nicht sein!"

„Ja, Jermer hat uns gegenüber das Recht, anspruchsvoll zu sein."

— — Schließlich aber fand Jermer auch seine gute Laune wieder. Vor allen Dingen trug Frau Nancy hierzu bei; sie war unermüdlich in ihren Bestrebungen, ihm ihre Liebe in Blicken und schnell geflüsterten Worten zu erkennen zu geben; von nicht geringem Einfluß aber war auch eine Unterhaltung, die er eines Abends mit Martin hatte.

Mogensen und seine Frau waren zu Bett gegangen; Martin und Jermer gingen unten im Garten und rauchten eine Cigarre.

„Brillante Menschen, diese Mogensens!" sagte Martin.

„Ja, selten liebenswürdige Leute!"

„Und eine verteufelt süße kleine Frau!"

„Ja, allerliebst."

„Im grunde ist es merkwürdig mit ihr, denn bei flüchtiger Bekanntschaft könnte man sie für etwas leicht halten."

„So? finden Sie?"

„Ja, sie ist entgegenkommender als die meisten Damen. Sie könnte leicht einen Herrn, der sie nicht kennt, in Versuchung führen, Annäherungsversuche zu machen."

„Sie sollten doch nicht selber —?"

„Nein, glücklicherweise nahm ich mich in acht. Denn ich glaube, sie gehört zu denen, die Einen tüchtig an der Nase herumführen."

„Das kann wohl sein."

„Wissen Sie, — ja, Sie müssen es mir aber nicht übel nehmen, — im Anfang glaubte ich, daß sie Sie gern hätte."

„Ja, das hat sie auch."

„Ja, aber ich meinte ein wenig mehr, als gut ist."

„Jetzt glauben Sie es also nicht mehr?"

„Nein, jetzt bin ich fest überzeugt, daß sie völlig glücklich mit ihrem Mann lebt."

„Das können Sie auch wirklich sein!"

X.

Das Leben im Mogensenschen Hause ging wieder seinen gewohnten Gang. Jermer besuchte wie gewöhnlich seine Freunde, und sie waren alle drei glücklich nach der lustigen Ferienzeit wieder in die Ruhe des häuslichen Lebens zurückgekehrt zu sein. Martin war bald vergessen. Wenige Tage nach ihrer Abreise erhielt Mogensen einen begeisterten Brief von ihm, in welchem er seinem Dank für die angenehme Zeit Ausdruck verlieh. Mogensen antwortete, und damit schien Martin aus dem Gesichtskreis verschwunden zu sein.

An einem der ersten Oktobertage kam Jermer verabredeter maßen nach Schluß seiner Sitzung zu Frau Nancy. Er fand sie vor einem enormen Blumenkorb stehen, der mit den schönsten Rosen angefüllt war. Er fühlte sich sofort unangenehm berührt, denn er war sonst der Einzige, der Frau Nancy Blumen schenkte, und es erschien ihm wie ein Eingriff in seine Privilegien, daß sie Blumen von einem Andern empfing. Er fragte, von wem doch die Herrlichkeit stamme; sie reichte ihm eine Karte, auf der in flotten Zügen „Eduard Karl Martin" stand. „Nicht wahr, er ist verrückt", sagte sie lachend. „Die Geschichte hat ihm mindestens fünfzig Kronen gekostet!"

„Seine Mittel erlauben es ihm ja!" antwortete Jermer. „Und Du freust Dich im Grunde doch darüber!"

„Ja, ich liebe Blumen und besonders in einem solchen Ueberfluß! So daß man sie gleichsam mit beiden Armen nehmen kann!"

Ihre Worte kränkten ihn. Es schien ihm, als habe sie gänzlich seine Blumen vergessen, die er doch mit einer solchen Sorgfalt und dem auserlesensten Geschmack gewählt hatte. Instinktmäßig ahnte sie seine Gedanken und beeilte sich, hinzuzufügen:

„Aber so schön wie die, welche Du mir von der Rosenausstellung mitbrachtest, sind sie doch nicht. Erinnerst Du Dich noch, es war ein ganzer großer Marktkorb voll, und weißt Du noch, wie entzückt ich war?"

*

Jermer blieb, bis Mogensen kam.

Das Erste, was Mogensen sagte, war: „Ich soll von Martin grüßen. Er ist zur Stadt gekommen."

Jermer zeigte auf die Blumen: „Wie Du siehst, hat er sich schon gemeldet."

„Tod und Teufel! Wie schön die sind! Dann war es ja nur gut, daß ich ihn zu heute Abend einlud! — Du kommst doch auch, Friedrich?"

„Ich weiß nicht recht, — — ich fürchte, ich bin behindert."

Frau Nancy drohte ihm mit dem Finger:

„Was soll das nur heißen? Vorhin sagten Sie ja garnicht, daß Sie behindert seien?"

Jermer erwiderte:

„Wenn ich aufrichtig sein soll, — es macht mir keine Freude, mit Martin zusammen zu sein. — Mein Gott ja, — er ist sehr liebenswürdig, aber ich weiß nicht, — er ist mir zu lärmend, er geniert meine Nerven."

Mogensen ging im Zimmer auf und nieder:

„Es thut mir leid, daß ich ihn aufgefordert habe zu kommen," sagte er. „Wenn Du ihn nicht leiden kannst, soll er nicht zu uns kommen. Aber heut' Abend läßt sich ja nichts mehr dabei machen."

„Nein, und es war ja auch nur eine Sache der Höflichkeit, daß wir ihn einmal einladen müßten," sagte Frau Nancy. „Aber da Sie nicht mit ihm zusammentreffen mögen, so bleiben Sie lieber heute Abend fort."

*

— — Dabei blieb es dann. Als Jermer aber am Abend allein saß, ergriff ihn ein erdrückendes Gefühl des Verlassenseins. Er versuchte, sich die Zeit durch einem Roman zu vertreiben, als er aber einige zwanzig Seiten gelesen hatte, entdeckte er, daß er keine Ahnung von dem Inhalt hatte. Er warf das Buch fort, und setzte sich an den Schreibtisch. Dort saß er und starrte Frau Nancys Bild an, und das Bild starrte ihn an. Das sanfte Lächeln erschien ihm jetzt, wo er sich darin vertiefte, merkwürdig spöttisch und neckisch. Es lag etwas in diesen Augen, worüber er sich nicht so recht klar werden konnte, etwas Ausweichendes, Verheimlichendes.

Er erhob sich und ging unruhig hin und her. Seine Gedanken wollten nicht von Frau Nancy lassen. Er sah sie vor sich, daheim in Mogensens Zimmer zwischen dem Gatten und Martin sitzen, er sah sie dem Einen zulächeln, den Andern liebkosen; er sah sie still und fein, mit schmiegsamer Anmut für die beiden Herren sorgen, er sah sie mit gebogenem Nacken dastehen und Wasser in die Groggläser schenken, sah die weiße, schmale Hand, die das Glas umfaßte, den langen, zögernden Blick, während sie fragte: „Wieviel?" Er sah das Ganze so klar, er selber war so oft auf diesem Bilde gewesen. — — Aber auf seinem Platz saß nun Martin und freute sich von Herzen, daß er, Jermer, nicht da war.

Plötzlich hielt er inne. Nein, dachte er, ich lasse mich nicht von ihm vertreiben. Ich weiche ihm nicht.

Und ruhig ging er ins Schlafzimmer, frisierte sich sorgfältig, wechselte Manschetten,

Hemd und Shlips, zog einen andern Rock an, parfümierte sein Taschentuch und seinen Schnurrbart, zog einen Ueberrock an, setzte seinen Cylinder auf und wanderte fröhlich von dannen. Erst als er sich bei Mogensen auf der Treppe befand, fiel es ihm ein, daß es peinlich für ihn sei zu kommen, nachdem er erklärt hatte, daß er nicht kommen wolle und nachdem diese Erklärung ohne viele Einwände angenommen war. Den Fall gesetzt, daß er obendrein noch störte! Daß sie am liebsten ohne ihn war! Ach, Unsinn: Welch eine Thorheit von ihm.

Er schellte und Frau Nancy öffnete.

Sie empfing ihn, als sei es die natürlichste Sache von der Welt, daß er kam. Im Innersten seines Herzens fühlte er sich sehr enttäuscht, er hatte mindestens einen Dank erwartet, und er bereute, daß er hingegangen war.

XI.

Mogensen und Frau Nancy kamen überein, daß Martin nicht wieder eingeladen werden solle.

Trotzdem war er täglich da. Er war nicht abzuschütteln. Er überhäufte das Haus mit Aufmerksamkeiten, die nur durch Gastfreundschaft vergolten werden konnten. Bald waren es kleine, galante Geschenke für Frau Nancy, — nicht anspruchsvoller, als daß sie angenommen werden mußten, — bald Einladungen zum Theater und zu Konzerten, die sich nicht gut ablehnen ließen, — zuweilen auch Einladungen zu einem kleinen Souper in seiner elegant eingerichteten Junggesellenwohnung oder in einer Restauration: höchst verlockend für Frau Nancy, die nicht an eine so verschwenderische Ueppigkeit gewöhnt war, wie er sie bei solchen Gelegenheiten entfaltete.

Für Jermer war diese Zeit voll von Enttäuschungen und Demütigungen. An den Abenden, wo Mogensen zu Hause war, konnte er sicher darauf rechnen, Martin dort zu treffen. Und oft, wenn er des Vormittags zu Frau Nancy kam, sagte sie im Laufe des Gesprächs:

„Ach, das ist wahr, Du, — es ist recht langweilig, aber heute Abend sind wir nicht zu Hause. Wir sollen mit Martin ausgehen, — wir konnten nicht gut nein sagen."

Die ersten Male knurrte er ein wenig, da sie es aber ins Scherzhafte zog und sich lustig über ihn machte, und da es allmählich immer häufiger geschah, machte er keine Bemerkungen mehr, sondern sah sie nur mit einem ernsthaften Blick an, den sie zu vermeiden suchte.

Es kam auch vor, daß er erst, wenn er des Abends kam, von dem Mädchen erfuhr, daß sie aus seien. Das Mädchen solle den Herrn Ministerialrat schönstens grüßen, — die Herrschaft sei mit Herrn Martin ausgegangen. — Und das Mädchen sagte das in einem Ton, der Jermer mitleidig vorkam, und der ihn rasend machte.

In Wirklichkeit waren die Abende, die er jetzt bei Mogensens verbrachte, nicht angenehm für ihn.

Martin war ganz selbstverständlich der Ehrengast; Martin beherrschte die Unterhaltung und sorgte dafür, daß sie nicht ins Stocken geriet. Jermers schlechte Laune ließ ihn außerhalb der Sache stehen. Schweigend und ungesellig, beleidigt und unliebenswürdig saß er da. Außerdem waren jetzt zwischen den drei anderen so viele gemeinsame Erlebnisse, an denen er nicht Teil hatte. Sie sprachen von den Theatervorstellungen, denen sie zusammen beigewohnt, von den Personen, die sie bei Martin und in den Cafés getroffen.

Jermer beschloß jeden Tag, ernstlich mit Frau Nancy zu reden, Klarheit in die Sache zu bringen, sie zu bitten, zwischen ihm und dem andern zu wählen. Wenn er aber zu ihr kam, — oder wenn sie zu ihm kam, was jetzt jedoch nur noch selten

geschah, da sie stets so in Anspruch genommen war, — so fehlte ihm der Mut. Sie war so voller Frohsinn, so liebkosend, so gesprächig, daß er niemals in der Stimmung war, mit ihr abzurechnen.

*

Als dieser Zustand einen guten Monat gewährt hatte, faßte er einen ernsten Entschluß: Er wollte nicht mehr zu Mogensens gehen.

Fünf Tage war er nicht dagewesen. Oft peinigte ihn die Lust, sie zu sehen, aber er bezwang sich.

Am Abend des sechsten Tages wollte er sich gerade auf den Weg machen, um eine der Familien zu besuchen, bei denen er früher viel verkehrt, die er aber in den letzten Jahren trotz wiederholter Einladungen ganz vernachlässigt hatte.

Da klopfte es an seine Thür. Es war Mogensen.

„Guten Abend, lieber Jermer. Wie gut, daß ich Dich zu Hause traf. Darf ich mich ein wenig setzen?"

Er nahm in dem Lehnstuhl Platz, den Jermer ihm bot. Er sah ganz elend aus, war verlegen und verwirrt.

„Fehlt Dir etwas?" fragte Jermer. „Du bist doch nicht krank?"

„Nein, mir fehlt nichts. Es geht mir vorzüglich. Ich kam eigentlich nur, um zu hören, ob Dir was fehle."

„Mir? Wie kommst Du nur auf diesen Gedanken?"

„Ja, — ich, wir, Nancy und ich waren ganz besorgt. — Es ist so lange her, seit Du bei uns gewesen bist."

„Ach, Ihr seid in der letzten Zeit so viel ausgewesen."

In betrübtem Tone antwortete Mogensen: „Ja, Du hast recht, — wir sind in der letzten Zeit sehr viel ausgewesen."

Sie sahen einander eine Weile verlegen an. Dann sagte Jermer:

„Darf ich Dir nicht eine Cigarre anbieten? — Und willst Du nicht etwas zu trinken haben? Cognac oder Sherry?"

„Nein, ich danke, ich will nichts haben, — freilich, eine Cigarre —"

Er nahm die angebotene Cigarre, schnitt die Spitze ab, legte sie aber gleich wieder hin, ohne sie anzuzünden.

„Da ist übrigens etwas, wonach ich Dich fragen wollte — —"

„Und zwar?"

Mogensen senkte den Kopf und spielte mit dem Messer.

„Was denkst Du über Martin und — Nancy? Hältst Du es für möglich, daß sie in ihn verliebt sein könnte?"

„Darüber kann ich schwerlich eine Ansicht haben. Hast Du aber Grund, das zu vermuten?"

„Du antwortest mir nicht aufrichtig. — Weshalb magst Du nicht mehr zu uns kommen? Glaubst Du etwa, ich hätte es nicht bemerkt, daß Du in der letzten Zeit so still und schweigsam gewesen bist?"

„Das ist sicher nur ein Zufall gewesen."

„Nein, es war kein Zufall. Du täuschst mich nicht. Du bist eifersüchtig auf Martin."

„Ich!"

„Ja, und mit Grund. Ich verstehe so gut, wie es Dich geschmerzt hat, zu sehen, wie eingenommen Nancy von ihm war. Mich hat es in Deiner Seele gekränkt, — ich habe es ihr auch gesagt, daß es eine Schande sei, daß sie Dir so treulos geworden, — — aber Du weißt, wie sie ist. Man kann ihr nicht ankommen, wenn sie selbst es nicht will. Sie zieht das Ganze ins Lächerliche und sagt, Du selber seist übellaunig und verstimmt geworden."

„Das bin ich vielleicht auch. Deine Frau hat ja keine Verpflichtung gegen

mich und sie kann sich ja andere Freunde halten, wenn sie Lust hat. Martin ist ja außerdem auch Dein Freund."

„Du kannst aber sein Verhältnis zu mir nicht mit dem Deinen vergleichen. Auf Dich hätte ich nie eifersüchtig werden können."

„Das ist ja sehr freundlich von Dir. Aber ist es im grunde auch schmeichelhaft für mich?" — Jermer suchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Du weißt sehr gut, was ich meine. Du bist ursprünglich mein Freund; wir haben einander von Kindesbeinen an gekannt, und es giebt niemand, auf dessen Freundschaft ich solchen Wert gelegt habe und mit dem ich so gern zusammen gewesen wäre, — ja, das hast Du gewiß oft genug gemerkt. Daß Du und Nancy auch so gute Freunde geworden, das war meine größte Freude. Eure Freundschaft ist mir eine Bürgschaft gewesen, daß in meiner Ehe alles in Ordnung war. Du hast uns in Wirklichkeit als Barometer gedient. Deshalb hat es auch einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß Du Dich ganz von uns zurückzogst. Was ist da los? fragte ich mich. Und ich brauchte nicht lange zu fragen; — — Martin hat sich zwischen uns gedrängt, nicht allein zwischen Nancy und Dich, sondern auch zwischen Dich und mich, — wer weiß, ob nicht auch zwischen mich und sie. Diese Tage, wo Du nicht bei uns gewesen bist, sind bitter für mich gewesen. — Das kannst Du mir glauben. — — Aber weshalb sagst Du denn nichts? Ich ging ja heute Abend hierher, weil ich hoffte, daß Du mich nicht im Stiche lassen würdest, wenn Du sähest, wie notwendig Du für uns bist. Ich bin sicher, daß wir beide, wenn wir uns nur einig sind, Nancy schon wieder zur Vernunft bringen könnten."

„Ich fürchte, daß meine Hilfe nicht viel nützen wird. Deine Frau findet mich schon jetzt übellaunig und verstimmt, — sie würde mich gar bald unerzogen und aufdringlich finden, — — ich denke, wir rühren nicht weiter an der Sache."

„Das kannst Du wohl sagen. Aber ich? Den Fall gesetzt, daß Nancy — —"

Jermer sah ihn an und er hielt inne.

„Es war häßlich, was ich eben sagte," fuhr er nach einer Weile fort. „Nein, Du hast recht. So etwas darf ich nicht von Nancy denken. — — — — Ueberhaupt, — bist Du nicht auch der Ansicht, daß es hier bei uns zu Lande selten ist, daß verheiratete Frauen es so weit kommen lassen? — — Sie können kokett sein und mögen sich gern den Hof machen lassen, aber geradezu untreu —"

„Das mag gern sein."

Mogensen erhob sich langsam.

„Ja, dann ist es wohl am besten, daß ich nach Hause gehe."

Jermer bat ihn nicht, zu bleiben. Er fragte nur, um doch etwas zu sagen:

„Was hast Du heute Abend mit Deiner Frau angefangen? Ist sie zu Hause?"

„Nein, sie ist bei ihrer Tante im Stift. Du weißt, das alte Fräulein Schmidt, das sie zuweilen besucht — — Es ist so lange her, daß sie dort gewesen.

Eine satanische Munterkeit überkam Jermer plötzlich. Er klopfte Mogensen auf die Schulter und sagte:

„Das ist doch zum Kuckuk, wie diese alten Tanten verzogen werden. Glaubst Du, daß die jungen Damen uns auch besuchen werden, wenn wir erst im Rollstuhl sitzen?"

Mogensen sah Jermer verwundert und mißbilligend an:

„Du mußt bedenken," sagte er, „daß Fräulein Schmidt die einzige Schwester von Nancys verstorbenem Vater ist."

„Mein Gott ja!" erwiderte Jermer lachend, — „ich will ja Deiner Frau keine Vorwürfe machen, weil sie freundlich gegen das alte Fräulein Schmidt ist!"

Als Mogensen die Treppe halb hinuntergekommen war, wandte er sich um und rief dem Freund zu:

„Du kommst doch auf alle Fälle bald einmal zu uns?"

„Ja, ich werde in den nächsten Tagen einmal einsehen."

„Und ich würde Dir wirklich dankbar sein, wenn Du einmal ernsthaft mit Nancy reden wolltest. Nicht wahr, das thust Du."

„Vielleicht.“

— — — Jermer blieb ſtehen und lauſchte Mogenſens Schritten, die ſchwer und müde klangen. „Als trüge er etwas Totes mit ſich herum,“ dachte er bei ſich. Dann verlor der Schall ſich mehr und mehr und ſchwand endlich ganz.

XII.

Um dieſelbe Zeit, als Mogenſen Jermer ſeinen Beſuch ablegte, ſchlich eine dicht verſchleierte Dame die Treppe hinauf, die zu Martins Wohnung in der Kronprinzenſtraße führte.

Ein wenig echauffiert infolge der Angſt und des haſtigen Treppenſteigens blieb ſie vor der Thür ſtehen, die im ſelben Augenblick von Martin geöffnet wurde.

„Tauſend Dank, daß Sie kamen, gnädige Frau!“

„Ich muß wohl lieber gleich wieder gehen.“

„Davon kann keine Rede ſein! Jetzt, wo Sie einmal hier ſind, entkommen Sie nicht ſo bald wieder,“ — und er ergriff ihre beiden Hände und zog ſie herein.

Es war dunkel im Entree, und er machte den Verſuch, ſie zu küſſen.

„Nein, nein. Sie müſſen artig ſein. Sonſt gehe ich gleich wieder. Ich kann übrigens nur einen Augenblick bleiben.“

„Ich will ganz artig ſein. Kommen Sie nur herein!“

Er öffnete die Thür, die zu ſeinem Wohnzimmer führte. Alles war feſtlich erleuchtet, zwei Kronleuchter und mehrere Lampen brannten dort.

„Es iſt hier viel zu hell. Ich ſchäme mich in all' dem Licht.“

Sie blieb an der Thür ſtehen und zeigte auf die Lichter.

„Sie müſſen das Alles auslöſchen, mit Ausnahme der Lampe dort auf dem Schreibtiſche.“

Und ſie rührte ſich nicht vom Fleck, bis er gethan hatte, wie ſie befohlen.

„Nun Frau Lichtſcheu, nun können Sie wohl näher treten. Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?“

„Ich danke, den behalte ich lieber an.“

„Aber Sie wollen doch in der Emballage nicht ſoupieren? Die Tafel iſt, wie Sie ſehen, bereit.“

Er ſchlug die Flügelthüren nach dem Eßzimmer auf. Dort ſtanden die verlockendſten Gerichte: Auſtern, wildes Geflügel, eine mächtige Fruchtſchale mit blauen Trauben und ſammetroten Pfirſichen, goldhalſiger Champagner in einem ſilbernen Kühler, bleichgoldiger Sherry und rubinroter Bordeaux in geſchliffenen Karaffen.

Die Dame ſchlug den dichten Schleier in die Höhe. Und Frau Nancy ſagte:

„Nein, Martin, das iſt wirklich zu arg. Das geht gegen die Verabredung. — Ich verſprach Ihnen, weil Sie mich ſo lange gequält hatten, Ihnen einen ganz kleinen Beſuch ohne meinen Mann zu machen. — Jetzt habe ich mein Verſprechen gehalten, und nun laufe ich wieder. Ich bereue, daß ich überhaupt gekommen bin, denn ich ſehe, daß Sie mich ganz mißverſtanden haben. Ich bin Ihnen wirklich böſe!“

Martin ſah einen Augenblick ganz betroffen aus. Dann ſchlug er ſich mit komiſcher Feierlichkeit vor die Bruſt, fiel vor ihr auf's Knie und flehte:

„Sehen Sie, hier liege ich armſeliger Sünder zu Ihren ſchönen Füßen und bitte Sie um Vergebung. Gnädige Frau, Sie, die Sie die Macht der Schönheit erhalten haben, gebrauchen Sie dieſelbe mit Milde und Barmherzigkeit. Seien Sie etwas weniger zornig als Sie zu ſein berechtigt ſind, weil ich, Ihr Sklave, es wagte, Ihnen eine Erfriſchung anzubieten.“

Er guckte verſchmitzt zu ihr auf, als ſie aber noch immer ihren ſtrengen Ernſt bewahrte, ſprang er in die Höhe, ſtürzte ins Eßzimmer nnd kehrte mit Windesge-

schwindigkeit zurück. Schwänzelnd, eine Serviette über dem Arm, sich in den Hüften wiegend, trat er ihr entgegen:

„Wünschen die gnädige Frau das halbe Rebhuhn hier oder im Kabinet serviert zu haben?"

Er sah so komisch aus, daß sie sich nicht mehr halten konnte. Lächelnd sagte sie:

„Sie sind doch ein großes Kind, Martin! Niemand würde glauben, daß Sie bereits fünf und zwanzig Jahre zählen!"

„Und Sie wagen es doch nicht, mit mir zu soupieren? Fürchten Sie sich vor einem Kinde?"

„Bilden Sie sich nur ja nicht ein, daß ich mich vor Ihnen fürchte. — — Aber Sie haben mich beleidigt. Ich bin keine kleine Ladenmamsell, die sich zum Souper einladen läßt. Aber ich habe natürlich schuld daran. Ich hätte bedenken sollen, daß sich alle Herren gleich sind. Von Ihrem Standpunkt aus würde es sicher sehr ungalant gewesen sein, wenn Sie nicht Austern und Champagner für eine Dame in Bereitschaft gehabt hätten, die Ihnen einen Abendbesuch macht. Glücklicherweise ist es ja eine Konsequenz, die sehr angenehm aussieht. Helfen Sie mir, bitte, meinen Mantel ab, und dann können Sie immerhin servieren".

„Aber" — sagte sie ernsthaft und eindringlich, als sie an Martins Arm ins Eßzimmer ging, — „Sie müssen mir versprechen, daß Sie nicht den Versuch machen wollen, mich anders zu behandeln, als wenn Sie zu Hause bei uns wären".

„Auf Ehre", antwortete er, ihre Hand küssend. Und als er eine Wolke des Mißmuts auf ihrer Stirn bemerkte, fügte er hinzu: „Ein Handkuß gehört zu den kleinen, unschuldigen Freuden, die auch innerhalb der vier Wände des Hauses gedeihen".

*

„Nein, nein! Jetzt dürfen Sie mir nicht mehr einschenken. Ich kann doch nicht taumelnd nach Hause kommen!" Dunkelrot im Gesicht, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt saß sie da, den kühlen Saft der großen Trauben einsaugend.

Martin lehnte sich in den Stuhl zurück, erhob das Champagnerglas und sagte:

„Jetzt ist meiner Meinung nach der Zeitpunkt gekommen, wo wir der Abwesenden gedenken müssen. Darf ich die gnädige Frau bitten, Ihrem lieben Herrn Gemahl meinen erfurchtvollsten Gruß zu überbringen."

Sie drohte ihm lächelnd.

„Ach, Gott! Wenn ich bedenke, daß er glaubt, ich sitze jetzt bei der alten Tante Lene im Stift! Und welch einen Begriff er von dem Leben bekommen muß, das die alten, gebrechlichen Menschen dort führen! Denn ich muß ja natürlich beichten, daß ich Wein getrunken habe!"

„Ja, das merkt er natürlich am Gute Nachtkuß!"

„Hi, hi, hi!"

„Worüber lachen Sie?"

„Sie glauben gewiß, daß mein Mann und ich so sehr — sehr küsserig sind?"

„Ich glaubte, daß Ihr Mann sehr in Sie verliebt sei".

„Und daß ich —"

„Ein wenig in Jermer verliebt wäre."

Frau Nancy antwortete nicht. Ihr Gesicht war ernsthaft geworden, sie saß da und sah aus, als überlege sie.

„Sie sind doch nicht böse, gnädige Frau? Es war dumm von mir, das zu sagen; aber es entfuhr mir so".

„Es ist nicht das erste Mal, daß Sie Anspielungen auf Jermer und mich gemacht haben — - Wir sind ja fertig mit dem Essen? Wollen wir nicht in das andere Zimmer gehen, dann will ich Ihnen von Jermer und mir erzählen. Es schmerzt mich, daß Sie etwas glauben, was sich nicht so verhält".

Er erhob sich und verneigte sich vor ihr; dann reichte er ihr den Arm und führte sie ins Wohnzimmer, wo sie sich vor den großen Majolikaofen setzte.

„Kaffee kann ich Ihnen leider nicht anbieten, da ich meine Wirtschafterin ins Theater geschickt habe, damit sie Sie nicht sehen sollte. Aber vielleicht eine Cigarette?"

„Ich danke! Aber genieren Sie sich nicht. Zünden Sie nur ihre Cigarre an und setzen Sie sich neben mich. Wie hübsch und gemütlich es hier bei Ihnen ist!"

„Heute Abend finde ich es auch!" Er schob einen Stuhl neben den ihren und setzte sich.

„Sie werfen gleichsam einen Glanz über alles. Haben Sie Dank, daß Sie heute Abend bei mir blieben". Er ergriff ihre Hand, und sie ließ sie ihm einige Augenblicke.

Dann sagte sie, sie ihm sanft entziehend —

„Ich wollte Ihnen ja von Jermer und mir erzählen. — —

„Jermer und ich sind gute Freunde gewesen, von der Zeit an, daß ich mich mit Mogensen verheiratete. Er ist täglich zu uns gekommen, und er hat durch seine Freundschaft meinem Mann und mir über die kleinen Schwierigkeiten hinweggeholfen, die so leicht in einem jungen Haushalt entstehen. Ich kannte Jermer nicht, ehe ich mich verlobte, aber ich weiß, daß er eine Zeit lang, als ich noch unverheiratet war, für mich geschwärmt hat. Ich weiß es von Mogensen, und er selber sagte es mir einmal bei einer Gelegenheit, von der ich Ihnen nun erzählen werde. — — Es mag wohl ein gutes Jahr her sein. Ich hatte sehr wohl bemerkt, daß Jermer in der letzten Zeit ganz wie umgewandelt gewesen war. Er war schweigsam und still und sah mich oft mit sentimentalen Blicken an. Ich machte mir jedoch keine weiteren Gedanken darüber, aber ich glaube, ich erwähnte es eines Abends, als er bei uns gewesen war, Mogensen gegenüber, — ich sprach meine Vermutung aus, daß er wohl in irgend jemand verliebt sein müsse. Dann, eines Nachmittags, war ich allein zu Hause, — mein Mann war an jenem Tage aus, und Jermer wußte das. Plötzlich — stand er im Zimmer — ich hatte garnicht gehört, daß geschellt wurde, — und er sah so erregt aus. Unruhig ging er im Zimmer auf und nieder, antwortete zerstreut auf meine Fragen und lag plötzlich vor mir auf den Knieen. Er sagte, er liebe mich, er umfaßte mich so gewaltsam, daß mir ganz angst und bange wurde. Allmählich gelang es mir jedoch, ihn zur Vernunft zu bringen, und er setzte sich hübsch artig neben mich, — so wie wir nun sitzen. Ich erklärte ihm, daß das, was er gethan, unrecht sei; daß ich ihn sehr gern habe, daß er aber, falls er Gefühle für mich nähre, die ich nicht erwidern könne, unmöglich für uns sei, mit ihm zu verkehren wie bisher. — Er verließ mich ruhig, aber betrübt und sagte, daß er nicht mehr zu uns kommen könne. Er blieb auch wirklich ein paar Tage fort, kam dann aber wieder und war scheinbar ganz wie sonst. Als Mogensen einen Augenblick das Zimmer verließ, nickte er mir zu und sagte, ich dürfe ihm nicht zürnen; er wolle in Zukunft schon vernünftig sein. Das war alles, was zwischen uns über jenen merkwürdigen Abend gesprochen wurde. Und er hat sein Versprechen treulich gehalten, bis jetzt. Wir sind seither oft allein zusammen gewesen, aber er hat niemals ein Wort gesagt, das nicht jeder hätte hören können. — — Ja, da haben Sie die ganze wahrheitsgetreue Geschichte von Jermer und mir, die ich Ihnen erzählt habe, weil ich mich auf Ihre Diskretion verlasse, und weil ich nicht will, daß Sie etwas Schlechtes von mir denken sollen".

Nach einer Pause sagte Martin:

„Was meinten Sie damit, daß Jermer sein Versprechen ‚bis jetzt' gehalten habe? Sie sagten das mit einer so eigenartigen Betonung".

„Ich meinte, daß Jermer in der letzten Zeit wieder so sonderbar gewesen ist. Vielleicht ist er eifersüchtig".

„Auf wen?"

Frau Nancy erhob sich und that, als habe sie die Frage überhört.

„Jetzt muß ich aber gehen!" sagte sie. „Es ist bereits spät geworden. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit!"

Martin half ihr den Mantel an.

„Sie antworteten mir nicht. Auf wen meinten Sie, könnte Jermer eifersüchtig sein?“ Er fragte in flüsterndem Ton und legte seinen Arm um ihre Taille.

„Das erzähle ich Ihnen vielleicht ein ander mal. — Nein, jetzt dürfen Sie nicht wieder mit den Dummheiten anfangen! Adieu! Und nochmals vielen Dank! Es war ein reizend gemütlicher Abend“.

XIII.

d. 5. Dezember.

Liebster!

Weshalb sehe ich Dich nie mehr? Du hattest M. versprochen zu kommen, aber Du bist fortgeblieben. Denn die Visite, die Du vorgestern Abend machtest, rechne ich nicht, Du konntest sehr gut wissen, daß wir zur Premiere im königl. Theater waren. (Ein gräßlich flaues Stück, das reine Zuckerwasser. Nichts für uns beide!) Wenn Du nicht hierher kommen willst, Herr Despot, so heiß mich, zu Dir kommen. Ich gehorche Dir jetzt wie immer, — und bin trotz all' Deiner Unliebenswürdigkeit

Deine

Cici.

d. 6. Dezember.

Liebe Nancy!

Weshalb ich nicht mehr zu Euch komme? Weshalb frägst Du nach etwas, worüber Du keinen Augenblick im Zweifel bist?

Weshalb ich Dich nicht auffordere, zu mir zu kommen? — — Weil ich es nicht übers Herz bringen kann, Dich Deiner kranken Tante Lene zu entziehen.

Dein

J.

d. 9. Dezember.

Ich habe ein paar Tage vergehen lassen, um Dir nicht im Zorn zu antworten. Dein Brief machte mich weinen. Du bist schlechter, als ich glaubte, daß Du sein könntest. Jetzt will ich aber mit Dir reden. Ich komme morgen Abend um acht Uhr, und Du wirst es doch wohl nicht fertig bringen, mich die Treppe hinab zu werfen. Obwohl, — Gott weiß!

N.

d. 10. Dezember. Abends.

Liebe kleine Nancy!

Du hast Deinen Willen durchgesetzt, Du bist bei mir gewesen und ich gebe gern zu, daß Du im Kampf die Stärkere warst. Ich schäme mich nicht, meine Schwäche einzugestehen. Es ging, wie ich im voraus wußte, daß es gehen würde. Wir versuchten, die alten Tage wieder aufzufrischen. Bist Du zufrieden?

Oder giebst Du mir im stillen recht: man soll nicht auf Gräbern tanzen — —?

Wie in aller Welt kann man vernünftig mit einer schönen, jungen Dame reden, die auf unserm Schoß sitzt? Kann man in einem Kampf gegen eine Freundin siegen, deren Argumente Küsse sind, und die in eigentlichstem Verstande ad hominem spricht?

Und doch, als Du vor zehn Minuten aus meiner Thür gingst, war es nicht der Blick der siegenden Venus, den Du zum Abschied diesem Zimmer zusandtest, in welchem Du so viele Siege erfochten hast.

Die Sache ist nämlich die: Das Leben erfordert Resignation; es geht nicht, alles zu wollen. Man muß wählen.

Und in Wirklichkeit hast Du gewählt. Mich hast Du nicht gewählt. Aber eine gewisse alte Anhänglichkeit, eine gewisse Eitelkeit, vielleicht auch, vielleicht sogar hauptsächlich ein übermütiger Frauentrotz verbieten Dir, mich los zu lassen. Am liebsten behieltest Du mich als Stangenpferd in Deinem Gespann.

Kleine Nancy, Du bist sicherlich eine ungemein behende kleine Person; wir kennen einander so gut, daß ich offen mit Dir reden kann: Du fährst bewunderungswürdiger als jede Andere mit zweien. Um mit dreien zu fahren, fehlt es Dir an der nötigen Seelenelastizität und moralischen Ueberlegenheit.

Du weißt, daß ich nicht engherzig bin oder nach dem uns eingepaukten Moralrezept urteile. Daher weißt Du auch, daß ich an und für sich keinen Anstoß daran nehmen würde, wenn Du Deine Domäne erweiterst.

Aber Dir fehlt das Talent dazu.

Ob man hier im Leben recht oder unrecht handelt, das mißt man einzig und allein nach den Wirkungen ab, welche unsere Handlungsweise hat. Entsinnst Du Dich, daß Du einstmals die Furcht äußertest, daß Du Unrecht daran thätest, meine gute Freundin zu sein? Deine Furcht war thöricht, weil die Thatsachen dagegen sprachen. Dein Mann war glücklich, und Du selber warst es auch.

Dein Herz wurde ohne Eifersucht zwischen Deinem Gatten und mir geteilt; wir konnten nicht eifersüchtig auf einander werden, weil Du niemals einem von uns Gelegenheit gabst, sich zurückgesetzt zu fühlen. Du warst gerade das für jeden von uns, was wir wünschten und schätzten.

Du weißt sehr wohl, daß es jetzt anders ist. Unser stilles Glück ist gestört, ein fremdes Element hat sich eingedrängt und hat den sicher arbeitenden Mechanismus aus dem Gleichgewicht gebracht. Vor allen Dingen ist das unrecht gegen Deinen Gatten. Er weiß nicht, was eigentlich vor sich geht, aber er ist aus seiner Ruhe aufgescheucht worden und ahnt eine Gefahr. Ich, der ich es verstehe, fühle mich ungemütlich: ich fühle mich gestoßen und gedrängt, zuweilen merke ich, daß ich lästig bin, nie habe ich ein Gefühl der Sicherheit. Und Du selbst mußt, wenn Du ehrlich sein willst, gestehen, daß auch Dein Wohlsein untergraben ist. Du bist der Situation nicht mächtig. Du bist unsicher und nervös.

Laß mich deswegen meinen Weg in Frieden gehen. Gieb die Versuche, mich festzuhalten auf. Es gab nur ein Mittel dazu, und das willst Du nicht anwenden, — worüber ich Dir keineswegs Vorwürfe mache.

Außerdem fürchte ich, daß es zur Anwendung dieses Mittels bereits zu spät ist. Das Gewebe von Fäden, das mich an die kleine Welt knüpfte, deren Herrscherin Du bist, scheint mir in diesen vierzehn Tagen so merkwürdig zerrissen zu sein. Ich weiß nicht, ob ich jemals wieder daran festwachsen könnte; ich fühle das Bedürfnis in mir, noch eine Zeit lang im offenen Wasser treiben zu lassen, — bis ich mich einst wieder an einem neuen Schneckenhaus zur Ruhe lege.

„Auf Wiedersehen!" sagten wir zu einander, als Du vorhin von mir gingst. Wären wir der geheimen Stimme unsres Herzens gefolgt — nicht wahr? — dann hätten wir „Leb' wohl" gesagt.

Dein ergebener

J.

d. 11. Dezember.

Dein Brief, lieber Jermer, ist sehr geistreich konstruiert. Du weist klar und deutlich nach, daß die Schuld an mir liegt. Und doch, mein lieber Freund,

guckt am Schluß des Briefes der Pferdefuß heraus. Du bist doch nicht so ganz sicher, daß Du ohne mich fertig werden kannst, da Du mich sehr eindringlich ersuchst, keine weiteren Anstrengungen zu machen, sintemal es vergebliche Mühe sein würde. Hab' Dank für Deine Fürsorglichkeit!

Insofern war sie überflüssig, als ich mir schon bei meinem gestrigen Besuch bei Dir völlig darüber klar geworden war, wie wenig Du Dir aus mir machst.

Ich will keinen Versuch machen, mich gleich Dir in geistreichem Philosophieren über unser Verhältnis zu ergehen. Nur das Folgende möchte ich Dir einfach und natürlich sagen: Du irrst sehr, wenn Du meinst, daß zwischen mir und Herrn M. ein intimeres Verhältnis besteht. Und dann noch eins: als ich gestern Abend zu Dir kam, geschah es aus dem wirklichen Bedürfnis, daß alles wieder so zwischen uns werden möge wie früher. Wenn Du gewollt hättest, würdest Du mich gestern Abend ganz zurück erobert haben können. Du wolltest es nicht.

Und ganz zufällig habe ich heute allerlei gehört, was sowohl dies erklärt, als auch mir einen Wink giebt in Bezug auf Deine Freischwimmübungen nach einem andern Schneckenhaus hin.

Ich wünsche Dir aufrichtig Glück zur Erfüllung Deiner Hoffnungen. Wie man mir sagt, ist das Schneckenhaus ja solide genug und die Schnecke außerordentlich appetitlich.

Und laß mich Dir noch eins gestehen: Dein Brief machte mich nicht allein böse, weil ich fand, daß es völlig überflüssig sei, auf Stelzen zu gehen, sondern er machte mich auch traurig. Ich hatte gedacht, daß wenn es einmal so weit käme, daß wir einander Lebewohl sagten, dies mit dem gegenseitigen Gefühl geschehen müsse, daß wir Abschied von etwas Schönem und Gutem nähmen, von etwas, wofür wir einander Dank schuldeten.

Ich jedenfalls, lieber Freund, ich reiche Dir die Hand und den Mund zum Lebewohl. Und ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich beim Schreiben dieser Zeilen laut schluchze.

Nancy.

d. 12. Dezember.

Liebe kleine Nancy!

Ja, wir Menschen sind kaltblütige Juristenseelen! Ich schäme mich über mich selber. Wie gleichgiltig im grunde, ob Du drei Viertel und ich ein Viertel Schuld an dem Bruche trage oder umgekehrt. Wie plump und wie roh, darüber prozessieren zu wollen. Zwischen zwei Menschen wie wir, die einander ohne alle Berechnung geliebt haben, sollte der Abschied nicht durch dergleichen spitzfindige Entschuldigungen und Anklagen besudelt werden. Wir haben eine schöne Zeit mit einander verlebt. Niemand von uns beiden hat geglaubt, daß es ewig währen würde. Wohlan! Der Augenblick ist gekommen, wo wir beide fühlen: es ist an der Zeit vom Festmahl aufzubrechen. Wir reichen einander die Hand: wir küssen einander zum letzten Mal. Freilich, — kannst Du oder kann ich dafür einstehen, daß es das letzte Mal ist? — Auf alle Fälle scheiden wir ohne Bitterkeit, ohne Vorwürfe, mit dem aufrichtigen Gefühl, daß wir einander eine Reihe froher Stunden, schöner Erinnerungen zu verdanken haben. Hab' Dank, daß Du mit den süßen Worten, mit denen Du Deinen Brief endetest, den häßlichen Bann gehoben hast!

Hab' Dank, teure Freundin, liebreizende Geliebte! Werde glücklich, wie Du es zu werden verdienst, denn Du besitzt das Talent, andere zu beglücken.

Zwischen uns ist die gewöhnliche Redensart der sich Trennenden: „Laß uns Freunde bleiben", überflüssig. Weshalb sollten wir beide, zwischen denen nie ein böses Wort gefallen ist, aufhören, Freunde zu sein?

Dein J.

d. 12. Dezember. Abends.

Hab Dank für Deinen Brief, mein Freund!

N.

d. 18. Dezember.

Lieber J.

Ich habe eine Bitte an Dich, die Du nicht abschlagen darfst. Willst Du nicht Deinen Weihnachtsabend bei uns verbringen? M. kommt in den nächsten Tagen zu Dir, um Dich zu bitten. Ich wollte Dich durch diese Zeilen nur auf seinen Besuch vorbereiten und Dich wissen lassen, daß ich sehr traurig sein werde, wenn Du Nein sagst. Du sollst unser einziger Gast sein, das verspreche ich Dir. Und es ist voraussichtlich das letzte Mal, das wir Weihnachten mit einander feiern können. Ich erwarte also bestimmt, daß Du kommst.

Deine

N.

XIV.

Die Stimmung bei dem Mogensenschen Weihnachtsschmaus war ein wenig gedrückt gewesen. Als Jermer kam, war er sowohl von Mogensen als auch von Frau Nancy mit herzlichen Aeußerungen der Freude empfangen worden. Frau Nancy hatte ihm außerdem verstohlen einen langen Händedruck gegeben und ihm ein „Danke" zugeflüstert.

Aber die Unterhaltung zwischen ihnen wollte nicht so recht in Fluß kommen. Es war so lange her, daß Jermer und Mogensen zusammen gewesen waren, — abgesehen von flüchtigen Begegnungen und hastigen Visiten, — folglich konnten sie sich nicht wie in alten Tagen mit Leichtigkeit über alle die kleinen, alltäglichen Begebenheiten aussprechen.

Sie redeten von Wind und Wetter, von der Ueberbürdung der Postbeamten vor Weihnachten, von dem, was in den Zeitungen gestanden hatte. Oft geriet das Gespräch ins Stocken. Dann nickte Mogensen Jermer zu und erhob sein Glas: „Prost, alter Freund, Du trinkst ja garnicht!" Und auch Frau Nancy nickte zu Jermer hinüber: „Ihr Wohl!"

Während sie bei Tische saßen, schellte es mehrmals. Das erste Mal sagte Jermer: „Es ist möglich, daß Etwas für mich kommt. Ich habe Bescheid gesagt, daß alle Briefe für mich hier abgeliefert werden". Es war das Eis vom Konditor. Als es bald darauf wieder schellte, sagte Jermer: „Das ist sicher für mich!" Frau Nancy erhob sich:

„Ich werde einmal nachsehen. Was in aller Welt erwarten denn Sie so sehnsuchtsvoll? Natürlich von einer teuren Persönlichkeit!"

Nach einer Weile kehrte sie zurück. „Armer Jermer! Auch diesmal nicht! Es war nur jemand, der bettelte".

Während des übrigen Teils der Mahlzeit war Jermer in fieberhafter Erregung und antwortete nur zerstreut auf Frau Nancys Neckereien.

Mogensen erheiterte sich unterdessen durch Trinken, und als man sich vom Tische erhob, strahlte er vor Wohlsein. Er schloß gleichzeitig seine Frau und Jermer in die Arme und sagte: „Nun, Ihr beiden alten Kriegskameraden, jetzt wollen wir einen recht gemütlichen Weihnachtsabend feiern. Jetzt gehe ich hinein und zünde den Baum an. Marie kann ja mit dem Abdecken so lange warten".

„Während Mogensen den Baum anzündete, standen Jermer und Nancy am Fenster und sahen den Schnee fallen und lauschten dem fernen Klingeln der Pferdebahnen, die am Boulevard um die Ecke bogen.

„Woran denkst Du?“ fragte er.

„Erinnerst Du Dich noch des letzten Weihnachtsabends, als Du mit einem ganz großen Fliederbaum angefahren kamst? Wie kurze Zeit ist seitdem vergangen, und wie liegt das alles doch weit zurück! Wie glücklich waren wir miteinander! Und jetzt? Es ist wie der Schnee, der schmilzt, ehe er die Erde erreicht hat! Ja, mein Freund, es ist doch etwas Wehmütiges ums Scheiden!“

Er drückte ihr die Hand.

„Ja, wir haben einander sehr lieb gehabt“.

Ihr Haupt war auf seine Schulter herabgesunken; dann sah sie plötzlich zu ihm auf und sagte: „Gieb mir einen Abschiedskuß“. Und ihre Lippen begegneten sich in einem langen Kuß.

— — Drinnen im Wohnzimmer klatschte Mogensen in die Hände. „Kommt jetzt! Nun fängt das Weihnachtsfest an“. Und er schlug die Thüren zurück.

*

Das Mädchen hatte den Baum bewundert und ihre Geschenke in Empfang genommen. Die drei waren allein. Da führte Frau Nancy Jermer an den Weihnachtstisch, wo ein kleiner Blumenstrauß mit einem zierlich daran befestigten Billet lag.

„Jetzt sollen Sie auch nicht länger gefoltert werden. — Sehen Sie, was der Bettler vorhin für Sie gebracht hat“.

Jermer erbrach hastig den Brief, und eine lebhafte Röte färbte sein bleiches Antlitz während er ihn las. Nach beendeter Lektüre steckte er ihn in die Brusttasche, holte ihn aber gleich darauf wieder heraus und durchflog ihn nochmals, als fürchte er, etwas übersehen zu haben.

Frau Nancy und Mogensen standen Arm in Arm da und lächelten ihm zu. Als Jermer aber die Blumen nehmen wollte, die er auf dem Tisch hatte liegen sehen, fiel sein Blick auf ein langes Packet, das daneben lag.

„Für Sie, Frau Nancy,“ sagte er, es ihr reichend.

„Von wem kann das nur sein?“

„Ja, sieh nur nach!“ sagte Mogensen, Jermer zublinzelnd.

Sie zerschnitt den Bindfaden, wickelte mehrere Schichten Papier ab und gelangte zu einer feinen, weißen Pappschachtel, in der ein Schildpattfächer mit ihrem Namenszug in Gold lag.

„Wie entzückend!“ rief sie aus, ihn öffnend, um seine Pracht so recht genießen zu können.

„Und von wem ist er denn?“ fragte Jermer.

„Von Martin“.

„Ja, Geschmack hat er, das muß man ihm lassen“, sagte Mogensen. „Schreibt er sonst noch was?“

„Er wünscht uns beiden ein fröhliches Weihnachtsfest und —“ sie hielt ein wenig verlegen inne.

„Und was weiter?“

„Da, lies selber!“ Sie reichte Mogensen die Karte, die er las; dann wechselte er einen besorgten Blick mit seiner Frau.

*

Sie saßen da, ein wenig müde von der Mahlzeit, dem Besichtigen der Geschenke und dem schweren, würzigen Duft verbrannter Tannenzweige.

Dann erhob sich Frau Nancy, ging ans Klavier und schlug die ersten Töne eines Weihnachtsliedes an.

„Ja, sing' ein wenig“, bat Mogensen. „Eins der schönen alten Weihnachtslieder.“

„Aber Jermer frägt sicher nichts danach!“

„Ich bitte, — ganz im Gegenteil".

„Ja, nicht wahr", sagte Mogensen zu ihm gewendet, — es ist doch nicht so recht Weihnachten ohne die alten Melodien!"

Frau Nancy saß da und präludierte. Dann hub sie an:

„Stille Nacht, heilige Nacht".

Mogensen hatte den letzten Vers mitgesungen. Frau Nancy ließ die Hände auf den Tasten ruhen, und langsam erstarben die Töne. Eine Weile saßen sie alle schweigend da, gleichsam den dahinziehenden Tönen auf ihrer Bahn folgend.

„Es ist doch sonderbar", sagte darauf Jermer in gedämpftem Ton, „welch eine Stimmung in dem einfachen Gesang liegt. Alle Kindheitserinnerungen werden wieder in einem wach".

„Man wird gleichsam ein besserer Mensch", sagte Mogensen.

„Ihr hättet heute Abend mit in der Frauenkirche sein sollen", — sprach Frau Nancy. „Ich versäume den Weihnachtgottesdienst nie. Die Kirche ist so schön, und der Gesang klingt so feierlich. Aber Sie gehen ja nie zur Kirche, Jermer. Das ist verkehrt von Ihnen. Ich meine, man bedarf dessen von Zeit zu Zeit".

„Ich ahnte nicht, daß Sie religiös veranlagt seien".

„Ja, wenn wir hier zu Lande Katholiken wären, glaubte ich sogar, daß ich Fanatikerin werden würde!"

„Sie können ja übertreten! Ich bin fest überzeugt, daß Sie mit Begeisterung aufgenommen werden!"

„Nein, daß möcht ich mir denn doch sehr verbeten haben", fiel jetzt Mogensen munter ein. „Ich bedanke mich bestens für eine katholische Frau, die alle Woche einmal Verzeihung für all ihren Leichtsinn bekommen kann. Als Ehemann bin ich entschieden für den Protestantismns".

„Du mußt nicht ungezogen gegen Deine Frau sein!" Frau Nancy erhob sich vom Klavier und ging zu ihrem Mann, um ihn ins Haar zu zupfen. „Du würdest nichts dabei riskieren, wenn ich zum Katholizismus übertrete".

„Ach nein", sagte Jermer, „in der Beziehung sind gewiß alle Glaubensbekenntnisse gleich sicher und gleich unsicher".

„Wollen Sie sich wohl gleich schicken! Daß doch die Männer stets zusammenhalten müssen".

*

Die Lichter am Tannenbaum waren herabgebrannt, und die kleine Gesellschaft siedelte in Mogensens Zimmer über. Jermer saß im Sofa und Mogensen in seinem großen lederbezogenen Lehnstuhl, ganz nach alter Gewohnheit, während Frau Nancy, nachdem sie die Herren mit Grog und Tabak versehen hatte, sich zwischen sie auf einen Sessel setzte und ihre Stickerei zur Hand nahm.

„Du, Mutter," sagte Mogensen, „wollen wir beide einmal mit Jermer anstoßen und ihm danken, daß er heute zu uns gekommen ist? Ich finde, es war ein sehr gemütlicher Abend, und meine Frau und ich haben uns gefreut, Dich bei uns zu sehen. Prost!"

„Hab' Dank, Mogensen! Danke, Frau Nancy!"

„Wenn Du nun nur wieder so zu uns kommen wolltest wie in alten Tagen."

„Es nützt wohl nicht, daß wir Jermer darum bitten."

„Und weshalb sollte es nicht nützen?" fragte Jermer.

„Glauben Sie selber es etwa?"

— — — Und als er nicht antwortete, fuhr Frau Nancy fort:

„Ach nein, lieber Jermer, Sie wandeln jetzt andere Wege, die Ihnen mehr zusagen."

„Ja, Nancy hat recht. Wir haben einen kleinen Vogel singen hören."

„Wovon?"

„Von einer Schnecke," sagte Frau Nancy — „die bisher auf Besuch gelebt hat, die jetzt aber im Begriff ist, sich ein eigenes Haus zu suchen."

„Wenn dem so wäre, so ist es auch wohl an der Zeit. War man nicht etwa der aufdringlichen Schnecke schon ein wenig überdrüssig geworden?"

„Das darfst Du nicht sagen," erwiderte Mogensen. „Es ist ja ganz natürlich, daß Du Dich nach etwas Anderm sehnst. Für uns aber wird es ein großer Verlust sein. Ja, Du lächelst ungläubig. Ich weiß auch recht gut, was Du denkst. Du denkst, daß wir schon einen Ersatz gefunden haben. Aber aufrichtig gesagt, Martin kann uns nie das werden, was Du uns gewesen. Nicht wahr, Nancy?"

Im selben Augenblick wurde heftig an der Hausthürglocke gezogen. Mogensen und seine Frau sahen einander an.

„Das ist für Euch!" sagte Jermer.

„Ja, Du", — Mogensen stotterte ein wenig, — „Du mußt es nicht übel nehmen. Aber es ist gewiß Martin. Er schrieb, er wolle gern noch einen Augenblick bei uns vorsehen, wenn er von seiner Mutter käme."

Jermer erhob sich.

„Mein Gott, das ist ja so natürlich! — — Aber Du weißt, daß Martin und ich nicht sonderlich mit einander harmonieren. Werde deshalb nicht böse, wenn ich gehe. Ueberdies ist es schon spät, und ich bin müde."

Es schellte nochmals. Frau Nancy öffnete das Fenster. „Es wird sogleich geöffnet werden."

Jermer war bereits im Entree und hatte seinen Ueberrock angezogen. Mogensen bemühte sich, ihn zum Bleiben zu überreden, aber Frau Nancy gab ihm recht, daß er lieber gehen solle, wenn er so ungern mit Martin zusammentraf.

Und dann bekam Jermer den Hausthürschlüssel, worauf er sich verabschiedete. Mogensen und seine Frau leuchteten ihm, als er, seinen Blumenstrauß in der Hand, hinabging. Sie hörten, wie er den Schlüssel ins Schloß steckte, sie hörten, wie die Thür aufging und ein „fröhliches Weihnachtsfest" erklang, das mit einem ruhigen „Danke, gleichfalls" beantwortet wurde.

Dann wurde die Hausthür ins Schloß geworfen, der Schlüssel rasselte abermals, und nun kamen Martins schnelle Schritte die Treppe hinauf.

XV.

Einige Wochen nach Neujahr verlobte Jermer sich, und damit hörte natürlich sein Verkehr im Mogensenschen Hause auf. Er machte seinen Freunden Anzeige von dem Ereignis, und er und seine Braut statteten eines Tages eine Visite dort ab, zu einer Zeit, wo Jermer vermuten konnte, daß niemand zu Hause sei.

In der darauffolgenden Zeit hatten Mogensen und er hin und wieder einmal auf der Straße mit einander gesprochen, und eines Abends im Theater saß das Brautpaar zufällig in einer Loge neben Mogensens, in deren Gesellschaft sich Martin befand. Während der Aufführung hatten Jermer und Frau Nancy ein Lächeln ausgetauscht, in einem Zwischenakt hatte er seine Braut vorgestellt.

Seither hatte er nichts von seinem Freunde und dessen Frau gesehen. Er verheiratete sich bald darauf und machte eine dreimonatliche Hochzeitsreise nach dem Süden. In den nun folgenden Sommermonaten hielten sich die Neuvermählten auf dem Lande auf, und Jermer kam nur zur Stadt, um ins Ministerium zu gehen. Jetzt, Anfang Oktober, waren sie nach Kopenhagen gezogen.

*

Es war an einem Nachmittag gegen vier Uhr auf dem Königs-Neumarkt.

Jermer ging langsam um das Rondel in der Mitte des Marktplatzes herum, ängstlich nach allen Seiten spähend, jeden Augenblick auf die große Uhr an der Ecke schauend.

Plötzlich stand er Mogensen gegenüber.

„Ah, guten Tag, Friedrich! Das ist doch ein Ereignis! Was gehst Du hier umher und grübelst bei dem schönen Wetter?“

„Guten Tag, — ach, ich warte auf meine Frau. Aber sie muß sich verspätet haben. Sie hätte schon vor einer halben Stunde hier sein müssen.“

Die Begegnung mit Mogensen berührte Jermer unangenehm. Das unveränderte, von Gesundheit und sicherem Glück strahlende Antlitz des Freundes und seine gemütliche Anrede, die so ohne weiteres den alten vertraulichen Ton anschlug, reizte ihn in diesem Augenblick.

Aber Mogensen gab ihn nicht frei. Er war entzückt, Jermer einmal wieder zu sehen und wollte ihn durchaus bereden, ein Glas Bier mit ihm vor dem Hotel d'Angleterre zu trinken. „Deine Frau kommt natürlich nicht mehr, und wir können ja von dort aus auch Ausschau halten.“

Jermer fand keine passende Ausrede, außerdem überkam ihn eine unwiderstehliche Lust, von seiner alten Freundin, Frau Nancy, zu hören.

Als sie glücklich saßen, sagte er:

„Nun, so erzähl' mir doch, wie es bei Euch geht und steht! Ja, daß es Dir gut geht, kann ich sehen. Du bist nicht magerer geworden! Was macht denn aber Deine Frau?“

„Danke, der geht's vorzüglich. Sie ist schön und liebenswürdig wie immer. Ja, wir sind, — laß mich lieber unter den Tisch klopfen, — immer noch gleich glücklich.“

„Und erzähl mir, wie sich Euer Leben denn jetzt gestaltet hat! So still und ruhig, wie zu den Zeiten, als ich bei Euch verkehrte, geht es wohl nicht her? Ihr hattet ja angefangen, viel auszugehen.“

„Ja, freilich. Aber das war nur im Anfang, als er, Martin, Du weißt ja, zu uns kam.“

„Kommt er noch zu Euch?“

„Ja, so zu sagen täglich. Aber er ist ganz anders geworden, als damals, wo Du ihn kanntest. Du entsinnst Dich wohl, daß er so lärmend war und immer alles auf den Kopf stellen wollte. Nein, er hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert. Ich glaube geradezu, der Verkehr mit uns hat einen guten Einfluß auf ihn gehabt; er hat es nie gekannt, sich in einem Heim gemütlich zu fühlen, und wir haben ihn beide sehr lieb gewonnen. Jetzt ist es im grunde bei uns genau so wie damals, als Du kamst. Wir machen hin und wieder einmal einen kleinen Ausflug, wir gehen vielleicht etwas häufiger ins Theater als damals, aber in der Regel sitzen wir des Abends zu Hause ganz gemütlich bei unserem Glas Grog. Die einzige Veränderung besteht eigentlich nur darin, daß wir jetzt Whisky trinken. Das hat Martin eingeführt, und mir gefällt es im grunde ganz gut, jetzt, wo ich mich daran gewöhnt habe.“

„Und er macht Frau Nancy nicht mehr den Hof?“

„Was meinst Du damit? Ach, das ist ja wahr, jetzt entsinne ich mich. Das war nichts als Unsinn, und ich benahm mich recht thöricht. Uebrigens, da wir doch davon sprechen, so warst Du, lieber Friedrich, eigentlich nur schuld an dem Ganzen.“

„Ich?“

„Ja, Du machtest mich bange. Ich entsinne mich dessen sehr wohl. Weil Du nicht mit Martin zusammen sein mochtest, fing ich auch an, ihn mit scheelen Blicken zu betrachten. Nein Du,“ Mogensen lachte, „es ist wirklich kein Grund vorhanden, Martins wegen unruhig zu sein.“

„Nein, Du hast sicher keinen Grund dazu. Aber weshalb denn sonst —? Warum hältst Du ihn gerade für besonders ungefährlich?“

„Ach, weißt Du, ich habe so den Eindruck bekommen. — — Ich weiß natürlich nichts Bestimmtes, aber ich müßte mich sehr irren, wenn Martin in der Beziehung

nicht bereits schlapp ist. Er hat, glaube ich, früher sehr gelebt, aber es ist mir nicht möglich gewesen zu entdecken, daß er jetzt noch irgend welche Frauenzimmergeschichten hat. Ich habe ihn hin und wieder damit geneckt, aber er kann es nicht leiden, wenn ich davon anfange. Nancy sagt auch, sie hat ein Gefühl, als wenn er geradezu bange vor ihr ist. Es ist komisch zu sehen, wie geniert und scheu er wird, wenn sie ihm einmal im Scherz die Wange streichelt oder — was sie neulich that, — Du weißt, wie ausgelassen sie sein kann, — sich auf seinen Schoß setzt."

„Nun, und das alte Fräulein Schmidt, wie geht es der denn? Lebt sie noch?"

„Herr Gott, erinnerst Du Dich ihrer noch? Das wird Nancy amüsieren! Ja, danke, sie lebt noch immer. Und Nancy besucht sie pflichtgetreulichst, — sogar recht häufig. Du weißt, sie ist die einzige Schwester von Nancys verstorbenem Vater."

„Freilich, freilich — — — Mit andern Worten: bei Euch ist alles wie in alten Zeiten; nicht das Geringste verändert? Ihr habt doch ein seltenes Talent, das Leben in festen Formen zu leben."

„Nein, auch nicht die geringste Veränderung habe ich zu berichten, — garnichts neues, — es sei denn, daß Nancy auf die Weihnachtsausstellung soll."

„Was soll das heißen."

„Sie soll gemalt werden. Ein junger Künstler, — Holm — Petersen heißt er, — den sie im Sommer in Klempenborg kennen gelernt hat, bat mich, ob er sie nicht malen dürfe!"

„Ach so. Und das Bild wird gut?"

„Er hat noch nicht angefangen. Er ist nur ein paar mal bei uns gewesen, um die Sache zu besprechen. Aber er soll viel Talent haben. Und er ist ein sehr liebenswürdiger junger Mensch."

Das Gespräch geriet ins Stocken. Gedankenvoll schaute Jermer über den Marktplatz hinüber, ein schwaches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Du denkst an etwas Amüsantes?"

„Ach nein. Ich dachte nur, wenn ich Künstler, d. h. Bildhauer, wäre, würde ich Deine Gattin als Hebe darstellen, — als jene anmutige, häusliche Göttin, die still und bescheiden mit dem Labetrank zwischen den durstenden Göttern umherwandelt."

„Du hast recht! sie ist entzückend, wenn sie so im Lampenlicht dasteht und Grog macht. Die Art, wie sie den Arm hebt, wenn sie aus der Karaffe einschenkt, ist wirklich klassisch schön. — — — Aber jetzt ist die Reihe an Dir. Erzähl mir, wie es Dir ergangen ist?"

„Ich habe mich verheiratet. Weiter ist nichts von mir zu berichten."

„Und Du bist natürlich glücklich. Deine Frau ist so fein und elegant, — so recht eine Frau für Dich."

„Ja, wir befinden uns ausgezeichnet zusammen". Jermer schien zu eingehenderen Mitteilungen nicht aufgelegt zu sein, und seine kurzen Antworten klangen kühl und formell.

Mogensen sah ihn forschend an, während er dichte Rauchwolken vor sich hin blies. Dann legte er seine Hand auf Jermers Schulter und sagte:

„Ich will nicht aufdringlich sein, Friedrich, aber als alter Freund darf ich mich Dir gegenüber wohl offen aussprechen, — außerdem habe ich als Ehemann ja mehr Erfahrungen als Du. Siehst Du, die Ehe ist ein Glück und ein Segen, aber so ganz leicht läßt sich das nicht erringen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die erste Zeit die glücklichste ist; es dauert stets eine Weile, bis man sich so recht einlebt und seine Häuslichkeit in Ordnung hat. So zum Beispiel Nancy und ich, — ja, das weißt Du freilich, — Du hast die Entwicklung unseres Verhältnisses aus erster Hand beobachtet. Im Anfang waren zuweilen Schwierigkeiten zu überwinden, — jetzt geht alles. — — — Aber sieh da!" Er hielt inne und zeigte auf die Ecke der Großen Königsstraße.

„Was ist da?"

„Ist das nicht Deine Frau, die da steht?"

„Jermer beugte sich vor.

„Ja, das ist sie."

„Wer ist der Herr, mit dem sie spricht? Ein Freund von Dir?"

„Nein," erwiderte Jermer scharf und kalt. Er hatte sich erhoben, den Blick unverwandt auf die Ecke der Großen Königsstraße gerichtet. „Aber ich muß mich beeilen." Hastig reichte er Mogensen die Hand: „Adieu, und grüß Deine Frau von mir," — er lächelte nervös, — „grüße sie und sage ihr, ich dächte noch oft an die alten Tage."

— — Mogensen folgte ihm mit den Augen, bekümmert den Kopf schüttelnd. Dann schellte er dem Kellner, bezahlte, erhob sich bedächtig und wanderte fröhlich seinem Heim zu.

Ende.

Die Feuerbestattung vor der Volksvertretung.

Von

Heinrich Hammer.

Die Cholera wütet in Asien und bedroht Europa. Und alle civilisierten Länder machen gegen den Feind mobil: Quarantainen werden verhängt, Räucherungen und Desinfektionen vorgenommen, Cholera-Krankenhäuser und Cholera-Kirchhöfe angelegt. Cholera-Kirchhof — kläglicher Kompromiß einer Welt, die zwischen modernen und antiquierten Ideen hin- und herschwankt, für allerlei radikale Umwälzungen und rationelle Neugestaltungen öffentlicher Zustände schwärmt und dennoch sich nicht trennen kann vom Urväter-Hausrat, die selbst im Angesicht furchtbarer Epidemien nicht entschieden genug ist, von der Totengräberei zur Feuerbestattung überzugehen, vielmehr bei den Kalkgruben des Cholera-Kirchhofes stehen bleibt!

Welches sind denn die Mächte, die solchergestalt als Hemmschuh der Fortentwickelung wirken? — Einen Beitrag zu dieser Frage liefert das Schicksal, das die jüngste Petition für fakultative Feuerbestattung vor der preußischen Volksvertretung erfuhr.

Diese vom Apotheker Friederici (Friedenau-Berlin) ausgegebene und von 15,305 Personen unterzeichnete Petition ersucht das Abgeordnetenhaus, seinen Einfluß geltend zu machen, daß möglichst in ganz Deutschland, jedenfalls aber *in Preußen, neben der Beerdigung die Feuerbestattung erlaubt wird.* — Also nur um die *Erlaubnis*, nicht etwa um die obligatorische Einführung oder auch nur staatliche Unterstützung der Feuerbestattung handelt es sich! Die Bittsteller glauben die gesetzliche Erlaubnis nicht entbehren zu können, weil es sonst in das Belieben der Polizei gestellt ist, die Feuerbestattung zu verhindern. Jedenfalls können sie die Errichtung eines Krematoriums ohne ausdrückliche Erlaubnis von seiten des Gesetzes nicht gut riskieren.

Wie nun dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht bis in den Himmel

wachsen, so gelangen bekanntlich Petitionen nicht unmittelbar an das hohe Haus der Abgeordneten, sondern erst an eine Petitions-Kommission, und diese hat einen großen Papierkorb. Vor der Kommission spielte sich am 25. Mai des Cholerajahres 1892 die Verhandlung ab, die wir hier beleuchten, weil sie trotz hoher Wichtigkeit der Oeffentlichkeit nur ungenügend bekannt geworden ist.*)

Der Berichterstatter der Kommission, Abgeordneter Dr. Krause, erwähnte zunächst, daß im Jahre 1875 über eine Petition, welche gleichfalls die Zulassung der Leichenverbrennung zum Gegenstand gehabt habe, in der Petitions-Kommission zur Tagesordnung übergegangen sei, und daß man damals den Petenten besonders eine mangelhafte Begründung ihres Gesuches zum Vorwurf gemacht habe. Die jetzigen Antragsteller hätten dagegen genügendes Material beigebracht. Im Anschluß an dies Material hob Dr. Krause unter anderm Folgendes hervor:

Gegen das Begraben der Toten sprechen gewichtige hygienische Bedenken. So wird durch die Verwesung der Leichen unter Umständen das Grundwasser verschlechtert, und infolge dessen entstehen Krankheiten. Beispielsweise brach in der dänischen Stadt Friedericia, bald nachdem 600 Leichen in einem Massengrabe beerdigt worden waren, in den benachbarten Häusern eine Typhus-Epidemie aus, die so lange andauerte, bis der Friedhof tief dräniert und das Wasser fortgeleitet worden war. Gegen die Feuerbestattung läßt sich in sanitätspolizeilicher Hinsicht nichts einwenden. Ueberdies ist sie in wirtschaftlicher Beziehung recht vorteilhaft. Bei der jetzt üblichen Art der Bestattung werden große Flächen der landwirtschaftlichen Kultur oder der Bebauung mit Gebäuden entzogen. Besonders kostspielig ist die Anlage neuer Friedhöfe für große Städte, in deren Nähe die Grundstücke eben teuer sind. Die Auswahl neuer Begräbnisplätze wird auch dadurch erschwert, daß diese vorschriftsmäßig mindestens 500 Meter von den nächsten Wohngebäuden entfernt sein müssen. Endlich weigert man sich in den Vororten großer Städte mehr und mehr, Grundstücke zu Beerdigungszwecken herzugeben. Diese Mißstände drängen alle Großstädte zur Einführung der Feuerbestattung. Paris bestattet denn auch bereits 4000 Leichen jährlich mittels Feuers auf dem Friedhofe Père Lachaise. Und die Stadtgemeinde Berlin plant eine Feuerbestattung der 2700 Leichen, welche jährlich auf städtische Kosten begraben werden müssen. Jedenfalls stellen sich die Kosten der Feuerbestattung weit geringer als die der Erdbestattung. Denn die Aufbewahrung der Asche erfordert keine erheblichen Aufwendungen. Und die Herstellung von Krematorien ist jetzt sehr billig. So kostete das Krematorium in Offenbach nur 25000 Mark. Wenn man schließlich bedenkt, daß mehrere Staaten die Feuerbestattung erlauben, und daß die Angehörigen des preußischen Staates nicht gehindert werden, außerhalb Preußens die Feuerbestattung anzuwenden, daß aber diese Art der Bestattung wegen ihrer Kostspieligkeit ein Vorrecht der Wohlhabenden ist, so erfordert es die Billigkeit, daß auch der Aermere die rechtliche und thatsächliche Möglichkeit habe, seinen Leichnam verbrennen zu lassen.

Den Ausführungen des Dr. Krause gegenüber verhielten sich die Vertreter der Regierung vollkommen ablehnend, indem sie die Empfehlungen der Feuerbestattung teils ignorierten, teils abzuschwächen suchten. Der Vertreter des Ministers der Medizinalangelegenheiten meinte, der Standpunkt der Hygiene in

*) Ein ziemlich ausführlicher Bericht ist im Verlag der „Flamme“ (E. Astel, Berlin C., Breitestraße 5) erschienen.

dieser Angelegenheit sei ein neutraler, vermochte aber nicht seine Behauptung zu beweisen. Denn seine Ausführungen gipfelten in dem Satze, die Gefahren der Erdbestattung seien nur gering. Er gab also doch solche Gefahren zu! Und gegen die Feuerbestattung brachte er keinen Grund vom Standpunkte der Hygiene vor! Was er einwendete, war lediglich dem Gebiete der gerichtlichen Medizin entnommen. Wenn die Kriminalistik nicht mehr die Möglichkeit habe, Leichen nach der Bestattung zu untersuchen, so könne man teils gar nicht, teils nur schwer feststellen, ob der Tod durch ein Verbrechen verursacht worden sei. Diese Ausführung wurde vom Vertreter des Justizministers unterstützt.

Merkwürdigerweise übersahen die Regierungs-Vertreter ganz und gar die Mittel, durch welche sich die Feuerbestattung in kriminalistischer Hinsicht gefahrlos machen läßt. Solche Mittel werden in denjenigen Staaten, welche die Feuerbestattung zulassen, mit gutem Erfolg angewandt. In Massachusetts muß vor der Feuerbestattung ein Zeugnis des Medizinal-Examinators beigebracht werden, daß er eine Leichenschau vorgenommen und sich durch genaue Untersuchung von der Todesursache überzeugt habe. In England muß durch einen amtlich angestellten Arzt bezeugt werden, daß der Tod ein natürlicher war. Und mit diesem Zeugnis muß die Aussage eines in der Nähe des Verstorbenen domizilierten Arztes übereinstimmen. In Dänemark ist in diesem Jahre eine ähnliche Bestimmung erlassen worden. Auch in Paris muß die Natürlichkeit des Todes durch zwei Aerzte genügend beglaubigt sein. In der Schweiz hat der Bezirksarzt die Leiche zu sezieren nnd festzustellen, daß ein Verbrechen ausgeschlossen sei. In Gotha muß der Physikatsarzt nach genauer Leichenschau bescheinigen, daß auch nicht der entfernteste Verdacht eines Verbrechens vorliege; dasselbe Resultat muß eine Untersuchung seitens der Ortspolizei des Verstorbenen ergeben haben. Würden auch in Preußen ähnliche Maßnahmen getroffen, so wäre nicht nur das kriminalistische Bedenken gegen die Feuerbestattung beseitigt, sondern auch noch ein Vorteil gewonnen, teils hygienischer, teils gerade kriminalistischer Art. Denn der Einwand des Ministeriums für Medizinalangelegenheiten, die Vernichtung der Leiche durch Feuer könne für verbrecherische Naturen den Antrieb zum Mord verstärken, wird vollkommen verdrängt durch die Aussicht, daß dieser Antrieb vielmehr sich verringert, wenn eine genaue Leichenschau zu erwarten ist. Uebrigens ist es in hohem Grade inkonsequent, wenn die preußische Regierung ungeachtet ihrer kriminalistischen Bedenken gestattet, daß die Leichen preußischer Unterthanen in anderen Staaten (z. B. in Gotha) verbrannt werden, diese Bedenken aber gegen die fakultative Feuerbestattung in Preußen vorbringt.

Wenn man nach solchen Erwägungen sich besinnt, was denn die eigentliche Triebfeder unserer Regierung zur Versagung der Kremation sein möge, so erhält man hierüber Beleuchtung durch die weiteren Verhandlungen in der Petitions-Kommission. Auch das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten sprach nämlich hierbei ein Wörtlein mit. Sein Vertreter äußerte (nach dem Kommissions-Berichte): „Der Gebrauch der Bestattung der Leichen zur Erde stimme mit den Gesetzen und Vorschriften sämtlicher Konfessionen überein, und es seien die Parochialsysteme dementsprechend allenthalben mit Kirchhöfen eingerichtet. Es handele sich hierbei um eine christliche Sitte, welche mit den religiösen Anschauungen im engsten Zusammenhange stehe. Die Bestattung zur Erde entspreche der Pietät, die das Christentum für die irdischen Ueberreste der Verstorbenen hege; in eine solche Sitte ändernd einzugreifen, sei mindenstens

bedenklich. Die Annahme erscheine berechtigt, daß durch die Zulassung der Feuerbestattung eine Schädigung des christlichen Glaubens, auf welchem die Bestattung zur Erde beruhe, herbeigeführt werden würde.

Das geistliche Ministerium fand natürlich unter den Mitgliedern der Kommission Bundesgenossen. Was die religiöse Seite der Sache anlange, so müsse — das führten mehrere Mitglieder aus — den Angaben der Bittsteller gegenüber mit Nachdruck betont werden, daß nur die jetzt übliche Art der Bestattung dem christlichen Glauben und der christlichen Lehre entspreche. Es sei unrichtig, daß jemals die Feuerbestattung vom christlichen Standpunke aus für zulässig erachtet worden oder gar Christen auf diese Art bestattet seien. Namentlich müsse bestritten werden, daß dies an den Leichen von Geistlichen mit Einwilligung der letzteren geschehen sei. Sowohl die katholische als die evangelische Kirche duldeten die Feuerbestattung nicht. Durch letztere würde die Pietät, mit welcher die Christen die letzte Ruhestätte ihrer Toten umgeben, zerstört und damit das Christentum selbst gefährdet werden. Zwei Mitglieder der Kommission behaupteten, daß, wer gegen die Erdbestattung sei, sich innerlich bereits vom Christentum losgesagt habe, und daß man von ihm dem Mut verlangen müsse, die Folgerung aus dieser seiner Anschauung auch äußerlich und öffentlich zu ziehen. Wer entgegen der uralten christlichen Bestattungsart, so erklärte eines dieser Mitglieder, die Zulassung der Leichenverbrennung verlange, der überhebe sich und dünke sich eines Hauptes länger als die anderen. Und das andere dieser Mitglieder stellte vom Standpunkte der christlichen Religion aus die Feuerbestattung der Eheschließung, falls sie ohne Mitwirkung der Diener der Kirche erfolge, gleich. Ein guter Christ könne weder für das eine noch das andere sein.

Ueber Religion und Pietät läßt sich nicht streiten; das sind Geschmackssachen. Mögen daher jene Leute, welche die Feuerbestattung aus religiösen Motiven scheuen, fortfahren, ihre Toten zu begraben! Aber gerade weil hier ein undiskutables Gebiet vorliegt, sind sie verbunden, denen, die anders fühlen und glauben als sie, mit Duldsamkeit zu begegnen und weder mit staatlichen noch auch mit moralischen Mitteln die Feuerbestattung zu hemmen. Wer den Feuerbestattern Pietätlosigkeit, Unchristlichkeit, Ueberhebung vorwirft, der beleidigt eine große Anzahl christlicher Geistlicher, z. B. den verstorbenen Ober-Konsistorialpräsidenten Schwarz zu Gotha, der sich verbrennen ließ, und viele Pfarrer in der Schweiz und in Amerika, sowie eine bedeutende Menge von Mitgliedern christlicher Gemeinden. Kürzlich erst gab der Oberkirchenrat von Baden den Entscheid, die Feuerbestattung sei keiner Glaubenslehre oder Satzung des Christentums zuwider, daher könne den Geistlichen die Amtierung bei Feuerbestattungen nicht verwehrt werden.

Wer von der Feuerbestattung eine „Schädigung des christlichen Glaubens“ befürchtet, kann sich wohl nur auf die Lehre von der „Auferstehung des Fleisches“ beziehen. Warum aber sollte ein allmächtiger und allgütiger Herrgott nicht eben so gut verbranntes, wie vermodertes, von Würmern und Pflanzen verzehrtes Fleisch auferwecken können und wollen? Lehrt nicht eine christliche Kirche, daß christliche Märtyrer, die durch Feuer hingerichtet wurden, im Himmel wohnen? Und haben nicht Katholiken wie Reformierte vor Zeiten Scheiterhaufen errichtet in der Ueberzeugung, die verbrannten Ketzer würden am jüngsten Tage mit Zähneklappen auferstehen?

Oder sollte es etwa für religiöse und poetische Sinnigkeit ergiebiger sein,

zwischen eng gedrängten, dumpfigen, modervollen Gräbern zu verweilen, als in einem Columbarium, das in keiner Beziehung unästhetisch ist und durch die Kunst des Gärtners und Bildhauers mindestens ebenso wohl geschmückt werden kann, wie der Kirchhof?

Doch das Schicksal der Petition für fakultative Feuerbestattung ist entschieden. Die Kommission beschloß mit 11 gegen 5 Stimmen, dem Hause der Abgeordneten zu empfehlen, *über die Petition zur Tagesordnung überzugehen*. Die Namen der Kommissionsmitglieder lauten: Lehmann, Vorsitzender, Dr. Krause, Berichterstatter, v. Bismarck, v. Borcke-Rienow, v. Bredow, Bunzen, Conrad (Graudenz), Czwalina, Dr. Dürre, Engels, Freiherr v. Eynatten, Friedrichs (Gummersbach), Dr. Graf (Elberfeld), Halberstadt, Jacobs, Jerusalem, Jürgensen, Lückhoff, Mies, Oster, Pleß, v. Puttkamer-Treblin, Radziejewski, Schmidt (Warburg), v. Veltheim, Freiherr v. Wackerbarth-Linderode, Weber (Genthin), v. Werdeck.

Fürwahr, wenig erbauliche Auspicien in einem Cholerajahr! Was aber in die Tragik eine gewisse Komik mischt, ist die Aussicht, daß die Stadt Berlin das Krematorium, welches sie für die auf städtische Kosten zu Bestattenden plant, ohne erheblichen Widerstand der Behörden errichten wird. Die Erwägung, daß alsdann die Begräbniskosten nur etwa zwei bis höchstens zehn Mark betragen, dürfte eben stärker sein als die „Pietät" gegenüber den „Armenleichen"! Hoffen wir, daß der triumphierende Säckel der Stadt und die eingeäscherten Armenleichen bald tüchtige Bresche in die Hemmnisse der Feuerbestattung legen und dem Fortschritt eine Gasse bahnen werden.

Der Bauernbub.

Novelle

von

Maria Janitschek.

Antonie las den Brief zu Ende . . . . . Die Tante war eine komische Frau. „Besuch mich doch endlich!“ Als ob Boston so ein kleiner Nachmittagsausflug wäre! Ja wohl. Ein paar Wochen Seefahrt und vorher noch eine ziemliche Strecke Eisenbahn. Und mit wem sie wohl reisen sollte? Allein? Nein liebe Frau Tante, daraus kann nichts werden, aber vielleicht läßt sich der andere Wunsch erfüllen. „Wenn Du nicht kommst, schick' mir wenigstens Dein Bild. Aber Du, keine Photographie, das bitte ich mir aus. Photographieen hasse ich nämlich. Die Leute ziehen ihrem Gesicht ein Feiertagskleid an, wenn sie zum Photographen gehen. Und ich seh' die Menschen so gern in ihrem Arbeitskleide, wenns auch — ein paar Flicken trägt. Also —“

Ja, an den letzteren fehlt's nicht.

Antonie trat vor den Spiegel und betrachtete melancholisch ihr Ebenbild. Verblüht! Augen, Haare, weich, müd', glanzlos, heller geworden, als ob die Zeit eine feine, ganz feine Staubschicht darauf gestreut hätte. Bah! — „Herein!“

„Guten Morgen.“

„Guten Morgen, Onkel.“

„Was, Du hast noch nicht gefrühstückt?“

„Wie Du siehst, nein. Will's aber gleich nachholen. Bitte setz Dich.“

Der alte weißhaarige Herr mit dem freundlichen Gesicht stellte behutsam seinen Hut auf ein Ecktischchen und ließ sich in einen Schaukelstuhl fallen.

„Schönes Wetter, Toni. Was hast Du da für Briefe?“

„Lauter albernes Zeug. Geschäftsempfehlungen, Adressen von Weinhändlern ꝛc. Da ein Brief von Tante Wallhausen.“

„Ah, wie geht's ihr?“

„Gut sonst, bis aufs Altwerden.“

„Oho, was heißt das? Leidet sie an irgend einem Gebreste?“

„Ja, an der Einsamkeit.“

„Was, die Tante?“

„Ja Onkel, man kann einen Schwarm Bediensteter haben, und sich doch recht einsam fühlen.“

„Ja, aber Du sprachst doch vom Altwerden.“

„Natürlich. Das erste Zeichen des anklopfenden Alters ist, wenn man sich einsam fühlt.“

„Aber eine so gute Hausfrau —“

„Hahaha, — Onkelchen, Du bist rührend. Nein im Ernst. Siehst Du, die Tante will, ich soll sie besuchen. Pst, schweig, ich weiß, was Du sagen willst. Du willst mich begleiten, aber das nehme ich nicht an. Du mit Deinen zweiundsechzig Jahren eine so anstrengende Seefahrt! Nein, daraus wird nichts. Allein aber hin-

reisen will ich nicht. Ich bin so ein hilfloses Ding — doch Du kennst mich ja. Ich würde dreimal auf der Schiffbrücke stolpern, statt meines Passes eine Hotelrechnung vorzeigen, und meine Koffer mit den Musterkoffern eines Handlungsreisenden vertauschen."

„Aber liebes Kind —"

„Uebrigens hat die Tante einen Ausweg vorgeschlagen. Sie nimmt statt der lebendigen auch eine gemalte Antonie."

„Wie?"

„Gelt, das ist sonderbar?"

„Aber das versteh ich nicht."

„Ja die Sache ist einfach, Onkel. Tante Wallhausen will, ich soll mich für sie malen lassen."

„Ei, ei, aber so ein Einfall!"

„Hab' ich auch gedacht, Onkel."

„Nun, wirst Du's thun?"

Antonie zuckte die Achseln.

„Nicht gerne. Das kannst Du Dir denken."

„Warum?"

„Weil es etwas — spät dazu ist."

„Was? Bist Du —?"

„Nein, aber —, gehen wir zu anderem über. Für Dich, herzlieber Onkel, bin ich immer das „Kind" und bleibe es hoffentlich auch. Höre —"

„Thu mir den einzigen Gefallen und trinke endlich Deinen Kaffee. Ich kann's nicht sehen, wie sich auf der Milch da oben eine Haut bildet."

Antonie lachte und frühstückte hurtig. Der Onkel erhob sich.

„Jetzt gehe ich wieder. Hast Du etwas dagegen, wenn ich Dich nach Tisch zu einer Spazierfahrt abhole?"

„Im Gegenteil. Ich bin sehr dafür. Wohin soll's gehen?"

„Ah, irgendwo hinaus, ins Grüne."

„Topp, Onkel. Um zwei Uhr findest Du mich bereit."

Er trippelte fort, und sie trat zum offenen Fenster und atmete den goldenen Frühlingsduft ein, der hereinströmte. Und auf einmal dachte sie bei sich: Bist doch eine recht herzlose Person, daß du, statt bei deiner einzigen Verwandten zu leben, hier deine Tage verträumst. Der „Onkel" war nämlich nicht Antoniens Onkel, sondern ihr Vormund, ein langjähriger Freund ihrer Eltern, dessen Obhut sie, als sie starben, die Tochter empfahlen. Sie nannte ihn als Kind „Onkel" und behielt diese vertrauliche Bezeichnung bei. Er war ein trefflicher Freund, aber die Tante war die leibliche Schwester ihres Vaters, und besaß mehr Anrecht auf ihre Ergebenheit. Ja, wenn nur eins nicht gewesen wäre! Frau Wallhausen war die Eigentümerin eines der ersten Hotels in Boston. In ihrem Hause ging's toll her. Täglich trafen Schwärme von Reisenden ein, Kellner, Diener, Hausknechte, Zofen liefen durcheinander, Telegramme flogen aus und ein, Postboten rannten über die Treppen, alles drängte und rief nach der Hausfrau, die, obschon mit besonders scharfem Geschäftssinn begabt, doch oft beinahe den Kopf verlor. Seit ihr Mann gestorben war, (Kinder hatte sie keine) führte sie allein die Leitung des enorm großen Hauses. Warum thut sie dies? fragte sich Antonie. Warum ließ sie sich's nicht genug sein an ihren zwei, drei Millionen, sondern arbeitete, kämpfte, ärgerte sich weiter? Das war's, was das Mädchen nicht begriff und was die Tante ihrem Herzen entfremdete. Dieses Fieber, Geld zu verdienen, zu scharren, Werte auf Werte aufzuhäufen, o, sie kannte es.

Antoniens Eltern waren ganz arme Leute gewesen, Dienstboten, die sich jahrelang quälten, bis sie einige Ersparnisse zusammengerafft hatten. Mit diesen kauften sie einen kleinen Delikatessenladen. Nach vielen Entbehrungen und rastlosem Fleiße gelang es ihnen, ihn zu vergrößern. Antoniens Mutter ersann allerlei Leckerbissen, die großen Abgang fanden. Schließlich mieteten sie mehrere Stuben zu dem Laden.

Jeder Eisenbahnzug brachte Wallhausen frische Delikatessen aus allen Weltgegenden. Einige Gourmands begannen ihren Lunch bei ihm zu nehmen. Schließlich drängte sich die vornehme Welt in seinen Hinterstuben und bezahlte mit Gold die Erfindungsgabe der Frau Wallhausen, die tagaus tagein mit rotem Gesichte vor ihrem Kochherde stand, in einem Raume, der von Gaslicht erhellt war, und in den nie ein frischer Luftzug Eingang fand. An diesen Raum knüpften sich Antoniens erste Erinnerungen. Hier stand sie, sobald sie aus der Schule kam, und mußte der Mutter zusehen, um es dereinst „ebenso machen zu können". Und wenn das Kind bat, an die Luft gehen zu dürfen, um zu spielen, schalt die Mutter es leichtsinnig. Und der Vater brummte: „Deine Mutter hat in Deinem Alter auch nicht mehr gespielt."

Und einmal nahm Antonie die Mutter um den Hals und sagte: Mama, sind wir denn noch immer nicht reich genug, daß Du aus dieser häßlichen Küche fortgehen dürftest?"

Da erhielt sie als Antwort eine Ohrfeige von der Mutter und der Vater sagte: „Aber Kind, willst Du verhungern?"

Und Antoniens Freundinnen kicherten und sagten: „Ihr habt Geld genug, aber Deine Eltern sind geizig. Unsere Eltern haben weniger als ihr, aber sie gehen doch mit uns spazieren und führen uns im Sommer aufs Land."

Mit den Jahren verstand Antonie ihre Eltern. Es war eine Krankheit, an der sie litten: Verfolgungswahn. Sie hatten jetzt Hunderttausende, aber sie zitterten immer noch unter dem Eindrucke ihrer einstigen Not ..... Und schließlich wurde das Verdienen und Geldeinnehmen ihr Beruf, ihre Religion, ihr Lebenszweck.

Als Antonie zwanzig Jahre alt war und keine Ohrfeige mehr zu befürchten hatte, fragte sie einmal die Mutter, ob sie denn nicht wenigstens für eine Zeit lang sich ausrasten wollte.

Da lachte die Frau.

Die schwarze, große, rauchige Küche mit dem blitzenden, roten Kupfer an den Wänden war ihr lieber als jeder Ruheplatz der Welt.

„Wenn wir Dir zu gering sind, verheirate Dich doch vornehm," sagte der Vater, „Du brauchst ja bloß Ja zu sagen, Freier sind genug da."

O ja, Freier waren genug da. Der dicke Bauunternehmer, der eben wieder eine halbe Million in falschen Spekulationen verloren hatte, ein adeliger Assessor mit mehr Schulden als Haaren auf dem Haupt, ein reicher rotbackiger Hoteliersohn, der sich nach einer tüchtigen Hausfrau umsah.

Antonie sagte trocken: „Ich heirate nicht."

„Wie kommen wir zu so einem Kinde?" fragten die Eltern sich bekümmert. Sie faßten es nicht, daß ein normaler, gesunder, junger Geist Ekel vor ihrer Krankheit empfinden mußte.

Insgeheim tröstete sich Antonie in ihrem freudearmen Leben dadurch, daß sie sich Bücher verschaffte, die sie in ihren freien Stunden las. Oft auch recht thörichte Bücher, aber sie hatte ja niemand, der ihr raten konnte. Sie sehnte sich leidenschaftlich aus der Enge und Dürftigkeit ihrer Bildung in ein breiteres Geistesleben. Und so wurde sie älter und älter, mit dem Mißtrauen im Herzen, daß jeder Mann der sich ihr näherte, nicht sie, sondern nur ihr Geld begehrte. Es war auch der Fall bei den Männern, die sie kennen gelernt hatte.

Eines Tages starb der Vater. Nun zwang sie förmlich die Mutter, das Geschäft aufzugeben und sich zur Ruhe zu setzen.

Die Mutter that's auch. Aber seltsam. War es die Sehnsucht nach ihrem Manne, oder nach dem gewohnten Leben. Zwei Monate nach dem Tode des Vaters starb auch sie.

Antonie befand sich im Besitze einer Million und — der Freiheit. Aber sie war ein altes Mädchen geworden. Allerdings, jetzt hinderte sie nichts mehr, den Funken, der all ihr Lebtag in ihr gelegen hatte, zur Flamme anfachen zu lassen. Die weitgehendsten Bestellungen bei Buch- und Kunsthändlern wurden gemacht. Sie

stürzte sich kopfüber in den Strom der Weltlitteratur. Tag und Nacht las sie. Wahllos, oft auch verständnislos. Sie schluchzte mit Heine und zerbrach sich über Schopenhauer den Kopf. Sie verging vor Sehnsucht nach etwas Hinreißendem, Großem, dem sie alle Tage einen andern Namen gab, heute Durst nach Wissen und morgen nach — Liebe.

*

Pünktlich stellte sich der Onkel ein. Sie fuhren weit hinaus. Vor einem kleinen Dorfwirtshaus wurde Halt gemacht. Zwischen blühendem Goldregen und Flieder setzten sie sich einander gegenüber und machten sich ihre täglichen Berichte.

Holzer hatte vor zehn Jahren seine Bandfabrik verkauft, und lebte von seinen Renten. Er war ein guter alter Mann, der seit nahezu dreißig Jahren mit Wallhausens im innigsten Verkehr stand. Antonie liebte ihn wie ihren Vater, er sie wie seine Tochter. Verständnis für ihre Natur besaß er keins. Seelen hatten ihn von jeher nicht interessiert, nur biedere, brave Leute, die sich „nicht ums Ohr hauen ließen."

„Mir ist übrigens eingefallen," sagte er, seine halbgeleerte Mokkatasse bedächtig auf den Tisch stellend, „daß Du doch der Tante den Wunsch erfüllen solltest. Sie ist alt, wer weiß wie lange sie noch lebt. Wenn sie ihre letzte Verwandte wenigstens im Bilde sehen möchte, solltest Du ihr doch die Freude machen."

Antonie sah einer Lerche zu, die sich in die Lüfte aufschwang, und lächelte.

Der Onkel fuhr fort, sie zu drängen.

„Teuer wird's nicht sein, Du brauchst ja nicht die ganze Gestalt, nur den Kopf malen zu lassen."

„Um den Preis handelt sich's nicht", sagte sie leichthin, „aber wo ist ein Maler, und überhaupt kommt mir eigentlich die Sache lächerlich vor."

„Hm ja, einen Maler. Ich glaube den wüßte ich Dir zu nennen, wenn er — aber ich denke, er wird noch hier sein. Das wär auch einer, vor dem Du Dich nicht zu schämen brauchtest."

„Wieso?" fragte Antonie.

Holzer lächelte. „Es ist nämlich ein — Bauernbub. Ich kenne seine Eltern. Der Vater hat mehrere Kühe und führt Milch in die Stadt. Die Mutter kann kein Wort Hochdeutsch reden. Wie es gekommen ist, daß der Sohn Maler wurde, weiß ich nicht. Aber Langs Neffe, — Du kennst doch Lang, der die Spinnerei in der Ungergasse hat, — der Neffe hat sich für seine Braut malen lassen, die Thürmerische, die kennst Du doch auch —"

„Aber ja freilich, ich kenne sie alle."

„Na ja, ich meinte ja nur. Also das Bild soll sehr gut geworden sein. Der alte Lang hat mir's neulich gezeigt, als es bei Hark war, der den Rahmen dafür herstellt. Wie gesagt, teuer —"

„Aber wer weiß, ob er Lust haben wird, mich zu malen," unterbrach Antonie den Gedankengang ihres Vormunds. „Maler lieben es, junge, schöne, oder wenigstens interessante Gesichter zu malen, doch ich —"

„Ah was," warf der Onkel hin, „einen Maler mußt Du Dir gerade wie einen Schuster vorstellen. Da ist der Fuß, sehen Sie ihn genau an, machen Sie mir einen gut passenden Schuh. Nach einiger Zeit liefert er Dir die Stiefel, Du prüfst sie, sie gefallen Dir, Du bezahlst, und das Geschäft ist erledigt."

Antonie lachte. Sie hatte in Büchern gelesen, wie Päpste und Könige die Maler geehrt und gefeiert haben. Der Onkel war doch ein köstliches Original.

„Weißt Du Onkelchen," sagte sie heiter, „wir können ja dem Schuster oder Bauernbub, wie Du ihn schmeichelhaft betitelst, einen Besuch machen. Nachher steht es uns immer noch frei, einen entscheidenden Entschluß zu fassen."

„Topp," rief der Alte. „Ich erkundige mich heute wo er wohnt, dann können wir morgen hingehen."

*

Er wohnte ganz draußen außerhalb der Stadt, zwischen einer verfallnen Mühle und dem Armenspital. Das Haus hatte ein schiefes Dach, und sah überhaupt recht verwahrlost aus. Ein hölzernes Trepplein führte von außen zu einer Thüre, auf der „Atelier" und darunter „Ralph Brander" stand.

Antonie machte verwunderte Augen. Sie hatte sich den Aufgang zu einem Maleratelier anders vorgestellt. Sie klopften. Da aber niemand „herein" rief, drückten sie auf die Thürklinke und gingen hinein. Sie befanden sich in einem ziemlich dunklen Vorraum, den ein dicker langer Vorhang abschloß.

Antonie blieb verwirrt stehen, der Onkel aber ging resolut auf den Vorhang los und schlug ihn zur Seite. Ein heller Raum lag vor ihnen. Sie traten hinein. An den Wänden hingen zahllose Bilder, Landschaften, Köpfe, Fratzen, Tierstudien, alle von einer dicken Staubschichte überzogen. Den Boden bedeckte ein großer Teppich. Die eine Wand war fast ganz in ein mächtiges Glasfenster verwandelt. Das Gesicht diesem zugewendet, die Hände in den Hosentaschen, stand ein kleiner frecher Gassenjunge und lachte. Ihm gegenüber, hinter einer Staffelei halb verborgen, saß ein Mann, von dem Antonie nicht mehr bemerkte als einen Wald strohgelben, verwirrten Haars.

Jetzt hob er das Gesicht auf. Ein ganz von der Sonne versengtes, verbranntes, braunes Gesicht, mit einer Stumpfnase und großen, lechzenden, hungrigen, blauen Augen, — der Bauernbub!

Antonie stammelte etwas, das sie selbst nicht verstand. Der Onkel warf sich in die Brust.

„Sie sind Herr Brander? Ich habe schon von Ihnen gehört."

Der Maler starrte einen Augenblick die Beiden wie geistesabwesend an. Augenscheinlich war er so in seine Arbeit vertieft gewesen, daß er den Eintritt der Besucher überhört hatte. Er sagte zu dem Jungen: Du kannst Dich setzen, erhob sich und führte Antonie und ihren Begleiter zu dem Divan, der in der Ecke stand. Er selbst rückte sich ein Stühlchen herbei.

„Ich möchte Sie bitten," begann der Onkel, etwas höflicher, „daß Sie meine Mündel, hier, in Oel malen."

Brander warf einen Blick auf Antonie, die bis über die Ohren errötete und zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Ist das Bild eilig?"

Holzer bejahte. „Ihre Tante in Boston —"

Antonie unterbrach ihn. „Nein, eilig ist das Bild durchaus nicht."

„Dann ist's mir recht, sonst hätte ich den Auftrag nicht annehmen können. Ich möchte zuerst jenes Portrait vollenden." Dabei deutete er auf die Staffelei.

Antonie blickte hin und brach in Lachen aus.

Der Gassenjunge, die Hände in den Hosentaschen, grinste mit unverschämt frechem Ausdruck von der Leinwand herab.

Antoniens Lachen hatte die leise Verlegenheit gebrochen, die über ihnen lag.

Auch der Onkel lächelte jetzt. „Das muß ein unangenehmes Stück Arbeit sein, einen solchen Lausbuben zu malen, wie?"

„Im Gegenteil," sagte der Maler. „Es ist ein ganz famoses Modell. Hätt' ich nur immer solche Köpfe."

Der Onkel warf Antonie einen bedächtigen Blick zu. War es nicht eigentlich gewagt, mit einem Maler ein Geschäft abzuschließen, der so verrückte Ansichten hatte? Antonie sagte kurz:

„Bis wann, Herr Brander, würden Sie dann für mich Zeit haben?"

„Bis in vier Wochen ungefähr."

„Was? So lange wollen Sie an dieser Fratze malen?" rief der Onkel entrüstet.

„Werden Sie es mich wissen lassen?" fragte Antonie rasch.

Der Maler starrte ins Weite, dann sagte er zögernd: „Ich kann Ihnen ja eine Mitteilung zukommen lassen."

Antonie zog ihr Visitenkartentäschlein heraus, und reichte ihm ihre Karte mit der Adresse.

„So, nun wollen wir Herrn Brander nicht länger stören, komm Onkel."

Holzer erhob sich schwerfällig und drohte dem Gassenjungen, der auf einem Stuhl ritt und die beiden angrinste.

„Richtig, der Kostenpunkt —" Der Alte wollte sich neuerdings an den Maler, wenden, doch Antonie schob ihn sanft hinaus.

„Auf Wiedersehen. Auf Wiedersehen."

„Sagt ich's nicht? Der richtige Bauernbub," brummte der Onkel, über das Trepplein hinabstolpernd.

*

Wochen vergingen.

Antonie hatte sich mehrere Kleiderstoffe kommen lassen und versuchte vor dem Spiegel, welche Farbe ihr am besten zu Gesicht stand. Dann ließ sie die Stoffe verarbeiten. So viel neue Kleider auf einmal hatte sie noch nie besessen. Welches sie wohl für die Sitzung wählen sollte? Einige Tage grübelte sie darüber nach, dann packte sie den ganzen Kleiderkram in einen Schrank und lachte über ihre plötzlich erwachte Eitelkeit.

Brander ließ nichts von sich hören.

Antonie ging ihre gewohnten Wege, vom Garten ins Haus, vom Haus in den Garten. Der alte weißhaarige Mann leistete ihr Gesellschaft und erzählte ihr wunderliche Geschichten, die sich vor vierzig Jahren in seiner Jugendzeit zugetragen hatten.

Melancholisch lächelnd hörte das Mädchen zu. Sie war eigentlich mit dieser Vergangenheit vertrauter geworden als mit der Gegenwart. Was verband sie mit dieser? Was verdankte sie ihr? Ein traurig dahinfließendes Leben, ohne innern Gehalt, ohne Ziel, ohne Zweck. Die Menschen gingen fremd an ihr vorüber. Man hielt sie für geizig, hochmütig, wunderlich. Und sie war so gebunden von ihrem thörichten Mißtrauen, daß sie es nicht vermochte, ihnen anders als mit Kälte und Zurückhaltung zu begegnen.

Was wollte sie denn eigentlich? Keinen Händedruck und keine Schmeichelei, und kein förmliches Lächeln, etwas, das es vielleicht gar nicht auf dieser Welt gab, wenigstens nicht für sie. Es kämpfte in ihr die himmlische mit der irdischen Liebe. Sie wollte nicht geben, ohne zu empfangen. Und weil sie eben nicht schön war, wollte sie keiner um ihrer selbst willen. Aber weil sie reich war, wollten sie viele. Das Gegengebot war ein Mann. Ihr zu wenig. Sie hatte eben die himmlische Liebe noch nicht kennen gelernt.

*

Einmal sagte der Onkel: „Richtig, was ist denn aus Deinem Vorsatz, Dich portraitieren zu lassen, geworden?"

Um ihre Lippen zuckte es bitter. „Ich bin ihm zu häßlich. Er hat nichts von sich hören lassen."

„Ich hab's Dir ja gleich gesagt, er ist ein Bauernbub," entgegnete der Alte mürrisch. „Möglicherweise hat er das Schreiben garnicht gelernt. Ich will zu ihm gehen und ihn fragen, ob er seinen Gassenjungen fertig gekleckst und nun für anständige Leute Zeit hat."

„Wie Du willst," sagte Antonie, „mir ist die Sache gleichgiltig."

Ein paar Tage später erhielt sie eine Karte mit wunderlichen Schriftzügen. Die unausgeschriebenen Worte lauteten:

„Geehrt. Fräul.! Wenn Ihnen genehm ist, könn. wir morg. drei Uhr d. Sitz. beg. Brander."

Später kam der Onkel.

„Warst Du bei ihm?" fragte Antonie, ihm die Karte zeigend.

„Ja gestern. Denke Dir, seinen Gassenjungen hat die Berliner Nationalgallerie angekauft. Da sieht man den Geschmack der heutigen Gesellschaft. So ein verkommenes Vagabundengesicht. Und Geld hat er dafür gekriegt, was glaubst Du, wie viel?"

„Tausend Mark."

„Sechsmal so viel," fuhr der Onkel erregt fort, „paß nur auf, daß er Dir nicht zu viel fordert, ich wollte den Preis von ihm erfahren, aber er wurde fast grob und sagte, den wüßte er selbst noch nicht."

Antonie biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Aber Onkel, das ist ja meine Sache. Uebrigens, warum ließ er mich denn so lange auf eine Mitteilung warten?"

„Das weiß ich nicht. Als ich bei ihm eintrat, schien er ein wenig verlegen und redete so herum, ich glaube, er hatte die ganze Geschichte wieder vergessen."

Am nächsten Tage zog Antonie das einfachste Kleid an, das sie besaß, und ging zu dem Maler.

„Bin ich so recht?" fragte sie.

Er warf einen flüchtigen Blick auf ihren Anzug. „Gewiß, warum nicht?"

Das Kleid war aus dunklem Stoffe und ließ sie durchaus nicht vorteilhaft erscheinen. Aber ihm war's gleichgiltig und ihr auch. Und so setzte sie sich auf den Armsessel gegenüber dem breiten Glasfenster, das unbarmherzig die helle Lichtflut auf ihr Gesicht goß und jeden Zug, jede Linie desselben enthüllte. Ralph heftete seine hungrigen Augen auf sie und begann zu zeichnen. Sie erschien sich wie eine Verurteilte auf den peinlichen Sessel gebannt, den suchenden, grabenden Blicken ihres Gegenüber preisgegeben.

In der ersten Sitzung wurde die Zeichnung vollendet und der Untergrund fertig gemalt. Brander arbeitete mit verblüffender Schnelligkeit. Antonie atmete auf, als sie nach einer Stunde heimgehen durfte. In sechs bis acht Sitzungen meinte er, würde er das Bild fertig bringen, aber sie müßte jeden Tag kommen, denn er wolle es nicht trocknen lassen, sondern naß in naß malen.

Sie kam wieder. Damit sie nicht so starr dasäße, redete er hie und da während des Malens einige Worte zu ihr. Er hatte eine merkwürdig naive Art zu reden. Oft vergaß er einen angefangnen Satz zu vollenden, oft war's als spräche er zu sich selbst, so leise und undeutlich murmelte er vor sich hin und kümmerte sich garnicht, ob sie auf sein Gespräch einging oder nicht. Um ihn zu verstehen, blickte sie aufmerksam auf seine Lippen. Sie bemerkte, daß sie brennend rot waren und immer ein wenig offen standen. Sie wurde verwirrt und antwortete nicht, als er sie nach etwas fragte. Schließlich sagte er garnichts mehr, sondern arbeitete schweigend fort.

Sie sah die Büschel strohgelber Haare über die Leinwand gebeugt, auf der ihr Bild entstand. Dann und wann warf er den Kopf zurück und schleuderte seine Blicke in ihr Gesicht. Sie empfand dies jedesmal wie einen Schlag, den ihr jemand versetzte. Es lag etwas Brutales, Verletzendes in der Art, wie er sie ansah.

Sie erschrak, als sie zum ersten Mal ihr Bild genauer betrachtete. Sie mußte sich in einen Sessel niederlassen, um nicht umzusinken vor Wut und Scham. Was brauchte er das, was tief in ihrer Seele verborgen lag, zu enthüllen? Schonungslos hatte er alles ans Licht gezerrt, was sie von keinem Menschen geahnt glaubte. Die Sehnsucht der einsamkeitsmüden, umschatteten Augen, den Zug der Bitterkeit um die schmalen entsagenden Lippen, das leise Vibrieren der Nüstern, das so viel verriet? . . . . . Es war schändlich, niederträchtig von ihm, daß er das alles wiedergegeben hatte. Es war ein Akt der Roheit. Er sah ihr heftig bewegtes Gesicht, beugte sich über sie und fragte, was sie habe? Ob ihr das Bild mißfalle? Sie richtete ihre thränengefüllten Augen starr auf ihn. Es war eine Anklage.

Aber der Bauernbub blieb kalt. Er lächelte mit den mohnroten Lippen und fuhr sich mit der farbenbeschmutzten Hand durch das wollige Haar.

„Ich halte das Bild für gut."

Und dann schlägt er ihr wieder die Blicke ins Gesicht, verbohrt sich in den

Linien und Zeichen, die da stehen, vergleicht sie mit jenen des Antlitzes auf der Leinwand und nickt zufrieden.

Sie eilt nach Hause. Ihr ist, als sei sie erniedrigt, entehrt. Es giebt einen Menschen auf Erden, der in ihrer Seele gelesen hat. Und es war das Auge der Gleichgiltigkeit, das zum ersten Mal diese Schrift entzifferte. Das ist das Bittere daran.

Vielleicht lacht er im Stillen über das, was er las .... Antonie haßt ihn.

*

„Ich habe die Lust verloren, hinzugehen," sagte sie gleichgiltig. Und der Onkel kraute sich verlegen hinterm Ohr.

„Wenn Du willst, geh ich mit Dir, aber hingehen solltest Du doch. Was nützt Dir das angefangene Bild? Bezahlen mußt Du's doch. Und die Leute die schon davon hörten, werden weiß Gott was für Albernheiten denken, wenn Du plötzlich wegbleibst."

„Wer hörte davon?" fragte Antonie.

„O Gott, alle. Ich hab's Saul gesagt, der mich neulich im Bierhause traf, der druckte es sofort in seinem „Tagblatt". Er bat Brander, daß er das Bild im hiesigen Kunstverein ausstelle, bevor es in Deinen Besitz übergeht."

„Brander sprach mir kein Wort davon."

„Er würde Dich wahrscheinlich jetzt gebeten haben."

„Nie würde ich das gestatten," sagte sie herb. „Aber Du hast recht, ich will doch hingehen."

Die „Albernheiten", die die Leute denken würden, hatten nicht verfehlt, auf Antonie Eindruck zu machen. Sie zeigte ihm durch eine Zeile an, daß sie wieder kommen wolle.

Und dann schlief sie die ganze Nacht vorher nicht und kam in unbeschreiblich aufgeregtem Zustand ins Atelier. Ralph trat ihr wie immer mit gleichgiltiger Freundlichkeit entgegen. Sie hatte einige Tage ausgesetzt, dabei war ja weiter nichts.

„Sie sehen heute sehr gut aus", sagte er, in ihre thränenflimmernden Augen blickend.

Sie dachte bei sich: „Elender, nun spottest du gar," und verharrte unbeweglich. Nach und nach legte sich ihre Erregung. Die unruhigen Büschel gelber Haare auf seinem Kopfe erinnerten sie an windbewegte Aehren. Sie versenkte ihre Augen hinein. — Ob einer die einzelnen Haare zählen könnte? Millionen würden herauskommen. Mit einem Male fühlte sie sich leicht und wohl und zu tollen Beobachtungen aufgelegt.

Er hatte eigentlich doch ein rechtes Knabengesicht. Bis auf das breit ausladende energische Kinn. Und dabei war er garnicht so jung. Er hatte das achtundzwanzigste Jahr bereits überschritten. Eigentlich war er garnicht so viel jünger als sie. Einige wenige Jahre. Und doch erschien sie sich ihm gegenüber, als wäre sie seine Mutter.

Plötzlich lachte er auf. Er hatte das an sich, dieses jähe, unmotivierte Lachen. Weiß Gott, was ihm dabei durch den Kopf fuhr. Die ersten Male hatte es sie beleidigt, verletzt. Lacht er mich aus? dachte sie bei sich. Und dann murmelte sie ingrimmig: Bauernbub! Heute ärgerte sie das Lachen nicht. Im Gegenteil. Sie lachte fröhlich mit. Da sah er überrascht auf.

„Es ist zu komisch", sagte Antonie.

Er nickte. Und beide dachten, jeder an etwas ganz Verschiedenes. —

Später sagte er: „Nun danke ich für heute," und erhob sich, die Pinsel in die Palette schiebend.

Da ärgerte sie sich wieder. „Bin ich denn schon eine Stunde da?"

„Sogar eine Viertelstunde darüber."

Langsam ging sie nach Hause. Diese Nacht schlief sie fest und süß wie ein Kind.

Am nächsten Tage sagte er: „In drei Sitzungen hoffe ich fertig zu sein."

Und jetzt kam er mit seinem Anliegen heraus. Ob sie etwas dagegen habe, wenn er das Bild hier ausstelle? Sie wurde wieder heftig. Natürlich, und viel habe sie dagegen. Es sei nur für eine Person bestimmt und sie wolle nicht von jedem Laffen betrachtet und kritisiert werden.

„Wie Sie wollen," sagte Ralph.

„Und Sie sind mir deshalb nicht böse?" bat sie.

Er lachte. „Böse? Keine Spur." Es sei nur so der Brauch. Ihm sei's ja schließlich gleichgiltig.

„Sie haben wohl immer viel zu thun?"

„Nicht immer. Manchmal vergehen Monate ohne einen Auftrag."

„Mit was beschäftigen Sie sich dann?"

Er errötete ein wenig.

„Dann gehe ich zu meinen Eltern hinaus."

„Ah ja," sagte Antonie und sie erinnerte sich des Berichtes ihres Onkels.

„Sie machen im Freien Studien?"

„So ähnlich," lächelte er. „Ich genieße die Sonne."

„Das sieht man," erwiederte sie heiter, auf seine verbrannte Haut anspielend. „Jedenfalls sollten Sie dies aber nicht ohne Kopfbedeckung thun."

„Ah was," knurrte er.

Einen merkwürdigen Gegensatz mit der gesunden, angebräunten Gesichtsfarbe bildeten seine schneeweißen schwächlichen Hände, die am Handgelenk nicht stärker waren, als die eines zwölfjährigen Knaben.

*

Der nächste Tag war ein Sonntag. Helle Glockenklänge drangen in Antoniens Stübchen. Die Sonne strahlte über dem Garten. Heitere Menschen zogen geschmückt durch die Gasse. Antonie ergriff ein lebhaftes Verlangen hinauszueilen mitten unter die lachende, schwatzende Menge. Auf einmal sah sie den Onkel durch den Garten kommen und wurde traurig. Und doch ist er der einzige Mensch, der sich meiner annimmt, rief's in ihr.

„Wollen wir spazieren gehen?" fragte er nach seinem „Guten Morgen."

„Ja, gehn wir."

Sie kleidete sich an, und dann gingen sie hinaus. Sie ging mit entschiedenen Schritten, und fast immer ein Stückchen vor ihm voraus. Ihr Kopf war etwas nach rückwärts gebogen, sodaß ihre Augen gerade in den blauen Himmel sahen. Plötzlich sagte des Onkels dünne Stimme neben ihr:

„Aber Antonie, wohin gehst Du denn eigentlich? Du läufst ja."

Sie wandte das Gesicht zu ihm herab.

„Ja . . . . . "

„Siehst Du, ich hab's mir gleich gedacht, Du weißt gar nicht, wohin Du läufst."

Sie standen einige Schritte vor dem Atelier. Heiß errötend nahm sie den Alten beim Arm und bog in eine andere Richtung ein.

„Er arbeitet nämlich nicht am Sonntag," sagte sie leise lachend, „ich weiß garnicht, an was ich gedacht habe."

„Nein, Sonntags ist er bei seinen Eltern in Blumau," entgegnete der Onkel.

„So?"

„Saul erzählte mir's neulich. Der scheint überhaupt viel mit ihm zu verkehren."

„Hält er was von ihm?"

„Und wie viel! Er meint, daß er einer der besten unter den modernen Malern ist. Wie er sich da fachmännisch ausgedrückt hat, hab' ich mir natürlich nicht gemerkt. Aber Brander soll viel Thorheiten thun."

„Welche?"

„Einmal bummelt er zu viel. Statt, wenn er keinen Auftrag hat, Studien

zu treiben und sich weiter zu vervollkommnen, liegt er auf der faulen Haut und starrt in den Himmel."

„Ich denke, er geht dann immer zu seinen Eltern?"

„O ja, das heißt, er liegt am Felde, und wenn's ihm hungert, trinkt er den weidenden Kühen die Milch vom Euter weg und geht garnicht heim."

*

Am nächsten Tag, als Antonie die Atelierthüre öffnete, tönte ihr lebhafter Wortwechsel entgegen. Sie stand einen Augenblick unschlüssig, ob sie den Vorhang zurückschlagen, oder sich entfernen solle

Plötzlich hörte sie Ralphs Stimme gleichmütig sagen:

„Es ist eben aus, ich mag Dich nicht mehr, ich bin Deiner überdrüssig. Wozu die Scene? Geh und —"

„Kein Wort mehr, oder ich töte Dich."

Eine Frauenstimme schrie's. Ein Krach ertönte. Irgend ein Gefäß war in Scherben gegangen. An Antonie vorüber stürzte mit aufgelöstem Haar, das Gesicht von Thränen übergossen, ein wunderschönes Mädchen und eilte hinaus.

„Aglaga Branthurst" stammelte Antonie. Die gefeiertste Schönheit der Stadt, um die sich die Söhne der ersten Familien bewarben, sie hier, sie verschmäht, entlassen von ihm, dem Bauernbuben!

Sie zögerte einen Augenblick, dann wandte sie sich rasch um und eilte die Treppe hinab und davon.

Sie hätte ihm nicht ins Gesicht blicken können. In ihrem Kopfe drängten sich dumpfe Gedanken, die sie nicht gleich enträtseln konnte.

Abends machte sie einen weiten Spaziergang. Es war heute des Onkels Skatnachmittag, wo sie auf sich allein angewiesen war. Sie ging durch Felder und Wiesen, über eine Brücke, die den Fluß überspannte. Dann kamen weit ausgedehnte Waldungen. An ihrem Saume lagen mehrere Häuschen verstreut. Eins war von üppigem Wiesenland umgeben. Auf dem fetten Boden weideten Kühe. Das Gras stand hoch. Brennende Mohnblumen lohten daraus auf schlanken Stengeln empor. Und Antonie schlich leise am Zaun entlang hin und sah auf einen Fleck. Fast verborgen von dem mächtig aufgeschossenen Grün, die Arme lässig unter den Kopf geschoben, liegt Ralph da und starrt mit den blauen, lechzenden Augen vor sich in die goldene Weite. Und seine Blicke haken sich an die Halme, an die Blumen, an all die Leben vor ihm fest und rauben ihnen das Köstlichste: das was vor ihm noch keiner gesehen hat, das Intime, verborgen Gewesene, und sie zerfasern mit grausamer Willkür ihre Seele und bilden daraus eine neue Schöpfung.

Antonie drückt die Hände an die Brust. Etwas in ihr zwingt sie, hinüber zu starren auf den lautlosen Menschen . . . . . .

*

Am nächsten Nachmittag saß sie ihm gegenüber.

Sie hatte nicht hinkommen wollen und war doch gekommen.

Sie fürchtete im Stillen, daß er eine Bemerkung wegen der gestrigen Scene machen würde. Denn er hatte sie gesehen, als Aglaga den Vorhang zur Seite schleuderte. Aber er sagte garnichts, sprach überhaupt kein Wort, sondern saß, den blonden Kopf tief über seine Arbeit gebeugt, gedankenverloren da.

Antoniens Augen hingen unverwandt an ihm. Wie mußte das Weib aussehen, das er liebte, wenn er die Schönste, Reinste, Beste mit erbarmungsloser Gleichgiltigkeit von sich stieß? Warum hatte er sie abgewiesen? Langweilte sie ihn? Er hatte ihr zugerufen: „ich bin Deiner überdrüssig." Man wird einer Sache nur überdrüssig, die man besaß. Antonie durchfuhr ein Schauer. In diesem Augenblick ertönte

sein helles Knabenlachen. Er dachte an etwas Heiteres. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken. Ralph sprang auf.

„Ich danke, es ist genug für heute."

Sie erschrak.

„Bin ich schon so lange hier?"

„Nein, aber sie sehen heute sehr unvorteilhaft aus. Ganz verändert. Ihr Gesicht ist grau. Wir wollen die Sitzung ein andermal fortsetzen."

Und dann ging er zu einem Tischchen, auf dem eine Achatschale stand, die Cigarretten enthielt. Er zündete sich eine davon an.

„Rauchen Sie?"

„Nein."

Einen Augenblick durchirrten seine Blicke ihr Gesicht, dann sprach er mit harmloser, ruhiger Stimme:

„Hat Sie das gestern so angegriffen? Es thut mir leid."

Dabei sah er unendlich gutmütig aus. Und dann nach einer Weile ihr die Hand hinstreckend:

„Es bleibt unter uns, ihrethalben."

Antonie legte ihre Hand in die seine.

„Diese Bemerkung war unnötig."

Ein paar Minuten verstrichen. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen vor ihm, als ob sie eine Schuld begangen hätte. Da sagte er auf einmal:

„Wollen Sie sich nicht setzen?"

Sie war nämlich schon lange aufgestanden und hielt ihren Hut in der Hand.

„Arbeiten Sie nicht mehr?"

„O ja, aber augenblicklich habe ich keine Lust."

Und plötzlich einen Gedanken laut aussprechend, rief er:

„Daran ist nur die elende Scheune von Atelier schuld. Ich hatte noch überall einen zweiten Ausgang gehabt."

Sie mußte unwillkürlich lachen. Dann sagte sie:

„Vergeben Sie mir, aber ich denke, solche Scenen sind doch nicht notwendig, oder mindestens nicht häufig."

Er gab keine Antwort, sondern sah zur Decke empor.

Antonie betrachtete zum ersten Mal das Atelier. Bisher war sie immer so befangen gewesen und hatte nicht gewagt, sich umzusehen.

An den Wänden hingen Bilder und Skizzen, aber alle fast unkenntlich vor Staub. Der Teppich, der den Boden bedeckte, lag voll Cigarrenasche, Papierschnitzeln u. dgl. m. Ebenso die Tische und Konsolen, auf denen sich zum Teil recht wertvolle Kunstgegenstände befanden. Sofas und Stühle von prächtigem Samt waren ungebürstet und dienten allem möglichen Krimskrams als Aufbewahrungsort. Man sah es, hier hatte vielleicht noch niemals eine ordnungsliebende Hand gewaltet.

Ralph bemerkte das leise, erstaunende Lächeln auf Antoniens Lippen.

„Verwahrloste Junggesellenwirtschaft, was?" sagte er heiter.

„Sie wollen es jedenfalls nicht anders."

„Hahaha," lachte er. „Nicht wollen. Daran mangelt's mir nicht, aber das Können ist eine andere Sache."

„Sie können sich doch einen tüchtigen Diener mieten, nicht?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil —"

Er lachte wieder und sah sie bedauernd von der Seite an, als dächte er: was bist du doch für ein einfältiges Geschöpf.

In ihr tauchte eine Ahnung des wahren Sachverhalts auf.

„Sie haben doch so große Einnahmen", warf sie leicht hin.

„O ja, aber noch größere Ausgaben."

„Wie?"

„Nicht für mich", sagte er. „Aber —"

„Was? Vergeben Sie mir übrigens. Wie komme ich dazu, mich in Ihre Verhältnisse einzumischen."

„Warum?" wendete er harmlos ein, „seit gestern betrachte ich Sie als eine Art Kamerad von mir."

„Thun Sie das wirklich?" rief sie mit hochaufklopfendem Herzen.

„Gewiß", sagte er, die Asche von seiner Cigarrette abstreifend, „Sie besitzen für mich etwas unendlich Vertrauenerweckendes, ich glaube Ihnen könnte ich beichten wie meiner Mutter. Der nämlich — aber was ist Ihnen?"

„O nichts", rief Antonie, „da in dem Rand des Hutes muß eine Nadel gesteckt haben, ich stach mich ein wenig", und dann setzte sie mit lächelnden Lippen hinzu, „darf ich von meinem mütterlichen Rechte Gebrauch machen und —"

„Und?"

„Und mein Mädchen herschicken, damit sie einmal hier gründlich säubert?"

„Aber nein, welcher Gedanke", lachte er, „nein, das doch nicht. Ich hab's nicht gerne, wenn fremde Hände hier herumkramen. Und dann wird ja doch vielleicht alles in Bälde anders."

„Wieso?"

„In diesen Tagen wird sich's entscheiden, ob die Gallerie in Wien ein Gemälde von mir ankauft."

„Sie haben ja erst eins nach Berlin verkauft."

„Ach ja —"

„Nun? Man erzählt sich von einer schönen Summe, die Sie dafür erhielten."

„Ja, übrigens nicht ich, sondern meine Gläubiger, die ich noch von der Akademie her habe, verschiedene Leute —"

Antonie schüttelte den Kopf.

„Und was werden Sie thun, wenn Ihr Bild angekauft wird?"

„Mir ein neues Atelier bauen. Ganz schlicht, ohne Prunk, aber — bequem."

Antonie setzte ihren Hut rasch auf.

„Nun aber will ich Sie nicht länger aufhalten."

„Noch zwei Sitzungen", sagte er, ihr die Thüre öffnend.

Als sie nach Hause kam, legte sie einen Chek auf ein bekanntes Bankhaus in ein Couvert und sandte es an Ralph. Die Anweisung lautete auf die Summe, die er für seinen „Straßenjungen" erhalten hatte. Um den Preis ihres Bildes hatte sie ihn gar nicht gefragt.

*

Als sie das nächste Mal durch den wohlbekannten Hof zu dem hölzernen Trepplein hinaufgehen wollte, stürzte ihr aus dem Schatten des Baumes, wo sie sich verborgen hatte, eine weibliche Gestalt entgegen. Es war Aglaga.

„Fräulein", stammelte die Hocherregte, „da sie doch fast alles wissen, so mögen Sie auch das letzte erfahren: er weigert sich, Briefe, die ich ihm durch die Post sandte, anzunehmen. Hier ist ein Brief, dessen Adresse eine fremde Hand schrieb. Erbarmen Sie sich und legen Sie das Papier, unbemerkt von ihm, irgend wohin, wo er es findet. Ich töte mich, wenn er nicht — —"

Oben hörte man das Knarren einer Thüre, das junge Mädchen stürzte aus dem Hofe. Antonie stand, vom Scheitel bis zu den Füßen zitternd, da, das kleine Papier in ihrer Hand verbergend.

„Du armes, armes Kind", rief's in ihr, und dann überkam sie eine hohe festliche Stimmung, und sie sagte zu sich: „ich will Dich glücklich machen, Du schönes Mädchen, er soll Dich wieder lieb haben."

So ging sie die Treppe hinauf. Aber plötzlich fiel es ihr ein, war sie denn

wahnsinnig? Was vermochte sie über den Mann da drinnen? Einen Augenblick hatte es ihr geschienen, als gehöre er ihr, als hätte sie ein Recht auf ihn. Schwindelnd öffnete sie die Thüre. Da stand er vor ihr. Seine Augenbrauen waren zusammengewulstet, sonst schien sein Gesicht ruhig zu sein. Aber für sie hatte es in diesem Moment etwas Schreckliches, das ihr Angst einjagte.

„Geben Sie den Brief her, damit ich ihn ihr nachwerfe", sagte er, die Hand nach dem Gewünschten ausstreckend.

Antonie entgegnete ruhig: „Ich habe keinen Brief."

„Doch", sagte er ebenso ruhig, „Sie besitzen ihn, ich habe die ganze Scene beobachtet."

„Dann haben Sie falsch beobachtet."

Seine Pupillen verkleinerten sich, so daß seine Augen etwas Tierhaftes erhielten, er griff nach Antoniens Hand, in der sie den Brief hielt, und bohrte seine Finger zwischen die ihren. Sie ließ nicht nach. Aber dann ließ sie doch nach, denn er hatte ihr die Hand zerquetscht, er, mit seinen weißen, schwächlichen Knabenhänden, daß sie vor Schmerz taumelte und sich im Vorraum auf ein Bänkchen niederfallen ließ. Er zerriß das Papier in viele Fetzen, dann trat er zu ihr.

„Entschuldigen Sie, aber mit — Kameraden macht man nicht viel Umstände, nicht wahr? Bitte, kommen Sie doch herein."

„Nein", stotterte sie, „bitte, besorgen Sie mir einen Wagen, die Hand —"

Sie konnte nicht weiterreden, das Herz schlug ihr bis zum Hals hinauf vor Schmerz. Da warf er den Vorhang auf die Seite, daß von drinnen das Licht herausdrang und kauerte sich neben sie auf den Boden, nahm ihre Hand in die seine, berührte sie leise mit seinen Lippen, und wickelte sein Taschentuch um die verletzten Finger. Und wie sie ihn so bemüht vor sich knieen sah, mußte sie lächeln und beugte sich nieder, daß sein blondes Haar ihr Gesicht streifte, und sagte:

„Es ist gut, gehen wir hinein."

Er geleitete sie hinein. Aber sie arbeiteten nicht lange. Beide hatten keine rechte Lust dazu. Und er meinte:

„Nun müssen wir um eine Sitzung mehr haben, weil wir das letzte Mal und heute so wenig gearbeitet haben. Sie sind wohl schon des Herkommens müde. Nun wird's aber gewiß mit zwei Sitzungen fertig."

Dann kam sie wieder einmal (einige Tage hatte sie ausgesetzt wegen der verletzten Hand), und fand seine Thüre versperrt. Wo war er? Auf einem Täfelchen stand: Verreist. Wohin? dachte sie. Aber sie war ganz ruhig. Wiederkommen mußte er, denn sie wußte, daß er ihr vorher das Bild abliefern würde. Eines Morgens, etwa nach vierzehn Tagen, erhielt sie eine Karte von ihm, worin er sie um Entschuldigung bat, daß er eines dringenden Geschäfts halber so plötzlich verreist war. Heimgekehrt, bitte er nun, daß sie ihm wieder sitze.

Sie ging hin und fand sein Gesicht, wie von innerm Sonnenschein strahlend. Die Verletzung ihrer Hand schien er vergessen zu haben, denn er fragte nicht, warum sie den einen Finger noch umwickelt trug. Er war überhaupt sehr schweigsam, wie von etwas ganz Fernem ergriffen. Seine schlanken Hände, in denen sich so viel brutale Kraft verbarg, fuhren alle Augenblicke durch den gelben Haarwald. Nach einer Stunde sagte er zu Antonie:

„Also das nächste Mal ist das letzte Mal."

Sie nickte. Dann konnte sie die ganze Nacht keine Ruhe und keinen Schlummer finden. Und als der Morgen kam, kämmte sie sich fast eine Stunde lang; denn sie wollte recht glatt und würdig erscheinen, und ihr Haar war auf einmal unbändig geworden und strebte in die Höhe, und fing an sich eigensinnig zu ringeln. Und dann ging sie zum letzten Mal durch den Hof mit der großen einsamen Platane. Aber warum war die Atelierthüre nur angelehnt? Verwundert öffnete sie sie. Da tönten Stimmen heraus. Eine ganz junge, zwitschernde, und eine leise bewegte. Der Vorhang ist nicht ganz zusammengeschoben. Man sieht hinein. Auf dem Sofa sitzt ein Kind, ein ganz

junges Dirnlein von höchstens sechszehn Jahren, — so ein Stückchen Vorfrühling, — mit großen erstaunten unschuldigen Augen und sieht auf all die verstaubten Bilder um sich, und deutet mit dem kleinen glatten Zeigefinger auf die, welche ihr besonders gefallen. Und neben ihr sitzt Ralph, den Arm um ihre noch unentwickelten Schultern geschlungen, und sieht mit vollen liebewarmen Augen in ihr Gesichtchen. Und seine blonden Haare berühren ihre flachsfarbenen Löckchen, und er drückt die Lippen auf den schwellenden Kindermund.

Schwalben schießen am Fenster vorüber, und ein Sonnenstrahl ruht auf den beiden. Sie haben alles vergessen, selbst die Thüre zu schließen..... Antonie zieht sich leise, ganz leise zurück. — — — — — — — — — — — — — — — — —

*

Sie ging nicht gleich nach Hause. Sie ging durch Gassen und Gäßchen, las Maueraufschläge, reichte einigen bettelnden Kindern ein Almosen und setzte sich endlich in irgend einem dem Publikum geöffneten Park nieder. Und da legte sie den Kopf auf die Lehne der Bank und schloß die Augen. Es war ihr sonst ganz gut zu Mute, nur in der linken Seite der Brust spürte sie etwas Steinernes, Hartes, das sie unbarmherzig drückte, und von dem sie sich gar keine Vorstellung machen konnte. Wenn ein Leichnam sich selbst fühlen könnte, müßte er ähnliches spüren, dachte sie. Und dann legte sie die Hand auf die Stelle, wo es ihr weh that, und da fühlte sie ein leises, zitterndes Klopfen. Da fiel ihr ein: ah, das ist ja mein Herz.

Später kamen Spaziergänger und sahen sie erstaunt an, wie sie, die Hand an die Brust gedrückt, dasaß. Da erhob sie sich und ging nach Hause. Die Sonne wollte an diesem Tag garnicht untergehen. Und auch dann wurde es nicht finster, denn der Vollmond stieg herauf und schuf einen neuen Tag.

Antonie legte sich zwar nieder, aber sie hatte ihr Fenster geöffnet, und da brach es licht- und sommerduftschwanger in ihr Zimmer und berauschte ihre Seele und ließ sie nicht einschlafen. Sie kreuzte die Arme über der wunden, kranken Brust und konnte sich vor Erstaunen und Glück und Elend garnicht fassen.

Am heutigen Tage, unter Schmerzen geboren war ihre Liebe. Der Dolchstoß, der ihr Herz traf, hatte ihr zugleich Klarheit über sich selbst gegeben.

Sie liebte Ralph. Sie liebte ihn, wie nur ein reifes Weib lieben kann, mit der himmlischen Liebe, die giebt, ohne empfangen zu wollen. Den Kopf in das Kissen drückend, lächelte sie, indes Thräne auf Thräne ihre Wangen niedertropfte. Und dann entschlief sie, wie ein Sterbender, der hofft in Gott zu erwachen. Sie meinte wirklich, diese Nacht nicht zu überleben.

Aber als der Morgen hereinleuchtete, schlug sie die Augen auf und da kam die Verzweiflung der Ratlosigkeit über sie. Sollte sie sich töten? Das wußte sie gewiß: ohne ihn leben konnte sie nicht mehr. Welche Tage würden es sein, an denen sie atmete, ohne sein blondes Haupt mit ihren Augen liebkosen zu dürfen! Sein närrisches, unergründliches Lachen zu hören, die ganze Atmosphäre einzusaugen, die von ihm ausging, wie von einem Stück urtümlicher Erde.

Antonie erhob sich ungestüm von ihrem Lager und trat vor den Spiegel. O wie sie sich haßte! Warum war sie nicht schön, nicht verlockend? Aber was galt ihm Schönheit? Aglaga besaß den Reiz einer Venus und doch verstieß er sie. Und die Seele des liebenden Weibes ahnte, was er begehrte: Natur wollte er, ungeschminkte, ungekünstelte, einfache Natur. Jugend mit dem frischen Flaum der naiven Sinnlichkeit um die roten Lippen, der lieblichen Wildheit des ungezähmten, ungezügelten, sich selbst unklaren Verlangens.

Antonie seufzte. Wie, und sie sollte er jemals lieben können? Sie, das alte, abgeblaßte, in trauriger Einsamkeit verwelkte Mädchen? Sie, zu der er Vertrauen wie zu seiner Mutter empfand? Wenn er sie aber nicht mochte, dann mußte sie sterben. Sie mußte es. Die Thränen brachen stromweise aus ihren Augen,

wenn sie der Zeit gedachte, da sie nicht mehr in seiner Nähe weilen durfte. Nein, die Zeit sollte, konnte es für sie nicht mehr geben auf Erden. Aber besaß sie denn garnichts, durch das sie ihn an sich fesseln konnte? Da zuckte sie auf. Ein Gedanke hatte sie durchblitzt. Großer Gott! Sie errötete bis zu den Haarwurzeln. Ihre Lippen preßten sich krampfhaft zusammen. Und warum nicht? fragte sie sich mit glänzenden Augen. Aber dann fiel es ihr centnerschwer aufs Herz. O Gott, hätte sie doch einen Menschen auf Erden, den sie um Rat, um Hilfe anflehen könnte! Der Onkel? der würde sie ja niemals, niemals verstehen. Nein, sie stand allein. Allein mußte sie ihren Kampf auskämpfen, ohne andern Rat, als den ihres Herzens.

Im Fieber betrat sie sein Atelier.

„Waren Sie gestern hier?" fragte er.

„Ja", entgegnete sie, „aber ich ging wieder, denn Sie hatten Besuch."

Er erwiderte garnichts, sondern stierte zu Boden.

Nach einer Weile sagte Antonie: „Ist sie Ihre Braut?"

Er lachte leise. „Nein".

Später begann er zu malen. Er malte fast anderthalb Stunden. Dann meinte er: „Nun ist das Bild so weit gediehen, daß ich es ohne ihre Anwesenheit vollenden kann."

„Also fertig", sprach sie tonlos.

Er nickte. „Wollen Sie eine Cigarrette? Ah richtig, Sie rauchen ja nicht."

Sie erhob sich und langte nach ihren Handschuhen. Die Knöpfe wollten nicht zugehen. Plötzlich sagte sie: „Nun, was ist aus dem Ankauf Ihres Bildes geworden?"

„Sie mögen es nicht; zuerst lobten es die Zeitungen in allen Tonarten, hinterher hat aber die Kommission gefunden, daß es doch kein „Galleriestück" wäre. Mir auch recht."

„Also wird nichts aus dem Umbau des Ateliers?"

„Vor der Hand kaum," versetzte er, ein klein wenig seufzend.

Was hat er mit der Summe gethan, die ich ihm jüngst anwies? dachte sie bei sich.

„Ich war neulich in England," begann er, „da hab ich gesehen, was ein Atelier ist. Diese Pracht und Verschwendung und dabei der gute Geschmack nicht verletzt, es ist —"

„Wann waren Sie in England?" unterbrach sie ihn.

„Vor vierzehn Tagen."

Ah, jetzt ahnt sie, was er mit dem Gelde gethan hat. Verworfen wie Spreu, für allerlei Thorheiten, für — Eine Blutwelle steigt ihr in die Wangen.

„Ich hörte jüngsthin, in London fände eine Auktion echter Gobelins statt, warum haben Sie keine davon erstanden, sie sind doch der vornehmste Schmuck größerer Räume."

„Aber sehr kostspielig," wirft er hin.

Sie zuckt die Schultern. „So etwas erhält man nicht alle Tage. Ich glaube übrigens, die Auktion ist noch nicht beendet. Wie schön würden sich diese Wände ausnehmen, bekleidet mit Gobelins aus dem siebzehnten Jahrhundert nach Zeichnungen von de Crager."

Sie wendet sich bei ihren Worten langsam im Kreise herum und betrachtet die Wände.

Er stutzt ein wenig, dann lächelt er: „O ja, aber da müßten auch die Möbel dazu stimmen."

„Der Dom de Rovigno verkauft das Inventar seines Palazzo am Corso in Rom. Es sollen Möbelstücke von wunderbarer Arbeit dabei sein, ganz im edelsten Renaissancestil."

Ralph nickt. „Glaub ich, aber dann müßte auch das Atelier vollständig umgebaut werden."

„Warum nicht?" sagt sie ruhig. „Gewiß müßte man das. Ich an Ihrer

Stelle würde mir zum Vorbild Makarts Atelier nehmen. Es stand in einem alten prächtigen Garten; es giebt hier ähnliche Grundstücke zu verkaufen."

Ralph folgt mit glänzenden Augen ihren phantastischen Vorschlägen. „Ja, das wäre allerdings schön, aber dazu gehört — Reichtum."

„Bah", sagt sie geringschätzig, „ein Künstler wie Sie, kann sich doch alles was er für wünschenswert hält, erringen."

„O ja, aber spät," setzt er nachdenklich hinzu.

Da sagt sie plötzlich, den eben angezognen Handschuh wieder von der Hand streifend: „Warum heiraten Sie kein reiches Mädchen?"

Er lacht. „Weil ich keins kenne. Alle die, die ich bisher gern hatte, waren arm, ärmer als ich."

„Das pflegt so in der Welt zu sein", nickte sie. „Die Häßlichen sind reich, die Schönen arm. Gott gab zum Glücke, jedem etwas. Die Häßlichen sind um der Schönen willen da, damit diese sich ihrer bedienen. Dann werden die Häßlichen auch schön, vor — Glück." Antoniens Augen stehen voll Thränen. „Aber die Auktion sollten sie nicht vorübergehen lassen. Es thäte mir leid —"

Und plötzlich tritt sie näher an Ralph, faßt seine beiden Hände und ihr brennendes, vor innerer Bewegung verschöntes Antlitz zu ihm emporrichtend, sagt sie mit zitternder, weicher Stimme:

„Herr Brander, darf ich Ihnen mein Vermögen zur Verfügung stellen, oder" — ihre Stimme stockt und geht in Thränen unter — „wollen Sie Herr desselben werden, indem Sie — mir Ihren Namen geben? Ich — ich glaube Sie zu kennen und werde nie Ihre Künstlerfreiheit beeinträchtigen. Sie verstehen mich, — ich bin nicht geschmacklos, was Sie mir freiwillig an Neigung entgegenbringen, nehme ich dankbar an, beanspruchen werde ich sie nie."

Der Bauernbub steht wortlos da. Er fährt sich durch die Haare und empfindet unendliches Mitleid mit ihr. Dann streckt er ihr die Hände entgegen und sagt leise, mit gütigen Augen:

„Es sei, Kameradin!"

Einen Augenblick ruhen ihre Hände in einander, dann geht sie. Sie weint nicht mehr, sie ist weiß im Gesichte, ihre Augen leuchten. Sie wandelt in der großen himmlischen Liebe, die da giebt, ohne empfangen zu wollen. — Sie hat sich das Recht erkauft, sein blondes Haupt sehen zu dürfen, seine Wünsche zu erraten, für ihn sorgen zu dürfen. Sie wird bescheiden dann und wann in einer Ecke seines Ateliers sitzen und ihm zusehen, wenn er arbeitet. Und sie wird die Kraft finden, ihr Herz zum Schweigen zu bringen, wenn er hinauseilt und mit einem Arm voll warmen, jungen Lebens wiederkehrt, an dem er seine lechzenden, dürstenden Künstleraugen erquickt.

Sie wird leiden im Glücke und glücklich sein im Leid.

Die Eruption des Aetna im Sommer 1892.

Von

Benedict Friedlaender.

I.

Zu denjenigen Landschaftsbildern, von denen durch Beschreibungen oder auch Abbildungen wohl am allerschwierigsten eine einigermaßen zutreffende Vorstellung erzeugt werden kann, gehören die Eruptionsstellen thätiger Vulkane. Ja selbst ein einmaliger Besuch beispielsweise des Vesuvkraters hinterläßt, wie ich wiederholt in Gesprächen bemerkt habe, in der Regel nichts weniger als ein wirklich anschauliches und klares Bild des Gesehenen; die Neuigkeit des Anblicks, sowie das unter Umständen Schauerliche einer Umgebung, welche den Höllenphantasieen zum Vorbild gedient zu haben scheint; das Tosen der hervorbrechenden Dämpfe, der erstickende Geruch*) der Fumarolengase, die strahlende Wärme eines frischen Lavastroms, der besonders nachts gewaltige Eindruck der rot- bis gelbrotglühenden, geschmolzenen Massen, die Verschiedenartigkeit aller dieser Sinneserregungen, verbunden mit einem Gefühl des Grauens, das wohl nur wenige beim ersten Mal ganz zu überwinden vermögen, trägt offenbar nicht wenig dazu bei, eine genaue und nüchterne Beobachtung zu erschweren. — In den Jahren 1888–1890, in denen ich mich meist in Neapel aufhielt, bildete die Vesuvbesteigung einen meiner häufigsten Sonntagsausflüge, so daß ich dort nach und nach so ziemlich alle vulkanischen Erscheinungen, wenn auch nur in kleinerem Maßstabe, und zwar unter den verschiedensten Umständen, kennen lernte. Die Eruption der südlichsten der Liparischen Inseln, des Volcano genannten kleinen Vulkankegels, die im August 1888 begann und die ich im Juni 1889 beobachtete, vervollständigte meine Vulkankenntnisse betreffs des sogenannten Aschenregens sowie der vulkanischen Blitze und Donner. Auch den Aetna hatte ich bereits früher dreimal und zwar zweimal bis zum Gipfel bestiegen. Im Gegensatz zu dem seit fünfzehn Jahren fast ununterbrochen thätigen, d. h. nicht nur dampfenden, sondern auch glühende Steine auswerfenden und von Zeit zu Zeit einen kleinen Lavastrom von sich gebenden Vesuv, pflegt der Aetna für gewöhnlich nur etwas Dampf aus dem Centralkrater auszustoßen. Während hingegen seit 1872 keine größere Eruption des Vesuv stattgefunden hat, lieferte in der gleichen Zeit der Aetna deren vier; die gegenwärtig noch andauernde ist die fünfte in den letzten zwanzig Jahren, die neunzehnte in diesem Jahrhundert, und wie sich schon jetzt, d. h. vor Ende der Eruption sagen läßt, eine der stärksten.

*) Beim Vesuv vorwiegend Salzsäure, beim Aetna schweflige Säure.

Ihre Vorboten, Erdbeben, begannen am achten Juli, der Durchbruch am Nachmittage des neunten, einen Tag vor Vollmond. Drei bis viermal glaubte man, der Ausbruch habe sein Ende erreicht, das erste Mal schon wenige Tage nach Beginn desselben, so daß ich, da ich mich in der Umgegend Neapels aufhielt, schwankte, ob es der Mühe lohne, mich an Ort und Stelle zu begeben; die verhältnismäßige Ruhe hielt aber nicht vor; jetzt dauert die Eruption bereits über sechs Wochen und auch nach den letzten Nachrichten, bis zum fünfundzwanzigsten August, ist noch immer eher eine Zu- als Abnahme zu verzeichnen.

Einige geographische Vorbemerkungen sind zum Verständnis um so notwendiger, als der Aetna sich durchaus nicht der Popularität des Vesuv erfreut. Der Aetna erhebt sich etwas nördlich von der Mitte der Ostküste Siciliens auf einer ungefähr kreisförmigen Basis, deren größter Durchmesser von Randazzo am NNW-Fuß bis Catania in SSO etwa fünfundvierzig Kilometer beträgt. Der Gipfel erreicht etwas über 3300 Meter Höhe, so daß der Schnee erst im Hochsommer ganz verschwindet, und auf dem Abhange, wenigstens betreffs der mittleren Jahrestemperaturen, alle Klimate Europas vertreten sind. Er ist also über zweieinhalbmal so hoch als der Vesuv, dessen übrigens in ziemlich kurzen Zwischenräumen oft nicht unerheblich wechselnde Höhe etwa 1300 Meter beträgt. Die gradlinige Horizontalentfernung von Catania bis zum Centralkrater beträgt ca. achtundzwanzig Kilometer, von Catania bis Nicolosi ca. dreizehn Kilometer, von da bis zu den neuen Kratern ca. zehn Kilometer. Der Centralkrater, die neuen Krater, Nicolosi und Catania liegen ziemlich genau auf einer von NNW nach SSO verlaufenden Graden. Die 3300 Meter Steigung von Catania bis zum Gipfel verteilen sich sehr ungleichmäßig; anfangs ist die schon in der Stadt Catania beginnende Steigung äußerst gering. Das Dorf Nicolosi, welches nur wenig diesseits der Mitte der Horizontalentfernung von Catania zum Gipfel liegt, hat noch kaum 700 Meter. Jenseits Nicolosi, bis wohin Fahrstraße führt, wird die Steigung bedeutender, in der Höhe von 1500 bis 2200 Meter erreicht sie ein Maximum, um nun wieder abzunehmen, so daß sich oberhalb 2000 Meter Höhe eine Art besonders am Südabhange ausgeprägten, gegen die Mitte zu sanft ansteigenden Plateaus, das „piano del lago", vorfindet, auf dessen etwa 2950 Meter hoher Mitte der kurze und breit abgestumpfte ca. 350 Meter hohe Centralkegel aufgesetzt ist. Dieser hat nach ungefährer Schätzung eine Neigung von ca. 30—35°, ist somit der steilste Teil des gesamten Abhangs und umschließt den großen, sehr weiten und tiefen (1889), fast senkrecht abstürzenden Hauptkrater, dessen Umfang auf drei bis fünf Kilometer angegeben wird. Will man sich also die Proportionen des Aetna im kleinen Maßstabe vergegenwärtigen, so kann man sich auf einer Basis von einem halben Meter Durchmesser einen erst ganz allmählich, dann stärker, darauf wieder schwächer und zuletzt verhältnismäßig am steilsten aufsteigenden, etwas abgestumpften Kegel von noch nicht ganz vier Centimeter Höhe errichtet denken. Die Regelmäßigkeit des Aetna-Kegels wird, außer von der ungleichen Verteilung der Steigung, nun noch durch zwei Dinge wesentlich gestört. Erstens befindet sich nach OSO ein etwa fünf Kilometer breites, tiefes Thal mit fast parallelen, steilen Wänden, welches aus dem Aetna-Massiv gleichsam herausgeschnitten ist, und dessen oberster Teil, wo die Wände am schroffsten und höchsten sind, bis zum piano del lago in die Masse des Aetna eindringt. Hier sind auch die Ränder etwas erhöht, so daß, wer vom piano del lago kommend, etwa zum

SW-Rand jenes Einschnitts, der „Valle del bove“ geht, eine nicht unbeträchtliche Steigung zu überwinden hat. Der höchste Punkt des SW-Randes, die „Montagnola“, hat 2643 Meter Höhe und liegt gleichfalls auf der oben erwähnten, den Gipfel mit Catania verbindenden NNW-SSO Linie, somit fast genau oberhalb der gegenwärtigen Eruptionsstelle. Eine zweite Modifikation erleidet die Kegelgestalt des Aetna durch eine sehr große Zahl von Seitenkegeln, welche namentlich oberhalb 800 Meter bis zum Beginn des piano del lago, in solcher Menge und von so ansehnlicher, 100 bis wohl an 300 Meter betragender Höhe vorhanden sind, daß stellenweise der weit entfernte Hauptgipfel dem Auge des Besteigers verdeckt wird und sich dieser in eine ausgedehnte Hügellandschaft versetzt findet. Diese Seitenkegel verdanken ein jeder einer Eruption ihren Ursprung; die meisten sind wohl in vorgeschichtlicher Zeit, eine stattliche Anzahl aber in geschichtlicher Zeit entstanden; so beispielsweise die gleich oberhalb Nicolosi befindlichen „monti rossi“ bei der Eruption von 1669, der „Monte Gemellaro“ im Jahre 1886; die drei neuen Kegel, die jetzt entstanden sind, wurden, noch ehe sie ausgewachsen waren, auf den Namen des bekannten Aetnaforschers Silvestri getauft. Wohl sämtliche Seitenkegel besitzen mehr oder minder gut erhaltene Krater.

Diese trockenen geographischen Notizen hielt ich, wie gesagt, deswegen für angebracht, weil man sich meist vom Aetna nicht etwa nur keine, sondern sogar eine ganz verkehrte Vorstellung macht, indem fast allgemein seine Höhe — z. B. über doppelt so hoch als die Schneekoppe im Riesengebirge (ca. 1600 Meter) und mehr als 300 Meter höher als die Zugspitze (ca. 3000 Meter) — noch viel mehr aber die Horizontalausdehnung unterschätzt wird, so daß dann also eine verhältnismäßige Ueberschätzung der Steilheit herauskommt.

Am Abend des zwölften Juli fuhr ich von Neapel mit einem Küstendampfer ab, kam am Abend des dreizehnten in Messina an und reiste von da am Morgen des vierzehnten mit der Bahn nach Catania. Schon vom Eisenbahncoupée aus war der Dampf sichtbar, kein weißlicher Dampf, wie derjenige eines ruhigen Vulkans, sondern ein dicker, graubrauner Qualm, der stoßweise in rundlichen, den Haufenwolken ähnlichen Massen hervorquoll, als breite Säule langsam aufstieg und in größerer Höhe vom Winde erfaßt, einen langen Wolkenstreifen bildete. Die berühmte „Pinienform“, welche die Schutt und Staub mitreißenden Dämpfe bei größeren Eruptionen annehmen, hatte ich bei dem oben erwähnten Ausbruch des kleinen (ca. 350 Meter hohen) Volcano noch schöner gesehen. Der Centralkrater, welcher nach Zeitungsnachrichten am Abend des achten Juli eine Stunde lang eine kolossale Dampfpinie produziert haben soll, gab jetzt zu meiner Ueberraschung nur ganz wenig eines bläulichweißen, aschefreien Rauchs von sich. In Catania angelangt, stieg ich zunächst auf das Dach des Hotels, von wo man das ungeheure, gleichseitige Dreieck der Contouren des Aetna grade vor sich, und etwa in der Mitte die Eruptionsstelle wahrnahm. Man hörte ein ununterbrochenes, leises, donnerartiges Krachen und Rollen, welches von der dreiundzwanzig Kilometer entfernten Eruptionsstelle her deutlich vernehmbar war; ja an manchen Tagen sollen in Catania die Fensterscheiben geklirrt haben und das Getöse bis Syrakus hörbar gewesen sein. In Catania war die Eruption der ausschließliche Gesprächsgegenstand; Jungen riefen die neuesten Depeschen aus Nicolosi als „bollettino dell' eruzione dell' Etna“ aus; auf den Straßen und in den Restaurants hörte man überall von den neuen Kratern, den Lavaströmen u. s. w. reden. Gegen Abend, als die größte Hitze vorüber war, und nachdem ich in dem Bureau der Sektion Catania des italienischen Alpen-Klubs, wo

nicht nur Karten des Eruptionsfeldes auslagen und die neuesten Depeschen angeschlagen waren, sondern auch ein Mitglied des Klubs jederzeit Auskunft und Ratschläge erteilte, mich über den Stand der Dinge informiert hatte, fuhr ich mit einem Einspänner nach Nicolosi. Die Steigung beginnt bereits in der Stadt Catania, deren lange, breite und schöne Aetna-Straße von Süden nach Norden sehr merklich, wenn auch nur sanft, bergauf führt. Demnach liegt Catania bereits auf dem Abhang des Aetna. Dann zieht sich die Fahrstraße durch reiche Agrumi (Sammelname für Apfelsinen, Citronen, Mandarinen und verwandte Früchte) -Gärten, an Hecken der abenteuerlichen, in Süditalien und besonders Sicilien überall angepflanzten Cacteen („Fichi d' India"), durch zwei größere Dörfer und zuletzt über einen frischen, mit Ginster, dessen Gesträuch für die italienischen Vulkane geradezu charakteristisch ist, bewachsenen Lavastrom in allmähliche Steigung hinauf. Eine Unannehmlichkeit bildet schon hier, wie überhaupt auf dem Aetna, der abscheuliche, schwarzgraue Staub von verwitterter und pulverisierter Lava. Die eigentliche Dämmerung hatte noch nicht begonnen, als auch schon die Glut durch die Dämpfe hindurch sichtbar wurde, ähnlich wie Raketen im Augenblick ihres Aufsteigens, wenn sich auf dem Boden bereits eine Schicht von Pulverdampf angesammelt hat, nur breiter, von längerer Dauer und mehr rötlicher Farbe. Der Lärm wurde vernehmlicher, je näher man kam, in das Donnern mischte sich von Zeit zu Zeit ein kürzeres, schärferes Knallen, wie von Kanonenschüssen. Mit Einbruch der Dunkelheit kam ich in Nicolosi an. Das Dorf bot einen ungewohnten Anblick. Eine Menge von Einspännern, Dorfbewohnern, Männern mit Laternen, Maultieren, Kutschern, Polizei drängte sich durcheinander, ähnlich wie es in süditalienischen Dörfern bei Festen zuzugehen pflegt, nur daß diesmal das Feuerwerk ein natürliches und furchtbar verheerendes und die Stimmung der Betroffenen begreiflicherweise eine sehr besorgte war. Nachdem ich ein halbes Dutzend Leute, die mich „zur Lava" führen wollten, abgewiesen hatte, drängten wir uns glücklich bis zum Albergo Liotta durch, dessen Wirt mich sofort wieder erkannte und mit Höflichkeiten überhäufte; zum Abschied kam ich sogar nicht um den landesüblichen Kuß. Ich setzte mich alsbald mit dem Führerchef in Verbindung, bestellte Führer und Maultiere und beobachtete dann von dem kleinen freien Platz, an welchem das ganz leidliche Hotel gelegen ist, die Eruption mit dem Feldstecher. Es waren hier deutlich die drei Oeffnungen zu unterscheiden, die ziemlich genau von NNW nach SSO, also von Catania oder Nicolosi aus gesehen, mehr hinter-, als nebeneinander lagen. Die untere warf ohne die geringste Unterbrechung eine breite uud hohe Fontaine glühender Brocken aus, die mit dem Feldstecher sehr gut als einzelne Stücke zu unterscheiden waren; die obere „bocca" arbeitete mehr mit Unterbrechungen, ihre Projectile erreichten aber dafür eine viel größere Höhe.

Die letzte Eruption, die des Jahres 1886, hatte einen großen, etwas verästelten und zum Teil sehr breiten Lavastrom produziert, dessen Längsrichtung gleichfalls etwa von NNW nach SSO gerichtet und der bei Tage durch die dunklere Farbe leicht von älteren Strömen zu unterscheiden ist; an der Stelle des Dampfausbruchs hatte sich damals aus den in die Luft geschleuderten Fetzen geschmolzener Lava in etwa 1450 Meter Höhe der Monte Gemellaro gebildet. Die gegenwärtige Eruptionsstelle ist etwas höher, ganz ungefähr 1900—2000 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, hat drei neue Kegel aufgeschüttet und der Hauptsache nach zwei große Lavaströme ergossen, die westlich und östlich unmittelbar an dem des Jahres 1886 vorbeifließen, teilweise auch über

jenen hinübergegangen sind. In der ersten Periode der Eruption, als ich dort war, war der westliche Arm der in jeder Beziehung gefährlichere; nach den letzten Nachrichten hingegen ist nunmehr der östliche Strom der bedeutendere; wäre übrigens die gleiche Lavamenge in kürzerer Zeit und ohne ein zeitweiliges Nachlassen ausgeströmt, so wäre wohl die Zerstörung von Dörfern unvermeidlich eingetreten; infolge jener Schwankungen in der Geschwindigkeit des Ausflusses hatten sich aber die ersten Ströme bereits soweit abgekühlt, daß ihre Fronten nur noch ganz langsam — wenige Meter in der Stunde — vorrückten und schließlich erstarrten, während die oben nachfließenden Massen sich über die zuerst ausgeflossenen wälzten.

Endlich waren Führer und Maultiere bereit, und wir machten uns auf den Weg, der anfangs die unten mit Weinbergen bedeckten monti rossi unterhalb in westlicher Richtung umgeht. Sobald wir an diesen vorbei waren, erblickte man den größten Teil des westlichen Lavastroms. Von dem untersten der thätigen Krater, dessen unterer Rand breit ausgeschnitten war, erstreckte sich ein glühender Strom, oben namentlich an der rechten Seite fast frei von erkalteten Schlacken, hinab; die Quelle jedoch war nicht sichtbar. Der breite, sandige und staubige Weg führt vorwiegend durch Wein- und Obst-Pflanzungen allmählich bergan. Beinahe war es überflüssig, daß wir eine Laterne mitgenommen hatten; denn der Weg wimmelte von Besuchern, anscheinend meist Sicilianern, aber auch Italienern und einigen Fremden, welche teils zu Fuß, teils zu Maultier, mit Laternen und Fackeln einherzogen; die Mehrzahl ging nur bis zur vorrückenden Front des westlichen Lavastroms. Auch eine Schar von Wasser- und Limonadenverkäufern hatte sich niedergelassen, die gleichfalls mit Laternen versehen, schon von weitem ihr „acqua frisca“ ausriefen. Eigentümlich für die Physiognomie aller italienischen Vulkane, soweit sie bebaut sind, sind die Mauern, mit denen die einzelnen Gärten gegen den Weg eingehegt sind. Sie bestehen, ohne jede Zuthat von Mörtel, aus übereinander gehäuften Lavabrocken und Schlacken, wie sie die Oberfläche der meisten Lavaströme bilden. Diese äußerst rauhen, mehr oder minder porösen, rotbraunen bis schwarzgrauen Steine und Blöcke sind einfach übereinander geschichtet. Zwischen solchen freilich meist niedrigen Mauern, führt der Weg durch Wein- und Obstgärten hindurch.

Schon von weitem fielen einzelne helle Flammen auf, die hier und da am Rande der Lava sich gegen deren dunkelrote Glut abhoben — es waren dies brennende Bäume und Weinreben. An einer Stelle des Weges, wo eine ganze Karavane von Maultieren sich angehäuft hatte, stiegen wir nach etwa einer Stunde Reitens ab und gingen etwa zehn Minuten einen engen Seitenweg nach Osten; über einige niedrige der erwähnten Mauern aus Schlacken gelangten wir schließlich in einen Weingarten, in dem eine Menge der verschiedensten Leute, Bauern, Führer, Fremde, Wasserverkäufer, mit Laternen und Fackeln versehen, sich unbekümmert um die Reben herumtummelte; denn in wenigen Stunden war der Weingarten in eine wüste, rotglühende Schuttmasse verwandelt. Wir befanden uns unmittelbar vor der Front des großen, weithin Hitze strahlenden westlichen Stromes. Ein Lavastrom ist ungemein schwer zu beschreiben; insbesondre weicht die untere Zunge eines großen, schlackenbedeckten Stromes ganz und gar von dem Bilde ab, welches man sich im allgemeinen davon construieren wird. Am Vesuv hatte ich freilich wiederholt kleine, oben kaum einen Meter breite Strömchen gesehen, die stellenweise frei von jeder Schlackendecke, eine frische, hellrotglühende Oberfläche zeigten, ziemlich schnell, ich

schätzte etwa zehn bis zwanzig Centimeter in der Sekunde bergab flossen, und in welche schon bei mäßigem Druck ein starker Stock leicht eindrang; weiter unten waren freilich auch jene breiter und mit Schollen erstarrter Kruste bedeckt, welche durch die Bewegung der unten fließenden, geschmolzenen Masse durcheinander gerüttelt und hinabkollernd, einen Lärm machten, wie grobe Porzellanscherben oder Ziegelsteine; ganz anders stellte sich aber der große Lavastrom des Aetna dar. Es war das ein wüster Haufen oder vielmehr ein breiter Damm groben, schwarzgrauen Schutts, Gerölls und gewaltiger Blöcke, von wildgezackter Oberfläche, etwa sechs Meter hoch — stellenweise soll die doppelte Höhe erreicht sein, — zerborsten und rauh. Aus zahllosen breiten und schmalen Spalten, Rissen und Vertiefungen leuchtete die helle Rotglut heraus; näher als etwa fünf Schritte heranzugehen kostete bereits wegen der strahlenden Wärme ziemliche Ueberwindung; mit vor das Gesicht gehaltenem Hut gelang es mir bis so nahe heranzukommen, daß ich mit einem allerdings nur schwachen Stock den Grad der Flüssigkeit an einer rotglühenden Stelle probieren konnte. Der Stecken drang aber nicht mehr ein und nach wenigen Sekunden mußte ich mich wegen der unerträglichen Glut zurückziehen. Und dennoch floß dieser Strom, ja schnell genug, angeblich achtzig Meter pro Stunde! Fortwährend fielen kleinere, teils erkaltete, teils noch glühende Steine herab, in kurzen Zwischenräumen lösten sich große centnerschwere Blöcke los und polterten hinunter; wo sie abgebrochen waren, trat die helle Rotglut zu Tage; und an einer jeden solchen frischen Bruchfläche rieselte ganz feiner, rot glühender Schutt nach. — Auch das spröde Eis eines Gletscherstroms wird bekanntlich unter dem Druck der übereinander liegenden Massen plastisch und fließt, freilich noch weit langsamer, als jener Lavastrom. Bald hier bald dort ging eine Rebe oder ein Oelbaum in Flammen auf; und so rückte, teils als rutschende, rollende und rieselnde Schuttmasse, teils als äußerst zähflüssige, rotglühende Flüssigkeit, das ganze langsam, gleichmäßig und unaufhaltsam auf dem sanftgeneigten Abhange vor, üppige Pflanzungen in Wüsten anfangs glühenden, später schwarzgrauen Gerölls und Gesteins verwandelnd. Die schweigende Menschenmenge zwischen den baldigem Untergange geweihten traubenreichen Reben, beleuchtet vom Monde, Laternen, Fackeln und der roten Glut der Lava, das Knistern des frischen verbrennenden Holzes, der brenzliche Geruch grünender, verkohlender Oelbäume, das Geräusch der herabfallenden Steine, ab und zu das dumpfe Poltern großer, glühender, herabkollernder Blöcke; das ferne Grollen und Knallen der noch fast eine Meile entfernten Krater, die ununterbrochen Garben glühender Steine hoch in die Luft schossen — alles vereinigte sich zu einem unbeschreiblich großartigen und düstern Gemälde.

Wir kehrten zu unsern Maultieren zurück und ritten weiter hinauf, anfangs immer noch durch Weingärten und Obstpflanzungen; bald aber, etwa in 1100 Meter Höhe, werden die Kastanien (nicht etwa Roßkastanien, sondern die sogenannten „ächten Kastanien") mehr und mehr vorherrschend. Es beginnt die „Waldregion" des Aetna. Thatsächlich sind diese Kastanienforste auch nach deutschen Begriffen eine Art Wald, der im Winter, wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist und die Bäume kahl sind, inmitten der südeuropäischen Landschaft den Nordländer fast heimatlich anmutet; im Sommer bildet der schwärzliche, weiche Lavasand bei Tage einen eigenartigen Kontrast gegen die hohen hellgrünen Wedel massenhaften Farnkrauts und die buschigen Kronen der Bäume; in jener Nacht aber zeichneten sich die Stämme und Zweige von der im Hintergrunde durchschimmernden Glut der Lava und des Feuerregens der drei Krater

ab. Nach etwa eineinhalb Stunden, nachdem wir die Lavafront verlassen hatten, langten wir an der einfachen „casa del bosco“ („Waldhaus“) in ca. 1440 Meter Höhe an; es mochte gegen zwei Uhr nachts sein, als wir auf einen nordöstlich von jenem Hause gelegenen, bewaldeten Seitenkegel stiegen, dessen Gipfel ich auf ungefähr 1550 Meter bestimmte, und der mit einigen benachbarten Hügeln als „monti Faggi“, (oder wie die Sicilianer in ihrem Dialekt, der sich zum italienischen etwa verhält wie das „Schwyzer Dütsch“ zur Schriftsprache, aussprachen „munti Faï“) bezeichnet wird. Von hier hatten wir nach Nordosten gegen die drei thätigen Vulkankegel, sowie überhaupt nach Osten und auch abwärts nach Südosten, freie Aussicht. Soweit das Auge reichte, erstreckte sich der gewaltige, schwarz und glühend gefleckte Lavastrom hinab, einem langen zerklüfteten Gletscher vergleichbar, dessen Spalten glühend waren; ja die untersten, weit entfernten Teile und der nur teilweise im Hintergrunde sichtbare Oststrom machten fast den Eindruck einer ausgedehnten Stadt mit zahllosen hell erleuchteten Fenstern und Laternen. In weiter Ferne leuchteteten hier und da am Rande des Stromes die Flammen der brennenden Bäume auf. Weiter oben war die Schlackenbedeckung geringer und der schon erwähnte breite Streifen am Ostrande des westlichen Stromes war sogar fast ganz blank und von ununterbrochener, hellglühender Oberfläche. In einen großen Ginsterbusch gelehnt, betrachtete ich lange das unvergleichliche Schauspiel. Die untere „bocca“ (Oeffnung) war die weiteste, der aufgeschüttete Kegel der niedrigste der drei und sein Kraterrand nach unten, also Süden, breit gespalten; dort quoll offenbar die Hauptmasse der Lava hervor. Weiter östlich hinter den drei Kegeln, sollten sich andere Lavaquellen befinden, die ich aber nicht zu sehen bekommen habe. Ununterbrochen entstieg seinem Gipfel eine breite Garbe glühender Steine, wohl an 200 Meter hoch; der oberste Kegel, der höchste, schoß ungleichmäßiger, aber viel höher, stieß massenhafte, aschеführende Dämpfe aus, während der mittlere Kegel ein mittleres Verhalten zeigte. Wenige Sekunden nach jedem stärkeren Schusse langte ein dumpfer Knall oder ein Donnern zu uns. Es begann die Morgendämmerung, der frische, kühle Wind wurde stärker und wir stiegen zur casa del bosco hinab. Das saftige Grün der Kastanien hob sich mit der wachsenden Lichtstärke lebhafter von dem schwarzgrauen Hintergrunde der „regione deserta“ ab. Gerade vor uns ragte hinten das langgezogene Dreieck der Montagnola empor, die stellenweise dem Unkundigen wegen größerer Nähe als der höchste Gipfel erscheint. Die Sonne ging auf und färbte die Dampfmassen zart rötlich. Jetzt war deutlich zu unterscheiden, daß dem obersten Kegel ein ganz undurchsichtiger, aschenschwangerer, schwärzlicher Qualm entstieg, ununterbrochen, aber bald mehr, bald weniger, ab und zu wie mit explosionsartiger Heftigkeit; in diesem Falle schoß er auch große glühende Massen empor, deren dunkelrote Glut auch jetzt noch deutlich sichtbar war, den Rauch erleuchtete und dem untern Teil der Dampfsäule das Aussehen einer gewaltigen, russigen Flamme verlieh. Der Rauch des mittleren Kegels führte weniger Asche und war hell gelblichgrau; der des unteren war aschefrei und hell bläulichweiß, wie auch die zarten Rauchwölkchen und der Dunst, welcher bei Tage anstatt der nunmehr vom Sonnenlicht unsichtbar gemachten Glut den Lauf der frischen Lava bezeichnete. Es war eine wunderbare Farbenzusammenstellung. — — Beim Abstieg besuchte ich noch einmal die Lavafront; bei der Tagesbeleuchtung war sie von dem längst erkalteten Strom des Jahres 1886 nur dadurch zu unterscheiden, daß über ihrer Oberfläche infolge der ungleichen Lichtbrechung durch die aufsteigende heiße Luft alle

Gegenstände zitterten und ein leichter, bläulicher Rauch aufstieg; nur in größerer Nähe nahm man an frischen Bruchflächen auch bei Tage die Rotglut, sowie natürlich die strahlende Wärme und das vorher beschriebene Vorrücken wahr. — Da in den folgenden Tagen die Eruption mindestens stationär blieb, der Centralkrater aber zu meiner Verwunderung sich in keiner Weise von seinem gewöhnlichen Aussehen unterschied, beschloß ich, wenn möglich, den höchsten Gipfel des Aetna zu erreichen.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Die Salonsozialistin.

Von

G. v. Beaulieu.

Eine neue Erscheinung taucht in den Berliner Salons auf, vorerst noch vereinzelt; doch bald wird der allerjüngste Typus der modernen Frau zu Dutzenden vorhanden sein. Die Erscheinung stellt die „letzte Neuheit", nicht in Kopfbedeckungen, sondern in Kopffüllungen in den Gesellschaften der Reichen und Luxusmenschen zur Schau. Denn merkwürdiger, ja höchst wunderbarer Weise ist es jetzt auch bei Frauen Sitte geworden, mehr mit dem zu prunken, was sie *im* Kopfe, als mit dem, was sie *auf* dem Kopfe tragen.

Worin besteht diese Füllung letzter Ernte und wer ist ihre Trägerin?

Die Trägerin ist die Salonsozialistin und die Füllung — nun, deren Feuerwerkskünste mag sie uns selbst zeigen.

Ilona war von jeher eine geistreiche Frau, auch als sie sich noch Fräulein nannte.

Schon als Schulkind hörte sie in ihrem Elternhause heftige Debatten über Charles Darwins „Entstehung der Arten"; als sie erwachsen war und eben „auftrat", wurde „Die Abstammung des Menschen" in die Welt gesandt — beides Werke, die man zwar nicht zu kennen brauchte, aber über die man in Gesellschaft mitreden mußte. Die großen Gedanken des einsamen Forschers von Down warfen nur Brandungsschaum in die Salons, nicht etwa fortreißende, tragende Geisteswogen. Und diese Brandung brachte lustiges Spielzeug: bunte Muscheln, drollige Neuheiten. Man scherzte über die Vorgeschichte des Menschen und unternehmende Walzertänzer wagten über Karl Vogts geschwänzte Urahnen des Menschengeschlechtes kecke, pikante Andeutungen, welche man hinter dem Fächer halb lächelnd, halb errötend zu überhören schien.

Das Lächeln stand Ilona eben so gut, wie das Erröten.

In die sogenannte Weltanschauung — welcher Salonmensch hat eigentlich eine Weltanschauung? — drangen die zugleich umstürzenden und neubauenden Gedanken so gut wie garnicht. Was der Engländer nicht vermocht, gelang den Deutschen. Häckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte", Büchners

„Kraft und Stoff“ und so manches andere Werk machten die neuen Anschauungen zu einem Muß für die Bildungsfanatiker.

Auch Ilona überlegte, ob es sich mit der Intelligenz eines modernen Menschen noch vereinen lasse, sich anders als einen Materialisten zu nennen. Zu sein, eine Ueberzeugung zu haben? — o, darauf kam es ja garnicht an.

Männer brauchen Neuerlerntes oder Erlebtes als Pflugschar oder auch als Waffe, Frauen machen sogleich für sich einen Schmuck daraus, sagt Nietzsche.

So geschah's auch hier.

Die Frau von früher — meinte Ilona mit Geringschätzung — hielt es für ihren Stolz, eine Idealistin zu sein. Idealistin! Nun ja, für Frauen, deren Intellekt noch im Ahnenkleide steckt, die alles nachäffen, was ihnen vorgesagt wird, für die mag das ja genügen; nicht aber für eine Frau, die sämtliche Arbeiten über die Evolutionstheorie in neuen schönen unberührten Einbänden auf ihrem Schreibtische stehen hat. Die ist eine Führerin, eine Bahnbrecherin.

Ilona hatte mittlerweile, so ganz nebenbenbei, geheiratet.

Das Haus ihres Vaters war ein sehr geselliges gewesen, man hatte zwar immer in Schulden gesteckt, doch immer lustig gelebt. Die Empfangstage bei Ilonas Vater waren berühmt gewesen, nun wurden es die in Ilonas eigenem Hause. Sie hatte nämlich einem reichen Börsenmanne die Erlaubnis erteilt, ihrem Geiste die nötige echte Goldfassung zu geben. Ihr pikantes Gesicht und die zierliche Gestalt nahmen sich in den excentrischen teuren Kostümen von Worth in Paris noch besser aus, als in den von einer kleinen Schneiderin verfertigten Idealtrachten eigener Erfindung, die Ilonen bisher geschmückt. Die Idealtrachten hatten meist schlecht gesessen, die Worth-Kostüme umschlossen ihren schlanken geschmeidigen Körper wie eine Aalhaut — eine Haut aus Seide und Atlas.

Selbstverständlich verstand ihr Mann, der nur ihr Portemonnaie hieß, sie nicht im mindesten. Und so war es natürlich, daß andere Männer die Unverstandene trösteten. Ilona behauptete: „Da es mit dem Himmelreiche doch nichts ist, das ist nämlich nur für die Dummen, die Zurückgebliebenen da, warum soll ich das Leben nicht genießen, solange ich jung und schön bin?“

Ilona hatte mehrere Kinder, reizende Kinder, die sämtlich den Namen ihres Mannes trugen. Sie erzog dieselben nach den neuesten Ideen. Die kleinen Geschöpfe waren schon berühmte Schönheiten, als sie noch in kurzen Kleidchen und Höschen umherliefen. Sie wurden modelliert, gemalt und sie wurden ebenso geistreich, ebenso vorurteilslos, wie Mama.

Als die jungen Mädchen in der Gesellschaft auftreten sollten, eröffnete Ilonas Gemahl ihr, daß er große Verluste erlitten und ihr Reichtum nur noch auf tönernen Füßen stände. Nun hieß es: die Mädchen schnell an den Mann bringen. Ilona nannte es: einen Dummen finden.

Er fand sich, die andern folgten bald nach, hochbeglückt, hochgeehrt so glänzende, kluge, schöne Herrinnen für ihre Bel-Etagen zu erobern. Es waren selbstverständlich wieder Geldmänner, denn die eignen sich zum Ehemann am besten.

Als Ilonas Gemahl einsah, daß er seine Verpflichtungen nicht erfüllen könne, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf.

„Die erste That, die mir Achtung vor ihm abzwingt“, gestand seine trauernde Witwe. „Vielleicht wäre er auch gestorben, wenn er sich hätte meine

Gedanken durch den Kopf schießen lassen", fügte sie mit der ihr eigenen Gefühlswärme hinzu.

Die Mädchen waren untergebracht, für Ilona hatte „das Portemonnaie" noch aus dem Schattenreiche hinaus gesorgt, indem er ihr einen Teil seines Grundbesitzes verschrieben. Das Eingebrachte der Frau hatte er es in seinem Testamente genannt. Es war die wohlgemeinte Lüge eines Todgeweihten, eines Mannes, der seine Gattin stets blindlings angebetet hatte.

Das Eingebrachte der Frau durfte von den Gläubigern nicht angetastet werden, und so wurde aus dem Schiffbruche etwas für Ilona gerettet.

Daß sie nicht mehr so vermögend war, wie früher, kümmerte sie wenig. Es war ihr langweilig geworden, die reiche Frau zu spielen. Ihre Schönheit begann zu welken, ihre Töchter thaten ihr den Possen an, sie zur Großmutter zu machen. Und wenn sie auch eine verführerische kokette Großmutter war, so ließ sich doch von der Thatsache selbst nichts wegleugnen, wegtifteln.

Ilona besann sich darauf, daß sie als junges Mädchen die geistreichste der Gesellschaft gewesen.

In der letzten Zeit hatte sie die Wissenschaft etwas vernachlässigt. Es hatte ihre Kraft in Anspruch genommen, die bewußten Dummen in mehrfacher Ausgabe zu finden.

Was war inzwischen geschrieben worden? Etwas, wovon die Welt sprach? Etwas Wissenschaftliches! Mit Belletristik gab sich Ilona nicht ab, *sie* hätte die Herren Dichter ja belehren können.

Wir stehen am Ende des Jahrhunderts, die Hundertjahrfeier der französischen Revolution haben wir vor kurzem erlebt. Wir haben das Sozialistengesetz gehabt und die Wiederkehr der Partei. Bellamy hat seinen Rückblick vom Jahr 2000 geschrieben, Bebels bisher verbotenes Buch „Die Frau und der Sozialismus" ist freigegeben worden, im Reichstage gewinnen die Sozialisten immer mehr Boden. Dem Sozialismus gehört die neue Zeit, er ist die Macht der Zukunft.

Ilona war immer für das Neue, in welcher Gestalt es sich auch zeigte. Es war ihr Ehrgeiz, Neuem den Weg zu bahnen. Sie wurde jetzt Volksbeglückerin.

Nicht etwa, daß sie sich unter die Armen und Elenden mischte, ihnen Brot oder Arbeit brachte, nicht etwa, daß sie ihre eigenen Dienstboten besser behandelte als früher und ihre reichen Töchter veranlaßte, es zu thun — sie *spielte* die Volksbeglückerin.

Bebels „Frau" stand jetzt auf dem Platze ihres Schreibtisches, auf dem einst die Werke von Häckel, Büchner und Darwin gestanden; sie lud Leute neuer Art in ihr Haus, nicht mehr Aristokraten, sondern Zukunftsmenschen, Genossen, doch mußten sie hübsch und witzig sein. Sie wurde Mitglied der Freien Volksbühne, sie besuchte Arbeiterversammlungen mit einem kleinen Generalstabe junger, ebenso fortgeschrittener und tapferer Bewunderer. Ja, sie bewies noch mehr Muth. Sie trank mit den Arbeitern dünnes Bier und ertrug schlechte Luft und schlechte Cigarren; sie schaffte den Krieg und die stehenden Heere ab, sie erlaubte nur eine vierstündige Arbeitszeit, sie schwur auf Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

In den Salons ihrer Töchter verblüffte sie die Geldleute, indem sie ihnen sagte: das Eigentum müsse abgeschafft und aller Besitz verteilt werden.

Als sie diese Ansicht zum ersten Male bei einer schwelgerischen Tafel äußerte, waren die Herren Börsianer erstaunt. Doch die Töchter zuckten nur

die Achseln und sagten mit jener Gefühlswärme, welche dieser Familie eigen ist: „Neuester Sparren von Mama. Mumpitz. Bezieht sich übrigens nur auf die Fabrikbesitzer, diese „Blutsauger", nicht wahr, Mama? Nicht auf Bankiers. Na, noch ein Glas Sekt auf den Schreck".

Während Ilona eines Tages in ihrem Salon mit einem jungen Genossen das Eigentum verteilte und die Welt verbesserte, saß in dem anstoßenden kalten, halbdunklen Berliner Zimmer eine schmächtige Nähterin über eine Arbeit gebückt und hustete ein über das andere Mal.

„Wer hustet denn da so fürchterlich in der Nebenstube?" fragte der Genosse seine reizende Wirtin, die in ein kostbares Morgenkleid von weißen Spitzen gehüllt, sich wohlig auf dem rotseidenen Polster eines Divans dehnte.

„Da sehen Sie die brutale Macht des Kapitalismus, lieber Freund," entgegnete sie, die dunklen Augen verführerisch zu ihm aufschlagend — und in diesem Moment hätte ihr gewiß niemand die Großmutter angemerkt — „das ist so eine Märtyrerin der Arbeit. Anders muß es werden, anders, anders! Ja, der Tag der Abrechnung naht, er pocht mit gewaltigen Schlägen an die Pforte des Jahrhunderts. Hören Sie! Hören Sie!"

Sie sprang auf, die weißen Spitzen umflossen ihre zierliche schlanke Gestalt, sie streckte lauschend das feine Köpfchen vor.

„Die neue Zeit", flüsterte der Genosse schwärmerisch, „das Idealweib!" Er haschte nach ihrer Hand und küßte sie feurig.

* * *

„Mama ist imstande einen Schlosser zu heiraten, bloß um originell und vorgeschritten zu erscheinen", sagte zu derselben Stunde die eine ihrer Töchter zur anderen, während beide in eleganter Equipage durch den von der vornehmen Welt belebten Tiergarten fuhren. „Nur müßte er jung und hübsch sein und auch — ein bischen dumm. Einen Klugen kann Mama nicht brauchen, ein Kluger merkte bald den Mumpitz", versetzte die andere gefühlvoll.

Walt Whitman.

Von

Johannes Schlaf.

Vor kurzem war in ein paar Zeitschriften die dürre Notiz zu finden, daß am 26. März dieses Jahres einer der hervorragendsten Dichter Nordamerikas, Walt Whitman, im 74. Jahre seines Lebens zu Camden bei Philadelphia gestorben sei. Die paar Daten über sein Leben und Schaffen, die jener Notiz beigefügt waren, konnten mit ihrem litteraturlexikalischen Lakonismus unmöglich geeignet sein, ein weiteres Interesse für den Verstorbenen wachzurufen.

Ein solches erscheint aber um so wünschenswerter, als über einen Dichter, der nicht allein der hervorragendste Nordamerikas ist, sondern mit seinen Werken der Weltlitteratur angehört, und zwar, wie es uns scheint, mit größerer Berechtigung als beispielsweise sein Landsmann Edgar Poe, den sozusagen alle Welt kennt, bisher verschwindend wenig Belangvolles in deutscher Sprache geschrieben ist.

Ein Aufsatz, den F. Freiligrath über Withman in der Nummer der „Allgemeinen Zeitung" vom 10. Mai 1868 brachte, eine kleine tüchtige Broschüre „H. B. Coterill und T. W. Rolleston, Ueber Wordsworth und Walt Whitman. Zwei Vorträge. Dresden. Carl Tittmann 1883", die Einleitung zu der auszugsweisen Uebersetzung von Whitmans „Leaves of Graß", die Karl Knortz und T. W. Rolleston 1889 im Verlag von Schabelitz in Zürich erscheinen ließen, das ist so ziemlich alles, was wir von Litteratur über Whitman bei uns in Deutschland zu nennen wüßten.

Unser Aufsatz nun erhebt keine Prätensionen. Er soll sein bescheiden Teil dazu beitragen, für Whitman ein weiteres Interesse zu wecken, indem er ein kurzes Bild von der Eigenart des Dichters zu geben versucht, so weit sich ein solches aus der oben erwähnten, nicht vollständigen Uebersetzung der „Grashalme" gewinnen ließ. — In ihr können übrigens Interessenten eine ausführlichere Bibliographie von Whitmans Werken und der über ihn geschriebenen Bücher und Abhandlungen finden.

* * *

In dem Vorwort zu ihrer Uebersetzung nennt einer der Uebersetzer, Karl Knortz, Whitman den „Optimisten par excellence". Aber dieser Redensart müssen wir wohl schon den Laufpaß geben. In diese enge Hülse bekommen wir den ganzen Whitmann nicht hinein. Mit dem Schlagwort irgend eines Standpunktes läßt sich schlecht etwas anfangen, einem Menschen gegenüber, der von sich die stolz-bescheidenen Worte sagen darf:

„I do not trouble my spirit to vindicate itself or to be understood,
I see that the elementary laws never apologize."

Die Uebersetzer haben sie dem Buch als Motto vorangesetzt und sie bezeichnen Whitman besser, als dieses staubtrockene „Optimist par excellence".

„Ich bemühe meinen Geist nicht sich selbst zu rechtfertigen oder verständlich zu machen,
Ich sehe, daß die Urgesetze sich niemals entschuldigen."

Wenn diese Worte aber seine Art bezeichnen, so ist er mehr als Pessimist oder Optimist: dann fühlt er sich selbst als Kraft und im lebendigen, organischen Zusammenhange aller Natur, dann kann er sich freilich auch nicht verneinen, wie so viele Invalidität des Romantizismus und Christianismus, an welcher die „alte Welt" zu diesen Zeitläuften laboriert, und die grade noch Lunge genug hat, um mit allen möglichen Blasphemieen die zu hoch hängenden Trauben sauer zu schelten.

Wie die mächtigen Dithyramben neuen Lebens und neuer Kraft ertönen seine „barbarischen Gesänge über die Dächer der Welt", mitten hinein in so viele Sterbelieder der alten Welt und verkünden neue Religion, neue Kunst und einen neuen Wert des Lebens.

Nicht Optimist und nicht Pessimist ist Whitman: er ist Kraft. —

* * *

Geboren wurde Walt Whitman 1819 auf Long Island, wo seine Familie einen großen Meierhof besaß, dessen Felder die Whitmans eigenhändig bestellten. Hier auf dem Lande, in der freien Natur, verlebte er den größten Teil seiner Jugend. Später versuchte er sich dann, nach amerikanischer Weise, in den mannigfachsten Berufen, war Buchdrucker, Lehrer, Tischler, Redacteur, Bauunternehmer u. s. w., bis er schließlich, ungeachtet er oft auf dem besten Wege war, bei dieser und jener Beschäftigung „sein Glück zu machen" und ein reicher Mann zu werden, Schriftstellerei und alles Andere resolut über Bord warf und dichtete. In den sechziger Jahren, nachdem eben die „Grashalme" erschienen waren, war er dann zur Zeit des Sezessionskrieges auf dem Schlachtfeld und in den Armee-Spitälern Krankenpfleger. Seinen Unterhalt erwarb er sich während dieser Zeit durch Zeitungskorrespondenzen. Für die Dienste, die er auf solche Weise leistete, bekam er eine kleine Stelle im Ministerium des Innern, die er aber nicht lange behielt. Seine Absetzung hatte er dem Staats-Sekretär James Harlaam, einem früheren Methodistenprediger, zu verdanken, der über die 1855 erschienenen „Grashalme" in sittliche Entrüstung geraten war. Freunde legten sich ins Mittel und er bekam eine neue Anstellung im Büreau des Attorney-Generals, die er bis 1873 inne hatte. In dieser Zeit wurde er von einem Schlaganfall getroffen. Seine Gesundheit war durch die Strapazen der Kriegszeit untergraben. Allmählich erholte er sich, ohne jedoch seitdem die Folgen seiner Krankheit ganz überwinden zu können. Später war es ihm gelungen, sich in Camden bei Philadelphia ein kleines, sehr bescheidenes Heim zu gründen und hier hat er, ohne Bitterkeit und Klage dem Leben gegenüber, seine besten Dichtungen verfaßt, die „eine besondere religiöse Weihe zeigen", damit ich Rolleston citiere, dessen Einleitung zu den „Grashalmen" ich im Wesentlichen diese knappe Skizze von Whitmans Lebensgang verdanke, „eine ruhige, verklärte Schönheit, welche mit der Stimmung der früheren Gedichte, wie der gestirnte Nachthimmel mit der sonnenbeleuchteten Erde kontrastiert".

In einem steten, frischen Wechsel von Ort zu Ort also, Land zu Land, Lebensstellung zu Lebensstellung, bald inmitten des reichen bunten Verkehrs der amerikanischen Millionenstadt, inmitten der kühnsten und gewaltigsten Thaten neuzeitiger Industrie, bald in der großen Natur seines Heimatskontinentes, immer mitten im Kampf und Tumult schicksalsreichen Lebens, hat er lyrische Kunstwerke geschaffen, deren Geist sich von dem der mittelalterlichen Welt ebenso scheidet, wie dieser sich von dem der Antike scheidet, aus ihm ebenso organisch erwächst, wie jener aus der Antike geboren wurde.

Meine Arbeit für heute ist gethan. Die Dämmerung kommt. Müde und betäubt von meinen Schreibereien lehne ich aus dem Fenster und sehe, wie die Sonnenlichter drüben an den hohen Fassaden allmählich erlöschen.

Und da, nach dieser Lektüre und dieser Arbeit, spür' ich, wie eingeengt wir leben, versteh' und empfind' ich unser ganzes Elend.

Weit hinunter erstreckt sich die Straße mit dem Gekribbel und dem Lärm ihres Verkehrs, verliert sich nach beiden Seiten in Dunst und in dem verwirrenden Getriebe der Nebenstraßen. Oben ein schmales, karges Stück Himmel, umwölkt und verschmutzt von dem aufsteigenden, schwülen Brodem, von Staub und Essenqualm. Hinter den Fenstern drüben, die ganze lange Straßenzeile hinab, hinter, neben, über und unter mir, von allen Seiten ein enges, sich drängendes, förderndes und hemmendes Beieinander und Durcheinander zwischen den grauen Steinmassen. Und wie hier, so breitet es sich stundenlang im Kreis und weit in das Land hinaus. Fern, fern, irgendwo lebt die Natur mit ihren freien Himmelslüften und freien Gestirnen, mit ihren Wiesen, Feldern und Wäldern, mit Bergen, Strömen, Seeen und Meeren, fern, unwirklich wie eine Sage, wie ein wunderbares Märchen, das wir in unsern Kinderbüchern lasen. Die unzähligen Fäden, durch die unser Leben, Fühlen und Empfinden mit ihren unendlichen Wundern verknüpft ist, scheinen zerschnitten, und wir sind allein, allein mit uns, mit allem nur, was wir mit unserm trennenden Urteil „menschlich" nennen, allein mit uns, der Mensch mit dem Menschen, in der flirrenden Unrast dieses engenden Beieinander und seinem nervenzerfressenden, verwirrenden Durcheinander. Unser Leiden, unser Elend und unsere Freuden aber schwellen in dieser aufdringlich-deutlichen Nähe, von einer diabolischen Perspektive zu unnatürlichen Dimensionen verzerrt, zu Ungeheuern an, die uns alle freien Lebensblicke versperren. Und alle Raffinements der zu Jahren gekommenen Kultur können uns nicht über unsere große Kardinalkrankheit hinwegbringen, an der wir erfolglos mit allen möglichen Heilmitteln herummedizinieren, der Religionslosigkeit oder, wenn man will, der Kraftlosigkeit, der Atrophie des Empfindens.

Unsere ethischen Bestrebungen neuerdings. So viele andere halben Versuche, dem allgemeinen Kreuz beizukommen. Aber wie wollen wir einander helfen, wenn der Zusammenhang, in dem wir mit allen Lebendigen in allen Nähen und Fernen stehen, vielleicht für unsern Verstand vorhanden, für unser Empfinden aber nicht lebendig ist? Wenn wir also keine „Religion" haben, aus der allein Liebe, Selbstgefühl, Freude, Schönheit, Kraft, Kunst, Ethik, Männlichkeit und Verständnis des Lebens kommt? Wie kann man dem tausendfältigen Jammer einer Großstadt, dem Elend der Armen beikommen, wenn wir selbst seinen Anblick nicht vertragen können und er uns zu Blasphemieen gegen die Welt verführt?

Denken wir nun an allen Pessimismus und alle Dekadenz unserer abendländischen Welt. Vergegenwärtigen wir uns all ihre Kunst, ihre Künste und Künsteleien, ihre Raffinements, ihren moralischen Katzenjammer, ihr ganzes nervöses und sehnendes Elend und dann hören wir den „Optimisten par excellence" Walt Whitman.

* * *

„Vom fischförmigen Paumanok (Long Island) ausgehend, wo ich geboren wurde,
Wohlerzeugt und von der besten Mutter erzogen,
Nachdem ich manche Länder durchwandert, ein Freund volksreichen Pflasters,
In meiner Stadt Mannahatta (New-York) wohnend oder auf den südlichen Savannen,
Oder als Soldat lagernd, oder Tornister und Gewehr tragend, oder Goldgräber in Californien,
Oder in meiner Heimat, in Dakotas Wäldern, Fleisch meine Kost, mein Trank vom Quell,
Oder zurückgezogen, um nachzusinnen und zu brüten in irgend einem tiefen Verstecke,
Fern vom klirrenden Haufen entzückungsvolle und selige Stunden zubringend,
Gewahr des frischen freien Gebers, des strömenden Missouri, gewahr des mächtigen Niagara,
Gewahr der Büffelherden, die auf den Ebenen grasen, gewahr des zottigen, starkbrüstigen Stieres,

Vertraut mit Boden, Felsen, Maiblumen — Sterne, Regen, Schnee mein Erstaunen,
Vertraut mit den Weisen der Spottdrossel, mit dem Fluge des Bergfalkens,
Und des Abends, des Unvergleichlichen gelauscht habend, der Hermit-Drossel aus den Sumpfcedern,
Einsam im Westen singend, erhebe ich meine Stimme für eine neue Welt!"

Wie wird uns zu Mut! — Als würde alles das, was in meilenweiten märchenhaften Fernen lebt, was wir als Gegensatz zu unserem Leben hier empfinden, was wir kennen und doch nicht verstehen, lebendig mit seiner frischen Schönheit. In freien Linien taucht es mit allen seinen Wundern vor uns empor. Mit ganz unerhörten Tönen und Rhythmen, die uns anmuten wie frisches Windbrausen, wie das Andringen von Meereswellen mit ihrer breit heranrollenden Pracht. Ganz ungewohnt, ganz außer allem Raffinement unserer alt und klug gewordenen Kunst, ganz außer allem Kanon ihrer Delicen.

„Sieg, Vereinigung, Glaube, Identität, Zeit,
Die unlösbaren Verbindungen, Reichtum, Geheimnis,
Ewiger Fortschritt, der Kosmos und die Berichte der Neuzeit."

Wir halten ein. Befremdet. Das ist das Stammeln eines Kindes. Hilflos, ungefüge, unartikuliert, lächerlich für unser wohldressiertes Denken und Fühlen. Aber wir merken: es ist die jauchzende Ohnmacht gegenüber einer neuen, unendlichen Fülle an- und eindringender Wahrnehmungen, der Ausschrei, der verwunderte, jubelnde, mit dem sich das Kind von ihrer süßbedrückenden Macht befreit, freudig, konstatierend. Der selige, kräftige Tumult eines lebendigen inneren Werdens ist darin.

Dies alles also, diese ganze neu anstürmende Fülle,

„Das also ist das Leben!
Das ist's, was nach so viel Wehen und Krämpfen hervorkam!
Wie seltsam! Wie wirklich!
Unter den Füßen der göttliche Erdboden, zu Häupten die Sonne.
Sieh die Erdkugel sich umdrehen,
In der Ferne die Ahn-Kontinente miteinander gruppiert,
Nördlich und südlich die Kontinente der Gegenwart und der Zukunft mit dem Isthmus dazwischen.
Sieh, ungeheure, pfadlose Räume,
Wie in einem Traum verändern sie sich, schnell werden sie gefüllt,
Zahllose Massen gießen sich darüber.
Jetzt sind sie bedeckt mit dem ersten Volke, den ersten Künsten und Institutionen, bis jetzt bekannt.
So wurde von Anfang an der Zeit
Mir eine endlose Zuhörerschaft gesichert.
Mit festem Taktschritt ziehen sie vorüber, sie halten nimmer ein,
Geschlechter von Menschen, Amerikanos, ein hundert Millionen,
Ein Geschlecht, seine Rolle spielend und hinziehend,
Mit dem Antlitz seitwärts gewandt, oder rückwärts, mir zu lauschen,
Mit Augen zurückschauend zu mir."

Was für eine Sprache! Und wenn wir weiter lesen und je tiefer wir uns in ihn hineinlesen, um so mehr faßt es uns mit der Macht der alten Urgesänge. Das ist die Kraft und Energie der althebräischen Psalmisten und Propheten. Und doch ist alles so neu, schlicht und prosaisch bezeichnet. Keinerlei „Kunstmittel". Nicht einmal etwas, das an einen so primitiven Apparat, wie den des parallelismus membrorum in der althebräischen Poesie erinnert. Diese Sprache ist so irdisch als nur möglich, oft mit fast amerikanischer Nüchternheit konstatierend, was ist. Und doch hat sie ihr Pathos, überwältigend und hinreißend, wie es nur eins gegeben hat. Ein unendlicher Rhythmus, eine unendliche Melodie. Wie der Sturm seinen ansteigenden und verebbenden und wieder ansteigenden Rhythmus hat, wie die Meereswellen ihn haben, die in der Sonnenwärme flimmernde Luft, der Gesang der Vögel, die unendliche Bewegtheit der Natur. Die Kraft und die Wärme gesunden Blutes,

das frei und frisch durch den Körper pulst, eine unerhörte Energie und ursprüngliche Innigkeit des Empfindens, das Weiten und Nähen durchdringt und alle Erscheinungen, und der Bewegung ihres Werdens und Wechsels mit mächtiger Inbrunst sich hingiebt, in dem das Vibrieren der ewig bewegten Atome nachzittert, das freie Atmen gesunder Lungen, die helle Kraft unverdorbener Augen, die Rüstigkeit und Elastizität ungeschwächter Muskeln: das alles giebt diesen Gesängen ihre Kraft, ihr Pathos, mit dem machen sie sich frei von allem, was man Kunst und Kunstmittel zu nennen pflegt, oder erweitern sie zu der Kühnheit und Kraft der bewegten Natur. Bald verhalten, in kurzen Sätzen süße, eindringende Worte, in denen das Licht- und Schattenspiel einer Mondnacht lebt, das leise, mystische Plätschern unendlicher, lichtglitzernder Meeresfluten, das leise Rauschen im Gebüsch, das Spiel der Wolken und die strahlende Ruhe der Gestirne, bald ein Wechsel von Interjektionen, kurzen Sätzen und langen, breithinströmenden Perioden, mit einzelnen Wortstößen, wie das Zupfen und Zausen des Windes, oder wieder wie sein langes, starkatmendes Getöse, wenn er über endlos sich dehnende Prärieen stürmt, bald ruhelos, hastig, breitrauschend, wie unaufhörliches Getriebe des Verkehrs in den Straßen, auf den Plätzen einer großen Stadt, an Quais, über Brücken und Fähren. Wortanhäufungen, Wiederholungen, die sich nie genug thun können; die Naivetät eines Kindes, das einen neuen Gegenstand wahrnimmt und ihn zehn-, zwanzig-, hundertmal hintereinander bezeichnet und nicht müde wird, immer mit derselben Freude an derselben Thätigkeit seiner Stimmbänder und an der Eigenschaft des Gegenstandes, den es bezeichnet. Eine sich drängende Fülle von Eindrücken, Empfindungen, Gedanken, halb nur bewußt, unmöglich ganz zu sagen in deutlicher, abgemessener Folge, wie sie sich drängen, hemmen und durcheinander stürmen, und so Dunkelheit, Mystik neben deutlichster, nüchternster Klarheit. Und durch alles das fühlt man sich zurückgestoßen und angezogen, wie einen die Natur anzieht und abstößt, sich giebt und verweigert, durchsichtig und mystisch ist mit dem ewigen Rhythmus ihrer Erscheinungen, der monoton ist und doch von unendlicher Mannigfaltigkeit.

Und was für eine Stimmung!

Um es gleich vorweg zu sagen: es gilt von ihr, was Coterill und Rolleston in der oben angeführten Broschüre von Wordsworth sagen: „. . . Dieses Zauberlicht verleiht er der ganzen Welt, indem er die Natur entschleiert — nicht durch die Schöpfermacht der Einbildung, sondern durch einen seltsamen sympathischen Einfluß, der auf uns in einer Weise wirkt, daß wir von dem Augenblick an gewöhnliche Gegenstände mit anderen Augen anschauen, in einer Weise, daß uns diese Gegenstände nicht mehr das sind, was sie uns scheinen: nicht nur (wie so viele Gegenstände und auch Personen für uns sind und immer bleiben) leblose, bedeutungslose Dinge, welche

„Die Erde täglich wälzt im Lauf
Mit Felsen, Steinen, Bäumen.""

Wir haben das Einzelne, Getrennte hinter uns, das uns verwirrte und ängstigte. Elend und Glück, Armut und Reichtum, alle die unbegreiflichen Gegensätze, die uns in unsrer Enge quälten: nichts können sie uns mehr anhaben und aufdringlich uns den Zusammenhang der Dinge verdunkeln. Oder doch: es ist alles da: aber alles an seinem Platz, eingeordnet und erlöst mit seinem Zwiespalt in den mächtigen Rhythmus des ewigen Kreislaufs alles Geschehens und aller Erscheinungen. Alles geht auf in einem einzigen, großen Kraft- und Lebensgefühl, das alles umspannt und umschließt. Alle die Verbindungen, mit denen das Einzelne, Geteilte in unendlichen Verknüpfungen mit allem Geschehen seit Urbeginn im Zusammenhang steht, und die in der Bewußtheit des Lebens gelöst scheinen, sind hier wieder geknüpft, in dieser mächtigen Stimmung.

„Ich finde, ich habe Gneiß in mir, Kohlen, langhaariges Moos, Früchte, Aehren, eßbare Wurzeln,
Und ich bin überall mit einer Stuckatur von Vierfüßlern und Vögeln bedeckt"

heißt es an einer Stelle. So mächtig ist diese religiöse Stimmung in Whitman und mit so gewaltiger Energie schafft sie sich Ausdruck.

Immer und stets ist er der Sänger des Alls, des Ganzen, das in ihm ebenso vollständig ist, wie außer ihm.

„Ich werde keine Gedichte machen, die sich auf Teile beziehen,
Sondern ich werde Gedichte, Gesänge, Gedanken machen, die sich aufs Ganze beziehen."

Alles bekommt hier seine Würde, an der jeder Kleinmut und jede Schmähung zu Schanden wird. Jeder, wer und was er auch sei, darf von sich sagen:

„Ich bin der Gipfel vollbrachter Dinge und schließe werdende Dinge in mir ein."

Die Zerbrechlichkeit und Endlichkeit des Einzelnen ist in dieser Stimmung aufgehoben.

„Tief unten erblicke ich das ungeheure Urnichts, ich weiß, daß ich auch da war,
Ich harrte ungesehen und beständig und durchschlief die betäubenden Dünste,
Und nahm mir Zeit, und der stinkende Kohlenstoff brachte mir keinen Schaden.
— —
Um mir Platz zu machen, hielten sich die Sterne seitwärts in ihren Bahnen,
Sie entsandten Kräfte, um das zu bereiten, was mich tragen sollte.
— —
Mein Embroo ist niemals erstarrt gewesen, nichts konnte ihn erdrücken.
Um seinetwillen zog sich der Sternnebel in eine Kugel fest zusammen,
Langsam türmte sich Schicht auf Schicht, um ihm ein Ruhebett zu machen,
Ungeheure Pflanzen gaben ihm Nahrung,
Riesige Saurier trugen ihn in ihrem Rachen und setzten ihn sorgfältig nieder.
— —
Jetzt, auf dieser Stelle steh ich mit meiner rüstigen Seele!"

Alles lebt in ihm, in dir, in mir, in uns allen und ist in uns enthalten und beschlossen: Menschen, Gestirne, Zeiten, Tiere, Pflanzen, Steine. „Meine Freunde wimmeln in den Poren meiner Haut." Alles ist um seinetwillen, um deinet- und meinetwillen, um unsrer aller Willen da. Alles ist wir, und wir sind alles. Was will Anfang und Ende, Geburt und Tod? Alles ist ewige Bewegung.

„Treiben, Treiben und Treiben
Immer der zeugende Trieb der Welt."

Wir sind alles Gewesene und Künftige. Körper und Seele: es giebt keinen Unterschied zwischen ihnen; sie sind eins. Nichts ist anstößig, gemein. Die Begattung ist nicht anstößiger als der Tod. Alles ist ein Wunder. Der Körper etwas höchst Wunderbares und Verehrungswürdiges. Auf alles, was mit ihm in Berührung kommt, überträgt er wohl in dieser Stimmung die Attribute seines Körpers. Er spricht von breiten, muskligen Feldern u. s. w. und überträgt seinerseits Attribute lebloser Dinge auf seinen Körper, spricht von gemischtem, gerumpeltem Heu des Kopfes, des Bartes, der Brust u. s. w. Er ist verliebt in seinen Körper, in sich, in alles.

„Drücke dich fest an mich, o Nacht, mit bloßen Brüsten — drücke dich fest an mich, magnetische, nährende Nacht!
Nacht der Südwinde. — Nacht der wenigen großen Sterne!
Stille nickende Nacht — tolle, nackte Sommernacht!"

In rasender, jauchzender Lust wirft er seinen nackten Leib den Wellen entgegen, bietet seine Brust dem Sturm dar. Er wimmert nicht, was überall in der Welt gewimmert wird, daß die Monate leere Räume sind und der Boden nichts als Schlamm und Kot. Alles ist lebendig. Alles drängt sich zu ihm herein, er sich hinaus zu ihm. — Die Zeitalter quälen sich, indem sie auf das Beste hinweisen und es vom Schlechten unterscheiden, er aber schweigt, indem sie streiten, bekannt mit der vollkommenen Schicklichkeit und Gelassenheit der Dinge, geht baden und bewundert sich selbst. Zwar umgeben ihn Fragen und Zweifel, aber sie sind nicht sein wahres Ich. Das steht abseits von allem Zerren und Zausen. Die Tage des Streitens und der Unklarheit liegen hinter ihm. Er hat weder Spöttereien noch Beweise. Er ist identisch mit dem, was man zu beweisen sucht. —

Ein unermeßliches alle Weiten und Tiefen füllendes und nach ihnen sich streckendes Kraftgefühl, ein inniges Sicheinsfühlen mit allem ist die Grundstimmung seines Wesens und seiner Gesänge.

* * *

Diese Grundstimmung ist eine durchaus religiöse. Aus ihr erwachsen seine Themen: die Liebe, die Demokratie, und die Religion. Und sein Hauptthema also ist die „Hoheit der Religion."

Um den Begriff Religion zu kennzeichnen, will ich mir hier wieder eine sehr treffliche Stelle aus der oben erwähnten Broschüre zu nutze machen, die mich längerer Erläuterungen enthebt. Es heißt dort auf Seite 52: „Nach Kardinal Newman, der die Psychologie des Glaubens in einem äußerst interessanten Werke erforscht hat, wäre dieser Zustand, wo unsre Ansichten und unsre Gefühle im Widerspruch zu einander stehen, einer des „formellen" Glaubens zu nennen, ein Zustand, den er von dem des einflußreichen „wirklichen" Glaubens unterscheidet. Nun geschieht es aber nicht selten, daß solch ein formeller Glauben in einen wirklichen übergeht. Nur dadurch scheint es mir, daß ein neues Verhältnis zwischen uns und dem Gegenstand des Glaubens auf irgend eine Weise herbeigeführt werden sollte, kraft welcher er nicht mehr blos ein Name für uns ist, ein logischer Schluß, eine Ueberlieferung, sondern ein Ding, eine Wirklichkeit werde, etwas, das die Tiefe des Bewußtseins berührt. Beschreiben wir aber den Vorgang, wie wir wollen, jedermann ist damit bekannt, und ich brauche nur darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Verwirklichungsprozeß auch da geschehen kann, wo das Resultat nicht als eine Zustimmung oder Glaube, formell oder wirklich, sondern bloß als eine lebendige, geistige Wahrnehmung, σύλληψις, des betreffenden Gegenstandes zu bezeichnen wäre. Nun ist das Veranstalten eines solchen Verhältnisses zwischen der menschlichen Seele und der ganzen inneren und äußeren Welt ein Hauptzug von Whitmans Wirkung auf seine Leser . . . . denn die Dinge täglicher Erfahrung in ihrer Wirklichkeit wahrzunehmen, ist die Religion und erzeugt die Ethik."

In dieser religiösen Stimmung wurzelt die ganze Macht seiner Gesänge.

Zu achten ist die Wissenschaft, erhaben ist es, einen Mann und ein Weib im Uebermaß zu lieben, aber es giebt ein andres, das wahrlich erhaben ist und das Ganze eint, herrlich für alle sorgt mit nimmermüden Händen: das ist die Religion. Nicht der Kult, das Dogma mit seinen Imperativen: sondern das mächtig gespannte Lebensgefühl, dessen Kraft das All mit Liebe und Staunen umfaßt, das religiöse Gefühl, das innige, jauchzende, intime Bewußtsein der Einheit mit allem. Einzig „den Samen einer größeren Religion in die Welt zu streuen" singt er seine Gesänge. Ohne sie giebt es keine des Namens würdige Größe, keinen Staat, keinen Charakter, kein Leben. Er betet nicht, verehrt nicht, katzenbuckelt nicht vor den ewigen Gesetzen und macht keine Ceremonien mit. Seine Verehrung ist die rasende Lust, mit der Atmosphäre in Berührung zu kommen, jauchzend sich in die mächtige Bewegung des Lebens zu stürzen, in sein Werden und Vergehen, sein Blühen, Leuchten, Brausen, Wachsen und Glühen.

Religion ist das mächtige Empfinden, das ihn bewundernd vor dem Kreislauf der Gestirne, vor der Herrlichkeit des menschlichen und tierischen Körpers stehen läßt, so daß er in einem Gesange — „Ich singe den Leib, den elektrischen" — Seiten lang mit verzücktem Stammeln, wie ein Kind, das mit unsäglichen Wonnen etwas benennt und in diesen unaufhörlichen Benennungen eine unendliche Lebensfülle fühlt und bezeichnet, alle Teile des menschlichen Körpers aufzählt, daß er an den nackten Leibern badender Jünglinge und ihren elastischen und jugendfrischen Bewegungen seine Freude hat. Religion ist es, wenn er Blumen und Gras zärtlich liebt. Sie ist es, die vor ihm den Umlauf der Sonnensysteme, den Kreislauf der Erde mit all ihren Wundern und ihrem Lebensgetriebe in gewaltigen Visionen sich ausbreiten läßt.

Sie ist es, die ihn mit süßen Schauern in die Unendlichkeit des Kleinen, die unermeßlichen Wunder des Geringen, Verschmähten, Verachteten sich versenken und ihn hier wie überall die gleiche, ewige Bewegtheit des Alllebens, keinem zählenden, abschätzenden Verstand begreiflich, finden läßt. Sie läßt ihn Werden und Vergehen menschlicher Kulturen bewundern, wie das Blühen der Blumen. Glücklich ist er, wenn er einen Körper betasten kann und die Berührung ihm mit ihrem Strom das Leben des Betasteten mitteilt. Die für den Verstand und das schwache Empfinden so „schreckliche Ungewißheit der Erscheinungen" nimmt es ihm, wenn er bei Freunden weilen und ihre Hand in der seinen halten kann. Dann ist er voll unausgesprochener und unaussprechlicher Weisheiten.

Hier ist das Werden dieser Empfindung.

„Ich glaube an dich, meine Seele! Das andre, das ich bin, darf sich vor dir nicht erniedrigen,
Noch darfst du vor dem andren erniedrigt stehen."

Die Seele ist diese mächtige Energie religiöser Begeisterung in ihm. Und nun mit seiner rücksichtslosen, sinnlichen, immerhin „brutalen", immerhin gar „geschmacklosen" Verdeutlichung:

„Strecke dich mit mir aufs Gras, öffne deine Kehle,
Nicht Worte, nicht Musik, noch Reime brauch' ich; keinen herkömmlichen Gebrauch, keinen Vortrag, auch nicht den besten,
Blos das Lullen mag ich, das Gesumme deiner Stimmbänder."

Und nun überkommt sie ihn, nimmt gänzlich von ihm Besitz.

„Ich gedenke, wie wir einst an einem so hellen Sommermorgen im Freien lagen,
Wie du dein Haupt quer über meine Hüften legtest, und dich leise auf mir umkehrtest,
Und mir das Hemd beim Brustknochen aufmachtest, und die Zunge bis in mein bloßgelegtes Herz hineintauchtest,
Und reichtest herauf, bis du meinen Bart fühltest, und hinunter, bis du meine Füße hieltest."

Hinterwäldlerhaft, à la Cowboy, in dieser Weise das allerfeinste, allerintimste zu sagen: und doch mutet es bei ihm an mit seiner barbarischen, kerngesund-sinnlichen Frische und Energie.

„Alsbald tauchte empor und verbreitete sich um mich her der Friede und das Wissen, das über alle Beweise der Erde hinausgeht,
Und ich weiß, daß Gottes Hand die Versicherung der meinigen ist,
Und ich weiß, daß der Geist Gottes der Bruder des meinigen ist,
Und daß alle Männer, je geboren, auch meine Brüder sind, und die Frauen meine Schwestern und Geliebten,
Und daß eine Kielschwinne der Schöpfung die Liebe ist,
Und unermeßlich sind Blätter straff oder welkend auf den Feldern,
Und braune Ameisen in den kleinen Gruben darunter,
Und der moosige Grind auf der Zickzack-Einfriedigung, und aufgehäufte Steine, Hollunder, Vollkraut und Kermesbeeren".

Er steht an der Brooklyner Fähre, sieht das Treiben des Verkehrs mit seinen hundert und aberhundert wechselnden Bildern; sieht Lichter, Farben, Menschen, Dampfer mit ihrem veilchenblauen Rauch, Männer und Frauen. Er sieht das alles, lebt sein Leben, geht in seinen Bewegungen, in seinem unaufhörlichen Wechselspiel auf, lebt mit denen, die in gleicher Weise nach hundert Jahren hier verkehren werden. Und das nehme man nicht etwa bildlich und „sozusagen", sondern schlicht und recht für so wirklich, als es gesagt und für sein Empfinden so und nicht nur halb oder zum Teil und sozusagen so ist. Denn für dieses Empfinden bedeutet die Anzahl der „Jahrzehnte" und „Jahrhunderte" nichts. —

Er wandert auf der „freien Straße". Sie mit allen ihren Erscheinungen, Ost und West, Nord und Süd sind sein, er „atmet den Raum in großen Zügen ein". Ueberall ist er, überall, obschon hier seines Weges gehend, lebt er das Leben

aller Wesen; die ganze Welt mit all ihrer Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft sind seine Reisegenossen. Er ist Brahma, Saturn, alle Systeme und Glaubensbekenntnisse. Niedergeschlagenheit, Leidenschaften, Zornanfälle, Langeweile, Gemeinheiten, Schmerzen unbefriedigter Freundschaft: das alles kann ihm im Grunde nichts anhaben. Er sieht unzählige Gesichter, die vorübergehen: alte, junge, schöne, häßliche, männliche, weibliche, kranke und gesunde, böse und gute. Er sieht sie und ist mit ihnen allen zufrieden. Nicht weil er sie, „als ihr eignes Finale dächte". Das ist „eine elende Laus, die bittet und bettelt um ihr Leben" (Pardon für eine Randglosse! Ein Mensch, der diesen Satz hinschreibt und seinen Inhalt gelebt hat, ist kein „Optimist". Was für ein schändliches, mattherziges Wort!), ein andres „eines Hundes Gesicht"; dort „ein Fallsuchtsgesicht", hier „dies Gesicht schuldet dem Totengräber seinen unheimlichsten Lohn — Unaufhörlich läutet hier die Totenglocke". Aber er sieht durch alle ihre Hüllen ihre unzerstörbaren Umrisse. Sie werden dieser Hüllen ledig sein, und er wird ihr wahres Gesicht sehen, „vollkommen und unverletzt, jeder Zoll so gut wie ich". — „In jedem Haus ist der Keim, der bezeugt, daß sie vom ewigen Meister abstammen. Nach tausend Jahren wird er aus Licht kommen". — Alles ist ihm ein Wunder. Jeder Kubikfuß des Raumes. Einen „geheimnisvollen Trompeter" glaubt er zu hören; seine Weisen machen ihm alles Leben offenbar. Sie singen ihm das höchste der Lieder, das von der neugeborenen Menschheit und das Lied der Freude! —

* * *

Seine ferneren Themen ergeben sich aus dieser seiner Grundstimmung mit Notwendigkeit. Wer sich in einem solchen Zusammenhange mit allem fühlt, daß er alles als Bestandteil seiner Person empfindet, wer dieses Reichtums halber eine unbegrenzte Selbstachtung und Selbstliebe hat, der „singt" zwar „ein Ich", „eine einfache, abgesonderte Person", spricht aber damit zugleich „das demokratische Wort", das Wort „en masse", das damit einen tiefen, intimen Sinn bekommt. Der „singt" und rühmt nicht ein Einzelnes und giebt ihm einen Vorzug, nicht der „Seele" vor dem „Leib", dem „Geist" vor der „Natur" oder umgekehrt, der singt „die Physiologie vom Kopf bis zum Fuß" — dem ist „nicht die Physiognomie allein, das Antlitz der Muse würdig", die „vollständige Gestalt ist bei weitem würdiger". Um das in seinem Sinne zu erweitern: nicht dieses oder jenes hat vor andrem einen besondren Vorzug, da alles brüderliches Teil des großen Ganzen ist, sondern alles hat, als im Grunde ein Einziges und Ganzes, denselben Wert. Auch nicht eine Kaste von „Besseren" und „Bevorzugten" giebt es vor seinem religiösen Empfinden, sondern alle Menschen sind „en masse" ein großes, brüderliches Ganze. Für die Demokratie also „jubelt er jetzt" und ist „bereit, kräftigere und anspruchsvollere Lieder zu singen, als jemals auf der Erde gehört wurden".

Sein Liebesgefühl, oder sein allumspannendes Kraftgefühl, frägt und mißt nicht ab, „wer" und „wieviel" jemand sei. Zum Knecht im Baumwollfelde zieht es ihn hin und er drückt ihm den Bruderkuß auf die Wange und schwört in seiner Seele, daß er ihn nie verleugnen werde. Höhere Ansprüche stellt er zu Gunsten dessen, der mit aufgerollten Hemdärmeln Schlägel und Meißel führt, als für alle Götterentwürfe der Vorzeit und Gegenwart. Der junge Handwerker steht ihm am nächsten, der Hinterwäldler, der Ackerknecht, und sie werden ihn am besten verstehen. In allem Volke sieht er sich selbst, keiner ist mehr, keiner um ein Gerstenkorn geringer. Er vertritt die Rechte derjenigen, die von andren niedergetreten werden, der Mißgestalteten, der Albernen, der Unbedeutenden, der Thörichten, der Verschmähten. Er ist der gehetzte Sklave, der Feuerwehrmann mit zerdrückter Brust. Burschen, die Feuerspritzen und Strickleitern handhaben, sind ihm nicht weniger als die Götter der alten Kriege.

„Der zahnlückige Stallknecht mit rotem Haar, erlösend von vergangenen und zukünftigen Sünden,

Verkaufend alles, was er besitzt, zu Fuße reisend, um Advokaten für seinen Bruder zu bezahlen und neben ihm zu sitzen, während er wegen Fälschung gerichtet wird".

Er ist der Wortführer verachteter Verbrecher und schaut sie mit Augen der Verwandtschaft an, trotzend allem Pharisäismus. Er ist der Sänger Amerikas mit seinen demokratischen Verfassungen. In jubelnder Andacht und Liebe zählt er die Namen seiner Freistaaten auf. Er durchwandert ihre Prärieen, ihre Urwälder, badet an ihren Meergestaden, lauscht ihren Rednern und Rednerinnen in den öffentlichen Hallen, bewundert ihre Ausstellungen, ihre Städte, Gebäude und Künste, ist bei ihnen einheimisch und so recht der Sänger ihres Geistes:

„Kein zierlicher „dolce affettuoso" ich;
Bärtig, sonnengebräunt, graubrüstig, widerwärtig bin ich angekommen,
daß man mit mir ringe, wenn ich vorbeigehe, um des Weltalls echte Preise."

* * *

Er ist der Sänger der sozialen Umwälzungen und der Zukunft der Demokratie, ein Liebhaber der Städte. So in einem von Freiligrath prächtig übersetzten Gedichte „Die Erhebung". Lange hat er die Prärieen durchschweift, Niagaras Güssen gelauscht. ist die türmenden Felsen längs des Weltmeers emporgeklommen, fuhr hin durch den Sturm und sah mit Lust die drohenden Schlünde der Wellen. Die Städte meidend suchte er Gewißheiten, hungernd nach ursprünglicher Kraft, nach des Alls Unerschrockenheit und erfrischte sich an ihr. Es war gut und wohl hat er sich bereitet, und durchwandelt nun wieder die Städte, hier ein größeres und gewaltigeres Schauspiel schließlich noch zu beobachten, als die Naturwunder der Prärien, Brausen des Sturms, der Wasserstürze und des Meeres.

„Manhattan sich hebend, vorschreitend mit drohender Stirn — Cincinati, Chicago entfesselt;
Was das schwellende Wogen des Ozeans dort? Sieh, was kommt hier?
Wie es aufklimmt, wagend, mit Fuß und Hand! Wie es schmettert!
Wie der wahre Donner brüllt hinter dem Blitz! Wie es flammt, das Flackern des Blitzes!
Wie mit Rächergang die Demokratie zuschreitet durchs Dunkel, beschienen vom Blitz!
— ⏑ —
Donnere zu! Schreite zu, Demokratie! Schlage zu mit rächendem Schlag!"

Ueber alles liebt er die großen Städte und sein „Manhattan". Mehr als die stille, glänzende Sonne, Laub, Korn und Weizen, als Einsamkeit und Bienensummen. Unermüdlich ist er, durch ihre Straßen zu wandern und in ihrem Verkehr sich zu verlieren, der in breiten, mächtigen, farbenfunkelnden Visionen in seinen Strophen lebendig wird. In unzähligen, endlos aneinander gereihten Bildern läßt ihn sein liebendes Erstaunen an uns vorüberrauschen. Nichts will er auslassen, nichts sich entgehen lassen Mit scharfem, erraffendem Auge giebt er dieses Treiben wieder und belebt jede einzelne Wahrnehmung liebevoll oft nur durch ein einziges, außerordentlich lebendiges und charakteristisches Epitheton zu einem Gedicht für sich. Wie eine unzählige Fülle kleiner Romane, Dramen, lyrischer Gedichte, oft nur eine knappe Zeile, ein paar Worte umfassend, reiht er diese Bilderfülle aneinander. Da sind Sklaven, Auktionen, Soldaten, Polizei, Feuerwehrleute, Handwerker, Verkäufer u. s. w. u. s. w. Er durchwandert Werkstätten und Magazine, geht an den Uferquais hin, durch Speicher, an Bauplätzen vorbei. Was ist das „Uebernatürliche" gegen die Wirklichkeit und gegen diese Wirklichkeit? Es giebt nichts Ueber- und Außernatürliches. Alles ist in der gegenwärtigsten und nahsten Wirklichkeit. Nichts bedeutet es gegen den Wurm, den Käfer, nichts gegen dies Treiben hier.

„Was auf das Breiteste sonst gestreut, jetzt gestreut auf die Quadratrute um mich her, und die Quadratrute am Ende nicht bedeckend".

* * *

Mit diesem religiösen, alles umspannenden Empfinden ist er der Dichter der Liebe, der Kraft, der Schönheit und der Hoffnungen. Männer mit schönen, kräftigen Gliedern, blühend in Kraft und Gesundheit, schöne, zeugungstüchtige Frauen mit wohlgestalteten, flinken Kindern, die gigantische Schönheit eines Hengstes sind seine Lust. Er wird nicht müde, sie zu bewundern. Er kommt nicht los von ihnen. Energie, körperliche und geistige Rüstigkeit, gymnastische, körperliche Uebungen, die Gelegenheit geben, ein schönes, elastisches Muskelspiel zu entwickeln, sind Gegenstand seiner begeisterten Liebe. Eine neue, entwickeltere Kultur ist seine freudigste Gewißheit. Sie findet er verbürgt durch den Urbeginn und den Verlauf aller Entwicklung, den er sich in gewaltigen Visionen in einem Gedicht wie „Die Fahrt nach Indien" vergegenwärtigt; sie findet er verbürgt durch die ewig regsame Bewegung der Welt und des Lebens, mit der seine Seele „die Sphären bewältigt", mit der einst sie zufrieden dem Tode entgegenlächelt.

In diesem Empfinden ist der allgegenwärtige und immer gewährte Ausgleich aller Leiden und Unvollkommenheiten, in welche unserem grübelnden Verstand die Welt auseinanderfällt. In ihm sind alle Hoffnungen und Verheißungen erfüllt als in einem Jenseits von aller Schwäche und sterbenden Ohnmacht. Das fabulierte Jenseits ist kein andres als dieses.

Alle diese alten, sterbensmüden Begriffe, Gott, Jenseits und die überirdischen Erlösungen und Ausgleichungen, die wir zwar leugnen, gegen die wir kämpfen, aber oft, weil sie uns noch von den Urvätern her im Blute stecken, mit einer gewissen persönlichen Bitterkeit, als wären sie wirklich noch etwas Wirkliches und nicht bloße Einbildung, mit denen wir im Grunde oft noch tragikomisch schmollen, als wäre von ihnen noch irgend etwas zu erwarten, von ihnen und von dem Pessimismus, der oft dieser „Schmollerei" gleichzusetzen ist, existiert bei Whitmann so gut wie keine Spur.

Mir kommt ein schönes Gedicht von Paul Verlaine in die Erinnerung, das ich neulich las:

„Vous, dieu de paix, de joie et de bonheur,
Toutes mes peurs, toutes mes ignorances
Vous, dieu de paix, de joie et de bonheur,
Vous connaissez tout cela, tout cela,
Et que je suis plus pauvre que personne,
Vous connaissez tout cela, tout cela
Mais ce que j'ai, mon dieu, je vous le donne."

Und hierzu fällt mir als kritische Randglosse ein Ausspruch Nietzsches bei in der „Götzendämmerung": „Ich glaube, wir werden Gott nicht los, weil wir noch an die Grammatik glauben". —

Bei Whitman würde man sich vergeblich nach einer solchen Anklage ins Blaue hinein umsehen. Keine größeren Contraste als diese Dekadenz und Whitman.

Sie alle, Brahma, Buddha, Gott, Jehova, Jesus ꝛc. sind nur Gegenstände seines historischen Begreifens, von Wert insofern, als hinter ihnen, allmählich sich entwickelnd, dasselbe Verhältnis zur Welt mit seiner kräftigen Intimität sich verbarg, das nun mit neuer Kraft und schönerer Klarheit wieder mit der Jugend neuer Generationen, neuer Lebensverhältnisse und Menschen hervortreten und aufblühen wird.

„Natur und Mensch sollen nicht länger getrennt und einzeln bleiben,
Der wahre Sohn Gottes soll sie ganz mit einander verschmelzen.
Jahr, vor dessen weit geöffneten Thüren ich singe!
Jahr des erreichten Zieles!"

* * *

Verschiedentlich ist Whitman beurteilt worden. Nicht bei uns, denn wir kennen ihn noch nicht. Aber in seinem Vaterland hat er von allerlei Prüderie, allerlei Pfaffentum, Pharisäismus, ästhetischer und sonstiger Borniertheit viel Mißverständnis

und Anfeindung erfahren. Hier bei uns hat ein Franzose in der „Revue des deux Mondes“ (Juni 1872), hat Rudolf Schmidt in Kopenhagen einen Aufsatz, und haben einige Engländer über ihn geschrieben, und der gute Lombroso hat ihn neulich in seiner Anekdotensammlung „Genie und Wahnsinn“ mit wer weiß welchen dichterisch und sonst weltberühmten Geistespatienten allen in dieselbe Zelle gesperrt.

Aber er ist auch überschätzt, überpriesen worden. So z. B. wenn ihn Emerson neben Homer, Shakespeare und die Psalmisten gestellt hat. Es ist schwer, und selbst für ein Genie wie Whitman, einer von diesen Großen zu sein in einem Zeitalter, wo jeder genötigt ist, auf alle mögliche Uebergangskrüppelei Rücksicht, oder vielmehr darauf Bezug zu nehmen. Auch sein überlauter Enthusiasmus und das prophetisch-hinweisende auf sich und die neue Kraft, welche die neue Welt sein wird, ist ein „Zeichen der Zeit“. Er wurzelt nicht wie jene Großen ruhig und sicher in einer fertigen Kultur, deren Blüte ihre Kunst ist, er ist nur ein Träger, der erste fertige Mensch einer werdenden. Er braucht es nicht erst zu betonen, daß Hauptsache, Vollendung und Ausführung zu erwarten ist von Dichtern, Rednern, Sängern und Musikern, die kommen und ihn rechtfertigen sollen. Alle seine Gesänge wirken als nichts Größeres und nichts Geringeres als wie gewaltige Dithyramben, Präludien auf eine kommende, neue Welt, ein neues Geschlecht, „einheimisch, athletisch, festländisch, größer als alle vorher gekannt“, das in ihnen, mit ihrem brausenden, brutalen, süßen, mystischen und rasenden Eifer und Uebereifer sich zum ersten Mal lyrisch ankündigt. So mag es vor Homer große dithyrambisch-„dionysische“ Dichter gegeben haben, die Hindeuter waren wie er, auf einen Größeren, Kommenden, „optimistisch“ in der Ueberfülle ihres visionären Rausches und in der Gewalt ihres durch ihn mächtig gesteigerten Lebensgefühles, wie er.

Eine Oper und ein Buch.

„Nach Herodot bestand in einigen Landgemeinden Babyloniens der Brauch, daß die heiratsfähigen Mädchen an einem bestimmten Tage öffentlich versteigert und der Erlös der Schönen und Kräftigen solange zur Mitgift der Häßlichen und Schwächlichen verwendet wurde, bis sämtliche ihren Mann bekommen hatten."

Das ist das Stoffgebiet, dem sich Oskar Justinus in dem „Brautmarkt zu Hira" zugewandt hat. Ein Operntextbuch von gewohnter Struktur, nur daß die Verse zum Teil besser sind, als man sie gemeinhin aufgetischt bekommt. Die Oper nennt sich romantisch-komisch, ist aber eigentlich weder romantisch noch komisch. Für eine komische Oper hat sie zu schwere, tragische Accente, für eine romantische wirken die vorhandenen Ansätze von Komik zu burlesk. So ist keine rechte Geschlossenheit, Rundung erzielt. In empfindlicher Weise störend wirkt der gesprochene Dialog. Man ist sich darüber schon lange einig, daß der beständige Wechsel zwischen gesprochenem und gesungenem Wort die Einheit des Kunstwerkes stört, und es war kaum nötig, daß Rubinstein in seinem Buch „Die Musik und ihre Meister" so weitspurig und mit solcher Wichtigkeit diesen „wunden Punkt unserer Kunst" beklagt. „— und wenn ich bedenke, daß Mozart seine „Zauberflöte", Beethoven seinen „Fidelio", Weber seinen „Freischütz" mit gesprochenem Dialog geschrieben haben, so macht mich das ganz unglücklich!"

Das ist indessen ein Manco des „Brautmarktes zu Hira", über das man sich eher noch hinwegsetzen könnte, als über eine gewisse Zähigkeit im Fluß der Handlung, die einer eindringlichen Bühnenwirksamkeit im Wege steht. Einige kräftige Striche, auf der anderen Seite ein etwas breiteres Ausspinnen stimmungsvoller Momente, deren die Oper einige aufweist, und der Schaden wäre beseitigt.

Die Musik, welche von einem jüngeren Berliner Musiker, Bogumil Zepler, herrührt, ist fast durchweg interessant, stellenweise sogar von großem sinnlichen Reiz. Sie lehnt sich mit Geschick und Decenz an französische Muster an, besonders mag Delibes mit seiner „Lakme" vorbildlich gewirkt haben. Für reine Klangschönheit, Grazie, allerlei kleine Pikanterieen, für Humor und Satire stehen dem Komponisten mannichfache Ausdrucksmittel zu Gebote. Er scheint berufen das Feld der modernen komischen Oper mit Erfolg zu bebauen. Ein verfeinerter Offenbachstil, mit etwas Delibesscher Grazie untermischt, fehlt uns. Aber Texte, Texte, das alte Leiden der Opernkomponisten. Der „Brautmarkt zu Hira" hat ja einen ganz passabeln Stoff und, wie schon erwähnt, sind die Worte nicht übel, aber der Aufbau ist von zu geringer monumentaler Wirkung. Man vermißt die zielsichere Hand des Bühnenpraktikers, die überlegte und raffinierte Verteilung von Licht und Schatten.

Der Eingangschor der Zimmerleute:

Klopfet, klopfet
goldne Nägel —

ist nicht geeignet einen besonderen Eindruck zu hinterlassen, ebensowenig der Gesang des alten Sklaven Gad, der darauf folgt, trotzdem derselbe musikalisch nicht un-

interessant ist. Dann aber der Chor der Astarte-Priesterinnen! Der zündet, der packt, das ist pikante, graziöse, einschmeichelnde Musik. Dieses Motiv der Priesterinnen:

Freudenvoll,
Liebestoll
Schaaren wir uns um dein Bild.
Blickt es an,
Liebeswahn
Strömt aus deinen Zügen mild,
Astaroth, Astaroth!
Girrender Tauben
Schwirrender Schwarm —
Küssen, Lachen,
Süß Erwachen
In des Liebsten starkem Arm.
Holder Tanz,
Duftiger Kranz,
Werft die Schleier in die Luft,
Süßer Sang
Cymbelklang
Töne, wo die Göttin ruft.

— dieses Motiv liebestoller, glückseliger, freudetrunkener Ausgelassenheit hätte ausgenutzt werden müssen, hätte bestimmenden Einfluß auf das ganze Gepräge der Oper gewinnen können, von ihm, als einem hellen Freudengrund, hätte sich alles Andere, teils greller, teils gedämpfter, abheben müssen. Statt dessen ist aus dem Chor nur ein Episödchen gemacht. Später klingt das Motiv noch einmal an, aber auch nur wenig betont.

Erwähnt seien als musikalische Schwerpunkte noch das Liebesduett zwischen Ruben und Baaltis und das zierliche Lied der Omarka, welche auf dem Brautmarkt den erschienenen Freiern von ihren Fähigkeiten und von ihren Tugenden erzählt. Dann vielleicht noch das komische Lied des Nebo:

Ich bin Nebo, ich bin Nebo
Der reichste Mann – –

das bei der Aufführung auf der Krollschen Bühne Herr Riechmann in wirkungsvoller Weise vortrug, wie er überhaupt der ganzen Partie durch seine drastische Komik nicht zu unterschätzende Stützen schaffte. Schließlich das Vorspiel. —

Der junge Hebräer Ruben ist ein wenig zu zag konturiert, er zerfließt schier in Schwarm und Süßigkeit. — Einige geschickt angebrachte synagogale Motive geben der Musik stellenweis einen ungewöhnlichen Charakter. Zepler besitzt völlige Sicherheit in der Handhabung der Formen, seine Instrumentation ist durchweg geschickt, voller subtiler Feinheiten, mitunter sogar für ein Bühnenwerk zu sehr en miniature gehalten.

Uebrigens ist der „Brautmarkt zu Hira" nicht das erste Werk, mit dem Zepler hervorgetreten ist. Vor längerer Zeit wurde von ihm eine Cavalleria-Parodie im Wallnertheater aufgeführt. Diese Partitur weist eine Fülle komischer Momente auf. Sie sind an manchen Stellen so gehäuft und so intimer Natur, daß man sie förmlich ausgraben muß. Bei der Aufführung sind sie zum großen Teil spurlos vorübergetönt.

Das vorhin citierte Buch Rubinsteins „Die Musik und ihre Meister" enthält eine lange Kette äußerst befremdender Auslassungen. Gewiß ist Manches gesagt, was interessiert, eben weil es Aussprüche eines so bedeutenden Mannes sind. Aber im allgemeinen erfährt man soviel ungereimtes Zeug, soviel Widersprüche, daß einem ganz traurig zu Mute wird. An einer Stelle meines Exemplares steht: „huh" und ein dicker Strich. Es ist eines der vielen geistreichen Bilder, der vielen mißlungenen Exkursionen ins „Gedankliche". „Die Architektur ist in ihren Grundgesetzen die der Musik verwandteste Kunst — kann ein formloses Haus oder Kirche oder irgend ein

Bau gedacht werden? — oder ein Bau, wo die Fassade eine Kirche ist, der weitere Teil des Baues ein Bahnhof, ein anderer Teil ein Blumenpavillon, noch ein anderer ein Fabrikgebäude u. s. w.? Daher Formlosigkeit in der Musik Improvisation ist, ja, sehr nahe an Divagation grenzt!"

Bevor ich auf einige Urteile Rubinsteins kurz hinweise, führe ich noch zwei (besondere!) Stilungeheuer an, die ein leidlich geschickter Bearbeiter dem Leser hätte ersparen können.

„Seine Komponistenperiode, von 1853 an, betreffend, die ist meiner Meinung nach, trauriger Art". Dann spricht er vom Klavier:

„Schon seines Umfanges halber, der blos dem der Orgel nachsteht (vor dieser jedoch den Vorzug der Nüancierung des Tones p und f habend), mußte es dem Musiker das anziehendste Instrument werden; außerdem durch die Möglichkeit diesen Umfang selbst beherrschen zu können, durch die Möglichkeit (so teuer dem Musiker) des individuellen Vortrags (hängt er ja doch mit jedem anderartigen Vortrag immer nicht von sich selbst, sondern von vielem Anderen ab); so ist das Klavier als wie der photographische Apparat des Musikers, als wie das Wörterbuch, das musikalische Conversationslexikon des Publikums, als wie das Instrument der Musik geworden!"

Von der Oper hält Rubinstein nichts: „mir ist die Oper überhaupt eine untergeordnete Gattung unserer Kunst". Die Motivierung ist einfach köstlich — vier Punkte von höchster, zwingendster Wichtigkeit! „1) Weil die menschliche Stimme der Melodie Grenzen stellt, was das Instrument nicht thut und was die menschlichen Seelenstimmungen, sei es Freude oder Traurigkeit, auch nicht zulassen!" Als ob die Oper nur durch die menschliche Stimme exekutiert würde, als ob nicht das Orchester mit seinem Reichtum an Charakterisierungsmöglichkeiten, mit seiner Farbenfülle und seiner immensen Wucht diese rein tonale Beschränktheit der menschlichen Stimme aufwöge. Und was der Stimme an Umfang nud Behendigkeit abgeht, ersetzt sie zehnfach durch seelischen Ausdruck und den Zauber, der in der Verbindung des Wortes mit der Musik liegt. Vielleicht sind häufig gerade die intensivsten musikalischen Wirkungen dem schlichten Vortrage eines einfachen Volksliedes zuzuschreiben. Aber Worte sind für Rubinstein nicht imstande „das Ueberfließen der Gefühle auszudrücken, daher auch der richtige Begriff: unaussprechlich". Wo also dem Dichter der Atem ausgeht, setzt der Musiker ein. Das war der zweite Punkt seiner Motivierung.

„3) Weil ein Mensch in höchster Freudigkeit wohl eine Melodie vor sich hinsummen oder auch jodeln wird, aber dabei keine Worte unterfetzen können und wollen wird — ebensowenig bei höchster Traurigkeit er vielleicht eine Melodie vor sich hinsummen wird, aber jedenfalls auch ohne Worte". Ich glaube der Gipfelpunkt des Affektes wird in jedem Fall wort- und musiklos sein. Sodann dürften sich Worte finden, herausgestoßene, geseufzte. Dann erst im weiteren Verlauf des Gefühlsebbens mögen sich bei dazu veranlagten Temperamenten irgendwelche Melodieen einstellen. Derartige Musik machen dürfte sonst Begleiterscheinung etwas breiterer Seelenzustände von längerer Dauer sein, denen gemeinhin keine heftigen Affekte unmittelbar vorausgehen, und vorwiegend Begleiterscheinung der Freude. Nur die Freude läßt den Menschen Lieder singen, auch traurige wie: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten —", nicht der Schmerz, welcher die Kehle zusammenschnürt und die Brust beengt.

„4) Weil nie in einer Oper eine Tragik erklungen ist und erklingen kann, wie eine solche erklingt" — in diversen Instrumentalkompositionen. Die Leonoren-Ouverture Nr. III. z. B. und das Vorspiel zum zweiten Akt des „Fidelio" ist ihm der viel höhere Ausdruck dieses Dramas als die Oper selbst.

Also Rubinstein hält nichts von der Oper, er versteht aber die Sehnsucht der Komponisten, Opern zu schreiben: „Götter, Könige, Priester, Helden, Bauern, überhaupt Menschen aller Zeiten, aller Länder, aller Arten nach seiner Melodie handeln zu sehen und singen zu hören, hat wohl auch Verführerisches an sich".

Was er über Programmmusik schreibt, ist merkwürdig. Er ist für das zu

erratende, das hineinzudichtende, nicht für das gegebene Programm. Er ist überzeugt, daß jeder Komponist nicht nur Noten hinschreibt, „sondern eine Seelenstimmung, also ein Programm in seine Komposition hineinlegt". Demnach müßte man annehmen, daß der Komponist autorisiert sei seinem Werke die auf den jeweiligen Stimmungsgehalt hinweisende Bezeichnung zu geben. Aber beileibe nicht, — „das will ich nicht sagen, sogar mit Beethovens Benennungen, die Symphonie pastorale und die Sonate op. 81 ausgenommen, kann ich mich nicht einverstanden erklären". Ja, ja, das ist eine schwierige Sache mit der Programmmusik. —

Berlioz, Wagner, Liszt, die „drei Kompositions-Virtuosen" kann er im Sinne des „spezifisch musikalischen Schaffens" nicht als Komponisten anerkennen. Wagners unsichtbares Orchester ist ihm eine „hyperideale Forderung, die für keine anderen Opern, ja, nicht einmal für die seinigen stichhaltig ist." Die Tannhäuser-Ouverture z. B. müsse an Wirkung verlieren, wenn man nicht die Armbewegung bei der Violinfigur am Schluß sehen könne!

Mit naiver Ueberzeugung tritt er für den Monolog ein. Das, was er darüber sagt, ist überhaupt charakteristisch für die Höhe des Niveaus, auf dem er sich tummelt. Der Monolog im Drama, wie die Arie in der Oper, gebe die Seelenstimmung einer Person vor oder nach gewissen Begebenheiten. „— Wie kann das ausgeschlossen werden? Personen, die immer blos zu einander reden, nie zu sich selbst (d. h. zum Publikum), werden schließlich uninteressant, weil man nie erfährt, ob und was in ihrem Innern vorgeht".

Und so weiter —!

Rubinstein konstatiert mit dem Tode Schumanns und Chopins den „Finis musicae". Später urteilt er milder und erklärt unsere Zeit im günstigsten Fall für eine Uebergangszeit; ob sich was entwickeln wird und was das sein wird, das kann nur die Zukunft lehren. Und schließlich, nachdem er Frau von ***, der er seine „Paradoxien" serviert hat, (das Buch ist in Form einer Unterredung geschrieben) zu ihrem Wagen geleitet hat, kehrt er in sein Arbeitszimmer zurück, bleibt da stehen, sinnt nach und fragt sich, ob es nicht gar die musikalische Götterdämmerung ist, die jetzt heranbricht.

Warum muß ein so genialer Musiker „Paradoxien" schreiben?

Max Marschalk.

Zwei Gedichte

von

Detlev von Liliencron.

Der Maibaum.

Wir liebten uns. Ich saß an deinem Lager
Und sah auf deinen todesmatten Mund.
Dein Auge suchte mich, ein blasser Frager:
Hörst du den Sensenschnitt im Wiesengrund?

Um Pfingsten ists. Die Stadt war ausgeflogen
In hellen Kleidern und im Frühlingshut,
Wir waren um den schönsten Tag betrogen,
O Tag, sei gnädig ihrer Fieberglut.

Zu deinem Haupte bog, zu deinen Füßen
Bog sich ein grünes Birkenbäumchen vor,
Sie sollten dich vom heiligen Leben grüßen,
Ein letzter Gruß dir sein am schwarzen Thor.

Ich hatte gestern sie für dich geschnitten,
An einer Stelle, die dir wohlbekannt,
Zu der wir ausgelassen oft geschritten,
An der wir oft gesessen Hand in Hand.

An jenem Ort steht eine alte Weide,
Vor Neid und Sonne unsre Schützerin,
Da ist es still, und überall die Haide,
Am Ginster zittert die Libelle hin.

Ein Waſſer ſchwatzt ſich ſelig durchs Gelände,
Ein reifer Roggenſtrich ſchließt ab nach Süd.
Da ſtützt Natur die Stirne in die Hände
Und ruht ſich aus, von ihrer Arbeit müd.

Weißt du den Abend noch, wir ſaßen lange,
Ein nahendes Gewitter hielt uns feſt
An unſerm Weidenbuſch, du fragteſt bange,
Es klang ſo zag: Und wenn du mich verläßt?

Sieh zu mir auf, beſchirmt von Birkenzweigen,
Ich war dir treu, wir haben uns geglaubt.
Aus Wüſten zieht auf Wolken her das Schweigen,
Die Senſe ſirrt, und ſterbend ſinkt dein Haupt.

Seine Hoheit auf abſonderlichen Wegen.

Ich war einmal, wie's jede iſt,
Ein junges Ding mit Lieb und Liſt,
Und war ein hübſcher, ſchmucker Fratz,
Hatte heißes Blut, hatte manchen Schatz,
Und wie mirs paßte, wer mir gefiel,
Den lud ich ein zum Schäferſpiel.

Eines Tages bändelt' ich an
Mit einem ernſten, vornehmen Mann,
Sein Gang war ſtolz, hatte feine Manieren,
Den ich nur ungern that verlieren.
Er ſprach: Hör', Evchen, es iſt mir gleich,
Wen du geſtern zogſt in dein Himmelreich,
Wer morgen wird deine Gunſt genießen,
Wahrhaftig, kein Jota wirds mich verdrießen.
Ich komme wieder, ein Telegramm: wann,
Zeigt immer dir meine Ankunft an.

„Ich komme, erwarte mich Punkt acht Uhr,
Die beſten Grüße, le Prince de l'Amour."
Und ſo geſchahs, bald Wochen, bald Tage
Lagen dazwiſchen, er kam mit dem Schlage.
Zuerſt dann ging er mit mir ſoupieren,
Kaufte mir Blumen, und amüſieren
Mußt' ich mich, wie mir vergnügt der Sinn

Stand nach diesem und jenem hin.
Ach, und die Nacht, er küßte mich tot,
Glückselig war meiner Liebe Not.
Nahm er Abschied, ließ seine Hand
Mir lächelnd zurück ein goldenes Pfand:
Hier, Kleine, für den Lebensquark,
Bis zum nächsten Kuß reichen fünfhundert Mark.

Und, durch seine gütigen Spenden,
Es mußte mein Schicksal zum Bess'ren sich wenden.
Ich bewohnte zwei ruhige, freundliche Zimmer
In guter Gegend, mit Schimmer und Flimmer.
Und längst schon liebt' ich nur ihn allein,
Wie schlug mir der Puls, gedacht' ich sein.

Nur krochs wie Kröten mir durch die Brust,
Ich war ihm nichts weiter als ein Mädel der Lust,
Es fraß mir ins Herz, hört' ich sein Lachen:
Es sind mir wirklich gleichgiltige Sachen,
Wer gestern dir die Schleppe trug
Und dir zu Ehren sein Pfauenrad schlug,
Wer morgen bei dir zu Gaste ist,
Du bist mir das nur, was du bist.

Ich hielt mich nicht länger, ich fiel ihm zu Füßen,
Und fleht' ihn an: Laß michs nicht büßen.
Und ich preßt' an seine Knie' meine Stirne:
Ich bin ja nur deine, nur deine Dirne.
Und aus meinem Jammer ward leises Gewimmer,
Und Gräberstille durchzog das Zimmer,
Und er antwortete traurig: Schönes Kind,
Die Lieb' ist wie Wellen sind und Wind,
Der Liebe Gräßlichkeiten und Grauen
Muß ich tagtäglich viel tausendmal schauen,
Ihre Qualen, ihr Quälen nach eilenden Wonnen,
Ihr Ende, nachdem sie kaum begonnen.
Ich kenne sie, darum gefiel
Bei dir mir einmal ein ander Ziel:
Gleich von der Tafel die Kreide wischend,
Daß kein Restchen bleibt, das nenn' ich erfrischend.
Lebwohl, dein Gebettel schmerzt meinen Ohren,
Was, willst auch du mich machen zum Thoren?
Nie siehst du je wieder von mir eine Spur,
Ich war die Liebe, le Prince de l'Amour.

Georg von Gizycki über die ethische Bewegung.

Von

Dr. Thomas Stockmann.

Das vorige Heft veröffentlicht meine Meinung über „Die ethische Bewegung in Deutschland", oder richtiger über die stillen Regungen, tastenden Agitationsversuche und ersten Kundgebungen dieser noch unausgewachsenen „ethischen Gesellschaft".

Ich habe die junge Strömung mit herzlicher Freude begrüßt und wünsche, sie möge sich zu sittlicher und wissenschaftlicher Reinheit, Kraft und Fülle entwickeln. Trotzdem, oder gerade deswegen, machte ich mehrere Ausstellungen, — die sich hauptsächlich gegen die erste litterarische Proklamation der „ethischen Gesellschaft" richten.

Herr Georg von Gizycki, Professor an der Berliner Universität, der meines Wissens der Haupt-Urheber dieser Bewegung in Deutschland ist, beehrte mich mit einem Schreiben, das die „ethische Gesellschaft" gegen meine Einwendungen verteidigt. Da nun die „Freie Bühne" dem „Entwickelungskampf der Gegenwart" gewidmet ist, und da sicherlich die Leser mit der Redaktion und mir in dem Satze einverstanden sind:

„Eines Mannes Rede
Ist keines Mannes Rede,
Man muß billig hören Beede", —

so ersuchte ich Herrn Professor von Gizycki um die Erlaubnis, sein privates Schreiben an mich hier veröffentlichen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde mir bereitwilligst erteilt, mit dem Bemerken, der Brief möge unverkürzt wiedergegeben und dann meine Erwiderung angeknüpft werden. Das geschieht hiermit:

Berlin W., 19. August 1892.
Nettelbeckstraße 24.

Lieber Herr Doktor!

Ihren Artikel über die „Ethische Bewegung" im letzten Hefte der „Freien Bühne" habe ich mit Interesse gelesen. Daß ich mit vielem darin einverstanden bin, können Sie aus den fünf ersten Paragraphen unseres vorläufigen Statuten-Entwurfs, der unter meiner Mitverantwortung entstanden ist, entnehmen. Sie lauten:

„Zweck der Gesellschaft.

§ 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft (für ethische Kultur), im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben, als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen.

Unter ethischer Kulter als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit; Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

Mittel zur Erreichung des Zweckes.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen zunächst folgende Bethätigungen dienen:

1. Veranstaltungen zur Hebung der ethischen Jugenderziehung in allen ihren Stufen und zur Pflege des Wahrhaft-Menschlichen und -Gemeinsamen im ethischen Unterricht unabhängig von den trennenden Lehren der religiösen Konfessionen und der Parteien;
2. Veranstaltungen von Vorträgen und Erörterungen über ethische Forderungen und Probleme im Kreise der Mitglieder, sowie Pflege der weihevollen Wirkungen der Wissenschaft und Kunst auf die weitesten Kreise des Volkes;
3. Verbreitung von ethisch förderlichen Erörterungen durch Bücher, Zeitschriften, Flugblätter, Zeitungsartikel u. s. w.
4. Beteiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksschichten, sowie an dem Schutz und der Hilfe für alle Leidenden und Bedrängten gegen jede Art von Unglück und Unrecht.

Mitgliedschaft.

§ 3. Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Gesellschaft ist jede Person berechtigt, welche das 18. Lebensjahr überschritten hat, gleichviel, welchem Gesellschafts- und Lebenskreise sie angehört.

Mitglied wird man durch Zahlung eines Beitrages zu den finanziellen Bedürfnissen der Gesellschaft und durch die Annahme ihrer Satzungen.

§ 4. Die Höhe des Beitrages wird durch Selbsteinschätzung bestimmt, doch muß er mindestens 25 Pfennige monatlich betragen. Er soll allmonatlich im voraus, kann aber auch für größere Zeiträume im voraus entrichtet werden.

§ 5. Die sonstigen Pflichten der Mitglieder bestehen in einer den Zielen der Gesellschaft entsprechenden Lebensführung und in einer ihren Veranstaltungen förderlichen Bethätigung."

Sie sehen also, daß Sie uns Unrecht thun, wenn Sie uns für eine Bewegung von Berlin W. halten. Wir suchen in der That einen „ungenierten Anschluß an das arbeitende Volk" und hoffen, daß wir mehr als „ein Dutzend intelligenter Handarbeiter" zu den Unsrigen zählen werden, da wir, wie Sie, der Meinung sind, „daß der Bürger vom Proletarier, wie auch der Proletarier vom Bürger, viel Gutes lernen kann".

Nicht einverstanden bin ich mit Ihnen, wenn Sie unser „Ideal der Parteilosigkeit tadeln und meinen, daß „eine parteilose Bewegung in einem sozialen Leben, das in verschiedene Interessenklassen zerklüftet ist, einfach unmöglich" ist. Diese Parteilosigkeit ist gerade das Spezifische einer „ethischen Gesellschaft". Ob eine solche in Deutschland wird gedeihen können, muß sich zeigen — es ist ein Experiment, das wir machen. Ich kenne gute Menschen unter allen Parteien und unter Gläubigen wie Ungläubigen — ich vermute, das ist auch Ihr Fall; — und von welchen Zufälligkeiten hängt es doch ab, welcher politischen oder religiösen Partei wir angehören! Unsere Meinungen können sich von heute zu übers Jahr ändern — ist das nicht bei allen von uns geschehen? Nun, Leute aus allen Klassen, die das Gute lieben, die die Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und Achtung des Nebenmenschen erstreben, möchten wir vereinigen. Wir verwerfen keineswegs den Kampf, fordern aber, daß er mit ethischen Mitteln geführt werde. Wie einer der Unserigen sich ausdrückte: „Die Mitglieder unserer Gesellschaft erklären durch das Bekenntnis ihrer Zugehörigkeit, daß sie in den wirtschaftlichen, politischen und religiösen Kämpfen unserer Tage stets in den Formen menschlicher Ge-

sittung bleiben und überall für den höchsten Kulturwert der humanen Form eintreten wollen". Es giebt Personen unter uns, welche meinen, daß die Verwirklichung der Ziele des Sozialismus alles sittliche, weil alles selbständige Leben aufheben würde. Mögen sie uns einen Vortrag über dies Thema halten, sich aber auch gefallen lassen, daß in einer daran sich anschließenden Discussion oder in einem späteren Vortrage der entgegengesetzte Standpunkt vertreten wird. Und ebenso ist es in der Religion: ich habe gar nichts dagegen, wenn einer uns zu zeigen versucht, daß alles rechtschaffene Leben den Glauben an Gott zur Voraussetzung hat: ich behalte mir aber das Recht vor, falls er mich nicht etwa überzeugt (was äußerst unwahrscheinlich ist) die Unabhängigkeit der Moral darzuthun. „Lernt andere Ansichten vertragen, lernt Toleranz, die Gerechtigkeit in Meinungssachen!" Das müssen wir uns beständig zurufen.

Sie haben auch kein recht, den Umstand, daß wir uns von den Freidenkern unterscheiden, uns zum Vorwurf zu machen. Ich mache aus meinem Freidenkertum wahrlich kein Hehl und halte die Freidenkergesellschaften an sich für sehr nützlich; aber unsere Gesellschaft ist eben etwas anderes; wenn wir denselben Standpunkt verträten, hätten wir uns einfach den bestehenden Freidenkergemeinden anzuschließen und brauchten keine neue Gesellschaft zu gründen. Die Sache ist die, daß so wenig wie wegen seines Unglaubens, so wenig auch wegen seines Glaubens wir einen von uns ausschließen. Ungläubige oder Gläubige — kommt her zu uns alle, sofern ihr nur das Gute liebt und Toleranz üben wollt. Man kann seinen Glauben — oder seinen Unglauben — verlieren und braucht darum nicht aus unserer Gemeinschaft auszutreten. Eine Dame, die meinen religionslosen Standpunkt sehr wohl kennt, sagte mir einst: „Ihnen kann ich mich" (nämlich in der ethischen Bewegung) „anschließen, denn Sie verlangen nicht, daß ich meinen Glauben an die Gottheit Christi aufgebe; aber dem N. N." (der ihrer religiösen Anschauungsweise unvergleichlich näher steht, als ich) „nicht, denn der verlangt es."

Ich bedaure Ihr Kokettieren mit dem Worte „Anarchismus", da es falsche Vorstellungen erwecken muß. Man versteht darunter in Deutschland, wie Sie wissen, vorzugsweise verbrecherische Akte, die auch Sie verurteilen. Und ebenso bedaure ich Ihren Wortkampf gegen das Gewissen und für „Gewissenlosigkeit". Sie haben gar kein recht, unter gewissenhaftem Handeln gedankenloses, grundloses, dem bloßen Herkommen folgendes Handeln zu verstehen und das durchdachte, grundbewußte Thun eines Menschenfreundes, eines praktischen Utilitariers mit dem „Gewissen" in Gegensatz zu stellen. Und Kant, der einen Seitenhieb von Ihnen erhält, hat, wie kein anderer vor ihm, auf sittliche „Autonomie", Selbstgesetzgebung, gedrungen und das „heteronomische" Handeln als gewissenlos gekennzeichnet.

Ich weiß, daß Sie Aufrichtigkeit lieben, und darum habe ich sie Ihnen gegenüber bethätigt.

Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr alter
Georg v. Gizycki.

Indem ich meinen Dank für diese werte Erwiderung meiner Kritik ausdrücke, gestatte ich mir folgende Entgegnung.

Zunächst bitte ich scharf zu unterscheiden zwischen einer Bewegung, wie sie sein will, wie sie werden kann, und wie sie vorläufig ist. Mit vollkommener Zustimmung vernehme ich, was die „ethische Gesellschaft" sein will (den Statuten-Entwurf). Indessen können diese schönen Grundsätze keineswegs die Folgerung widerlegen, die ich aus den (in meiner Kritik näher bezeichneten) Kundgebungen der „ethischen Gesellschaft" zog, wie sie vorläufig ist oder wenigstens war. Die kurz beschriebene

Versammlung hat nach meinem subjektiven Empfinden einen ausgesprochenen „Berlin-W-Charakter", jedenfalls hat die Bewegung bei ihrem ersten Auftreten den „ungenierten Anschluß an das arbeitende Volk" versäumt; und das dürfte ein Fehler sein, der möglicherweise noch auf lange Zeit die Zusammensetzung und Wirksamkeit der Gesellschaft einseitig macht.

Was die „Parteilosigkeit" betrifft, so ist sie nach der Definition der „ethischen Gesellschaft" allerdings „das Spezifische". Indessen folgt hieraus nicht, daß solch eine Gesellschaft wirklich parteilos ist und bleibt. Und wenn gleich die ersten Kundgebungen der Gesellschaft, darunter Proklamationen von nicht privatem, sondern offiziellem Charakter, gegen den „überwiegend mißverständlichen Radikalismus" des Freidenkertums und gegen „thörichte kommunistische Grundsätze" eine gewisse, wenn auch gelinde betonte, Partei nimmt, außerdem ein paar Blüten großbürgerlichen Gemütes zur Schau trägt, so ist das kein allzu günstiges Prognostikon der „Parteilosigkeit". Auf einem Mißverständnis beruht der mir gemachte Einwand: „Sie haben kein recht, den Umstand, daß wir uns von den Freidenkern unterscheiden, uns zum Vorwurfe zu machen". Ich habe nicht die „Unterscheidung" von den Freidenkern getadelt, sondern die Parteinahme gegen das Freidenkertum. Auch die Meinung, ich habe das „Ideal der Parteilosigkeit" getadelt, findet in meiner Kritik keinen Anhalt. Ich bezweifle nur, „daß in einem sozialen Leben, welches in verschiedene Interessenklassen zerklüftet ist", eine ganz parteilose Bewegung möglich ist. Herr Professor von Gizycki führt in seinem Schreiben nur aus, daß es parteilose Leute giebt, oder wenigstens solche, die als Glieder einer „ethischen Gesellschaft" über Parteidifferenzen hinwegsehen. Ich freue mich, das zugeben zu können, meine aber, daß in einem Verein, wo die Mehrheit regiert, heutzutage diese Parteilosen und ganz Duldsamen überstimmt werden. Daß in einer ethischen Gesellschaft unbeschadet ihres Ideals der Parteilosigkeit von einzelnen Mitgliedern für Parteien agitiert werden kann, bezweifle ich nicht. Etwas anderes ist es aber, wenn die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit oder Vertretung, also offiziell, Partei nimmt, — wie es nach meinem Gefühl leider geschehen ist. Dieser Verstoß gegen das selbstgewählte Ziel mag aus Mangel an Vorsicht bei Verfassung jener litterarischen Kundgebung erklärt werden, — mir erscheint er bereits charakteristisch für das „Experiment" eines parteilosen Vereins.

Herr Professor von Gizycki schreibt mir: „Ich bedaure Ihr Kokettieren mit dem Worte ‚Anarchismus', da es falsche Vorstellungen erwecken muß. Man versteht darunter in Deutschland, wie Sie wissen, vorzugsweise verbrecherische Akte, die auch Sie verurteilen." Zunächst begreife ich nicht, inwiefern der Passus meiner Kritik „Indessen hörte ich, wie ein Wortführer der neuen Bewegung, ohne Widerspruch zu finden, den Anarchismus als eine Gefahr für die Kultur bezeichnete" — der einzige Passus, in welchem „das Wort ‚Anarchismus'" vorkommt — ein „Kokettieren" mit diesem Worte bedeuten kann. Ich habe es nicht einmal selber gewählt, sondern als ein Wort bezeichnet, das in der „ethischen Gesellschaft" gebraucht wurde. Wenn Herr Professor von Gizycki ferner andeutet, jener Wortführer der ethischen Gesellschaft habe nur „verbrecherische Akte" gemeint, so muß ich diese Auslegung der Polemik gegen den Anarchismus als irrtümlich bezeichnen. Denn ich erinnere mich genau (und der Redacteur der ‚Freien Bühne', der ebenfalls anwesend war, erinnert sich gleichfalls), daß jener Redner sagte, sogar in der Mathematik gebe es schon Anarchismus; er muß also auch an einen rein geistigen Anarchismus gedacht haben. Einen solchen giebt es in der That. Und wenn man „in Deutschland" unter Anarchismus „vorzugsweise verbrecherische Akte" versteht, so irrt man eben in Deutschland. Ja dieser Irrtum ist ein grober, weil man ihm allzulange huldigt, weil man Gelegenheit genug gehabt hat, ihn abzulegen. Es beruht auf einer Verwechselung der Taktik, die gewisse Vertreter einer Bewegung anwenden, und dem charakteristischen idealen Ziele, dieser Bewegung: der Herrschaftslosigkeit auf allen Lebensgebieten, der Aufhebung jeglicher Vergewaltigung, Ausbeutung und autoritären Aufdringlichkeit

(— ein Ziel, das allerdings sogar in der Mathematik möglich und diskutabel ist). Eugen Dühring, den Georg von Gizycki mit Recht als einen großen Philosophen betrachtet, denkt vom „Anarchismus" nicht so geringschätzig, wie man es „in Deutschland thut, bezeichnet ihn vielmehr als eine Richtung, die besser ist wie die Sozialdemokratie. Was man im Hinblick auf die Thaten einzelner Anarchisten „verbrecherische Akte" nennt, ist — abgesehen davon, daß solche Akte bei anderen Gelegenheiten, z. B. in Schillers „Wilhelm Tell" gebilligt oder gar verherrlicht werden — dem Anarchismus durchaus nicht notwendig inhärent. Einzelne Anarchisten, z. B. Tucker und John Henry Mackay, sind sogar schroffe Gegner dieser Taktik. Hervorheben will ich noch, daß der mit Anarchismus verwechselte Terrorismus so ziemlich von jeder revolutionären Bewegung angewendet wurde, vom Feudalismus, Absolutismus, Katholizismus, Protestantismus, Demokratismus, Konstitutionalismus und Liberalismus, ebensowohl wie vom Sozialismus, Nihilismus und Anarchismus. War es etwa recht, daß man in der Zeit der „Reaction" die „Demagogenriecherei" mit dem Hinweis auf Karl Sands Attentat und andere „verbrecherische Akte" zu rechtfertigen suchte? Hatte man recht, als man nach den Schüssen Hödels und Nobilings unter „Sozialismus" verbrecherische Akte" verstand? Oder ist es recht, wenn man sich in seiner Ausdrucksweise nach falschen Meinungen, deswegen weil sie verbreitet sind, richtet, sie also noch mehr befestigt? Sollen sich etwa die Einsichtigen nach den Irrenden richten, oder umgekehrt?

Ebensowenig wie ich mit „Anarchismus" kokettiere, führe ich einen bloßen „Wortkampf" gegen das Gewissen und für „Gewissenlosigkeit". Dieser Kampf entspringt vielmehr einer Ueberzeugung, die ich mir unter bitteren Lebenserfahrungen und schwerem Ringen meiner Gedanken und Gefühle angeeignet habe. Ebensowenig wie ich allen Anhängern der ethischen Bewegung einen Berlin-W-Charakter zuschreibe, beschuldige ich sie des gedankenlosen, grundlosen, bloß herkömmlichen Handelns. Ich bin nur nicht einverstanden mit der „einseitigen Verherrlichung des Gewissens". Ich möchte, daß die ethische Gesellschaft mit mir unterscheiden möge zwischen freier, gewollter, aus individuellem Fühlen und vernünftigem, autoritätslosem Denken geborener Sittlichkeit und pflichtmäßiger, gesollter, von Herrschaften und Autoritäten geprägter Moral, daß ferner die ethische Gesellschaft mit mir sehen möge, wie das Gros der heutigen Menschheit ein knechtisches Gewissen hat, und wie selbst Freunde der Freiheit kaum gänzlich davon frei sind, daß sie endlich mit mir ankämpfen möge gegen die Pädagogik des „Du sollst", die fast allenthalben grassiert, und die ich auch aus jener litterarischen Kundgebung der „ethischen Gesellschaft" hervorschimmern sehe. Kurz, ich halte meine Polemik gegen die unbedingte Schwärmerei für „Gewissen" und „Pflicht" nicht für einen Wortstreit, sondern für eine Idee, die zur Quelle einer neuen, bessern, sittlichen Pädagogik berufen ist.

Was endlich den „Seitenhieb" am Schlusse meiner Kritik betrifft, so soll er sich nicht auf Kant, sondern auf Kantianer richten. Ich bestreite nicht, daß Kant, „wie kein anderer vor ihm, auf sittliche Autonomie, Selbstgesetzgebung gedrungen und das heteronomische Handeln als gewissenlos gekennzeichnet" hat. Indessen meine ich, er irrt, wenn er den „kategorischen Imperativ" für etwas Autonomes hält. Wenn also Kantianer für den kategorischen Imperativ schwärmen, so schwärmen sie nach meiner Meinung, allerdings unbewußt, für Heteronomie. Ich wollte nun sagen, daß die Ethiker gut thun, alle modernen Gesichtspunkte (auch anarchistische) sich anzueignen oder wenigstens klar zu machen und Gelehrsamkeiten alter Schule, wie den „kategorischen Imperativ" (der Heteronomie zwar nicht bedeuten soll, aber bedeutet) nicht zu mumifizieren.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Aus dem Kreise des werdenden Berliner Vereins für ethische Kultur, dessen Bestrebungen bereits — in individuellster Fassung! — in diesem und dem vorigen Hefte der „Freien Bühne" erörtert worden sind, ist im Moment grade eine neue Kundgebung erfolgt: die gedruckte Wiedergabe einer Rede des Dr. Felix Adler aus Newyork, die vor einiger Zeit in Berlin zu Zwecken der Gesellschaft gehalten wurde.*) Ich halte es für Pflicht, ein paar Worte daran anzuknüpfen. Das Interesse für die Berliner ethische Bewegung ist (wie ich auf einer zufälligen Reise selbst an ziemlich fernem Ort, in der Schweiz, wo sonst die Anteilnahme an deutschem Werk nicht grade übermäßig groß ist, bemerken konnte) in weitester Ausdehnung ein entschieden bedeutendes. Um so berechtigter erscheint sorgsame Prüfung jeder offiziellen oder halboffiziellen Aeußerung, die im Druck erscheint. Möchte man in den nachfolgenden Worten auch da, wo sie kritische Bedenken nicht zu verhehlen wagen, eine Grundstimmung durchmerken, die einer Bewegung wie dieser im Prinzip jedenfalls nur mit aufrichtigster Wärme entgegenkommt! „Es geht ein Zug tiefer Verstimmung durch unsere Zeit", beginnt Adler, und er hat recht, wenn er das sagt. Die alte Weltanschauung sei vielen von uns verloren, eine neue liege nicht vor. Ohne Weltanschauung aber, das habe schon Carlyle gepredigt, gehe es nicht. Was thun, um den Riß zu füllen? „Die Gründer der ethischen Vereine waren der Meinung", fährt Adler fort, „daß man nicht auf dem Wege naturwissenschaftlicher Forschung, da diese zu einer mechanischen Auffassung führt, wie sie auf einer solchen beruht, zu einem neuen Weltbilde gelangen könne, sondern daß man diesen Erfolg nur auf dem Wege einer vertieften und verinnerlichten sittlichen Erfahrung erzielen könne." Dieser Satz ist leider bereits in hohem Grade bedenklich und angethan, die bestmögliche Konfusion zu schaffen. Er konstruiert einen Unterschied zwischen „naturwissenschaftlicher Forschung" und „verinnerlichter sittlicher Erfahrung", der jeglicher Begründung entbehrt. „Erfahrungen" außerhalb und im Gegensatz zur „Wissenschaft" giebt es, sobald man Wissenschaft im allein zulässigen, von allen kompetenten Köpfen vertretenen Sinne als eine „Methode" faßt, überhaupt nicht. Das Wesen der Naturwissenschaft besteht darin, alle zur Zeit zugänglichen Erfahrungen in sich zu vereinigen. Wenn irgend eine beliebige Körperschaft oder Persönlichkeit sich hier oder dort als die „offizielle Wissenschaft" aufspielt und aus irgend welchen Gründen gegen Erfahrungen ungewöhnlicher Art verschließt (wie ihrer Zeit die Pariser Akademie gegen die Existenz von Meteoriten oder der Naturforscher Agassiz gegen die Entwickelungslehre), so geht das die wirkliche Wissenschaft doch wahrhaftig nichts an. Es giebt — und nicht oft genug kann das wiederholt werden — überhaupt keine Erfahrungsthatsache — und sollten es die unglaublichsten Dinge sein — die irgendwie die Forschung „umstoßen" oder neben ihr eine Sonderrolle spielen könnte. Die Auferstehungsgeschichte Christi, die tollsten Wunder des Spiritismus, zweites Gesicht und Prophezeiungen — alles gehörte — vorausgesetzt, daß es jemals als Erfahrungsthatsache festgestellt wäre — in die Naturwissenschaft. Adler spricht im Verlaufe seines Vortrages von der Notwendigkeit, sich „ganz objektiv und mit inniger Aufmerksamkeit den Erscheinungen des sittlichen Lebens" zuzuwenden. Er spricht von „Gesetzen des moralischen Lebens". Er sagt: „Suche zu ergründen, was deine höchste Pflicht und Schuldigkeit ist". Er erwähnt beim Jugendunterricht die „rechte psychologische Folge beim Lehrgang" u. s. f. Und er sagt gar, daß man „auf dem Wege der Erfahrung,

*) Die ethischen Gesellschaften. Ein Vortrag, gehalten in Berlin am 3. Juli 1892 von Dr. Felix Adler aus Newyork. Berlin, Ferd. Dümmler. Preis 25 Pfennig.

der Induktion, in die Tiefen der Sittlichkeit" eindringen solle. Nun frage ich: soll das alles erreicht werden, wenn gleich zu Beginn die naturwissenschaftliche Art der Forschung als auf „mechanische" Abwege leitend perhorresciert wird? Zumal da im nächsten Satz eine ebenso naive wie unzweideutige Verbeugung nach einer ganz andern Seite gemacht wird. „Wir sind also", heißt es da, „von vornherein nicht antireligiös, wir tolerieren, wir achten nicht allein jede religiöse Ueberzeugung, sondern wir hegen die feste Hoffnung, daß es auf dem Wege ethischer Kultur zu einer neuen Weltanschauung, zu einer — wir dürfen es behaupten — religiösen Ueberzeugung kommen wird." Der folgende Passus schränkt dieses sehr seltsame Bekenntnis (seltsam nenne ich es in einer Programmrede, wo man den individuellen Standpunkt denn doch nicht so aufdringlich deutlich sehen möchte) allerdings insofern ein, als er zugiebt, daß „diese Hoffnung und dieser Ausblick" denn doch nicht grade „eine notwendige Bedingung der Zugehörigkeit zu einem ethischen Verein" sei.

Ich fürchte, ich fürchte, daß wir dasselbe Schauspiel, das Herr Adler hier gewährt, immer wieder sehen werden. Toleranz ist ein sehr gutes Wort, aber es ist verzweifelt schwer zu handhaben. Adler neigt — und jede Seite seines Vortrages beweist das — durchaus nach der religiösen Seite, nach der Seite, wo „das Gute" ein unbewiesenes X ist, ein Kraftcentrum ohne weitere Leitung, das aktive Leistung aus dem Nichts heraus schafft. Weil er aber dahin inkliniert, wird er intolerant, sobald das Wort „Wissenschaft" über seine Lippen kommt, und übertolerant, wenn „Religion" auszuspielen ist. Diese Einseitigkeit wird aber — das ist meine felsenfeste Ueberzeugung — bei jedem Redner wiederkehren, der zu Zwecken dieser Ethischen Bewegung offizielle Reden hält. In solchen Reden muß notwendig das wirkliche „Weltbild", das der Betreffende mitbringt, eine entscheidende Rolle spielen — und mag er es noch so sehr verdecken. Die „Toleranz" selbst ist kein „Weltbild". Herr Adler scheint es bisweilen zu glauben, vielleicht drückt er sich auch nur schlecht aus. Jedenfalls ist Toleranz lediglich eine praktische Maxime, die sich — bei der wohl jedem Ehrlichen in jeder menschlichen Weltanschauung irgendwo einmal aufgenötigten Lückenhaftigkeit unseres Erkennens und bei der ebenso evidenten Erfahrung, daß Unkenntnis, mangelhafte Bildung und mangelnde Erfahrung an sich niemals eine Sünde sein können — ganz unbedingt aus jeder durchdachten und vertieften Weltanschauung gewinnen läßt. Mir persönlich scheint, als sei sie aus naturwissenschaftlicher Anschauungsweise besonders evident zu folgern, — rein aus Nützlichkeitsgründen, als eine der segensreichsten Formen zur menschlichen Weiterentwickelung, weil sie zweifellos das sicherste soziale Fundament individualistischen Sichauslebens darstellt. Aber ich fühle wohl, daß diese Prioritätsentscheidung zu Gunsten des naturwissenschaftlichen, des darwinistischen Weltbildes auch subjektiv ist, grade wie Adlers Hinneigung nach der religiösen Seite. Und so ergiebt sich mir der Schluß, daß wir als oberste Bedingung für das ersprießliche Gedeihen einer wirklichen „Ethischen Bewegung" in Deutschland hinstellen sollten: keine Programmreden mehr! Nur noch Vorträge, die zugestanden subjektiv sind. Begründungen der verschiedensten Meinungen in anständiger Form mit Diskussionen, — das wird Licht schaffen. Licht aber ist die Hauptsache. Licht nicht nach einer, sondern nach allen Seiten. Wahre Toleranz in der furchtbaren Verworrenheit unserer Tage und Köpfe scheint mir in erster Linie darin zu bestehen, daß man einen Ort, eine Vereinigung schaffe, wo alle möglichen, das Ethische und Weltanschauungsgebiet streifenden Fragen rein geistig erörtert werden können, wo Gelegenheit gegeben wird, einmal eine Einsicht zu gewinnen in das wahre Kämpfen und Arbeiten der Zeit. Werfen wir über Bord alle die wirklich utopistisch-ethischen Meinungen, als wenn ein solcher Verein die großen Wirren unserer Zeit — z. B. die soziale Frage — ernstlich lösen könne oder auch zunächst nur ein irgendwie im großen mitschaffender Faktor sei. Das sind Illusionen, die auf eine Stunde die Begeisterung wärmen, aber nicht dauernd ein Band um uns schlingen können. Das meiste von dem, was Adler in seinem Vortrage uns nennt als unser Ziel — das — täuschen wir uns doch darüber nicht, — ist seit langen Zeiten in aller Welt Munde, und daß es nicht erfüllt ist, liegt wahrlich nicht an einem Mangel an schön gefügten Programms. Was aber fehlt, das ist der große, schwere Zwischenweg: der Weg über alle die Konfusionen, die Irrtümer, die positiven Ueberflüssigkeiten weg, die aus nichts anderem entspringen, als aus der großen Unwissenheit. Ich meine hier Unwissenheit durchaus nicht im Sinne dessen, was man gewöhnlich durch allerlei Bildungsvereine und Aufklärungsvorträge zu bannen sucht. Ich denke nicht daran, daß ein Verein für ethische Kultur Vorträge über Falbs Wetterprophezeiungen oder die Hygiene bei der Cholera halten solle. Aber wohl soll er seinen Mitgliedern Gelegenheit geben, durch jene Dunstschicht der Begriffsverwirrung durchzubrechen, die unsere Zeitungen mit

ihren Schlagworten überall verbreiten — und zwar nicht über Falb oder die Cholera, sondern über unsere mächtigsten geistigen Bewegungen. Daß diese Forderung: einen wirklich freien, einen in Hinsicht des geistig Dargebotenen absolut toleranten Verein zu schaffen, *schwerer* zu erfüllen ist, als das Scheinbild eines höheren Wohlthätigkeitsvereins für unthätige Leute, — das weiß ich dabei sehr wohl. Es ist sehr viel leichter, jemand zu bestimmen, daß er fünf Treppen hoch steigt, um irgend eine improvisierte Barmherzigkeit zu üben, als daß man ihm wirklich geistig ein Bild einprägt von der wahren Größe sozialer Not. Und doch gewinnt man mit dem letzteren vielleicht einen ganzen Menschen, — mit dem ersteren löst man einen flüchtigen Affekt aus, der so rasch verfliegt, als er kam. Hier *könnte* ein Verein sehr gut einsetzen und Großes leisten!

Das erste Große dabei bestände aber in der Beschränkung! Unser Mitarbeiter, der im letzten Heft der Ethischen Bewegung einige herbe Worte vorwarf, hat ihr auch gesagt, sie erscheine ihm zu stark als ein Verein für die Salons von Berlin W. Vielleicht handelte es sich hier um einen ersten Eindruck, der sich rasch verwischen ließe. Aber ein gewisser Hauch aus jener Richtung geht doch wirklich auch durch diesen Adlerschen Vortrag. Es klingt wiederholt vernehmlich darin an etwas von jenem Machtbewußtsein: Wir können alles, — wenn wir nur einmal wollen! Das mag Vertrauen wecken im Moment und manchen zu einer solchen Vereinigung heranziehen. Aber mir scheint eher, ein solcher Verein sollte mit der Devise beginnen: Alles Mögliche ist schon versucht worden — und doch Jammer, soziale Not, Parteiung, Knechtschaft, Haß. Woran liegt das? Ich meine damit nicht, daß hier ein Pessimisten-Verein erstehen solle. Wohl aber ein Verein, der sich im bittersten Ernst zusammenschart inmitten furchtbarster Sturmwehen der Menschheit. Herr Adler scheint zu meinen: Jeder weiß, was *gut* ist, das ist die Hauptstütze. Ich möchte, daß die Schar jener vor allem die Thür eines solchen Vereins finden sollte, die thatsächlich heute *nicht* mehr wissen, was „gut" und „böse" ist und einen Ort der Sammlung suchen, wo sich ihnen solche Begriffe erst wieder neu und verändert krystallisieren sollen, falls es möglich ist.

Eine ganze Reihe von Ausführungen in dem Adlerschen Vortrag scheinen mir Punkte zu betreffen, die, was unsere deutschen Verhältnisse anbetrifft, absolut nicht zur Sache gehören. Wenn betont wird, daß ein solcher ethischer Verein auch die Pflicht habe, gewisse, sonst der Kirche zufallende Dinge zu übernehmen: Worte am Grabe, Ansprache bei der Eheschließung und Aehnliches, so scheint mir hier die Aufgabe sich zu zerstückeln und in ein ganz anderes Gebiet überzulenken. Der Verfasser vergißt einerseits, daß dem Verein Mitglieder aller Glaubens- und Weltanschauungsbekenntnisse angehören, bei denen in der Mehrzahl (selbst bei den Freidenkern!) ähnliche Institutionen vorhanden sind, denen der gemischte Verein nur überflüssige Konkurrenz machen müßte. Andererseits gehört zu solchen Akten ein ganz anders fester Verband, als hier selbst im günstigsten Falle möglich wäre. Dieser ganze Teil des Vortrags enthält für mich lediglich klanglose Worte. Nicht der mangelnde Glaube macht die Welt heute — wenigstens in den tieferen Volksschichten — immer weiheloser vor den großen Akten des Lebens. Es ist die soziale Zersetzung in diesen Dingen selbst. — die soziale Umwandlung beispielsweise des ganzen Hochzeits- und Ehebegriffs, die hier einschneidend vorgeht, und daran wird ein einzelner Verein nichts ändern. Eine Bewegung, die *hier* noch retten wollte, was zu retten ist, müßte Anschluß suchen bei den freireligiösen Kreisen, mit denen die Ethische Vereinigung bis jetzt aber meines Wissens jede Gemeinschaft abgelehnt oder doch wenigstens nirgendwo begehrt hat.

Es giebt noch eine Menge Punkte in dem Vortrag, an die sich manches knüpfen ließe. Der wesentlichste Vorwurf, den ich gegen das Ganze habe, ist aber wohl im Gesagten klar genug. Es ist mir alles zu rasch, zu glatt, zu fertig. Und in diesem Glatten und Fertigen ist gerade das Weiteste fein säuberlich hingestellt, das Nahe aber, das Schwere kaum gestreift. Wer diesen Vortrag liest, der meint, es müsse nichts leichter und schöner sein, als nun hingehen und so thun. Spielend fliegt die schöne Rede über die Klippen der sozialen Schwierigkeiten. Die höchsten Aufgaben werden dem Verein hier gestellt. Das Programm der Toleranz erweitert sich zum Programm sozialer Hilfe. „Arbeiter", heißt es, „müssen mindestens in gleicher Anzahl wie Unternehmer im Verein Aufnahme finden und beide Teile sollen eben dadurch, daß sie demselben angehören, zu tieferem Bewußtsein ihrer gegenseitigen Pflichten erweckt werden." Schöne Worte, die dem Verfasser gewiß aus dem Herzen kommen! Aus dem Herzen der Dinge aber kommen sie leider nicht, — es hat einen ganz anderen Schlag, fürchte ich.

Nein — noch einmal: glauben wir an einen Verein, der Gutes wirken kann, der etwas Neues schaffen kann, das wir noch nicht haben! Aber träumen wir nicht von einem ethischen Archimedespunkt, der die Erde

bewegen wird. Rufen wir nicht kühn in die Welt: Das Feld liegt offen, wenn wir bloß säen wollten! Sondern forschen wir, was diesen dicken Urwald voll Sümpfe und Mosquitos geschaffen hat und verständigen uns erst einmal über das notdürftigste Handwerkszeug zur Freiheit .....

W. Bölsche.

* * *

Das Waldfest der Freien Volksbühne, das zur Feier ihres zweijährigen Bestehens am Sonntag den 14. August bei Friedrichshagen stattfand, war ein Volksfest von seltener Großartigkeit. Rund 15,000 Menschen füllten den Kiefernwald am Müggelsee hinter dem Müggelschlößchen. Daß diese Zahl nicht auf irrtümlicher Schätzung beruht, darf man aus der Thatsache schließen, daß allein an Lagerbier 18,000 Liter konsumiert wurden. Der Vorstand der Freien Volksbühne hatte das Mögliche gethan, um das Publikum zum Festplatz zu locken. Zahlreiche Schaubuden, meist humoristischen Charakters, waren arrangiert. Ein Cirkus mit echten Gymnastikern, dressierten Pferden, Eseln und Hunden gab den ganzen Tag über Vorstellungen. Eine Zigeunerbande (wohlgelungen dargestellt vom Personal des Bellealliance-Theaters) kam mit Planwagen angezogen, schlug ihr Lager auf und produzierte sich in Wahrsagen, Geigenspiel, Tanz, Kinderraub und anderen Zigeunerkünsten. Große und kleine Kinder wurden durch das Kasperle-Theater belustigt. Ein ausgedehnter Kinderfestzug stellte Gruppen aus Volksmärchen (z. B. Schneewittchen mit den Zwergen) und andere Kostüm-Figuren dar. Während des ganzen Tages konzertierten acht Arbeiter-Gesangvereine und zwei Instrumentalmusik-Kapellen. Auf einem eigens errichteten, hübsch dekorierten Bal-champêtre drehte sich fast beständig, trotz der Augusthitze, Paar an Paar. Durch eine Bücherverlosung wurden 400 ausgewählte litterarische Werke, meistens der Dichtung angehörig (Goethe, Schiller, Shakespeare, Heine, H. v. Kleist, Chamisso, Zola, Garborg, Hauptmann, H. u. J. Hart u. s. w.), unter das Volk gebracht. Die Volksfeste der alten Griechen, z. B. die olympischen Spiele, im Auge, hatte der Vorstand der Freien Volksbühne mit ersichtlicher Liebe für Veranstaltung von allerlei Spielen und gymnastischen Uebungen gesorgt. Kinder, Damen und Herren vergnügten sich mit Wettlaufen, Sackhüpfen und sonstigen Bewegungsspielen. Hervorragendes Interesse fand das Wettkegeln. Unter der Leitung tüchtiger Fachleute fand ein Wett- und Schauturnen statt. Auch für Schwimmer wurden mehrere Konkurrenzen im Müggelsee veranstaltet. Für diese Wettbewerbungen war eine Fülle von Preisen ausgesetzt. Der Ruderklub „Vorwärts" hielt eine glänzende Regatta ab. Der Schwimmklub „Hecht" produzierte seine Gewandtheit, Kraft und Ausdauer in einem Wettspringen, (das von einer geschmückten Arche aus stattfand), in humoristischem Wettrudern (wobei Waschfässer als Boote, Stiefelknechte, Kellen und dergleichen als Ruder dienten) und in zwei Wasserpossen („Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" und „Die Jagd nach dem Glücke"), welche die dichtgedrängte Menge am Strande zu dröhnenden Lachsalven veranlaßten. Das Fest fand einen eindrucksvollen Abschluß durch ein brillantes Feuerwerk auf dem Wasser. Und als dessen letzte Funken verstoben, erstrahlten mit einem Male die bewaldeten Müggelberge jenseits des Sees in roter Beleuchtung, die Aehnlichkeit mit dem Alpenglühen hatte. Ueber den See aber bewegte sich, scharf beleuchtet und der ganzen Volksmasse sichtbar, ein lebendes Bild: Arion, getragen von einem Delphin und umgeben von jubelnden Meerwesen, wird empfangen von einem Kahn glückseliger Menschen, dessen höchste Figur, die Freiheitsgöttin, den geretteten Sänger willkommen heißt. „Laßt uns — so bemerkt die Waldfest-Zeitung — dem Delphine gleich, der Kunst in ihren Bedrängnissen beistehen, huldigen und zu einer vollen Wirkung auf ein freies, glückliches Volk verhelfen."

* * *

„Vom Haßelnußroi" e Zopfete Bloeme-n ond Nüß von Cäsar Flaischlen. Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Ein Bändchen Gedichte in schwäbischer Mundart. Es wird eingeleitet von einem prächtigen Gedicht „z Weihnachte".

„Weihnachte — — jo! . . .
ond ist ma no so weit
en d'r Fremde druße-n,
ond ist ma-n älleweil lustig gwä,
ond hot blos selte-n emol zruckdenkt
an sei Hoimet,
an sei alts Mueterle
mit graue Hoor
ond zittrige Händ,
ond hot ma nie Hoimweh ghett —
— — — — —
do uf oimol kommts;
ond 's leidt oin nemme,
ond loßt oim koi Rueh meh,
ond ma will hoim . . . hoim!
ond zruck . . . zruck!
en sei Hoimet
zu seien Mueter . . .
en sei Jugend, . . . zruck:
en sei Kendheit . . .
Ma möcht en Chrischtbaum han
ond net bei Fremde . . .
Roi, derhoim:

en dem enge kloine Stüble,
mit dene alte Möbel aus Großvatters Zeite,
dene fleckige Napoleo'sbilder an de Wänd,
ond dene altmodische Photographiee...
mit dene Schwarzwäldere em Eck,
die d Mueter zur Hochzig kriegt hot —" u. s. w.

Diesem folgen eine Reihe kleiner Liebesgedichte im Volkston, launig, munter, verständig, frisch und schlicht in Inhalt und Sprache. Das erste beste will ich noch zur Probe herausgreifen.

„D Leut!"
Komm no ner alleweil mit „de Leut",
des geit blos dumme Gschichte;
weil d's Becke Rösle so hot gemoi't,
soll i dernoch mich richte?!
Was goht mi d's Becke Rösle a',
ond's Thorwarts Gvatterschwester!
Der Deufel holl des Weibergschwätz
ond Alte-Baseg'läster.

Wir haben mit dem Büchelchen in unsrer Litteratur wieder mal einen Band Dialektgedichte, der sich ebenbürtig neben die „Allemannischen Gedichte" Hebbels und Groths „Quickborn" stellt. Aber in seiner frischen Realistik ist er moderner. J. S.

* * *

Hell oder Dunkel? Ernste und heitere Geschichten und Gestalten aus dem Münchener Kaffeehausleben. Von Jul. Schaumberger. München 1892. Verlag von S. Scherzer. 1. Reihe.

Eine Reihe von Situationsbildern. Da ist der Kaffeehaushabitué, dem's erst so recht wohl ist, wenn er auf seinem Plüschdivan sitzt, die dampfende Schale „Schwarz" vor sich und um sich her das „flimmernde Rauchnebelmeer, das sich hebt und senkt, vom Zugwind bewegt". Wenn sich seine Blicke „baden in dem braungoldenen Farbenton, mit dem das Glühlicht die goldumrahmten Wandgemälde überhaucht und wenn sie hingleiten „über den glänzend schwarzen Marmor der Tischplatten und über den dunkelgrünen Syenit der schlanken Säulen, die das reichgeschmückte Rundbogengewölbe des Plafonds tragen". Und wenn er sich freuen kann über die Kellnerin, „die üppig schlanke, eng geschnürte, hoch gestiefelte Figur in dem knappen, schwarzen Kleid, über dessen Leibchen, bis zum Taillenband der gestickten weißen Schürze herab, eine Rosendekoration — rot und gelb sich hinzog". „Dann beobachtete er den..... beinahe bis zum Ellenbogen bloßen Arm, dessen Gelenk eine silberne Kette mit massiv runden Gliedern umgab, und die um die Henkel der neusilbernen Kanne graziöskräftig geschlungenen Finger."

Da ist ein junges hübsches Frauchen, das sich neben ihrem skatdreschenden Manne langweilt, und sich inzwischen hinter seinem Rücken mit einem Verehrer „verabredet". Ein Studiosus, der Mama zu Besuch hat, sie ins Café Luitpold führen muß und dort ein Rencontre mit einer Kellnerin, einer ehemaligen ‚Flamme' hat. Zwei Cafékellnerinnen, die sich prügeln. Die „gebildete Dora", eine ehemalige Gouvernante in einem aristokratischen Hause Verführung durch den jungen Baron. Familienkonflikt. Entlassung. Genötigt Buffetdame in einem Café zu werden. In ihren Freistunden kutschiert sie ihr Kind in den Isarauen spazieren. Schließlich heiratet sie „einen braven Mann, den sie nicht liebt, aber dankbar achtet". Sie braucht sich nun „nicht mehr zu schämen ‚Mama' zu sein". — Ein „guter Kerl", dem von seiner ‚Ehemaligen' im Café nach einer Redoute die ‚Nächste' zugeführt wird. — Eine dunkle Existenz von ‚Student'. Knapper Wechsel. Läßt sich von einer Kellnerin mit durchfüttern. Verheiratet sich gut und läßt sie sitzen. U. s. w. Flotte, kleine Federzeichnungen zur „sozialen Frage im Cafehaus". Ein hübsches Bändchen mit einem recht guten Titelbild von René Reinicke. Hoffentlich läßt die zweite Reihe nicht lange auf sich warten. J. S.

* * *

Hugo Grothe. „Welt und Seele". Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1892.

Natürlich, wie schon der Titel vermuten läßt, ein Band Lyrik. Man blättert. Fünf Unterabteilungen: Natur und Geist, Gold und Hunger (Zeitbilder), Zukunftstraum (Karl Henkell zugeeignet), Tagebuch der Liebe; Annita, ein Cyclus. Diese Titel sind nicht grade ungewöhnlich. Man pflegt sie in den gangbarsten Gedichtbüchern zu lesen. Uebrigens also ein ‚Moderner' und zwar, wie es sich bei weiterer Lektüre ergiebt. einer von den Jüngsten. Ich glaube, das Bändchen ist sein lyrischer Erstling. Einem seiner Gedichte, „Im Hochgebirge", bin ich schon in den beiden vor kurzem erschienenen Anthologien „Moderne Lyrik" und „Deutsche Lyrik von 1891" begegnet. Es lautet:

„Auf hohe braune Felsenhänge
Die Sonne glüht,
Das Berggestein hellgolden flimmernd
In Funken sprüht.
Es nickt im tiefen Föhrenschatten
Der Farren Kraut,
Aus dunklem Spalte eine Schlange
Grünäugig schaut.

Eidechsen liegen schlafestrunken
Auf gelbem Moos,
Es schaukeln träumend bunte Käfer
Im Blätterschoß.
Am Wasser, das vom Felsen perlend
Quellklar erblinkt
Mit hohler Zunge eine Gemse
Heißlechzend trinkt.

Steinrosen hängen schwebend nieder
Vom jähen Riff,
Und lüstern gellt aus grauer Höhe
Des Geiers Pfiff.
Ob einer Kluft am engen Steige
Ein Kreuzbild steht,
Der Heiland reckt die stummen Glieder
In Majestät."

Es ist eine Aneinanderreihung von Einzelbeobachtungen, der es an Anschaulichkeit und einheitlicher Stimmung fehlt. Die meisten andern Naturstimmungen Grothes leiden an demselben Fehler. Oft wirkt dieses unverschmolzene Nebeneinander geradezu komisch, wie z. B. in folgender Strophe aus „Waldduukel" (S. 20): „Ein einsam Lerchenweibchen — In Wehmut pfeift — Ein leises Weltwehseufzen — Den Wald durchstreift." Abgesehen von der wehmütigen Thätigkeit des Lerchenweibchens und dem leisen Weltwehseufzen. — Dieser Mangel an Konzentration der Stimmung und an Anschaulichkeit ist überhaupt der Kardinalfehler dieser Sammlung. Im übrigen hat Grothe entschieden Talent. Gedichte wie „Reue" (S. 45), „Veilchen, Herr" (S. 67), „Strandbild" (S. 72), „Hymne des Goldes" (S. 77), die „Rondels" (S. 100), „Gelbe Rosen" (S. 103), „Selige Thorheit" (S. 109), „Im Stübchen" (S. 129), und manche schöne Stelle lassen das deutlich erkennen, trotz alles falschen und nebulosen Pathos.

„Phantasie,
Das schwarzgelockte Weib
Mit dem kohligen (!) Feuerauge."

Damit hat er seine temperamentvolle ‚Muse' ganz treffend gekennzeichnet. Leider stimmt vorläufig auch das ‚kohlige' Feuerauge und kompletiert die Charakteristik.

J. S.

* * *

Richard Specht. „Sündentraum." Wien, Verlag von Leopold Weiß. 1892.

Personen: Ghias, ein Büßer; Maia; ein Priester und die Sünde. Szene: Wald, Felszacken, üppige Wildnis, im Hintergrunde ein Sumpf. Mondnacht. Rede: gebunden. Die üblichen fünffüßigen Dramenjamben, gereimt. Motto: Werde, was Du bist. — Ein 38 Seiten langer Einakter in splendider Ausstattung. — Ghias, der Büßer, allein im Wald. Eine hohe Gestalt mit wirrem grauem Haar und langwallendem Barte. Monologisierend.

— — — „Gesündigt hab' ich, stündlich gell' mein Schrei,
Die Zeit der Sühne ist noch nicht vorbei,
Die herbsten Martern schuf ich mir zur Buße,
Nicht gönnt ich Ruh dem Haupt, der Hand, dem Fuße,
Und weiter quäl' ich mich, bis sie erstickt,
Die Sünde, die mich einst so heiß umstrickt,
Bis ich vergessen, daß ich jung gewesen,
Vergessen, was der Liebe Trunk gewesen,
Bis tot ist, was in mir getobt so wild,
Bis ganz zerronnen jenes süße Bild . .
Bis auf der Sonnenhöhe einst ich stehe,
Und rein, geläutert lache und vergehe!"

Nach diesem Monolog, der uns bequem und zweckmäßig mit der Situation vertraut gemacht hat, steigt die Sünde in berückender, dämonischer Frauengestalt aus dem Sumpf empor. Wechselrede, in Verlauf welcher sie dem Ghias spöttisch zu Gemüte führt:

„Du wähnst, daß sündlos jetzt Dein Lebenslauf?
— — — — — — — — — — — — —
Der ist der Held nicht, der dem Kampf entgeht,
Nein, der ihm trotzt und machtvoll ihn besteht.
Weil Du in Lebensfernen bist entflohn,
Meinst Du mich zu besiegen voller Hohn?"
— — — — — — — — — — — — —
Hast Du denn nie in Deines Daseins Frist
Gehört das Machtwort: Werde, was Du bist?"

Ghias kann sich der Verständlichkeit dieser Worte nicht verschließen, und faßt den Entschluß ins Leben zurückzugehn und dort im steten Kampf mit den Versuchungen die Sünde zu besiegen. Diese giebt ihm zu seinem gereifteren Geist die Kraft und Frische seiner Jugend wieder. Ghias geht ins Leben zurück, verliebt sich aber sofort in Maia, tötet den ungeliebten Rajah, dem sie eben angetraut werden soll und den Priester, der ihre Flucht hemmen will. Ein Stein aus der Volksmenge trifft Maia. Sie stirbt in seinen Armen. In diesem Augenblick Szenenwechsel. Dieselbe Szene wie zu Anfang. Personen: Die Sünde und Ghias. Sie, ihn umschlingend. Er:

„Laß ab! Laß ab! Hör mich im Schmerze lallen . . .
Mein Leib vergeht . . . Abstirbt mir Stück um Stück . . .

Sie grell auflachend:

Hinab — hinab — zum Sumpf — zum Sündenglück! !

„Sie zerrt ihn hinab und verschwindet mit ihm. Tausende Irrlichter zischen auf und sinken jäh zusammen. Tiefe Nacht. Das Wasser spritzt in die Höhe und schlägt rauschend nieder."

Vorhang fällt! — J. S.

* * *

Erschütternd geht die Trauerkunde von der schweren geistigen Erkrankung Conrad Ferdinand Meyers durch die Welt. Liegt es an der Persönlichkeit, — liegt es daran, daß der Dichter in glücklicher Schweizer Abgeschiedenheit dem Klatsch der Hauptstädte fern blieb — oder liegt es, wohl am meisten, wirklich an seiner Leistung —: aber es giebt vielleicht nur einen einzigen andern bekannten Dichter der älteren Generation, der im Moment so wenig ästhetische oder sonstige Gegner hätte. Fontane ist der zweite. Einen dritten wüßte ich nicht. Wenn es aber überhaupt einen Zug an Meyer gab, der ihn noch

etwas der herandringenden Generation entfremdete, so war es höchstens seine schon fast allzu sehr abgeklärte, festgewurzelte Gesundheit, die unsere Jugend leider fast nirgendwo auf ihre Fahnen schreiben darf. Dieser Traum ist nun doch uns noch zerstört worden. Ein schmerzliches „Auch Du!" hallt durch die deutsche Dichtung. Umsonst wird man in solchem Moment sich mit der billigen Weisheit Lombrosos allein trösten, daß Genie und Wahn von Haus aus Kammer an Kammer wohnen. Nietzsche – Maupassant – Meyer .... es ist doch wohl im Wesentlichen die gewaltige Unrast unserer Zeit, die sich hier verkörpert, das verzweifelte Suchen nach einem festen Weltanschauungsboden, der aber positiv für Keinen im Moment vorhanden ist.

* * *

Von John Henry Mackay geht uns folgender Bericht zu:

„Seit Jahren mit der Sammlung des fast spurlos zerstreuten Materials zu einer Biographie Max Stirners beschäftigt, stieß ich vor etwa drei Jahren auf eine Notiz, welche mir zeigte, wo die Stelle zu suchen sei, an welcher am 28. Juni 1856 Dr. Caspar Schmidt zur Ruhe bestattet wurde. Mein Freund Herr Max Hildebrandt in Moabit, seit langem in allem Angenehmen und Unangenehmen der treue Helfer meiner Arbeit, suchte den Ort auf und wir erwarben das völlig zerfallene und von völliger Vernichtung bedrohte Grab auf weitere 30 Jahre.

Als ich im Anfang dieses Jahres selbst nach Berlin kam, hauptsächlich von dem Wunsche getrieben, meine Forschungen über Stirners Leben zum Abschluß zu bringen, vernahm ich von der freundlichen Bereitwilligkeit, mit welcher sich der Besitzer des Hauses, in welchem Max Stirner die beiden letzten Jahre seines Lebens gewohnt hatte, Herr Carl Müller in Zehlendorf, bereit erklärt habe, die Erlaubnis zur Anbringung einer Gedenktafel an seinem Hause zu geben.

Ende Februar erließ ich meinen Aufruf, in welchem ich mich bereit erklärte, Beiträge entgegenzunehmen, um das Haus mit einer Tafel, das Grab mit einem Stein bezeichnen zu können: „damit nicht auch diese Spuren eines großen Lebens von der Zeit gänzlich verwischt würden". Die Abrechnung über diese Sammlung liegt diesem Berichte bei.

Am 1. April konnte ich im Inseratenteil der „Vossischen Zeitung" über eingegangene 393 Mark 16 Pfg. quittieren; der weitaus größte Teil dieser Summe ist dem großen und lebhaften Interesse zu verdanken, mit welchem Herr Dr. Hans von Bülow mein Unternehmen unterstützte. Ohne seine thätige Hilfe hätte es nie in dieser Weise zur Ausführung gebracht werden können.

Die Errichtung der Gedenktafel an dem Hause Philippstraße 19, NW., fand am 14. Mai statt. Die Tafel trägt in vergoldeten Lettern die Inschrift: „In diesem Hause lebte seine letzten Tage Max Stirner (Dr. Caspar Schmidt, 1806–1856), der Schöpfer des unsterblichen Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum" 1845.

Die Aufstellung der Gruftplatte war mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, so daß ich am 1. Juni in der „Voss. Ztg." meinen Bericht, wie gehofft, noch nicht abschließen konnte, sondern versprechen mußte, denselben erst in einigen Wochen — und zwar der hohen Insertionskosten wegen auf diesem Wege, der direkten Mitteilung — zu geben. Die Größe der einzigen für die Erwerbung in Frage kommenden Granitplatte — ein eines kleinen Fehlers halber sehr billiger Gelegenheitskauf — überstieg nämlich die vorgeschriebenen Maße, so daß die Platte, nachdem ein Gesuch um Erlaubnis zur Aufstellung von dem Gemeinde-Kirchenrat abschlägig beschieden war, auf Meter 1,75×0,95 verkleinert werden mußte. Erledigung des Gesuches und Verkleinerung verzögerten die Aufstellung um fast zwei Monate.

Dieselbe erfolgte am 7. Juli. Von diesem Tage an ist das 53. Grab in der neunten Reihe der zweiten Abteilung des II. Kirchhofs der Sophien-Gemeinde, Bergstraße 32, mit einer Granitplatte bezeichnet, welche als einzige Aufschrift den Namen „Max Stirner" in großen goldenen Lettern trägt.

Beide Arbeiten sind durch die liebenswürdige Vermittelung des Herrn Reichstags-Baumeister Ludolf Müller in Moabit in der Werkstatt von Herrn Hofsteinmetzmeister Schilling ausgeführt worden, welcher mir in dankenswertester Weise auch bei der Herabsetzung der Kosten entgegengekommen ist."

(Folgt die Abrechnung, derzufolge im Ganzen 438 Mark 16 Pfg. an freiwilligen Beiträgen einliefen. Die Kosten betrugen 486 Mk. 70 Pfg., die Mehrausgaben wurden von Mackay selbst getragen.)

* * *

Im Verlage von Philipp Reklam in Leipzig — in Gestalt dreier Zwanzigpfennig-Heftchen — ist die erste billige Ausgabe von Alexanders von Humboldts „Ansichten der Natur" (mit einer Einleitung von Wilhelm Bölsche) erschienen. Die Reklamschen Ausgaben sind — darüber kann kein Zweifel sein — ein Faktor und kein unbedeutender im Bildungsleben unserer weniger

bemittelten Volksklassen. Selbst ein rein geschäftliches Unternehmen, wie jedes andere, und für den Schriftsteller gewiß kein goldenes Land, sondern eher ein den Kurs drückender Massenartikel mit allen Gefahren eines solchen, enthalten diese Reklamehefte im Großen doch einen Hinweis, was aus unseren verschobenen litterarischen Verhältnissen zu machen wäre, und sie bilden mit ihren enormen Verkaufsziffern gradezu einen der lehrreichsten und erfreulichsten statistischen Beweise für das Lese- und Bildungsbedürfnis unserer Zeit. Auch der energischste Fanatiker für Schriftstellerinteressen darf vielleicht einen Moment lang vergessen, in welche Privatkasse die einlaufenden Geldströme fließen — angesichts der tausend und abertausend Bildungsbedürftigen, die ohne die Reklamehefte gradezu um ihre beste Geistesnahrung kommen würden, — mag nun der Nerv des Unternehmens sein wie er will. Die „Ansichten der Natur" sind ein klassisches Werk unserer Litteratur reichlich so gut wie irgend eine Dichtung Schillers oder Goethes. Sie haben dazu die Sondereigenschaft, zu unsern naturwissenschaftlichen Klassikern zu gehören, und deren besitzen wir Deutschen verzweifelt wenige. Von neueren, die wir haben, ist „Brehms Tierleben" ein Wertstück von anderthalbhundert Mark. Hier handelt es sich um sechzig Pfennige! Dabei sind die „Ansichten" in mehrfacher Hinsicht ein grundlegendes Werk. In ihren eigentlich malerischen Kapiteln geben sie das Freieste, Monumentalste, was sich aus populärer Naturwissenschaft machen läßt. In den Anmerkungen, die auch diese Volksausgabe sehr zu ihrem Glück bis auf das letzte Jota beibehalten hat, gewähren sie gleichzeitig ein vortreffliches Bild wissenschaftlicher Methode, einen wirklichen Einblick in das Getriebe der Detailarbeit. In diesem Sinne kann dem ganzen Buche gegenüber von „Veralten" keine Rede sein. Jugendfrisch tritt es in den Kampf des Tages, — ein unentwegter Helfer in Stunden, da krankhafte Resignation die große Freiheitswaffe naturwissenschaftlichen Denkens und naturfrohen Empfindens vorschnell bei Seite werfen möchte und von einem „Ende des mechanischen Zeitalters der Naturwissenschaft" fabelt. Ein ethisches Buch ersten Ranges sind Humboldts „Ansichten" für Jeden, der im Sinne Goethes keinen Riß empfindet zwischen der wirklichen Blüte und der Blüte menschlicher Geisteskultur, zwischen der wirklichen Sonne und der Sonne menschlicher Geistesfreiheit. Der Reichtum auch heute noch unbestrittener Thatsachen, den sie übermitteln, ist dabei ein sehr bedeutender. Wir befinden uns gegenwärtig in einer Periode des Verfalls anschaulicher Reiseschilderungen. Das oft sehr schlecht gewählte Pathos beispielsweise Stanley'scher Berichte ist lediglich nur eine Auffärbung des innerlich rohesten und unfähigsten Reporterstils, und an diesem letzteren krankt ein beträchtlicher Teil unserer neueren Reisewerke, — leider grade der, welcher durch Zeitungsfeuilletons den weitesten Leserkreisen zukommt. Es handelt sich beim Kampfe gegen diese einreißende Unkultur um Rettung eines Gutes, dessen Wert gar nicht hoch genug geschätzt werden kann und an dessen Bewahrung alle Nationen und alle Berufskreise gleichen Anteil nehmen sollten. Humboldt hat uns das Bild des wissenschaftlichen Reisenden typisch dargeboten. Wir stehen auf dem Punkt, es zu verlieren gegen den Typus des bezahlten Parteireporters oder des brutalen Interessen-Pioniers, der über einen Mann, wie etwa Emin Pascha, das Urteil fällt, er sei ein unbrauchbarer Kerl, weil er Schmetterlinge fange, anstatt sich politische Macht zu verschaffen!

* * *

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.

Leben der Liebe.

Wiener Sitten.

Von

Hermann Bahr.

»Mais c'est l' coeur qu'est
l' plus ennuyant.«

Xanrof.

I.

Der Arzt gab nicht nach. Ruhig und gelassen, aber beharrlich und unbeugsam wiederholte er seinen Auftrag. Umsonst vergeudete die alte Frau ihre lauten Beteuerungen, umsonst beschwor sie ihn mit flehentlichen Bitten, daß es unmöglich sei, wahrhaftig durchaus unmöglich! Es half alles nichts. Der Arzt gab nicht nach. Sie mußte seinem festen unabänderlichen Gebote gehorchen. Wie sie sich auch weigerte und sich sträubte, es nützte nichts, sie mußte wieder hinein.

Er schritt langsam in dem schmalen dunklen Salon auf und nieder, nachdenklich und bekümmert, und erwog die Aussagen der Dienerin: so hatte sie die Gnädige niemals gesehen, bleich, entstellt, in Krämpfen wie eine Rasende, nicht wieder zu erkennen; und wie das noch immer kein Ende nehmen wollte, sondern von Stunde zu Stunde nur desto schrecklicher wurde, bis am Ende die Nacht kam, ohne daß sie was gegessen und sich ein bischen beruhigt hätte, da, in großer Not, weil sie sich gar keinen Rat mehr wußte und selbst schon alle Fassung verlor, da war sie gelaufen, um ihn zu holen; aber jetzt fürchtete sie sich wieder, weil sie es ausdrücklich verboten und jede Hilfe von sich gewiesen hatte.

Es war ja vorauszusehen gewesen. Er hatte es nicht anders erwartet. Er kannte die große Liebe Margits zu ihrem Gatten, das seltsame Wunder; er kannte ihre wilde, heftige und maßlose Seele. Wenn es auch immerhin nur eine Trennung für kaum sechs Monate war, bis nur die rauhen Gefahren des Winters vorüber — wie konnte man von ihr Geduld und Ergebenheit hoffen! Sie hatte freilich tapfer gekämpft, es vor dem Kranken zu verheimlichen und ihn mit heiteren Scherzen und hellen Wünschen über den Abschied zu lügen. Er mußte auf dem Bahnhofe ihren Mut und ihre Kraft bewundern, wie sie sich beherrschte und ihre Trauer zwang. Jetzt rächte sich die bedrückte Natur und verlangte ihr Recht. — Er hatte es nicht anders erwartet.

Die alte Frau kam zurück und winkte ihm, einzutreten. Er erschrak, wie häßlich Margit heute war, wie grausam der Schmerz das weiche liebe Kindergesichtel verwüstet: gerötet und angeschwollen, mit gelben Flecken auf den Wangen, die Augen aufgedunsen und verquollen. Sie lag ganz starr; aber manchmal, wenn es sie schüttelte, schob sie sich jäh hinauf, den Kopf über das Ende der Chaiselongue weg und hinten zurück.

Sie sah nicht auf ihn, wie er kam. Sie erwiderte seinen Gruß nicht. Als er sich näherte, kehrte sie ihm den Rücken. Und er hörte sie, nach der Wand hin, leise wimmern und stöhnen. Er wollte sie sanft fassen, aber sie riß sich los.

Er schob einen Pouf heran und sprach ihr leise zu, langsam, eindringlich, in bedächtigen, sanften Tönen: wie thöricht und völlig grundlos doch ihr lauter Kummer sei, ganz unbegreiflich . . . . . und was sie denn überhaupt blos eigentlich hätte? Wegen der paar Wochen, die Eugen in San Remo bliebe . . . . . Doch wirklich eigentlich eine Beleidigung für die anderen Männer, als ob man neben ihm der reine Niemand wäre — aber man würde sich das nicht gefallen lassen — ja, ja! aber so werden die Ehemänner verzogen und verwöhnt, daß es kein Wunder ist, wenn sie zuletzt schier platzen vor eitlem Behagen!

So redete er zu ihr, freundlich und ernsthaft, Bitten, Scherze, Vorwürfe wunderlich durcheinander. Es schreckte ihn nicht ab, daß sie stumm jede Antwort versagte und sich nur immer tiefer in die Kissen gegen seine Rede vergrub. Er wiederholte das nämliche unablässig: bald bat er zärtlich, in weichen, kosenden Worten, dann wieder, als wäre er bitterböse und gekränkt, schalt er mit väterlichem Tadel und dazwischen spottete er wohl auch ein wenig, gutmütig und leise.

Plötzlich fuhr sie auf:

„Warum haben sie mich nicht mitlassen! Ich kann ja nicht — ich muß — ich halte es ja nicht aus!"

Sie hob jäh den Leib, knieend, auf die Linke gestützt und strich die wirren Haare aus der Stirne; und mit weiten, starren Blicken, während die hastigen Finger an den Schläfen nestelten, wiederholte sie, wie von einem unnachgiebigen Wahne besessen:

„Ich muß — ich muß — ich halte es nicht aus!"

Sie sagte es rauh, trotzig, feindlich gegen den Arzt. Sie wollte nicht getröstet sein. Und aufrecht vor ihm, ganz nahe, mit zornigem Hohn, indem die heiseren Worte wie Ruten sausten:

„Warum lassen Sie mich nicht mit? Wenn Sie schon sehen, daß ich es nicht ertrage! Warum lassen Sie mich also nicht mit? Weil Sie die Ansteckung fürchten! Es ist also doch die Tuberkulose — und Sie haben gelogen, gelogen, gelogen! Ich bin aber nicht so dumm!"

Er schwieg eine Weile und ließ erst ihren ungestümen Zorn vorüber. Endlich, wie ihre laute Wut allmählich erschöpft und in heftigen Worten ausgegeben war, begann er wieder, ganz ruhig und gelassen, aber noch eindringlicher, mit verhaltener Ungeduld, ein bischen lehrhaft von oben herab, wie zu einem störrischen Kinde, das immer noch nicht begreifen will, was es hundertmal täglich gehört hat: daß es durchaus ungefährlich und unbedenklich sei, von Tuberkulose gar keine Rede, und daß ihm nichts fehle als Ruhe, Einsamkeit und die milde Sonne der Riviera; langweilen sollte er sich einmal gehörig, das würde seine beste Arznei, und sich vor jeder Erregung durch Lust oder Leid

ſtrenge behüten. Das war ſeine Meinung von Anfang an geweſen und alle anderen hatten ſie beſtätigt.

„Aber Ihr lügt ja alle! — alle Aerzte lügen! — ich habe ſolche Angſt!“

Da hielt er die Bebende an, hob ihr das Köpfchen und ſuchte ihren Blick.

„Margit ... aber Margit! Wie kann man nur gegen einen armen alten Mann ſo garſtig und abſcheulich ſein! Ich meine kleine Margit belügen! Pfui!“

Und behutſam, wie ein zerbrechliches Püppchen, mit ſanftem Zwange, trug er die Weinende nach dem Sopha, bettete ſie ſorglich und ſchmeichelte ihr leiſe, mit weichen, flehentlichen Reden, wie damals oft, wenn dem kleinen Mädchen ein Herzeleid geſchehen war, Ermahnungen mit Liebkoſungen miſchend, bis ſie ſtill und folgſam und fromm wurde. Da mußte ſie verſprechen, ganz brav zu ſein und pünktlich zu nehmen, was er ihr verſchrieb — etwas Brom, daß ſie ruhiger würde — und an gar nichts mehr zu denken als nur ans Schlafen, ans Schlafen allein; und wenn er dann morgen wiederkäme, dann wäre längſt alles wie ein böſer Traum vorbei und ſie würde ſelbſt lachen, daß ſie ſo thöricht geweſen, in müßiger Geſpenſterfurcht.

Er hatte ſeinen Wagen vor dem Hauſe. Aber wie er jetzt in den linden Frieden der jungen Nacht trat, wandelte es ihn an, ſeine Gedanken noch ein wenig ſpazieren zu führen. Er ſchickte den Kutſcher heim.

Er ſchlug ſich den Kragen auf, zündete eine Cigarre an und, die Hände in den Taſchen, ſo daß der ſchwere Knopf des Stockes faſt die Krempe des Cylinders ſtreifte, die breiten, runden Schultern etwas hochgezogen, leicht vorgebeugt, wanderte er ſinnend durch die dunkle, verlaſſene Reisnerſtraße, in großen Sorgen um Margit. Er wußte ſich keinen Rat. Und er verwünſchte ſeine Kunſt, dieſe ohnmächtige Quackſalberei, die immer verſagte, wenn man ſie brauchte.

Er hatte Margit ſehr lieb. Sie war ihm wie eine Tochter. Alle verhaltene, müßige Zärtlichkeit und Güte des alten Junggeſellen gab er ihr. Er hatte ja ſonſt niemanden mehr. Sie ſtarben alle langſam weg, die mit ihm jung geweſen, und es wurde leer um den Sechszigjährigen. Die lieben alten Geſichter wichen neuen, fremden, mit anderen Reden, anderen Wünſchen, anderen Gedanken; alles war jetzt anders; es wurde leer. Nur in Margit lebte ſeine Jugend fort.

Er dachte lange zurück, weit zurück, an ihren Vater. In jenen dumpfen, ängſtlichen Jahren nach der Revolution lernten ſie ſich kennen. Es war für den armen Ellemer damals eine ſchwere Zeit. Der alte Oberſt Geza von Fáhacs nach der Kapitulation von Villagos ſtandrechtlich erſchoſſen, der Bruder in effigie am Galgen, landflüchtig in Paris, die Güter confiſciert, und er ſelber, aus der Armee geſtrichen, mit der vergrämten, greiſen Mutter allein, arm und ohne Hoffnung. Damals wurden ſie Freunde, für das ganze Leben: denn wenn freilich ſpäter, nach der Amneſtie, als ihr Vermögen vom Staate herausgegeben, der geächtete Bruder über Nacht zum gefeierten Günſtling und Ellemer in ſeinem alten Regimente Rittmeiſter wurde, oft Jahre verſtrichen, ohne daß ſie, außer ein paar flüchtigen Zeilen zu den Feſten, viel von einander vernahmen, ſo fanden ſie ſich doch jedes Mal, ſo oft der Zufall ſie wieder zuſammen brachte, in unverwandelter Liebe und Treue. Sie konnten ſich nimmermehr vergeſſen.

Er war jetzt an der Heumarktkaſerne. Er hielt eine Zeit und ſah, wie der Poſten abgelöſt wurde. Die langſamen, ſchweren, gleichen Tritte der kleinen Patrouille, weithin hallend in der ſtillen Nacht, der kurze helle Ruf des Aufführers, die jähen Griffe zur Ehrenbezeugung, das dumpfe Murmeln zwiſchen

der alten und der neuen Wache, und dann wieder die langsamen, schweren, gleichen Tritte der kleinen Patrouille, den Rennweg hinauf nach dem Medikamentendepot, weithin hallend in der stillen Nacht; der neue Posten, an der Ecke unter der Laterne, blickt ihnen nach, schupft mürrisch das Gewehr, zögert; er geht ein paar zaudernde, mühsame Schritte hinauf, hält wieder, geht ein paar Schritte hinab, bis er allmählich nach und nach erst langsam in Gang kommt, zehn Schritte hinauf, zehn Schritte hinab, unabänderlich, wie eine Uhr, mit langsamen, schweren, gleichen Tritten, die weithin hallen in der stillen Nacht. Da riß sich der Doktor von dem stummen, traurigen Bilde: „es war vielleicht gar nicht so melancholisch — wenn er es nicht selbst gewesen wäre".

Er ging weiter, an seinen Erinnerungen spinnend. Er dachte der schweren Stunde, welche der jungen Frau das Leben nahm, um es Margit zu geben: wie damals der Alte vor ihm raste und ihn um das Unmögliche beschwor und mit wilden Verwünschungen gegen das Schicksal haderte, fast wie heute die Tochter. Und so viel Jammer hatte er damals um sie gelitten, daß sie ihm gleich wie ein eigen Kind gewesen.

Sie wurde schön und klug, aber trotzig und wild wie ein Bube, störrisch gegen jedes Gebot und nur der eigenen Laune gehorsam, am liebsten, wie sie nur irgendwie der ängstlichen Hut entlaufen konnte, draußen irgendwo bei halsbrecherischen Spielen, durch keine Strenge zu bändigen, das Entsetzen aller Gouvernanten und Lehrer. Sie hatte durchaus vor niemandem Respekt und verlachte die ganze Welt; aber wenn ihr einer mit ernstlichem Widerstand begegnen wollte, da wurde sie zornig und schlug nach ihm; es gab ungemütliche Scenen. Aber niemand, wie hoffärtig und ungebärdig sie es bisweilen trieb, mochte ihr lange bös sein.

Es wurde beschlossen, sie nach Graz ins Sacre-Coeur zu thun; und wie sie sich dort auch in der ersten Woche gleich gegen die ungewohnte Zucht empörte und in heftigen Briefen klagte, flehte, drohte, auch richtig am Ende mit einer gleich verwegenen Freundin einen glücklich vereitelten Fluchtversuch wagte, es half ihr alles nichts: gegen die Abwesende wußte der sonst nachgiebigere Vater seinen Willen endlich einmal zu behaupten. Sie mußte zwei Jahre lang bleiben. In dem lieblichen Anstande der vornehmen Dame, welche zurück kam, war die wilde Hummel von einst erst gar nicht wieder zu erkennen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Nun ging es erst recht los. Sie war ärger als je: von einer maßlosen Koketterie, die keinen gleichgiltigen Mann ertrug, aber wie sie merkte, daß einer im Netze zappelte, auf einmal verächtlich, höhnisch, feindselig, als ob sie einen Schimpf zu rächen hätte, dabei unberechenbar in ihren Launen, zänkisch, unverträglich, ruhelos auf der Jagd nach neuen, unerhörten Vergnügen — nein, es war durchaus nicht mehr auszuhalten mit ihr! Die rabiate Jungfrau mußte so bald als möglich unter die Haube.

Er lächelte jetzt, wie er jener Zeit gedachte. Es kam ihm jetzt ungemein komisch vor. Was hatte er sich nicht damals mit dem besorgten Vater geängstigt und gequält! Was hatten sie sich nicht ihre armen alten Schädel zerbrochen! Was hatten sie sich nicht mit allen möglichen Tanten zusammen verschworen, den Ausbund von Schönheit, Tugend und Vernunft aufzuspüren, der der kleinen Prinzessin allenfalls würdig wäre! Und die schadenfrohe Margit dazu, die es natürlich sofort gemerkt und nun jeden Tag mit einem neuen Wunschzettel kam: heute sollte es ein Tenor sein, blond mit schwarzen Augen und Ritter vom goldenen Vließe; und morgen wollte sie durchaus den Moses Montefiore — oder

sie ging überhaupt ins Kloster! Ach ja! es war wirklich sehr lustig gewesen! Und wieder mußte er lächeln, wie er sich ihrer verdutzten und fassungslosen Gesichter erinnerte als sie sich dann urplötzlich mit dem ganzen Ungestüm ihrer zügellosen Natur in Eugen verliebte! Sie kannten sich gar nicht mehr aus. Das hätten sie sich ja nicht träumen lassen — jeden anderen eher! Zwar war Eugen von Rhon ein tadelloser Kavalier; man prophezeite dem geistreichen Autor der „Politischen Paradoxe" eine glänzende Carriere; und als Verwaltungsrat des Lloyd und der Länderbank auch ohne Zweifel das, was man eine gute Partie nennt — das stimmte schon alles; aber daß dieses hagere, müde Gesicht mit dem vorhängenden Kiefer, mit den spärlichen blonden Fäden am Saume der fahlen Wangen, mit den kalten grauen Augen — wie irgend ein blutleerer Prinz des Velasquez — ein lebensfrohes Mädchen berücken und daß es noch dazu die tolle Margit sein könnte, die den scheuen, verschlossenen, wortkargen Einsiedler, der am liebsten stumm über dem Schachbrett brütete — nein, das ging über ihren Verstand! Das konnten sie nimmer begreifen. Und wenn man bei ihr sich nur wenigstens ausgekannt hätte, was Ernst und was Laune war! Aber wer konnte denn wissen, ob sie sich nicht, wenn man sie heute dem vergötterten Ideale verlobte, morgen schon wieder anders besann?

Es kümmerte sie sehr, was daraus werden sollte. Sie schwankten ratlos und wagten keinen Entschluß. Margit war wirklich ein Rätsel. Aber war denn diese scheue, zaghafte, schmachtende Jungfrau, die ängstlich an den Blicken des Geliebten hing, um demütig jedem Winke zu gehorchen — war denn das überhaupt noch ihre Margit? Sie wollten ihren Augen nicht trauen: so durchaus ausgewechselt und verwandelt war sie, blieb sie. Er konnte es noch immer nicht begreifen, das „Wunder", wie er es nannte, mit dankbarer Rührung, weil diese neue Margit viel schöner und viel lieber war, und doch auch wieder ein bischen ärgerlich über den Fremden, der solche Herrschaft über ihr Kind besaß, und mit väterlicher Eifersucht. Was war denn nur eigentlich an ihm? Was hatte er denn gar so besonderes? Was wirkte denn diesen geheimen, unergründlichen Zauber? Gewiß eine prächtige, vortreffliche und bedeutende Natur — er hatte ihn in den zwei Jahren, die sie nun verheiratet waren, nur immer lieber gewonnen. Aber man mußte doch eigentlich ein Mann sein, um ihn recht zu würdigen und zu schätzen. Er hatte so gar nichts für die Frauen. Ein Mensch, der sozusagen nur mit dem Gehirne lebte und dessen einzige Leidenschaft das Schach war. Rätsel, Rätsel! Das wäre einmal ein Fall für unsere neumodischen Psychologen, diese famosen Hellseher und Nußknacker der Liebe! Das sollte ihm einmal einer erklären! Aber freilich, die Weisheit der superklugen Herren ging über den Unterleib ja niemals hinaus! Er war sehr schlecht auf sie zu sprechen. Sie verderben einem nur noch den letzten Trost, pflegte er zu sagen: den Glauben an die Frau.

Rätsel, Rätsel! Und wie würde es erst jetzt wieder werden? Die langen sechs Monate, bis der Kranke wiederkehrte! Wie sollte sie es ertragen? Und wenn — und wenn er nicht wiederkehrte? Ah, die blöden, albernen Einbildungen, mit denen er sich mutwillig ängstigte und quälte! Eugen war jung . . . . und bei sorgsamer Kunst, unter der weichen Sonne des Südens, ihren Liebkosungen entrückt . . . . . Aber warum verfolgte ihn dann dieser häßliche Wahn so unnachgiebig und wollte allen Vorsätzen nicht weichen? Er konnte, wie er sich auch mit gefälligen Gründen und wohlfeilen Hoffnungen gerne beschwichtigt hätte, eine schaurige Ahnung nimmermehr verwinden. Er dachte an ihr reines,

fleckenloses Glück und erschrack vor dem Neide des Schicksals. Er war jetzt vor der Oper. Unter der Laterne sah er nach der Uhr. Zwanzig Minuten nach Mitternacht. Er zögerte und überlegte eine Weile, dann wandte er sich rechts, in die Kärntnerstraße, nach dem Café Scheidl.

II.

„Na, da ist ja die Menagerie glücklich wieder komplet!" Und der Doktor, fröhlich grüßend und winkend, schmunzelte vor Behagen, die heitere Bande beisammen zu finden. Nun war endlich alles aus der Sommerfrische zurück; nun konnte man wenigstens wieder seine Abende gemütlich verplaudern, bei Witz und Klatsch und allerhand Uebermut die Sorgen des Tages vergessend; und in dem freudigen Vorgefühle des Winters, das lieblich um die Sinne des Großstädters gaukelt, wenn das bunte Laub fällt, lösten sich seine bösen Gedanken.

Sie waren alle wieder da. Er musterte einen nach dem andern. Da war Huber, sage: Hübär, wie er seinen Namen ausgesprochen haben wollte, den Ton auf der zweiten Silbe; er hatte ihn draußen schon wettern und toben gehört, mit den schwäbischen Kernflüchen seines breiten, dröhnenden Basses; ein dicker, urfideler, alter Elsässer, der für Frankreich optiert hatte, aber es in Paris nicht aushalten konnte, weil ihm das Bier, das wichtigste Lebensmittel für ihn, zu teuer und zu schlecht war; nun lebte er hier von Lektionen und Correspondenzen, mühsam und kümmerlich genug, stets über alles empört und in großer Wut, ein gefürchteter Tyrann aller Kellner und Wirte, aber dabei, wie böse sich seine winzigen listigen Aeuglein auch verstellen mochten, im Grunde immer seelenvergnügt.

Da war Baron Doppler, der „schöne Arthur", wie er hinter den Coulissen hieß, mit den üppigen schwarzen Locken, der trotzigen Hakennase und den starken heftigen Zügen, deren Härte und Schärfe nur durch ihre rastlose Beweglichkeit gemildert wurde, der unermüdliche Fabulist der bedenklichsten Abenteuer, die ihm stets „gestern passiert waren."

Da war auch Seeliger wieder, immer nach der letzten englischen Mode gekleidet und immer dem letzten internationalen Sporte ergeben; alles verhöhnend, was den andern gefiel und nur wenn etwas von allen verdammt wurde, mit Ehrgefühl und Bewunderung begeistert; unglücklich, wenn ihn keiner hänselte und aufzog, aber strahlend vor Wonne und Stolz, so oft es ihm gelang, die allgemeine Entrüstung zu erregen. Da war der gravitätische Hempel, der „Freund Richard Wagners", der von dieser Freundschaft jetzt schon an die dreißig Jahre lebte und über die Zumutung empört gewesen wäre, auch noch etwas Anderes zu sein; immer sehr würdig, von oben herab verdrießlich, langsam vor sich hin schnaufend.

Sogar Jakob Christian Meyer war heute da, der fette Devotionalienhändler aus Mariahilf, mit dem fahlen, bartlosen, alten Komiker-Gesicht und der schleimigen, heimlichen, zischelnden Stimme, der höchstens alle 14 Tage einmal bescheiden an den Tisch geschlichen kam, einige saftige Anekdoten des Baron zu vernehmen und selber, in seinem langsamen, singenden, bußfertigen Vorbeter-Ton noch saftigere zu berichten, indem er ganz leise und wehmütig

dazu lächelte und seine frommen Augen schamhaft zusammenkniff; der Baron, der immer solche Entdeckungen machte, hatte ihn in einer wilden Nacht entdeckt und den „Heiligen vom Tökes", wie er ihn taufte, in seine besondere Protektion genommen. Und auch der unermüdliche Chor der lauschenden Figuranten fehlte nicht, die nur zuhören durften, um an passender Stelle zu lachen oder sich zu entrüsten, wie man es gerade brauchte, und die weggeworfenen Knochen des Gespräches abzunagen — die dekorativen Elemente des Cafés, wie der Baron sagte.

Es waren alle wieder da.

Sie stritten über Ibsen, dessen „Gespenster" das Volkstheater eben ankündigte. Huber gestikulierte heftig, krebsrot vor Wut, und war schon ganz heiser; er vertilgte zornig einen Schoppen um den andern und schrie wie ein Besessener gegen diese „Verpreußung des Verstandes", denn das war doch für jeden nicht völlig rettungslosen Kindskopf sonnenklar, daß dieser ganze Ibsen auch wieder nichts als so eine Bismarckische Erfindung. Seeliger hätte ihn gern durch eine ausführliche Darstellung belehrt; aber er kam nicht über den ersten Satz hinaus, den er nun schon das zehnte Mal wiederholte, durch das Kriegsgeschrei des empfindlichen Patrioten immer gleich wieder unterbrochen. Der dicke Hempel schüttelte den Kopf und schnaufte. Der Devotionalienhändler hatte seine weichen schwammigen Hände über dem Bauch gefaltet und betrachtete aufmerksam die beiden Daumen, die er mit Sorgfalt einen um den andern drehte; manchmal zwinkerte er nach dem Baron. Der schöne Arthur räusperte sich ein paarmal, wie um seine Stimme zu prüfen, ob sie es wagen dürfte, mit Huber anzubinden; er lauerte, bis sie den Atem verlieren würde, um das Gespräch in ein anderes Geleise zu werfen. Nach einiger Zeit hatten sie auch das Glück, daß Huber seinen Hustenkrampf bekam und nicht mehr weiter konnte; er strampelte nur noch wild mit den Fäusten und beutelte verzweifelt den Kopf. Jetzt holte Seeliger triumphierend zu seiner großen Rede aus. Aber der Doktor kam ihm zuvor:

„Das Eine sieht man wenigstens gleich: ihr seid ebenso verrückt vom Lande zurückgekommen, wie ihr hin seid. Darüber kann ich Euch als Arzt beruhigen."

Und der Baron, den günstigen Moment rasch benutzend: „Warum wird denn überhaupt nicht lieber von Weibern geredet?" Ein dankbarer Blick aus den sanften wasserblauen Augen des Devotionalienhändlers belohnte ihn.

Da grunzte Hempel, dem es seit dem Tode Richard Wagners niemand mehr recht machen konnte: „Natürlich! Der schöne Arthur will zahlen: es ist schon fünf Minuten nicht von Weibern geredet worden!" Die Figuranten lachten pflichtgetreu, wie sie ja auch im vergangenen Winter bei diesem Witze jedesmal pünktlich gelacht hatten.

Seeliger, gekränkt, daß man ihm seine Ibsen-Rede abtreiben wollte, mit einer verächtlichen Geberde: „Der Gesellschaft fehlen wirklich alle edleren Instinkte. Wie nicht fortwährend vom —"

Aber jetzt erblickte Hempel eine neue Gelegenheit, die Figuranten mit Gelächter zu beschäftigen. Er war dem Seeliger auffässig, weil er ihm seine unstete, veränderliche und treulose Gesinnung nicht verzeihen konnte, die alle Wochen ihre Ideale wechselte. „Oho! Das ist der Magier! Ist es wahr, daß alle Magier keusch sein müssen?"

„Da werden sie aber in Wien mit dem Buddhismus keine Geschäfte machen! Ich glaube nicht!" Der Devotionalienhändler erlaubte sich das ganz leise und bescheiden zu bemerken; dann drehte er wieder die Daumen. Hempel

ermunterte die Figuranten, indem er selbst in ein unmäßiges gröhlendes Gelächter ausbrach; sogar Huber besänftigte seinen Grimm etwas und lachte mit.

Aber Seeliger ließ sich nicht irre machen. Wenn sie nicht über Ibsen streiten wollten, so sollten sie über den Buddhismus streiten. Er würde sie schon zu reizen wissen.

„Wien ist uns überhaupt ganz Wurst. Auf Wien verzichten wir von vorne herein. Der Buddhismus hat England; und das genügt: denn der gebildete Mensch lebt in England."

Er bedachte nicht, daß Huber sich schon wieder etwas erholt hatte — und England war eines seiner roten Tücher: nach dem „diebischen Preußen" und neben dem „undankbaren Italien", dem „feigen Dänemark" und dem „bestochenen Belgien" haßte er das „meineidige England" am meisten. „Pfui Teufel! Pfui Teufel! Hau'n müßte man Dich eigentlich — wenn Du nicht gar so ein Kindskopf wärst!" Kindskopf war sein Lieblingswort und konnte alles mögliche bedeuten.

Der Doktor sah Doppler fragend an; er kannte die neueste Phase Seeligers noch nicht. „Er ist im Sommer drei Wochen in England gewesen", flüsterte ihm der Baron zu. Und Hempel, sich schüttelnd vor Vergnügen, daß es so thörichte Menschen gab, die so tief unter ihm waren, ergänzte es noch, indem er sich zum Doktor hinüberbog, als ob eine Schildkröte über den Tisch kröche: „Er hat sich in London eine Grammatik gekauft und jetzt läßt er sich täglich das Wetter herüber telegraphieren — ob er den Regenschirm nehmen soll!" Er erstickte fast vor ächzender, schnaufender Heiterkeit; die Figuranten rasten.

Seeliger, unentwegt und nur desto lauter, um den tobenden Huber niederzuschreien: „alle Menschen werden mit der Zeit Engländer werden. Die anderen Nationen verschwinden sicherlich. Am Ende wird alles englisch sein."

„Chinesisch, sag lieber: chinesisch! Das will ich Dir eher glauben. Wenigstens, wenn sie Dir folgen, dann ganz gewiß — chinesisch!"

Der arme Huber platzte beinahe.

Aber Seeliger, ohne sich stören zu lassen, auf jeden Einwand gefaßt, immer mit dem gleichen zuversichtlichen Pathos, das er kaum ab und zu ein ganz klein wenig ironisch färbte, während seine eiligen, spitzbübischen braunen Augen hinter den hellen goldgefaßten Gläsern funkelten vor Uebermut und Siegeslust: „Gewiß, später dann chinesisch! Das ist dann die nächste Phase. Ich lerne auch jetzt sehr fleißig chinesisch."

„Erst! Das haben Sie doch gar nicht mehr nötig — sollte man denken!" Und ganz aufgebläht von Stolz und Freude, wie fein er den Jungen wieder einmal abgeführt hatte, stöhnte und ächzte Hempel vor Lachen, unter dem Beistande der Figuranten.

Jedoch unerschütterlich in seiner Würde und mit wichtigen Geberden, wie ein Prophet, der schwere Geheimnisse verrät: „Das Chinesische ist jetzt unerläßlich. Es wird die nächste Mode von Boston sein. Ja — paßt nur auf! Man kann das nicht beweisen — man muß es fühlen, fühlen!" Und er machte ein ganz seliges Gesicht.

„Jetzt könnten wir wirklich wieder einmal von Weibern reden!" Es war etwas Bittendes, behutsam Zuredendes in der sanften Stimme des Baron, wie man zu einem Kranken spricht, dem mit Gründen nicht beizukommen ist.

Aber schon schwang Seeliger wieder das Wort. Nun war es ihm endlich gelungen, das Steuer der Rede an sich zu reißen. Nun sollte es ihm nicht so bald wieder einer entringen. Er sprach von England, er sprach von den Chinesen,

er sprach von allen Fragen der Menschheit, er entwickelte die Zukunft der fremdesten Völker bis in die fernsten Jahrtausende; er citierte in allen Sprachen, Dichter, Naturforscher, Philosophen, hunderterlei durcheinander, daß alle Ohren schwindelten, einen wüsten Hexen-Sabbath von unbekannten Namen. Huber konnte nicht mehr: abgewendet, um über die Lehne des Sessels hinweg sich auszuhusten, beutelte er nur noch verzweifelt den Kopf, winkte heftig mit seinem großen, blauen Taschentuche und murmelte hoffnungslos: „Kindskopf — Kindskopf — so ein, aber so ein Kindskopf!“ Der Doktor betrachtete aufmerksam das verklärte Antlitz Seeligers und überlegte nachdenklich, wie es denn möglich wäre, daß ein so grundgescheiter Bursche so verrückt sein könnte; denn er schätzte Seeliger, der nicht blos nach dem Urteile der Kollegen ein ganz ausgezeichneter Chemiker, sondern auch außer seinem Fache an Geist und Bildung dem üblichen Maße weit überlegen war, er bewunderte seinen rastlosen Fleiß, sein unglaubliches Gedächtnis, die Fülle seiner Kenntnisse in allen Fragen, und er ärgerte sich, ihn immer als den Hanswurst der Gesellschaft zu sehen, an dem jeder Bummler seinen Witz und seinen Uebermut versuchte — aber er wollte es ja nicht anders, er forderte ja die Sticheleien selber heraus, es war ihm ja sonst nicht gut! Und was hatte er nicht auch für fürchterliche Manieren! Da war schon gleich seine Manie der unglaublichsten Kostüme — man konnte ja mit ihm nicht mehr über die Straße, alle Schusterbuben liefen ihm nach. Dann seine agitatorische Manie, die überall Proselyten suchte: er konnte keinen Gedanken für sich behalten; was er neues las, mußte sofort überall öffentlich ausgetrommelt werden; die ganze Welt behelligte er, heute mit Buddhismus, morgen mit Nietzsche; neulich hatte er sogar mit der Polizei Konflikt, weil er vor versammelten Fiakern Schopenhauers wilde Kapuzinade gegen „das wahrhaft infernale Peitschenklatschen“ deklamierte, daß zuletzt der ganze Mehlmarkt in Aufruhr geriet. Und nun endlich gar seine Manie der berühmten Freundschaften: wie einer irgendwie einen Namen hatte, so daß man im Salon oder gar in den Zeitungen von ihm sprach, gleich beeilte er sich, unverzüglich Bruderschaft mit ihm zu trinken; es sollte für ihn in der ganzen Stadt keine unverdutzte Berühmtheit geben; das war sein höchster Ehrgeiz. Nein man konnte ihm nicht helfen. Und an allem war blos seine verdammte Eitelkeit schuld — nur um jeden Preis aufzufallen, von sich reden zu machen, Neugierde und Aufsehen zu erregen, wäre es auch blos als Clown und Hofnarr!

„Warum denn so traurig, Doktorchen! Und nicht einmal die Hand geben Sie einem!“

Der Doktor drehte sich nach der schnarrenden Stimme um, ging an den Tisch hinter der Säule, entschuldigte sich bei dem langen, strohblonden Spieler, daß er ihn gar nicht gesehen hätte, tauschte ein paar Redensarten und kam gleich wieder. Er mochte diesen Herrn von der Straß nicht recht. Er wußte selber eigentlich nicht warum. Aber er mochte seine ganze aufdringliche, borstige, norddeutsche Art nicht.

Da fuhr der Baron, der sich nachlässig im Sessel schaukelte und den Kopf in die zarte, geschmeidige Seide seiner üppigen Locken lehnte, plötzlich ungestüm auf nach der Thür hin, und jauchzte: „Der Rudi! — Gott sei Dank, der Rudi!“

Rudi Lederer nickte und winkte ihnen schon. Aber er kam nicht so leicht vorwärts. Er hatte an jedem Tische Freunde und Bekannte. Und so sahen sie ihn erst von einer Gruppe zur andern langsam sich nähern, überall Grüße und Händedrücke tauschend, überall scherzend und lachend, nach allen Seiten hin

rufend und seinen Seidenhut schwenkend. „Er wird wieder empfangen wie ein Tenor," sagte der Baron.

„Er ist aber auch ein lieber Kerl", erwiderte der Doktor. „Wenn er sich nur diesen abscheulichen Gang abgewöhnen möchte! Da, schauen sie, was er wieder für einen Katzenbuckel macht! Er geht, als ob er einen Schubkarren fahren würde! Können Sie sich denn das wirklich nicht abgewöhnen?" Aber Rudi, der inzwischen endlich herangekommen war, lachte nur lustig und achtlos.

Seeliger hatte gleich wieder ein Citat. „Ja ja! Wollust krümmt die Rücken, sagt Aristophanes."

„Na, wenn sie mir sonst nichts thut —!" und Lederer bestellte eine grüne Chartreuse, indem er dem Kellner eindringlich einschärfte, aus welcher Flasche er sie wollte. „Sagen sie dem Fräulein nur: es ist für mich".

„Nun wird wenigstens wieder von Weibern geredet." Der Heilige vom Tökes atmete erleichtert auf. Aber Rudi strafte den Baron mit einem vorwurfsvollen und gekränkten Blick, den eine pathetisch abwehrende Geste des Abscheus begleitete; dann, während seine klugen, geschäftigen, braunen Augen, die niemals recht ausgeschlafen schienen, munter von einem zum andern bummelten, erklärte er feierlich: „Kinder, ich sage euch: was ich froh bin, daß ich wieder da bin — ah, das läßt sich ja gar nicht beschreiben! Die ländliche Liebe habe ich gründlich satt! Oh — die ländliche Liebe — Jesus, Maria und Josef!"

„Also erzählen, erzählen!" Und alle rückten neugierig zusammen. Der Devotionalienhändler spitzte das blasse, schmale Mündchen, wie ein naschhaftes Kind vor einer leckeren Frucht. Sogar Hempel schmunzelte ermunternd. Nur der Baron war ein bischen verstimmt, daß jetzt wieder ein anderer erzählen sollte.

Huber warnte streng: „Aber nicht lügen, bitte ich mir aus!" Er nahm es mit der Wahrheit der anderen immer sehr genau.

Das fand der Baron unbillig. „Das ist ungerecht! Ultra posse nemo tenetur. Und da hört sich das Erzählen überhaupt auf! Wenn nicht gelogen wird, das ist dann ein Bericht; aber wenn man eine Erzählung will, da muß eben gelogen werden. Sonst würde ja die Sprache keinen Unterschied machen."

Lederer hatte einstweilen schon begonnen. Aber er war kaum über die erste Einleitung hinaus, da schrie der Baron wütend: „Was? Wie war das? Ich bitte ergebenst, noch einmal — ah, ah, ah!"

Rudi sah verwundert auf und wiederholte kurz: „Vor drei Wochen, wie ich von Ischl nach Aussee fuhr — ich steige also ein und finde mich allein mit einer Dame, sehr chic, mudelsauber —"

Jetzt unterbrach ihn der Baron mit einer mächtigen, gebieterischen Geberde. Er war aufgesprungen, neigte sich über den Tisch, daß seine schwarzen Locken um die harten Wangen flogen, und rechnete an den Fingern der feierlich erhobenen Hand seine Beschwerden vor: „Ich bitte — ich bitte — ich bitte, meine Herrschaften. Auf der Eisenbahn — eine Dame allein — und auch noch hübsch — ich bitte zu bemerken, daß das nur noch in ganz alten Romanen und bei Rudi Lederer vorkommen kann! Ich sollte mir so etwas einmal erlauben — das Spektakel möchte ich sehen! Ich weiß schon auch, was erzählen heißt — na ja! — Aber was zu viel ist, ist zu viel und das ist einfach eine Unverschämtheit! Du bringst ja das ganze Metier in Verruf!" Und mit einer grandiosen Geste gerechter Entrüstung setzte er sich wieder.

Aber Lederer, ohne sich weiter um seine Empörung zu kümmern, war

längst schon am Ende seiner Geschichte, die unter großer Heiterkeit schloß. Er wußte dafür auch gleich noch ein anderes Beispiel, das ihm kurz nachher auf derselben Strecke, bei der Rückfahrt von Aussee nach Ischl passiert war und nicht weniger Beifall erregte. Sogar der Baron konnte diesmal nicht umhin, wohlwollend zu gestehen: „Die Geschichte ist wirklich nicht übel. Nur glaube ich, mit der anderen Pointe, wie ich sie gewöhnlich erzähle, wirkt sie noch besser. Du erinnerst Dich doch?"

„Ah, Du bist eben ein boshafter Neidhammel — weiter gar nichts!"

Jetzt überbot ein Abenteuer das andere. Jeder wußte, im schönen Wetteifer, immer tollere Geschichten. Besonders der Baron war unerschöpflich: er hatte in Parschall am Attersee, wo er den Sommer verbrachte, einen ganzen bäuerlichen Decamerone gesammelt: „In der ganzen Gegend muß es ja auf Jahrzehnte hinaus keine Unschuld mehr geben — wenn nur die Hälfte davon wahr ist," meinte der Doktor skeptisch.

Der Baron entwickelte sein Lieblingsthema, die Moral der Bauern: wie ihre sittlichen Begriffe von den unseren so durchaus verschieden sind, daß wir sie und sie uns nimmermehr verstehen. Zum Beispiel: es will einer eine heiraten, nimmt es mit der Treue fürchterlich genau und wacht eifersüchtig darüber, daß keiner ohne seine Einwilligung mit dem Mädel was anfängt; wenn ihn aber ein guter Freund darum ersucht, so hat er garnichts dagegen und erlaubt es ohne weiteres; nur Ordnung muß sein. Dazu erzählte Lederer von seinem Freunde Sepp, dem Führer von St. Wolfgang, der immer gern die schöne Resi in Schärfling geheiratet hätte, aber sie hatten halt leider alle zwei kein Geld; heuer auf einmal laden sie ihn zur Hochzeit ein. Ob sie denn eine Erbschaft gemacht hätten? Nein, aber die Alimente — sie hat jetzt schon das vierte Kind — „und das giebt aus, ein ganz ein hübsches Summerl für den Anfang!"

„Das ist ja ganz orientalisch, ganz wie die persischen Jungfrauen. Diese Resi muß eine verkappte Buddhistin sein. Das wäre eigentlich eine Partie für Seeliger!"

Aber Seeliger hörte nicht. Er erklärte am Tisch nebenan die „Gespenster", die nur von dem gedankenlosen Pöbel wörtlich genommen würden, aber in Wahrheit eine Parabel seien, eine große freimaurerische Allegorie.

„Kurz und gut", sagte der Baron, „wenn man einige Zeit auf dem Lande lebt, dann sieht man erst, wie verflucht tugendhaft wir in der Stadt eigentlich sind."

Rudi stimmte ihm zu. Und er erklärte verächtlich: „Ich glaube, das ganze Land ist überhaupt nur eine Erfindung der Weiber, zur Erleichterung des Ehebruches —"

„Und aus Furcht vor dem Café Scheidl —", ergänzte der Baron.

„Ja, davor haben sie alle einen heiligen Respekt! Das ist sozusagen das öffentliche Gewissen der Wienerinnen."

Der Baron lachte. „Aber was ist denn eigentlich aus Seeliger geworden? Er ist doch nicht am Ende schon fort?"

Hempel beruhigte ihn: „Er kommt schon wieder. Er wird bloß rasch einen Standpunkt überwinden. Wenn er die Weltanschauung gewechselt hat, kommt er schon wieder!

Der Baron unterrichtete Rudi von den neuesten Wandlungen des närrischen

Freundes. Rudi schüttelte den Kopf: „Man kann wirklich garnicht mehr mit — es ist eine wahre Steeplechase durch alle geistigen Moden.“ Und sie rechneten die Phasen zusammen, in welchen sie Seeliger schon gekannt: er war nach einander Vegetarianer, Wagnerianer, Jägerianer, Ibsenianer, Nietzscheaner gewesen —

„Es giebt überhaupt auf der Welt kein ia, an dem er sich nicht beteiligt hätte“, sagte Hempel. — und Huber knurrte dazwischen: „Ein Kindskopf .... ein Wurstl .... Hansdampf.“ Er hatte sich hinter eine französische Zeitung verkrochen und man hörte ihn nur noch ab und zu, wenn er eine andere politische Meinung fand, ärgerlich grunzen: „saland ..... gredin ..... canaille ....!“

Sie sprachen dann Theater, die neueste Skandalchronik, allerhand Points durcheinander. Dann erkundigte sich Lederer nach allen Bekannten. „Deine Frau auch schon zurück?“ fragte er den Baron.

„Länger wie ich. Gleich direkt von Bayreuth weg. — Aber wir haben Dich eigentlich noch garnicht erwartet. Fängt denn der Reichsrat schon wieder —“

„Nein, aber ich soll doch — es ist zwar ein Unsinn: denn wenn das so fortgeht, dann brauchen sie bald keine Bibliothek und keinen Bibliothekar mehr, weil es keine Abgeordneten mehr geben wird, die lesen können! — Was ist denn aber mit Rhon? Sind die noch auf dem Lande?“

„Rhon ist heute nach St. Remo“, sagte der Doktor.

„Was Teufel! Es geht ihm wieder schlecht?“

„Nicht gerade schlecht — aber immerhin — über den Winter —“

„Mit der Frau?“

Der Doktor schüttelte den Kopf: „Die Frau bleibt hier.“

„Schau schau! Die kleine Frau wird also den ganzen Winter allein sein ....!“ Lederer zog und dehnte die Worte, rieb sich die Nase und machte ein zugleich bedenkliches, neugieriges und sehr zufriedenes Gesicht. Der Baron schmunzelte schlau: „Das wär' so wiederum ein Auftrag für den Bruder Bonafides!“ Man sah, daß Rudi nicht recht wußte, ob er ärgerlich oder geschmeichelt thun sollte. Sie blinzelten sich eine Weile pfiffig an, wie um hinter ihren Mienen zu lesen; der Baron drohte ihm mit dem Finger; dann mußten sie beide lachen. Der Doktor bemühte sich, an ihnen vorbei zu schauen. Endlich, weil niemand reden wollte, sagte er, ein klein wenig unmutig und verlegen: „Ja richtig! Sie sind ja wohl auch einer von den neuen Psychologen.“

Der Baron erschrak: „Um Gotteswillen, nur das nicht wieder! Wenn ihr erst auf Bourget kommt, dann streiten wir morgen in der Früh auch noch!“

Aber der Doktor war einmal ärgerlich: „Weil mich die Kerle in Wut bringen können! Da wird aller Unrat und Schmutz der Seele geflissentlich zusammengehäuft und was man am besten gar nicht wüßte, wird mit Behagen ausgebreitet und im Triumph herumgezeigt. — Als ob es not wäre, den Menschen erst noch zu sagen, daß in jedem eine Bestie ist!“

Nun hatte Seeliger, der an den Tisch zurückgekehrt war, eine willkommene Gelegenheit, die Geschichte der Psychologie von den Indern bis auf Loris und Maurice Barrés zu entwickeln. Lederer hörte gar nicht hin; er hatte schon auf die Worte des Doktors nicht mehr geachtet. Er lehnte sich in den Sessel zurück und lauschte aufmerksam nach dem Tische der Spieler hinüber.

Die Spieler nebenan, hinter der Säule, sprachen nicht viel. Kaum daß sie ab und zu einmal ein eiliges Wort in das laute Gespräch herüber warfen

oder es auch untereinander mit ein paar kurzen, raschen Sätzen glossierten. Der eine fragte: „Was ist das eigentlich für ein Rhon?“ Straß antwortete ihm, in knappen, nachlässigen, durch das Spiel immer wieder unterbrochenen Bemerkungen, so viel er gerade selber wußte. Dann meinte er: „Na, aber die Frau kennen Sie doch sicherlich, die schöne Margit? Aber natürlich — sogar im „Salonblatt“ gewesen! Ein famoser Käfer, den Teufel im Leibe, Rasse . . . . . Und ich sage Ihnen: wenn die erst einmal Blut geleckt hat — na, und jetzt ist die Bahn ja frei!“

Da schrie Lederer, mitten in den Vortrag Seeligers hinein, zu Arthur hinüber: „Weißt Du, alles wär recht in dem Salzkammergut: die Gegend wunderschön und prächtige Leute, wenn nur diese verfluchten Norddeutschen nicht wären. Aber wo man hinspuckt, nichts als Berliner. Das hält ja ein anständiger Mensch nicht aus.

Huber erklärte, Rudi sei von der ganzen Gesellschaft „noch relativ der Vernünftigste“, und versank dann gleich wieder in die „Debats“. Der Doktor betrachtete Lederer nachdenklich. Der Baron setzte die Physiologie der Berlinerin auseinander, was den Heiligen vom Tökes sichtlich in seinem Patriotismus bestärkte. Hempel schielte erwartungsvoll nach Straß hinüber, der ruhig weiter spielte; das verdroß ihn: er hatte von Zeit zu Zeit einen kleinen Skandal recht gern, als unbeteiligter Zuschauer nämlich. Seeliger ließ sich nicht beirren; aber es hörte ihm niemand mehr zu.

Endlich rief der Doktor nach dem Kellner und zahlte. Auch Lederer erhob sich: „Wir haben den gleichen Weg“. Der Baron sah erstaunt und mißbilligend nach der Uhr: „Du wirst doch nicht schon gehen? Es ist noch nicht einmal zwei! Und Sie müssen ja noch Seeliger über Ibsen hören, Doktor!“ „Morgen ist auch wieder eine Nacht.“

„Aber morgen ist Seeliger nicht mehr für Ibsen — Da kennen Sie ihn schlecht! Es ist wirklich nicht schön, uns mit dem Heiligen allein zu lassen. Da werden wir noch ganz verdorben.“

Lederer und der Doktor wanderten langsam über den Mehlmarkt, die Plankengasse entlang, nach der Herrenstraße. Rudi deklamierte wütend gegen die Norddeutschen: „Ich kann einmal ihre ganze Manier nicht leiden. Wie einer nur das Maul aufthut, da wird mir schon ganz anders. Und haben Sie gesehen, wie feige der Kerl ist? Nicht gemuckt hat er — aber herumschreien und großthun, ja! Das können sie!“ Der Doktor hörte ihm gelassen zu; dann meinte er ruhig: „Ich weiß nicht, aber mir sind die Norddeutschen eigentlich ganz sympathisch. Wir könnten manches von ihnen lernen — gerade was uns fehlt und weshalb bei uns nichts recht vorwärts will: den nüchternen, strengen praktischen Sinn, den geduldigen Fleiß, der sich nicht abschrecken läßt; die Ausdauer in der einmal erkannten Pflicht. Ich kann mich auch über ihre Art nicht beklagen; es giebt ganz höfliche und wohlerzogene. Aber diesen Straß mag ich freilich auch nicht. Ich habe keinen rechten Grund dafür; aber alles an dem Burschen ist mir zuwider.“

Sie sprachen lange von Straß. Man wußte nicht viel über ihn und was man wußte war nicht das Beste. Es hieß, er sei preußischer Offizier gewesen, aber wegen Soldatenmißhandlung kassiert. Vor drei Jahren etwa war er in Wien aufgetaucht, zuerst als Vertreter eines Altenburger Sekthauses; diesen „Deutschen Kaiser Sekt“, zu dem er sich einmal hatte verleiten lassen, nahm ihm Rudi besonders übel! Dann sah man ihn einige Zeit als Inseratenagenten

eines großen amerikanischen Blattes. Jetzt war er Reitlehrer im „Rossauer Tattersale.“ Dabei gab es immerfort allerhand häßliche Gerüchte: Die einen ließen sich den absurden Verdacht nicht ausreden, er sei russischer Spion; die anderen sagten ihm ein ehrloses Verhältnis mit einer gefeierten Sängerin nach, die ebenso durch ihre Schönheit wie durch ihre ausschweifenden Launen bekannt war. Jeder hatte das Gefühl, daß irgend etwas nicht ganz in der Ordnung; jeder hatte seine besonderen Vermutungen; jeder hatte den Wunsch, ihn sich vom Halse zu halten. Aber keiner hatte einen stichhaltigen Grund, um ihm das geradezu herauszusagen, und er schien es nicht zu bemerken. Er war überall: in allen Premieren, auf allen Bällen, bei allen Rennen. Er besaß das Talent, alle Leute zu kennen und in allen Gesellschaften zu verkehren; man konnte ihm nicht entgehen. Man wurde ihn nicht los. Man mußte ihn geduldig ertragen: denn er war immer durchaus korrekt. Es gab kein anständigeres Mittel, sich seiner zu entledigen: „Sehen Sie“, sagte Lederer erbittert, „wenn das ein Wiener wäre — ich meine: der nämliche Typus bei uns — der hätte schon zehnmal Wechsel gefälscht oder defraudiert oder — was weiß ich! Aber diese Kerle haben es faustdick hinter den Ohren!“ Der Doktor mußte lachen: „Er wäre Ihnen also sympathischer, wenn er Wechsel gefälscht hätte?“

„Offen gestanden: ja! Dann kennt man sich wenigstens aus. Wenn einer schon einmal ein Hochstapler ist, dann soll er's gleich ordentlich sein —“

„— nach den geheiligten Usancen dieser ehrenwerten Gilde —“

„Ja! Das merkt jeder bald und dann wird er eingesperrt und die Sache ist erledigt. Aber so einer — wenn ich das Gefühl habe, holla, da ist's nicht ganz geheuer, aber ich kann nichts beweisen und muß ihm noch die Hand geben — so was bringt mich zur Verzweiflung. Ich will reinliche Verhältnisse. Ich will wissen, woran ich bin, wenn ich mit einem verkehren soll — und er muß mir gefallen, er muß mir passen. Sonst kann ich mit ihm nicht höflich sein.“

„Sie waren auch heute schon mehr als unhöflich. Diese Bemerkung gegen die Norddeutschen —“

„Ach was! Er hat auch eine Bemerkung gemacht — das heißt —“

Lederer wurde etwas verlegen und verwirrte sich; aber er faßte sich gleich wieder und wurde nur desto heftiger. „Ich weiß selbst nicht mehr was — ich erinnere mich nicht mehr, aber irgend etwas Unöthiges und Ueberflüssiges, es hat mich halt gegiftet! Die Kerle sollen endlich einmal lernen, sich als Gäste zu benehmen. Sehen Sie sich doch die Franzosen an, die wir hier haben! Von denen hört man nichts als Bewunderung und Lob und alles ist bei uns noch viel tausendmal schöner als in Paris und — den Rest behalten sie wohlweislich bei sich, bis sie wieder daheim sind. Wenn ich wo eingeladen bin, schimpfe ich erst, wenn ich wieder draußen bin!“

„Da müßten Sie aber doch einmal die guten Wiener in Berlin hören! Gerade was das Essen anbelangt —“

„Na ja! Da wird einem eben auch ein bischen gar zu viel zugemutet — und bei so einer norddeutschen Hungerkur hört der Mensch überhaupt auf, zurechnungsfähig zu sein. Uebrigens, kurz und gut, ich mag die Bande einmal nicht. Und den Straß leihe ich mir bei der ersten Gelegenheit nächstens aus — darauf warte ich schon lange!“

„Ich hätte garnicht gedacht, daß Sie so rabiat sein können. —“

„Weil es wahr ist! Ich bin gewiß ein guter Bursch', aber diese ganze neue Tonart unter den jungen Leuten und in den Zeitungen und neuestens immer mehr sogar schon in der Gesellschaft — das wird mir jetzt schon zu

dumm! Immer nur die Preußen und „ja Berlin!“, als ob das weiß Gott was wäre! Und alles soll Berlinisch werden! Unsere ganze Natur sollen wir verleugnen und allen Trieben, Wünschen und Gewohnheiten entsagen, um nur ja recht steif und gravitätisch die Vollblut-Germanen zu posieren, zu denen wir doch einmal absolut kein Talent haben! Wir sind nun einmal nicht nach der preußischen Schablone — nutzt alles nichts! Wir machen uns bloß lächerlich, wenn wir's versuchen! Aber nein — auf einmal sind alle französischen Romane schlecht und die Bühne muß von den Franzosen gereinigt werden und der Geschmack an der Pariser Mode ist vaterlandsloser Verrat und wir dürfen uns nur noch für die Hintertreppen-Litteratur der Herren Schulze und Lehmann begeistern und die Weiber laufen wie die Vogelscheuchen herum! Und alles bloß, weil vor zwanzig Jahren einmal die Franzosen ein paar alberne Generäle gehabt — aber was geht denn das uns an? Dabei geben wir das Beste auf, was wir besitzen, unsere liebe, treue, alte Wiener Art, tauschen eine unausstehliche und in ganz Europa verhaßte dafür ein und von unserer ganzen tausendjährigen Kultur giebt's, wenn das so weiter geht, in fünfzig Jahren keine Spur mehr!“

Sie traten aus der Schottengasse durch die grüßenden Fiaker vor dem Café auf den Ring hinaus. Da hielten sie unwillkürlich an und verstummten: in grünen Wellen schmiegte sich der Mond an die schlanke Pracht der blassen Kirche. Der Doktor faßte Rudi, deutete mit dem Stock auf die Kirche und dann weiter hinauf an der Universität vorbei nach dem Rathause, über dieses innige und feierliche Märchen; und dann sagte er: „Da schauen Sie! Ich weiß nicht, aber mir ist um uns nicht bange!“

Dann schüttelten sie sich die Hände und schieden.

III.

Den andern Morgen spazierte Rudi sehr vergnügt in seiner Wohnung. Behaglich im Schlafrock und Pantoffeln, die kleine englische Holzpfeife zwischen den Zähnen, wanderte er durch die engen, überfüllten Zimmer, achtsam bemüht, die neuen Schätze, die er auf der Reise gesammelt, sorgfältig auszupacken und jedem einen guten Platz zu suchen, wo er denn bald hier, bald dort etwas umzustellen, näher zu rücken oder zu entfernen und immer wieder was anderes zu richten fand, bis alles allmählich wieder in gefällige Ordnung käme. Das war aber bei seinen heiklen Wünschen eine gar schwierige Sache.

Er liebte es sehr, so geschäftig zu bummeln, in seinen Kostbarkeiten herumzukramen, dazwischen Gedanken kommen und gehen zu lassen, alten Erinnerungen zu horchen und neuen Einfällen nachzugeben. Das war ihm ein köstlicher Zeitvertreib. Mindestens einmal jeden Monat räumte er alles um und versuchte eine neue Idee. Darin war er unerschöpflich. Der Baron sagte immer, er hätte Tapezierer oder Regisseur werden müssen; nur seine verzwickten Schrullen müßte er sich erst abgewöhnen: denn wenn auch alle Freunde sein Geschick bewunderten, so behaupteten sie doch, leider hätte er gar keinen Geschmack.

Er bemühte sich, keinen Geschmack zu haben — was so gewöhnlich Geschmack heißt. Eingetrichterte Gesetze und gedankenlose Gewohnheiten beleidigte er mit Fleiß. Es freute ihn, wenn man seine Anordnungen „entsetzlich“ fand. Das war anfangs wohl nur so eine bizarre Neigung aus Uebermut gewesen. Der Widerspruch machte bald eine wahre Leidenschaft daraus.

Das Unregelmäßige, Gesetzwidrige, Disharmonische — wo die Leute schreien würden — das suchte er auf. Er haßte die „starren, unbeweglichen“ viereckigen Zimmer; da sollte jede Linie immer gleich wieder gebrochen und alles durch

Einbüge und Ausſprünge belebt ſein — Hempel nannte ſeinen Salon bloß die „ſpaniſche Wand“. Er haßte die „ſchläfrige Verträglichkeit“ verwandter, zuſammen geſtimmter Farben. Er haßte alles „Stilgerechte“. Nichts konnte ihm laut und bunt genug ſein.

Das alles flatterte ihm jetzt durch den Sinn, als er in der „Galerie der Liebe“, behutſam auf der ſchwanken Leiter balancierend, ſeine neuen Eroberungen befeſtigte. Die „Galerie der Liebe“ nannte er eine ſchmale, mit malvenem alten Plüſch, aus welchem oben ein zierlicher Faun guckte, faltig ausgeſchlagene Eckwand, die zwiſchen luſtigem japaniſchem Fächer- und Bänderwerk, in anmutigen Gruppen geſellt, die Bilder der lieben Freundinnen trug, die ihm ſtichhaltige Beweiſe einer näheren Zärtlichkeit gegeben; zu Füßen war eine breite, trauliche Chaiſelongue, mit zarten, weißen Fellen. Da nagelte er jetzt die Reſultate des Sommers an: eine lange, ſchwindſüchtige, ſchmachtende Blondine aus dem Chor der Gmundner Bühne und eine dralle, kugelrunde, pausbäckige Bauernmagd vom Grundlſee, die ſich in ihrem ſteifen Sonntagsſtaate mit ihrer ernſthaften, feierlichen und verſchreckten Miene unter dem bauſchigen Kopftuche neben der bleichen, ſubtilen und nervöſen Montmartroiſe, der er ſie zur Nachbarin gab, abſonderlich und drollig genug ausnahm. Er hatte daran ein unbändiges Vergnügen; zwei Welten, dachte er, die von einander nichts wiſſen — und im Grunde iſt's doch immer wieder daſſelbe! Und manches vergeſſene Abenteuer raſchelten ihm die freundlichen Bilder zu, während er ſinnend das Werk beſorgte.

Nun holte er aus dem Koffer die zwei Bauernkalender von 1848, die er in Goiſern dem alten Freunde des Conrad Deubler abgeſchwatzt, und that ſie zu ſeiner Sammlung, die aus dem Jahre der Revolution an Zeitungen, Flugſchriften, Karikaturen, Volksreden und Protokollen manches Merkwürdige enthielt. Dabei verweilte er lange unter den Büchern, blies und klopfte den Staub weg, blätterte ein wenig, liebkoſte die ſchweren, prächtigen Einbände und ſtreichelte ſie behutſam. Es war die Bibliothek eines ſorgloſen und zerſtreuten Liebhabers, der überall ein bischen gekoſtet und ſeine Neigungen oft gewechſelt hatte; nur von der neueren Litteratur der Franzoſen, ſeit den Anfängen der Romantik, fehlte kein irgendwie bedeutſames Werk.

Dann kehrte er aus der Bibliothek, welche über dem Schreibtiſch den greiſen Goethe des Schwertgeburth hatte, nach dem Salon zurück, um die Berchtesgadener Schnitzereien, allerhand fein und ſauber gebildetes Wild, in der „Glyptothek“ zu verſorgen. So hieß ihm eine niedrige, ſehr breite Konſole, die einen närriſchen Durcheinander von Skulpturen trug. Unter der edlen und ſtrengen Gruppe des Juan Bankiſta mit dem Erlöſer, aus farbigem Holz in natürlicher Größe von einem Schüler des gewaltigen Hermandez, die er einmal in Madrid auf dem Raſtro zufällig für ein Billiges erſtanden, in ſchwerem Rahmen, der aber überall mit heiteren Chenille-Aeffchen bunt garniert war, gab es da, vor dem ſanften, träumeriſchen Liller-Mädchen, zwiſchen zwei ſchlanken und graziöſen Tanagra-Figürchen, ein lächerliches und abſurdes Gedränge von plumpen, wirkſam und kräftig aber täppiſch und roh ausgeführten Iswoſtſchiks und Dworniks, die er aus Moskau für ein paar Kopeken mitgebracht, armſeliges Spielzeug, auf das der raffinierte Harlekin des Saint Marceaux daneben verwundert niederſah. Der ſollte nun auch Geſellſchaft kriegen, damit es ihm nicht gar zu einſam würde, und Rudi beſchloß, während er ihn mit dem ganzen Rudel von Rehen, Hirſchen, Gemſen und Steinböcken vorſichtig umſtellte, ihn fortan den heiligen Genovefus zu nennen: denn jedes Ding mußte

bei ihm immer irgend einen extraordinären Namen erhalten. Dann brachte er die grimmigen kleinen Möpse wieder in Ordnung, die ringsherum am Rande der Konsole das seltsame Museum fürchterlich bewachten.

Er schlenderte noch eine Weile, nachdenklich und doch gedankenlos, durch die Zimmer, dahin und dorthin, unter den Büchern und Bildern seine Lieblinge suchend, in Erinnerungen verweilend und immer noch mancherlei wieder verändernd. Er breitete seine Fächer aus, deren er allmählich eine stattliche Fülle von allen möglichen Völkern, aus allen möglichen Zeiten, in allen möglichen Stilen gesammelt, ganz billige und gemeine, wie die Cigarera sie trägt, mit blutigen Stierkämpfen darauf und tanzenden Gitanen, aber auch seltene Meisterstücke des Rokoko mit köstlichen Einlagen des Watteau und Fragonard. Er öffnete ein algierisches Kästchen aus altem Silber mit krausen arabischen Zeichen, in welchem er allerhand galante Geheimnisse verwahrte, Kopien jener pompejanischen Gemälde, Titel, Kupfer und Vignetten aus schlimmen Büchern des ancien regime, holländische Stiche, die „Sataniques" des Rops und die wunderliche Erbschaft eines schrullenhaften Onkels: eine muntere Quadrille von ganz allerliebsten, winzigen, wächsernen Figürchen, in den zartesten, keuschesten Farben, und mit feinen Stoffen nach der edlen Mode des Empire aufs Zierlichste bekleidet, aber freilich nicht allzu verschämt an Geberden und in unverhohlen zärtlichen Attituden. Er kramte in seinen Zeichnungen, ordnete die neuen Skizzen und leimte sie. So rumorte er unermüdlich, bis der Diener meldete, daß das Bad bereit.

Er plätscherte jetzt sehr vergnügt in den sanften Dunst der milden Cigarrette eingesponnen, der sich mit dem schwülen Atem der dampfenden Wanne vermengte, daß es rings um ihn wie ein feiner Schleier über die Welt war. Er sah den hurtigen Bläschen zu, wie sie gierig quirlten, in Perlen sich wirbelten und endlich in schmale weiße Fäden zerplatzten. Er lehnte sich tief zurück, daß vorwitzige Tropfen bis über die Lippen glitten, und horchte, wie es zu schwellen und zu brausen und zu rauschen schien. Eine Weile lag er ganz starr, wie ein traumloser Schläfer; dann wieder tändelte er lustig mit den Wellen, zog sie an sich, stieß sie zurück, liebkoste oder schlug sie. Und wie um den Leib, so wogte es in seiner Seele: bald klang ihm aus entschwundenen Gefühlen ein altes Lied, bald meldeten sich die Sorgen des Tages, dazwischen lachte er über die letzte Schnurre von gestern; Erinnerungen, Vorsätze und Wünsche verfolgten sich. Er liebte diese Stunde: da fühlte er sich nicht müßig und durfte sich doch von jedem Einfall, wohin es ihn gerade zog, verleiten lassen. Baden und Massieren, sagte er gerne, das sind die Fundamente jeder moralischen Kultur: Da scheidet der Mensch aus dem Augenblicklichen, öffnet sich vor sich selber, findet die Verbindungen zwischen den Widersprüchen, erfaßt das Eigene und gewinnt aus sonst zersplitterten Trieben eine verläßliche Einheit, sie dürften eigentlich in den geistigen Exercitien des Loyola nicht fehlen. Er nannte es seine „Stunde der Psychotherapie" und der Baron hatte ihn den „warmen Kneipp der Moral" getauft.

Er liebte es da, in stummen Monologen sich über sich mit sich zu unterhalten. Er hielt dann eine genaue und strenge General-Inspektion seiner Seele. Sein ganzes Leben erwachte vor ihm, Stück für Stück, in schnellen, hellen Bildern. Er schweifte nach den „Wanderjahren" zurück, wo er kreuz und quer durch Europa war, schauend, lernend und genießend — und weiter noch — nach der fröhlichen Kindheit, da draußen in Döbling, wo der Vater, der be-

rühmte Psychiater, seine Anstalt hatte — und dann wieder vorwärts, ob er nicht doch lieber wieder reisen sollte, statt hier zu verschrumpfen und zu versulzen, wieder nach fernen Ländern reisen, fremde Sitten schauen, unbekannte Menschen suchen —! Aber dann würde die Sehnsucht wieder kommen, die nämliche närrische Sehnsucht, wie damals nach der Ofenbank daheim, nach der ruhigen, vertrauten und gewohnten Weise, in der er aufgewachsen, nach dem innigen Behagen, zu kennen und bekannt zu sein — er mußte lachen, welches kindische Heimweh ihn damals plötzlich geschüttelt und wie er sich mit allen Gründen und Einreden des Verstandes vergeblich gewehrt hatte: er träumte auf einmal Tag und Nacht nur noch von Golasch und Virginiern! Das hatte ihn aufgescheucht und jede Freude verstört und ihn rastlos getrieben, bis er endlich, endlich wieder daheim war . . . . . bloß für ein paar Wochen, meinte er erst, um sich von seinem Wahne zu heilen; es würde gleich wieder vorbei sein. Und wie dann aus den Wochen Monate und aus den Monaten Jahre geworden und wie er seine neuen Pläne immer wieder verschoben und wie plötzlich ein ganz unvermuteter Verdruß, daß er nichts gelte und nirgends nütze, und der Wunsch, irgend wohin zu gehören und irgend einem Zwecke zu dienen, sich immer zudringlicher gemeldet, was dann dem längst besorgten Vater sehr willkommen war, bis er sich am Ende auf einmal, während er noch schwanken und zögern wollte, als Bibliothekar des Reichsrats gefunden — Bibliothekar, wie ehrwürdig, wie gelehrt und feierlich das klang! Man mußte unwillkürlich gleich an einen langen, strengen Bart und schwere, goldgefaßte Brillen denken!

Es that ihm aber sehr wohl, wenn er freilich auch oft genug unwirsch wurde, schimpfte und räsonnierte. Er hatte es nicht zu bereuen. Er brauchte einen solchen Halt, eine solche Angel des Lebens, die starke Klammer eines Berufes, der seine flüchtigen Launen straff zusammennehmen konnte; sonst verlor er sich an tausend Widersprüche und zerrann. Er besaß keine großen zuversichtlichen Triebe. Er besaß keine Leidenschaft, kaum eine entschiedene Neigung. So war er immer in der Hand des Zufalls. Jedes neue Erlebnis veränderte ihn. Täglich wollte er was anderes; was er heute begehrte, war morgen schon wieder vergessen. Nichts konnte ihn halten, es reizte ihn bloß das Unbekannte; wie es angeeignet war, verblaßte die Freude. Seine Wünsche hatten keine Dauer; sie irrten unbeständig nach neuem, immer nur um jeden Preis nach neuem, das ihn mit ungekosteten Gefühlen bereichern könnte. Sonst wollte er nichts, als sozusagen nach und nach die ganze Welt in seine Seele pumpen. Sonst hatte sie für ihn keinen Zweck und keine Bedeutung: er gebrauchte sie eigentlich nur zur Aufklärung über sich selbst und als Futter seiner Nerven, um immer neue, unvermutete Punkte in sich zu entdecken, um sich immer wieder von einer anderen Seite zu exaltieren, um das Bewußtsein seiner eigenen Fülle immer wieder zu erweitern. Das war seine eifrigste Sorge; damit verbrachte er das Leben: rastlos über sich zu grübeln, in sich zu schauen und alles das Seltsame und Wunderliche in seiner Seele nachdenklich zu kommentieren. Er hatte eine unerschöpfliche Freude an sich selbst. Er hatte für sich eine unermüdliche Neugier. Er war sich ein unergründliches, täglich schöner erneutes, köstliches Wunder. Damit konnte sich nichts vergleichen. Daneben verschwand alles andere. Er war sein einziges Interesse — wirklich, wenn er sich ehrlich prüfte und gewissenhaft besann, das einzige auf der ganzen Welt .... außer höchstens noch allenfalls die Weiber. Die Weiber? Ja .... damit war es nun so eine sonderbare, sehr verzwickte Geschichte. Er sann oft

lange darüber; aber er fand sich nicht zurecht. Man rühmte freilich seine bonnes fortunes; man neidete ihm sein „fabelhaftes Glück bei Frauen". Und er konnte sich ja auch wirklich nicht beklagen: die „Galerie der Liebe" war immerhin eine ganz ehrenwerte Leistung. Wie sollte es ihm auch fehlen? Er galt für einen hübschen Jungen von Geist, Witz und schönem Anstand; er trug sich mit Geschmack und Anmut, er hatte eine kindlich harmlose und treuherzige Ungeniertheit in seiner leichtsinnigen und ungebundenen Art, die gleich zutraulich machte, und doch wieder wenn es galt eine soldatisch rasche, unbedenkliche und schlagfertige Entschiedenheit, die sich nicht lange bei scheuen Worten aufhielt. So war ihm, wie er nur erst einmal die ungläubige Schüchternheit der ersten Jugend abgethan und die Liebe als Sport begriffen hatte, mancher angenehme Sieg geglückt. Er konnte sich nicht beklagen .... aber — ja aber!

Er brachte den Verdacht nicht an, als ob das alles doch noch nicht das Rechte wäre. Gewiß, es war ja ein ganz allerliebster Zeitvertreib, ein reizendes Gesellschaftsspiel, und gehörte einmal sozusagen zur moralischen Toilette des gebildeten Menschen. Man fand sich, man gefiel sich — was hätte man sonst auch reden sollen? — Man spielte ein bischen Katz und Maus, was manchmal, wenn das Mäuschen klug und munter war, gar sehr vergnüglich werden konnte, und dann hatte man sich eine Zeit lang sehr lieb, zwei, dreimal die Woche, zuerst ein bischen mehr und dann allmählich immer ein bischen weniger, und es blieb stets eine schöne Erinnerung, und das netteste dabei war doch auch wieder die Freude an sich selbst, wie man immer neue verschmitzte Kombinationen ersann und sich jedesmal in einer anderen Maske versuchte und allerlei hübsche Gefühle in sich entdeckte — das alles war ganz allerliebst. — Aber das Große, Wilde und Dämonische der Liebe, von dem die Romane erzählten — nein, dergleichen hatte er niemals verspürt; das mochte wohl auch nur so ein Notbehelf der neueren Autoren sein, weil das Natürliche schon viel zu oft geschildert und von den alten gänzlich weggeschrieben war. Es konnte doch unmöglich in Wahrheit so ganz verdrehte Käuze geben, die sich diese hübsche, zierliche und drollige Sache, wie die Liebe, so mutwillig verpatzten; aber manchmal schien es ihm wieder, als wollte er sie beneiden.

Er war doch etwas unsicher in diesem Punkte. Das geschah ja nicht bloß in Romanen; man hörte dergleichen schon auch im Leben bisweilen — und da mußte er sich jedesmal erinnern, wie er als Bube einmal im „Sohne der Wildnis" gewesen. Das konnte er nimmermehr vergessen: wie Kraftel da als fürchterlicher Tektosage jene albernen Verse sang — denn es war gesungen, wie ein jauchzender Hymnus der ganzen Menschheit, er trug Farbe und Fall von jedem Wort noch ganz deutlich im Ohr — da hatte in seiner erschauernden Seele ein unsägliches Fieber gerauscht, Wonne und Qual zugleich, Entzücken und Todesangst, himmlisch und furchtbar. Heute spottete er freilich über den schalen und gezierten Text; aber was er damals empfand, das hätte er gerne noch einmal empfinden mögen. Es war ihm nicht wieder begegnet. Er suchte es umsonst. Und immer mußte er da wieder denken, ob es nicht vielleicht doch noch irgend was anderes gäbe, — eine andere besondere Liebe, die er nicht kannte, von der er nichts wußte, die er nicht einmal ahnte. Aber warum fehlte ihm das? .... Es verdroß ihn, wie ein Mangel an seiner Bildung. Er durfte das nicht versäumen. Es mußte nachgeholt werden. Zwar schien es wenig wünschenswert — nach allem, was man hörte; aber immerhin sollte

man es doch wenigstens kennen. Das gehörte jedenfalls dazu: man war sonst im Galanten nicht klomplet.

Aber warum fehlte ihm das? Wie konnte es ihm fehlen? Es war doch wahrhaftig nicht seine Schuld: er widmete dem erotischen Fache Fleiß, Ausdauer und Mühe genug. Aber es konnte wohl sein, daß er zu viel von den Frauen verlangte, mehr als sie geben durften. Er trug zwei Forderungen an die Frau in seinem Wunsche, die vielleicht unverträglich waren, und weil er sie nirgends beisammen fand, wohl nirgends beisammen finden konnte — vielleicht war ihm nur darum die ganze Liebe immer ein bloß epidermes Vergnügen. Ja, das mochte es sein. Er liebte die Frau als Bibelot, das Elegante, Zierliche und Delikate an ihr, den berauschenden Duft und die knisternde Seide. Er begehrte sie wie eine Tuberose, wie einen weichen, sanften morgenländischen Stoff, der buleriſch den Fingern schmeichelt, wie einen feinen, köstlich gekünstelten toledanischen Dolch. Er wollte das van Beersmäßige der Frau. Das verlangten seine verwöhnten und ermüdeten Nerven, die den Schwung seltener Reize nicht entbehren mochten. Aber dann wieder — da erwachte auf einmal eine zweite Begierde in ihm, eine ganz andere, aber ebenso heftige und unwiderstehliche Sehnsucht. Er liebte das spießbürgerliche Ideal der Frau, das Sanfte, Tröstende und Demütige, die schmachtenden Seufzer und die empfindsamen Thränen. Er begehrte sie wie einen behaglichen Lehnstuhl, in dem er sich von der ätzenden Blague des Lebens erholen und mit stillen, kleinen, einfältigen Gefühlen beschwichtigen könnte. Er wollte den lieben treuen pot-au-feu, mit langen, semmelblonden Zöpfen und wasserblauen Augen, die gern weinen. Das verlangte sein immer noch ein wenig sentimentales Gemüt, das in allen Capriolen der Sinne naiv und jung geblieben war. Wie sollte er solche Widersprüche reimen? Wo fand er das Wunder, das zugleich eine kleine Bourgeoise und eine große Mondaine war? Die einen hatten kein Herz und die andern hatten kein Froufrou; aber er brauchte beides zusammen. Es war wirklich ein Pech!

Und mitten in diesem wirren und ratlosen Spintisieren überfiel ihn plötzlich die unvermutete Frage: Was das eigentlich gestern mit dem Straß gewesen wäre? Er erschrak förmlich — so heftig drängte sich jäh alles andere zurück. Er erschrak und setzte sich auf und sann.

Ja, was sollte das eigentlich heißen? Was war das gewesen? Woher diese Wut, wozu seine zornige und pathetische Rede? Was wollte er denn? Was hatte Straß denn im Grunde gar so Schändliches verbrochen?

Er erinnerte sich ganz genau. Er wußte noch jedes Wort, jeden Ton: „Und jetzt ist die Bahn ja frei!“ Eine Bemerkung, wie man sie im Caféhause macht, überflüssig, ja, und ungezogen und taktlos, aber nicht schlimmer als tausend andere — und noch dazu beinahe das Nämliche, was er selber gesagt, und jedenfalls genau das Nämliche, was er selber gedacht, als der Doktor von der Abreise Rhons erzählte. Also, was kümmerte ihn das eigentlich? Wozu der Lärm?

Thatsache, daß er sich rasend geärgert hatte. Thatsache, daß er in der ersten Wut Straß am liebsten geprügelt hätte. Thatsache, daß er es nur aus Furcht vor dem Spott unterlassen. Was sollte das bedeuten? Wie kam er dazu, den Ritter dieser Frau zu spielen — mit welchem Rechte, aus welchem Grunde?

Recht hatte er schon einmal gar keines . . . . Und Grund? Grund womöglich noch weniger. Nein, er hatte nicht den mindesten Grund. Er kannte

die Frau — das war aber auch alles. Er hatte sich niemals auch nicht im geringsten für sie interessiert. Oder sollte er — sollte er durch —

Nein, der Verdacht war zu albern. Damit hatte es keine Gefahr. Davor brauchte er sich nicht zu fürchten. Zwar, Margit war schön, das ließ sich nicht leugnen, und von einer ungewöhnlichen, besonderen, auserlesenen Schönheit, die den Feinschmecker wohl reizen könnte. Er liebte dieses herzige, süße echt österreichische Kindergesichtel, das wie aus allen Rassen der Monarchie zusammengesucht und auserwählt schien, mit dem steilen Schwunge der runden Brauen, der ihm immer was ungläubig Verdutztes, neugierig Fragendes gab, mit diesen heißen, schweren Augen, als ob sie, eben erst hinter den langen Wimpern aus unvergeßlichen seligen Träumen langsam erwacht, sich noch nicht gleich zurecht finden könnten, erst eine Weile verwundert besinnen mußten, mit dem kurzen, widerspenstig beweglichen, ganz vorne ein klein bischen platten Näschen, das den Rhythmus des Profiles ungezogen verstörte und alles in diesen sanften, nachgiebigen, gleichsam nur angedeuteten Zügen, alles so unsäglich weich und empfindlich, daß die leiseste Stimmung sie gleich völlig veränderte, so biegsam und geschmeidig, daß man niemals recht sagen konnte, wie es eigentlich war, und immer wieder vor einem neuen, unbekannten Bilde erstaunte. Er liebte dieses tiefe, rabenschwarze Haar mit den eiligen, blauen Funken, wenn sie sich schüttelte und ihren sehnigen, zuversichtlichen, ungeduldigen Gang, dem doch wieder, wenn sie so, gern auf den Ellenbogen nachdenklich gestützt, ein wenig vorgeneigt und mit ausgestreckten, suchenden Blicken weit hinaus verloren, in ihrer Loge saß, die milde Trauer und heimliche Wollust der langsamen, schlaffen Geberden gar seltsam widersprach. Er liebte das Unvermittelte, Jähe, Unvermutete in ihrem Betragen, dieses Gerade aus einer ehrlichen und freien Natur heraus, die nach den anderen nichts fragte, ihre stolze und herrische Weise. Ja ohne Zweifel: sie war begehrenswert und schön. Er konnte es, wie er sich so sinnend erinnerte und sie im Geiste stückweise prüfte, er konnte das durchaus nicht leugnen. Aber —

Aber das war doch alles noch kein Grund! Mußte man jede Schöne denn immer gleich lieben? Wer hielt denn das aus auf die Länge? Unsinn! Bloß weil sie schön war und es eine garnicht so einfache, langwierige und gefährliche Affaire schien — das lockte und reizte nun freilich! Aber da hätte er viel zu thun gehabt — und er war eben jetzt vortrefflich versorgt!

Nein! sie gefiel ihm und er plauderte gern mit ihr — aber damit basta, Es war eigentlich doch nicht sein Schlag, zu seriös, zu tragisch, zu monumental und sicherlich eine sehr unbequeme und anstrengende Geliebte .... um Gotteswillen nur das nicht .... und vielleicht auch — und kurz und gut, was es auch immer war: er hatte halt niemals irgend etwas für sie gefühlt — da brauchte es doch weiter keine Entschuldigung! Nein nicht das geringste — der beste Beweis: er kam ja nicht einmal ins Haus, so leicht das dem intimen Freunde Eugens doch gewesen wäre, wenn sie auch seit dem Tode ihres Vaters sehr stille und zurückgezogen lebten. Aber nein! Er hatte es, so oft er es versprach, immer wieder verbummelt. Er hatte gar nicht daran gedacht. So gar nichts hatte er für sie empfunden. Nein, nein, wiederholte er sich eindringlich. Und er sprang aus der Wanne und schüttelte und rieb sich, als wollte er mit den entgleitenden Tropfen den lästigen Verdacht von sich streifen, der ihn quälte. Das war bloß wieder eine von seinen ganz dummen und albernen Ideen! Unsinn! Weg damit! Nein, es war offenbar weiter nichts

gewesen als der alte Haß gegen Straß, den er einmal nicht zwingen konnte und auch gar nicht zwingen wollte . . . . . und dann wohl auch seine Freundschaft für Eugen, gewiß das auch: man hatte doch eigentlich die Pflicht, sich des armen verlassenen Weiberls ein bischen anzunehmen, wenn solche Lumpe mit ihren schmutzigen Instinkten . . . . ah! Er kam gleich wieder in helle Wut. — Aber die Kerle würden sich verrechnen; dafür wollte er schon sorgen! Und trotzig, im Gefühle seiner Unschuld und um sich selber recht deutlich ad absurdum zu führen, beschloß er nun gerade erst zu ihr zu gehen, so bald als möglich. Ja, er war dem Freunde das schuldig! Und er freute sich, für seine Pflichten noch so kräftig zu empfinden — er hätte sich das eigentlich gar nicht mehr zugetraut.

Aber das ging nun freilich nicht so ohne weiteres. Er konnte doch nicht — was sollten denn die Leute! — und wahrscheinlich würde sie ihn auch überhaupt einfach gar nicht empfangen. Er mußte dem Zufall vertrauen — schade!

Doch konnte man dem Zufall immerhin ein bischen helfen. Wozu hatte er denn Mela, die ja ihre beste Freundin war? Ja, das war entschieden das gescheiteste: er wollte zur Baronin — jetzt gleich, da er es sonst doch wieder verbummelte. Er warf, nach kräftigen Stößen aus der Beuge, die Hanteln weg, bürstete vor dem Spiegel die nassen Locken und zog mit dem Eisen den kurzen, spitzen Bart. Er betrachtete sehr aufmerksam sein Bild: Das freie, gutmütige, zum Lächeln bereite Gesicht, das leicht für ein bischen gewöhnlich gelten konnte, wenn er nicht mit geduldiger Kunst eine höchst extravagante Schnecke in die Stirne eingebogen hätte, die flinken wachsamen Mausaugen, die durchaus keinen Ernst erlernen mochten, den etwas ungelenken, plumpen Leib mit dem kurzen, dicken Hals und dem breiten, runden Rücken — das war immer sein geheimes Leid gewesen, daß da nichts helfen wollte, aber dafür durfte er auf seine langen, kräftigen, zierlichen Beine eitel sein, an welchen die Gewohnheit ritterlicher Uebungen jedes Knöchelchen, die feinen Bögen und das rasche Spiel der Muskeln auf's artigste herausgedrechselt hatte; ja, bis nur erst einmal diese dumme Männertracht von heute, die alles versteckt, abgeschafft wäre, dann würde man schon sehen, wer eigentlich das schöne Geschlecht ist. Und er war, während er sich so vor dem hellen Glase wendete, neigte und streckte, mit seinem Vormittage wieder einmal sehr zufrieden.

Dann kleidete er sich an und ging.

IV.

Rudi ging quer durch die Stadt, den nämlichen Weg, wie gestern mit dem Doktor nach der Annagasse, wo Baron Doppler in einem schweren, finsteren, gelben Ungetüm wohnte, das eher einer verwitterten alten Festung, als einem behaglichen Hause glich.

Es war entschieden eine famose Idee, Mela zu besuchen. Ganz abgesehen von dem Plane mit Margit — wenigstens würde es jedenfalls wieder einmal ein sehr vergnügtes Stündchen. Er plauderte gern mit der Baronin. Zwar zankten sie sich bisweilen ganz gehörig; sie hatte schon auch ihre Mucken; doch war sie so lieb und zierlich dabei, daß man ihr nicht böse sein konnte. Und daß sie auch für den besten Freund immer noch was Seltsames, Fremdes, Rätselhaftes behielt und er den Verdacht nicht los ward, als ob hinter der offenbaren, nach außen dargebotenen Seite ihrer Natur noch ganz unvermutete

Geheimnisse versteckt sein könnten, das vermehrte und vertiefte nur ihren Reiz, ihren Zauber.

Sie war ganz sein „Stil“: ein leichtes, zartes, köstliches Figürchen, so zerbrechlich und fein, daß man es garnicht zu berühren wagte, und wie mit einer ganz dünnen, schmalen und harten Feder in raschem Rucke hingezeichnet, sehr scharf und eckig, aber von einer unsäglichen Anmut. Sie erinnerte ihn mit dem langen, engen und spitzen Oval ihrer blassen, schmächtigen Miene, mit den runden, ein bischen steifen, immer wie bedenklich zögernden Augen zwischen den schweren, starken, über den Fall des Profiles hinausgestreckten Lidern, mit den sehr zarten, spröde aufgezogenen Flügeln des geraden Näschens, von dem ein neckisches Fältchen abwärts nach den winzigen Lippen gegraben war, das weiter unten dann das vorwitzig ausgebogene Kinn zerspaltete — sie erinnerte ihn immer an die Zingarella des Boccaccino, aber wie Tiepolo sie malen würde, nämlich beweglicher, nervöser und — er konnte sich nicht helfen, aber es kam ihm immer dieses dumme Wort dazwischen, das ja garnicht paßte, aber sich durchaus aufdrängen wollte: und perverser. Dabei hatte sie etwas wie garnicht aus Fleisch und Blut, sondern von einem subtilen und raffinierten Künstler aus himmlisch geschmeidigen und delikaten Stoffen gezupft: sie war wie ein zierlicher Schmuck, wie ein artiges Jou-jou. Gekünstelt oder gemacht schien nichts an ihr — nein, das durfte man nicht sagen, ohne ganz falsche Vermutungen zu wecken; aber man mochte an jene liliputanischen Wunderbäume der japanischen Gärtner denken, die man wohl als Geschenke der Natur erkennen muß, aber einer Natur, die sich den Spaß macht, zur Abwechslung einmal Kunst zu sein. Sie glich den leichten, ein bischen manierten Blüten, die die Franzosen gerne in den Text streuen — eine holde, zärtliche Vignette, wie er sie für eine Prachtausgabe der ‚Manon‘ gewünscht hätte. Er mußte sich um sie herum unwillkürlich immer gleich ein galantes Madrigal auf chinesischem Papier oder auf weichem Fächer in himmlischen halben Farben ein leises Spiel tändelnder Marquisen denken. So ungefähr war sie — deutlich ausdrücken konnte er es nicht: jedes Wort war zu schwer, jede Farbe zu laut für ihre huschende, flüsternde Schönheit.

Er hatte sich damals natürlich gleich rasend in sie verliebt, als sie sich kennen lernten. Aber es war ein ungewöhnliches Gefühl gewesen — garnicht wie man sonst ein Weib begehrt, sondern eher der Leidenschaft des Kunstfreundes verwandt, der ein geliebtes Bild oder eine seltene Büste will, um es für sich allein zu haben, der stumpfen Neugier der Menge entrückt, in jeder Stimmung neue Reize zu entdecken und alle seine intimen Rätsel auszukosten. Er nahte ihr behutsamer und scheuer, als es sonst seine Art war, wie man nach einer empfindlichen Knospe greift, und er schwelgte lange mit eingeschläferten Begierden, in einem graziösen Menuet der Liebe, bis sich zuletzt doch seine Männlichkeit aufraffte, weil er sich vor ihr schon geradezu schämte, und er eines Tages mitten in dem zierlichsten Schäfertanze auf einmal die schönste und wirksamste Ohrfeige weg hatte, deren er sich jemals erinnern konnte, eine höchst ernsthafte, reelle und unzweideutige Ohrfeige, die sich, so sehr er dazu geneigt gewesen wäre, durchaus nicht als eine lebhaftere Form der Koketterie auslegen ließ. Da war er nun freilich zuerst ganz sprachlos gewesen, warum sie denn nicht B sagen wollte, da ihr das A doch augenscheinlich sehr gefallen hatte — er konnte es nicht begreifen. Aber weil er gelassenen Humor genug besaß, den Unfall nicht tragisch zu nehmen und ihr nicht weiter nachzutragen, so schlug er

jetzt, wo sie sich von seinem galanten Takt hoffentlich überzeugt und auch Beweise seiner ehrlichen Absichten hatte, eine ruhige und gemütliche Freundschaft vor, die wohl nicht allen Wünschen seines Herzens genügen, aber wenigstens seine Wangen schonen würde, und so waren sie seit diesem Tage erst recht gut und vertraut geworden. Sie flirteten immer noch lustig weiter, daß ihm manchmal schon ganz heiß dabei wurde, aber unmittelbar vor der Ohrfeige schwenkte er jetzt immer behutsam zurück. Sie trieben unermüdlich tausend tolle Kindereien, aber dann auf einmal besann sie sich wieder zu irgend einem höchst ernsthaften, würdigen Gespräch. Sie bemutterte ihn ein bischen, wollte ihm seine Unarten abgewöhnen und paukte gern etwas Moral, weil er dann gar zu lustige Gesichter schneiden konnte. Er mußte ihr getreulich seine Abenteuer beichten, sie gab ihm manchen heilsamen Rat, sie tröstete und beschwichtigte ihn, wenn ihm wieder einmal in der Liebe irgend ein Ungemach passiert war, und nur wenn er von den Frauen zuletzt immer wieder auf die Frau kam und seine Empörung gegen das ganze weibliche Geschlecht, wie er sie sich aus Bourget und Lavedan zusammen gelesen, pathetisch deklamierte, dann wurde sie ungeduldig und versetzte ihm einen sanften Klaps: „Davon versteht ihr alle nichts — und wer Glück bei den Frauen hat, schon gar nichts, sonst hätte er es nicht!" Aber wenn er dann ärgerlich ihre eigene Meinung wissen wollte und die Lösung der verwirrten Rätsel verlangte, in denen sich der Gescheiteste nicht auskennt, dann verweigerte sie es mit spitzbübischer Schelmerei, weil man Geschäftsgeheimnisse nicht verraten dürfe. Da konnte er manchmal sehr böse werden; es verdroß ihn, daß er, wie befreundet und vertraut sie waren, doch nur einen Teil ihrer Natur besaß — eine richtige Freundschaft, wie zwischen Männern, die ihre ganze Seele geben, wollte es nicht werden. Und sie hatte dann auch ein so hoffärtig verzogenes Lächeln um den schmalen Mund, daß er den Blick senkte und verstummte — er wußte selber nicht, warum. Es fiel ihm der Spott der Mona Lisa ein.

Vielleicht kam das auch bloß daher, daß sie einer fremden, dem wienerischen Gemüte wenig zugänglichen Rasse angehörte, und wohl auch von ihrer lauten, bewegten, unsteten Jugend, die sie vor der Zeit in sich gekehrt und Verstellung, Vorsicht und Mißtrauen gelehrt haben mochte. Dänin von Geburt, war sie als Wunderkind mit der Geige durch die ganze Welt, an allen Höfen, in allen Hauptstädten Europas konzertierend, heute im Elysee, morgen im Winterpalais, verwöhnt durch jauchzende Triumphe, unter der Huld der Großen und dem Taumel der Menge, lärmende Schwärme ernsthafter Enthusiasten, lüsterner Gecken, gieriger Spekulanten hinter sich, bis sie, kaum sechzehnjährig, die stürmische Leidenschaft des Barons erhörte, der alle Einreden und Hindernisse der erzürnten Familien überwand. Wenn man das alles zusammenhielt: ihre nationale Besonderheit, eine künstlerische Anlage gewaltsam gereizt und in dem schwülen Dunst von Ruhm und Schmeichelei wie in einem Treibhause aufgeschossen und das vorreife, zerbrechliche Püppchen den vehementen Begierden des ungestümen Lebemannes überliefert — dann durfte man sich über das Wunderliche doch eigentlich nicht wundern.

Nun saß er wieder in dem kleinen, traulichen Salon, dessen wissentlich getönte Farben gleich zu delikaten Eleganzen stimmten; die lachsfarbene Plüsch-Tapete und lachsfarben auch das wirre Gedränge von winzigen Vis-a-vis und Causeusen, aber ihr Leder im sanften, heimlichen Grün der Olive, wie die in losen, weichen Falten gebauschte, mit Lachs-Atlas gefütterte Decke auf dem kurzen

und schmächtigen Rococo-Piano; und rings an der Wand, zwischen finsteren japanischen Bronzen, das dunklere Grün und das graue Silber schwerer Lorberkränze mit breiten, feierlichen Schleifen. Nun hatte er ihr spitzbübisches Gesichtel wieder vor sich, noch immer ganz so mädchenhaft und ahnungslos und rein, vom Leben unberührt und knospenfrisch, wie auf dieser zierlichen Terracotta-Büste über ihr, von Tilgner, aus der Zeit ihres ersten Wiener Triumphes, deren geschwärztes, sattes Rot sich saftig vom verblichenen Violett eines golddurchwirkten Meßkleides hob, das alte, echte angebräunte Spitzen säumten. Nun lauschte er wieder den flinken Sprüngen ihres hellen, gläsernen Stimmchens, atmete die matten Wellen der leise schmeichelnden Verveine, sah ihre behenden, eckigen Zick-Zack-Geberden, wie sie bald an den Photographien des hohen, silbern ausgeschlagenen Ständers nestelte und schob, bald an dem niedrigen Tischchen unter den kostbaren Puppen kramte, deren sie, in seltenen Kostümen und mit wunderbaren Mechanismen, eine reiche Sammlung hatte, und dann wieder aus dem Körbchen, mit grünen Ponpons, das Futter in mildem, hellem Satin, allerhand Sächelchen suchte, ein buntes Band, das sie sorgsam enge um den Finger wickelte, um es dann plötzlich mit einem jähen Ruck wie von einer Spule abzuziehen, oder die niedliche Scheere, mit der sie in die Luft hastig schnitt und stach, ewig ruhelos, weil ihre langen schmalen Finger keinen Augenblick müßig sein mochten und ohne Rast immer neue Spiele begehrten.

Sie erzählte von den Bayreuther-Festen und daß die richtigen Wagnerianer sich noch immer nicht entschließen können, ihre Nägel zu putzen, weil es auch pietätlos gegen den Meister wäre, was die Vereine auf alle Weise zu verhindern trachten müssen, und von ihren Eroberungen — besonders ein verzwickter Yankee mit entsetzlich vielen Millionen und einem furchtbar langen Barte, der reine Graf Trast, und den weitesten Hosen, die sie ihr ganzes Leben gesehen, unermeßlichen, grenzenlosen Hosen in den schrillsten Farben, großen aufgeblähten Segeln gleich, an denen man ihn auf tausend Schritte erkannte, und offenbar trug er seine ganze Rente in ihnen versteckt; der war auf sie ganz wie verrückt gewesen. Aber so ging es ihr immer: allerhand Narren, die sie nicht ausstehen konnte, liefen sich die Füße nach ihr ab und ihre schmachtenden Neigungen wurden spröde verschmäht. Sie sagte das wieder mit jenen falschen Verzückungen in Blick und Ton, denen er jetzt nicht mehr traute, während er früher hinter ihrem scherzhaften und harmlosen Schein gern eine ernste, bloß noch schüchterne Leidenschaft vermutete.

Nun wollte sie seine treulosen Abenteuer vernehmen; nun sollte er beichten und Buße thun. Aber es behagte ihm nicht recht. Er war ein bischen befangen: er hatte seinen Plan im Sinn. Er überlegte, wie er sie am besten auf Margit bringen könnte, ohne es gar zu verdächtig und auffällig zu machen. Er benutzte eine alte Gesellschafterin ihrer Mama, der er in Ischl begegnet war, um sich langsam nach allen Verwandten und Freundinnen der Reihe nach zu erkundigen, behutsam immer näher an den Kreis heran, wo er zuletzt unfehlbar auf Margit herauskommen mußte. Und es reizte ihn, daß sie gar nichts merken sollte; ganz schlau und heimlich wollte er sie hinterrücks führen.

Sie hörte eine Weile aufmerksam zu und antwortete geduldig auf alle Fragen. Sie hatte den borstigen Igel, der als Federwischer diente, vom Sekretär genommen und trieb allerhand Allotria, warf ihn uud haschte ihn, bis seine Stacheln ihr die Finger ritzten. Da ließ sie ihn fallen, kniff die Augen schmerzlich zusammen, netzte mit der Zunge die wunde Stelle, sah ärgerlich auf Rudi, als

ob er schuld daran wäre, und begann plötzlich ganz unvermutet von Margit, mitten in seine vorsichtigen und umständlichen Reden hinein. Sie bereite ihr viel Kummer und Sorge, ganz rasend und fassungslos in ihrem Schmerz, der Doktor wisse sich schon gar nicht mehr zu helfen; sie wolle auf niemanden hören und keinen Rat annehmen und lieber gleich sterben, am liebsten sterben; es würde eine harte Mühe geben, sie allmählich ein bischen zu trösten und langsam wieder zur Besinnung zu bringen, und alle Freunde müßten dabei redlich helfen. Sie hatte schon ihren Plan, wie das behutsam zu beginnen sei, und rechnete auch auf Rudi.

Und dann lehnte sie sich etwas zurück, betrachtete ihn spöttisch und sagte: „Bin ich nicht lieb?"

Er fand nicht gleich eine Antwort. Er war ein bischen mißtrauisch und unsicher, weil er was im Hinterhalt merkte. Darum zögerte er erst eine Weile, sah sie argwöhnisch an, ob er nicht aus ihrer Miene lesen könnte, und erwiderte endlich langsam, indem er sich hauptsächlich mit seiner Krawatte beschäftigte, die ein wenig verschoben war: „Ja — gewiß sind Sie lieb! Das schon, das ist eine alte Geschichte. — Aber warum denn eigentlich?"

Da legte sie ihm beide Hände auf die Schultern und vermahnte ihn mit zärtlicher Strenge: „Oh Rudi, Rudi! Für gar so dumm sollten Sie mich nicht halten!"

Er protestierte feierlich und that ganz unschuldig und verwundert: „Ich begreife wirklich gar nicht —"

Aber sie ließ es sich nicht ausreden. „Ach thun Sie bloß nicht so! Sie kommen gleich am ersten Tage, wozu Sie sonst mindestens drei Wochen und vier grobe Briefe von mir brauchen. Sie fragen besorgt nach meiner Familie, was Ihnen sonst jahrelang nicht einfällt, und statt von Tänzerinnen und Cocotten reden Sie von allerhand ebenso respektablen als unausstehlichen Personen, die sie nicht im geringsten interessieren — man müßte ja blind sein!"

Er war etwas bestürzt. Es ärgerte ihn, daß sie ihn so drangekriegt hatte. Aber er faßte sich bald und ganz leise, mit einem zutraulichen Blick schief von unten hinauf, fragte er sie treuherzig: „Habe ich's denn wirklich gar so ungeschickt gemacht?"

Seine klägliche und beschämte Miene erbarmte ihr. Sie wollte ihn trösten. Sie gab ihm ein Stückchen von dem glänzenden Indianer-Krapfen: denn sie war ein leckeres Mäulchen, das immer was zwischen den lüsternen Zähnen haben mußte. Dann stopfte sie selber den Rest hinein und indem sie genäschig mit der Zungenspitze das rosige Nägelchen des kleinen Fingers lutschte, an dem ein bischen von dem süßen Schaum geblieben war, mit jenem katzenhaften Behagen, das ihn so passionierte, daß er alle Mühe hatte, die Ohrfeige nicht zu vergessen, erklärte sie gutmütig: „Nein — gar nicht ungeschickt! Nur müssen Sie sich ein anderes Mal gefälligst die Augen verhalten. Wenn Sie mir gar so unbändiges Vergnügen zeigen, immer auf den Leim zu führen, das muß man ja doch merken. Das sollten Sie sich abgewöhnen, Rudi!"

„Aber wie kommen Sie denn gerade auf Margit?"

„Ich sah ja doch, wie Sie krampfhaft steuerten — im Schweiße Ihres Angesichtes!" Und sie machte, indem sie wie zum Rudern die Arme anzog und streckte, schnaubend und pustend groteske Geberden. „Immer von einer Tante auf die andere, in graziösen Sprüngen — drum wars ja auch so furchtbar interessant! Und ich hatte solches Mitleid mit Ihnen — und mit mir."

Er schüttelte den Kopf. „Sie sind eine unheimliche Frau!“

„So! Das hat man noch für seine Güte. Undank ist der Welt Lohn.“

Sie holte jetzt ein Bild Margits und beklagte sich, daß es ihr nicht gelingen wollte. Sie stickte gern solche Stoff-Mosaike, aber sie bildete sich ein, daß diese Technik durchaus einen gewissen assyrischen Stil verlange und das ließen sich das stumpfe Näschen und die weichen und unbestimmten Züge Margits absolut nicht gefallen. Sie liebte solche künstlerischen Spielereien: eine zeitlang war es die Manie der japanischen Lackfarben gewesen, mit denen sie unermüdlich Schalen, Vasen und Kassetten malte; dann wieder klexte sie tagelang auf gebeizte Platten phantastisch-wilde Ungeheuer aus dickem Siegellack, welches mit Griffeln und Nadel sorgfältig geformt und am Ende bronziert wurde; und dann wieder Schüsseln und Krüge und Töpfe mit bunt ausgemaltem Holzbrand und zierliche Laubsägereien und farbige Stickereien nach slavischen Mustern — ihre unstete Laune hatte jede Woche ein neues Geschäft. Davon zeigte sie jetzt manches, das den Sommer entstanden und ihm noch unbekannt war. Dazu erzählten sie sich allerhand, aber sie kamen bald auf Margit zurück und berieten lange sehr ernsthaft und setzten noch einmal einen umständlichen Plan auf, bis sie das fröhliche Gepolter des Barons unterbrach.

V.

Rudi trat hastig aus dem kleinen Salon. Auf der Schwelle hielt er einen Moment, beutelte ärgerlich den Zwicker ab und wischte, indem er vergeblich die kleinen klugen Augen suchend kniff und spreizte, die angelaufenen Gläser. Dann stöberte und schnüffelte er, ungeduldig vorgestreckt, mit spähender Neugier, das Zimmer entlang, bis nach der schmalen Loge am Ende, hinter den schlanken grauen Säulen unter dem schweren, in grüner Bronze leuchtenden Friese. Dort, zwischen den hellen, fröhlichen Japanereien auf Seide, aus Elfenbein und in Porzellan, dort beruhigte und erheiterte sich plötzlich sein Blick. „Na, also — nun war sie also doch endlich gekommen!“

Er nahm, immer noch auf der Schwelle, an der bauschigen Moschee-Portiere noch einmal den Zwicker weg, wischte ihn wieder, dieses Mal bequem, gelassen und umständlich, und zögerte.

Er mußte sich auch erst ein bischen verschnaufen; er rannte immer so über die Treppen. Er lockerte das krause Haar und bog die künstliche Locke in die Stirne. Er musterte sich tastend, ob nichts an den Manschetten, an der weißen Binde fehlte; immer, wenn er kam, hatte er das lästige Gefühl, irgend einen Knopf zu verlieren. Und er schlürfte behaglich, lässig vorgeneigt, indem er noch einmal mit dem Blicke langsam durch das Zimmer ging, seine köstliche und feine Stimmung: die leise, blasse Mauve der Tapete, von der ein weiches Flimmern heimlich glitt, die forellengrauen Säulen, das verstaubte, wie hinter Tüll gehüllte Aloegrün der fahlen, schlaffen Seidenschleier auf den hageren Lampen — Mela sagte, daß es in den letzten Tönen der Geige, wenn sie schmachtet und girrend schmilzt, gemalt war; und die wunderlichen, fremden Blumen, müde Magnolien, chinesische mit milchweißen Kelchen, japanische mit purpurnen Tulpen, und um die Säulen indische Chrysanthemen in betrügerischen Blüten wie von Bronze und von Terracotta, mit großen, blinden, ausgenommenen

Augen trüb gesteckt, und auf dem schwarzen Geländer aus Palissander zwischen der Loge und dem Saal die wüsten Zungen schwerer, widerlicher Orchideen, und darauf aus leichten, feinen, dünnen Dünsten ein scheuer, halber und verwischter Duft von Iris und Verbene. Aber wie seinen Nerven, seinen Sinnen auch von soviel buhlerischer Kunst geschmeichelt wurde, das Liebste war ihm heute doch die blasse, schwarze Gestalt im Grunde der Loge, so sanft, so rührend und Böcklinisch strenge.

Nun war Margit also doch endlich gekommen! Mühe genug hatte es gekostet, standhafte Sorge und unverdrießliche Geduld der treuen Mela. Sie wollte nicht getröstet sein, sie haderte und raste gegen das Leben, sie wühlte geflissentlich und schwelgte im Leide. Sie hörte auf keine Hoffnung und schrie nach dem Tode. Sie höhnte und schmähte die Freunde in bitteren, schmutzigen, gemeinen Reden, den Arzt und Mela. Eine wilde, tückische Wut war in ihr, zu peinigen und zu quälen, eine hämische Freude, wehe zu thun, sich und den andern, ein böser Haß gegen jede Güte. Und die jähen Krämpfe, wie einer Besessenen, in Geifer und Schaum, mit ausgezerrten Gelenken, bis sie sich gewaltsam lösten und kaum mit Kirschlorber allmählich betäubten, und dann wieder stundenlang in tiefen Ermattungen, starr und stier vor sich hin, ganz entgeistet und verglast, mit versunkenen, erloschenen, dämmerfahlen Zügen. Zwei volle Wochen hatte das gewährt. Dann endlich wichen die Schatten von ihrer Seele und es wurde ein langsames, zages Erwachen, voll Verwunderung und Erstaunen über die häßlichen Träume, von denen sie nichts wußte. Eine schlaffe Trauer blieb, aber sanft, milde, schmerzlos, fast eine Wollust. Nun wurde sie gut, weich und willig. Nun durfte Mela nicht mehr von ihr. Nun klammerte sie sich an sie wie ein gespensterscheues Kind. Und langsam bekehrte sie sich wieder zum Leben. Aber sie fühlte sich noch immer so schwach, so matt, so schlaff und fürchtete den Lärm der Leute .... Und nun war sie doch endlich gekommen!

Nun lag es an ihm, die Gelegenheit nicht zu versäumen. Er wollte ja natürlich bloß — er hatte die reinsten und besten Gefühle. Nichts als ein redlicher und treuer Freund in schwerer Not wollte er ihr werden — ganz wie der weise Jüngling in der lieben Geschichte von Goethe. Das war vielleicht sogar viel weniger banal, viel raffinierter, dekadenter, als wenn er wieder gleich — und jedenfalls wollte er daran garnicht denken, vorläufig wenigstens. Was später einmal daraus werden mochte — aber es gab doch noch gewisse Pflichten, welche er ernst nahm .... Wenn es auch freilich eigentlich um die Gelegenheit schade war, einmal einen richtigen Roman ordnungsmäßig zu erleben ... nicht wie sonst, wo der Zufall alles machte, und meistens merkte man es erst, wenn gerade das Beste schon wieder vorbei war. Er wünschte sich lange, einmal bewußt und mit dem deutlichen Gefühle, wo jedes einzelne Kapitel begann und schloß, ein regelrechtes Abenteuer vorsätzlich zu erleben. Na, aber das würde sich später schon alles zeigen. Vor der Hand galt es, sie zu trösten, sie zu hüten.

Jetzt rief ihn die Baronin. Sie kam aus dem Speisezimmer zurück und wollte wieder nach der Loge. Und triumphierend, indem sie nach Margit wies, in übermütiger und ein bischen eitler Freude: „Na, was sagen Sie? Bin ich nicht brav?“ Rudi dachte: Etwas Kupplerin ist doch eine jede. Und indem sie seinen Arm nahm, an allen Nerven triefend von geschäftigem Behagen: „Aber nun kommen Sie nur gleich mit — Sie haben uns gerade noch gefehlt. Wir sind schon sehr ausgelassen.“ Und sie wollte ihn gleich mit sich nach der Loge

ziehen, ohne daß er sich erst um „die lederne Gesellschaft am Kamin“ viel bekümmern sollte. Aber er entschuldigte sich, nur einen Moment hätte er erst den Baron zu sprechen, und ließ sie dem Arzte, der eben aus dem kleinen Salon trat und sie mit seiner zierlichen, ein bischen altväterischen Galanterie, an dem Harmonium und den zwei großen Klavieren vorbei, nach der Loge geleitete.

Um keinen Preis wäre er jetzt gleich mit ihr. Warum nicht? Was hatte er denn auf einmal? Diese unvermutete Angst, ganz plötzlich und ganz ohne Grund — das war doch wirklich gar zu albern. Aber das passierte ihm immer: Wenn ein lieber Wunsch, lange mit Inbrunst gehegt, sich endlich erfüllte, da wäre er in der letzten Minute am liebsten davongelaufen — immer. Er wußte selber eigentlich nicht, was es war; aber er hatte, wie lange Begehrtes endlich geschehen wollte, auf einmal eine heillose, unverwindliche Angst und wollte um alles in der Welt nur fort, nur schleunigst entwischen und sich verkriechen wie vor einer unerträglichen Gefahr. Sonderbar und dumm, aber es half dagegen kein Vorsatz, keine Reue, kein Rat. Und heute war es zudem wohl auch noch was anderes: er ärgerte sich schon wieder über Mela. Was waren das wieder für zwei Kunden, dort in der Loge neben Margit, der dicke mit den Säbelbeinen und der gezierte Geck mit den unsinnigen Generalsstreifen an der Hose? Wo hatte sie die wieder her? Aber wenn sie bloß irgendwo ein neues Gesicht ausgraben und aufzwicken konnte . . . dann war sie schon glücklich! Als ob es ein Vergnügen wäre, sich immer zwischen lauter wildfremden Visagen herumzutreiben — und die Beleidigung, die das für die Stammfreunde des Hauses bedeutete, schien sie garnicht zu merken. Eine unglaubliche Manie — aber das kam alles nur von der verflixten Eitelkeit der Weiber! Na wenigstens, wenn sie schon ohne die Burschen nicht leben konnte, dann sollte sie sich nur auch mit ihnen allein unterhalten; dann brauchte sie die Freunde ja nicht. Und es paßte ihm auch garnicht, so unter aller Augen durch den Saal zu gehen; er wußte, daß er mit seinem kurzen, plumpen Halse, seiner gemächlichen, bummeligen Haltung und dem unsicheren, schwanken Schritte der Kurzsichtigen gerade kein besonders schönes Bild war.

Er trat also an den Kamin. Den mochte er auch nicht. Er störte ihm alle Stimmung des Zimmers, wie er so massig, schwer und protzig hingelümmelt lag und man es doch gleich an dem blanken, glatten Schmiedeeisengitter sah, daß er nie geheizt und ohne jeden Zweck war. Die breiten Truhen links und rechts, japanischer Lack und zierlich eingelegtes Gold, für das harte und das weiche Holz, halfen da gar nichts; man ließ sich nicht beschwindeln, es blieb die ganze Wand verschandelt. Aber auch wieder eine von ihren Marotten: Ein Zimmer ohne Kamin ist kein Zimmer. Merkwürdig überhaupt: sie hatte bei allem tiefe Gefühle und Bedürfnisse der Schönheit, das er an ihr liebte und verehrte — in gewissen Dingen hatte sie einmal absolut keinen Geschmack. Sie behauptete freilich, die anderen sagten genau dasselbe von ihm, und er mußte sich oft heftig erzürnen, weil sie durchaus nicht einsehen wollte, daß das bei ihm doch ganz was anderes war. Gefliſſentlicher Haß der Regel, Wunsch des Neuen, Fremden, Unerprobten und die trotzige Lust am Zwist der Farben, am Gedränge unversöhnter Töne — alles wunderschön, in dem Punkte waren sie gute Kameraden; aber nur gegen den eingeborenen Sinn der Dinge durfte man doch nicht verstoßen. Gewiß sollte das Nützliche immer auch dekorativ sein, aber seine Geltung zum Zwecke mußte es behalten: den Gebrauch durfte die Schönheit nicht vergessen — deswegen war man doch noch immer wahrlich

kein Pedant. Sonst hörte überhaupt alles auf und da kam dann ein solcher Stiefel heraus wie dort, an der anderen Wand, über den Klavieren, diese lächerlichen Geigenkasten — aus asiatischem Eisenholz, Sandelholz, Grenadilholz, Eucalyptus, Bleckrosewood mit unsäglicher Sorge für die Stimmung der Tapete ausgewählt und durch erfinderische Künste wissentlich in die Nachbarschaft getönt ... Es steckte ein Heidengeld darin, aber zwei Dienstmänner erschleppten kaum so einen Kasten! Ah, überhaupt wenn er alle ihre Sünden gegen den Verstand zusammenrechnen wollte — und er warf einen bitterbösen Blick nach ihr; aber dann fand sie auf einmal wieder ein Kleid wie heute dieses: nilfarbener Crepe de Chine, doch welcher nach unten unmerklich, wie ringsum alle Farbe in sich saugend, immer tiefer und reicher sich bräunte, fast zu Violett am Rande, den schmale Silberfäden säumten, einer von jenen unglaublichen, traumhaften, an bunten Wundern suggestiven Stoffen, deren Geheimnis sie hatte. Nein, man konnte ihr nicht zürnen.

Er war an den Kamin getreten, grüßend und plaudernd. Der Baron, träge auf den runden Arm des tiefen und breiten Fauteuils gestützt, in seine üppigen Locken versunken, daß sie um die harten Wangen flossen, die Beine schief über die andere Lehne baumelnd, faul und müde, in der schlaffen Nervosität von vor dem Essen, flirtete leise mit der stillen, blassen Emmy. Er hatte, wenn er mit Frauen sprach, was Schmeichelndes, Streichelndes, heimlich Umschleichendes, ungewollt und unbewußt in dem sammetenen Blick, in den gezuckerten Reden, in den runden, zagen Geberden, etwas wie eine scheu verhaltene tiefe Bitte, die vor Mädchen noch milder und noch weicher, fast mitleidig wurde. Emmy nickte, lächelte wohl auch einmal in ihrer kühlen, ein wenig ungelenken englisch-höflichen Weise und wenn es angemessen war, antwortete sie ein paar verständige Sätze, immer mit diesen geraden, wasserhellen, gleichgiltig forschenden Blicken, als ob sie einen eben zeichnen und nur die Linien richtig fassen wollte, und ihrer gelassenen, engen Stimme, in der jedes Wort wie das andere klang und nichts von ihr herauszuhören war. Sie war die einzige Getreue des Salons: Mela hatte sonst mit den Frauen kein Glück. Ihre Schuld war es nicht. Sie gab sich redliche Mühe, zäh und unverdrossen; es ärgerte sie, immer nur Männer bei sich zu haben. Sie versuchte es oft, aber es wollte ihr nicht geraten. Die einen, so die courante Münze der Gesellschaft, die Schultern und die Zähne, die man bei allen Diners sieht, was so die lieben hübschen und feschen Frauen sind, die waren für diesen Stil von Geselligkeit, welche die Schablonen vermied und eine freie Anmut suchte, von vorneherein unbrauchbar: ratlos, wenn man ihnen das Schlagwort nicht brachte, auf das ihr Witz dressiert war, bestürzt und verzagt, wenn sie einer ungewohnten Natur, einer Frage, auf die die eingelernte Antwort der Pension nicht paßte, einem Urteile begegneten, das nicht aus dem Feuilleton der „Neuen Freien" war, unfähig, sich in die dreiste, unbedachte, gerne ein bischen bizarre Art der Künstler zu finden, welche Mela nun einmal nicht missen wollte; sie verstimmten nur die ungebundene Freude und brachten Steife und Zwang und Pose; das Gespräch wurde gleich wie ein billiger Farbendruck und die Herren verschwanden bald, Karten zu spielen und Zoten zu tuscheln. Und gar erst die anderen, die „genialen" Frauen, die sich an berühmten Namen reiben wollen, die falschen Aspasien, die Boheme naschen möchten, die Emanzipierten mit den liederlichen Instinkten und der angelesenen Leidenschaft, die waren beinahe noch ärger; die hätten ihr unfehlbar alle wirklichen Künstler vertrieben und ein Salon der Verkannten reizte sie wenig. So blieb denn am

Ende der vielen Versuche nur Emmy — dazwischen freilich, ab und zu eine flüchtige Freundin, wohl auch einmal irgend ein anmutiger Wandervogel: Alice Barbi, die Judic, Sarah Kainz — aber als „ständige Institution des Hauses", als „fundus instructus", wie Hempel sagte, der immer sein schiefes Latein anbringen mußte, blieb nur Emmy. Die stille blasse Emmy besaß die große Kunst, gut zu hören. Sie war mit der ganzen Miene bei jeder Erzählung. Selber redete sie nicht mehr, als bis der andere wieder weiter konnte, und sie fand für jeden, was ihm am besten weiter half. Darum vertraute man sich ihr so gern und sie gab einem noch die erfreuliche Einbildung, als könnte man ihr gar kein größeres Vergnügen bereiten. So hatte sie nach und nach allerhand Geständnisse von einem jeden gesammelt und dabei erfuhr keiner jemals was von ihr. Sie war der allgemeine Phonograph aller Bekenntnisse und dennoch blieb sie fremd, unbekannt und fern, immer wie am ersten Tage.

Daneben lehnte Ignaz Redl, der wilde Sänger der „Sadismen", die jeder seiner Maitresse gab und vor seiner Frau versteckte — die Psychopathia sexualis des Krafft-Ebbing in üppigen und spracherlauchten Versen. Der lange, blonde, sehr zaghafte Junge, in Wort und Geste scheu-verlegen und nun gar vor Damen aller Haltung verlustig, Geruch von Hinterhaus und armen Leuten in jedem Zuge, mit einem demütigen, hilflosen, rührenden Blick in den großen grauen von blauen Schleiern eingesäumten Augen, der immer im voraus schon um Verzeihung bat, wenn er unbewußt vielleicht etwas anstellen sollte, war von allen gern gelitten und gesucht. Zwar fand man ihn wenig gesellig, trocken und eigentlich sehr fade, aber es zählte ihm für ein großes Verdienst, daß er ganz anders war als seine Bücher. Man lud ihn ein, um doch auch etwas für die neue Litteratur zu thun, und hatte dabei nichts zu riskieren. Jedesmal hörte er die schmeichelhafte Versicherung, wie sehr man sich freute, ihn so ganz anders zu finden, wirklich ganz anständig, nett und vernünftig; nur die Frauen, behauptete der Baron, seien im geheimen immer ein bischen enttäuscht und um eine schöne Hoffnung betrogen.

Seeliger war mit der Schwiegermama in tiefer Beratung. Es handelte sich offenbar um eine sehr schwere, ernste und wichtige Frage: er stand gravitätisch vor der lustigen alten Frau und hielt eine große Mappe mit Papieren, die er der Reihe nach verlas und in langen Reden erklärte: dabei versäumte er nicht, sich oft geflissentlich zu wenden und zu drehen und zu wiegen, um die mächtige Kette rasseln zu lassen, die aus seiner Tasche die Naht der aufgebauschten, sackhaften Hose entlang bis an das Knie hing, und natürlich hatte er wieder das auf den Kopf gestellte Gilet der Hegelischen Dialektik, wie Hempel sagte, weil es oben auffällig enge geschlossen, aber unten so kurz war, daß es über dem Hemde den grellen, roten Seidengürtel zeigte. Es waren Kochrezepte, die er so feierlich, mit ängstlicher Akribie commentierte, von englischen, auf dem Festlande noch gänzlich unedierten Speisen, die er auf dem letzten Kongresse der Buddhisten ausgeforscht und gesammelt hatte. Rudi mußte über die Schwiegermama lachen, welch' scheinheiliges und verschmitzt nachdenkliches Gesicht sie schnitt, während um die schmalen und entfärbten Lippen unter dem boshaften Papageienschnabel in den unzähligen grauen Falten und Bügen zwinkernd tausend schlimme Teufeleien spielten. Er mochte die drollige alte Dame sehr gern, mit dem verquetschten Nestroy-Profil unter dem ehrwürdigen Schnee der steifen Rococofrisur, mit der kalten, spitzen, hageren Komik ihrer duckmäuserischen, affenhaft ernsten Grimassen, mit dem ungenierten Behagen an gepfefferten Geschichten, und unbezahlbar wurde

der Spaß, wenn sie in nachdenklicher Sorge über die verliebten Escapaden des Baron beriet, wie man sie wohl am besten vor Mela verheimlichen möchte — man wußte nicht recht ob es mehr aus verständigem Mitleid mit der Tochter, um ihr den Schmerz seiner täglichen Untreuen, die nun einmal in seinem Temperamente waren, zu ersparen, oder nicht auch aus einer gewissen Liebe zur Sache selbst geschah, aus einer angeborenen Lust an Ränken und Intriguen, da sie denn doch die richtige Theatermutter in nichts verleugnen konnte.

Rudi trat zu Hempel, der seitwärts für sich träumelte, den kahlen, roten Schädel schlaff vornüber, daß aus Kinn und Hals weite Wülste quollen, mit triefen und verdunsenen Augen, die fetten, schwülstigen und nassen Hände vor dem schlottrigen und weichen Bauche mit offenen Fingern zwischen den Beinen, morsch und knochenmürbe, wie der Groß-Monsieur des Forain. Er dampfte und schnaufte und schimpfte auf Mela und diese verfluchten „Fakire". So hatte er ein für allemale die Fremden getauft. „Und diesen Kerl noch dazu — äh, äh — so einen Bänkelsymphonisten und — — Fünf — — kreuzer — — Rubinstein!" Jetzt fragte Rudi erst, wer die Gäste eigentlich wären, und er wunderte sich allerdings, daß dieser vierschrötige Athlet mit dem schweren krummen Gange, als ob er eben erst vom langen Ritte abgesessen wäre, Rettich sein sollte, der Musiker der kranken Nerven und verirrten Sinne, der lesbischen Krämpfe und hysterischen Extasen, der „verhetzten Wollust, welche weiß, daß sie sich erbrechen wird", wie Hanslick es neulich charakterisierte. Den hätte er sich freilich anders gedacht. Von seinen Orchesterstücken, ‚Salambo' und ‚Fredegonde', die er auf dem Zettel zum Entsetzen der gesamten Zunft „Seelenstudien" hieß, war eben in allen Zeitungen viel Lärm und die Fanatiker des Wagner-Vereins, die schon lange einen überschüssigen Enthusiasmus zu placieren hatten, verkündeten ihn als den größten Klaviervirtuosen aller Zeiten, als Entdecker und Schöpfer des modernen Klavierspieles. Rudi verstand und kümmerte sich nicht viel um Musik; nur um Hempel ein bischen zu ärgern, meinte er: Rettich hätte aber doch überall die allergrößten Erfolge. Da wieherte Hempel in der schrillsten Fistel seiner verschlemmten, fetten und schleimigen Stimme, die sich an die Worte klebte und sie zähe piken hielt: „Er — folge! er hat Er — f — folge! hi, hi! Nächstens wird einer mit der Nase spielen oder mit den Stockzähnen — der wird auch Erf — f — folge haben!" Und er pfiff seinen ganzen Grimm in das dreimal gestrichene f. „Nämlich warum? Nämlich warum? Weil es schwer ist — schwär, schwä — är — sonst versteht ja das Gesindel nichts mehr und die Wagnerianer, seit sie von Wagner abgefallen sind, schon gar nicht, gar nicht, gar nicht!" Und er rülpste gegen die fahnenflüchtigen, treulosen Verräter, die den heiligen Namen schändeten und entehrten, und gegen Mela, die durchaus die „Prinzessin Mathilde vom Grund" spielen möchte, mit dem Udel als Flaubert und dem Julius Löwy als Goncourt, und gegen Rettich, der überhaupt gar kein Künstler, sondern ein Akrobat sei, ein musikalischer Jagendorfer, mit seinem symphonischen Praterschwindel für die Dummen vom Lande.

Rudi betrachtete Rettich: sein braunes gewettertes Frei-Luft-Gesicht mit den harten, blauen Augen, von jenem hellen Blau des Himmels, auf dem, wenn Sturm ihn ausgefegt hat, noch der schimmernde Kuß des Regens liegt; die bäurische Gesundheit seines knochengroben, muskeligen Leibes; seine breiten, langsamen, schwerfälligen Gesten wie eines Lastträgers. Man hätte ihn für einen Junker vom Lande gehalten, der von rechtswegen in hohe Wasserstiefel gehörte. Indem er ihn so nachdenklich musterte, blieb sein Blick auf einmal

an dem anderen, dem Gecken mit den Generalsstreifen an der weiten Hose. Den kannte er doch irgendwo her! Den mußte er doch schon einmal irgendwo — nicht hier, sondern .... aber da verlor es sich wieder .... Irgendwo, weit weg und er mochte damals auch etwas anders gewesen sein. Aber diese Mischung von Anmut, Bummelei nnd Frechheit .... mit diesem undefinierbaren Accent von Nachtcafé in jeder Geste — den kannte er ganz gewiß! Er konnte sich nur nicht gleich entsinnen. Hempel wußte nichts, als daß es wieder „so ein Pariser Modekerl" war, von Pierre Loti empfohlen — da konnte man es sich schon beiläufig denken, aber er kümmerte sich nicht; er hatte „an dem Rettich schon ganz genug". Wenn er ihn nur deutlicher gesehen hätte!

Es dämmerte jetzt in seinem Gedächtnis. Die Kreise, in denen er suchte, verengerten und näherten sich. Damals bei der Weltausstellung ... Chat noir ... Divan japonais .... so da herum, in der Gegend von Montmartre; aber es entwischte ihm doch immer wieder, wenn er es schon zu greifen glaubte. Das Einfachste war: er ging nach der Loge; er durfte ja auch nicht länger zögern, sonst konnte sich Mela noch ernstlich erzürnen. Und er mußte doch auch endlich mit Margit beginnen!

Wie er die drei schmalen Stufen empor in die Loge trat, behutsam durch das Gewühl der bunten Schätze, welche die ausgelassene Bricabracomanie der Baronin hier zusammendrängte, da erkannte er, bevor noch Mela vorstellend den Namen sagen konnte, den Maler gleich und sie streckten sich verblüfft die Hände entgegen mit dem erstaunten Rufe: „Ja, was machst denn Du da?" Das war ja Cadi, der närrische Cadi vom Boulevard Arago, jetzt freilich der berühmte Cadi, der auf den Auktionen die tollsten Preise gewann, die neueste tocade du jour von Paris, die Ehrenmedaille des letzten Salon. Das hätte sich allerdings damals keiner träumen lassen, in ihren wilden Tagen des quartier latin, in jenem bedenklichen, aus Studenten, Künstlern und verdächtigem Gewerbe kunterbunt vermischtem Hotel Boul Mich, wo nur Menschen und Dinge des zwanzigstens Jahrhunderts waren, Symbolisten, Dekadenten, Impressionisten, Intentionisten, Luministen, Buddhisten, Spiritisten, Magier und Wagnerianer, die ganze Kandidatenliste der Akademie von morgen. Da gebot Cadi als grimmiger Häuptling und Tyrann, der rastlose Faceur und Noctambule, der damals seine Bilder, wenn einmal eines fertig wurde, noch ganz bescheiden Charles Fischer zeichnete und entschieden das lustigste Original der ganzen Menagerie war, ein kostbares Prachtexemplar von Kunstzigeuner fin de siècle, in dem die romantische Tradition nach Murger und Gavarni, der Ehrgeiz des Ausländers auf Parisianismus und die Wienerische Bummelei eine heillose Verwirrung gaben. Damals hätte freilich jeder geschworen, daß er in der Boheme verderben würde, zu einem von den ohnmächtigen Kaffeehauskünstlern, die einmal eine Zukunft gehabt haben; er nannte selber gerne L'oeuvre seine Biographie — und ganz besonders seit dem albernen Verhältnis mit Fifi, einem lieben herzigen nur etwas dummen Kinde, das er durchaus zum Baudelairischen Ungeheuer, zu einer tötlichen Kleopatra der Dekadenze stylisieren wollte, bis das arme Ding richtig zuletzt die Geduld verlor und mit irgend einem häßlichen Krösus der Börse davonlief — eine lange, widerliche, für den Unbeteiligten einfach burleske Geschichte. Da kam der niedlichen Grisette, die über Nacht zur großen Kokotte geworden, plötzlich die launige Idee, das üppige Hotel, welches ihr der „Affe" quartier Monceaux baute, mit Bildern des ersten Geliebten zu schmücken, und von diesem Tage war sein Ruhm auf einen Schlag gemacht. Es gehörte in der Welt der freien Liebe

bald zur unerläßlichen Mode, einen echten Cadi im Alkoven zu haben und seine eiligsten Skizzen verkauften sich in den amerikanischesten Preisen. Sein Name wurde die Etiquette, an der sich das dessus du panier, die Aristokratie der Galanterie erkannte, wie das Coupee die Chimene des Trottoir von der hohen Marke scheidet. Das war im Herbste nach der Exposition, gerade als Rudi Paris südwärts verließ und durch Spanien nach Marocco ging; aber er konnte in den Blättern von Woche zu Woche deutlich verfolgen, wie Cadi mit einem geschäftlichen Tacte, den niemand an ihm vermutet hätte, das Glück beim Schopfe zu halten und auszubeuten wußte: er war der Held von tausend Anekdoten des „Gil Blas"; der alte Bauville sang an ihn im „Echo" ein buntes und barockes Mardrigal; Armand Silvestre widmete ihm seine hinterhältigsten Geschichten; zwei Oberpriesterinnen der Folies bergères ohrfeigten sich um ihn auf offener Szene; von den Maskenbällen seines neuen Ateliers Avenue de villiers wurde acht Tage lang in allen Cabarets der großen Bicherie geschwärmt; und dann das famose Duell mit dem geistreichen Spötter der Vie parisiene, der ihn einen „Ungarn von Geburt, aber naturalisierten Griechen der Malerei" geheißen hatte; und gleich darauf wurde ihm die Ehre in einem internationalen Scheidungsskandal an der Seite königlicher Prinzen zu prangen. Er malte jetzt auch ganz anders. Er lauschte nicht mehr nach der heimlichen Sehnsucht seiner tiefen Triebe. Er fügte sich in den Geschmack der Menge. Und wenn seine Mache auch immer noch den raffinierten Künstler verraten mochte, der nach neuen Formen unverkündeter Gefühle rang, so wußte er das jetzt wenigstens so geschickt hinter der aufdringlichen Banalität seiner Vorwürfe zu verstecken, daß man es ihm nicht weiter verargte. Seine „Masseuse", eine derbe bäurische Lorraine, welche die zerbrechlich feinen Glieder einer eben dem rauchenden Bade entstiegenen Modeschönheit walkt, und sein „Damenkrieg", ein assaut von Fechterinnen, hing in allen Fenstern. Die Wiener Regierung hatte für das kunsthistorische Museum, das den nächsten Herbst eröffnet werden sollte, einen Plafond bestellt.

Nun schwelgten die Beiden in Erinnerungen und tauschten Kunde von entschwundenen Menschen und Dingen und Mela amüsierte sich sehr, wie sich ihnen jeden Augenblick eine Frage, eine Geschichte auf die Lippen drängte, die sie gleich wieder verschlucken mußten, weil sie hier denn doch nicht gut möglich war. Cadi prasselte von Geist und Witz und beschwor aus versunkener Jugend tausend lose Kobolde herauf, während Lederer die Stichworte gab und von Zeit zu Zeit ein „Hölzel warf". Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf: „Und dann klagen sie aber über ihre Nerven und man wundert sich, woher die vielen Narren kommen!"

Nun horchte und forschte Lederer aufmerksam, wie viel wohl eigentlich das neue Schicksal an dem Freunde verändert haben mochte, erst Deutliches verwischend und geheime Keime entwickelnd. Aber er schien im Grunde noch durchaus der alte; nur ein bischen manierlicher, weltmännischer und blasierter war er geworden. Die flatternden Maschen, der verschossene Sammt, die zerrauften Locken waren weg. Er sah nicht mehr wie ein Friseur aus, der am Sonntag Künstler scheinen möchte. Er kokettierte nicht mehr mit billigen Extravaganzen. Und dann hatte jetzt alles, was damals an seiner Art nur erst weich und leise angedeutet und ihm selber ungewußt war — das alles hatte jetzt viel entschiedenere Töne, wie wenn jedem Zuge rasch noch einmal mit einem Druck des Daumens nachgeholfen worden wäre: die ungezogene Anmut von absynthener Verve, das treuherzig

kindliche und vertrauliche des „guten Kerls“, jene herbe Melancholie des Lasters in den fahlen Furchen um den müden Mund, das freche Spöttische und Raufluſtige an ſeinen unbekümmerten, gefliſſentlich ungenierten Geſten und Reden, und in ſeinen ſchiefen, entkleidenden, eintauchenden Blick, in den leiſen wie hinter leichten Flor gehüllten Tönen eine tiefe heimliche Verdorbenheit, die wie ein zäher ſüßlicher Parfum die Sinne ſtachelte und kitzelte und reizte. Das alles war jetzt noch eindringlicher und lauter. Er war ganz wie damals, aber er wußte es jetzt, gab ſich Rechenſchaft und wollte es mit Fleiß.

Auf einmal fiel Rudi ein, daß er ja ganz auf Margit vergaß. Er hatte ſie kaum mit raſchen Worten flüchtig begrüßt und ſollte doch .... ja aber jetzt konnte er doch nicht plötzlich mitten in die leichtſinnige Blague hinein ..... das hatte er wieder einmal ſchön dumm angefangen! Aber jetzt war es wirklich nicht möglich. Sie ſchien, wie ſie jetzt ſchlaff im Seſſel lag, mit den weichen ſanften Linien, die ihrer Haltung eigen waren, den Leib nach der einen, das Köpfchen auf die andere Seite geneigt, was am Halſe ſo liebe Schatten gab — ſie ſchien jetzt ganz bei den Geſchichten und Scherzen Cadis. Nein es ging entſchieden nicht; er mußte warten.

Während die Baronin und Rettich an das Piano traten und Mela behutſam ihre Geige aus dem ſchweren Kaſten nahm, greifend prüfte und ſtimmte, rückte Rudi an das Geländer, daß er alle deſto beſſer überſchauen könnte, die Spieler und die Hörer, unten und in der Loge. Um die Muſik war ihm nicht beſonders. Aber er beobachtete gern, welche Mienen ſie begleiteten; man konnte da manchmal ganz Unvermutetes überraſchen; er nannte es ſein Privatiſſimum der Phyſiognomik.

Es ſtimmte. Mela ſetzte die Geige ab, ſtemmte ſie an die Hüfte und nickte fragend Rettich zu: „Geh'n wir's an?“ Rettich neigte ſich leicht, warf mit einer ſchlenkernden Geſte die Manſchetten zurück und ſchlug in die Taſten; rings verſtummten die Reden.

Sie ſpielten die ‚Carmen doloroſa‘ von Rettich. Es war in ſpaniſchen Motiven, aus alten Tänzen und Sängen der Andaluſen geholt, wieder ſein ewiges Thema: das Leid des Lasters, die ſchmerzlichen Schlüſſe der Liebe, der Haß und die Qual der Wolluſt, wo ſie verendet. Er arbeitete ſehr gelaſſen auf den Taſten, mit einem harten Zuge ſtarrer Energie um das mächtige, etwas vorgeſchobene Kinn, wie er Meiſterſchützen oft gehört, kalt und unbeweglich in der Miene, manchmal, wenn er eine beſonders ſchwierige Paſſage zwang, die großen weißen Zähne ein wenig zeigend, mit der faden ſelbſtgefälligen Koketterie eines Springers nach dem Saltomortale. Mela hätte ein Tauber gehört: ſo greiflich ſah man ihren Leib entlang die Töne raſcheln; zwar ihre Miene, unter den ſteifen immer ein wenig pedantiſchen Augen, regte ſich kaum, aber die ſchmalen haſtigen Finger am Griffe der Geige, bald wie gierige Schlangenzungen ausgeſtreckt, bald übereinander enge verkrampft, ſagten die Seele jeder Note; dazwiſchen hatte ſie, in den Pauſen, eine liebe Geberde, indem ſie, während die Lippen zählend ſich leiſe bewegten, mit dem kleinen Finger der Rechten gern ihr Näschen bedächtig ſchabte, daß der Bogen ſchief an das Ohr zu ſtreifen kam, und auch die ſchmale Falte am Kinn, wenn ſie die Geige anlegte, gab ihr in allem Taumel und Tumult der Sinne, der aus den Saiten rauchte, immer was Kindliches, Herziges und Neckiſches. Seltſam war Margit: wie ſie erſt, ſo lange die heimliche Werbung flüſterte, das müde Köpfchen mit geſunkenen Lidern gleichſam in die weichen Töne legte und von den ſcheuen Schmeicheleien wiegen ließ, aber plötzlich, als am Ende die Leidenſchaft ſich frech und wüſt

bekannte, mit einem hastigen Rucke jäh und starr sich gleichsam zur Wehre setzte, Ekel und namenlose Angst und wie vor unbekannter, tötlicher Gefahr einen Notschrei in der gepeinigten Miene — aber vielleicht bildete sich Rudi das auch bloß ein und diese grellen Fetzen von arabischem Geheul konnten eine Kranke wohl nervöse machen.

Cadi posierte Blasiertheit, augenscheinlich bloß mit seinen Fingernägeln beschäftigt, die er in unabläßig verliebtem Eifer betrachtete und verglich. Hempel bemühte sich das Spiel der Hausfrau zu bewundern und doch auch gegen die Verwilderung des Geschmackes in der ganzen neuen Musik eindringlich zu protestieren und auf seiner Miene den Geist des erzürnten Wagner zu zeigen. Der Baron, die müden von vielen Genüssen zerfolterten Lippen lüstern auf, schlürfte langsam jeden Ton wie die Blume eines seltenen Schnapses, einer Havanna, die betäubt. Redl war sehr verlegen, weil er die Theeschale schon nicht länger halten mochte und sich doch nicht getraute, aufzustehen und nach dem Kamine zu gehen, um sie niederzusetzen; er hatte Angst, daß jemand seine Angst bemerken und verlachen könnte. Die stille blasse Emmy blieb regungslos und kalt; nur manchmal huschte es wie ein leiser Schimmer von Spott und Mitleid an ihren schmalen, dünnen Lippen vorbei und Rudi mußte wieder denken, daß wir davon, wie viel einer auch erlebe und erfahre, doch alle zusammen nichts wissen, wie es in einem solchen winzigen Gehirn eines jungen Mädchens wohl eigentlich aussehen mag.

Rettich spielte dann noch eine Fantasie über die deutschen Reigen von Moskovski und Emmy sang mit ihrer kleinen hellen Stimme, in der es mehr ein rhythmisches Sagen war, Lieder von Hugo Wolf und Goldschmidt. Dazwischen kam Toni Habinger angekeucht, verspätet und atemlos wie immer, mit tausend Entschuldigungen und tausend wichtigen Nachrichten für jeden: für Mela eine Mappe mit Zeichnungen aus Blois und Amboise, für Lederer einen Sitz zur Premiere des „Verlorenen Paradieses", was der vergeßliche Bummler sich niemals allein besorgen konnte, für den Baron, dem er wieder einmal eine leidige Weibergeschichte ordnete, eine tröstliche Quittung, daß sie in der nächsten Woche Wien verlassen würde. Habinger war der Vertraute der alten klassischen Tragödie. Er kannte sonst keine Freude, als anderen Freude zu bereiten. Es gab niemanden, den er nicht einmal einen schwierigen Dienst geleistet, oder aus einer schlimmen Verlegenheit geholfen hätte. Er lebte nur für die anderen. Niemals sah man ihn rasten und behaglich verweilen, weil er immer schon wieder wo anders sein mußte. Er blitzte nur wie ein Wirbelwind von Haus zu Haus, richtete seine Aufträge aus und war schon wieder verschwunden. Man hieß ihn den roten Toni, weil seine kurzen und dünnen Haare und der hängende Schnauzbart à la Haynau in dem fahlen, verwischten weißlich-grauen Alt-Weibergesicht wie der biblische Dornbusch flammten. Man hielt ihn nach den unzähligen Falten und Runzeln bis in die Ohren hinein und den schweren grauen Taschen unter den Augen, während seine Bewegungen noch sehr jugendliche schienen, für einen Dreißiger, den Ausschweifungen oder Krankheit vor der Zeit gealtert haben mochten, aber er war schon über die fünfzig. Er hatte was Geschmeidiges, Nachgiebiges und Veränderliches: er sprach unwillkürlich mit einem jeden in seinem Ton, behielt seine Lieblingsworte und brachte ihm die Anschauungen, die er ihm genehm vermutete oder wußte. Mochten sie ihn immerhin einen Kalfakter nennen — er konnte sich nicht helfen: er hatte keine andere Leidenschaft, als sich gefällig und beliebt zu machen.

Mit ihm kamen die Brüder Zwielicht. Der ältere, mit dem ausrasierten Kinn und dem wie angeklebten strohgelben Zahlkellnerbarte an den fetten, schuppigen, weißlich-gleißenden Wangen, war Advokat; der jüngere, mit der ungeheueren Glatze, unter welcher die kleinen und unfertigen Züge des engen und kurzen Gesichtes völlig verschwanden, nannte sich einen Privatgelehrten; er schrieb seit fünfzehn Jahren an einer Geschichte der Holkischen Jäger, auf die er sich an der Universität habilitieren wollte, vier Bände waren vorläufig erschienen. Man fand die Beiden immer zusammen. Sie wohnten zusammen, speisten zusammen, spazierten zusammen und abends sah man sie täglich, den einen aus seinem Bureau, den anderen aus der Hofbibliothek, atemlos nach ihrem Caffé rennen, mit der hastigen ängstlich aufgeregten Frage schon auf der Schwelle: „War mein Bruder nicht hier?"; und stundenlang saßen sie dann in der Ecke und hatten sich unermüdlich zu erzählen. In Gesellschaft verzogen sie sich bald nach irgend einem verborgenen Winkel und berieten sehr eifrig, wie alte Freunde, die sich viele Jahre nicht gesehen und sich lange Schicksale zu sagen haben; und wenn sich einer schon einmal entschloß, auch einmal mit einem andern zu reden, so geschah es nur um vor ihm die Bedeutung und Vortrefflichkeit des Bruders zu rühmen.

Als Rudi Margit den Arm gab, um sie zu Tische zu führen, nahm er sich einen Rand und erleichterte sein Herz. Wenn er erst warten wollte bis sich eine schickliche Gelegenheit fand, dann kam er überhaupt zu garnichts; er mußte ein bischen „antauchen". Und ganz unvermittelt brüsk aus einem Satze über Musik weg sagte er darum in gedrängten, vollen Worten dreist heraus, was er auf der Seele hatte — seinen tiefen Kummer um Eugen . . . und ob er einstweilen ihr Freund werden dürfte, ein aufrichtiger und ehrlicher Freund ohne Hintergedanken, der wunschlos und geduldig in der Ecke ihres Winkes gewärtig und immer zur Hand wäre, wenn sie nach Rat und Hilfe begehrte — man konnte ja nie wissen, was einem noch alles passierte. Er meinte es in diesem Augenblick sehr treu und war von seiner reinen Gesinnung selber so gerührt, daß ihm fast die Thränen kamen und die Stimme brach. Sie musterte ihn eine Weile aus ihren tiefen, wie eben erst erstaunt aus fernen Träumen tauchenden Augen; dann, mit einer schlaffen faltigen Geberde, streckte sie ihm die Hand hin, treuherzig und schlicht: „Also auf gute Kameradschaft!" Da wollte es ihn, wie ihre Gläser klangen, auf einmal scheinen, daß eine entbehrliche Koketterie in ihrem Blick gemischt war, und er dachte, daß er vielleicht vernünftiger gethan hätte, nicht gleich gar so sentimental zu beginnen — „es war dumm, es wird mir den Uebergang erschweren, später." Und jetzt bemerkte er auch erst, daß die strenge Trauer ihres schwarzen Kleides in schwerem, altem Moir eigentlich garnicht so traurig, sondern durch eine listige Ordnung köstlicher Points heimtückisch erheitert war. Und nun wußte er schon garnicht mehr, welchen Ton er mit ihr nehmen sollte.

Das Gespräch wollte nicht gleich flüssig werden. Die beiden konnten doch nicht immer aus dem quartier latin erzählen; auch paßte es Lederer nicht, vor Margit gar zu sehr als Sausewind und Lumperl zu erscheinen, und Cadi fühlte sich neben der stillen, blassen Emmy ungemütlich — so holländische Plain-Air-Seelen waren nicht sein Stil. Redlich widmete sich eifrig dem Essen, mit einer für die Küche sehr schmeichelhaften Andacht. Der Baron, der gerne die Schwiegermama ein bischen reizte, behauptete ein sträfliches Verhältnis zwischen ihr, Hempel und Seeliger — „ein unheimlich magisches Dreieck von

verirrter Liebe . . . Schon direkt pathologisch, eigentlich Ihr Fall, Sie könnten da schöne Studien machen". sagte er zu Redl, der dankend errötete. Mela war ruhelos um Margit bemüht, legte ihr vor und fütterte sie wie ein verzogenes Kind. Seeliger murmelte noch immer Rezepte. Die Brüder Zwielicht tuschelten heimlich zusammen.

Rettich bat um Wasser; er trank weder Bier noch Wein noch Kaffee oder Thee, er rauchte auch nicht; er verschmähte alle künstlichen Reize. Cadi natürlich verteidigte les paradis artificiels und pries in frechen Paradoxen Aether, Cocain und Haschisch: „die Kunst der Zukunft wird eine morphinistische sein oder sie wird überhaupt nicht sein!" Aber er hatte auf dem Grunde seiner Worte einen verräterischen Aufsitzerton, daß ihm niemand widersprechen mochte.

Mela meinte zu Rettich: „Das giebt sich mit der Zeit. Wenn Sie nur erst eine Weile in Wien sind, werden Sie sich das Trinken schon angewöhnen. Bei uns lernt man alle Laster."

„In den acht Tagen, die ich noch bleibe, wär das doch ein bischen schwer."

„Sie wollen schon wieder fort?"

„Ich geh' jetzt noch vierzehn Tage nach Berlin und auf fünf Konzerte nach Petersburg — und dann sieht und hört man wenigstens ein Jahr lang wieder nichts von mir. Ich halte es in den großen Städten nicht aus — ja gewiß alles sehr schön und anregend und man lernt eine ganze Menge, aber ich glaub', in sechs Monaten wär' mein ganzes Talent weg." Und er erzählte, daß er sich in seiner kärntnerischen Heimat angekauft — ein großes einsames Gut, ein paar Stunden von Friesach; da wollte er nun wieder reiten, jagen und radfahren und nur seiner Wirtschaft leben. Die Oekonomie war seine Passion.

„Sonderbar", sagte Lederer nachdenklich. „Gerade von dem Musiker der Dekadence, der verstörten Nerven . . . man sollte meinen —"

„Aber das habe ich doch alles in mir. Dazu brauche ich nichts von außen. Es würde mich vielmehr bloß verwirren, ängstigen —"

„Und die Pose Tolstoi ist auch gerade sehr beliebt. Weltflucht, Ein amkeit, Natur — eine ausgezeichnete und nicht einmal kostspielige Reklame!"

Rettich sah verwundert zu Cadi auf und zuckte gelassen die Achseln, ohne ein Wort zu erwidern. Cadi war ärgerlich und nervöse; er hatte das Bedürfnis, mit jemandem anzubinden, und fand keine Opfer. Er ließ es seine Nachbarin durch allerhand burschikose Späße entgelten: „Wenn ich einmal die Göttin des Cacao malen werde, müssen Sie mir sitzen mein Fräulein! Sie haben so etwas Beschwichtigendes, Beruhigendes, Einlullendes für die Nerven." Aber Emmy antwortete ganz ruhig: „Da müssen Sie ja sehr froh und glücklich sein, daß Sie mich gefunden haben. Niemand kann das nötiger haben, ein bischen abgedämpft zu werden, als gerade Sie."

Mela wollte Rettich bekehren: „Ihre Angst ist wirklich ganz thöricht — unser Leben ist gar nicht so gefährlich wie Sie sich das einreden. Und wir hätten so schöne Sachen zusammen gemacht! Wenn man sich erst ein bischen kennt, dann spielt man doch noch ganz anders!"

„Bei Ihnen wird überhaupt viel Kunst getrieben, Baronin?" Es schien ganz harmlos und verbindlich, wie Cadi das fragte, aber Mela hörte einen leisen Klang von Spott dazwischen, wie man in den Ateliers mit dem Herrn aus der Provinz spricht, der ja vielleicht am Ende was kauft . . . da müssen die ehrbaren Meinungen und Reden herausgehängt werden. Sie guckte ihn eine Weile forschend an, um sich an seiner Miene zu versichern, wie es eigentlich

gemeint war; dann tippte sie mit dem kleinen Finger die Krumen von dem Tuche auf und räusperte sich wie zu einem Vortrage. „Na also! Da haben wir's!" sagte Lederer zu Margit. „Jetzt geht's wieder einmal los! Passen Sie nur auf! Es wird gleich kommen."

„Mir ist das gerade so zuwider wie Ihnen. Sie können mir getrost glauben — fragen Sie nur einmal bei meinen Freunden herum! Der Name und die Sache sind mir gleich zuwider. Nein — nicht Kunst treiben, als ein Intermezzo in das Leben fügen, um sich die Nerven für eine Viertelstunde zu montieren; sondern das ganze Leben überhaupt in Kunst verwandeln, bis jede andere Spur daraus entwichen ist. Das möchte ich."

Mela sagte das sehr eifrig auf, wichtiger und feierlicher, als es sonst ihre Art war, wie ein Sprüchel, dem man eine besondere Kraft glaubt.

„Ja, das sagen die Dilettanten meistens!" Cadi blickte so lustig und gemütlich dazu, daß man wirklich nicht böse werden konnte; es war offenbar nur die Freude an der Bosheit, am Streite und am Widerspruch; er wollte sie sicherlich nicht kränken.

„Und was sagen denn die Künstler?"

„Die Künstler — mein Gott, was so die gemeinen Künstler ohne Nimbus sind, die bekennen ganz ehrlich: die Kunst ist ein Gewerbe wie die anderen auch, das auf Bestellung Waren liefert, mehr oder minder verkäufliche Waren, je nach der Arbeit der Firma. La Bruyère, der vielleicht doch auch etwas davon verstand, hat gesagt: c'est un métier de faire un livre, comme de faire une pendule — und das gilt von den Bildern und von den Tönen ganz genau ebenso. Das „Kunstleben" ist ja wahrscheinlich eine sehr hübsche und erfreuliche Sache, aber mit der Kunst und den Künstlern, wie sie sich nun einmal geschichtlich entwickelt haben, hat es garnichts zu thun und meistens wird es wohl auch bloß eine schöne Ausrede der ratés sein.

Nun hob Mela langsam ihren ernsten, steifgestielten, spröde verhaltenen Blick auf ihn: „Und haben Sie diese ratés denn noch niemals beneidet? Haben Sie niemals den Ulrik Brendel beneidet, um die gewissen schönsten Bücher, die er — nicht geschrieben hat? Das heißt . . . pardon, ich meine nur, weil wir schon einmal davon sprechen . . ." Sie verwirrte sich ein wenig und zauderte, ängstlich, daß es unzart werden möchte.

Es wurde einen Moment ganz stille um den Tisch. Cadi sah auf die Baronin und antwortete nicht gleich. Dann sagte er einfach und herzig und jeder Spott war aus seinem Tone gelöscht: „Bitte, erzählen Sie uns noch ein bissel mehr davon . . . wie Sie es sich denken."

„Ja freilich! Ich bin so schon überall in Verruf, weil ich von nichts anderem mehr rede."

Und Rettich, erstaunt, nachdenklich und neugierig, rekapitulierte: „Also von den Werken selbst halten Sie dann eigentlich nicht viel?"

„Von den Werken an sich, losgelöst vom Künstler, gar nichts — nur der Mensch, der in ihnen steckt, wirkt auf mich. Wenn der Künstler sie braucht, um an ihnen und durch sie eine Stimmung kräftiger, deutlicher und bewußter zu genießen — dagegen habe ich garnichts! Aber nur als Mittel der Stimmung lasse ich sie gelten . . . und meinetwegen auch zum Aufbewahren der Stimmung wie in Spiritus — als Zeichen, durch welche man abgeschiedene Stimmungen nach Belieben immer wieder auferwecken kann. Sonst bedeuten sie mir garnichts."

„Also natürlich auch nur für den Künstler selbst — nicht für die Anderen?"

„Nur für den Künstler selbst — gewiß! Das Werk geht niemanden als seinen Schöpfer an."

„Und nur, um sich desto gründlicher zu exaltieren — also eigentlich genau dasselbe wie Cocain und Haschisch."

„Nein, exaltieren möchte ich lieber nicht sagen . . . weil es ja vielmehr anhaltend und zu unverwindlicher Gewohnheit werden soll. Mit dem kühnen Flügen kommt nicht viel heraus . . . wo wir freilich eine Weile in sehr schöne Reinheiten eschappieren, aber die Herrlichkeit dauert meistens nicht lange. Nein, sondern die langsame Entfernung von der Erde, das langsame Steigen ins Künstliche, die langsame Ueberwindung des Tieres, das wir ja niemals ertöten, aber mit uns aufwärts ziehen und für die milderen Striche zähmen können . . . . . bis die gemeine Natur ganz abgestreift ist und alles am Ende in Schönheit geschieht."

„Die reine Hedda Gabler", sagte Lederer. „Man könnt' sich ordentlich fürchten."

„Nur daß die verehrte Dame in Schönheit sterben will, während es mir vorläufig noch gar sehr um das Leben zu thun ist."

Und Cadi, scheinheilig entsetzt, mit anklägerischer Strenge: „Und so möchten Sie unserer ganzen Kunst, die bis jetzt immer eine so ernsthafte Schulangelegenheit gewesen, alle Würde und Ehrbarkeit nehmen uud sie soll Ihnen bloß zur Förderung der Wolluſt dienen, sozusagen! O welch' ein Abgrund von Verderbnis!"

„Bloß zur Förderung der Wolluſt — das sagt sehr gut, wie ich es eigentlich meine. Jener feineren, zarteren und auserlesenen Wolluſt, die aus dem Geiste der Nerven kommt."

„Und der Künstler wäre dann nichts mehr als eine besonders bevorzugte Gattung von Wüstling."

Sie lachten und der Baron rief herauf: „Na, Ihr scheint ja auch schon recht nette Gespräche zu führen! Und dann redet man über die Männer!" Und mit einer schauspielerisch-würdigen, pathetischen Geberde drohte er strenge.

(Fortsetzung folgt.)

Werdende Moralität.

Von

Christian Ehrenfels.

II.

Moralität ist notwendig, damit die großen Forderungen der Zeit erfüllt werden. — Aber welche Moralität? . . . . .

Diese Erkenntnis und diese Frage öffnen unserem weiteren Vordringen den Weg.

Ehe ich jedoch zu zeigen versuche, daß allein in einem stets wachen Gefühle der Pflicht zur Entwicklung die moralische Potenz liege, welche der hohen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft gewachsen ist, muß ich — um einem litterarischen Herkommen Genüge zu thun — kurz der Vermutung Ausdruck geben, daß der Kundige mannigfache Berührungspunkte zwischen den hier darzulegenden Ueberzeugungen und den Emanationen des gegenwärtig so hoch in Mode stehenden Philosophen Friedrich Nietzsche auffinden werde. Dennoch stammen jene Ueberzeugungen nicht von diesem, sondern — allerdings indirekt — von den Begründern der Evolutionstheorie, von den großen Urhebern des Entwicklungsgedankens überhaupt — jenes strahlenden Brennpunktes der neueren Weltauffassung, dessen Licht nur von dem moralischen Spiegel aufgefangen zu werden braucht, um die Perspektive einer Entwicklungsmoral den Blicken aller Zukunftsbegierigen zu entwerfen. Bloß um dem möglichen Vorwurfe eines illoyalen Vorgehens von vorne herein zu begegnen, verweise ich hier auf den vielgerühmten philosophischen Acteur und Poseur, welcher die große Gebärde des Mimen auf der Schaubühne zu bekämpfen suchte, um sie in die Wissenschaft einzuführen. Ihm sei unter den folgenden Ausführungen die Priorität aller jener Gedanken ausdrücklich zuerkannt, welche die Kenner und Bewunderer seiner vielfach buntschillernden, orakelhaften Aussprüche diesen jedenfalls besser und sicherer zu entnehmen imstande sein werden, als ich es vermag.

Galt es hier einer möglichen Verwandschaft zu gedenken, so muß ich andererseits ebenso entschieden die Identifizierung oder Vermengung mit einer in unserm politischen Parteileben sich kundgebenden Tendenz zurückweisen, welche in dem Versuche gipfelt, die große Aufgabe unserer Zeit, das soziale Problem, durch reine Moral ohne namhafte Veränderung der gesellschaftlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch zu lösen, oder besser tot zu predigen. Das Vorhaben ist von vornherein widerspruchsvoll; denn denkt man sich wirklich die Moralität der herrschenden Klassen in der Weise gesteigert, wie die Vertreter dieser Richtung

es anzustreben behaupten, so erkennt man klar, daß dann das nächste Bemühen jener darauf gerichtet sein müßte, die rechtlichen Verhältnisse der in schmählicher Abhängigkeit lebenden Lohnsklaven von Grund auf zu bessern, und nicht ihnen ein, wenn auch noch so nötiges Almosen zukommen zu lassen, welches niemals die Gewähr einer dauernden und gründlichen Besserung bietet. — Hinfällig wie die Tendenz sind denn auch die moralischen Anstrengungen jener Partei, welche sämtlich den Typus der Predigermoral an sich tragen — jenen Typus, welcher einst Schopenhauer zu dem bekannten Ausspruch bestimmte: „Moral predigen ist leicht, Moral begründen" — nämlich im Sinne der theoretischen Klärung des Moralbegriffs — „ist schwer". Er hätte vielleicht hinzusetzen können: „. . . — und Moral wirken — nämlich die Menschen wirklich besser machen — ist am allerschwersten". Jedenfalls wäre durch diese Gegenüberstellung das „Moralpredigen" richtig gekennzeichnet worden; denn es gehört ja — nach den heutigen Begriffen — zum Wesen einer jeden wirklichen Predigt, daß sie keine Wirkungen besitzt! — Und auf ein solches von vorne herein wirkungsloses Predigen beschränkt sich im großen Ganzen die Thätigkeit jener einseitigen Befürworter des Moralprinzips, welche — man kann es nicht leugnen — individuell gewiß oft von dem löblichsten Eifer erfüllt sind. Vielfach mag auch dies hinderlich sein, daß die Mehrzahl der in dieser Richtung Beflissenen den Moralitätsgedanken nicht anders als mit einem größeren oder geringeren Ballast von religiöser Dogmatik zu fassen vermag. Doch ließe sich auch mit gänzlicher Emanzipation vom Dogma das Vorhaben nicht durchführen, den Forderungen einer neuen Welt mit Beibehaltung der alten Verhältnisse und durch bloße Steigerung der alten moralischen Fähigkeiten gerecht zu werden. Denn die alte Moral, die christliche Moral in irgend einer ihrer Abarten, Deutungen und Mißdeutungen beherrscht Gefühl und Ueberzeugung aller derjenigen, welche, mit übrigens konservativen Neigungen, von der Moral allein das große Heil für die große Not sich erhoffen.

Es ist darum für unsere Zwecke zunächst unerläßlich, die verschiedenen Formen zu prüfen, in denen das *christliche Moralprinzip* sich heute noch bethätigt, oder *sich* zu bethätigen sucht.

Man nennt unsere gegenwärtige **Kultur** allgemein eine christliche, und kann hierfür zweifelsohne manche thatsächlichen Gründe anführen. Dennoch ist es gewiß verfehlt, dem Christentum im engeren Sinne — jener Lehre, welche von Jesus seinen Jüngern übermittelt wurde, und allmählich die weiten Provinzen des Römerreiches sich unterwarf — die treibende Kraft zusprechen zu wollen, welche die junge Welt des Mittelalters aus dem Schutte der antiken Ruinen und dem Dunkel des nordischen Urwaldes hervorzauberte. Das Christentum hatte die Kraft nicht bewährt, den römischen Staat und die antike Kultur vor Verfall und Versumpfung zu erretten; die treibende Kraft des Neuen lag vielmehr im jungen germanischen Blut der wandernden Völker, welche die alte Welt zunächst mit Vernichtung bedrohten, um dann in langwährendem Assimilationsprozeß Stück für Stück des versunkenen Schatzes sich wieder anzueignen und so ein eigenartiges, höheres Kulturgebilde zu schaffen. Eines jener zunächst angeeigneten, im Assimilationsprozeß jedoch gründlich umgestalteten Kulturelemente war allerdings die christliche Religion; erwägt man aber dagegen alles was wir der heidnischen Antike an Kunst und Wissenschaft, an rechtlichen Institutionen und technischen Fertigkeiten verdanken — beachtet man weiter, wie verändert uns dies alles in seiner Neubelebung durch ein junges,

aufstrebendes Volkstum entgegentritt — so wird man die Bezeichnung unserer Kultur als einer christlichen auf das gebührende Maß ihrer Giltigkeit zu beschränken wissen.

Dies darf heutzutage wohl als anerkannt gelten; ebenso, daß die vom Mittelalter an in mannigfachen Wandlungen bis auf unsere Zeit thatsächlich herrschende Moral von der Moral des Urchristentums so verschieden ist, wie etwa der Dom zu Köln von einer römischen Basilika. Denn die Moral des Urchristentums blieb zwar theoretisch und als frommer Wunsch aller Christenmenschen stets in Kraft, und zu allen Zeiten fanden sich einige wenige, welche mit dieser Moral Ernst machten — die Norm aber für die thatsächliche Bewertung der Motive des Handelns wurde für die Mehrzahl nicht durch die christliche Moral, sondern durch den Begriff der Ehre gegeben, welcher sich neben jener eines gleichsam nur geduldeten, ungesetzlichen, aber um desto wirkungsvolleren Daseins erfreute. Der Zwiespalt zwischen den Erfordernissen des christlichen Sittengesetzes und der Ehre ist geradezu charakteristisch für das moralische Fühlen des Mittelalters bis auf unsere Zeit herauf, und findet beispielsweise einen schroffen Ausdruck in der Thatsache, daß die Kirche den im Zweikampfe Gefallenen mit dem höllischen Feuer und ewiger Verdammnis bedrohte, dennoch aber ein jeder für ehrlos erachtet wurde, welcher den Zweikampf verweigerte. Und bekanntlich erwiesen sich die im Ehrbegriff niedergelegten moralischen Forderungen meist als wirksamer wie die von der Kirche sanktionierten. Dies läßt mit Bestimmtheit darauf schließen, daß selbst in den Zeiten des lebendigsten Glaubens die „jenseitige Welt“ in den wenigsten Gemütern das volle Gewicht der Wirklichkeit zu erlangen vermochte; denn es ist nicht denkbar, daß jemand, der den Begriff der ewigen Verdammnis in seiner ganzen Furchtbarkeit als Reales erfaßt, sich durch irgend welche zeitlichen Rücksichten bestimmen lasse, seiner Ueberzeugung nach jenes schreckliche Los auf sich zu nehmen. So war die Moral der Ehre die bestimmende für die allermeisten Konflikte des realen Lebens, und nur hin und wieder strahlte in das Getriebe, wie ein Stern aus einer Traumwelt, die Milde echt christlicher Gesinnung — gepflegt von einigen auserlesenen Heiligen, zu denen die große Menge der Sünder mit ehrfurchtsvoller Scheu hinanblickte.

Wir dürfen diesen Zustand, so widerspruchsvoll er erscheinen mag, nicht beklagen. Er gab die moralischen Formen, in denen sich unsere Kultur entwickelte. Wir dürfen es am allerwenigsten bedauern daß der wahrhaft christlichen Moral im wirklichen Leben nur die Leuchtkraft des Sternenlichtes innewohnte, denn diese Moral der Weltverneinung konnte nur als sekundäre Macht, mildernd, versöhnend, erhebend — niemals aber als einzig herrschendes Prinzip Lebensfähiges schaffen. Erklärlich aber wird uns aus diesen Verhältnissen, wie man sich immer mehr daran gewöhnte, den Forderungen des wahren Christentums einzig und allein durch frommes Augenverdrehen zu begegnen. Es hat sich in dieser Beziehung bis heute wenig geändert. Unsere Ehrbegriffe haben sich mannigfach modifiziert, die christliche Kirche hat in ihren verschiedenen Sekten die verschiedensten Versuche gemacht, das Widerstrebende zu vereinigen, die Moral der Ehre und Liebe zusammenzuschweißen, aber der Spalt klafft heute noch so tief wie jemals, und man braucht sich nur den Erfolg zu vergegenwärtigen, mit dem man selbst den gläubigen Christen einen großen Sünder oder einen ehrlosen Menschen schelten würde — um auf das bestimmteste zu erkennen, welchem von den beiden moralischen Wertmessern heute noch die größer reale Wirk-

samkeit zukommt. So hat sich denn in anderthalb Jahrtausenden eine meisterhafte Technik in der Behandlung moralischer Angelegenheiten bei den offiziellen Vertretern aller christlichen Konfessionen herausgebildet. Man kann nicht sagen, daß die Moral der bürgerlichen Respektierlichkeit, die Biedermannsmoral, welche gegenwärtig im Handel und Wandel der breitesten Volksschichten Geltung besitzt, geradezu von den Kanzeln gepredigt werde; so weit ist die Interpretationskunst unserer Schriftgelehrten doch noch nicht gediehen. Aber man braucht nur einen solchen Biedermann auf der Kanzel anzusehen und anzuhören, wie er mit den durch lange Tradition überkommenen, eingelernten Gesten und in dem eben so bestimmten Tonfall der Stimme seine Ermahnungen zum echt christlichen Lebenswandel vorträgt — um sofort zu erkennen, daß dies alles ja nur gesagt sei, um gesagt zu sein, — daß die religiösen Institutionen unserer Zeit in erster Linie und ihrem realen Kern nach Beruhigungsanstalten des Gewissens sind, viel mehr bestimmt dieses einzuschläfern als es zu erregen und zur befreienden That zu treiben. . . . . .

Von solchem Moralpredigen kann uns das Heil nicht kommen!

Neben jenem kirchlichen Christentum — der einen Form, in welcher sich die christliche Moral dem Menschen der Gegenwart darbietet — finden sich jedoch, sowohl unter den Vertretern der offiziellen Religionsgemeinschaften, wie auch sonst, einzelne wahrhafte und aufrichtige Christen, welche die Forderungen ihrer Lehre gegebenen Falles auch in Thaten umzusetzen bereit sind. Besonders unter den Frauen ist solch edle Gesinnung noch lebendig; dies wird jeder mit Dank bezeugen, der es etwa selbst erfahren hat, wie in Fällen der Krankheit und des Siechtums hochherzige Helferinnen in das Familienleben eingreifen, um willig zur Erleichterung der nächsten Angehörigen des Betroffenen die schwerste Bürde des aufreibenden Dienstes auf sich zu nehmen. Auch der aufopferungsvollen Kulturarbeit der Missionäre unter ganz und halb wilden Völkerschaften ist hier zu gedenken, sowie mancher wahrhaft heilsamen, von echt christlichem Geiste beseelten Institutionen, welche die Grausamkeiten des modernen Kampfes ums Dasein zu mildern versuchen, und dies auch wohl — freilich nur in ungenügendem Maße — erreichen. Aber alle diese Bestrebungen wirken nicht viel besser als eine Sisyphusarbeit, wie ein fortwährendes Verstopfen eines stets weiterreißenden Leckes im Schiffskörper; und alle diese Bestrebungen sind nur denkbar als Begleitvorgänge des eigentlich produktiven, wenn auch für den Einzelnen mitunter verderblichen Lebensprozesses der Gesamtheit. Wer könnte es wohl in einer Welt aushalten, die keine andern moralischen Ideale kennte, als die der Krankenpflegerin, oder besten Falls des Heidenbekehrers!

Das Bild einer solchen Welt, es wurde uns thatsächlich von einem ebenso genialen als edel gesinnten Zeitgenossen entworfen, von einem Manne, der, wie er neulich bewies, auch vor den Konsequenzen der That nicht zurückschreckte. Ich meine natürlich Leo Tolstoi, welcher wohl am nachdrücklichsten in unsrer Zeit ächt christliche Moral in die Wirklichkeit zu übersetzen strebt. Und doch sind es entschieden kulturfeindliche Tendenzen, zu denen sein Streben ihn notwendig hindrängte! Er hat den Ernst und die Tiefe seines Wollens jüngst in den Schrecken des großen nationalen Unglücks bewiesen; es ist wahr. — Aber daß es einer Hungersnot bedurfte, um die Kraft jener Moral an den Tag zu bringen — ist nicht gerade dies ein untrügliches Zeichen dafür, daß jene Moral im gesunden Leben und Wachsen der Menschheit niemals zur Herrschaft berufen sein kann? . . . . .

In einer dritten, allerdings sehr modifizierten Gestalt noch sucht gegenwärtig dem Wesen nach christliche Moral zur Geltung zu kommen. Es ist dies das Prinzip der Nächstenliebe in jener philosophischen Fassung, welche das „größtmögliche Glück der Gesamtheit" als das einzig ethisch erstrebenswerte Ziel hinstellt. Um sich genau zu veranschaulichen, was hiermit gemeint sei, ist es nötig, einige subtile Begriffsbestimmungen vorzunehmen: Man denke sich jeden Glücks- oder Lustzustand eines einzelnen Menschen je nach seiner Höhe und der Zeit, welche er andauert, durch eine positive Zahl, jeden Zustand des Schmerzes oder der Unlust analog durch eine negative Zahl ausgedrückt. Man kann dann eine Summierung jener Zustände ausführen, und erhält je nach dem Ueberwiegen der Lust oder des Schmerzes eine positive oder negative Bilanz. Jede Vergrößerung der positiven oder Verringerung der negativen Bilanz ist somit eine Veränderung zum Besseren, allgemein benannt eine Förderung des Glückes. Unser Moralprinzip verlangt nun, daß der Mensch in allen Konfliktsfällen, so gut er es vermag, die voraussichtlichen Wirkungen dieser oder jener Entscheidung auf alle Menschen, welche davon direkt oder indirekt betroffen werden, ihrem Lust- oder Schmerzgehalt nach abwäge, um dann diejenige Handlungsweise zu wählen, welche die günstigste Gesamtbilanz erwarten läßt.

Es ist nicht zu leugnen, daß ein derartiges Verhalten, wenn es immer realisiert werden würde, den Wünschen, welche die Meisten betreffs der Bethätigungsweise ihrer Mitmenschen hegen, in weitem Maße entgegen käme. Andrerseits ist es klar, daß dieses Moralprinzip nicht das einzige sein könnte, auf welches wir in allen Fällen des praktischen Lebens verwiesen wären; denn vor lauter gewissenhaften Ueberlegungen kämen wir dann niemals zum Handeln. Die einsichtsvolleren Vertreter jenes Prinzips wollen ihm darum auch nicht einzige Geltung, sondern nur die Herrschaft über alle niedrigeren moralischen Triebe zuerkannt wissen, derart, daß wir diese stets in Rücksicht auf jenes zu erziehen und zu korrigieren trachten und nur bei den allerwichtigsten Entscheidungen, wenn Zeit zu reiflichem Nachdenken vorhanden, auf jene höchste Instanz zurückgreifen, um die Rechnung, natürlich nur approximativ, auszuführen. Auch dann werden wir oft irre gehn und durch irgend welche unvorhergesehene Wirkungen unserer Handlungen überrascht werden; im großen Ganzen sei aber doch zu erwarten, daß redliches Bemühen einen erheblichen Ueberschuß an nützlichen, thatsächlich glückfördernden Entscheidungen zeitigen werde.

Dies wäre nun alles sehr schön und sehr gut, wenn es uns nur nicht mit einem so erschrecklichen Hauch der Langenweile angähnen würde! — Darum also alles Hangen und Bangen, die heiligste Not und das tiefste Weh — damit wir aus diesem Leben für die Species Mensch das größtmöglichste Quantum von Lust herausschlagen? — Mit diesem Ziel vor Augen sollen wir den lachenden Frühling begrüßen, ein liebendes Weib an unsere Brust drücken, oder in ehrfurchtsvollem Staunen zum bestirnten Himmel emporschauen? — Nur recht vergnügt zu sein auf der Erde — dieser Gedanke soll uns die Kraft des Wollens geben, den Funken der Begeisterung aus der Seele schlagen? — Nimmermehr! — Die Sorge für das „größtmögliche Glück der Gesamtheit" mag der öffentlichen Gesundheitspflege als treffliche Richtschnur dienen, und wenn sie uns ausgiebige Schutzmaßregeln gegen die Cholera schafft, so wollen wir ihr Dank wissen; aber wo es gilt, als Mensch sein Heiligstes einsetzen und sein Heiligstes begehren, da walten andere Mächte! Und die sich selbst hohen Strebens bewußt waren und ihm jene Deutung gaben, die haben es mißdeutet und sich selbst mißverstanden.

Denn so wie der Mensch verächtlich ist, der nur um eigenes Wohlbehagen sorgt, so wäre es auch die Menschheit, die nur nach eigener Lust verlangte!

Auch die rationalistische Erhellung der christlichen Moral vermochte dieser kein neues Leben einzuhauchen; das arithmetische Christentum unserer Utilitarier hat nicht mehr Lebensnerv als das reaktionäre Urchristentum eines Tolstoi. Moralprediger sind jene wie dieser; ehrliche Moralprediger zwar, aber solche, die vor tauben Ohren predigen!

Es seien darum keineswegs jene Moralbestrebungen als wertlose oder gar schädliche hingestellt! So wird sich die „Umwertung aller Werte", welche uns jüngst mit vielem Pathos verkündet wurde, gewiß nicht vollziehen, daß, was bisher mit Gold aufgewogen ward, von nun an dem Staub gleich gelte. Echt christliche Nächstenliebe, mag sie sich wie immer offenbaren, wird stets — oder doch noch sehr lange Zeit hindurch! — auf der „Tafel der moralischen Werte" einen hohen Rang behaupten. Hut ab vor dem echten Christen! Wir bedürfen seiner, und er soll uns geehrt und willkommen sein. Aber er möge christliche Demut auch an seinem Christentum üben, und es nicht für die einzige oder höchste moralische Kraft erachten, von der allein das kommende Heil zu erhoffen sei!

So würden wir denn einer trüben Zukunft entgegensehen, wenn die allgemeine Moralität nur ein Erzeugnis der allgemeinen Moral wäre, wenn die moralischen Realitäten nicht reicher sein würden, als die moralische Theorie. Auch das Schlagwort einer Entwicklungsmoral könnte unter solchen Umständen wenig frommen, und wenn man gar an den Weltbürger der neu zu belebenden Kultur mit der Anforderung heranträte, er solle nach dem „Uebermenschen" trachten, so könnte man leicht durch dessen Frage in Verlegenheit geraten: — „Herr, wie soll ich das anfangen?" —

Aber es verhält sich in Wirklichkeit nicht also. Die neue Moralität braucht durch eine neue Moral nicht etwa erst geschaffen zu werden; sie lebt und wirkt schon in uns, in den besten von uns; und die moralische Theorie hat nur die Aufgabe, bereits vorhandene Schätze aus den Tiefen der Menschenbrust hervorzuholen, zu beleuchten, ihrem Werte nach zu würdigen. — „Die der Entwicklung förderlichen Triebe" — das ist eine sehr unschöne und sehr umständliche Bezeichnung für eine Summe von psychischen Realitäten, welche bisher eine allgemein zusammenfassende Beachtung, und mit ihr einen prägnanten Namen noch nicht gefunden hat. Deutlicher klingt schon, wenn man jene Summe in ihre konkreten Bestandteile zerlegt, und von einer Liebe zum wissenschaftlichen Forschen, zum künstlerischen Schaffen spricht, von einem Drang nach Verinnerlichung des Schauens und Bereicherung des Empfindens, von einem Eifer nach Belebung und Vermenschlichung alles Irdischen, von einem Heldenmut im Kampfe mit den unerkannten und unbezähmten Gewalten der Außen- und Innenwelt, vom Streben nach umfassender Organisation und Verbrüderung aller Erdgeborenen. Aber auch hier fühlt man die Unzulänglichkeit der Sprache, welche nur für die allerletzten, an die Oberfläche des Bewußtseins heranreichenden Verästelungen der psychischen Grundmotive Worte besitzt. Um Stamm und Wurzeln jener treibenden Kräfte bloßzulegen und dasjenige, was das eigentlich Produktive der Moralität der Entwicklung ausmacht, in seiner organischen Gliederung darzulegen, wäre eine Vervollkommnung unserer Psychologie nötig, wie sie heute nur geahnt werden kann. Nicht ein so hohes Ziel dürfen diese Ausführungen verfolgen, welche auf den positiven Gehalt des Werdenden, Lebensfähigen nur insoweit hinweisen, als dies zu dessen Anerkennung und Unterscheidung von dem

Ueberkommenen und teilweise Ueberlebten einerseits, und den hinfälligen Nebenerzeugnissen des großen moralischen Gährungsprozesses andererseits nötig ist.

Um hiebei einem möglichen Mißverständnisse gleich von vornherein zu begegnen, sei zunächst darauf hingewiesen, daß hier keineswegs die Neuheit jener genannten Triebe der Entwicklung behauptet werden soll. Derartige oder ähnliche Motive hat es seit den Anfängen der Kultur sicherlich immer gegeben — zeitweise sogar in hoher Ausbildung — so etwa wie Mitgefühl mit fremdem Leid auch lange vor dem Auftauchen des Christentums schon zweifellos im Menschenherzen sich regte. Aber wie jene Nächstenliebe erst spät nach ihrem Entstehen mit der Intensität und suggestiven Kraft einer als moralisch empfundenen Fähigkeit die Gemüter erfaßte — so beginnen gegenwärtig die Triebe der Entwicklung im allgemeinen Bewußtsein um sich zu greifen. — Dies allein ist der Sinn, in welchem sie hier als *werdende Moralität* anerkannt sein wollen.

Vielleicht erwidern die Vertreter der Moral des größtmöglichen Glückes, daß wir doch nur einer Umschreibung des von ihnen aufgestellten höchsten Zieles das Wort reden. Denn jede gesunde Entwicklung — und nur von einer solchen könne hier die Rede sein — sei mit Lust- oder Glücksgefühlen verbunden. Wer also das größtmögliche Glück der Gesamtheit anstrebt, der wirke um desselwillen schon auch im Sinne einer gedeihlichen Entwicklung.

Aber dies kann in seiner Allgemeinheit doch bezweifelt werden, ob es auch in einzelnen Fällen zweifellos zutrifft. Daß es peinliche Entwicklungskrankheiten giebt, ist aus dem Leben des Einzelorganismus genugsam bekannt, und so darf es sicherlich nicht als erwiesen vorausgesetzt werden, daß die größtmögliche Menge von Lust im kräftigen Vorwärtsschreiten und nicht etwa im behaglichen Verharren zu gewinnen sei. Und selbst wenn das zutreffen sollte, so ist es doch nichts weniger als gleichgiltig, von welcher Seite man ein und dasselbe Ding anschaut. — Denken wir uns etwa (um dies recht anschaulich vorzuführen) einen Künstler, dem die Aufgabe gestellt werde, das *schönste* Weib seines Vaterlandes aufzufinden — und daneben einen Arzt, den man dazu bestimme, das *gesündeste* Weib des Landes zu suchen! — Es ist möglich, daß das Ziel der beiden dasselbe ist — ja es besteht sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, da Schönheit und Gesundheit meist Hand in Hand gehen und jedenfalls in innerem Zusammenhange stehen. Und doch — wie anders würden sich die Erlebnisse und das Verhalten des Künstlers und des Arztes auf jener Forschungsreise gestalten! — Um jenes Verhalten und jene Erlebnisse aber handelt es sich gerade dort, wo der Mensch sich ethische Ziele wählt, und darum wäre es keineswegs gleichgiltig, ob wir nach Entwicklung oder nach Lust strebten, selbst wenn es ausgemacht wäre, daß beide zusammenfielen.

Und wenden wir uns nach diesen Reflexionen den psychischen Wirklichkeiten zu, fragen wir den Mann der That, den Mann mit bestimmten, konkreten Zielen aufs Gewissen, was ihm etwa beim wissenschaftlichen Forschen, beim künstlerischen Schaffen als höchstes Ziel vor Augen schwebe — seine Kunst, seine Wissenschaft, oder die Beglückung der Menschen — so wird die Antwort zweifellos im Sinne der Entwicklungs- und nicht der Glückseligkeitsmoral erfolgen, wenn anders der Gefragte die Kraft und Aufrichtigkeit besitzt, einer altüberlieferten Fiktion entgegenzutreten. Ja selbst wer auf Samariterdienste auszieht, Wunden zu heilen oder den Hunger zu stillen, wird hiebei nicht ausschließlich des Schmerzes gedenken, den er lindert oder behebt. Nicht deswegen ist der Hunger so schrecklich, weil er so weh thut, sondern deswegen, weil er

schwach, elend, häßlich und untüchtig macht. Leben, Bewegen, Wachstum, Schönheit, Kraft — Reichheit an Empfindungen aller Sinne, an Gedanken aller Kategorien, Reichheit des Gefühls an Lust aber auch an Schmerz — das sind die Ziele der Entwicklungsmoral.

Doch als höchstes, letztes von allen mögen wir innerlich erhoffen, daß in einer unabsehbaren Zukunft die Nachkommen und Erben unseres Strebens ihren Gewinn als unterscheidendes Merkmal einer neu entstandenen, edleren Art erkennen werden; — sehnlich, aber bescheiden sollen wir diese Hoffnung festhalten und ihr nur schüchtern und schamhaft Ausdruck geben — nicht nach der Art jenes seltsamen Schwärmers, der diejenigen, welche sich ihres Mitleidens freuen, ob der Schamlosigkeit strafte, selbst aber mit vollen Backen nach allen Windrichtungen ausposaunte, daß er mit dem „Uebermenschen" schwanger gehe! ....

Es ist nicht leicht, aus der Beschaffenheit des Schößlings auf die Lebensfähigkeit des einstigen Baumes zu schließen — das heißt, man kann es den Entwicklungsansätzen nur schwer ankennen, zu was sie gut sein mögen, ob sie zu den gesunden Trieben oder zu den krankhaften Auswüchsen zählen; besonders in Epochen der Organisationskrisen, in Epochen der Um- und Neugestaltung wie die unsrige, ist dies schwierig, oft ganz unmöglich. Darum liegt eine Achtung vor dem individuell Eigenartigen, ein weitgehender Liberalismus allem Neuen, Originellen gegenüber im Wesen der Entwicklungsmoral. — Dessen beginnt unsere Zeit sich bewußt zu werden. — Aber wie gar oft eine neu auftauchende Erkenntnis überschätzt und über ihr Geltungsgebiet erweitert wird, so auch hier. Die vorsichtig abwartende Achtung, die wir dem individuell Neuen entgegenzubringen haben, droht heute schon in einen zucht- und zügellosen Individualismus auszuarten. Anstatt mit Ruhe und Reserve die bloße Möglichkeit vor Augen zu behalten, daß auch aus mißgestalten Keimen kräftige Triebe sich entwickeln können, eilt man sofort zu einer Heiligsprechung alles individuell Eigenartigen, daher auch aller individuellen Verrücktheiten und Verzerrungen. Man versäumt es, aus der Betrachtung der Tier- und Pflanzenwelt die Erfahrung zu ziehen, daß die lebensfähigen Abweichungen von dem Normalen weitaus in der Minderzahl stehen, daß unter hundert *Veränderungen* kaum eine *Verbesserung* sich findet, und daß ein plan- und zielloses Bevorzugen alles Neuen, bloß um desselwillen weil es anders aussieht als das Alte, notwendig zur Degeneration und vollständigen Auflösung führen muß. Das wäre denn auch das Ziel, dem — würde er je zur Herrschaft gelangen — jener *wahllose Individualismus* entgegenginge, welcher nach der revolutionären Richtung hin ein Widerspiel der Entwicklungsmoral bildet; die befremdliche Geistesverfassung, von der wir über jede Mißgestalt, die aus einem schlecht geratenen Hühnerei hervorkriecht, einen Lobhymnus anstimmen hören!

Gesellen sich nun hierzu noch anarchistische Phantastereien, so ist die allgemeine Deroute eingeleitet und der nackte, brutale Egoismus das Endergebnis jener verirrten Heilsucht, wohl des wildesten Seitenschößlings, welchen die an Abwechslungen so reiche ethische Bewegung unserer Zeit hervorgetrieben hat.

Solchen Gefahren gegenüber erscheint es als geboten, das Wesen der *moralischen Zucht*, der Beeinflussung des Einzelnen durch die moralischen Werturteile und -gefühle der Gesamtheit klar zu erfassen, um den gesunden Kern jener Erscheinungen von der faulen Hülle zu sondern, in welcher sie sich allerdings gegenwärtig vielfach darbietet.

Moralische Bewertungen werden bekanntlich in zweifachem Sinne und mit

entgegengesetzten Intentionen vollzogen. Die moralische Anerkennung oder Hochschätzung irgend einer Charaktereigenschaft ist stets von dem dunklen Wunsche begleitet, jener Eigenschaft gerade durch den Akt der Hochschätzung selbst auch eine Förderung, eine Bedingung des Gedeihens zuzuwenden; umgekehrt hat die moralische Mißbilligung oder Verwerfung irgend eines Motives menschlicher Handlungen stets die Tendenz, dem Ueberwuchern jenes Motives Einhalt zu thun, es in seiner Existenz möglichst zu bedrohen und zu beschränken. — „Was würde denn die Folge sein, wenn wir dem Betrüger nicht unsere Achtung entzögen?“ — „Ein maßloses Ueberhandnehmen des Betruges!“ — Diese und analoge Ueberlegungen schlummern, meist unbemerkt, im Schoße einer jeden moralischen Bewertung, und man muß zugestehen, daß sie auf einer richtigen Auffassung psychologischer Thatbestände beruhen. Es ist wahr — man kann sich täglich davon überzeugen — daß das Einwirkungen aller Art so zugängliche menschliche Gefühlsleben durch die Werturteile seiner Umgebung wesentlich in seiner Entwicklung bestimmt wird. Jede moralische Hochschätzung durch die Gesamtheit wirkt im großen Ganzen fördernd, jede moralische Verurteilung hemmend auf die Entwicklung jener Charaktereigenschaft, auf welche sie sich bezieht. Die moralischen Wertungen nehmen somit die Stelle von selbstthätigen Regulatoren ein, durch welche die Lebensinstinkte der Gesellschaft das Einzelindividuum erzieherisch beeinflussen. Die ungeheuere, kaum zu überschätzende Wirksamkeit jener Regulatoren seit den Anfängen alles Kulturlebens ist offenkundig; man kann sie der Funktion etwa des nervus sympathicus im menschlichen Organismus vergleichen, welcher die Ströme des kraftspendenden Blutes bald diesem, bald jenem Einzelorgan vorzugsweise zuführt und dadurch dasjenige harmonische Verhältnis in der Gesamtausbildung herstellt, welches zum gedeihlichen Wachstum des Ganzen nötig ist.

Allerdings aber ist der Instinkt jenes Nerven bei der Ausübung seiner Funktion nicht unfehlbar — ebensowenig wie die moralische Wertung bei der ihren. Der nervus sympathicus entzieht oft in kritischen Momenten dem Großhirn die Blutzufuhr und überläßt uns Ohnmachtsanfällen, welche für unsere Existenz verhängnisvoll werden können; die moralische Wertung lenkt ihre suggestive Kraft mitunter auf Eigenschaften, deren Zunahme im Interesse des allgemeinen gesunden Wachstums nicht gewünscht werden kann, und entzieht sie solchen, deren Förderung vielmehr gedeihlich sein würde. Besonders zu Zeiten des Ueberganges und der Entwicklungskrisen ist dies häufig der Fall. Die moralischen Wertungen bleiben nämlich hinter der Entwicklung immer um einen Schritt zurück und sind, da sie weniger durch Verstandesschlüsse als durch Instinkt, Ideenassoziation und Gewohnheit zustande kommen, stets ein Erzeugnis der eben vergangenen, nicht der gegenwärtigen Lebensverhältnisse und gesellschaftlichen Beziehungen. Bleiben sich nun diese Verhältnisse und Beziehungen durch lange Zeit gleich, so hat jenes Nachhinken der Werturteile begreiflicher Weise keine bösen Folgen; um so übler bekundet es sich dagegen in Epochen rascher Veränderung. Das können wir am besten an dem moralischen Zustande der Gegenwart erkennen. Die in den breitesten Schichten thatsächlich noch herrschende Bewertungsnorm menschlicher Motive — die Moral der bürgerlichen Respektabilität oder die Biedermannsmoral — ist ein Erzeugnis überlebter Verhältnisse, unfähig, den Forderungen der neuen Zeit zu genügen. Zwar nicht hier allein Jat diese neue Zeit Hochgehaltenes außer Kraft gesetzt. Die Fortschritte der Industrie und des Verkehrswesens beispielsweise haben ungeheuere Verschiebungen

in fast allen wirtschaftlichen Wertverhältnissen hervorgebracht, aber diese Verschiebungen können wir mit dem Verstande und in Zahlen ausrechnen. Die Verschiebungen im sozialen Werte menschlicher Charaktereigenschaften jedoch, welche die moderne Naturwissenschaft mit all ihren technischen, gesellschaftlichen und philosophischen Konsequenzen zur Folge hatte, können wir verstandesmäßig nur sehr unvollkommen erkennen, meist nur „mit dem Gefühl" ahnen und niemals exakt und zahlenmäßig feststellen. Darum sind sie uns heute noch zum größten Teil unbekannt und ungewiß, wir stecken vielfach noch in den alten, untauglichen Bewertungen, und dies macht sich an vielem Uebel und Elend fühlbar. So ist es erklärlich, daß Manche in der moralischen Bewertung als solcher etwas Gemeinschädliches erblicken, sie gänzlich zu ersticken trachten und in einem schranken- und zuchtlosen Ausleben alles Individuellen das Heil suchen. — Aber man könnte mit demselben Recht den nervus sympathicus sich aus den Eingeweiden reißen, weil er einen gefährlichen Ohnmachtsanfall verursacht. Ueber der moralischen Wertung als solcher den Stab brechen, das heißt die Lebensinstinkte der menschlichen Gesellschaft verleugnen, ihr die Fähigkeit absprechen, Gift von Nahrung zu unterscheiden, oder ihr eigenes Wachstum durch eigene Thätigkeit zu fördern!

Es ist ja richtig; gar manchen Entwicklungsansätzen kann man es nicht ansehen, ob sie gesund oder krankhaft sind; dennoch giebt es deren viele, welche ein ruhiges und redliches Nachdenken notwendig als lebenskräftige Triebe, andere, die es als verderbliche Auswüchse erkennen muß. Jenen die allgemeine moralische Wertschätzung, diesen die Verurteilung vorzuenthalten, wäre eine Schlaffheit, ein Vergehen gegen den Geist der Moral, das sich bitter rächen müßte.

Ist die Moral der Entwicklung freisinnig in Bezug auf die von den Einzelindividuen je nach ihrer speziellen Befähigung angestrebten Ziele, so hat doch der Fortschritt in unsrer Kenntnis der physiologischen und psychologischen Causalzusammenhänge, sowie die innigere Verkettung der menschlichen Lebensbeziehungen die Verderblichkeit mancher Handlungsweise auf das bestimmteste dargethan. Hier muß die moralische Zucht, das Verwerfungsurteil der Gesamtheit mit den daraus folgenden Konsequenzen, mit voller Schärfe einsetzen, um ein Ueberhandnehmen der schädlichen Wucherungen hintanzuhalten. Ein Fall beispielsweise, in dem sich gegenwärtig das öffentliche Gewissen schon zu regen beginnt, betrifft die durch die Wissenschaft erwiesene Vererblichkeit mancher Krankheiten. Der fromme Christ, der seine Nachkommen als „Geschenk Gottes" betrachtete, ließ sich nicht träumen, daß er jenen Nachkommen gegenüber in der Wahl seiner Ehehälfte vor allem gewisse physische Verpflichtungen zu erfüllen habe; ja manchem irregeleiteten weiblichen Gemüt mochte sich der Gedanke sogar mit einer Art Heiligenschein umgeben, dem Manne ihrer Wahl sich zugleich als Gattin und als Krankenwärterin „aufzuopfern". Hiegegen sträubt sich schon heute unser moralisches Gefühl, wenn auch weitaus noch nicht in der nötigen Allgemeinheit und mit der nötigen Energie. — Ein anderes Beispiel bietet der Vertrauensbruch in Sachen eines öffentlichen Amtes oder auch nur des vorübergehenden Verfügungs- oder Nutznießungsrechtes an Gegenständen des öffentlichen Eigentums. Soll die große sozialwirtschaftliche Reform der Zukunft in irgend einer Art möglich sein, so muß eine weitgehende Gewissenhaftigkeit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung in dieser Richtung platzgreifen, und dies wieder ist nur möglich, wenn sich der Schuldige von der allgemeinen moralischen Mißbilligung in empfindlichster Weise getroffen fühlt. Auch hier läßt das öffentliche Gewissen viel, noch sehr viel zu wünschen übrig. — Wichtiger

als jene speziellen Fälle ist es aber, daß im Herzen eines jeden Einzelnen der berechtigte Individualismus seiner Sonderbefähigung nicht in gewöhnlichen und gemeinen Egoismus ausarte. Die Grenze kann sehr scharf gezogen werden. Der berechtigte Individualismus eines Mathematikers etwa wird sein Interesse vorzugsweise, vielleicht beinahe ausschließlich dem seiner Anlage entsprechenden Wissensgebiete zuwenden. Er wird sich den Männern der Praxis, ja sogar den Vertretern anderer Wissenszweige gegenüber gleichgiltig und teilnahmslos verhalten können, ohne daß ihm daraus ein Vorwurf erhoben werden dürfte. Soweit geht das Recht des Individualisten. Begegnete er aber auf seinem eigenen Wirkungsgebiete der Kraft eines andern, welche er innerlich als ebenbürtig oder gar überragend anerkennen müßte, und wollte er ihm gegenüber ebenfalls den gleichgiltigen, vielleicht übelwollenden „Individualisten" spielen, so wäre er hiermit zum gemeinen Egoisten herabgesunken. Kurz gesagt: der Individualismus darf sich wohl auf die eigene Sache, nicht aber auf die eigene Person richten — unter Sache natürlich nicht ein lebloses Ding, sondern jene menschliche Bethätigungsweise verstanden, in welcher die eigene Person ihr Bestes leisten zu können vermeint. So kann man von dem Individualisten doch sehr wohl Selbstlosigkeit verlangen, nicht nach der Art des Christentums freilich, welches die Selbstaufopferung auch für das Minderwertige an sich hoch stellte, sondern in dem Sinne, daß ein jeder, wie er den Kampf ums Dasein mit Löwenmut kämpfe, so lange er sich selbst als lebenzeugend empfindet — eben so entschlossen vor allem, was ihn als das Höhere bedünkt, freiwillig zurücktrete, im Kampfe ums Dasein sowohl — wie — dereinst, wenn die sozialen Verhältnisse, namentlich das Aufhören der Erbfolge im Privatbesitz dies gestatten würden — aus dem Dasein selbst. Sieht man sich aber einem Rivalen gegenüber, der sachlich entgegengesetzte Ziele mit einer Kraft verfolgt, die man nach bestem Wissen und Gewissen weder als höher noch als niedriger geartet zu erkennen vermag, so lasse man das Gottesurteil des Kampfes walten — doch eines ehrlichen Kampfes, mit gerechter Verteilung von Wind und Sonne. Schmach über den, der unsachliche, zufällige Vorteile benutzt, um den Gegner unversehens zu Fall zu bringen, oder ihm hinterrücks den Dolch in den Leib zu stoßen! . . . . .

Man sieht: die Moral der Entwicklung ist trotz ihres Freisinnes in der Anerkennung individueller Ziele doch furchtbar in schweren Verurteilungen. Ehe jene Verurteilungen nicht lebendig werden, ehe nicht eine Gemeinschaft sich bildet, welche offenen Sinnes allem Vorwärtsstrebenden zugewandt, dennoch die Zucht der neuen Moral mit Bewußtsein und Energie an sich selber übt — ist an eine ersprießliche Lösung des großen Zeitproblemes nicht zu denken.

So lange die soziale Reform keine andern Sachwalter findet, als retrospektive, frömmelnde Staatssozialisten auf der einen, und phantasierende, deklamierende Sozialdemokraten auf der andern Seite, werden wir niemals zu nennenswerten praktischen Resultaten gelangen. Wohl giebt es heute schon einige wenige, welche sich zwischen den Dogmen jener Reaktionären und Revolutionären hindurch den Blick auf die Wirklichkeiten sozialer Lebensbeziehungen erkämpft haben und auch wohl bereit sein würden, die überaus schwierige und anspruchsvolle Arbeit der Reorganisation in Angriff zu nehmen — aber die Macht jener Realsozialisten ist gering wie ihre Zahl; noch besitzen sie nicht einmal einen Parteinamen, der sie äußerlich vereinigte! — Und indessen wächst und wächst das Bedürfnis und die Erbitterung der Massen.

Schwer wird es da, an einen friedlichen Ausgleich der Gegensätze zu glauben. Aber selbst wenn dieser mißlingen und der steigende Spannungszustand unserer Gesellschaft sich in einer gewaltsamen Entladung Luft machen sollte — die dann freilich auch viel des Existenzberechtigten vernichten, manch unersetzliches Kleinod hinwegfegen würde — selbst dann wäre es kein fruchtloses Beginnen, noch vor der unvermeidlichen Katastrophe einer mühevollen produktiven Arbeit sich zu unterziehen. Denn die organische Weiterbildung von Bestehendem, die kraftvoll stätige Umformung bereits vorhandener Kulturgebilde nach neuen Zielen und Bedürfnissen wird in allen Entwicklungkrisen der Kultur stets die fruchtbarste Thätigkeit bleiben. Auch nach den großen revolutionären Vernichtungsstürmen war das überlebende Geschlecht schließlich doch immer darauf verwiesen, die noch erhaltenen Erzeugnisse früherer Arbeit hervorzusuchen und zu neuem organischen Leben zu vereinigen. Was, gegenwärtig zur Hintanhaltung der Katastrophe unternommen, sich später als unvermögend erweisen mag, das kann doch dereinst, nach verrauschten Gewittern, neuen, herlichen Gebilden zum bestimmenden Vorbild dienen!

So ist ehrliche Arbeit niemals verlorene Mühe. Und darum wäre es auch niemals zu früh, daß die zu fruchtbarer Arbeit vor allen Befähigten und Berufenen, die Bekenner der neuen Moral, die „Realsozialisten" sich zu geeinigtem Vorgehen verbänden; — niemals zu früh, selbst — heute nicht.

Hanna Jagert.

Comödie in drei Acten

von

Otto Erich Hartleben.

Personen:

Eduard Jagert, Mauerpolier.
Sophie, seine Frau.
Hanna, ihre Tochter.
Lieschen Bode, eine Nichte der Frau Jagert.
Conrad Thieme, Schriftsetzer.
Dr. med. Alexander Könitz, Besitzer einer chemischen Fabrik.
Friedrich, Freiherr von Bernier.
Bernhard, Freiherr von Bernier, dessen Großneffe.
Freudenberg, Weinhändler und Hausbesitzer.
Ein Dienstmädchen, Eine Zuschneiderin } bei Hanna.
Sonstiges Personal bei Hanna.

Zeit: 1. Act — März 1888.
2. Act — September 1890.
3. Act — März 1891.
Ort: Berlin.

Erster Act.

Scene: Das Jagertsche Wohnzimmer. — Das Zimmer sieht kahl und nüchtern aus. Peinliche Sauberkeit. Die Betten mit weißen Waffelbettdecken zugedeckt. Die Möbel mit weißen gehäkelten „Schonern" belegt. Auf dem Kleiderschrank mehrere Stöße Zeitungen. Hinten ein Kanarienvogel im Bauer, darüber ein Regulator. Ueber dem Sopha links ein großer Stahlstich.

Frau Sophie Jagert (sitzt allein an dem Sophatisch links. Sie hat die brennende Lampe nah zu sich herangezogen und strickt emsig. — Plötzlich legt sie das Strickzeug mit einem Ruck auf den Tisch und horcht nach rechts. Dann schüttelt sie den Kopf und seufzt laut. Wie sie ihre Arbeit wieder aufnehmen will, klingelt es. Sie fährt zusammen, freudig:) Doch! (Sie eilt nach rechts ab und öffnet. Man hört draußen ihre Stimme mit einem Tone der Enttäuschung:) Ach Du bist's!

Lieschen Bode (ebenfalls noch draußen, beinahe gleichzeitig:) Guten Abend, Tante. Ja — ich bin's. Wenn's Dir nicht paßt, brauchst's ja bloß zu sagen. (Lacht.)

Sophie (im Eintreten:) Na komm rein, komm! (Beide treten ein. Lieschen ist eine hübsche blasse Blondine von 20 Jahren. Auffallend gekleidet, helles Jaquet, Federhut u. s. w.)

Lieschen: Brauchst's bloß zu sagen!

Sophie: Komm leg ab! Mach's Dir bequem! — Ach Lieschen ...

Lieschen (hat sich den Hut abgenommen und reicht ihn Sophie:) Na?

Sophie (hält beim Anblick des Hutes inne. Nimmt ihn, bewundernd:) Nein, ist das ein feiner Hut!

Lieschen (indem sie sich das Jaquet auszieht:) Sache! Mein neuer.

Sophie (streichelt die Feder:) Fein! Wirklich sehr fein! Kostet gewiß ... Na, Du hast ihn wohl geschenkt gekriegt?

Lieschen: Nu natürlich.

Sophie (melancholisch:) Ja — ja! Ach, weißte Lieschen: zu meiner Zeit — na! Kein Mensch! Bloß später Ede — und da war er schon mein Bräutigam.

Lieschen: Ja — Kunststück! früher! (Singend:) Das ist schon lange her ....

Sophie: Na nu komm. Setz Dich ins Sofa.

Lieschen (setzt sich weiterträllernd in die vordere Sofaecke.)

Sophie (an ihrem früheren Platze, nimmt das Strickzeug wieder auf:) Wie geht's denn? Was macht die Mutter?

Lieschen: Ach die! Na — Du weißt ja. Meistens sitzt sie jetzt im Lehnstuhl. Der Doktor sagt, sie soll sich legen. Aber will sie denn? — Na — und dies Geschimpfe! Nichts als zanken den ganzen Tag! Als ob unsereins was dafür könnte? Aber sie gönnt es einem blos nicht. Immer und ewig soll man bei ihr in de Stube hocken. Das ist doch kein Vergnügen!

Sophie (traurig leise:) Die arme Wally!

Lieschen: Gott ja — es ist ja schlimm genug. Aber sie braucht es einem doch nicht immer vorzuklönen! So — und so — und immer wieder dasselbe. Ich kann's doch nu mal nicht ändern!

Sophie (seufzt laut:) Ja — ja ....

(Pause.)

Lieschen: Wo ist denn übrigens Hanna?

Sophie (weinerlich:) Ach — das Mädchen! Nu sieh mal einer an — nu ist es bald halb neune und sie ist noch immer nicht da! Ich sitze wie auf Kohlen — ach, Lieschen: Du weißt ja noch gar nicht .. Denk doch mal an .. sieh mal hier! (Sie reicht ihr ein auf dem Tisch liegendes Telegramm.)

Lieschen (neugierig:) Na, was ist denn los? (Liest das Telegramm:) Wa — was?! Be — gna — digt? Conrad begnadigt? Na nu!

Sophie: Denk Dir!

Lieschen: Ist die Möglichkeit!

Sophie: Und kommt heute noch. Ist überhaupt schon da. 7 Uhr 15 kam der Zug. Jede Minute kann er da hereinkommen und ..

Lieschen: Er hat's also angenommen!

Sophie: Was?

Lieschen: Na — die Begnadigung.

Sophie: Schaf. Wie wird er denn nicht.

Lieschen: Na, na, na .. der mit seinem Dickschädel .. zuzutrauen wär's ihm schon .. daß er meinetwegen sagte: was, erst habt Ihr mich zu drei Jahren

verknackt .. nu sitz ick knapp zwee und nu wollt Ihr mir wieder raus haben? Ne — is nich: nu sitz ick jrade bis Schluß. — So is er!

Sophie: Ach — red doch nich! Der wird .. (Auffahrend, nach rechts horchend:) Horch! Hörst Du nichts?

Lieschen: — Ne, aber wir können ja mal nachsehn. (Sie läuft nach rechts zur Thür und horcht hinaus. Sophie folgt ihr. Lieschen schlägt die Thür wieder zu:) Farnischt. Allens mucksstill. (Beide kehren auf ihre Plätze zurück.)

Sophie: Nämlich, mußt Du wissen: Ede ist zur Bahn gegangen mit 'ne Masse andre. Die holen ihn alle ab. Du weißt ja, wie das ist ...

Lieschen (affektiert:) Nein — dieses Glück für ... (In anderem Tone:) Na ja: wenigstens for'n selber.

Sophie: Für Hanna! Denk mal an! — Wie's so heute Nachmittag um viere kam, fragt ich Eden, ob ich's ihr nicht ins Geschäft bringen sollte. Aber der —: ne laß man, wir wollen ihr überraschen, wenn sie abends kommt. Ach Lieschen — richtig geweint hab ich vor Freude — und nu kommt sie nicht.

Lieschen: Na, wird schon noch. Man stille. Is ja 'n weiter Weg vom Spittelmarkt und wer weeß denn ... Nu sag mal: Das kommt wohl auch vom neuen Kaiser? Seht Ihr's .. seht Ihr's nun? Was hab ich immer gesagt? Wenn unser Kronprinz mal an die Reihe kommt, hab ich gesagt, denn könnt ihr mal was erleben! Das wird 'ne Nummer! Hab ich nu recht, oder hab ich nicht recht?

Sophie: Ja, Ede sagt zwar ...

Lieschen: Ne, ne, ne, ne, ne Tante! Daran kannst Du nu bei mir nicht tippen. Alle Achtung vor Onkeln, aber in der Beziehung, da is er nu mal en Sozialer, und ich kann Dir nur sagen: mein Max, was der Einjährige is, den ich neulich auf'm Sternecker kennen gelernt habe, der hat es mir ganz absolut klargelegt — und da mögt Ihr nu reden, was ihr Lust habt .. und zumal Onkel: der muß ja nu eben alles schlecht machen, das gehört ja nun mal dazu. Nich die Spur von Patriotismus. So is es!

Sophie: Gott, ich hab ja auch garnichts gegen. —

Lieschen: Du, Tante: nu werden sie wohl bald heiraten?

Sophie (in Gedanken:) Ich denke. Ja. — Hm ...

Lieschen: Na — wo doch damals schon alles soweit war. Ich meine — die Aussteuer und so — wie?

Sophie: Ja, ja. (Deutet auf den neumodischen, in die übrige Einrichtung nicht hineinpassenden Kleiderschrank vorn rechts:) Da! Alles da drin. Eins auf dem andern und alles fein gezeichnet. Wird wohl schon ganz gelb geworden sein. Sie hat den Schlüssel — aber in die ganzen zwei Jahre hat sie nichts angerührt.

Lieschen: Hm. Na und die Betten? Die habt Ihr wohl wieder verkauft?

Sophie (entrüstet:) Verkauft? Du bist woll ... Hast Du 'ne Ahnung von wegen verkauft! (Mit einer Bewegung nach hinten:) Willst mal sehn?

Lieschen: Ne laß man, glaub's schon. — Na also: Da sind sie ja fein raus. Brauchen bloß wieder anzufangen, wo sie aufgehört haben. Sie haben ja auch beide lang genug warten müssen — der arme Kerl! (Lauernd:) Na, und Hanna?

Sophie: Was denn?

Lieschen: Na — ich meine ... die hat sich doch .. die ist doch wohl .. in der Zwischenzeit etwas .. verändert. Wie?

Sophie (seufzend:) Ach ja! — Wenn sie nur käme!

Lieschen: Hm .. ja ... Ich habe gehört: um die Versammlungen und so .. soll sie sich ja gar nicht mehr kümmern. Wie?

Sophie: Ach! Von jarnichts will sie mehr was wissen. Ede zankt mit ihr alle naselang. Denk mal: Hanna, die doch früher immer so .. so sehr für sowas war — nich?

Lieschen: Die — na ich danke! Also is se gar woll nich mehr sozial?

Sophie: Ich weeß nich. Aus'n Verein ist sie raus. Allens niedergelegt; und mit ihre frühere Freunde und Bekannte und mit die Genossen überhaupt .. kommt sie schon garnicht mehr zusammen. Die sind jetzt auch alle furchtbar tück'sch auf sie, kannst Dir ja denken.

Lieschen (kordial:) Sie bummelt woll tüchtig, he?

Sophie (laut:) O nein! O nein!

Lieschen: Na.

Sophie: Nein, nein. Was ich Dir sage! — Wo denkst Du hin! Wie die auf's Jeschäft is! Und sie ist jetzt sowas Besseres, mußt Du wissen .. wie 'ne Directrice oder so.

Lieschen: Immer noch in die Kindergardrobe?

Sophie: Immer noch bei Lorenzen. Na, was glaubst Du wohl. Sie kauft jetzt auch ein für sie .. Denk mal! Und die Modelle, die sie macht! Dadrauf kriegen sie immer die allermeisten Bestellungen. Na — sie verdient ja auch ein schönes Geld. 40 Dahler im Monat! Ja, ja, mein liebes Lieschen: Das is 'ne Sache!

Lieschen: Ja, ja ... Ja: bei Euch überhaupt! Wie dabei Onkel noch 'n Roter is .. wo er doch selber so gut verdient und Du hälst es so zusammen und das eine Kind hat er man und die ... ne, weeßte: ich kann es einfach gar nicht begreifen. (Demütig vertraulich:) Du hör mal Tantchen, sieh mal: die Mutter, unser gutes armes Muttchen, die sitzt doch nun immer so da und kann sich kaum rühren und reine garnischt verdienen .. und der Richard is auch so'n Schlingel und manchmal fehlt es wirklich am Nötigsten und .. und es is doch nn mal Deine Schwester, Tantchen ...

Sophie: Ach, die arme Wally. Ja — ja ... Na aber verdienst Du denn noch immer nichts?

Lieschen: Ach jawoll! Aber der verpfluchte Jude hat uns ja schon wieder 5 Pfennig von's Dutzend Kragen abgeknöppt! Wirklich — es lohnt sich nicht mehr anzufangen! Tantchen! Möcht'ste uns nich auf'n paar Tage einen Dahler borgen? Wir haben wahaftjen Jott balde janischt mehr im Hause.

Sophie (sieht zu Lieschen hin:) Hm. Na — ich will Dir was sagen. Morgen früh werd ich mal ran kommen und werd mal sehen, was die Wally braucht. Verstehste?

Lieschen: Aber Tantchen .. weshalb ...

Sophie: Wie? — Ja, weißt Du: es is man bloß — Du vergißt es vielleicht wieder.

Lieschen: Wa ...

Sophie: Ja, ja. So, wie neulich. Gott das kann ja vorkommen. Wally wußte von nischt.

Lieschen (verlegen, aber doch frech:) Ach — von wegen ... (Schweigen.

Lieschen sieht umher, sie bemerkt den Tisch mit Büchern am Fenster links, steht auf und geht hin:) Was liegt denn da eigentlich alles rum?

Sophie: Das? Ach, das sind Hanna's Bücher. Weiß der liebe Himmel, was das alles für Zeug is. Ach ne! Wo das Mädchen aber auch bleibt!

Lieschen (bissig:) No — das wird doch woll keene so'ne jroße Seltenheit sind .. sie hat doch jedenfalls 'n Hausschlüssel!

Sophie (sofort pikiert:) Na sei Du man ganz stille, weeßte. In Dein'n Alter durft' sie mir überhaupt noch nich for die Thüre, verstehste.

Lieschen: So so. Na ja — aber später, wie sie immer in die Versammlungen ging und so .. nich wahr? Und immer ihre klugen Reden hielt, von denen kein Mensch was verstand .. wie? Nu ja: Du konnt'st ja doch nich immer mitloofen .. es wär Dir als Mutter woll'n bisken schenierlich gewesen, wenn Du ihr so bei ihre Predigten hätt'st zuhören müssen un .. un .. un — hätt'st schließlich ooch nischt verstanden!

Sophie (wütend:) Lieschen! — — Nu borg ich Dir den Dahler grade nich!

Lieschen: P — hö!

Sophie: — wo sie nu schon 27 Jahr alt ist .. und überhaupt so'ne verständige Person, wie unsere Hanna! Wegen der brauchen wir gottlob um sowas keene Bange zu haben. Die is nich so .. daß sie mal heute mit dem und morgen mit dem geht, wie — andere.

Lieschen: So, so. Na Du mußt's ja wissen.

Sophie: Ja: das weiß ich auch!

Lieschen: Ja, ja: ich weiß auch —: die brave Hanna, die brave Hanna! Hab't ja oft genug zu hören gekriegt, .. solang ich mich besinnen kann —: da nimm Dir mal 'n Muster dran! Was die ihre Eltern für Freude macht! So — und so — und so — na! —: ich will Dir mal was sagen, Tante: ich rede gewiß keinem gerne was Schlechtes nach — und am allerwenigsten meiner leibhaftigen Cousine — a — ber: das muß ich Dir denn doch sagen: mir machste nischt weiß — und bei die wird ooch man bloß mit Wasser gekocht!

Sophie (außer sich, stammelt:) Li .. li .. lieschen ...

Lieschen (läßt sie nicht zu Wort kommen. Lauter:) Und wenn unsereins wirklich mal mit einem geht — Du lieber Gott, nun ja: was hat man denn sonst vom Leben — die — die — nun ja: die fährt freilich lieber!

Sophie: Mächen, Du ...

Lieschen (schneidet ihr frech das Wort ab:) Ja, ja, ja, ja — sei man ganz stille —: wat ick gesehen habe, det hab ick gesehn! Da is nischt zu wollen! Ich wollt's Dir zwar eigentlich nicht sagen — aber wenn Du mir so kommst — grade! Vorgestern Abend war's .. zwar schon duster .. aber bei des Elektrische — ganz genau hab ich sie gesehn: mit 'n Herrn in 'ne Kutsche — nich in 'ne Droschke — ooch nich in 'ne erste Jüte —: J Jott bewahre: is ihr ja allens viel zu poplich — in 'ne — in 'ne Privatequipage!

Sophie: Das ist nicht wahr.

Lieschen: Das ist wohl wahr. Siehste!

Sophie (schreiend:) Nein: Das ist nicht wahr! Das hast Du gelogen! Sowas thut unsere Hanna nicht. (Weinerlich:) Die stirbt ja lieber! (Schluchzt.)

Lieschen: Na, was ist denn schließlich dabei, ich —

Sophie (mit plötzlichem Ausfall:) Du, ja Du .. Du möcht'st woll gerne,

daß sie auch so'ne wäre — aber ne — ne! Gottseidank! Solche Streiche brauchen wir uns bei der nicht zu besehn. Ich weiß ja: Du — (Es klingelt:) Das ist sie! Das ist sie ganz bestimmt! (Eilt nach rechts:) Sie wird's Dir schon besorgen! Sie wird's Dir schon .. (Ab.)

Lieschen (gleichzeitig und nachrufend:) In's Gesicht sag ich's ihr .. in's Gesicht! Sie wird mir doch nicht ausreden wollen, was ich mit diese beiden Augen gesehen habe!

Sophie (kommt mit Hanna zurück, die sie förmlich in's Zimmer zieht:) Stell Dir bloß vor! Hier — det Mächen! Hab Dir doch erzählt, wie sie neulich is gekommen und hat mir'n Dahler abgeknöppt — „für ihre arme kranke Mutter!" Andern Tag's komm ich hin —: keen Dahler un keen Lieschen! Is de ganze Nacht nich nach Hause gekommen. So'ne Pflanze! Und heute kommt sie wieder ran, will wieder 'n Dahler .. und wie 'ch 'n nu nich geben will, denn wozu? die Wally braucht'n doch wirklich — wird se tückisch und kommt mir mit Spitzfindigkeiten und will mir ärgern. Und weeßte, was se sagt? Weeßte, was se sagt?! Sie hätte Dir mit 'n Herrn in 'ne Kutsche gesehen, sagt se ... Und nich in'ne Droschke ooch nich in 'ne erste Jüte, ne .. stell Dir vor —: in 'ne Privatequipage!

(Pause.)

Lieschen (trotzig:) Mit zwee Rappen.

Sophie: Dies freche Frauenzimmer! Wie sie lügt!

Lieschen (frech zu Hanna:) He? Is woll nich wahr? Vorgestern Abend! Unter die Linden! — He?

Hanna (groß, schlank, brünett. Sie trägt die etwas spröden Haare, ohne jede Stirnlocke, gescheitelt. Ruhige, selbstbewußte Haltung, große Schritte, Altstimme. Sie ist schwarz, mit Einfachheit gekleidet. Sie hat die Eigentümlichkeit, bevor sie spricht, die Person, mit der sie spricht oder der sie antwortet, erst einen Augenblick überlegend anzuschaun. Zu ihrer Mutter:) Du willst, daß ich ihr antworte?

Lieschen (höhnisch:) Na nu ne!

Sophie (gleichzeitig:) Aber .. na — türlich, gewiß!

Hanna (richtet den Blick auf Lieschen:) Ja. Es ist richtig. Ich bin Donnerstag Abend mit einem Herrn .. in dessen Wagen .. die Linden entlang gefahren. (Sie geht an ihr vorbei nach links, wo sie ihre Sachen ablegt.)

Lieschen (zu Sophie:) Na? Wie steh ich nu da?

Sophie (furchtsam:) Hanna .. wie .. wie ..

Lieschen (schneidend:) Da wird sich Conrad Thieme aber freuen!

Hanna: Dem werd ich es schon rechtzeitig schreiben!

Lieschen (lacht hell auf.)

Sophie: Aber Kind, so .. so sprich doch, erkläre uns doch .. was soll denn Lieschen denken, wofür soll sie Dich denn halten?

Hanna: Was sie mag. Für ihresgleichen.

Lieschen (wie geohrfeigt, in heller Wut:) Was? Wie? für meinesgleichen? Bitte, liebe Cousine, willst Du mir mal erklären, was Du damit sagen willst! Ja?

Hanna (zu Sophie:) Mutter! In Lieschens Gegenwart .. erlaß mir —

Lieschen (schneidend dazwischen:) Ach so, ja ja — versteh schon! Mich kann sie eben nicht dumm machen. Wir kennen den Rummel! Aber siehste! Det is es ja grade, worüber ick mir immer so schauderös ärgern muß! Dies Vornehmthun und dies — immer will se was Besseres rausbeißen und spielt sich uff wie 'ne jeborne! Ae! Ick gebe mir wenigstens for das, was ick bin

und habe mich nich so und mache aus meinem Herzen keene Mördergrube ... Aber laß man jut sin, Cousinchen, laß man gut sin —: wenn Conrad jetzt kommt, dem wer' ick's schon stecken! Gleich heute! Auf der Stelle!

Hanna (verliert ihre bisherige Fassung:) Was ..

Lieschen (triumphierend:) Ja, ja: Cousinchen: Conrad Thieme, Dein Bräutigam Conrad Thieme! Ganz glücklich bin ich, daß ich die Erste bin, die Dir die frohe Nachricht bringt ... Jede Minute kann er jetzt hier herein kommen: jede Minute! (Zu Sophie:) Siehst es Tante, siehst es: das böse Gewissen! Das paßt Dir woll nich — he? Du hättst'n woll nich begnadigt — was? Hättst'n lieber noch'n Jährchen hinter Schloß und Riegel gesehn — wie? Ja! — Ach ja! Spazierenfahren is ja so'ne schöne Sache, so'ne schöne Sache!

Hanna (furchtsam, leise:) Mutter — ist das — wahr?

Sophie (nickt traurig und beobachtet sie.)

Hanna (zuckt zusammen.)

Sophie (erschreckt aufschreiend:) Hanna!

Lieschen: Ja ja: Kannst ruhig glauben, was ich Dir sage. — „Unangenehm" — was? „Es ist im Leben häßlich eingerichtet" ...

Sophie: Sie müßten schon längst zurück sein. Wir — wollten Dich — überraschen.

Lieschen (lacht, schickt sich zum Gehen an.)

Hanna (greift ebenfalls nach ihren Sachen:) Dann muß ich ...

Sophie (in Schluchzen ausbrechend:) O mein Gott, mein Gott ... (Läßt sich auf einen Stuhl fallen.)

Hanna (bleibt mit sich kämpfend in der Mitte der Bühne stehn. Sie richtet den Blick voll Verachtung auf Lieschen.)

Lieschen (vor diesem Blick zurückweichend:) Na, nu kann ich ja gehn. Jetzt wird mir die Jeschichte zu plümerant. Aber das wollt ich ja bloß sagen: Man soll nicht mit Steine schmeißen, wenn man selber mang die Fenster sitzt. — Tjöh.

(Es antwortet ihr niemand. Sie geht rechts ab.)

(Pause.)

(Hanna nähert sich langsam ihrer weinenden Mutter und legt die rechte Hand auf ihre Schulter.)

Hanna: Mutter. Liebe Mutter — weine doch nicht. — Ich weiß — was ich gethan habe. Hab' es auch gewußt — als ich es that. Ich bereue nichts. Ich kann mich ja verantworten — vor mir. — Hoffentlich auch vor Dir, nur .. nur jetzt .. nach dem Ton, den Lieschen angeschlagen hat .. ich muß mich erst wieder .. zurecht finden. Und dann .. ist auch jetzt keine Zeit, Dir das Alles zu erklären. (Lebhaft:) Mutter, liebe Mutter: ich bitte Dich: laß mich .. ihm aus dem Wege gehn, heute, den ersten Abend .. laß mich!

Sophie (sieht mit einem durchdringenden, forschenden Blick zu ihr auf.)

Hanna (kniet nieder, angstvoll:) Oh .... denke nicht schlecht von mir, Mutter! Mach mich nicht irre an mir! Hörst Du? Nur das nicht! Du hast mir ja immer vertraut .. sonst .. allezeit ...

Sophie: Ja — immer — bis heute.

Hanna: Mutter! Um Gotteswillen, sprich nicht so! Sprich nicht so! Wenn Du mich dahin brächtest .. daß ich bereute ... Mutter!

Sophie (fährt in die Höhe:) Horch! Kommen sie nicht? Geh zur Thür, geh!

Hanna (springt auf, nach rechts, horcht hinab. Man hört eine Thür ins Schloß fallen:) Nein. Nichts. Es war unter uns. Alles still. — Es ist noch Zeit —

Sophie: Noch — Zeit?

Hanna: Ja. — Du ſagſt, Tante Wally wäre kränker geworden .. ich müßte bei ihr wachen. Später, morgen . . .

Sophie: Hanna! — Du haſt nicht den Mut, ihm .. zu begegnen — und Du willſt ein gutes Gewiſſen haben?

Hanna: Quäle mich doch nicht ſo furchtbar! — (Wie für ſich!) Gewiß! Ja! Ich habe ein gutes Gewiſſen. Ein neues vielleicht — ja — und dies iſt der Kampf mit dem alten. Damit muß ich fertig werden, ich wäre ja ſonſt . . . (Mit einer abweiſenden Geberde:) Nein! Es iſt ja nur . . . ich habe noch nicht den rechten Mut .. dieſe dumme Ueberraſchung, daß man ſo gar nicht daran dachte .. und noch dazu dieſe rohe Art, in der es einem mitgeteilt wurde . . . Ich muß mir nur . . . (Mit geſunkener Stimme:) ſelber treu bleiben. (Feſt:) Das iſt alles! (Man hört plötzlich Lärm im Treppenhaus. Hanna, welche die letzten Worte eben noch mit einer erzwungenen Feſtigkeit geſprochen hat, fährt ganz unvermittelt jäh zuſammen und beginnt vor Angſt zu zittern. — Draußen lauter werdende Schritte . .)

Sophie: Nun — mußt Du wohl dableiben. (Mit traurigem Spott:) Oder willſt Du Dich vielleicht verſtecken?

Hanna: Mutter! —

(Man hört, wie die äußere Korridorthür geöffnet wird.)

Eine tiefe Baßſtimme (draußen:) Nu noch einmal: unſer hochverehrter Freund und Genoſſe, der Strafgefangene a. D. Conrad Thieme — er lebe hoch, und abermals hoch — und zum dritten Male: Hoch! (Lachen, dann Hochrufe.)

Eine ſingende Stimme: „Ein Sohn des Volkes will ich ſein .. will ich ſein .. und bleiben!" ... (Alles fällt brüllend ein. Dann zahlreiche: „Pſt!" „Pſt!" „Ruhe!")

Conrads Stimme: Danke, Genoſſen, danke, danke! Aber nun — lebt wohl!

Eduards Stimme (einfallend:) Na, ſo kommt doch mit rein! Ach was ...

Verſchiedene (durch Lachen unterbrochen:) Ne, ne, ne. Was würde Deine Hanna ſagen! Ne, ne ...

Conrads Stimme (einfallend:) Ne, ne: Ich bin auch zu —

Eine breite Stimme (faſt gleichzeitig:) Angegriffen — was? (Gelächter.)

Conrad: Na denn gut. Gut' Nacht!

Die Stimmen (durcheinander:) Gut' Nacht! Viel Vergnügen! Gut' Nacht! (Verlieren ſich.)

(Man hört, wie die äußere Korridorthüre geſchloſſen wird. Während des Vorgangs draußen, ſpielt ſich auf der Scene folgendes ab:)

Hanna (ſteht angſtvoll lauſchend da. Sowie ſie Conrads Stimme hört, flüchtet ſie in unwillkürlicher Angſt zu ihrer Mutter. Flüſternd:) Er iſt es.

Sophie: Ja. (Bitter:) Du haſt wirklich nicht den rechten Mut. — Hörſt Du: „Was würde Deine Hanna ſagen!"

Hanna (rafft ſich auf:) Wir — müſſen ihnen entgegen gehen. (Sie ringt nach Selbſtbeherrſchung und geht auf die Thür rechts los. Sobald ſie mitten auf der Bühne angelangt iſt, fliegt die Thür auf.)

Conrad (ſtürmt hinein.)

Eduard (hinter ihm, erſcheint in der Thür.)

Hanna (bleibt feſt an ihrem Platze.)

Sophie (erhebt ſich, geht den beiden entgegen.)

Conrad (mit ausgebreiteten Armen auf Hanna los, extatiſch:) Hanna!

Hanna (weicht unwillkürlich ein wenig zurück. Dann aber reicht ſie ihm mit

anscheinender Ungezwungenheit beide Hände. Leise:) Conrad — willkommen! Will — kommen. Wie . . . Welche . . (Sie stockt. Einen Augenblick atemlose Pause.)

Conrad (hält Hannas Hände fest und beschaut sie erstaunt und bewundernd. Sie senkt den Kopf.)

Sophie (vortretend:) Welche Freude — meint sie.

Eduard: Ja, ja! Das is mal 'ne Ueberraschung! He? Die is nich von schlechten Eltern! (Lacht dröhnend.)

Conrad (zu Sophie:) Ach — Frau Jagert! Na — da sind Sie ja auch wieder! Und sehn so gut und so gesund aus — ganz die Alte!

Sophie: Ach ja — man wird alt. Aber kommen Sie . . .

Conrad (fröhlich:) Ne . . ne: Sie wollen mich bloß nich verstehn. Von wegen alt! — Keene Spur! Ich meine nur: unverändert, ganz unverändert — wie vor zwei Jahren. (Schaut sich um:) Hier — hier ist überhaupt alles unverändert! Wie — Hanna?

Hanna (versucht zu sprechen — schweigt — schüttelt den Kopf.)

Sophie (gleichzeitig mit Eduard:) Ach ne, was denken Sie woll, Conrad. Hanna ist viel weiter gekommen! Viel weiter! Hat sie Ihnen denn das nich geschrieben? Sie ist zwar noch immer bei Lorenzen, aber . . .

Eduard (gleichzeitig beginnend:) Glaub nur sowas nich. Die is überhaupt — na! — Die is 'ne ganz andre geworden, die versteht keen Mensch mehr! Natürlich — was son Gelehrter ist, wie Du — Du wirst villeicht dahinter kommen. Geld? O ja! Hat sie immer! Darin is se groß! Aber — denkt nur noch an sich — nur noch an sich, sag ich Dir! Kooft sich Bücher und geht ins Theater. De Partei — nich sehn — nich in de Hand! Ja — ja! Na — aber komm! Setz Dich mal erst hin. Du wirst schön müde sein. (Geleitet ihn an den Tisch:) Hier! Hier in die Sophaecke! So. — Willste was trinken?

Sophie: Oder essen?

Conrad (zerstreut, blickt nach Hanna:) Danke. Danke. Habe ja erst vorhin . . auf dem Bahnhof . . . Setz Dich doch hierher, Hans.

Hanna (setzt sich schweigend auf den Stuhl neben ihm.)

Conrad (nimmt ihre Hand und streichelt sie:) Nu . .? Sieh mich doch mal an . . ist es so?

Hanna (sieht ihn an:) — Ja. Ich — glaube nicht mehr recht daran. Das heißt — daß wir es noch erleben müßten.

Eduard (brummig:) Hm. Und deshalb legste die Hände in'n Schoß. Schöner Grund!

Hanna: Ich — meine: Ich thue vielleicht viel mehr, wenn ich . . an mir, an mir selber . . arbeite . .

Eduard: Ja, ja — „man lebt nur einmal" — nicht wahr?

Hanna: Der einzelne Mensch — ja. Und der hat vielleicht . . auch seinen Wert. (Etwas lebhafter:) Denn weißt Du: das hab ich nun wirklich erfahren —: die Menschen im allgemeinen werden nicht besser dadurch, daß sie die Macht bekommen.

Conrad: Hans! Siehst Du! Da erkenne ich Dich so recht dran wieder! Immer tüfteln und spintisieren! Ach ich merk schon: das ist alles nur halb so schlimm: Du bist doch immer noch meine alte, kreuzbrave und kluge, riesig kluge Hanna — wie?

Sophie: Ach, Conrad: sehn Sie: die Hauptsache is ja: sie hat ja zu viel Aerger gehabt. Wissen Sie: So'ne Jemeinheiten, wie da immer vorgekommen sind . . na! Ich kann's ihr nich verdenken.

Eduard: Ach Unsinn!

Conrad (zu Hanna:) Wirklich?

Hanna: Ja — sieh mal —: wenn man schnell vorwärts geht — irgendwohin, auf ein bestimmtes Ziel los, das ganz nahe ist — oder man glaubt es wenigstens ganz nah — dann achtet man nicht so auf den Weg — man . . geht eben frisch drauf los. — Aber wenn man auf einmal merkt oder erfährt: das Ziel ist garnicht nahe — es ist noch weit, meilenweit — oder — es giebt womöglich gar kein Ziel — dann — bekümmert man sich plötzlich auch um den Weg — auf dem man geht. Und wenn man dann findet, daß der schmutzig ist — na! . . . Aber Du hast doch ganz recht, im Grunde bin ich gewiß dieselbe, wie früher, nur —

Conrad: Hm?

Hanna: Ich meine —: wenn man sich daran gewöhnt, über alles selber nachzudenken . . .

Eduard: Na ja! Da hast es! Das is so die rechte Höhe! „Ueber alles selber nachdenken"! Na, ich danke! Wenn das alle machen wollten — da könnte was Nettes bei rauskommen!

Conrad: Aber laß sie doch aussprechen. Nun? Also was ist dann, wenn man sich daran gewöhnt hat?

Hanna: Dann — nun, dann kommt man leicht zu neuen Ansichten — über —

Conrad: Worüber?

Hanna: Ueber alles. Ueber das ganze Leben . . (Verlegen:) und so . .

Conrad: Aber — es giebt doch auch — Sachen, denk ich, die — na die nicht „Ansichtsachen sind" — wie?

Hanna (sieht ihm ins Gesicht. Nach kurzem Nachdenken:) Nein.

Conrad (will sprechen, schweigt betroffen.)

Eduard: Na nu hört aber mal auf! Klugschmusen könnt Ihr immer noch! Sehe gar nich ein, was Ihr Euch gleich in der ersten Stunde in so'n ungemütliches Gerede rinredet. — (Zu Conrad:) Komm mal hier! (Er steht dem Sopha gegenüber vor dem Tisch. Er winkt Conrad, aufzustehen, sich neben ihn zu stellen.)

Conrad (indem er gehorcht:) Was soll ich denn?

Eduard (legt ihm die rechte Hand auf die Schulter und zeigt mit der linken auf den Stahlstich, ein lebensgroßes Porträt Lassalles:) Sieh mal da! (Pathetisch:) Dein Mobiliar!

Conrad (erfreut:) Wahrhaftig! Da hängt es!

Hanna (versucht sich zu entfernen.)

Sophie: Hanna leucht doch mal.

Hanna (hält die Lampe in die Höhe.)

Conrad: O! Und einen neuen Rahmen scheint mein Mobiliar auch gekriegt zu haben.

Eduard: Na, natürlich. Das war ja nischt mit dem alten. Aber fein jetzt — was?

Conrad: Sehr . . .

Hanna (stellt die Lampe wieder hin.)

Eduard: In Plötzensee hatten sie Dir woll keinen Lassalle an de Wand jehangen — was? Ja, ja! Darin sind se komisch! Was 'n richtiger Zimmerschmuck ist — davor haben se keen Verständnis. Das kann man nur zu Hause haben — bei Muttern.

Conrad: Ja freilich — zu Hause . . . (Er faßt wie dankend Eduards Hand

und drückt sie. Leise:) Zu Hause (Seufzt.) Aber Hanna — soll ich Dir was sagen? Ich glaub es nicht. Ich — fühle mich doch noch nicht so recht — so wirklich zu Hause — eh Du mir nicht .. erst wieder .. einen Kuß gege — (Da Hanna eine plötzliche Bewegung des Schreckens macht:) Hm? Was meinst Du?

Sophie (nähert sich ängstlich und will sprechen. Auf einen fragenden Blick Eduards hält sie jedoch plötzlich inne.)

Hanna (tritt mit niedergeschlagnen Augen langsam näher. Schweigend bietet sie sich ihm an.)

Conrad (hat sie in atemloser Spannung beobachtet. Plötzlich laut, freudig:) Hanna! (Er umfaßt sie leidenschaftlich und küßt sie wiederholt:) Du — ach Du! — Du bist es ja doch noch! Meine Hanna, meine .. meine ...

Hanna (wird sich in seiner stürmischen Umarmung ihrer unsittlichen Feigheit bewußt. In größter Scham und Aufregung macht sie sich gewaltsam von ihm los. Keuchend:) Laß mich .. laß ... (Eilt nach hinten ab.)

(Pause.)

Conrad (bleibt starr vor Staunen stehen, sieht ihr nach und blickt dann die beiden Alten fragend an. Heiser:) Was — was bedeutet das?

Eduard (unwirsch:) Weiß ich's — was die wieder im Schädel hat! Ich sage ja —: kein Mensch wird mehr klug aus ihr. Ueberspanntes Frauenzimmer! (Deutet auf die Stirn:) Hier! Verstehste? Heiraten muß se. Is die höchste Pferdebahn! (Geht durchs Zimmer. Sein Aerger wächst.)

Sophie (macht sich verlegen zu schaffen.)

Eduard: Aber laß man gut sin! Wir werden ihr schon Raison beibringen! Deuwel auch! Was sich so 'n Frauenzimmer einbildet! (Zu Sophie barsch:) Ruf sie rein!

Sophie (bittend:) Ach, Ede: willste sie nicht lieber jetzt in Frieden lassen? Sie ist vielleicht nicht wohl.

Eduard: Ruf sie rein! sag ich. Paßt sich nicht: — so wegzulaufen. Keine Manier!

Sophie (geht zögernd nach hinten zur Thür.)

Conrad: Na, aber — wenn Deine Frau meint, wollen wir sie nicht doch lieber erstmal ...

Sophie (bleibt nah der Thür stehn.)

Conrad: Ich meine --: sie ist vielleicht nur so überrascht, so .. ihre Nerven —

Eduard (aufbrausend, höhnisch wütend:) Nerven? (Gebieterische Handbewegung zur Thür.)

Sophie (ab.)

Eduard (durchs Zimmer gehend:) Ne, mein Junge! det jiebts nich! Hier bei mir zu Hause, weeß man, Jottlob, noch nischt von de Nerven. Weibermucken! Sowas müßte erst eingeführt werden. — Hier heißt es parieren, verstehste! Parieren — und damit Schluß! So setz Dich doch! (Rückt mit einer unwillig heftigen Bewegung einen Stuhl zurecht und setzt sich. Stopft sich eine kurze Pfeife. Pause.)

Conrad: Wieviel .. verdient Hanna jetzt?

Eduard: Ach — und wennse tausend Dahler verdiente ... Das sind so'ne Ideen!

Conrad: Aber ...

Eduard: Weiß schon! Weiß schon: Du bist auch so einer. Wie der Wilke .. Der liegt mir auch immer damit in die Ohren. „Frau — en — emen — zipa — tzion"! Ja — Kuchen! Möchte mal wissen, was das mit

die Arbeitersache zu thun hat. Das Einzige —: sie drücken die Löhne . Pä! Was gehen uns die Weiber an.

Conrad: Na, aber hörmal ...

Eduard: Ne, weeßte: damit mußte mir nu nich kommen. — Später — wenn Du mal soweit bist und die Hanna ist Deine Frau — na, denn kannst es ja halten wie der Pfarrer Aßmann .. denn kannste se meinswegen in Hosen rumlooſen lassen. (Lacht ingrimmig und steckt sich seine Pfeife an:) Pä!

Conrad: Na, weeßte — mir is es nich zum Spaßen.

Eduard: Mir auch nicht.

(Pause.)

Conrad (setzt sich hinter den Tisch.)

Eduard (sitzt vorn. Er trommelt mit der linken Hand auf den Tisch, von Conrad abgewandt.)

Conrad (aus seinen Gedanken heraus, indem er mit der Hand auf den Tisch schlägt:) S' is doch kein Kind mehr! Mit ihre 27 Jahr ... Und hat im kleinen Finger mehr Verstand, wie so'n Dutzend werte Jenossen in ihre sämtliche Dickschädel! — Na also! Wo darfste die denn nu so mir nichts dir nichts kommandieren wollen wie'n Lehrjungen!

Eduard: Ich bin ihr Vater. Basta.

Conrad: Aber Mensch! Wie kannste nu so was sagen! Also deshalb bist Du ihr Herr! Das is doch nichts Natürliches! Das is doch nur ne Folge von ganz schauderöse ökenomische Zustände! Grade von solche Zustände, wie wir sie umschmeißen wollen. Verstehste denn das nich?

Eduard (paffend:) Ne — ganz und gar nich.

Conrad: Na aber! Bedenk doch mal! Sieh mal die Hanna — die kann doch sehr schön leben — nicht wahr? Du giebst ihr doch nichts dazu. — Na also. So is es doch bloß ihr guter Wille und weil sie Euch gern hat und sie ist es auch so gewohnt — sonst — sie kann doch jede Stunde auf und davon gehn .. und was willste denn da machen? Das ist doch 'ne ganz andre Sache, wie mit so'ne Burschoatochter. Die natürlich hat nichts gelernt und hat von der ganzen Welt keine Ahnung. Und wenn sie nicht zufällig einer nimmt und macht se zur Gnädigen .. und der Vater macht mal die Augen zu — nu ja: dann sitzt sie da mit die Talente und mit's Klavierspielen, und kann froh sind, wenn sie noch irgend wo so als alte Junfernante unterkriechen kann. — — Siehste: bei so einer hat's en Sinn, wenn sie auch noch als 'ne ganz alte Schachtel Vater parieren muß, wie 'n Rekrut. Was soll se denn machen? Se muß doch leben! — — Aber sind denn das etwa Verhältnisse, wie wir sie wollen? Ich dächte, da hätten wir sie selber schon besser. Denn das sind doch verrückte, das sind doch jradezu blödsinnige Zustände und so'n armes Mädchen kann einem doch bloß leid thun. Wie?

Eduard (raucht schweigend:)

Conrad: Freuen solltste Dich, daß die Hanna so ganz anders dasteht! Siehste: Das ist ja das Beste an ihr: diese Selbständigkeit! Das ist es ja grade, was ich so riesig an ihr verehre!

Eduard (verstockt:) Na — ich danke.

Conrad (hitzig:) Was denn! Das mußt Du doch einsehen!

Eduard: Ne — das will nu jarnich in meinen verfluchten alten Schädel rin.

Conrad: Aber —

Eduard: Ja, ja — Du kannst ja lange reden, eh mir was gefällt. — Meine Meinung is nu mal: Familie bleibt Familie — ob sie nu reich is .. oder arm. Sonst hört ja alles auf.

Conrad: So! — Und meine Meinung is: tyrannisieren bleibt tyrannisieren ob's nu von so'n Landjunker jemacht wird .. mit de Hundepeitsche .. oder von 'n Vater, der sich einbildet Sozialdemokrat zu sein —

Eduard (gereizt:) Nu hör aber auf! Deuwel auch, das ist ...

Conrad (jähzornig:) Ach was, „Deuwel auch!" .. Spießbürger seid Ihr! Spießbürger alle zusammen, aber keine Sozialdemokraten!

Eduard (vor Wut sprachlos.)

Conrad (in großer Erregung:) Es ist wirklich ... es, es kommt wie gerufen! Gleich am ersten Tage .. gleich in den ersten Stunden .. wo ich noch kaum raus bin aus dem Kasten .. gleich muß ich es wieder so recht mit Händen greifen .. dieses jammervolle Philistertum, dieses, dieses ä! Das kann ich Dir sagen, Jagert —: hätt ich vor fünf Jahren, wo ich in die Bewegung eintrat, all das gewußt, was ich jetzt —

(Man hört im hinteren Zimmer einen Stuhl fallen. Conrad hält inne, sieht nach hinten.)

Hanna (erscheint, hastig. Sie trägt eine Reisetasche, die sie auf einen Stuhl stellt.)

Sophie (kommt weinend hinter ihr her.)

Eduard (hat während der letzten hitzig hervorgestoßenen Worte Conrad's verschiedentlich zum Sprechen angesetzt. Durch das plötzliche Geräusch und das Auftreten Hanna's ist auch er abgelenkt. Zu Sophie:) Na, was is denn?

Sophie (flehentlich:) Laß sie zu Bett gehen, Ede! Bitte! Sie ist krank. Sie weiß garnicht, was sie will, sie .. sie ..

Conrad (hat ausschließlich Hanna beobachtet. Er tritt ihr näher:) Hanna — Du — hast mir was zu sagen.

Hanna (sehr bleich, aber fest und sicher. Sie erwiedert seinen Blick und hält ihn aus:) — Ja!

(Pause.)

Hanna (kommt langsam nach vorn:) Es war feige von mir .. vorhin, mein Benehmen. Wie die Dinge nun einmal liegen .. muß ich ... Aber glaube mir: es gehört Mut dazu. — Daß ich Dir nicht ins Gefängnis geschrieben habe .. das wirst Du wohl verstehn. Wir dachten ja alle, Du wirst noch ein Jahr dort bleiben .. und da wollt ich Dir erst schreiben .. kurz vor der Entlassung ...

Conrad (vor Angst bebend. Leise:) Hanna!

Hanna (ringt mit ihrer Kraft.)

Eduard (schlägt sich vor den Kopf:) Bin ich denn verrückt? Wo zum Deuwel soll denn das hinaus?

Hanna (mit einer ruhig abwehrenden Geberde, den Blick auf Conrad gerichtet:) Laß mich jetzt, Vater! — Erinnere Dich, Conrad, wie es damals —

Conrad (von einer plötzlichen Schwäche befallen, muß sich an den Tisch stützen.)

Hanna (mitleidig:) Ach, siehst Du — Dir ist nicht wohl. Mutter ..

Sophie (jammernd:) Könnt ihr's denn nu wirklich nich bis morgen lassen. Conrad, Sie haben doch heute nun schon so ville durchgemacht ...

Conrad (energisch:) Nein, nein, nein. Sprich nur: sprich nur weiter — also: woran soll ich mich erinnern?

Hanna (zögernd:) Daran, wie .. es damals eigentlich war. Ich meine: wie es so zugegangen ist .. daß wir uns .. verlobten.

Conrad (der sich im Folgenden mühsam aufrecht erhält, nervös:) O das weiß ich, das weiß ich ... Ich habe Zeit gehabt .. ich habe auch Gelegenheit gehabt .. darüber nachzudenken ... Nun?

Hanna: Damals, wo ich noch so ganz und gar im Parteileben aufging — kaum etwas Anderes kannte — da warst Du für mich — ein Genosse. Ein Genosse, für den ich die größte Verehrung hatte, den ich als seine Schülerin bewunderte. — Dagegen — als Weib ...

Conrad: Nun — was war mit Dir „als Weib?"

Hanna: Ach, Conrad: es ist so furchtbar schwer .. für zwei Menschen .. sich zu verständigen .. nach Jahren, wenn der eine sich während der Zeit weiter entwickelt hat — und der andere ..

Conrad: .. ist der alte geblieben. Ja.

Hanna: Also sieh. Das hab ich Dir ja auch damals nie verhehlt, daß ich nicht so wie Du ... Ich dachte eben: ich wäre darin überhaupt anders und solche leidenschaftliche Gefühle wären mir nun einmal versagt. Das glaub ich auch jetzt noch, und: ich bin darin immer ehrlich gewesen .. gegen Dich — und gegen mich auch.

Conrad: — Ja.

Hanna: Nun waren wir zusammen thätig .. für dieselbe Sache .. mit denselben Idealen .. und dazu —: unter demselben Druck. So rückten wir zusammen und gewöhnten uns aneinander. Und weil wir so vieles gemeinschaftlich hofften, fürchteten und liebten — da vergaßen wir wohl, daß es sich um etwas Anderes, Drittes, um etwas außer uns handle — und nicht um uns selber. Verstehst Du mich?

Conrad: — Ja.

Hanna: Es ist nötig, Conrad, daß Du mich verstehst. Sieh: Du warst mein Kamerad .. fast stets mein Nebenmann .. in all der Arbeit, die wir beide für etwas Hohes, für etwas Heiliges hielten. Und wie sah ich zu Dir auf .. zu Deinem ehrlichen, unerschütterlichen Mannesmut .. zu Deinem festen Glauben — ja! —: zu dem besonders! Der war mir das Wertvollste.

Conrad: — Weiter.

Hanna (leise:) So .. haben wir uns verlobt.

Conrad (krampfhaft, heftig:) So? Nein! So nicht. Ich nicht! Ich ganz gewiß nicht! Bei mir gings nicht so vornehm zu. Viel gewöhnlicher, viel einfacher. Ja — ganz simpel! Du mußt es wirklich schon verzeihn: ich — ich verliebte mich in Dich — ich! Nimm's nicht übel. Das war ja damals, damals ... und ich habe mich ja inzwischen nicht so — entwickeln können — wie Du!

Hanna: Conrad! Du —

Eduard (zu der leise schluchzenden Sophie:) Laß das Heulen! Verdammt! Paß auf! Hier kannst Du was lernen.

Conrad (immer nervöser:) Aber natürlich: Du — Du bist über so was erhaben! Was wäre denn das so besonderes! Eine .. Liebe .. eine einfache natürliche Empfindung ... Ih Gott bewahre! So was hättst Du ja schließlich mit jedem andern Frauenzimmer gemein — und Hanna — Hanna muß doch was Apartes haben. Hanna kann doch nicht ...

Eduard (einfallend:) Siehste! Siehste! Da hast es mit Deiner Selbständigkeit! Jawoll! hochnäsig! hochnäsig — und dabei kalt wie' ne Hundeschnauze ... Da hast es!

Conrad: Und . . und . . ist das nun alles?

Hanna (leise:) Nein — — — Vor einem Jahr etwa . . lernte ich einen Mann kennen. Der hat mich zu einem ganz anderen Menschen gemacht. Er — hat mich ganz umgestaltet. Ich habe mich ihm mit Leib und Seele hingeben müssen. Er . . .

Conrad (schlägt ein lautes Gelächter auf, aus dem er allmählich in ein krankhaftes Weinen übergeht.)

Hanna (ohne jemanden anzusehn, wie für sich bekennend, fest:) Ich that, was ich mußte. Ich konnte nicht anders.

Eduard (packt Sophie am Arm und schüttelt sie:) Hast es gehört, Alte? Hast's gehört? Schämst Du Dich nicht? Es ist Deine Tochter!

Conrad: Betrügen! Mich zu betrügen, während ich . . während ich . . Oh wie niedrig! . . . Also das war es! Das war es! Dazu die vielen klugen Worte! Weiß Gott, ja: Du hast viel Verstand! Du bringst es fertig, die größten Gemeinheiten vor Dir selber zu rechtfertigen! Das bringst Du fertig. (Rauh:) Wer is es? Wie heißt er? Kenn' ich ihn?

Hanna: Nein.

Conrad: Na — was nich is, kann ja noch werden. Also, wie heißt er?

Hanna: Könitz . . Alexander Könitz.

Conrad: Und was is er?

Hanna (zögernd:) Er . . er ist Chemiker.

Conrad: Chemiker? Chemiker. Nu ja . . aber, was, was heißt das? Wo arbeitet er denn? In welcher Fabrik, oder — — — He?

Hanna: Er — hat — selber eine — Fabrik.

Conrad: Hat se — . . ? Fa — brikbesitzer?! (Einen Augenblick sprachlos. Dann mit tollem, rohem Lachen, brutal:) Bravo! Vorzüglich! Fabrikbesitzer! Auch das noch! Also daher das viele Geld — verkauft hast Du Dich, richtig verkauft! Na ja —: Deinen Bräutigam hielten sie ja fest — der saß . . . da bist Du zu ihnen hingegangen und, und . . und hast Dir eine Mitgift verdient, Du . . (In sinnloser Wut auf sie los:) Du . . . (Er hebt die Hand gegen sie. Sie sieht ihn ruhig an. Er taumelt plötzlich. Kreischend:) Eduard! (Er fällt.)

Eduard (springt ihm bei und fängt ihn auf.)

Sophie (losjammernd:) O Gott, o gotto . . .

Eduard: Wasser, Alte.

Sophie (läuft nach hinten ab.)

Hanna (hat bereits vom Tisch die Karaffe geholt und will sie ihrem Vater reichen:) Hier!

Eduard (stößt sie roh zurück:) Fort Du . . . (Er schlägt ihr die Karaffe aus der Hand, daß die auf der Erde zerschellt.)

Sophie (kommt mit dem Waschbecken und einem Handtuch. Weinerlich:) Ne, ne . . was er aber auch heute schon alles hat durchmachen müssen . . ne, ne . . (Sieht die Karaffe:) Ach Gott, was is denn das nu wieder. (Sucht die Scherben zusammen.)

Eduard (legt Conrad ein nasses Handtuch auf die Stirn. Zwischen den Zähnen:) Armer Kerl! So'n Luder . . .

Hanna (hat sich zum Fortgehen angezogen, die Reisetasche genommen. Leise, fast demütig:) Mutter, adieu . . .

Sophie (zittert, aber wendet sich nicht um.)

Hanna: Mutter . . .

Eduard: Hinaus mit Dir!

Sophie (wendet ſich unwillkürlich nach Hanna um. Als dieſe ſich aber nähern will, ſtreckt ſie beide Hände wie abwehrend gegen ſie aus.)

Hanna (in großem Schmerz:) Mutter!

Eduard: Er kommt zu ſich! — Hinaus, ſag ich!

Hanna (tonlos, wie gedankenlos:) Hinaus. (Sie zuckt heftig zuſammen und geht ſchnell rechts ab.)

Sophie (bricht, ſobald Hanna die Thür zuſchlägt, in ein bitterliches Weinen aus.)

Conrad (zu ſich kommend:) Hm, hm ... Wer .. weint da?

Sophie: Ich ...

Conrad: Wo .. wo iſt .. Hanna?

Eduard (ihn aufrichtend:) Fort. — Komm! Wir wollen nicht mehr an ſie denken.

Conrad (matt:) Doch — doch. Ich ... habe mit ihr .. abzurechnen.

(Vorhang.)

Die Eruption des Aetna im Sommer 1892.

Von

Benedict Friedlaender.

II.

Am Abend des neunzehnten Juli brach ich zum zweiten Male von Nicolosi auf, diesmal früher; wir hielten uns nur einen Augenblick an der inzwischen tiefer unten angelangten Lavafront auf und ritten an der casa del bosco vorbei; der Wald lichtete sich mehr und mehr, die Vegetation wurde spärlicher. Die eigenartigen, bei Tage graugrünen polsterförmigen niedrigen Büsche einer Dornpflanze (des astragalus siculus, oder der „spine sante", wie die Eingeborenen sagen) bedecken in der Zone von ca. 2200 bis 2500 Meter den größten Teil des sandigen Bodens. Diese und einige wenige andre Pflanzenarten bilden auf dem Aetna das spärliche Aequivalent einer eigentlichen Hochgebirgsflora und gleichen mehr einer Karikatur der herrlichen kräuter- und blütenreichen Alpenwiesen. Wir befanden uns bald auf etwas höherem Niveau als die speienden Krater, deren Feuergarben auf große Entfernung hin mehr Licht verbreiteten, als die schmale Mondsichel, die kurze Zeit vor Beginn des Morgengrauens aufging. Es wurde empfindlich kalt. Ein starker Nordwestwind fegte vom piano del lago her über die unabsehbare Wüste von schwärzlichem Sand, auf dem auch die Vegetation der stachligen Astragalus-Rasen allmählich aufhörte. Die Steigung wurde geringer, und noch vor Beginn der eigentlichen Morgendämmerung waren wir auf dem piano del lago angelangt. In dem Zwielicht erkannten wir vor uns den stumpfen Centralkegel des Aetna, an dessen südlichem Fuße in etwa 2900 Meter Höhe das ansehnliche osservatorio Etneo, meist casa Inglese genannt, mit runder Kuppel zu astronomischen Beobachtungen, sichtbar wurde. Der Wind war fast zum Sturm geworden, trotz dicken Mantels fror ich bei etwa + 2° C. — (d. h. 20° — 30° weniger als in Catania!) — entsetzlich. Der Sturm trieb einem zudem ziemliche Massen des Lava-Sandes in die Augen, so daß ich froh war, als ich einige Zeit vor Sonnenaufgang in dem Touristenraum der casa Inglese mich erholen konnte. Der Centralkegel hatte sich inzwischen mit Nebel verhüllt, der Sturm heulte und tobte um das massive Gebäude, dessen Kuppel übrigens nach Zeitungsnachrichten kürzlich infolge starken Erdbebens eingestürzt ist. Gleichzeitig mit uns kamen einige Schweizer hinauf, die trotz des abscheulichen Wetters die letzten 350 Meter hinanstiegen. Da ich zweimal oben gewesen war und diesmal außer jagenden Nebelmassen und eisigem Sturme offenbar nichts zu sehen sein konnte, wartete ich auf eine Besserung des Wetters, und da diese wenigstens oben bis gegen zehn Uhr Morgens nicht eintrat, ging ich nach SO herab, um nach Ueberwanderung der schwarzen Sandwüste des piano del lago den Gipfel der Montagnola zu ersteigen. Zwar wehte auch hier ein heftiger, kalter Wind, doch war es hinter einem Steinhaufen auszuhalten; die Sonne fing auch bald

an, uns etwas zu erwärmen, das Wetter wurde besser. Nur in der Höhe des Meereshorizonts erhielt sich noch einige Zeit eine Schaar leichter, weißer Wölkchen, die den Aetna in Form eines weiten schwebenden Kranzes umgaben. Das grauschwarze piano del lago mit dem etwas heller grauen, breiten Centralkegel lag hinter uns; links unten blickte man die steilen Schutt- und Felswände in die weite, auf dem scheinbar fast horizontalen Boden mit schwarzen Lavaströmen erfüllte valle del bove hinab; gerade unter uns sahen wir die tobenden und qualmenden neuen monti Silvestri, von denen aus als bläulich dunstiger Streifen, die frische Lava hinabzog; rechts davon schweifte der Blick jenseits der langen, mit Seitenkegeln bedeckten Abhänge des gewaltigen Vulkans weit über die ausgedehnte farbenreiche, sonnenbeglänzte Ebene, die südwestlich von Catania sich ausdehnt und in welcher namentlich große rötlich gelbe Flecken, offenbar Getreide- oder Stoppelfelder, deutlich erkennbar waren; im Hintergrunde das stahlblaue Meer. Obwohl die Fernsicht vom Rande des Centralkegels natürlich noch umfassender und nach allen Richtungen frei ist, ganz abgesehen von dem Anblick des Riesenkraters, so fand ich doch die Aussicht von dieser sekundären Erhebung mindestens eben so schön; ich würde jedem, der den Aetna besucht, auch wenn er den Centralkegel bestiegen hat und der Berg ruhig ist, den kleinen Umweg über die Montagnola lediglich der landschaftlichen Eigenart und Schönheit wegen empfehlen.

Gegen Mittag stiegen wir hinab und dabei kam ich auf die Idee, wie nahe man sich wohl an die eigentliche Eruptionsstelle heranbegeben könne. Etwa auf dem Niveau des obersten monte Silvestri schwenkten wir vom Wege ab und gingen zu Fuß in südöstlicher Richtung auf den mittleren Kegel zu; es ging über zerrissenes, hier und da mit Astragalusrasen und Farnkraut bewachsenes Terrain, bald über rötlich braune und schwarze Sand- und Schuttmassen, bald über zerklüfteten Lavafels, teilweise ziemlich steil bergab. Das Getöse wurde fast betäubend, lautes Donnern, Krachen und Knallen erweckte die Vorstellung, daß die Erde eigentlich zittern müsse. Doch fand gerade zur Zeit meiner Anwesenheit kein merklicher Erdstoß statt. Immer mächtiger erhoben sich die drei neuen, ganz regelmäßigen, und gänzlich aus völlig schwarzen Auswürflingen aufgehäuften neuen Kegel. Nach Zeitungsnachrichten sollte der oberste 400 Meter Höhe erreicht haben, ich taxierte ihn auf die Hälfte; doch ist das Schätzen eine äußerst mißliche Sache. Der Boden war hier mit frisch ausgeworfenen, bläulich schwarzen, etwas metallisch schimmernden, kleinen Lavafetzchen bedeckt. Es dauerte nicht lange, so begegneten wir den ersten, teilweise von graugrünem Astragalus-Rasen und Schutt halb verdeckten Spalten, die der Hauptrichtung nach parallel der NNW-SSO Linie zu verlaufen schienen, auf der die drei neuen Berge aufgeschüttet waren. Anfangs waren sie keinen Fuß breit; weiterhin trafen wir aber fast meterbreite Klüfte und schließlich eine ganz breite und ziemlich tiefe, die uns zu einem Umwege nötigte; letztere war anscheinend und auch nach Angabe meines Führers schon vor der gegenwärtigen Eruption entstanden, die anderen waren aber offenbar ganz frisch und die Wirkung der Erdbeben, die dem schließlichen Durchbruch der Lava- und Dampfmassen vorhergegangen waren. Die ersten Dampflöcher (Fumarolen) sollen sich am Morgen des neunten oberhalb dieser Gegend gezeigt, der eigentliche Durchbruch aber an demselben Tage etwas nach ein Uhr nachmittags unter gewaltiger Detonation, und einem im ganzen Aetnagebiet fühlbaren Erdstoß stattgefunden haben; das erste, was man gesehen hatte, war natürlich eine Säule von Dampf und Schutt gewesen. Wir waren nun ziemlich nahe an den Fuß des mittleren

Kegels herangekommen und befanden uns auf einem bereits erkalteten, aber hier und da noch heiße, glücklicherweise nur geruchlose und durchsichtige Gase aus zahlreichen Spalten aushauchenden Lavaströmchen, welches im Anfang der Eruption hier zu Tage getreten, aber bald erstarrt war. Immerhin mußten wir vorsichtig sein, um nicht etwa auf noch glühende oder irrespirable Gase von sich gebende Stellen zu geraten. Auf der zerrissenen, schwarzbraunen Oberfläche lagen große Klumpen, auch sogenannte vulkanische Bomben, d. h. abgerundete Projectile herum, viele wohl von über Centnergewicht. Ich versuchte die Höhe der am höchsten fliegenden, bei Nacht hellrot glühenden, bei Tage aber schwarz gegen den blauen Himmel sich abhebenden Auswürflinge durch Zählen der Fallsekunden ungefähr zu bestimmen. Bei jedem stärkeren, von lautem Knall begleiteten, explosionsartigen Schusse mochten wohl viele hunderte dieser Lavafetzen in die Luft geschleudert werden; einige aber, die offenbar vom Dampfstrahl besonders gut gefaßt sein mußten, erreichten eine viel bedeutendere Höhe als die übrigen und wurden am höchsten Punkt der Flugbahn zu kleinen schwarzen Pünktchen. Ich ließ nun meinen sehr intelligenten Führer Contarini Nunzio im Augenblick des Anfangs der Abwärtsbewegung und im Augenblick des Aufschlagens ein Zeichen geben, während ich den Sekundenzeiger meiner Uhr beobachtete. Zweimal ergab sich auf diese Weise eine Fallzeit von etwa fünfzehn Sekunden. Nehme ich nun auch an, daß wir uns um zwei Sekunden geirrt haben — der Beginn des Falles ist bei der großen Höhe und der perspektivischen Verkürzung der Fluglinie schwer zu beobachten, so ergäbe sich doch, wenn man die Beschleunigung in der Sekunde auf rund 10 Meter — was etwas zu viel ist — annimmt, eine Fallhöhe von $\frac{13 \cdot 13 \cdot 10}{2}$, also ungefähr 850 Meter; zieht man nun noch einiges wegen des Luftwiderstandes, sowie wegen des Umstandes ab, daß natürlich die Steine auf einen Punkt fallen, der tiefer liegt, als der Kraterrand, so wird man doch die Wurfhöhe auf allermindestens 600 Meter ansetzen dürfen. Unser Aufenthalt erreichte ein jähes Ende durch einen furchtbaren Knall. Wir blickten auf den mittleren Kegel und sahen über demselben zunächst noch aufsteigend einige große Stücke, die weniger zahlreich, aber dafür größer waren und weit höher flogen, als gewöhnlich; wir verfolgten ihre Flugbahn, um nötigenfalls im letzten Augenblick noch ausweichen zu können; sie fielen schließlich in bedenklicher Nähe unseres Standpunktes nieder und wir suchten nun eiligst aus der gefährlichen Gegend zu entkommen, so gut das zerrissene und geröllbedeckte Lavaterrain dies erlaubte. Sehr gern hätte ich die eigentliche Quelle und den Ausfluß der Lava in der Nähe gesehen, was mir einmal bei einem kleinen Lavaerguß des Vesuv gelungen war; die hauptsächlichste Quelle befand sich offenbar am südlichen Fuß des unteren Kegels; leider war aber diese Stelle augenscheinlich wegen des ununterbrochenen Hagels der glühenden Steine, (lapilli, oder da die süditalienischen Dialekte häufig das „l" in „r" verwandeln, rapilli) vermutlich wohl auch wegen der großen Hitze und der Dämpfe gänzlich unzugänglich. —

Wenn man hin und wieder liest, daß sich in dieser oder jener Gegend ein „neuer Vulkan erhoben habe", so werden wohl die wenigsten eine einigermaßen klare Vorstellung des Vorgangs haben. Das rein Thatsächliche und das der unmittelbaren Beobachtung zugängliche ist dabei jedoch eigentlich ziemlich einfach. Durch zunehmenden Druck — ob langsam ansteigenden oder explosionsartig auftretenden lasse ich dahingestellt — wird die feste Rinde erschüttert und zerbirst schließlich; wenigstens bei der gegenwärtigen Eruption scheint sich

dabei um den Centralspalt ein System kleinerer paralleler Risse gebildet zu haben; eine irgend beträchtliche Hebung des Bodes findet hingegen nicht statt; woraus man mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen kann, daß diejenige Stelle der äußern festen Rinde, die dem Hauptdruck ausgesetzt ist, von nur geringer Ausdehnung sein mag; sie wird nicht gehoben, sondern zertrümmert und der Schutt in die Luft gesprengt. Damit sind nun die gespannten Dämpfe und die geschmolzenen Massen — vieles spricht dafür, daß erstere in dieser in ähnlicher Weise gelöst sind, wie etwa die Kohlensäure in Selterwasser — vom Widerstande jener festen Schichten befreit und es beginnt der Ausfluß, während zugleich gewaltige Dampfmassen aus der geschmolzenen Lava und durch diese hindurch mit furchtbarer Gewalt hindurchbrechen und kleinere oder größere Fetzen derselben mitreißen; dies sind dann eben die „glühenden Steine", „Schlacken", „Bomben", („lapilli", „scorie", „bombe") welche sich um die Auswurfsöffnung herum anhäufen und einen Kegel bilden, dessen Böschung in den verschiedenen Fällen aus leicht begreiflichen Gründen meist eine ziemlich gleiche zwischen (30° und 40°) nämlich die Art der Aufschüttung von einem Centrum aus eine möglichst große Steilheit hervorzurufen strebt, das erreichbare Maximum dieser aber von der Reibung der zunächst lose aufeinander geschütteten, rauhen Brocken abhängt; wo die Neigung zu groß ist, rollen die Steine entweder sofort, oder bei der ersten Veranlassung hinab; ersteres sieht man bei jedem „wachsenden" Vulkankegel, so auch häufig bei dem kleinen Centralkegel des Vesuv; letzteres beobachtet man bei jeder Besteigung eines frischen, namentlich noch vegetationslosen Vulkankegels, wobei mitunter größere Strecken feineren und gröberen Gerölls ein Stück hinabrutschen. Wird ein solcher Schuttkegel mit Lavagängen durchsetzt, oder fließen Lavaströmchen über seine Abhänge, wie dies z. B. am Vesuv in großem Umfange der Fall war, so wird natürlich der Bau fester und solider; auch die Bedeckung mit Vegetation, bei der in Italien insbesondere Ginster, aber auch Myrthen, Steineichen und der lorbeerähnliche Arbutus „Erdbeerbäume" eine Hauptrolle spielen, hindert wenigstens zum Teil die Zerstörung der Oberfläche. Nach Erlöschen der Dampfausströmung und Erkaltung des Kraterbodens bleibt ein engeres oder weiteres, trichterförmiges Kesselthal, eben der sogenannte Krater zurück, dessen innere Wände, so lange die Dämpfe hervorbrechen, natürlich in sehr großer Steilheit erhalten werden — was hineinfällt wird alsbald wieder herausgeschleudert; — aber auch bei erloschenen Vulkanen bleibt in der Regel der innere Kraterabhang erheblich steiler, als der äußere Kegelmantel. Die schönsten erloschenen Krater am Golf von Neapel, die wegen ihrer geringen Höhe auch besonders bequem zu erreichen und mit einem Blick zu übersehen sind, sind der im Herbst 1538 entstandene, nur etwa 140 Meter hohe Monte Nuovo hinter Pozzuoli und der innen mit fast undurchdringlichem Gestrüpp von Myrthen u. s. w. bedeckte Monte Rotaro auf der Insel Ischia. — Der von der gegenwärtigen Aetnaeruption, welche später auch einen bis nach Catania gelangenden Regen von Asche brachte, durch Verwüstung von fruchtbarstem Culturland angerichtete Schaden soll im ganzen sehr erheblich sein. Als ich nach meinem zweiten Besuch hinabstieg, sah ich einen Mann, der einen prächtigen Kirschbaum, von dem die Lava nicht mehr weit entfernt war, eiligst fällte, um wenigstens das Holz zu retten; unterhalb der vorrückenden Lavafront hatten manche Heiligenbilder an den Rebenstöcken angeheftet. Der Aberglauben spielt natürlich hier, wie ja bei allen im eigentlichen Sinne des Worts bislang unberechenbaren, d. h. nicht vorherbestimmbaren Naturerscheinungen eine große

Rolle, so in Nicolosi namentlich der Schleier der heiligen Agata, dessen feierliche Entfaltung den Lavastrom von 1886 in wenig über 300 Meter Entfernung vom Dorfe zum Stillstand brachte. — Am Abend sah ich noch einmal das Eruptionsgebiet von der Villa Bellini aus, den am Nordende Catanias gelegenen, schönen städtischen Anlagen.

In der warmen Sommernacht war eine zahllose Menge dort versammelt, um das herrliche Schauspiel zu genießen, welches die drei feuerspeienden Schlünde und der doppelte Lavastrom in der Dunkelheit gewährten.

Wie gering die Erkenntnis der Ursachen der vulkanischen Erscheinungen, der Veranlassung der einzelnen Eruptionen, und auch die bloße Kenntnis rein äußerlichen Vorzeichen ist, ergiebt sich z. B. daraus, daß in einer und derselben Zeitung innerhalb weniger Tage fast wörtlich zu lesen war: 1) Der Wiederbeginn der Erdbeben bestätigt die Vermutung, daß die Eruption zu Ende geht. (?) 2) Neue Erdbeben lassen eine weitere Zunahme der Eruption befürchten. Das erinnert mich an einige Zeitungs-Aeußerungen gelegentlich der Influenza-Epidemie. Es gab da alle logisch möglichen Kombinationen, nämlich: Da das Wetter kälter / wärmer } geworden ist, hat die Epidemie { zu- / ab- / zu- / ab- } genommen. Leider ist aber auch außerhalb des Zeitungsbereichs die wunderliche Ansicht weit verbreitet, es sei so zu sagen logisch unstatthaft, allgemein als wahr angenommene Causalverbindungen, um z. B. nur einen ganz ungemein verbreiteten Aberglauben anzuführen, die angebliche, aber weniger als unbewiesene Entstehung von Husten, Schnupfen und ärgeren Krankheiten durch die sogenannte „Erkältung" — (in Berlin speziell concentriert sich diese fast ganz unbegründete Meinung auf die gefürchtete „Zugluft", in Italien ist es mehr das „umido", d. h. die Feuchtigkeit) — oder vielfach anerkannte Theorien, wie beispielsweise die sogenannte Selektionstheorie und ihre vermeintliche Tragweite auch nur anzuzweifeln, geschweige denn abzulehnen oder zu widerlegen, „so lange man selbst nicht imstande ist, eine bessere Erklärung zu liefern". Diese Verdrehung aller Grundsätze einer verständigen Logik und gesunden Forschungsmethode übersieht ganz und gar, daß alle scholastischen und bloßen Worterklärungen, ebenso auch die Verbreitung bloß vermutungsweiser Causalzusammenhänge in der Form, als ob es unumstößliche „Erfahrungsthatsachen" und sichere „Errungenschaften der modernen Wissenschaft" wären, weit schlimmer sind, als eine völlige Verzichtleistung auf Erklärung; weil nämlich das logisch unehrliche Hinstellen bloßer und zudem meist falscher Vermutungen als unumstößlicher Gewißheiten ein Einschläferungsmittel ist, welches die wirklich exakte Ergründung des Causalzusammenhangs verzögert, wo nicht gar verhindert. Was sind nicht alles „Erfahrungssätze!" Der Hexenaberglauben des Mittelalters gründete sich genau so auf die „Erfahrung", wie die Erkältungssuperstition der Gegenwart. Es ist eben nicht so leicht, wirkliche „Erfahrungen" in exaktem und wissenschaftlich brauchbarem Sinne zu machen. Nicht umsonst heißt in der Sprache Galileis esperienza sowohl „Erfahrung", als auch „Experiment". — Um aber auf den Vulkanismus zurückzukommen, bemerke ich, daß ich die bekannte Falbsche Theorie bisher nicht selbst geprüft habe und ihr deswegen selbstverständlich gänzlich zurückhaltend gegenüberstehe. Einigermaßen zu ihren Gunsten sprechen für mich jedoch einige Symptome, beispielsweise die Thatsache, daß sie mindestens z. T. mit eigenartigen Waffen bekämpft

wird. Aus einem öffentlichen Vortrage Falbs, den ich vor Jahren in Berlin anhörte, ging nämlich für jeden mit Evidenz hervor, daß Falb die Gravitationsanziehungen (oder vielmehr ihre je nach Umständen quantitative Verschiedenheit) nicht etwa für die Ursache der betreffenden Erscheinungen im Sinne eines mechanischen Aequivalents, sondern für die Veranlassungen im Sinne der in der Mechanik oder eigentlich besser Logik sogenannten „Auslösung" ansieht; wobei es sich dann gar wunderlich ausnimmt, wenn man die quantitative Geringfügigkeit derselben nachrechnet, da dies auf dasselbe herauskommt, als wenn man über die Winzigkeit des kleinen Funkens fabelte, der doch die große Explosion von vielen Centnern Pulver hervorbrachte. Hochkomisch war auch eine giftige Notiz, die im Frühjahr 1892 die Runde durch die Berliner Presse machte, die bekanntlich und natürlich jederzeit die Partei des zünftigen Gelehrtentums gegen die unabgestempelten „Laien" und „Dilettanten" nimmt. Aergerlicher Weise war nämlich, ich glaube am achtundzwanzigsten März, jedenfalls an einem Falbschen „kritischen Tage erster Ordnung", auf den zudem das Publikum schon vorher aufmerksam gemacht war, wirklich ein heftiges Gewitter in Berlin und auch anderswo aufgetreten — die Zeitungsnotiz besagte nun in belehrendem Tone, das Zusamentreffen sei deswegen als ein rein zufälliges anzusehen, weil die „berufenen" Kreise die Unhaltbarkeit der Falbschen Ideen erwiesen hätten. Doch, wie gesagt, ich kann trotz dieser günstigen, äußerlichen Anzeichen, schon wegen gänzlich unzureichender Kenntnis des Thatsachenmaterials und der Theorie keine Stellung in dieser Frage nehmen.

Was endlich das gleichzeitige Verhalten des Vesuvs anbelangt, so zeigte dieser im Juni eine Zunahme der Thätigkeit über das gewöhnliche Maß; es gab am Nordfuße des sogenannten „Aschenkegels", im Atrio del cavallo, in etwa 800 Meter Höhe, einen mäßigen Lavastrom, sowie auch, was beim Vesuv im Gegensatz zum Aetna eine Ausnahme ist, einen kleinen Seitenkrater. Ich bin damals leider nicht dazu gekommen, diese kleine Eruption in der Nähe zu betrachten. Aus der bloßen Thatsache, daß Vesuv und Aetna fast nie gleichzeitig in Eruption sind, wird vielfach ein causaler Zusammenhang im Sinne einer Kompensation gefolgert; was aber mir deswegen äußerst bedenklich vorkommt, weil die Eruption überhaupt an sich seltne Ereignisse sind. Denn rechnet man — was sicher noch zu hoch gegriffen ist, bei beiden je etwa eine Eruption von einem Monat Dauer auf fünf Jahre, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß man zu einer gegebenen Zeit z. B. den Aetna in Eruption antreffe, offenbar eins zu sechzig; ein Zusammentreffen einer Aetna- mit einer Vesuveruption hätte demnach von vornherein nur eine ganz minimale Wahrscheinlichkeit für sich. Einigermaßen auffällig schien mir hingegen gelegentlich der gegenwärtigen Eruption die ausnahmsweise Ruhe des Vesuv. Von Neapel aus war nachts keine Spur von Feuerschein sichtbar und bei trockner Luft selbst der Rauch oft kaum bemerklich. Während der Aetnaeruption haben dann auch stärkere Erdbeben, unter andern auf der nördlichsten der Liparischen Inseln, dem Stromboli, in der Schweiz und im westlichen Deutschland stattgefunden, letztere am Morgen des neunten August. Am Tage vorher war übrigens einer der dreiundzwanzig „kritischen Tage" dieses Jahres, wenn auch nicht erster Ordnung (Vollmond); das Erdbeben auf Stromboli trat in der Nacht vom achten zum neunten August ein. (Bericht der Frankfurter Zeitung.)

Columbus.

Jubiläums-Gedanken eines Anti-Philisters.

Es war einmal eine Zeit, in der man keine Denkmäler errichtete und keine Jubiläen feierte. In dieser Zeit machte man Geschichte, statt sie zu schreiben; die Mütter befleißigten sich, Helden zu zeugen, statt beim Professor Wortschwall Vorträge über die Gesellschaftsretter von Pharsalus und Austerlitz zu hören, und die Männer durchzogen thatendurstig die Welt, statt bei Denkmalsenthüllungen und Jubiläumssessen Hurra und Hoch zu schreien. Um die Schulkenntnisse war es in jenen Tagen schlecht bestellt. Warf einmal ein Wißbegieriger am Stammtisch die Frage auf: „Wer war denn eigentlich der Columbus? Ich las heut den spaßigen Namen auf dem schönen Bild, das vor der vierten Jahrmarktsbude hängt.“ Dann entstand ein allgemeines Stillschweigen, jeder forschte in den tiefsten Gründen seines Gedächtnisses nach — und fand nichts. Nur der Pfarrer oder der Doktor bemerkte nach längerem Sinnen: „Co — Columbus? Ei, ei! Der Name sollte mir nicht unbekannt sein. Gewißlich, das ist ja der Mann, von dem das Ei stammt, das man auf den Kopf stellen konnte. Er machte das, sehen Sie so . . .“ O, es war eine liebe Zeit. Und die Leutchen von damals hatten garnicht so unrecht. Das Ei des Columbus ist ein sehr nachdenkliches Ding, fast nachdenklicher, als die Entdeckung Amerikas. Unsere Philosophen und Staatsmänner sollten das Experiment öfter machen, um Bescheidenheit zu lernen. Auch sie pflegen ihre Fragen zu lösen, indem sie ihnen die Spitze abbrechen und dann fröhlich in die Welt hinauskrähen: „Seht, das Ei steht.“ Aber eine Frage gelöst, ohne sie erst zu zerbrechen, das hat noch selten einer. Einer, der es verstand, war der wackere Magelhaens. Columbus zog aus, um Zipangu durch eine Westfahrt zu erreichen. Aber er begnügte sich damit, Cuba zu entdecken, d. h. er drückte das Ei ein. Magelhaens indes fand die Durchfahrt zum Stillen Ozean und zu dem Gewürzlande; er stellte das Ei auf den Kopf, ohne ihm die Spitze zu zerbrechen.

* * *

Aber es hilft nichts, die gute alte Zeit zu loben. Wir müssen uns mit der unsrigen abfinden, deren Losung ist: Kein Tag ohne Jubiläum. Und ich gönne ja auch Columbus das seine. Nur über eins komme ich nicht weg: warum wird gerade dieser Mann gefeiert, wie noch kein anderer gefeiert worden ist? Freilich, er hat den Erdteil entdeckt, den die Barnum und ihresgleichen mit Vorliebe wählen, wenn sie geboren werden wollen, den Erdteil, der in der Reklame das harmlose Europchen überragt, wie die Magnolie unser Wiesen-

butterblümchen. Und die Reklame, die Onkel Sam für den smarten old boy Mister Clomb macht, findet williges Gehör bei den europäischen Tanten. Die stramm geschnürte Germania denkt mit Schmunzeln an den billigen amerikanischen Speck, kann sie sich doch für jeden ersparten Groschen einen Soldaten mehr anschaffen; und dann ist der far west nicht nur fern, sondern auch geräumig genug, um das ganze lästige Hungerpack von Landproletariern und das noch lästigere Gesindel von Nörglern und Querköpfen der guten Soldatenmutter abnehmen zu können. Die dicke, faule Hispania aber wischt sich eine Thräne aus den schläfrigen Augen und stöhnt: „Gewiß, gewiß soll man dem braven hidalgo eine Ehr' anthun. Steht sein Name nicht auf meinem Stammbaum? Ach, wie süß ist es doch, so viele, viele Ahnen zu haben. Und jeder ein Held. Dieser Cid, was für ein Mann, dieser Don von der Mancha, ein wahrer Gott! Und wieviel Länder haben sie erobert, wieviel Gold haben sie verspielt, wie konnten sie lieben! Gott segne euch, meine Ahnen; stets werde ich von euren Thaten träumen, eurem Andenken eine Messe widmen und die Bücher eures Ruhms lesen. Es schläft sich so gut dabei." Auch die kluge Italia feiert gern mit. Wenn man kein Brot mehr für die Kinder hat, dann zeigt man ihnen ein hübsches neues Spiel und sie vergessen für eine Weile ihren bellenden Magen. Und darum Evviva il Genuese Colombo! . . . Aber alles das erklärt nicht die Begeisterung der Bierstuben, Bureaus, Zeitungsschreiber und Theaterdichter, mit einem Wort der heiligen Philisterei, für den Entdecker. Und doch hat Philister eine durch Generationen gezüchtete feine Nase dafür, wann wie und wo er einmal Feuerfunken sprühen darf. Die Jubiläen sind seine ureigene Erfindung, denn ein jedes setzt den Erfolg voraus, den fertigen Ruf und das fertige Verständnis. Das Werdende macht Furcht, denn es steckt so viel Unbegriffenes in ihm, aber das Gewordene weckt Ehrfurcht, — seine Leistungen und seine Bedeutung sind ja lexikonlich verbürgt und klar zu überschauen. Nicht immer jedoch lobt Philister so hoch auf, wie im Lichtjahre 1892. Er hat auch seine Jubiläumsideale. Und zu diesen gehört Columbus. Columbus ist das Mannes-, Wollens- und Schaffensideal, das Philister noch gerade begreifen kann. Ein Viertel Phantast und Abenteurer, zwei Viertel Praktiker mit schönen, praktischen Erfolgen, ein Viertel Unglücksmann, — das ist die Mischung, wie sie Philister liebt; da kann er bewundern, bemitleiden, erstaunen und Ueberlegenheit fühlen zu gleicher Zeit. Vor allem aber ist der Erfolg ganz ohne Rest verständlich. Ein Mann, der den Nordpol entdeckt, nun ja — — Aber da giebts ja nichts zu holen. Das Land der Freiheit dagegen, des Fleischextrakts und der Millionäre, das lohnt sich des Entdeckens. Und darum rühmt Philister seinen Columbus. Von dem Entdecker des Kosmos aber, der eine Weltfahrt gemacht hat, gegen die des Genuesen eine kindliche Spielerei ist, von Kopernikus weiß er kaum den Namen. Aus dem Kosmos bezieht man keinen Speck, ihn befahren nur die Leute der Phantasie und Erkenntnis. Diese Leute jedoch feiern keine Jubiläen; wenn sie an Kopernikus denken, so ist es nur mit dem stillen Jubel des Lernens, des Nacheifers und Wetteifers. Und daher kommt es, daß das Jahr 1873 ein recht stilles war, 1892 aber ein sehr lautes ist.

* * *

Philister schwankt beständig zwischen Hohn und Bewunderung. So lange

wir jung sind, sind wir alle Philister, und es ist die Arbeit unserer besten Jahre, uns aus diesem Raupenzustand herauszuarbeiten und Mensch zu werden, ein freies Selbst . . Wem es gelingt, der hat das Höhnen verlernt, aber auch das Bewundern. Er kann nur noch lieben oder gleichgiltig sein; lieben aber in tausend verschiedenen Graden der Herzlichkeit. Lassen wir also dem Philister das Bewundern, das Wundern über etwas, was ihm unverständlich ist; wir können einen Columbus verstehen und wir dürfen ihn lieben. Es ist ein Kerl zum Lieben, freilich nicht zum Sattlieben. Dazu erscheint er denn doch in Glauben und Empfinden zu grob und zu „dösig". Es giebt Menschen, in denen das Sehnen einer Epoche Fleisch geworden zu sein scheint, die alle Tages-, aber auch alle Nachteigenschaften einer bestimmten Zeit in sich vereinigen; und es giebt andrerseits Menschen, die niemals einer Gegenwart, sondern ewig der Zukunft angehören. Dort der Täufer, hier der Heiland. Solche Zukunftsmenschen sind Jesaias, Plato, Epikur, Franziskus von Assisi, Giordano Bruno, Kepler, — lauter Menschen, die mit Geist oder Gemüt die ganze Welt liebend umfaßten, tausend Brücken schlugen von Staub zu Gott und den neuen Himmel und die neue Erde verkündeten, auf der sie im tiefsten Innern bereits lebten. Lauter Seher, welchen ihre Mitwelt keine Heimat bot, die aber das Herz der Nachwelt mit brennender Liebe umschließt. Zu ihnen gehört Columbus nicht. Er war in Wille und Anschauung ein Kind seiner Zeit, er sah weder rückwärts noch vorwärts über sie hinaus, aber dafür war er auch der Mann seiner Zeit, — ein ganzes Jahrzehnt hindurch. Sein Charakter und Geschick ist typisch für alle Thatmenschen. Vom Walfischfahrer, der sich ein Jahr lang durch Eisblöcke quetscht und bohrt, weil da oben irgendwo ein guter Jagdgrund sein soll, bis zum Entdeckungsreisenden, vom Mordbrenner bis zum Ländereroberer zieht sich eine Kette gleicher Wesenseigenschaften. Ihnen allen gemein ist die Einseitigkeit des Wollens und Fühlens. Sie haben stets nur eine Idee: Alexander die Orientherrschaft, Herostrat den Tempelbrand, Columbus die Westfahrt, Stanley die Kongofrage und John Bubbs den hundert Fuß langen Potwal. Diese Einseitigkeit schützt sie vor Zersplitterung ihrer Kräfte; sie bohren sich wie ein Holzwurm in ihre Idee hinein, sie denken und fühlen nichts andres mehr als dies Eine und sie ruhen und rasten nicht, bis sie die Idee in Leben umgesetzt und als Preis Thron oder Galgen eingeheimst haben. Solche Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit gebiert natürlich der Verstand nicht; in jedem Thatmenschen steckt neben dem praktischen Sinn, dem kein Mittel zu winzig und kein Weg zu schmutzig ist, und neben der fröhlichen, schwindelfreien, rotbäckigen Ichsucht, die in der Welt nichts als einen Käse für die Made Ich sieht, steckt neben diesen zwei lehmigen Triebkräften auch noch ein tüchtiges Quantum flugleichter, lustiger Schwärmerei und Phantasterei, durch deren Schleier der Thatmensch sein Ziel in goldigen, buntverklärten Farben, in riesenhafter Vergrößerung erblickt. Ich vermute, daß Alexander weniger eifrig den Marsch nach Asien betrieben hätte, wenn er vorhergesehen: elf Jahre nach dem Ausmarsch bist du ein blutloses Gehäus, eine Lappenumwickelte Lederpuppe, dein Reich wird in Fetzen zerrissen und deine hochaufgehäufte Beute von deinen Sklaven in alle vier Winde verschleppt werden. Und wahrscheinlich hätte Columbus die gute Isabella nicht acht Jahre lang am Rock gezupft und sie mit Toscanellis Erdkarte gekitzelt, wenn ihm ein Engel rechtzeitig ins Ohr geflüstert hätte: Du wirst nicht das Grenzland von Eden, sondern Watling Island entdecken, das Gold, das Du ausstöberst, wird nicht zur Eroberung Jerusalems dienen, sondern die Kinder

Zions stark und groß machen, und Du selbst wirst einsam und verschollen im Kloster von Valladolid sterben und der Tagescourier von Valladolid, der den Tod jedes Don Schulzo und Don Müllero meldet, wird über den Deinen keine Zeile bringen. Dieser Schlußakt bleibt selten einem Thatmenschen erspart. Zehn Jahre umjauchzt und dann Valladolid, das ist Columbus, zweimal zehn Jahre umwedelt und dann Sankt Helena, das ist Bonaparte, dreimal zehn Jahre umstrebert und dann Friedrichsruh — siehe da Bismarck. Aber um dieses Schlußaktes liebt man sie, die That- und Zeitmenschen, diese Klugen nach Menschenmaß, diese Thoren vor Gott. Zum Sattlieben jedoch sind nur die Ewigkeitsmenschen, weil in ihnen selbst Liebe wohnt, bis zum Herzsprengen viel Liebe.

* * *

Niemand verdammt so eifrig den Egoismus wie Philister. Er hat das in der Schule gelernt. Auch Columbus der Bewunderte, entgeht der schlechten Note „selbstsüchtig" nicht. Sehr schön heißt es in der Gartenlaube: „Aus der geschichtlich geläuterten Betrachtung wird die wichtige Ueberzeugung entspringen, daß unser Held viele der Leiden, die er erdulden mußte, selbst verschuldete, daß die Welt gerechter ist, als man gewöhnlich meint." Columbus war nämlich keineswegs so selbstlos, das Gold- und Gewürzland nur um der Andren willen aufzusuchen; er beanspruchte den Löwenanteil des Profits für sich selbst. Für diese Habgier findet Philister, der niemals habgierig ist, eine Tracht Schicksalsprügel ganz angemessen. Noch trauriger aber ist es, daß der gran admirante diese Hiebe nicht mit geziemender Demut hinnimmt. Wie alle Thatmenschen macht er sich eine Lust daraus, Komödie zu spielen; er trägt schauspielerisch die Ketten, die ihm der Neid angelegt, auch dann noch, als er es nicht mehr muß. Das ist nicht hübsch, Christoforo, das fordert den ganzen Grimm Dagons, des Gottes der Philister, heraus. Wir aber, denen dieser Gott ein Strohwisch ist, bewundern weder die Kühnheit des Entdeckers, noch schmähen wir seine putzige Eitelkeit und seine schluckfrohe Habgier. Wir begreifen eben, daß Alexander aus Menschenliebe nicht das Morgenland dem Abendland erschlossen hätte, und daß Columbus nicht der Entdecker Amerikas geworden wäre, wenn er nur an die Krone Spaniens und den billigen Speck des 19. Jahrhunderts gedacht hätte. Wer nur predigt, lehrt und dichtet, hat es leicht, den Altruisten zu spielen; wer da handelt, haut und thatet, der muß sein Ich dreimal unterstreichen, oder er bringt es zu nichts. Das soll keine Apologie der Ichsucht sein; selbst Freund Mackays beredsames Schweigen hat mich nicht in die Jüngerschaft Max Stirners hineintreiben können. Ohne Egoismus, ohne dem Ich ein Lustgefühl zu bereiten, strebt kein Ich. Aber es giebt Grade des Egoismus, so verschieden unter einander, daß man hier und da wohl zweifeln kann, ob es sich wirklich um Abstufungen ein und derselben Lebenskraft handelt. Welche Abgründe klaffen zwischen der Ichprotzigkeit des Philisters, die sich mit dem Wahlspruch bläht „Selbstessen macht fett", dem Ichstolz des Cäsaren, der da heischt „Alles durch mich" und der Ichfreudigkeit des Idealisten, der es genug ist, zu wissen: Mein Ich lebt sich aus, wie es muß. Und wie weit ist es wiederum von da bis zur Ichvergessenheit und Ichopferungssucht des heiligen Franziskus, des Vincenz von Paula; sie konnten das Ich nicht töten, aber sie setzten es auf Krankenkost, daß es schmal wurde wie ein Schatten. Von dieser Menschenart hat die Erde freilich nur sechs oder sieben Individuen erzeugt; zu wenig, um

den Egoismus als einen Fehler in der Weltrechnung, zu viel aber, um ihn als Lösung des Rätsels hinstellen zu dürfen. Bescheiden wir uns! Wir wühlen wie ein Maulwurf in den Erkenntnissen und merken nicht, daß wir im Dunkel wühlen; wann werden wir im Lichte suchen?

* * *

Ueberall und zu allen Zeiten und in reicher Fülle ist Genie latent vorhanden. Aber nicht immer leuchtet Sonne, die alle Keime zur Blüte und zur Reife bringt. Geschieht es einmal, so reden wir von einer Blütezeit der Menschheit; und mit Recht; nur übersehen wir meist, daß in solchen Tagen nicht das Genie reichlicher da ist, sondern der Erfolg, die Schicksalsgunst. Als Christus in die Welt trat, ward er zur Sonne für allerlei religiöse Genien, die ohne ihn verkümmert wären. Sein Antlitz und sein Wort regten das Genie in Petrus und Paulus auf, in Johannes und Markus. Ohne ihn wären sie Fischer und Handwerker geblieben, deren Geist sich in stillen Grübeleien verkohlt hätte, statt zur weitleuchtenden Flamme aufzulodern. Und als Columbus von seiner ersten Westfahrt heimkehrte, da erweckte seine That in den Pizarro, Balboa, Cortez und Orellana ein ganzes Heldengeschlecht, das Königreiche stürzte wie Kartenhäuser und einen halben Erdteil in eine spanische Provinz verwandelte. Trotzige Kühnheit, Ehrgeiz, Entschlossenheit gährten in diesen Männern, auch ehe sie von der Errungenschaft des Jahres 92 hörten; die aber wirkte, daß sie ihre Kraft nicht im Duell oder beim Straßenraub verpufften.

* * *

Wie Kartenhäuser! Sind denn die Königreiche der Welt, sind alle Werke der Menschen mehr, als Kartenhäuser; spielend gebaut, spielend zerstört, ein kindlich kindisches Thun? Warum mußte es untergehen, das Mexiko Montezumas, das Peru der Inkas, untergehen ehe beide den Strom ihrer Kultur mit dem großen Strom der abendländischen Kultur vereinigt hatten? Warum sind sie verschollen, bis auf den Namen verweht die Völker, welche die gewaltigen, reichgeschmückten Bauten von Uxmal, von Kopan, von Labna, Kabah, Temampuah dereinst errichteten? Und nun überwuchert der Wald die ragenden Tempel und die zierlichen Gesimse zerbröckeln in der Umschlingung würgender Lianen. Warum, warum? Philister weiß die Antwort. Der allgütige Gott konnte es nicht länger mitansehn, daß diese Völker ihren grausigen Götzen Jahr für Jahr tausend blühende Menschen zum Opfer schlachteten; und daher schickte er die Spanier als rächende Engel, die Schlächter auszurotten. Niedliche Engel das! Opferten doch diese Rächer zur selben Zeit hunderttausend Ketzer, Juden und Mauren zu Ehren des allgütigen Gotts, und das Schlachten der Tausende vergalten sie mit der Niedermetzlung von Millionen. Und dennoch! ahnt Philister diesmal nicht doch das Rechte, nur daß er bloß einen Zipfel der Wahrheit sieht? Auch die Spanier sind gerichtet worden, gerichtet wie Römer und Gothen, Franken und Sachsen, Türken und Tartaren, gerichtet, wie sie es einst alle sein werden, auch die Völker und Staaten von heute und morgen. Ist das die Antwort, daß jede Kultur zu Grunde gehen muß, die noch Blutsteuer fordert, die noch Menschenleben opfert durch Schlacht und Gerichtsspruch, durch Haß und Zwietracht, durch Ehrgeiz und Fanatismus? Jede Kultur, die es nicht vermag, jeden

Einzelnen zum freien Selbst, zum bewußten Thäter seines Thuns, zum Vollempfinder und zum Volldenker, jeden Einzelnen zum — Menschen zu erziehen? In dieser Antwort liegt ein Trost für uns Ringende, aber eine Antwort auf unser Fragen ist es nicht. Die Frage ist überhaupt schlecht gestellt. Der Untergang eines Volkes, der Untergang der ganzen sichtbaren Welt giebt kein größeres Rätsel auf, als der Untergang irgend eines Einzelwesens, als eine welke Blüte, ein fallendes Blatt. Das Rätsel ist überall; ein Narr, wer es durch einen Trostspruch lösen will. Nichttröstend, aber unendlich tiefer ist das Wort: Was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht. Wert, weil es besteht. Lächelst du, Sphinx?

* * *

Ueberall Rätsel und überall Ironie. Als Columbus gen Westen fuhr, da hoffte er das Paradies zu schauen, das auf einem Berge gelegen in ewigem Lichte, in ewiger Frühlingspracht, in ewigem Frieden blühen sollte. Statt des Paradieses fand er Watling Island, Cuba und Darien. Und Ponce de Leon suchte Bimini, das Land des Verjüngungsbrunnens, der unsterblichen Jugend, — aber der Wegweiser nach Bimini wies ihn in die Sümpfe Floridas und in den Sümpfen versank die Fata Morgana. Welche Ironie hat diese Kluft geschaffen zwischen Sehnsucht und Erfüllung, Traum und Wirklichkeit, und schafft sie heute wie gestern? Neue Götter erbeten wir, und die Wirklichkeit gebiert den — Yankee.

* * *

Hab ich dich den Philistern entrissen, Christoforo? Sie haben deinen Leib; mögen sie Reliquiendienst mit ihm treiben! Deinen Geist jedoch haben wir, die wir dich nicht feiern, weil wir zu arbeiten haben, weiterzubauen an dem Bau, an dem auch du gebaut. Das Paradies, das du schauen wolltest, hast du nicht geschaut, Indien, das du suchtest, nicht gefunden. Und doch hast du größeres erreicht, als du geglaubt. Du entdecktest die neue Welt und mit ihr die neue Zeit. Was die Menschheit von 1500 bis 2000 errungen hat und noch erringen wird, das ist in dem Geiste gezeugt, der die Ozeane verbunden, die Erde gangbar gemacht hat von einem Ende zum andern, der den Blick erweitert hat über die Enge der Geburtsländlein hinaus, der dem Empfinden neue Brunnen gegraben, dem Wollen neue Ziele gesetzt hat, in dem Geiste der Freiheit, in dem Geiste deiner That, Columbus. Und darum sei gesegnet, du Mensch, du Kämpfer, du Bruder!

Heinrich Hart.

Der Subjektivismus in der Malerei.

Von

Hugo Ernst Schmidt.

Noch vor wenigen Jahren galt die objektive Wiedergabe eines Stückes Natur, als die vorzüglichste Aufgabe in der Malerei. Man taufte diese Richtung auf den Namen „Naturalismus“. Sie wurde abgelöst vom „Impressionismus“, der das Temperament des Künstlers freier walten ließ. Heut haben wir wieder einen Schritt vorwärts gethan und wir stehen dem „Subjektivismus“, der vollen Aussprache der Eigenart des Künstlers, gegenüber. Damit ist der Kreis geschlossen und das Terrain gewonnen auf dem eine Höhen-Kunst gedeihen kann. Dieser Fortschritt, der zuerst in Frankreich gemacht wurde, hat dort keine großen Individualitäten mehr ins Feld führen können. Man hatte sich schon aufgerieben und die Kräfte verbraucht, als es galt, den Feind aller Kunstausübung, den Klassizismus, zu überwinden. Bei uns vollzog sich die Wandlung geräuschloser, aber innerlicher. Der Kampf wurde begonnen, da die Konvention schon altersschwach und im Zusammenbrechen war; es war ein leichtes, sie zu Grabe zu läuten. Der Impressionismus hat auf der ganzen Linie gesiegt und Liebermann und Uhde hängen in allen Staatsgalerien. Der Friede liebende Bürger fängt an, sich bei diesem Stande der Dinge zu beruhigen, denkt „nun haben wir ja die neue Kunst“ und legt sich auf's andere Ohr. Aber einigen Künstlern, mit feinfühligen Organen ausgestattet, deren Sehnsucht nach unentdeckten Ländern geht, die den Menschen Glück und Freude schenken möchten, scheint das Errungene gering und das Ziel zu klein. Und sie lauschen nach ihren eigenen Herzschlägen, ihren Hoffnungen, ihren Wünschen und sie machen ihre Wünsche zu den Wünschen aller und ihre Hoffnungen zu den Idealen ihrer Zeit und sie setzen die große Persönlichkeit wieder in ihr Recht.

* * *

Der Naturalismus vollbrachte den Zusammensturz der alten klassizistischen Kunst und Kaulbach und Piloty mußten fallen. Seine Mission war damit erfüllt und man pflanzte freudig auf die Trümmer die hoffnungsgrüne Fragge der jungen Kunst. Nun ging es an ein Aufbauen und viele rüstige Arme halfen am Werk. Das Haus ward fertig, aber siehe es war grau und einförmig und die Arbeiter wurden ihrer Hände Fleiß nicht froh. Wohl waren kräftige Persönlichkeiten dabei, aber das Dogma, das sie sich schufen, wurde das Verhängnis der Schule. Und nun, nachdem die ganze Bewegung uns wie ein Stück Vergangenheit anmutet und ihre Schwächen und Vorzüge deutlich zu Tage treten, bemerken wir erst, daß nicht eine neue Kunst, sondern vielmehr die Kunst überhaupt zurückerobert ist. Wir sind freier geworden und treten ohne Vorurteil an jegliche Erscheinung heran. Nun gilt uns

nicht mehr die Richtung, sondern die Persönlichkeit, das Talent alles. Die Kunst ist wieder in ihrem ganzen Umfange, der so weit wie die Welt ist, im Recht und die Darstellung einer Bauernhütte im Sonnenschein bis hinauf zu den höchsten Problemen menschlichen Geistes wird Kunst sein, sofern nur ein künstlerisches Temperament nach Aussprache drängt. Und diese Weite des Horizonts ist das Resultat der Kämpfe der letzten Jahre. Früher, ich meine zu Zeiten Pilotys, hätte es als Schmach gegolten, Bilder wie Liebermann zu malen (und in der That: man wollte selbst von den alten Niederländern nichts wissen) und die Naturalisten standen Böcklin und Thoma zurückhaltend gegenüber. Erst unseren Tagen war es vorbehalten, mit umfassenderem Blick das nur scheinbar sich Widerstrebende zu vereinen.

* * *

Das Talent ist wieder zu Ehren gelangt, ganz gleich wie es sich bethätigt. Nun ist wieder Idealismus sowie Realismus Kunst. Die Parteien bedeuten nichts mehr und die Seltenheit der künstlerischen Individualität entscheidet alles. Wir schätzen den Diamant als den edelsten der Steine und die Persönlichkeit in der sich am intensivsten alle Strahlen der Welt brechen, wird uns als die merkwürdigste erscheinen. Nun giebt es weder alt noch neu. Böcklin, der alt ist und den Jahren nach nichts vom »Plain Air« noch vom Impressionismus wissen konnte, ist neu, weil er eigenartig ist. Das Gleiche gilt von Thoma. Sie schöpfen aus ihren eigenen Brunnen, die tief sind und deren Tiefen Grauen und Wirrsal unter Schülern hervorbringen würden. Und wie die Wasseradern in die Tiefen der Brunnen leiten, so münden alle Fäden geistiger Verbindung in die Tiefen ihrer Seelen. Und deshalb sind die starken subjektiven Künstler die Vulkane ihrer Zeit und durch sie erfahren wir von ihr alles, was sie an heimlicher Sehnsucht und an letzten Idealen birgt. Die naturalistische Bewegung verhalf den „Vordergrundsidealen" zum Ausdruck, während der Subjektivismus die letzten, verborgensten Wünsche, alles das, was in viel späterer Zeit in Erfüllung gehen soll, die „Hintergrundsideale" unserer Tage, zur Sprache bringt.

* * *

Hans Thoma, der lange unerkannte und oft verhöhnte Frankfurter Einsiedler ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen moderner Kunst. Er ist dieses Jahr meines Wissens zum ersten Mal mit einer größeren Reihe von Werken vor das Berliner Publikum getreten. Bei Gurlitt waren wohl ab und zu Gemälde von ihm, die auch Verehrer fanden, aber festen Boden konnte er nicht gewinnen und er blieb immer ein Fremdling. Vor vielen Jahren, es war in München, sah ich die ersten „Thomas" und ich erinnere mich, daß jedes Bild die lebhafteste Bewunderung in unserem Kreis hervorrief. Wir verehrten ihn alle aufs Intensivste und nur Böcklin galt uns ein Höherer. Und nun nach so langer Zeit, in der inzwischen der Naturalismus gewirkt hat, und neue Ziele und neue Ideale emporgewachsen sind, haben sich die Schwärmer verwandelt, haben die Romantik der vergangenen Tage umgemünzt und sehen mit ihren hellen, freudigen und zuversichtlichen Augen, zurück zu dem Melancholiker, zu dem schwermütigen Poeten, in dessen Kopf sich die Welt so ganz sonderbar verträumt spiegelt.

Durch Thoma wird die Erinnerung an Schwind, Ludwig Richter u. a. aufs Neue lebendig und viel Gemeinsames ist an ihnen wahrzunehmen. So groß und wunderschön ihr Wollen war, ist sein Wollen und so oft ihm auch die volle Aussprache seiner Traumwelt gelingt, manches Mal wird seine Rede zum Stammeln und nur andeutungsweise formt er dann seine Empfindungen. Aber selbst jene Schöpfungen, in denen die Technik ein wenig an diletantische Ungeschicklichkeit streift, entbehren

nicht des Reizes eines seltsamen Kolorits, das ihm die Schwermut verleiht, die ihm alle brillanten Farben von der Palette nimmt und selbst den Ausdruck der Freude gedämpft und leise giebt, und das Leid und das Lachen seiner Seele nur in gebrochenen und stumpfen Tönen ausklingen läßt. Thoma kennt nicht die übermütige Heiterkeit, die Heiterkeit ohne Hinterhalt und Nebensinn, er lächelt nur unter Thränen und ich habe die Empfindung, als ob der Jammer und das Grauen der Welt als Resignation noch in seine Träume Schatten würfen. Und diese Resignation, die den Grundton seines Wesens ausmacht, hat auch das Gefühl für die Abgründe der menschlichen Natur gemildert, und ihre Thorheit und Schlechtigkeit erregt nur sein Mitleid und seine Trauer.

Ich greife aus den Gemälden eines heraus, um das Gesagte näher zu beleuchten. Thoma malt das Paradies, er malt eine wundervolle Landschaft, mit schönen Bergen, schlanken Bäumen, kleinen blauen Gewässern, die durch Wiesen rinnen und bevölkert sie mit allen kleinen, großen und klugen Tieren, die in friedlichster Eintracht untereinander und mit den beiden Menschen Adam und Eva leben, welche ganz vorn auf der Wiese stehen und noch rein und keusch wie am ersten Tag sind. Ohne Zweifel, der Künstler wollte das Paradies malen und ich habe doch die Empfindung als ob das verlorene Paradies gemalt wäre. Die große Melancholie, die über dem Bild liegt, das doch nur Glück, Glück und Glück atmen sollte, wie ist es trüb und schwer, wie wird das Gefühl lebendig, daß die Menschen einst daraus vertrieben würden und das alle Herrlichkeit der Welt Schein ist!

Ich zitiere ein anderes Gemälde: die Landschaft mit dem Violinspieler bei Mondaufgang, die von einem unendlichen Stimmungszauber ist. Hier ist die heitere Wemut dieser Akkord, der oft von den Romantikern angeschlagen wurde, aber in Thoma erst seinen Meister gefunden hat, am unmittelbarsten gegeben. Die abendliche geheimnisvolle Ruhe, die Inbrunst des Spielers, der so köstlich überzeugend gegeben ist, daß man die verhallenden, weichen Töne der Geige zu hören glaubt, alles das ist trotz einfachster und simpelster Malerei mit tiefstem Gefühl erfaßt und erschöpfend zum Ausdruck gebracht. Von gleicher Schönheit und eminenter Modernität ist Thoma in seinen Landschaften. Hier ist auch nicht ein störender Moment und auf seinen Bildern, die voller Leben und unendlicher Poesie sind, stellt sich Wind ein, der die Wolken jagt, das Wasser peitscht und die Bäume zaust. Thoma ist als Landschafter umfassend. Er malt die Ruhe in der Natur, die weichen Stimmungen, die einen Akkord bedeuten, ebenso so fein und nüancirt, wie die handelnde Natur, in der alles Leben und Bewegung ist.

Und so stellt sich mir Thoma als ein Maler von so starkem künstlerischem Temperamente dar, der auf das, was Malerei zur Kunst macht, so ausschließlich hinarbeitet, daß sich neben ihm nur ganz Wenige zu behaupten vermögen. Und eine Weltanschauung offenbart sich in seinen Werken, die, da sie vornaturalistisch ist, gewiß nicht ganz der Ausdruck unserer Tage sein konnte, aber in allen ihren Aeußerungen so merkwürdig ist und eine so eigenartige Mischung von Romantik und moderner Kunst bildet, daß sie ein Merkstein in der Entwickelung für alle Zeiten bleiben wird. Und jetzt, wo sich nach dem heilsamen Schulzwange des Naturalismus der Wunsch nach individueller Freiheit unter den Jüngeren mit Energie Geltung verschafft und wieder ein jeder nach eigener Facon selig werden will, scheinen uns jene Größen Bein von unserem Bein und Fleisch von unserem Fleisch.

* * *

Von den jüngeren Künstlern, die bis jetzt über den Schul-Naturalismus hinausgegangen und doch versucht haben, alle seine Errungenschaften mit hinüberzunehmen, ist der Münchener Franz Stuck eine der interessanteren Erscheinungen und näherer Betrachtung wohl wert. Es ist in den letzten Jahren viel über ihn gestritten worden

und der Künstler ist noch in aller Erinnerung von München her, durch „Den Wächter des Paradieses“ und auch durch den auf der Internationalen zu Berlin gesehenen „Lucifer“. Auch dieses Jahr war er bei uns mit einigen trefflichen Arbeiten vertreten, die energisches Zeugnis von dem starken Talent und der lebhaften Phantasie des Malers gaben. Man hat Stuck oft mit Böcklin verglichen, man hat gesagt, daß wenn man schon die phantastische Richtung in der Kunst gelten lassen wolle, so wäre Böcklin noch der einzig Genießbare. Man übersah aber hierbei die klaffenden Abgründe zwischen den beiden Künstlern und daß es sich hier nicht um eine Richtung, sondern um Individualitäten handelt, die ganz verschiedenartig von Haus aus waren. Stuck ist ein geistreicher und feiner Manierist, voll nervöser Unruhe, starker Sinnlichkeit und prickelnder Einfälle, aber ohne jede Einfachheit Böcklinscher Empfindung, die jedesmal neu schafft ohne Anlehnung und Wiederholung der eigenen Weise. Und die Ruhe und Größe dieses Geistes, der mit großem, klarem Auge die Wunder der Welt schaut und mit überlegener, sicherer Kraft die verwegensten Träume seiner poetischen Seele so überzeugend glaubwürdig gestaltet, dieser Geist ist so immens, daß Stuck schreiendes Unrecht geschehen muß, wenn man ihn mit demselben Maßstab messen wollte. Aber dank seines eigenartigen Temperaments, daß sich nur selbst geben will und immer noch auf der Suche nach den verborgenen Schätzen der eigenen Natur ist, wird er nie flacher Nachahmer werden können und wir werden ihn immer als ein Talent von eigenster Gnade schätzen.

Eine bedeutende Kraft ist Ludwig Herterich, der sich mit seinem „Heiligen Georg“ in die vorderste Reihe der Vorwärtsstrebenden stellte. Das ganze, umfangreiche Bild, ist von seltenen koloristischen Schönheiten und den mannigfaltigsten Vorzügen. Auf schwerem Roß kommt der Heilige geritten, er ist gepanzert und trägt ein mächtiges Schwert auf seiner linken Schulter, das er mit beiden Händen hält. Er reitet allein im einsamen, schweigenden Wald. Tiefer Ernst ruht auf seinem Gesicht, denn er ist ausgezogen, den Drachen zu töten und die Gefahr seines übermenschlichen Unternehmens tritt deutlich vor seine Seele. Das Gemälde ist von eminenter Kraft und Größe, es gehört zu den wenigen, die man nie vergißt. Durch diese Leistung stempelte sich Herterich zu einem der stolzesten Kämpen, die ausgezogen, um der Kunst neue Ziele und Wege zu weisen.

Auch Wilhelm Trübner gehört in die Kategorie der heftigen subjektiven Künstler. In Berlin ist er leider noch sehr wenig bekannt und auf unserer Ausstellung ist er nur durch einige fein gestimmte Landschaften gut vertreten gewesen, während die anderen Arbeiten keine Vorstellung von der Modernität des Künstlers gaben. Hier steht er noch ganz im Banne der alten Anschauungen und man ist geneigt zu glauben, daß seine Sehnsucht zurück zu den alten Meistern lausche.

* * *

So regt sich auch bei uns im Reiche der Kunst die Sehnsucht nach unumschränkter Freiheit. Nun bannt kein Dogma mehr die Geister, und jetzt wo der Naturalismus in einem breiteren Strome fließt, streben die feinfühligen Künstler schon wieder neuen Idealen zu. Ein ewig rollendes Rad und wandelbar, wie die Menschen ist die Kunst. Und so gewiß wie der Naturalismus Kunst war, so sicher ist er nicht mehr der Niederschlag unserer Tage. Nun aber wird er acceptiert, und wie ja die Anerkennung dem Verdienst immer nachhinkt, so wird auch der Subjektivismus unserer Jüngsten noch schwer verkannt. Aber wie im Juli andere Blumen blühen als im Monat Mai, und wie die Hochrenaissance ein ganz anderes Gesicht zeigte als ihre Vorläuferin, die Frührenaissance, so ist jedem Einsichtigen klar, daß wir das Zeitalter des Rationalismus und Pessimismus verlassen und einer freieren, hellenischen Auffassung des Lebens zustreben. Diese Anschauung, die überall zum Durchbruch

gelangt, wird die maßgebende sein für die neue Kunst, in ihr wird sie Wurzeln treiben und erstarken. Wir ringen wieder nach Schönheit und Freiheit, aber es wird Schönheit und Freiheit sein, die dem Naturalismus näher als dem Klassizismus stehen wird: er bleibt der schlimmste Feind. Es wird lebensmögliche Schönheit sein, die nichts zu schaffen hat mit der fatalen Schönfärberei und geistlosen Geleckтheit jener Tage. Und wir werden frei sein im Verkehr mit der Natur. Es wird nicht mehr als das Höchste geachtet werden, ihre Zufälligkeiten abzuschreiben. Die Persönlichkeit wird entscheiden. Und da die Natur unendlich reich ist und alles enthält, von der höchsten Schönheit bis zum Grauenhaftesten herab, so wird die Wahl aus ihr der Prüfstein für die intellektuelle Größe des Wählenden sein. Und mit allen Mitteln, über die Malerei verfügt, wird Kunst hervorgebracht werden. Eine unbedingte Herrschaft über alles Materielle ist Voraussetzung und Wollen und Können wird eins sein.

Solchermaßen sind die Wünsche für den morgigen Tag und in ihrer Erfüllung liegt die Erlösung des Naturalismus.

Zur Psychologie der Frau.

Von

Laura Marholm.

I.

Sie saß auf ihrem zierlich gepufften Divan zwischen den vielen weichen gestickten Kissen mit der Broderie eines weiteren Kissens beschäftigt. Vor ihr auf dem Tische stand die Lampe, mit einem rosa Schirm verhangen und unter der Lampe lagen Bücher, Zeitschriften, bunte Wollen und das von ihr selbst gezeichnete Kissenmuster. Hinter dem Ofenschirm aus rotem Glas in dem schönen Majolika-Kamin prasselten und knackten die brennenden Holzscheite und spielten tiefrote, lange, hüpfende Flammen Versteck. Ihr Haar war blond und ihr Gesicht war rosig, oder war es nur der doppelte Reflex des Ofenschirms und des Lampenbehangs? Und ebenso blond und rosig und mit dem Gesicht über die Stickerei gebeugt, vor derselben Lampe, an demselben Tisch saß sie auf dem Bilde, das über ihr, zwischen alten Stichen aus der italienischen Frührenaissance, eingerahmt von buntseidenen italienischen Shawls und trockenen Palmblättern, an der Wand hing. Das Bild war von einer berühmten Malerin, und das Interieur auf dem Bilde war gerade so reich, so friedlich, so geprägt von behaglichem sicherem Wohlstand, wie das Zimmer, das sie umgab. Aber was man auf dem Bilde weniger, als an der Ausstattung des großen Raumes wahrnahm, das war der Geschmack des Anfangs der siebziger Jahre in der Form der Möbel, den Mustern der Teppiche, den Oelbildern damals berühmter Künstler an den Wänden. Die ganze Einrichtung stammte aus der Zeit und ihre Jugend stammte aus der Zeit; und wie sie aufsah zu dem jungen Mann der ihr gegenüber saß und sie respektvoll bewundernd betrachtete, hinüberlächelte, da war auch ihr Lächeln, ihr Mienenspiel, ihre Sittigkeit ein Rest aus jener Zeit der Honigseim-Weiblichkeit. Sie sagte ihm mit ihrer weichen, sanften Stimme etwas Verbindliches und der junge Mann sprach weiter über den religionskritischen Standpunkt des Gegenwartsmenschen und sie warf ganz sachverständige Bemerkungen ein und stickte weiter an ihrem Kissen.

Durch das Nebenzimmer mit seiner modernen Einrichtung von deckenbehangenen Liegstühlen, Puffs und Chaiselongues kam die hagere, stille Gestalt ihres gelehrten Bruders unhörbar auf dem dicken Teppich herangewandelt. Er ging eine Weile, stumm und zwecklos auf den Etageren herumsuchend, im Salon auf und ab, brummte dann dem jungen Manne etwas zu und nahm ihn mit sich in sein Studierzimmer.

Sie saß rosig und blond, mit ihrem unwandelbaren sanften, halblächelnden Gesichtsausdruck und stickte emsig weiter; ich lag in meinem niedrigen Lehnstuhl und sah sie an, ihr Porträt an, die elegante Stube an und dann und wann nach dem Fenster hin, wo der Abend dämmerte, in den ich keine Lust hatte hinauszugehen.

„Sagen Sie Fräulein, macht Ihnen das wirklich Vergnügen, diese Blumen und Ranken auf Tuch oder Sammet zu nähen", fragte ich um eben etwas zu sagen.

„Vergnügen —?" sie sah auf und das sanfte Lächeln war säuerlich. „Natürlich, das größte Vergnügen. Sehen Sie den Vorhang vor der Speisezimmerthür mit dem Siebenbürgner Muster, den habe ich schon ganz bestickt, die Fenstervorhänge auch und zwei Chaiselonguedecken, und wenn dies Kissen fertig ist, dann kommen die Thürdraperien für den Eckſalon. Für die Frühjahrsausstellung nähe ich dann einen Wandschirm mit Orchideen aus. Der Kunstgewerbe-Museums-Direktor hat mir schon mit einem Preis dafür gewunken, nachdem mein Kastanienast auf Tuch für eine spanische Wand auf der letzten Ausstellung solches Aufsehen gemacht. Was denken Sie! So eine befriedigende Thätigkeit! Mein Name wird unsterblich weiter leben in den Nachschlagebüchern der Kunstindustrie als die Erfinderin einer neuen weiblichen, so echt weiblichen Erwerbsquelle: nachgeahmte Blumen, Blätter und Stengel, Hautrelief in einem neuen Stich auf Tuch. An diesem Bewußtsein kann ich mich wärmen in meinem Alter".

Das Fräulein lachte ein kurzes spitzes Lachen, warf dann den ganzen Plunder hin und stand auf.

„Kommen Sie, wollen wir zum Fenster hinaussehen", sagte sie, „das ist so amüsant und so anständig. Man sieht immer zu, was die Andern machen. Finden sie nicht, daß das ein höchst passender und Gott und Menschen wohlgefälliger Lebenszweck ist?"

Wir standen am Fenster, sie hoch und schlank, fest und mit diskreter Eleganz gekleidet, das blonde Haar nach den Seiten gescheitelt und am Hinterkopf in eine dicke, nicht ganz echte Flechte aufgesteckt, mit spitzen Lippen vorsichtig über den nicht ganz echten Zähnen lächelnd, grau und faltig in dem ungefälligen grauen Abendlicht, — alt, alt. Eine korrekte alte Jungfer.

„Was betrachten Sie mich so, liebes Kind?" fragte sie mit einem mißtrauischen Seitenblick. „Sie haben auch nicht mehr viel Zeit. Na, Sie haben immer noch Zeit", fügte sie gutmütig hinzu, — „aber nutzen Sie sie, nutzen Sie sie — —"

„Ja wie denn?"

Natürlich, das sind ja auch nur Redensarten. Es wird Ihnen ebenso gehen, wie mir, Sie sind dazu veranlagt. Und was fehlt uns denn, uns alten Jungfern? Habe ich's nicht gut? Sehe ich nicht noch hübsch aus bei Licht? wenn in dieser lieben Stadt, wo ich geboren wurde, auch alle wissen, wie alt ich bin. Habe ich nicht Courmacher? Sehen Sie doch den Jüngling, der jetzt bei meinem Bruder sitzt, wie verliebt er mich ansieht. Er wünscht sich nichts Besseres, als mich in die philharmonischen Konzerte und die professoralen Vortragscyclen begleiten zu dürfen; würde alles für mich thun, exklusive mich heiraten. Und bei unseren großen Familiendiners — bin ich da nicht der Mittelpunkt der Konversation, bin ich nicht immer ein Gegenstand der Bewerbung für die Tischkavaliere, — ein gescheites Mädchen, wie ich, das selbst gut und viel zu sprechen weiß. Und auf den Bällen — ziehe ich nicht noch die Tänzer von

der Jugend ab? Unterhält man sich nicht gern mit mir, vergißt man nicht sogar sein Partiechen darüber?

Sie war am Fenster stehen geblieben, in dem gelben Abendlicht über den gelben, welken Zögen.

„Wenn ich so mein Leben überblicke — darf ich nicht zufrieden sein? Geachtet, geliebt, gesucht als Vorstandsmitglied aller Wohlthätigkeitsanstalten, unentbehrlich für meinen armen unbeholfenen Bruder, eine gute Tochter, die ihre Eltern segneten als sie starben und der sie ein schönes und sicher angelegtes Vermögen hinterließen. Bin ich nicht aus einer hoch angesehenen Familie, einer Familie, deren Namen mit der Litteratur und Kunst unseres Landes verknüpft ist? Habe ich nicht einen unbefleckten Ruf, ein reines Gewissen, eine makellose Vergangenheit? Was sehen Sie so malitiös aus, liebes Kund, ist das nicht genug für ein tugendhaftes Mädchen?

Sie nahm meine Hand, ging vom Fenster weg, ein paarmal auf und ab im Zimmer, und legte sich dann in einer Ecke desselben ganz im Dunkeln aufs Ruhesofa.

„Ich bin auch geliebt worden", fuhr sie fort, „jedenfalls sind Gedichte auf mich gemacht worden. Ich hätte mich verheiraten können, — mit einem Witwer mit vier Kindern, sehr gute Partie, und mit einem Schöngeist, einem litterarisch einflußreichen Dilettanten sogar, der nur ganz wenig Kahlkopf war. Damals war ich noch so jung und hübsch, und frisch, daß ich auf ganz was Anderes wartete. Und dann verging die Zeit, Sie wissen ja auch wie die Zeit vergeht. Man merkt es nicht. Sie kommt einem so lang vor und man sieht noch so viel vor sich. Und man fühlt sich gesund und jung und hat keine Eile. Und eines Tages steht man auf — und ist nicht mehr jung. Und dann kommt die Scham vor dem Wettlaufen. Man zieht sich so wunderlich in sich zusammen und fängt an, die Borsten herauszukehren. Bei mir kam dies Erwachen gerade, als meine Eltern kränkelten und wir immerwährend auf Reisen waren. Die Eltern absorbierten mich, — mit dem guten Gewissen liebender Eltern! Und als sie endlich beide tot waren, da — war ich eine Uebriggebliebene".

Das Fräulein suchte sich eine bequemere Lage und klagte über Rückenschmerzen.

Es war eine Weile still, — eine öde Stille. Darauf schlug eine Uhr. Es war spät für mich geworden. Ich stand auf um Abschied zu nehmen.

Das alte Mädchen auf dem Sofa saß plötzlich aufrecht und hielt meine Hand.

„Nein bleiben Sie noch ein bischen! Ich hab Sie so gern. Sie sind so frisch. Diese einsamen Abende sind mir so unheimlich. Immer allein, immer allein. Und diese schrecklichen Nächte. Verstehen Sie das? Mein Brnder und ich sind doch noch nie getrennt gewesen — ich weiß, ich weiß positiv, daß er so rein ist wie ich, wie hält er das aus — er als Mann? Er muß doch vielmehr darunter leiden! Wenn wir hier so zusammensitzen, diese langen, langen Abende, er mit seinen Keilschriftforschungen, von denen niemand was hat, ich mit meinen Reliefstickereien, von denen auch niemand was hat, — Tag für Tag dieselben dummen zwecklosen Verlogenheiten, dieselbe dumme, geschäftige Pose. Und wenn dann der Frühling kommt, was man da zu thun hat, all diesen schönen Trödel gut auszuklopfen und einzubalsamieren, damit ihn ja die Motten nicht fressen, — aber uns können die Motten fressen, unsere Jugend, unsere Lebensfrische, alle unsere tausend geduldigen Frauenhoffnungen, die dürfen

Motten Würmer und fressen, jahraus, jahrein, bei lebendigem Leibe . . . und wenn es nicht länger zum Aushalten ist, und Sommer ist, dann reisen wir. Ach, solch ein Genuß, das Reisen! Denken Sie nur . . . Italien und die Schweiz und Stubbenkammer bei elektrischer Beleuchtung und die Venus von Milo und die Sixtinische Madonna, diese ewigen Vorbilder des Weiblichen. Welche Erhebungen! Welche Genüsse für Leib und Seele. Und dann diese Seligkeit der eigenen keuschen Jungfräulichkeit, diese idealen Freundschaften mit geistig hochstehenden Männern! O, liebes Kind, glauben Sie mir, ich habe alles gehabt, was das Leben Hohes und Schönes giebt: Europas, Asiens und Afrikas Kunst- und Naturwunder hab' ich gesehn, mit den Besten meiner Zeit habe ich auf Diners und Soupers verkehrt, zu lebenden und toten Bildern hab ich gestanden, platonische Liebe habe ich getrieben — — — aber wer sie hinausschreien könnte, die ganze stupide, lächerliche Lüge eines solchen Lebens. Unglücklich bin ich nicht gewesen, nein! Ich lebte ja in den glücklichsten Verhältnissen. Aber zum Narren bin ich gehalten worden, von meinen liebenden Eltern, von meinen teuren Lehrern, von meinen guten Freundinnen, von meinen anbetenden Bewunderern. Warum besteht ein solcher Komplott, in dem alles, was weiß, sich vereinigt, das Mädchen um sein Leben zu betrügen? Können Sie mir sagen, warum das Weib sein ganzes Leben dazu angehalten wird, von Surrogaten zu leben und für Surrogate zu schwärmen. Verstehen Sie das? Ich kann es nicht verstehen. Aber es müßte einmal gesagt werden, ein Weib müßte es sagen. Wissen Sie was?"

Sie saß aufgerichtet auf dem Sofa mit zitternden Lippen und faßte meine Hand mit ihren heißen, feuchten, feinen Fingern:

. . . . „Sie müßten es sagen! Setzen Sie sich hin und schreiben Sie's, schreiben Sie's für uns alle. Sie können schreiben. Sehen Sie, ich habe es schon manchmal versucht; aber es wird nichts. Es steht dann immer so da mit den alten und toten Worten. Aber Sie haben so viele neue Ausdrücke und Sie können so ganz unbefangene Dinge sagen, daß einem die Haut schaudert. Sagen Sie's, sagen Sie's so, daß auch die Männer darauf aufmerksam werden. Ich kann es nicht. Wenn es zum Stück kommt, habe ich Furcht. Wie soll ich nachher meinen Brüdern und meinen Verwandten ins Gesicht sehen? Aber Sie, hören Sie . . ich werde ihre Mitarbeiterin sein . . . ."

Ich saß und ließ mich widerstrebend von ihr festhalten. Mir gefiel diese Zumutung nicht im geringsten. Sie hatte eine unangenehme Aehnlichkeit mit dem Vorschlag einer vornehmen Dame, die ihre unglückliche Ehe auch auf aufrührerische Gedanken gebracht hatte, welche indessen keinen so geraden Weg gingen, sondern sich alle — um Katharina II. von Rußland und deren Heiligsprechung drehten. Ich war dazu ausersehen, diese Mohrenwäsche nach ihren genauen Intentionen zu vollziehen, wofür sie, solange ich an diesem nützlichen Werk schrieb, um mich angemessen zu stimulieren, mit mir an allen historischen Orten Europas und in den größten Hotels herumziehen wollte . . . durch diese fatale Erinnerung verstimmt, machte ich nun ernstlich Miene, meine Hand aus der des Fräuleins zu befreien und aufzubrechen.

Da hörte man die Klingel und der Diener kam herein und meldete. Das Fräulein drückte mich rasch auf's Sofa zurück und ging hinaus. Bald darauf sah ich durch die offene Thür in dem halbdunklen Speisezimmer eine kleine, magere, schwarzverschleierte Frauengestalt, die fast unhörbar, mit abwehrenden Geberden in das Fräulein hineinsprach und mich, wie mir schien, dabei

im Auge behielt. Bald darauf kam das Fräulein wieder herein und zog die Speisezimmerthür hinter sich zu.

„Bleiben Sie nur", sagte sie halblaut, „das alte Gespenst will sich dort allein vergnügen. Sie will Sie nicht sehen, weil Sie sie nicht besucht haben, obgleich Sie durch mich wissen, daß sie hier ist. Sie haben auch nichts über sie geschrieben, was sie Ihnen sehr übel nimmt, da sie die erste Frau ist, die die Frauenfrage aufs Tapet gebracht hat und daher Anspruch auf Ihre Dankbarkeit als Frau und Ihr Interesse als Schriftstellerin verdienten; aber Sie haben ja keinen Corpsgeist".

„Das alte Gespenst" war wirklich die älteste Frauenrechtlerin und eine der ältesten begabten Schriftstellerinnen Europas. Hätte sie nicht in der Sprache weniger Millionen für ein kleines Land geschrieben, so hätte sie in ihren alten Tagen auf ihren Lorbeeren feierliche Audienzen geben können, statt, wie jetzt, unbekannt, scheu und verbittert, in Berlin herumzuspazieren und in den Hinterzimmern ihrer Bekannten zu sitzen.

Und doch hatte sie als Weib, wie als Schriftstellerin ein reiches Leben gelebt. Ihr Buch, das der erste Signalruf aus dem „Lager der Stummen" war, hatte einem wirklich *großen* Dichter den Stoß zu einer ganzen Litteratur über die Stellung des Weibes gegeben, durch die *er* in ganz Europa in den Vordergrund des litterarischen und ethischen Interesses trat. Mit einem politisch hervorragenden Mann, der sie schätzte und liebte, verheiratet, Mutter kräftiger Söhne und Töchter, als intelligentes Weib gesucht und gefeiert, langjährige Freundin und Korrespondentin der leitenden Männer ihres Volks, die ehemalige Jugendliebe eines jener — unverehelicht gebliebenen — leitenden Männer, hatte sie in ihrem inhaltsvollen Leben alles gehabt, was, nach der allgemeinen Auffassung großer und kleiner Geister, das Glück des Weibes macht. Erst die romantische würdige Liebe der Jugendtage, dann die vorbildliche thätige Ehe, gute Kinder, Ehre und Anerkennung, den Besten durch *sie* zugekommene Inspiration, eine bürgerlich angesehene, fruchtbare Nachkommenschaft, zwischen der sie ein umhegtes, befriedigtes Alter verbringen konnte.

Statt dessen wandert diese Frau wie ein irrer Geist aus einer Stadt in die andere, von einer Bekanntschaft zur anderen, unverträglich, einsiedlerisch, ratlos, suchend . . . immer suchend nach einem ungekannten, verlorenen Jugendglück, dem sie phantastische Namen und Formen gab; danach suchend in ihren alten, vergilbten Briefen, in ihrem unklaren Verhältnis mit jenem geistreichen längst verstorbenen Sonderling, verbittert gegen ihren ebenfalls verstorbenen Mann, gleichgiltig gegen ihre lebenden Kinder, sich in die Runde drehend um ihr zusammengeschrumpftes Ich, zäh und vergrämt, ein seltsamer Widerspruch zwischen dem, was sie hatte, und dem, was sie war . . . .

— Der junge Mann war von dem gelehrten Bruder des Fräuleins wieder hineingeschoben worden. Sie saßen sich jetzt wieder unter der Lampe gegenüber und philosophierten diesmal über die Zufriedenheit. Der junge Mann setzte als selbstverständlich voraus, daß das Fräulein immer zufrieden gewesen sei, zufrieden wäre und zufrieden sein würde. Das Fräulein, blond und rosig, unter dem rosa Schirm, lächelte und hatte nichts dagegen einzuwenden. Und während er, diskret andeutend, von den inneren Kämpfen und äußeren Drangsalen eines unbemittelten Dozenten der Kirchengeschichte sprach, sahen seine Augen schwärmerisch und indiskret in die ihren und ihre hingen in den Seinen verstohlen saugend, mit sittiger Koketterie. Das alte Gespenst im Neben-

zimmer war darum nicht vergessen. Das Fräulein erzählte halb flüsternd dessen Lebensgeschichte als Weib und Schriftstellerin und belegte sie mit Citaten aus den Büchern „dieser Berühmten und Glücklichen", die vollzählig auf einem altdeutschen Seitentischchen für die Besuche derselben zur Hand lagen. Und während sie ihre Blicke immer länger und offener in die des jungen Mannes legte, drehte sich das Gespräch schnüffelnd weiter um Genuß und Enthaltsamkeit, um die Unbefriedigung des Cölibats und die Unbefriedigung der ehelichen und der unehelichen Liebe und verlor sich unter süßem Augenschmachten in einen litterarischen Pessimismus.

Ich stand auf und ging. Ich ging durch die abendlich stillen Straßen und hörte in meinen Ohren den Notschrei des gemarterten Weibes, das sich dann und wann hervorstreckte aus der „versittlichten Weiblichkeit", der „vollendeten Dame" den ich hier zum ersten Mal hörte und verstand und dessen einfachen Urlaut ich seitdem unsere „hochentwickelte" Kulturgesellschaft habe durchklingen hören in tausend schrillen, unreinen und falschen Tönen, durch tausend Verhüllungen und Verkleidungen und Verdrehungen hindurch, ein Höllenkonzert von schlechten und verstimmten und zerbrochenen Instrumenten und dazwischen ein einzelner reiner, langer, klagender, lockender Ton. —

— — — — Das Meer lag groß und blau und still und atmete Frische ans Land und der leise Wind wehte Frische heran und die silbernen Buchenstämme standen still unter ihren schattenden Kronen. Ihr Laub duftete süß und die See duftete Salz aus und die lange gelbe Linie des Abhangs gaben dem Auge Frieden. Die Badegäste lagen still am Strande herum in ruhendem Wohlsein unter der blauen Luft und für eine kurze Weile schienen alle Spannungen und Krämpfe gelöst in vegetativem Selbstgenusse.

Vom Strande tönte ein scharfes weibliches Lachen herauf, dann ein Schwirren von Frauenstimmen, dann ein endloses Lachkonzert. Ich setzte mich auf und sah über den niedrigen Abhang hinunter. Unten waren meine Nachbarn aus dem Badehotel, wo ich Logis genommen, in voller Arbeit bei einer sehr eigentümlichen Beschäftigung. Ein halbes Dutzend Damen halfen einer jungen Frau ihren Mann begraben. Der Mann, ein schöner, stattlicher Phlegmatiker lag geduldig auf dem Rücken wie ein Steinbild, ein Sandhäufchen unter dem Kopf, und die neuvermählte Gattin, braun, mager und trocken, mit Frau-Oberlehrerhaft anliegendem Haar und Straßenjungenblicken und -Bewegungen, arbeitete allen voran, atemlos und keuchend vor Eifer an seinem Begräbnis. Mit Händen und Füßen und Spaten wurde ein Hügel über ihm zusammengescharrt und geschaufelt; der Mann verschwand, nur die Fußspitzen und die Nase steckten noch hervor; als er so fest lag, daß er sich nicht rühren konnte, richtete die Gattin sich auf, faßte einen zwanzigjährigen Jüngling, der passiv dabei gestanden, bei der Hand und sprang mit ihm unter Jubelgeschrei hin und zurück über das Grab. Die andern standen herum und begleiteten die symbolische Handlnng mit einfältigem Gelächter.

Und auf einmal, durch irgend eine Reflexauslösung unter der Bewußtseinsschwelle stand „das alte Gespenst", die berühmte Schöpferin der nordischen Frauenfrage, für mich sichtbar da unten neben dieser totengräberischen Ehefrau, und jene geistvollste unter ihren Zeitgenossinnen und diese sehr durchschnittsmäßig kleinbürgerliche Lehrergattin flossen für einen Augenblick ineinander über und es stieg aus ihnen auf wie ein scharfer Unlustgeruch, die Unlust am Mann. Was war es, das diese sonst so ostentativ zärtlich Neuvermählte, deren Gatten

man die redliche Neigung für sie ansah, und was jene geliebte Gattin und Mutter getrieben hatte, sich mit nörgelndem Mißmut und verhohlenem Haß gegen den Mann zu wenden, der sich von ihnen ausfüllen ließ und ohne Reservationen an ihnen hing? Warum griffen sie beide an ihrer vollen Tafel nach einem anderen gleichgiltigen Mann? Warum waren sie nicht zufrieden in ihrer Befriedigung?

Und ich blätterte in den Büchern, aus denen zuerst die Frauenfrage im Norden hervorwuchs und wo an den persönlichsten Stellen ein perverses Schmachten herausklingt und ich blätterte in der trivialen Seele dieser nicht mehr jungen, „jungen Frau", die sich mit heuchlerischer Freimütigkeit beständig mit dem Jüngling abgab und den Mann so lang an alte Jungfern auslieh und ich fragte mich: warum so hungrig an der vollen Tafel?

Und nach und nach, wie ich so am Dünenabhang saß und über die unendliche, stille, blanke Bläue hinausblickte, bis Himmel und Meer eins wurden und alles in einem rötlich violetten Schimmer verschwand — während von unten herauf der Jubel des Begräbnisses klang, da war zuerst, weit weg vom deutschen Küstenstrand, aus einem anderen Lande und einer anderen Stadt jenes Herbstbild aufgetaucht mit dem alternden vornehmen Mädchen in ihrem reichen, stilvollen Heim, und hinter ihr war „das alte Gespenst" gekommen, das ich selbst nie anders gesehen als in Korridoren spukend, und in Hinterzimmern verschwindend, klein, hager und schwarz verschleiert, beides Damen aus jenen Höhen der Gesellschaft, wo die „sittliche Läuterung" schon durch einige Generationen gewährt hat, und ich hörte das rastlose, klagende Gemurmel der einen und ich hörte den erstickten Jammerschrei der andern: wer es sagen könnte, was wir leiden! und von unten herauf klang das harte, schadenfrohe Lachen der über ihren begrabenen Mann springenden Frau, und auf einmal war das Meer weg und die Küste verschwunden und der Himmel verdunkelt und der Dünensand schwarz und ich sah nichts mehr, als rund um mich herum ein unendliches Gewimmel von Frauen, Frauen, Frauen, junge, alte und jene mit dem unbestimmbaren Alter, frische und welke, plattbrüstige und solche mit übervollem Busen, Weiber wie verkleidete Männer und Weiber mit aller Lieblichkeit des Weibes, Weib-Kinder und Matronen, Mütter, viele Mütter mit ihren Töchtern, ich sah die freundlichen altersschwachen Großmütter und die kinderlosen Vampyre, und das war keine Hallucination, das waren lauter Weiber zwischen denen ich, das Weib, aufgewachsen war, auf der Schulbank gesessen hatte, die mich erzogen und unterrichtet, gezüchtigt und verhätschelt, geliebt und unterdrückt hatten, alle die Mütter, Tanten und Verwandten, die ganze vergehende und vergangene Generation mit ihrer Schleppe von weiblichen Dienstboten, wunderliche starräugige, verbissene, leidende, sehnende Gesichter; und als sie vorbei waren, da drängten sie nach, die Unzähligen, denen man auf seinem Lebensweg begegnet, mit denen man sich kreuzt, oder neben denen man eine Strecke geht, die Freundinnen und Bekanntinnen, die Gönnerinnen und Bittstellerinnen, alle die verschiedenen Stufen über und unter einem, alle die Gleichgiltigen, die sich an einem vorbeigerieben, oder einem in den Weg gekommen, alle die Konkurrentinnen und Parasitinnen, die vom Wegschnappen leben, alle die Betrügerinnen und Betrogenen des Lebens, meine Generation, die meisten schlaff, müde, ihren Hafen hinter sich herschleppend, mit anämischen Kindern und bäuchigen Gatten, einige eidechsenhaft beweglich, schnüffelnd und suchend, andere mit pastoraler Verklärung in breitlächenden Gesichtern, Frauen und ewige Jungfrauen und Sirenen, aber schon jagt sie eine

andere Schar vorbei, die junge Brut, die kürzlich flügge geworden, bleiche und rote Reize mit lockenden, ängstlichen Augen, ein halbes Wissen im Blick, eine ratlose halbe Enttäuschung in den Mienen, erschöpfte Töchter unbefriedigter Eltern, feine hohle Gesichter, oder aufgepustete Leberthranwangen, geschnürt und chaussiert, viele viele dressierte Luxusgeschöpfchen und selten ein Weib für den Mann. Und es kommen mehrere, mehrere, Mittelglieder, Zwischendinge . . . und nicht ein unbekanntes Gesicht, nicht eine fremde Erscheinung. Denn ich habe sie alle gesehen und gesprochen und in ihnen gelesen, wie nie der Mann sie sieht und spricht und in ihnen liest, wie nur das Weib zum Weibe redet, das eine Weib das andere ansieht mit dem Freimaurerblick, das eine Weib im anderen die Geheimschrift ihrer inneren Erlebnisse liest, jene Geheimschrift, die den Wissenden und den Unwissenden gleich verständlich ist, in denen die Klugen und die Dummen die gleiche Sprache zu einander reden, die Sprache, vor der die klugen und die dummen Männer, alles, was Mann ist immer mit demselben verblüfften Gesicht steht. Ich kannte sie alle mit ihrer Geschichte, die, welche sie mir erzählt hatten und die, welche sie mir nicht erzählt hatten, und die, welche sie mir falsch erzählt hatten, denn ich war Weib, wie sie, und Tochter derselben Zeit.

Und das Gedränge bekannter Gesichter wuchs und schwoll um mich, ein Gedränge von vier bis fünf Generationen und ebenso vielen Nationen. Russinnen und Skandinavierinnen, Französinnen, Germaninnen und Semitinnen — und aus der Menge streckten sich einzelne hervor, jene, die sich über die Masse hinaus differentiert hatten, die Weiber, die sich bewußt als Weib empfanden, bewußt als Weib litten und als Weib leben wollten, die ersten Vorläuferinnen des kommenden Durchschnitts und sie riefen mir zu: Rede, was wir Dir sagten. Rede für uns, weil wir zu Dir geredet haben, unverholen und unverlogen. Rede, woran wir verderben und sterben!

Ich lag auf dem Dünenabhang unter den schattigen Buchenfächern und der Nachmittagswind rollte die ersten dünnen Schaumkämmchen über das grünblaue Meer. Ich lag da — nicht allein und hatte es sehr gut. Und weil ich es sehr gut hatte, trat etwas aus mir heraus und schied sich ab von meinem Wesen und wurde konkret und stand vor mir als ein greifbarer, faßbarer, betastbarer Gegenstand, etwas, das sonst nur dumpf in der Tiefe des menschlichen Wesens arbeitet und treibt, und das sich jetzt von mir aus seinen Millionen verteilter Partikel sammelte zu einem Ganzen, einer breiten schwarzen Wolke, die über der Erde lag und sich mit ihren grauen Spinnwebstrahlen hervorsog aus dem Herzen der Menschen: die Unbefriedigtheit. In der Ferne verschwand aus meinen Gedanken das Gewimmel der Frauen, denen ich in meinem Leben in mancherlei Ländern und Kreisen und Klassen begegnet war, die ich gekannt und in denen ich gelesen hatte: Mütter und Großmütter und Töchter, Gattinen und Geliebte, junge und alte Mädchen — — und sie waren alle lauter Unbefriedigte. Nicht eine hatte gefunden, was sie suchte, und die es gefunden hatten, denen schmeckte es bitter. Viele nannten sich Glückliche, aber sie jagten dabei die Welt rund wie besessen und hatten in keinem Beharren Ruhe, andere beweinten ihre Männer, wenn sie starben und trieben einen kostspieligen Totenkultus, aber sie blühten als Witwen auf zu einer behäbigen Heiterkeit, die man nie zuvor an ihnen gesehen, die selbständigen Mädchen mit dem ernährenden Beruf nannten sich glücklich und schrumpften dabei zusammen, und wohin man sah in allen

Kulturländern und „gebildeten Klassen“: Unbefriedigung mit dem Mann und Unbefriedigung ohne den Mann.

Woher kam das? War es einfach ein Reflex des ruhelosen Hastens, Suchens und Jagens aus der tiefen quälenden Oede, von der die Männer dieses scheidenden Jahrhunderts gepeinigt sind? War es einfach die Freudlosigkeit, von der das ganze Leben unseres Zeitalters geprägt ist und die die empfängliche imitative Seele des Weibes noch stärker als die des Mannes imprägniert? War es einfach das rheumatische Ziehen und die nervöse Spannung und Gereiztheit vor dem Ausbruch des großen Weltgewitters, das schon lange am windstillen Horizont der Zeit hängt und wenn es sich einmal in seiner ganzen Breite entfaltet, eine zweitausendjährige Weltanschauung mit allem, was aus ihr hervorgewachsen, wegfegen wird wie Spreu? War es dieselbe Lebenssucht ohne Lebenskraft, dieselbe Freudenjagd ohne Freude, dasselbe Genußverlangen ohne Genußfähigkeit, das unsere Feste so unpersönlich, unsere Gesellschaften so leer, unseren Verkehr so ermüdend macht? Oder war es was anderes? war es zugleich mehr oder weniger als das? Etwas spezifisch Weibliches? Ein Mißmut, der von dem Mißmut des Mannes verschieden ist, der aus einer anderen organischen Basis aufsteigt, als der seine? War es etwas, das sich aus der Weibnatur gelöst und geformt hat und aus ihr hervorgewachsen ist, gleich einer mißgeschaffenen Leibesfrucht, die der weibliche Organismus getragen? Ist es nicht vielleicht etwas, das weder früher im Weibe war, noch mutmaßlich später im Weibe sein wird? Etwas, das der Organismus ausstoßen muß, um zu gesunden, wie jene Verstimmungen und Hautunreinheiten der Pubertät? Woher kommt sie, diese heimliche lahme Gier und dieser heimliche Ekel des Weibes vor dem Manne? Dieses Unlustgefühl des Weibes in seinem Geschlecht und dies Herauswollen aus seinem Geschlecht, dies Außer- und Ueber-dem-Geschlecht sein, womit das Weib unserer Tage kokettiert? Woher kommt seine Kälte im Genuß und seine Brunst in der Entsagung? Woher die Nervenkrankheiten und Seelenkrankheiten und Geisteskrankheiten und all diese hysterischen Ausbrüche der Unbefriedigung, die am Weibe unserer Tage nagen? Und warum ist sein Reiz für den Mann und seine Macht über den Mann jetzt so matt und so unsicher, warum sind seine Geburten so schwer und seine Kinder so häufig welk, da doch alle sanitären Bedingungen jetzt soviel besser und arterhaltender sind, als je zuvor? Warum sind die Ehen jetzt so freudlos, warum ist die Liebe jetzt so flügellahm? Warum ist das Weib in seinem Geschlechtsleben jetzt soviel feiger als früher und die höhere Tochter dummer als je? Warum?

Ja, wenn der große Humbug nicht wäre, den wir unter dem Namen „der Väter Erbteil“ anbeten.

Und noch etwas Anderes ist da, ein tieferes, schmerzlicheres Leiden. Ein Wachstumsleiden des Geschlechts. Der Baum wächst, aber die Blätter fallen und verdorren oder verfaulen. Aber was gehen den Baum seine gefallenen verdorrenden, verfaulenden Blätter an?

Darum die heimlichen Verzweiflungen in der stillen Kammer, darum der gelöste Siegel vom Munde des Weibes, daß das eine Weib dem anderen zuruft: Rede Du für uns und sage, was wir leiden.

Und darum als das erste Resultat, das unter Dämmerlicht einer neuen Phase, in die Menschheit tritt, — das Bewußtwerden des Weibes seiner selbst, als Weib, in seiner Weibnatur.

Es ist als bildete sich im Organismus des Weibes eine neue Zelle mit einer neuen Substanzmischung, als trete eine neue Differenzierung der Art, vorerst nur unsicher und nur an wenigen deutlich geprägt, hervor. Aber diese Wenigen sind schon so Viele, das man die Vorläufer der Gattung in ihnen erkennen kann. Fände diese Differenzierung nicht statt und wäre diese Weiterbildung nicht eingetreten, verbliebe das Weib auch weiter das unbewußt reagierende Rückenmark, so hätte sich eine Artspaltung aufgerissen, an der die Kulturvölker zu Grunde gehen müßten, dann wäre der Mann gezwungen, das Weib, wie einst der Grieche seine Gattin, nur als Porcreationsmittel zu benutzen, während er alle affektiv-erotischen Seiten seines Wesens der Mannliebe zutrüge, wie der Grieche, oder sie in der Ehe verdorren lassen müßte, wie jetzt so mancher brave germanische Mann.

Daher die gegenwärtige Ehescheu der Männer.

Denn der Mann hat sich rascher weiter diffentiert als das Weib. Die gegebenen Valuta sind zu ungleich.

Augenblicklich sind die Geschlechter mehr geschieden und leben in getrennteren Sphären und denken über das, was sie zu einander zwingt, ungleicher als je. Ein moderner nordischer Schriftsteller drückt das so aus: das Weib denkt dumm vom Mann und der Mann denkt roh vom Weib. Das Weib, als der dabei gefährdetere Teil, hat denn auch den Versuch gemacht, sich auf eigene Hand aus seiner Sackgasse hervorzuarbeiten. Nun, — es war ein Versuch des „denkenden Weibes". Es war die Emanzipation der Frau, wie sie sich faktisch gestaltete. Nachdem sie den Norden verheert hat, schleicht sie nun auch über Deutschland hin. Aber die Emanzipation des Weibes, das ist die Verzweiflung des Weibes an sich selbst als Weib.

Denn das Weib *kann* in nichts dem Manne gleich sein, seine Entwickelung geht vielmehr dahin, dem Manne in immer feinerer und nuanzierterer Weise *ungleich* zu werden. Denn in seiner Andersartigkeit besteht sein Reiz für den Mann und besteht sein Glück für sich selbst. Das gegenwärtige Weib aber hat nicht mehr die grobformige Intaktheit seiner Großmutter und Urgroßmutter, es hat auch noch nicht die fertigen Grundlinien einer glücklichen Differentierung. Das Weib ist Halbweib geworden und dieser parodischste aller Zwischenstadien wird mit allen legalen Mitteln von Haus und Schule, Erziehung und Moral festgehalten und stabil gemacht.

Das Weib unserer Tage hat keinen Respekt mehr vor dem Manne und es hat keinen Respekt mehr vor sich selbst als tragenden Organismus. Mit anderen Worten es hat keine Erfurcht mehr vor dem Mysterium seines Daseins, es ist dummklug, es ist naturlos.

Das Weib unserer Tage hat höchstens nur noch Furcht vor dem Manne.

Auch unsere Großmütter hatten Furcht vor dem Manne. Aber sie fürchteten ihn, wie man eine Schickung fürchtet und sich ihr unterwirft. Das moderne Weib — *wenn* es den Mann fürchtet, fürchtet in ihm nur den einzelnen, brutalen Menschen, an den es unglücklicherweise geraten ist und dem gegenüber es sich wehrlos fühlt und der seine größere Kraft an ihm mißbrauchen kann, wenn er Lust hat; es fürchtet im Mann immer nur einen einzelnen gemeinen Tölpel und der Kampf, den die Frauenemanzipation gegen den Mann führt, ist auch nur ein Kampf gegen eine zufällige Reihe brutaler Tölpel, die in den beschränkten Köpfen einer Anzahl erbitterter Frauen zu dem ganzen Männergeschlecht ausgeschwollen sind. Gerade das aber, das Brutale und Massive und Protzige, als Natur oder als Pose, aber ist auch fast das Einzige, was die

Damen der Gegenwart so gut wie das Weib aus dem Volk vor dem Mann erschauern macht, was ihnen an ihm imponiert. Darin liegt das sehr einfache Geheimnis, auf das so viele höhere und niedere Töchter in und außer der Ehe hereinfallen; und liegen sie dann, wie sie sich gebettet haben, dann ist „der schlechte Mann" daran schuld, nicht ihr eigener grober, verschnupfter Instinkt. Diese ganz simple Furcht und haßvolle Wollust bei der Möglichkeit von Mißhandlungen, wobei das Weib sich als Einzelne einem Einzelnen gegenüber empfindet, ist der Art, wie noch unsere Großmütter und die lange Reihe ihrer Vorfahrinnen dem Mann gegenüber fühlten, kontradiktorisch entgegengesetzt. Das Weib, noch vom Schluß des vorigen Jahrhunderts, empfand seinen Mann gar nicht als diese bestimmte, begrenzte Persönlichkeit, sondern als „den Mann". Wie die Anrede — und noch häufig bei unseren Müttern — nicht wie jetzt mit dem Vornamen, oder einem Kosenamen, sondern mit seinem Familiennamen, dem Geschlechtsnamen, oder einfach mit dem Gattungsbegriff: „Mann!" geschah, so empfand das Weib seinen Gatten noch nicht als etwas, das ihr gehörte, sondern als etwas, dem sie gehörte, als Geschlecht, als Gattung, als Mysterium, als Distanz, als das, was man nicht begreift und vor dem man sich beugt. Denn das Leben war unseren Großmüttern nicht ein Hazardspiel und nicht ein Rechenstück und nicht ein gewöhnlich mißglückendes Experiment, wie es jetzt unseren Männern und Jünglingen und demzufolge natürlich auch unseren Frauen und Jungfrauen ist, sondern es war ihnen ein Mysterium, das man ehrfürchtig über sich ergehen ließ. In nichts tritt das stärker hervor, als in der Art, wie unsere Großmütter sich gegen Schwangerschaft, Geburt und Zeugung verhielten und wie das Weib von heute sich dagegen verhält. Mir ist es noch deutlich erinnerlich und es gehört zu meinen ersten tiefen Eindrücken, mit welcher stillen, religiösen Vorsorge die Alten immer einen solchen Akt bei ihren Töchtern umgaben. Kein Murren, keine Launen, kein Auflehnen. War ihnen das Leben überhaupt eine Schickung und der Mann, wie er war, eine Schickung, so war ihnen alles, was unter die spezifisch weibliche Aufgabe fiel, erst recht und im höchsten Grade eine Schickung, die man hinnahm, wie sie kam, da Schickungen nicht mit sich spaßen lassen und es noch viel schlimmer hätte kommen können. Sie leisteten ihre Handreichungen, ermahnten ihre Töchter, verwachten ihre Nächte, assistierten in der schweren Stunde und wickelten das Neugeborene mit einer zugleich demütigen und stolzen, gesammelten Haltung, als verrichteten sie eine heilige Handlung. Mit derselben Veneration behandelten sie das unvermeidliche und nötige Faktum, daß der Mann zu seiner Frau kommt. „Das gehörte sich alles so" und war „die Pflicht der Frau", die eben ohne Murren aber auch ohne anstößiges Gejauchze erfüllt werden mußte. Ihre eigene Sinnlichkeit befriedigte sich wohl meist an einem ganz unpersönlichen Objekt. Es kam ihnen nicht so sehr darauf an, welcher Mann, es genügte, daß es der Mann und ihr Mann war, im übrigen vollzog sich der Vorgang, wie bei allen ehelichen Mysterien, im Dunkeln; die schweren Ziehgardinen der altertümlichen Ehebetten — jedes Bett massiv und in sich abgeschlossen wie eine kleine Festung — spielten dabei wohl eine mehr als symbolische Rolle.

Welcher Gegensatz dazu ihre Töchter, unserer Mütter. Noch keine Auflehnung, aber doch schon ein unangenehmer Zustand von Malaise, eine sehr häufige und allgemeine Unlust bei Erfüllung der „ehelichen Pflichten", Unverträglichkeit und Ansprüche in der Schwangerschaft, eine mit selbst- und mannquälerischem Genuß genährte Furcht vor der Geburt, die gewissenhaft den

anwachsenden Töchtern eingeimpt wird, ein argwöhnisches Wahren der „Stellung der Hausfrau“ und des Regiments im Hause — kurz, die sauertöpfige Tugend. Diese Frauen impfen dem Mann Respekt gegen sich ein durch die Ruhmwürdigkeit ihrer Pflichterfüllung, sie bringen ihm mit zäher Ausdauer die ziemlich schwierige Suggestion bei, daß sie eigentlich verkappte Märtyrerinnen sind, denen nur ihre natürliche Anspruchslosigkeit verbietet, daraus alle Konsequenzen zu ziehen; ihr Lieblingswort ist: sich opfern. Sie opfern sich für ihren Mann, sie opfern sich für ihre Kinder, sie opfern sich für den Hausstand, sie opfern sich für die gesellschaftliche Stellung der Familie, ihr Leben ist ein einziges großes Opferfest. Für soviel Selbstaufopferung fordern sie aber auch strenge Ergebenheit von Mann und Kindern und Bewundrung als „musterhafte Gattinnen und Mütter“. „Sie gönnen sich selbst nichts“, aber sie gönnen auch ihren Ehesklaven nichts. Einnahmen und Ausgaben stehen unter ihrer gerechten Kontrole und wenn der Mann ein Echtes über den Durst trinkt, dann macht er sich in seiner Wohlerzogenheit gleich nur allzu gerechtfertigte Skrupel darüber. Sie sind kein Vergnügen für den Mann, aber sie sind auch nicht zum Vergnügen da. Mit allem, was sie thun, „erfüllen sie ihre Pflicht“, dafür „haben sie aber auch das Recht“ von ihrem Mann strenge Pflichterfüllung zu forden. Sie halten die eheliche Treue blitzblank wie ihre Küchengeschirre, darum können sie aber auch jeden Hauch sehen, der durch einen leichtsinnigen Seitenblick des Gatten auf ein junges Gesicht darauf fällt, und sie lassen diese Trübung nicht ungerügt und ungerochen. Werden sie alt, so machen sie viel Wesen aus ihren Krankheiten und Beschwerden, den Folgen „ihrer Selbstverleugnung“ und ihr charakteristisches Kennzeichen ist, daß je älter und reizloser sie werden, desto vollständiger unterjocht und ergeben wird ihr Mann. Meistens überleben sie ihn und erstrecken ihr Regiment mit seiner umfangreichen Sammlung von „Pflichten und Rechten“ auf ihre Söhne und Töchter, deren glücklicher Verehelichung sie nicht förderlich sind, sterben sie aber vor ihm an Krebs, Zuckerkrankheit, Wassersucht oder anderen durch Selbstaufopferung erworbenen Krankheiten, so betrauert, vermißt und rühmt sie der verwaiste Witwer den Rest seiner Tage lang, die Söhne schwärmen für sie und stellen sie ihren Frauen als Muster auf und die Töchter werden alte Jungfern.

Natürlich halten diese Typen nicht so genau die Altersgrenzen ein. In den sogenannten unteren Schichten und in verkehrsentlegenen kleinen Städtchen giebt es unter der jüngsten Generation noch viele, die unseren Großmüttern gleichen, obgleich das regelmäßig aufhört, wo Frauenlektüre hinkommt; und die Eigenart unserer Mütter ist jetzt in den höheren Kreisen der Provinzstädte und Bureaukratie unter den jungen Frauen noch sehr allgemein. Diese Atavismen beschränken sich aber doch sehr auf zurückgebliebene und verknöcherte Gesellschaftsschichten. Im allgemeinen kann man sagen, daß zwischen der Generation, die in den fünfziger Jahren heiratete und zwischen der, die in den achtziger Jahren heiratete, eine scharfe Grenzlinie hinläuft. Die Mütter hielten den kategorischen Imperativ in hohen Ehren, die Töchter unserer Generation haben schon einen Stich ins Anarchistische: sie verehren die Willkürlichkeit.

Wie sind sie nun beschaffen, diese Töchter, die Generation, die jetzt in ihrer Lebensreife steht?

Die Berliner Theater.

Immer das nämliche Schauspiel bringt der Beginn der Theaterzeit: eine zögernde Vorsicht im Herausstellen von Novitäten; ein Erproben neuer Schauspielkräfte; ein Chassez-croissez der alten. Man hält sein Pulver trocken, und bis die Schlacht recht angeht, prüft man noch einmal die Verteidigungsmittel. Neue Leute überall, im Lessingtheater, im Residenztheater, und eine Fülle der Gesichter gar (mehr Gesichter als Physiognomien) im Wallnertheater; dazu das beliebte Spiel „Verwechselt, verwechselt das Bäumchen“: Herr Reicher zog aus der Blumenstraße ans Friedrich-Karl-Ufer, Frau Petri kam ans Deutsche Theater, um den Platz auszufüllen, den Frau Sorma leer gelassen, Herr Klein kam ans Hoftheater. Das lebhaftere Theaterleben, welches in Berlin seit dem Herbst 1883, der Gründung des Deutschen Theaters, entwickelt worden, läßt solche Verpflanzungen häufig vornehmen und zuweilen glücken; noch sehen unsere Direktoren gern im Nachbarn den Feind, der in ihren friedlichen Hof einbricht und den Prachthahn raubt, die fetteste Henne; allmählich aber werden wir, je großstädtischer wir werden, auch den Pariser Zuständen immer näher kommen, wo boulevardhinauf, boulevardhinab die Zugvögel munter flattern, und wo selbst ein Austausch des wandernden Volkes innerhalb der nämlichen Spielzeit oft friedlich vollzogen wird.

Von den Boulevards ist die erste Neuheit der Saison gekommen: „Die Dummen“ von Guinon und Denier. Ihr gab Relief im Residenztheater eine Reprise von Dumas' Schauspiel „Denise“, mit der Herr Lautenburg sein Haus wieder eröffnete: alte und neue französische Schule standen sich in den beiden Dramen charakteristisch gegenüber.

Zwar auf den ersten Blick will mehr das Verwandte, als das Verschiedene auffallen, bei Dumas, dem Jüngeren und bei Guinon und Denier, den viel Jüngeren: so stark treffen sie zusammen in nationalen Eigenheiten. Sowohl Dumas fils, wie man den alten Herr noch immer nennt, als die Autoren des Theatre Libre, die eben von Herrn Antoines Bühne ins Vaudeville vorgedrungen sind, — sie sind mehr Moralisten als Poeten: Landsleute Molières, denen die Komödie eine Sittenschule ist, Prediger und Satiriker, die selten handelnde Menschen objektiv schildern und die mit ihren eigenen Ansichten vom besserungsbedürftigen Weltlauf aus der Larve ihrer Figuren allzu deutlich vorschauen. Die Konvention der französischen Gesellschaft ist die große Macht, unter der sie leben und gegen die sie maßvoll ankämpfen; und nichts ist kennzeichnender für den einen wie für die andern, als die Art, in der sie ihre Stücke beschließen: aus der vertieften Intimität eines entscheidenden Zwiegesprächs führen sie uns zurück in die bloße Salonscene. Graf Bardannes und Denise haben sich gefunden, und über den Fehltritt der Verführten kann der Mann „hinweg“, der Gesellschaftsmoral zum Trotz — da öffnen sich die Thüren noch einmal derselben vornehmen Welt, gegen die der Kampf aufgenommen wird, und eine Komödie von

erzwungener Heiterkeit arrangiert sich, nach so viel seelischer Erschütterung; Henri Bonnardel, der verarmte „Dumme" und das Aschenbrödel Noëmi haben sich gefunden in offener Aussprache, und dem enttäuschten Idealisten reicht das Stiefkind des Glücks die tröstende Hand — da öffnen sich die Thüren noch einmal und lachend und gratulierend drängen die klugen Gegenspieler aufs junge Paar ein. Eine einfache Empfindung einfach ausklingen zu lassen — daran hindert die Autoren der stete Hinblick auf „die Gesellschaft"; und die satirische Grundstimmung treibt sie in die Karrikatur von Typen hinein, wo wir Modernen singuläre Individuen wünschten. Darf man sagen, daß der Druck der sozialen Konvention, der auf der romanischen Welt so viel stärker lastet, als auf der germanischen, sich auch hierin bemerkbar macht? Sicher ist, daß die Franzosen, von Molière über Marivaux und Destouches bis zu den Heutigen, trotzig eigenwillige Charaktere, Menschen in eigenen Schuhen weniger reich und weniger glücklich im Detail schildern, als die Engländer, Deutschen, Skandinaven; und daß wir einer Auflehnung gegen das geistige und soziale Herkommen, wie sie etwa Ibsens Gestalten aussprechen, einer völligen Aufwühlung der gesamten Gedankenwelt bei ihnen niemals begegnen, nicht bei dem geistreichen Raisonneur Dumas, nicht bei den klugen Beobachtern Guinon und Denier.

Der nationale Zusammenhang zwischen der alten und der neuen Schule ist damit bezeichnet; nun aber der Unterschied, nun das Kennzeichen der Modernität, das die Dichter vom Theatre Libre mit uns verbindet. Sie sind, ich sagte es schon, kluge Beobachter, wo Dumas geistreich plaudert; sie schildern das Wirkliche und wünschen der Natur nahe zu bleiben, wo Dumas sich ergötzt, Leuchtkugeln zu werfen und mit der Wahrheit paradox zu spielen. Die Handlung künstlich zu verschlingen und durch Ueberraschungen zu blenden, durch plötzliche Wendungen und Windungen, treibt es den einen, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit; den einfachen Verlauf des Lebens darzustellen, ohne Uebertreibungen und ohne gewaltsame Erhöhungen des bloß Natürlichen zum Wirksamen, treibt es die anderen, auf Kosten theatralischer Geschicklichkeit. Von Grafen und Nichtsthuern, von beglückter Liebe und betrogener Liebe dichtet Dumas; von der Allgewalt des Geldes, von der Auflehnung des dummen Idealisten gegen den großen Götzen und seiner Niederlage im Kampf erzählen Guinon und Denier. Der eine, so modern er thut, steht noch halb im Roman und in der Romantik drin, seine Welt ist erfüllt von Erotik, die Sorgen des Lebens bleiben draußen. Die andern greifen resolut nach der Prosa des Daseins, sie berichten von Börsenspekulationen und Differenzgeschäften und vor den Schlagworten des aufgescheuchten Philisteriums: Pessimismus und Peinlichkeit schrecken sie nicht zurück.

Wenn ihre Anschauung dabei nur reicher, ihre Schilderung greifbarer im Detail, reizvoller durch dichterische Bestimmtheit wäre! Etwas von dem Grau der Theorie liegt über dem Stück, gerade in denjenigen Teilen, wo dichterisches Können sich offenbaren müßte: es fehlen, in den Gestalten des jungen braven Bonnardel und seiner treuen Mutter, die ein Vermögen opfern, weil die Ehre es befiehlt, jene naiv-schlichten Töne, jenes echte Kolorit der Natur, wie es uns etwa in dem Mittelakt von Maupassants „Musotte" so zwingend entgegentrat. Nur Eine starke poetische Potenz hatte das moderne französische Drama aufzuweisen — und dieser Eine ist im Wahn untergegangen. Was die andern bringen und gebracht haben, die Schule Zolas und Becques, der sich auch Guinon und Denier einreihen, ist unseres Interesses sicher, weil es Bestrebungen, die die unsrigen sind, aus dem romanischen Geist heraus wiederspiegelt; aber wo sie nur dichterische Veilletäten geben, gelangten die Männer, die uns verwandter sind, die Ibsen und Hauptmann, schon näher bis ans Ziel.

Der Wirkung der Komödie half die Darstellung der Hauptrolle durch Herrn Rittner sehr glücklich nach: der Farblosigkeit des jungen Bonnardel giebt sein echtes Temperament Farbe und Leben. Kein Schauspieler ist, seit einer Reihe von Jahren, auf unseren Bühnen erschienen, der für eine moderne Darstellungskunst reicher ausgestattet wäre, als er: ein geborener Naturalist. Er ist durchaus ein Werdender;

ein junger Mann von 23 Jahren, der erlernte Theatermache resolut über Bord geworfen und eine neue Technik sich naturgemäß noch nicht gebildet hat. Er weiß keck zu treffen und keck daneben zu hauen: sein Bardamus in „Denise“ war ein Fehlschuß, sein Henri Bonnardel in den „Dummen“ ein Glückswurf. Der elegante Kavalier des absterbenden Gesellschaftsstückes wird er schwerlich jemals werden; aber überall, wo Natur gesucht und gefunden ist, steht die weiteste Wirkung seinem Talente offen, das der Tragik wie des Humors gleich mächtig ist. Ich stelle mir vor, daß er, energischer noch als Kainz, Gestalten des klassischen Dramas aus dem Empfinden der Moderne heraus erneuern könnte; und die Figuren, die er in „Comtesse Julie“, in „Musotte“, in den „Dummen“ hingestellt, lassen mich diesen Landsmann Gerhart Hauptmanns als einen Schauspieler ganz im Sinne der „Freien Bühne“ schätzen: Einer, der mit der Natürlichkeit nicht Wucher treibt, nicht sie triumphierend vorweist, sondern der sie naiv besitzt und übt, in ursprünglichem Drange der Menschendarstellung.

Zu einem konsequent modernen Schauspieler hat sich auch Herr Reusch entwickelt, der Verführer Thauzette der „Denise“, der kluge Advokat Rousselin der „Dummen“. Er ist diskret, korrekt, echt, nicht von starken, aber feinen Wirkungen; er kennt die Grenzen seiner Begabung und stellt das ihm Erreichbare mit gut nuancierender Sicherheit hin. Die kühlen Lebemänner und die schüchternen Bellmausnaturen weiß er am festesten zu treffen, und auch blassen Gestalten, wie diesem üblichen französischen Advokaten ein wenig Farbe aus Eigenem zu leihen. Soweit ist sein Kollege Herr Jarno noch nicht gelangt, der den Gegenspieler des Idealisten Henri darstellt; vielmehr ihn nicht darstellt, sondern nur herunterplaudert, mit guten Manieren und nicht ohne Anmut. Schlechter steht es um die Damen im Residenztheater: Frl. Bertens, unsere ausgezeichnete Comtesse Julie, glänzt noch immer als einsamer Stern, und sie muß das Mädchen für alles spielen. Mit derben Dilettantenhänden griff Frl. Görner nach der Rolle der Aline: das moderne junge Mädchen hatten die Autoren hier zeichnen wollen, die kluge, kalte Pariserin und Tochter ihres Vaters, die von Idealismus und Romantik so fern ist, wie der dumme Henri von Einsicht in den Weltenlauf; aber nur den Umriß der Gestalt wußten Guinon und Denier hinzustellen, ihn auszufüllen brauchte es eine Künstlerin, und Frl. Görner ist eine ahnungslose Theaterschülerin, die sich niedlich macht.

Theaterschule, allzu früh auf die Bühne der Hauptstadt gestellt, kann man auch im Nachbarhaus des Residenztheaters in Fülle erschauen, im neu geöffneten Wallnertheater. In ganzen Horden schwärmten sie aus, aus österreichischen Provinzen einfallend, in der „Braut von Messina“; und auch in der ersten Novität, dem Lustspiel „Mila“ von Arthur Zapp, konnte man noch Schülerhaftigkeit in allen Abstufungen genießen. Die neue Direktion des Herrn Stanislaus Lesser hat ihre Sache auf nichts gestellt, nämlich auf die Programmlosigkeit: das verkündete mit holprigen Versen der übliche Prolog. Trotzdem kann noch alles gut werden, obgleich alles schlecht begann: auf den schlimmen Abfall der „Mila“ ist bereits der schlimmere gefolgt, eine Posse „Papa Finder“ verstarb rapid, unter choleraverdächtigen Erscheinungen; es wäre zwecklos, die Leiche noch erst in unser Moabit zu verbringen. Von „Mila“ dagegen muß ich ein kräftig Wörtlein zu sagen versuchen: denn das Stück ist, ich weiß nicht genau ob das 36ste oder 37ste, in welchem die neue Richtung getötet wird. Nun sind ja die anderen Kampfstücke, von Daudet, Heyse, Paul Lindau oder wem immer, auch keine Meisterwerke; aber so fad, wie in diesem „Lustspiel“ ging es noch bei keinem von ihnen zu. Wie kann man sein bischen Talent nur so völlig verkennen? Das man mit Kanonen nach Spatzen schießt, soll vorkommen; wie mag aber ein Spatz sich vermessen, Zwanzigpfünder umzurennen? In einem Schauspiel „Außerhalb der Gesellschaft“ hat Herr Zapp selber einst der Ibsenschen Strömung nicht widerstanden; und nun thut er sich als possierlicher Gegner auf, als ein Parodist wider Willen, der seine Mila-Nora und seine Else-Svava im Handumdrehen kuriert: er schickt in die alte deutsche Lustspielapotheke, läßt die Hausmittel Liebe und Eifer-

sucht holen und erzielt eine so radikale Besserung, wie nur je ein Theaterdichter: die Noraideen, die Reinheitsideen entfliehen auf Nimmerwiedersehen, und zurück bleibt eine deutsche Hausfrau und ein deutscher Backfisch, ergeben dem Herrn und Gebieter in minniglicher Neigung, allen Emanzipationsgedanken entsagend, „die Sklavin", die Puppe des „Puppenheims". Von den Darstellerinnen beider Rollen, Frl. Staetter und Frl. Eberty ließ sich ein bestimmter Eindruck, so unbestimmt-schwankenden Aufgaben gegenüber, nicht gewinnen: die eine ist noch recht unfertig, scheint aber instinktiv zur Natur hinzustreben; die andere ist mir schon ein bischen zu fertig, sie hat schrecklich viel gelernt und es fragt sich, ob sie die Schulmanieren der Naiven wieder wird abstreifen können: in den Goetheschen „Geschwistern" konnte man an den spitzen Kindertönen ihrer Marianne verzweifeln, und es ist doch wohl kein gutes Zeichen, wenn, wer bei Goethe seelenlos scheint, bei Herrn Zapp plötzlich ein Theaterseelchen kriegt. Immerhin steckt Talent in dieser brünetten und in dieser blonden Liebhaberin; der Rest ist Schweigen.

Bei Wallner ist die Posse auf das Altenteil gesetzt worden, Herr Emil Thomas segelt nach Amerika; bleibt nur das Adolph Ernst-Theater als Possenheim übrig. Als vor nun zehn Jahren im Wallnertheater der Schlendrian einriß, wußte Herr Ernst einen Ableger der Berliner Posse in sein Haus klug zu verpflanzen: eine verphilisterte, harmlose Abart der von Kalisch herkommenden Gattung, die auf soziale und politische Accente nun ganz verzichtete; und er wußte sie so flott im Zusammenspiel zu gestalten, sie so sauber und exakt auf den Glanz herzurichten, daß er den saloppen älteren Konkurrenten bald gänzlich schlug. Allmählich aber droht, durch unendliche Variationen desselben Genres, das gemäßigte Behagen an diesen Darbietungen zu schwinden: es hat sich, wie einst beim seligen Fürst in Wien, ein Adolf Ernstsches Normalstück herausgebildet; und so wie dort an der Donau allemal Vater Radetzky „abi" schaute auf seine Kinder, und ein besternter Wohlthäter mit der dicken Briefstasche alle Wirren löste — „meinen Namen werdet ihr nie erfahren, ich bin der Kaiser Joseph der Zweite" — so ist hier in der Dresdenerstraße das Terzett lustiger Brüder, das Quodlibet mit Ausstattungszauber, der gutmütige Allerweltsonkel eiserner Bestand geworden, und eine Ideenflucht eingerissen, zum Erbarmen. Sogar eine Leiter, als ein Glücksrequisit, darf an keinem Abend fehlen, und auch das jüngste Kind Treptowscher Muse, die „wilde Madonna" zeigt dieses symbolische Cachet: bald fällt sie bedeutungsvoll um, bald wird sie zu Liebeserklärungen par distance erklettert, bald zur Gruppenbildung sinnig benutzt. Sieht man die schauspielerischen Kräfte an, die diesem Genre dienen, so kann man die Oede einer Produktion nur bedauern, der solche Hilfe zu Gebote steht: Herr Ernst, der ewig Gemütliche, dem auch wärmere Töne der Empfindung glücken; Herr Weiß, der ewig Frische, und Herr Tilscher, der ewig Komische; Frl. Bäckers, die in parodistischer Keckheit an die Wegner erinnert, und der sich in Frl. Gallus ein Talent gesellen könnte, welches Momente Gallmeyerscher Ursprünglichkeit hat. Je mehr das Adolph Ernst-Theater das eigentliche Heim der Berliner Posse wird, ihr letztes Refugium, desto mehr auch muß man wünschen, eine Gattung nicht ganz vertrotteln zu sehen, von der einst Gottfried Keller ein Emporblühen zu poetischer Geltung erhoffen durfte; und die grade in der Zeit des Naturalismus, des Sozialismus ihren lokalen und gesellschaftlichen Charakter sollte ausprägen können. Man braucht gar nicht erst den Namen Anzengruber zu nennen, um den ganzen Tiefstand des Berliner Volksstückes zu erkennen; schon der bloße, blasse Schatten des Kalisch schlägt 33 Treptows in die Flucht. —

Kein Weg führt von diesen Niederungen zu den litterarischen Bemühungen hin, wie sie Paul Heyse den Besuchern des Lessingtheaters ausdauernd zu hören giebt; ich versuche darum den Steg nicht erst zu schlagen, sondern schwinge mich, ganz ohne Uebergang, von der „wilden Madonna" zu dem Lustspiel „Ein unbeschriebenes Blatt" auf. Wie in dem Schauspiel „Wahrheit?" hat Paul Heyse auch diesmal den Versuch gemacht, sich mit den Problemen der Zeit auseinanderzusetzen, zu denen er eine so charakteristische Stellung einnimmt: charakteristisch für ihn wie für jene Probleme.

Heyse lebt seit vielen Jahren entfernt von der Großstadt, isoliert in einem vertrauten Kreise von Menschen und Gedanken, in die das Geräusch der neuen Zeit unwillkommen dringt; milde gereifte Frauenweisheit umgiebt ihn, und dieses Milieu liebenswürdiger älterer Damen, in das er sich eingesponnen, spiegelt sich nun in seinen Stücken wieder: in der „Wahrheit" führt eine Großmutter, im „unbeschriebenen Blatt" eine brave alte Jungfer das Wort, im Namen des Dichters. Und doch kann sich der also verwahrte und behütete Poet den Suggestionen nicht ganz entziehen, welche von dem Denken und Dichten der Neuerer auf ihn ausgehen: Tolstois und Ibsens, Zolas und Hauptmanns Werke haben einen eifrigen Leser an ihm, und er bezeugt unfreiwillig ihre Wirkung, gerade durch den lebhaften, anhaltenden Widerspruch, den er ihnen entgegensetzt.

Heyse hat ein junges Mädchen in den Mittelpunkt seiner Handlung gestellt, Hildegard Bleffing, das „unbeschriebene Blatt", wie die Mutter Geheimrätin meint, ein echt modernes Mädchen, wie sie selber meint. Sie hat eine Freundin Heddi, ihr Vorbild und Muster, das Zola liest und sogar einmal in der Freien Bühne war; hoffentlich nicht bei „Angele". Dieses Original der Modernität bekommen wir jedoch nicht zu sehen, sondern nur ihre Copie, die Hildegard; und beruhigend versichert die gute alte Jungfer Christiane, daß die Modernität der Nichte nur Kleid und Zier sei, und daß im Kern ihres Wesens das deutsche junge Mädchen wohne, unberührt und unberührbar. Damit ist dem Problem, welches selbst in der satirischen Zuspitzung, die ihm Heyse giebt, hätte interessieren können, von vornherein die Spitze abgebrochen und die Lustspielwendung des Schlusses vorbereitet: Hildegard wird in sich gehen, wird den Zola just noch ungelesen zurückgeben und sich auf ihr unberührtes Mädchentum zurückziehen, bis der Rechte kommt.

Vielmehr er ist schon da, der Rechte: Aurel von Werdenfels, Rittergutsbesitzer und Husarenoffizier a. D. Der Mann mit dem herrlichen Komödiennamen hat freilich auch seinen Knax, aber der ist leicht und heilbar: er hat sich gegen sein besseres Selbst vergangen, indem er eine Liaison mit einer Tänzerin durch ganze acht Tage fortführte, ohne Liebe zur Sache. Nicht nur den Husarenoffizier drückt diese Schuld, auch die alten Damen nehmen Anstoß daran; die Svavafrage, in einiger Verwässerung, wird gestreift, eine Verlobung aufgehoben und viel Theaterunglück angestiftet, bis daß im vierten Akt die Herzen sich paarweis finden: Hildegard und Aurel, sowie die gewesene Braut des bösen Husaren und der verbummelte, aber soeben frisch gebesserte Referendar Hugo empfehlen sich als Verlobte. Wieder erscheint, wie so oft bei Heyse und wie bei Herrn Zapp und drüben bei Dumas, Liebe als das Allheilmittel der großen Weltapotheke, wieder mildert sie alle Konflikte und macht die moralisch Kranken gesund: das ist das innerlich Bezeichnende für all diese Arbeiten, gleichwie die altmodische Technik von anno dazumal her, diese Komödienbehelfe, die wir seit Kotzebue kennen, sie äußerlich als Werke des vieux jeu bezeichnen.

Vielleicht läßt sich gerade auf diesem Punkte der Unterschied zwischen alt und neu noch ein wenig heller beleuchten. Wir kennen alle unseren Schiller und den Vers wissen wir noch von der Schulzeit her:

Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Die Motoren der Welt brauchen auch wir Heutigen nicht schlagender zu bezeichnen; und wenn gleich die Einen, die die soziale Frage als Magenfrage nurdefinieren, den „Hunger" allzu eng begreifen, so ist schon diese begrenztere Weltmacht aus der Rechnung ganz verschwunden, in dem Bilde unseres Lebens, wie es Paul Heyse und die Vielen neben ihm und um ihn herum uns entfalten. Faßt man nun aber den „Hunger", wie es sich gebührt, auch als geistiges Verlangen, als den Hunger nach Bildung, nach Macht, nach Schaffen, als Ehrgeiz und Begehrlichkeit der Seele, so wird der volle Abstand erst offenbar, zwischen dem, was den Bau in

Wahrheit und was ihn in der Dichtung zusammenhält: den leiblichen Hunger kennt die Heyseſche Poeſie überhaupt nicht, und den geiſtigen kuriert ſie mit leichter Komödienliebe, und noch einmal und noch einmal mit Liebe. Paul Heyſe und Herr Arthur Zapp treffen auf dieſem Wege ſchließlich ganz zuſammen: wenn ſie nur in den Luſtſpielhafen der Verlobung, der zärtlichen Ausſöhnung eingelaufen ſind, glauben ſie am Ende ihrer Reiſe zu ſtehen; und Schiller parodierend, Ibſens und Tolſtois aus der Seele der Zeit geſchöpfte Gedanken flach verhöhnend, rufen ſie lächelnd aus:

Erhält ſich das Getriebe
Durch Liebe, Liebe, Liebe.

Gegen die böſen Beiſpiele der Ausländer, welche die guten Sitten unſerer jungen Mädchen und Frauen verderben, richten die Herren Zapp und Heyſe ihre Luſtſpiele; aber dicht auf Heyſes ſatiriſche Komödie folgte im Theater der Lebenden ein neuer Schwank von Blumenthal und Kadelburg, welcher die Ausländerei gar auf ein neues Gebiet noch überträgt. Die beiden Herren, welche auf den Spuren Benedix' und Moſers, zur Seite Schönthans ſchon ſo viel klingende Erfolge erzielt haben, machten diesmal den Verſuch, einen Schwank nicht in deutſchem, ſondern franzöſiſchem Stile zu ſchreiben, aufgebaut auf ein aktuelles Ereignis, voll wirbelnder Verwicklungen und Ueberraſchungen, ohne allzuviel epiſodiſche Nebenhandlungen und Requiſitenſcherze: und dieſer nicht unintereſſante Verſuch iſt ihnen im ganzen wohlgelungen, das Berliner Theaterpublikum hat neuen Lachſtoff und die „Orientreiſe" wird über viel deutſche Bühnen gehen.

Ich für mein Teil, daß ich es nur geſtehe, bin unnational genug, an dieſer Wendung der erfolgreichen Schwankdichter Gefallen zufinden. Unter allen leichten Gattungen, welche auf unſern Theatern umgehen und der breiten Schicht der Hörer immer wieder behagen, iſt mir keine fataler, als der neuere deutſche Schwank, die Moſeriade und Schönthaniade mit ihrem abgetakelten Apparat und ihrem leeren, lebensfremden Puppenſpiel; und, was für mich das Traurigſte iſt: ich kann über ſie nicht lachen. Wenn ich brave Leute rechts und links von Heiterkeit erſtrahlen ſehe, muß ich Armer daneben ſitzen und meine humorloſe Unzulänglichkeit ſtockernſthaft erkennen. Jüngſt aber, bei der „Orientreiſe", erging es mir beſſer, luſtiger: von den drei Akten des Stückes regte mir der erſte einige Erwartungen an, die der zweite, mit vielen draſtiſchen Einfällen, einlöſte; im breiten dritten flachte ſich die Wirkung ab. Dem Publikum um mich herum erging es nicht anders; und ſo ſaß ich denn nicht mehr in trauriger Iſolierung da, unter fühlenden Brüſten die einzige Larve. Und für dieſe Erlöſung bin den Herren Autoren dankbar.

Ein Ereignis aus dem Leben haben Blumenthal und Kadelburg aufgegriffen, und haben eine glückliche Hand bewährt, ſowohl in der Wahl des Stoffes wie in ſeiner Umgeſtaltung. Wie die Franzoſen an aktuelle große und kleine Vorfälle, an neue Geſetzesparagraphen und neue Kapitel der Chronique ſcandaleuſe ihre Schwänke gern anknüpfen, ſo haben die deutſchen Nachahmer an dem Fall Athanas angeknüpft, und an die Anekdote von dem Herrn und der Dame, welche als angebliches Ehepaar den Räubern in die Hände fallen, und deren illegitimes Glück die zu Hauſe gebliebene Gattin durch die Zeitung erfährt. Sie haben die Geſchichte umgebildet und weitergebildet und ſie nur leider zu ſehr ins „Anſtändige" abgeſchwächt: die Frivolität der franzöſiſchen Poſſen iſt ja an ſich nichts Preiswürdiges, aber ſie iſt wenigſtens konſequent, während unſere Deutſchen mit Halbheiten ſpielen und einen Stoff, der nun einmal für Mädchenpenſionen nicht geeignet iſt und deſſen kecke Komik ſie doch ſo gerne nutzen möchten, zuletzt in Ehrbarkeit unwahrſcheinlichſt auflöſen. Nicht nur, daß der Ehemann in unſchuldigen Verdacht gerät, daß der deutſche Pantoffelheld Robert Fiedler nur durch ein verkauftes Rundreiſebillet zu ſeiner unerwarteten türkiſchen Frau kam — auch dieſe reſolute junge Dame, die allein in den Orient fährt und Ringe tauſcht mit intereſſanten Reiſenden, dieſe Sarah Bartholdy, in der wir eine Cirkusdame, eine Abenteuerin, irgend ein Weſen von eigener Fin-de-Siecle-Moral vermuten — ſie entpuppt ſich zuletzt als eine harmloſeſte deutſche Malerin,

und sie ist sogar noch aus Dresden. Sehen die Autoren denn nicht ein, wie sie durch solch scheinbare Konzessionen an, ich weiß nicht welche Art von „Ehrbarkeit“ ihren Stoff künstlerisch schädigen, dem nur eine freie fröhliche Keckheit die ganze Wirkung geben könnte? Hierin, wie in den überflüssigen Liebesscenen eines zweiten Paares, stehen sie noch ganz auf dem alten Boden der deutschen Schwankbelustigungen; aber je konsequenter sie fortfahren, jene andere Hauptstraße der „Orientreise“ fortzugehen, desto mehr Aussicht auf Erfolg im neuen Genre werden sie haben: nicht national, aber lustig werden sie sein. —

Das Deutsche Theater hat in seinem ersten Spielmonat Novitäten noch nicht gebracht und sein Repertoir zumeist durch Kainz tragen lassen; der Künstler hat seine bekannten, alten Rollen vielfach wiederholt und zwei bedeutende neue hinzugefügt: den Orest in Goethes „Iphigenie“ und den Molièreschen „Misanthrop“, den uns Ludwig Fulda sehr fein und fließend, in guten gereimten Versen verdeutscht hat. Als Orest hat Kainz die Vertreter des „klassischen“ Stils erschreckt und buchstäblich in die Flucht geschlagen: einer meiner geschätzten Kollegen ward erblickt, wie er nach dem zweiten Akte bereits schaudernd das Haus verließ, sehr fertig in seinem Urteil. Daß Kainz den Orest nicht im Goetheschen Stile spielt, daß er ihn nicht so spielt, wie einst Goethe selbst auf dem Weimarer Liebhabertheater die Gestalt erfaßt haben mag, ist natürlich ohne weiteres zuzugeben; aber die Frage entsteht: wer denn auf heutigen Bühnen überhaupt einen Goethe-Stil, einen Weimarer Stil noch festzuhalten vermag? Mehr als die Altgläubigen in der Aesthetik es ahnen, ist das Moderne unsern Schauspielern bereits in Fleisch und Blut und Nerven gestiegen, und der theoretische Streit, wie die Figuren der klassischen Epoche darzustellen seien, löst sich in der Praxis von selbst, weil jeder eigen organisierte Künstler — und nur auf den kommt es an — ein Kind seiner Zeit ist, seines Milieus, und weil er nicht wie ein Kunsthistoriker Komödie spielt, heute Shakespearisch, morgen Weimarisch, sondern aus seinem Geist, seinem Empfinden. Kainz nun hat seine stärksten Eindrücke in Wien erfahren, er ist mit Grillparzer aufgewachsen, fühlt sich bei den Ausklängen der Romantik, bei Jaromir und Rustan mehr zu Hause, als in der Klassik; ein Realist im neuern Sinne ist er nicht, das wird mit jeder Rolle deutlicher, und er erfaßt darum auch den Orest eher Grillparzerisch, er sieht die Antike nicht Winkelmannisch-Goethisch an, sondern wie mit den Augen des Dichters der Hero und Melitta: weich, wienerisch, melancholisch. Und aus dieser Anschauung heraus spielt er ihn, naiv, nicht reflektierend über Stilfragen, der eigenen Individualität froh vertrauend; sie führt ihn zum Siege, wenn auch der Feind: Manier Opfer fordert rechts und links, und wenn auch das Beharren in lyrisch-Kainzschen Accenten, in monotonen Trauerklängen Gefahr bringt: denn eine innere Größe spricht aus diesem Orest, ein völliges Hingegebensein an die Poesie der Gestalt, das auch den Hörer ganz hineinbannt in die tragische Illusion.

Noch ausgeglichener im Stil, näher der Natur und von Manier ganz befreit war der Misanthrop von Kainz. Aus einem Zuge, in einem Gusse und Flusse spielt er die Figur, gleichwie der Dichter sie geschaffen: aus einer inneren Stimmung heraus, die reich dahinströmt und zwischen den Uebermut der Satire und der Ergriffenheit der Tragödie frei die Mitte hält. Molières tiefstes Werk hat auf unseren Bühnen bisher keinen Fuß fassen können, und es wäre ein Triumph von Kainz allein, wenn es diesmal sich fester behauptete: auf seinen Schultern trug er das Schauspiel, weder bei den Herren und Damen um ihn herum, noch bei denen unten im Saal fand die Dichtung ein tieferes Verständnis. Er aber ist hinter die treffliche Uebersetzung zurückgedrungen in den Molièreschen Geist und hat den ganzen Groll und heiligen Zorn des Dichters lebend gemacht, seinen Gram und Schmerz, über das sittenfaule Jahrhundert und die schmähliche Schwäche der eigenen Leidenschaft. Die Lüge rings um ihn herum, wie sie die Gesellschaft beherrscht, beherrscht auch die Frau, der der Menschenfeind Liebe geschenkt; und alle Enttäuschung des Idealisten, alle zurückgeschreckte Neigung eines weichen Herzens, die sich in Haß wandelt, hat nun der Dichter aus diesem Alceste reden lassen, der ein Einsamer, ein Einziger, in die Wüste entflieht, halb Heiliger,

halb Narr. Ibsen, Echegaray und so viele Andere haben die Gestalt nachgeschaffen, die das Leben ewig neu erzeugt: und so, als einen tiefmenschlichen Typus, in tragikomischer Stimmung spielt ihn Kainz, in ergreifender Einfachheit. Nicht seine großartige Sprachbehandlung, seine herrlichen Stimmmittel, sondern die inneren Eigenschaften sind es, die so bezwingend hier wirken; denn auf seine Darstellung, wie auf wenige, trifft dieses eine Wort: seelenvoll.

Otto Brahm.

Ernst Renan.

Aphorismen

von

Wilhelm Bölsche.

Sie sind nun beide tot, die großen Antichristen des neunzehnten Jahrhunderts, — Strauß und Renan.

Der melancholische Schwabe und der lebensfrohe Pariser. Der schmächtige Protestant, der es mit seinem Protestieren so heilig ernst nahm, daß er schließlich die ganze Theologie hinausprotestierte, — und der dicke Katholik, der das Dogma seiner Kirche vielleicht nur halb verwarf, weil es der Forschung widersprach, ganz aber, weil es seiner lebhaft sinnlichen Phantasie Schranken auferlegen wollte, ihm nicht Raum ließ, sich seinen Christus zu einer aus Rafaels Süße und Michel Angelos Kraft seltsam gemischten Renaissance-Figur auszugestalten.

Im Grunde waren beide tief ästhetisch gestimmte Naturen. Aber in der Sonderart jedes Einzelnen dieser Kämpfer wider das Christentum spiegelten sich die beiden Mächte selbst, die in neunzehnhundert Jahren innerhalb dieses Christentums gerungen. Es war das Wettringen *um* Christus, das hier zweimal und von zwei Parteien aus umschlug in die Opposition *wider* Christus und zwar beide Male in Männern, die wohl den Ernst des Forschens gut erkannt hatten, aber doch auch Dichternaturen waren, Dichter wie Jesaias, Paulus und Martin Luther es gewesen. Renan war der unvergleichlich glücklichere unter den beiden. Seine ästhetische Neigung ging ihm rund auf in der wissenschaftlichen Thätigkeit. Seine Kritik blieb nie im Negativen stehen, er dachte das Neue gleich wieder in lärmenden, farbentrunkenen, alle Sinne entfesselnden Bildern. Strauß, der gründlichere, dessen ganzes Gedankenleben langsamer arbeitete, empfand die Lücke zwischen alt und neu viel mehr als solche. Er wußte sich keinen neuen, menschlichen Christus zu erwecken, nachdem er den Koloß des göttlichen in eiserner Gelehrtenarbeit zerstört. Durch sein Leben geht ein melancholischer Zug, der sich immer mehr steigert. Wo seine ästhetische Neigung einmal Fleisch und Blut werden sollte und mit fester Hand ein Stück warme Wirklichkeit fassen wollte, da führte sie — wie bei so mancher verwandten Natur unter diesen wunderlichen Süddeutschen, bei Scheffel, bei Vischer -- zu einer unglücklichen Ehe. So viel klassisch Schönes Strauß geschaffen: es blieb der Leidenszug der „Müden Seele", und wenn er Dichtung und Musik in seinem letzten Bekenntnisse mit etwas nüchternem Schematismus pries als das, was uns die christliche Versöhnung entbehrlich mache, so trat in allem doch nur zu deutlich das *Bedürfnis* nach einem

Erſatz, das Gefühl, daß eine Lücke vorhanden ſei, hervor, eine Lücke die er äußerlich zu heilen ſuchte, anſtatt von innen eine Harmonie ſich zu erobern, die jenes Empfinden eines Mangels beim Wegfall des metaphyſiſchen Elements gar nicht mehr hätte aufkommen laſſen.

Der Gegenſatz bei beiden ſpiegelt ſich auch im Erfolg. Strauß blieb zeit ſeines Lebens ein verkannter, verfolgter, offiziell wie im Kleinen verärgerter Mann. Leute mit ſo glücklichem Naturell aber wie der dicke Pater Renan können wohl hohlwangige Kloſterbrüder im Asketenkämmerlein einmal auf den Tod ärgern und zu jeder Art von Fehde heraustrommeln, — aber das große Publikum läßt ſich auf die Dauer doch ſchon wieder zum friedlichen parlamentariſchen Verkehr heranlächeln und wenn die Pille auch noch ſo bitter war — zumal wenn die Tragikomödie an der Seine ſpielt. Renan wurde, als er das „Leben Jeſu“ geſchrieben, ebenſo gut aus dem Amt geworfen wie David Strauß. Aber der Pariſer konnte dieſen Mann nicht entbehren: ein Bonmot von ihm war ſchließlich denn doch etwas zu köſtliches, als daß man es auf die Dauer hätte übel nehmen ſollen, — und wenn es ſelbſt das Bonmot war, Chriſtus ſei nur ein Menſch geweſen. Und ſo iſt Renan nachmals doch wieder Profeſſor in allen Ehren und Rechten geworden, und da er der Welt die Freude anthat, zum Danke immer weiter zu leben und Bücher mit Bonmots zu füllen, ſo wurde er ſchließlich vollends ein unentbehrliches Inventarſtück der Frau Lutezia, ihr Anti-Prieſter, den ſie neben dem wirklichen harmlos empfing, — genau ſo, wie ſie ſchließlich auch Zola neben den ehrbarſten Akademikern einladen mußte, weil er doch gar zu originell war. Der Eine wurde der „Herr, der immer Schweinereien ſchreibt, — aber doch ein großer Dichter iſt“, — damit war er einregiſtriert und ſalonfähig. Monſieur Renan aber war der „Herr, der immer das Chriſtentum anſchwärzt“, — aber er war eben auch ein großer Einziger und man mußte froh ſein, daß man ihn hatte, um vor der Welt komplet zu erſcheinen.

Als ich vor Jahren zum erſten Mal nach Paris kam, ließen ſich gute Freunde angelegen ſein, mich zu allen Merkwürdigkeiten gewiſſenhaft herumzuſchleppen, je nachdem es in ihr Metier ſchlug. Der Eine führte mich zum Skelett des ungeheuren Elephas meridionalis aus der Tertiärzeit im Jardin des Plantes, der Andere zur Venus von Milo, ein Dritter durch alle weiblichen Nachtcafés. Der gewiſſenhafteſte von allen aber geleitete mich mit ſehr ernſter Miene in einen mit einem wahren Raffinement von Unbequemlichkeiten ausgeſtatteten Hörſaal des Collége de Franco und zeigte mir Monſieur Renan. Am Ende einer langen Tafel ſaß in einem ungeheuren Lehnſtuhl ein ungeheurer Mann, im äußerſt wohlgenährten Antlitz die Naſe eines gewaltigen Geiſtes nach dem Worte (ich weiß nicht mehr ob Goethes oder Lavaters), daß faſt alle Heroen der Weltgeſchichte große Naſen gehabt hätten. Auf dem Tiſche vor ihm lag ein allerdings noch ungeheuerlicherer Foliant, ich glaube ein hebräiſches altes Teſtament, wahrſcheinlich zum Schonen der Augen mit Lettern gedruckt, wie ſie unſere Urgroßmütter vor der Einführung der Brillen in ihren Bibeln liebten. Wovon der Vortrag handelte, konnte ich nämlich leider nicht feſtſtellen, — als typiſcher Deutſcher, dem das Franzöſiſche bisher nur eine Schriftſprache wie Griechiſch und Latein geweſen war, bis er vom erſten Droſchkenkutſcher auf dem Bahnhof von St. Lazare belehrt wurde, daß dieſe Sprache auch geſprochen werden könne und dann ſehr viel anders klinge als gedruckt. Aus der in gewiſſen Abſtänden ſich rhythmiſch wiederholenden allgemeinen Heiterkeit der zahlreichen andächtigen Hörer konnte ich nur ſchließen, daß entweder die hebräiſche Sprachforſchung überhaupt eine ſehr ſpaßhafte Wiſſenſchaft ſei, oder daß wenigſtens Herr Renan auch dieſen krauſen Schriftzeichen noch die jovialſte Seite abzugewinnen wiſſe. Ich ging beruhigt heim, um ſpäter einmal wiederzukommen, wenn mein Franzöſiſch ſich gebeſſert hätte, — es iſt aber, wie ſo viele ſchöne Illuſionen der Jugend, nicht in Erfüllung gegangen.

Und dieſer gute alte Herr iſt nun auch geſtorben! Um die alte Lutezia wird es kahl, und die Salons der jungen ſind vorläufig noch etwas chaotiſch, grade wie bei uns. Renan iſt dem Fluche nicht ganz entgangen, zeit ſeines Lebens ſchon ein

wenig zur Karrikatur seiner selbst zu werden und man fällt leicht ins Karrikaturenzeichnen, wenn man von solchen Gestalten reden soll. Seine wirkliche Bedeutung für die ganze Kulturentwickelung der letzten fünfzig Jahre soll darum gewiß nicht verkannt sein. Vieles, was der Forscher Renan aufgebaut, wird die Zukunft wahrscheinlich wieder umwerfen. Grade das Individuellste aber wird bleiben. Schwerlich werden die engeren Umrißlinien, wie sie Renan seinem Christus gegeben, für alle Zeit die maßgebenden sein. Aber ich zweifle, daß wir jemals wieder über die wesentlichsten Gesichtspunkte allgemeinerer Art hinauskommen, die für Renan entscheidend waren. In erster Linie steht hier seine felsenfeste, in allen seinen Werken bethätigte Ueberzeugung, daß die Weltgeschichte nicht öde und nüchtern zu werden brauche vom Moment ab, da wir den Geist Gottes in vermenschlichter Form etwas davon abstreifen, da wir das ehrliche Wort des Naturforschers und des Historikers über das kirchliche Dogma stellen und auf dem mühsameren Wege der Induktion ins Herz der Dinge einzudringen trachten. Von der notwendigen Pergamenthaut des Kritikers, von der Entfremdung zwischen dichterisch-plastischer Anschauung und gewissenhafter Sachlichkeit im Forschungsdetail wollte er nichts wissen. Es ist bezeichnend für ihn, wie er in seinem Drange nach etwas Positivem, das den im kritischen Buchstaben verflüchtigten Christus nun menschlich wieder zu einem runden Bilde machen sollte, seinen Menschen Christus umgab mit den leuchtenden Farben des Orients, die er auf seiner eigenen Reise mit einem ganz anderen Blick genossen, als ihn der konventionelle Philologe durch seine Brillengläser wirft. Mag sein, daß er im Einzelnen hier zu viel gethan hat: sein Prinzip war sicherlich richtig. Und wie die Kunst doch nur ein Fragment uns gäbe von dem, was in der Weltgeschichte „Christus" heißt, wenn sie uns bloß die sanften Züge etwa des Fiesole oder die Bilder Uhdes überlieferte und nicht auch die alle enge Tradition durchbrechende Titanengestalt auf dem „Jüngsten Gericht" des Michel Angelo: so wird man gewisse, in das Landschaftliche genial hineingezeichnete Züge aus Renan auch niemals missen wollen. Man widerlegt das nicht, wenn man von „Roman" spricht. Renan hatte ein sehr klares Bild davon, was Wissenschaft sei. Aber er hatte auch ein sicheres Gefühl für den Zusammenhang alles Menschlichen im Menschenhirn, er wußte, daß ein freies, aus der Weltanschauung und dem seelisch Verwandten erwachsenes Nachempfinden durch den großen, tiefen Dichter schließlich denn doch auch ein „Dokument" ist, das die Wissenschaft sehr wohl beachten darf.

Um das Verhältnis vollständig klar zu stellen, hätte Renan allerdings selbst eine tiefere Natur sein müssen, als er war. Er hat bloß den Weg gefaßt. Die ganze Verworrenheit der Begriffe, die hier mit unterläuft, klar zu lösen, vermochte er nicht. Aber immerhin war er ein Vorkämpfer.

Wenn das vergängliche Fin-de-Siekle-tum des Salons ihn als den seinen gefeiert hat, so hatte das manchen persönlichen Grund. In der Sache enthielt es ein Verkennen. Wenn man sich künftig endlich einmal entschließen wird, das Band zwischen Dichtung und Wissenschaft klar festzustellen und den großen, echten Dichter als den besten Freund und einen unersetzbaren Mitarbeiter der Forschers anzuerkennen, dann wird man Renans Thätigkeit als eine ganz besonders lehrreiche achten — sowohl in dem, wo sie geistvoll das rechte Prinzip geahnt, wie auch dort, wo sie in den Schranken ihrer Zeit gefehlt.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

August Strindberg ist zu dauerndem Aufenthalt nach Friedrichshagen bei Berlin übergesiedelt. In verdienstlicher Freundesthat hatte Ola Hansson unlängst durch öffentlichen Aufruf den Verehrern des Dichters Kunde gegeben von der kleinlichen Alltagstragik, die Strindberg in seiner nordischen Heimat umspann, und so wenigstens den ersten Schritt angebahnt zu einer rettenden Wandlung. Wieder einmal stehen wir vor dem Schauspiel, das einst Byron, einst Heine geboten: der unbedingt bedeutendste Dichter eines Landes wird von seinen Landsleuten so schmählich verkannt und verketzert, daß er in bitterstem Unfrieden von der Heimat scheiden und in der Fremde sein Heil suchen muß. Oder ist es in diesem Fall vielleicht keine Fremde, die Strindberg sucht? Offenbart sich in dieser Wanderlust, diesem Hinüberneigen nach Deutschland der besten nordischen Poeten unserer Zeit nur ein Naturgesetz, das wertlose geschichtliche Zerstückelung ursprünglich stammverwandter Länder wieder aufzuheben weiß — oder besser noch: das den großen Dichter einfach dorthin treibt, wo auf Grund immer weiteren Zusammenschlusses der Blick schon immer freier und kosmopolitischen Idealen wenigstens näher gekommen ist? Wandert der Dichtergenius schon voran, wo der zagende Politiker sich noch scheu die Decke über die Ohren zieht, — einem Morgen entgegen, der nur noch menschliche Individualitäten in edlem Wettbewerb, aber keine Zollschranken und Interessenschranken, keine Grenzpfähle hausbackener Partikularistenweisheit mehr kennt? Wir wollen uns keinen Illusionen darüber hingeben, als sei bei uns gerade schon ohne weiteres das gelobte Land, wo ein trotziger Selbstdenker wie August Strindberg gedeihen kann. Aber im engeren Kreise wollen wir ihn trotzdem aus vollem Herzen willkommen heißen. W B.

* * *

In Köln a. Rh. wird aus Kreisen des „Freidenker-Bundes" die Gründung einer „Freien Volksbühne" geplant. Ob anderswo ein so günstiger Nährboden für ein ähnliches Unternehmen wie das Berliner sich findet, muß das Experiment beweisen. Gewisse Grundgedanken der so glücklich aufgeblühten Berliner Bühne werden zweifellos überall durchschlagen: die mäßigen Preise für die Mitglieder, das Verlosen der Plätze und ähnliches. Andere, sehr kritische Punkte werden dafür um so schwerer zu umgehen sein. Eine Freie Volksbühne ist kein „Geschäft", das allenfalls auch ohne strengste und sachlichste litterarische Leitung gedeihen kann. Diese Leitung ist hier eine Grundbedingung. Ist die Wahl der Stücke nicht eine sehr sorgfältige, so geht das Wesen des Ganzen, geht die Seele dieser Sonderart von Theater hoffnungslos in die Brüche. Nun ist es aber ein eigen Ding um die freundlichen litterarischen Helfer, die sich bei solcher Gelegenheit gern anbieten. Mit gewichtiger Miene werden die braven deutschen Litteraturjünglinge erscheinen, die ihre grünen Dramen aufgeführt sehen möchten. Man kann, wenn man öfter Gelegenheit hat, Manuskriptstöße neuesten Datums und niedrigster Marke durchzublättern, das Spekulieren auf solche Volksbühnen-Zwecke schon sehr deutlich wachsen sehen. Fast zwei Drittel grade der ganz schlechten und nach jeder Richtung wertlosen Machwerke sind „soziale" Dramen, mit allerlei Phrasenköder zugestutzt, geschundene Raubritter mit Bebels „Frau" als Harnisch. Wehe der Arbeiterbühne, die hier nicht vorsichtig ist, die ihre edlen Zwecke mißbrauchen läßt durch diese neueste Form von spukulierender ästhetischer Unreife. Jede Zweigbühne der Provinz, die sich aufthut, sollte in allererster Linie die Garantie eines am Ort ansässigen, brauchbaren litterarischen Beistandes mitbringen.

* * *

Ein sozialer Lyriker. Ein Zufall ließ mich vor zwei Jahren an einigen Sitzungen des „Club de l'art sozial" teilnehmen. Es war dies eine von den vielen litterarischen Vereinigungen in Paris, die, so schnell sie entstehn, so schnell auch wieder verwehn. Der genannte Klub erblickte seinen besondern Lebenszweck darin, daß er das Interesse für soziale Kunst zu fördern suchte; er vereinigte eine Anzahl von Künstlern und Schriftstellern, die je nach ihrer Eigenart in der einen oder andern Richtung bemüht waren, der sozialen Idee eine künstlerische Form zu geben. Außer einigen bekannteren Persönlichkeiten, die dem Verein mehr als Aushängeschild dienten, setzte die große Mehrzahl der Mitglieder sich aus jungen unbekannten Talenten zusammen, die noch im Kampfe standen um die Geltendmachung ihrer Eigenart und höchstens in litterarischen Kreisen einen Namen hatten.

Unter diesen spielte eine größere Rolle ein blutjunger Student der Philosophie, namens Henry Berenger. Er war noch mit keinem Buche an die Oeffentlichkeit getreten, er hatte die übliche Visitenkarte noch nicht abgegeben bei der Kritik. Dennoch fühlte man, daß sein Wort hier Gewicht und Bedeutung hatte; andächtiges Schweigen folgte seinen immer kurzen und klaren Darlegungen. Er zeichnete sich aus durch eine tiefe philosophische Auffassung des Sozialismus. Der Sozialismus war für ihn eine Weltanschauung, eine Religion, ja die Religion; in dem Sozialismus, soweit er Politik ist, sah er nur eine Trübung der ursprünglichen Idee. Der Kern, den man von der Schale trennen müsse, sei die naturwissenschaftlich begründete Lehre von der Zusammengehörigkeit der Menschen, ihrer Herdennatur, und die daraus notwendig hervorblühende Moral der Nächstenliebe und Selbstlosigkeit. Das schwierige Problem für den sozialen Dichter sei, die Versöhnung zu finden zwischen den poetischen Rechten seines Ichs und den moralischen Pflichten gegen die Gesamtheit, mit der er notwendig denken, fühlen und leiden müsse.

In schönem Einklang mit diesen Ueberzeugungen stand Berengers Wirken unter der Studentenschaft. Er war ein begeisterter Anhänger und Förderer der allgemeinen Studentenvereinigung, die damals im Entstehen begriffen war und heute fast alle Söhne der Pariser alma mater umschließt. Er predigte auch hier die Lehre von der Zusammengehörigkeit und bekämpfte die Vereinzelung in kleinen Klubs und Freundeskreisen. In Vorträgen und Aufsätzen für die „Université de Paris" wies er auf die große soziale Idee hin, die seiner Ansicht nach in der Bewegung zum Ausruck komme. Wie sehr er die Seele des Ganzen war, zeigte die Thatsache, daß er vor einem Jahre zum Präsidenten der Vereinigung gewählt wurde. Eine hervorragende und einflußreiche Stellung schon damals, weil die Pariser Studentenschaft durch ihren innigen Zusammenschluß binnen kurzem eine öffentliche Macht geworden war.

Henry Berenger hat jetzt sein Erstlingswerk veröffentlicht, einen Band Gedichte unter dem Titel „L'Ame moderne" (Paris 1892, Perrin et Comp., libraires-éditeurs). Das Buch liegt bereits in zweiter Auflage vor, was erklärlich ist bei dem großen Interesse, das jedenfalls in der Studentenschaft für ihn lebendig ist. Auch ich gestehe, daß ich mit hochgespannten Erwartungen an die Lektüre der Gedichte herangegangen bin; meine Erinnerung bewahrte von Berenger das Bild einer machtvollen, tiefangelegten und trotz der Jugend in sich schon gefestigten Persönlichkeit. Vielleicht, daß dieses günstige Vorurteil mir einen Streich spielt und ich mehr in Berengers Erstlingswerk sehe, als wirklich darin enthalten ist — ?

„L'Ame moderne" stellt die dichterische Verkörperung jener Ideen dar, die Berenger in Wort und That vertreten hat. Das Ziel, das seinem Streben vorleuchtet, heißt soziale Lyrik. Soziale Lyrik aber in einem andern Sinne genommen, als sie bei uns vielfach verstanden worden ist. Die soziale Poesie unserer „Jüngsten" war im Grunde nichts anderes als der wieder aufgebrühte Thee der Revolutionsdichtung aus den vierziger Jahren, — nur vielleicht mit einem größeren Zusatz von Spirituosen, um den schalen Trank schmackhafter zu machen! Sie verherrlichten den Sozialismus, insofern er eine Kampfidee war, insofern er im Gegensatz stand zu der bestehenden Gesellschaftsordnung und von deren Vertretern verfolgt, geknechtet, unterdrückt wurde. Sie waren politische Tendenzler, und über der blinden Opposition ging ihnen die klare Erkenntnis des eigentlichen Inhalts verloren.

Für Berenger, wie gesagt, ist der Sozialismus keine Politik, sondern eine Weltanschauung. Seine Philosophie lehrte ihn, daß eine Idee, die in der politischen Arena steht und mit der Möglichkeit der Verwirklichung rechnet, nicht mehr die reine ursprüngliche Idee ist; die Schmutzflecken der Realität haften ihr an, die ideale Forderung ist notwendig herabgestimmt. Berenger betrachtet daher sein soziales Ideal nicht im Gegensatz zu den gegebenen Verhältnissen d. h. als etwas Revolutionäres, sondern er sucht das Ideal an sich zu erkennen und ihm Symbole zu finden in der Außenwelt. Er verneint nicht, er bejaht. Er giebt Erscheinungen des sozialen Lebens, der sozialen Arbeit, in

denen nach ihm die Idee der Gesamtheit sich schon siegreich bethätigt hat. Seine Gedichte enthalten keine Anklagen, sie sind Triumphgesänge, Verherrlichungen dessen, was die Menschen als Ganzes bis jetzt geschaffen haben.

Die „décore" seiner Poesie sind so von vorneherein ganz anders als die der sozialen Lyrik der Jüngstdeutschen. Wir finden hier nicht den zerlumpten Bettler, die hungernde Arbeiterfamilie, den wohlgemästeten Kapitalisten. Berenger schildert Paris in seinen Straßenbildern, seinen Bauwerken, seinen „œuvres collectives", überall, wo die Gesamtheit gearbeitet hat oder noch an der Arbeit ist. Der Dichter sieht gewissermaßen aus der Vogelperspektive: die Menschen wimmeln zu seinen Füßen klein wie Ameisen, aber unter ihrer gemeinsamen, einmütigen Arbeit entstehen gewaltige Bauten, ganze große Straßen, grandiose Bilder öffentlichen Lebens rollen sich vor uns auf, der Koloß Paris wächst aus dem Boden, von Zwergenhänden gezimmert. Es ist der Turmbau zu Babel mit seinen tausenden von schaffenden Menschen, nur daß der soziale Optimist Berenger an die Vollendung des Werkes glaubt!

Bezeichnend für des Dichters Wollen ist vor allem sein „Chant de la Tour", wohl auch sonst nach Form und Inhalt das bedeutendste Gedicht der Sammlung. Es ist eine poetische Verherrlichung des Eiffelturms und der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1889. Berengers Sozialismus wächst hier hinaus über die nationalen Grenzen und umfaßt einigend die ganze Menschheit. Die Weltausstellung ist ihm das das Werk aller. „Tout l'effort d'un siècle se révèle dans ces contours" sagt der Dichter. Ich führe zwei Strophen an, die Berengers soziales und litterarisches Glaubensbekenntnis gleichsam im Extrakt enthalten:

„Je crois à l'Action, qui nous peut raprocher
Dans la gloire et l'espoir des œuvres [collectives:
Je préfère le cri de nos locomotives
Au refrain vague et vain qui vient d'un [vieux clocher."

„Je crois au Siècle, comme un fils croit à sa [mère:
Je ne sépare pas mon sort des autres sorts,
Je ne méprise pas les peuples dont je sors
Et j'ai le vaste espoir d'être un jour son [Homère."

Neben den eigentlich sozialen Gedichten finden sich auch andere, in denen mehr persönliche Gedanken und Empfindungen des Dichters nach Ausdruck ringen. In diesen ist Berenger ganz Kind der modernsten Fin-de-siècle-Litteratur; so sehr er Optimist wird in seiner sozialen Dichtung, so sehr ist er hier Pessimist. Es sind Jeremiaden über den Bankerott der Wissenschaft, der notwendig war, weil man allzugroße Hoffnungen an ihr schnelles Emporblühen geknüpft hatte. Der Jammer des Nichtwissens läßt den Dichter manches schöne tiefe Wort finden; aber zu Gunsten seiner Eigenart nehme ich doch an, daß er hier unter fremdem Einflusse schreibt, daß er den müden blasierten Zweifler mehr spielt als er es wirklich ist. Ein starker, wenn auch irrender Glaube thut uns not; er vermag zu schaffen, wo der Zweifel nur zerstört. Und das „Ja!" in Berengers sozialen Gedichten klang zu freudig, zu zukunftsgläubig, als daß wir nun hinterher seinem nörgelnden „Nein" Beachtung schenken könnten.

Als sozialer Dichter giebt Berenger wahrhaft Großes und Eigenartiges. In Gedichten wie „Le Chant de la Tour" oder „Le Soir aux locomotives" keimt vielleicht das Neue, das dem gegenwärtigen Litteraturchaos in Frankreich ein Ende macht. Berenger hält sich einerseits fern vom Realismus, der in objektiver Kleinmalerei nur das Aeußere der Dinge giebt, ihren Schein, nicht ihren Geist, für den die Körperlichkeit nicht mehr als eine nebensächliche Form darstellt. Andererseits hat er nichts zu schaffen mit dem Symbolismus und verwandten Richtungen, die zwar die Objektivität der alten Kunst überwunden haben und ein Streben in die Tiefe zeigen, die aber in das enge Ich sich einkerkern und den Zusammenhang mit der Gesamtheit aus den Augen verlieren. Was der Realismus seinem Inhalt nach, ist der Symbolismus seiner Form nach: der Egoismus der alten Gesellschaftsordnung! Berengers soziale Kunst läßt beide Richtungen dahinten . . .

„L'Ame moderne" ist ein Erstlingswerk und verrät sich auch hin und wieder als solches. Noch sind Wollen und Können des Dichters nicht ganz ausgeglichen; das Wollen ist oft noch jugendlich übergroß, und das Können reicht nicht heran. Aber das ist ein notwendiger Fehler, der jedem jugendlichen Werke anhaftet. Berenger hat Kraft, Eigenart, Selbstvertrauen, — Eigenschaften genug, ihm eine Zukunft zu sichern! Möge er rüstig ausschreiten! Ich glaube, er hat nicht mehr weit zum Ziel, wo die Frucht der Erfüllung ihm reift . . .

P. Remer.

* * *

Die Flammenbraut. Blutrache. Zwei Dichtungen von Eduard Stucken.

Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchdruckerei.

Die beiden Titelworte — Blutrache!! — Die Flammenbraut!!! klingen blutig und aufregend, als wären es zwei Kapitelüberschriften aus einem Kolportageromane. Und es geht wirklich auch sehr gefährlich in den beiden Dichtungen zu; gemütlich läßt sich's nicht leben bei den Heldinnen und Helden Eduard Stuckens, die mit Messer und Dolch leichtsinnig spielen, als wärens Gegenstände aus Chocolade und Marzipan. Am Schlusse jeder Dichtung liegt eine Leiche über der andern, und am passendsten schlösse sich nach bekannter Vorschrift sowohl an die „Flammenbraut" wie an die „Blutrache" noch ein Geister- und Gespensterdrama an. So aufregend und mörderisch-kriegerisch die Vorgänge sind, von denen die Dichtungen erzählen, ebenso zierlich und niedlich ist die ganze Ausdrucks- und Darstellungsweise des Verfassers. Er schreibt recht nette und blankgeputzte Verschen, die ganz korrekt gebaut sind, und hier und da taucht sogar etwas vom freundlichen Schimmer eines wirklichen poetischen Empfindens auf, wenns auch nur das Empfinden eines Gelbveigelein- und Blaublümeleinpoeten ist. Aber das künstlerische Empfinden muß doch recht dürftig in ihm stecken, sonst ständen nicht Inhalt und Form in so lebhaftem Widerspruch mit einander, sonst könnte Eduard Stucken nicht seine so romantischen Mord- und Totschlagsgedichte in so glatten, süßen Verschen erzählen. Seine verliebten Männlein und Fräulein, seine düsteren Helden und Heldinnen stellen artige Schattenbildchen vor, in denen kein Tröpfchen lebendigen Blutes fließt; und die Schwerter und Dolche in ihrer Hand, — · · ich glaube, sie sind wirklich nur aus Chocolade und Marzipan gegossen. J. Hart.

* * *

Goldfliegen. Roman von N. von Seydlitz. München. Druck und Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt, Dr. E. Albert u. Co. 1892. Ein Buch für die wenigen durch und durch kunstgebildeten Leser, welche das Blühen und Werden eines Talentes zu genießen lieben und zu genießen wissen, welche ein Auge haben für das Leuchten und Lodern einer Flamme, die noch dicht von Rauch und Dampf verhüllt ist, die da von einem Poeten nicht nur dann etwas wissen und ihn lesen, wenn er allgemeine Anerkennung gefunden hat, sondern gern ihre eigenen Wege gehen und die besten Freunde des Künstlers bilden, so lange dieser noch im einsamen Ringen mit sich liegt, aber lächelnd zur Seite treten, wenn die große Menge um den berühmt Gewordenen sich drängt. An Unsicherheiten und Ungeschicklichkeiten aller Art fehlt es dem Seydlitzschen Roman nicht. Der Verfasser hat es noch nicht zur gereiften geistigen Selbständigkeit gebracht, und alles, was so an „modernen Ideen" in den letzten Jahren in den Ateliers und Poetenstuben leidenschaftlich verhandelt worden, ist auch ihm durch den Kopf gegangen. Aber er hat noch nicht die Idee gefunden, die Idee seines Lebens und seiner Persönlichkeit; und seine Weltanschauung tappt noch wie in Nebel umher. Bald scheint er dieses, bald etwas anderes sagen zu wollen, und ein Rest von Unverständlichkeit bleibt immer zurück. Eng verbunden ist damit die Unsicherheit in der ganzen Technik, im Aufbau der Handlung und ferner in der Charakteristik. Die Schilderung allerhand äußerlicher Geschehnisse überwiegt die Darstellung der Innenzustände, und man liest mehr Episoden als Handlung. Aber das alles läßt sich „verlernen", und etwas das nicht erlernt werden kann, eine künstlerische Persönlichkeit, steckt in dem Buche schon drin. Der warme frohe Schein, der von ihr ausgeht, giebt dem Roman seinen Wert für den Kenner. Man verspürt den Atem einer Dichterseele, der in unserer Romanlitteratur selten genug verspürt wird. Ein Gemisch von Romantik und Rococo, etwas wunderlich-barock in seiner Mischung, scheint mir das Eigentlichste und das Tiefste der Seydlitzschen Natur auszufüllen. Der Verfasser gehört auch zu denen, die sich nach den Göttern Griechenlands zurücksehnen und aus unserer nazarenischen Welt in die Welt des freien und frohen Genusses wieder heimfinden möchten, wo sich Mann und Weib, ohne Standesamt und Priester, lächelnd einander hingeben, wo es keine kategorischen Imperative giebt und wo man darf, was man will. Aber diese ganze Lebensfrohheit des Verfassers trägt doch viel weniger griechischen Charakter, als den des gefälligen und vergnügungssüchtigen Rococos. Mit besonderer Freude verweilt der Verfasser bei der Schilderung von allem, was gut schmeckt. Es wird bei ihm unendlich viel gegessen und getrunken, und ein großes Künstlerfest löst das andere ab. Seine Heldinnen und Helden wissen sich das Leben angenehm zu machen; es sind durchaus keine plumpen Esser und Trinker, sondern raffinierte Sybariten, die mit wirklichem Geschmack, künstlerischem Talent und feiner Geistesbildung einen Tausendmarkschein nach dem anderen durch die Gurgel jagen. Sie beweisen sich auch bei der Austernsuppe als Poeten, Künstler und Philosophen. Und die „Goldfliege", die Haushälterin oder femme entretenue des sehr reichen Herrn Dr. Albert

v. Stückrath, mit ihrer romantischen Vergangenheit und ihren romantischen Empfindungen, umwittert von der ganzen Atmosphäre der Boheme, spielt so eine Art Aspasia-Rolle. Eine rechte Handlung will sich nicht entwickeln. Lina, die Goldfliege, lebt mit ihrem Freunde in dem behaglichst ausgestatteten Heim zusammen; beide lieben sich über alle Maßen, geben große Feste, Diners und Soupers und ähnliches .. Das ist zunächst alles, was sich erfassen läßt. Aber diese Goldfliege ist so eine Art Symbol des Weibes der Zukunft und der Zukunft selbst, die alle Philistermoral überwunden hat, und nach dem männlichen Ideal sucht, das sie zu ergänzen wert ist. Man sieht aus alle dem, daß auch R. von Seydlitz zu den zahlreichen jungen Poeten gehört. die den Namen Nietzsche auf ihre Fahnen geschrieben haben. Und wenn die Heldin an einer Stelle erklärt, daß ihr Dostojewski und Tolstoi ein Greuel sind, so finde ich das sehr erklärlich. Ich wollte nur, daß auch der Verfasser seinem Nietzsche ganz treu bliebe. Aber er selber schwankt zwischen zwei Welten, und hat leider zu viel von der sozialen Elendslitteratur, von Tolstoi und Ibsen gelesen: seine Rococo-Genußsucht und das Bestreben „ideale Forderungen" aufzustellen, nehmen sich nebeneinander wunderlich aus. Unerwartet und überraschend schließt der Roman ganz à la Nora, indem die Heldin dem Helden erklärt, daß sie ihn nun erkannt habe, und daß er doch nur ein ganz gewöhnlicher Egoist sei, die Thür zuschmettert und den Geliebten fast so verdutzt dasitzen läßt, wie den Leser. Fremdartiges hat der Verfasser äußerlich zusammengetragen; ein großer Riß geht durch das ganze Werk, wie er auch durch die Seele des Dichters noch geht. Noch ist er kein Eigener und Einziger geworden, aber er könnte es werden, wenn er tapfer an sich fortarbeitet. J. Hart.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.

Leben der Liebe.

Wiener Sitten.

Von

Hermann Bahr.

(1. Fortsetzung.)

Mela lächelte, mit jenem heimlichen inneren Lachen der Hohenfels, das ihre schmalen, dünnen Lippen kaum leise wellte; es war nur wie ein eilig wieder verhuschender Schimmer aus ihrer weißen Seele herauf. Sie sagte vergnügt: „Das Wort gefällt mir. Wüstling — das klingt furchtbar nett. Wir wollen einen Bund der Wüstlinge schließen."

Rettich schüttelte den Kopf. Er war ganz verdutzt. „Das hätte ich mir niemals träumen lassen, daß man die Kunst und ihre Werke von dieser Seite nehmen könnte."

„Von welcher Seite nehmen Sie sie denn eigentlich?" fragte Lederer.

„Aufrichtig gestanden: Von gar keiner. Ich habe darüber noch niemals nachgedacht. Ich bin sehr froh, wenn mir was einfällt, und dann setz' ich mich halt hin und mach' es. Aber Vergnügen ist das keines: Ich muß mich schrecklich plagen und atme ordentlich auf, wenn es glücklich vorbei ist. Von Stimmung ist gar keine Rede."

Jetzt wurde Lederer lebhaft: „Unsereiner begreift sowas einfach nicht . . . wie ein Künstler sowas nur sagen kann! Ich bin ja kein Künstler, ich darf ja da vielleicht garnicht mitreden. Aber es widerspricht so sehr unserm ganzen Gefühle, allen Vorstellungen, die wir von der Kunst haben —"

Cadi lachte: „Es wird sich noch herausstellen, daß die sogenannten Künstler von allen Menschen am wenigsten Künstler sind."

„Ja, was ist denn die Kunst, was bleibt denn von ihr, wenn sie nicht notwendig und frei aus der Seele des Künstlers wächst? Dann wird ja ein ganz gewöhnlicher Handwerker aus ihm, der ein paar Kniffe und Trüke gelernt hat, die am Ende mit einigem Fleiß jeder erwerben kann! Wo kommen wir denn dahin?" Und Lederer fuchtelte heftig.

Auch Margit meinte: „Das muß ich schon auch sagen. Wenn das, was uns die Künstler geben, nicht erlebt und gefühlt, sondern so ganz kalt und gelassen mit Berechnung und Ueberlegung gemacht und heruntergearbeitet ist, wie ein lästiges Geschäft, dann hört für mich die Kunst überhaupt auf. Das würde

mir jede Freude verderben, alle Illusionen nehmen — der bloße Gedanke schon, wenn ich mir den Künstler als einen simplen Fabrikanten von Schönheit vorstellen soll."

„Wissen Sie, gnädige Frau, ich werde Ihnen was sagen!" rief Cadi dazwischen. „Die Sache ist ganz einfach die: Ich brauche jährlich so an die achtzigtausend Franken ungefähr — das heißt also rund etwa zwei Dutzend Bilder; die muß ich leisten, da giebt's keine Geschichten; ich kann nicht warten, bis es der Stimmung gefällig ist, bis irgend ein Erlebnis und Gefühl sich aus der Seele löst, bis es meiner Natur wieder einmal beliebt, ihre Triebe zu einer unerläßlichen Gestalt zu sammeln — mein Wirt und mein Schneider warten auch nicht! Das klingt alles wunderschön, was uns die Baronin erzählt hat, aber nur Millionäre können sich diesen Luxus gestatten. Ich darf da wohl mitreden: ich war einmal ein Künstler im Stile der Baronin und es ist mir heute noch ein Rätsel, wie ich damals eigentlich nicht verhungert bin — fragen Sie Lederer!"

Niemand wußte gleich eine rechte Antwort. Rettich nickte nachdenklich: „Ja, ja — es ist sehr leicht über die Künstler zu reden; aber da muß einer schon von sehr gesunden Eltern sein, wenn er das Geschäft aushalten soll. Daran denkt man garnicht."

Mela schüttelte den Kopf: „Mit dem Streiten ist es sonderbar. Jeder meint eigentlich immer noch etwas Anderes, als er sagt, und wieder was Anderes hören die Anderen aus seinen Worten. Darauf richtet man dann seine Antwort ein, nicht so sehr gegen die Worte, die gesagt worden sind, als vielmehr immer gleich gegen die tiefere Meinung, die man hinter ihnen versteckt vermutet. Und endlich die Antwort auf diese Antwort geschieht wieder viel weniger zur Verteidigung der ersten Worte, als vielmehr zur Verteidigung des geheimen Sinnes, den man noch nebenbei hatte, und was jeder meint, bleibt von Allen ungesagt. So haben wir, während wir über ein Thema zu sprechen schienen, gleich über fünf oder sechs verschiedene gesprochen, jeder über das Seine und ohne die Anderen auch nur zu bemerken."

„Aber wenigstens haben wir einen schönen Namen, der Furore machen wird — das mit den Wüstlingen —"

„Brauchen wir nur noch ein würdiges Klublokal —."

„Und die Bewilligung von der Statthalterei."

Jetzt zerfaserte und verbröckelte sich das Gespräch. Lederer empfand es wie eine heimliche Auszeichnung, die mehr bedeutete, einen stillen Wink besonderer Gunst, daß Margit seine Partei genommen hatte; nun sollten aber seine Reden auch ihr allein gehören, die Anderen gingen ihn ja doch eigentlich garnichts an. Cadi stichelte auf die schlagfertige Baronin, der seine ungezogene, lustige und gewürzte Blague gefiel. Rettich erklärte Emmy die Bräuche und Gesetze der Gemüsezucht, welche Behandlungen die feineren Sorten verlangen. Redl schwärmte Hempel von der Polonaise Melas, ganz begeistert und verzückt, wie in milden, flachen Bügen die Watteaufalte zauberisch gerafft war, und, wenn sie sich regte oder hob, von der breiten Schleife hinten die hellen Bändchen leise flatterten, als würde sie von einem unsichtbaren Engelein kutschiert. Hempel, der bei Tische unnütze Reden lieber vermied, grunzte nur behaglich: „Ja — das ist freilich mit den feinsten Sacherln frisiert"; er hatte immer einen Vorrat Wienerischer Wendungen bereit, die seinen Reden pittoreske Schimmer geben sollten, ohne daß er sich erst um einen Gedanken anzustrengen brauchte.

Habinger erzählte von der armen Reserl; er kam eben aus dem Spital; es würde noch Wochen dauern, bis sie wieder tanzen könnte. — „Er hat sie dieses Mal fast tot gehaut."

„Wie denn — wer denn eigentlich?"

„Aber Straß natürlich — sie sind ja jetzt schon bald zwei Jahre zusammen". Es klang mitleidig und verächtlich zugleich, wie Habinger das sagte, weil man solche Dinge doch weiß.

„Ein lieber Herr, wirklich — je mehr man von ihm hört", sagte Zwielicht, der Advokat.

„Unglaublich, wie gemeine Männer es giebt!" sagte Zwielicht, der Privatgelehrte.

Aber der Baron, eifrig besorgt, das Gespräch auf die richtige Achse zu bringen: „Ah, da muß ich schon bitten: die Weiber sind unglaublich. Es ist ihnen ja sonst nicht gut. Gerade diese Geschichte kenn' ich nun zufällig ganz genau — sie waren heuer beide in Franzensbad. Er haut sie und mißhandelt sie und betrügt sie hinten und vorn, wenn man das überhaupt noch betrügen nennen kann — und sie wird bloß täglich verliebter und verrückter auf ihn — obwohl sie garnichts von ihm hat, nicht einen Kreuzer. Hiebe müssen für die Weiber einen ganz eigenen Reiz besitzen, darauf fliegen sie alle."

Und er begann wieder einmal von den Geheimnissen des Weibes und der Liebe. Das war sein Steckenpferd. „In den Zwischenakten", sagte er gern, „die die Natur nun einmal über uns verhängt, ist das noch weitaus das Gescheidteste, wenn man wenigstens davon redet". Er war unerschöpflich an sentimentaler und erotischer Casuistik. Er fand immer neue Seiten an den alten und fand immer neue Probleme. Und sie schrieen und fehdeten gegen einander und ereiferten sich zu tollen Paradoxen — es war gut, daß Mela die Tafel aufhob und die Damen nach dem Musikzimmer kehrten.

Nun wurden Cigarren gereicht, schwarze, breite, unförmliche Havannas, „Pfosten" hieß sie der Baron, und Mela nahm eine winzige, sehr zierlich in Silber gemeißelte Pfeife, japanischer Arbeit, mit langen schmalen Strähnen blonden Kirs. Rettich träumte leise über die Tasten, in weichen schmeichlerischen Griffen, heimliche Klagen und verzagte Hoffnungen, matte, aus den Nerven getauchte und gleich entglittene Gestalten, halbe kaum verratene schwankende Gefühle, seltsam, fraglich und verwischt, wie oft die Zungen weißer Orchideen, die auch zugleich grau und grün und rosa sind. Bis Mela mit der Geige dazwischen rief, tiefe Fragen und selige Wünsche, für die er scheue Bitten und ferne Erinnerungen aus den Tasten gab, herüber und hinüber ein wunderliches Spiel verschwiegener Rätsel. Margit lauschte durstig, das blasse sanfte Köpfchen müde nach der Seite, die Linke lässig in der Hüfte und die Andere lose hinab vom Leibe weg, als fühlte sie sich ihm ganz fremd und unverbunden, von schwerer Sehnsucht vorgeneigt wie eine harrende Taube. Lederer, ans Klavier zurückgelehnt, den süßlichen und zähen Duft der Cigarette mit gierigen Nerven saugend, sah durch das lichte Wellenspiel der bunten Schimmer nach dem kleinen Salon: die üppige Portiere der schmalen Türe war zurückgeschlagen und aus hageren perlengrauen Kerzen glitten durch das einsame Gemach dünne blasse Fäden bläulich-schleieriger Dünste, wie sie vom grünen Monde herab auf den nächtigen Nixen des Makowsky liegen; aber tiefer noch, im letzten Zimmer am Ende der Flucht, wo sich der Blick schon in schwarzen, ungestalten Schatten verlor, schwirrte ein leiser roter Funke, wie ein verschlafenes Glühwürmchen.

Rettich griff in das Harmonium, Melas Viole d'amour begleitend, aus Motiven der Cis-Moll Nocturne von Chopin, in schwülen üppigen Phantasien; Emmy sang eine brünstige Malaguena von leidenschaftlicher Demut:

„Deine Liebe ist wie der Stier,
sie folgt jedem Rufe,
meine ist wie der Stein,
sie bleibt am Platze —"

und endlich mußte Redl pfeifen. Redl war als Kunstpfeifer in Akkorden sehr gesucht, eine Spezialität von allererstem Range, und den reinen Terzen und Quinten seiner tongeübten Lippen horchten selbst die sprödesten Verächter seiner decadenten Reime mit williger Bewunderung — Hempel sogar ließ die kunstrichterliche Strenge. Es waren vertraute alte Gassenhauer, die er pfiff, von jener lasciven Sentimentalität, der kein Wiener widersteht:

„Das hat ka Goethe g'schrieben und a ka Schiller dicht" und
„das was nur a Weana, a weaneriſches Bluat"

und er versäumte auch nicht, das zugehörige Gesicht verzückter Schwärmerei, wie eines leise angetrunkenen Deutschmeisters, wenn er patriotisch wird, strizzihaft zugleich und doch elegisch.

Cadi, der ihn bisher nicht beachtet hatte, stellte sich ihm vor und gratulierte ihm herzlich: „reizend — wirklich entzückend! Ihnen kann's nicht fehlen. Sie beißen sich sicher durch. Ich will mir gleich morgen Ihre Gedichte kaufen". Dann bummelte er mit Lederer, während sie Redl den Damen ließen, langsam von Gruppe zu Gruppe. „Gelt? Der versteht's! Der hat den gewissen Samowar großartig los, wie's in der Berliner Posse heißt, den Samowar vivre". Und er entwickelte ihm umständlich die sehr probate Psychologie des Redl, wie wunderlich und doch verträglich sie gemischt und wie hübsch alles in ihr verbunden war, den braven und herzensguten Jungen, der durchaus kein Pulver erfunden hatte, zuverlässig zu lancieren: „erstens ist er das Muster des unentbehrlichen jungen Mannes, wie ihn das gesellige Leben braucht — das ist schon unendlich viel wert. Bescheiden in seiner Ecke bis man ihn ruft — sehr bequem zu behandeln — antwortet nur wenn er gefragt wird — man braucht durchaus keine Geschichten mit ihm zu machen, keinerlei Aufwand an Geist oder Höflichkeit: als Dreizehnter wird er einfach fortgeschickt und er führt sehr hübsch die gewissen Gouvernanten und entfernten Cousinen zu Tische, die sich die kritischeren Gäste nicht gefallen lassen — er sieht ganz gut aus, er tanzt ganz gut, er kennt alle Kartenspiele — kurz ein unbezahlbares Requisit für jede Hausfrau. Dazu kommt nun aber noch Nummer zwei: Denn das ist alles sehr schön, aber es ist noch immer kein Titel, um in die Gesellschaft einzudringen. Solcher verwendbaren jungen Leute stehen tausende draußen vor der Thür; man möchte sie sehr gern, aber man kann sie doch nicht von der Straße abfangen: dazu gehört also irgend ein Titel. Dafür hat er nun seine Litteratur. Die Leute sind zwar alle entsetzt, aber der Mann hat immerhin etwas geleistet. Und nun kommt drittens noch dieses glückliche Geschenk der Kunstpfeiferei — das würde ja ganz allein schon genügen, Carriere zu machen. Auch ist er sehr fleißig — das muß man ihm lassen — und ungemein praktisch — er kennt alle die gewissen kleinen Mittelchen, ohne die es nun einmal nicht geht: wenn heute im Tagblatt steht, Soiree beim Statthalter .... unter den Anwesenden auch Redl, der interessante Sänger der Sadismen, dann bist Du sicher, morgen ein Feuilleton von ihm zu finden, irgend ein harmloses Feuilleton über nichts, das man in zwei Stunden

hinschmiert, aber der Mob sagt: „Aha, das ist der, und man merkt sich den Namen!“

„Wenn es nur ein anderer Name wäre! Das ist das einzige, was ihm noch schaden wird. So heißt man doch nicht!“

„Ah, bei uns in Wien! Wir vertragen sehr viel —. — Uebrigens im Grunde wirklich ein riesig guter Kerl — das darf man auch nicht vergessen. Mit seiner alten Mutter ist er geradezu rührend — ich weiß das zufällig, wir sind alte Bekannte, weil sie früher im akademischen Gymnasium Schaumrollen und Mohnkipfeln verkauft hat, bis voriges Jahr noch — jetzt hat sie das nicht mehr nötig, seit seine Schweinereien so gut gehen.“

Sie kamen an Hempel vorüber, der über den Verfall der neueren Musik deklamierte: „Alle diese Rettiche sind bloß Herostratusse, weiter garnichts, ganz gemeine Herostratusse der Kunst; aber die Fackel ist naß und brennt nicht einmal ordentlich!“ Lederer drohte ihm warnend: „Es wird Ihnen noch einmal sehr schlecht gehen, wenn Sie sich auf dem Rütli der Moderne solche Ketzereien erlauben!“

Sie gingen weiter und hörten nur noch das langgezogene, in schrille Pfiffe ausgestreckte Winseln und Wimmern des Entrüsteten: „Rütli der Moderne Rü—ü—ütli!“

Cadi fragte: „Was ist denn dieser Herr Hempel eigentlich?“

„Ja — das ist nicht so einfach zu sagen — aber man könnte ihn die Lösung der sozialen Frage nennen.“

„Ein sehr gemütlicher Beruf — das möcht' ich gleich auch sein!“

„Jawohl — die Lösung der sozialen Frage! Mit einer ganz bescheidenen Rente von ein paar lumpigen tausend Gulden lebt er wie ein kleiner Millionär. Der einzige Mensch in Wien, der mir wirklich imponiert!“

„Aber wie macht man denn das — das möchte ich lernen!“

„Er ist der Freund Richard Wagners — das genügt. Es giebt zwar Leute, die behaupten, es sei mit dieser Freundschaft garnicht so weit her — aber das sind nur Verleumdungen. Ich weiß es aus guter Quelle: wie Wagner das erste Mal in Wien war, noch als ganz armer Teufel, da hat er bei der Tante Hempels gewohnt und ist ihr den Zins schuldig geblieben — na und davon lebt halt Hempel jetzt, künstlerisch, gesellschaftlich, finanziell und überhaupt in jeder Beziehung.“

Dann plauderten sie von der Pariser Zeit und Lederer fragte nach Fifi, der blonden, kleinen Grisette, mit der Cadi sich damals herumgetrieben und herumgeschlagen hatte. „O — die hat sich damisch herausgemausst! Sie ist jetzt in Petersburg, Theatre Michel, kaiserlich russische Hofschauspielerin — bitte!“

„Aber geh'! Das hätt' ich niemals gedacht, daß sie Talent für die Bühne hat — offen gestanden.“

„Du hast sie eben nie in Tricots gesehen!“

Sie kamen an Emmy vorbei und hörten die sanfte, scheue, flüsternde Stimme des Redl: „Ich habe da immer ein Gefühl, das mir sonst ganz unbekannt und fremd war. Mir ist neben Ihnen so gut, so rein . . . Sie lösen alles Häßliche von meiner Seele und eine lange, versteckte, heimliche Läuterung wird frei. Ich kann Ihnen ja garnicht sagen, wie unendlich dankbar ich Ihnen bin!“ Sie zwinkerten sich lustig zu.

Daneben predigte Habinger eindringlich und eifrig. Er wollte die Freunde für ein armes Mädchen interessieren, die Waise eines Generals, aus sehr guter

Familie und ausgezeichnet erzogen, „aber wie das schon ist beim Militär: keinen Kreuzer Geld und das Kind ist in der größten Not und weiß nicht, was es anfangen soll. Nun hat sie sehr viel Talent zum Malen — wirklich ein ganz ungewöhnliches Talent, weit über den üblichen Dilettantismus hinaus. Also wenn sich ein paar Leute fänden, um sie vielleicht noch ein halbes Jahr ausbilden zu lassen und ihr über die ersten Anfänge hinauszuhelfen —"

Es war wenig Begeisterung für seinen Antrag. „Malerin! Mein Gott, das ist heute so schwer — was malt heute nicht alles! Wenn da Eine nicht wirklich schon etwas ganz Außerordentliches ist — und dann gehört erst noch Glück und Protektion hinzu."

„Aber was soll denn aus dem armen Mädel sonst werden? Es wäre wirklich schad' um sie. Sie ist ein so liebes, braves und herziges Geschöpferl — und bildhübsch auch noch dazu! Ich hab' zufällig ihre Photographie mit —"

Der Baron prüfte mit Kennerschaft diese feinen, stillen, milden Züge; dann meinte er, daß man doch wirklich die Pflicht hätte, als Künstler und als Mensch . . . und auch als Patriot — „selbst wenn Habinger vielleicht ihr Talent ein bissel übertreibt — es handelt sich doch immer um das Kind eines tapferen Soldaten . . . und sie hat wirklich ein reizendes Köpferl!" Das Bild ging von einer Hand zur anderen und jeder stimmte dem Baron zu. Habinger setzte eine Liste auf, zu welchen Beiträgen sich jeder verpflichtete. „Aber Sie müssen uns mit unserm Schützling auch einmal bekannt machen — mit dem Geld allein ist's nicht gethan, sie wird auch sonst Rat und Hilfe brauchen. Wir könnten vielleicht nächstens einmal ein kleines Souper arrangieren — zum Beispiel im Riedhof —"

Wie sie wieder hinaufwanderten, nach der anderen Gruppe vor der Loge, um Mela herum, sagte Cadi, indem er anhielt und auf Rettich wies: „Die Welt ist zu verdreht — alles ist gerade umgekehrt als es von rechtswegen eigentlich sein müßte. Und da soll man sich dann aber auskennen! Dieser Rettich, den sich jeder als ein Nervenbündel vorstellt, ganz entkörpert und vergeistet, ein Netz von wirr verschlungenen Sensationsdrähten — und dann schau Dir den Kerl an! Die Natur hat doch gar kein Gefühl für Stil!"

„Wie gefällt Dir denn die Baronin?"

„Königin Mab — ich muß es schon den ganzen Abend denken — so zart, so lieblich, wie aus Blütenstaub gesponnen — man mag es garnicht glauben, daß das ein Geschöpf der Natur sein soll, der plumpen und gemeinen Natur, und nicht vielmehr das flüchtige Getändel eines heiteren Künstlertraumes . . . aber malerisch ist die andere eigentlich noch viel interessanter —"

„Margit?"

„Ja, weil sie jeden Moment das Gesicht wechselt und wie man sie endlich zu halten glaubt, schaut sie schon wieder ganz anders aus. Alles Mögliche ist da beieinander und durcheinander: Zigeunerin, Soubrette und femme du monde . . . und jede Partie gehört einer andern Rasse und einem andern Stil. Oben, der ganze erste Stock, unter den schlichten, glatten Flechten an den Schläfen, wo die einsame Perle aus dem schmalen Reif tropft — schau Dir das einmal an: die reine masque de tragédienne, wie sie sonst nur auf den heißen Erden blühen, vollkommen der Profilansatz der Arlesiennen. Aber dann auf einmal das freche Palmay-Naserl dazwischen und auf den lustigen Wangen die spitzbübischen Grübchen, die man doch eigentlich nur in einem Vaudeville haben darf. Und sogar die Lippen haben jede eine Extrawurst: die obere

slavisch weich und rund, ein Ruf nach Küssen, die untere gerade, schmal und herb, daß man an Ibsen denken muß. Und alles jeden Moment wieder anders, immer bloß angedeutet und Ueberraschungen versteckend, eine leere Bühne, auf der jeden Augenblick ein anderes Stück aufgestellt werden kann. Es muß fabelhaft schwer zu machen sein — aber es würde mich reizen."

„Was wirst Du denn eigentlich für's Museum machen?"

„Ich weiß noch nicht recht — irgend so einen allegorischen Schmarrn ..... Wenn ich sie als Sommer malen möchte? Einen von jenen köstlichen, hellen Sommermorgen, die wie vom Frühling vergessen sind und doch in halben Ahnungen schon den schwülen Mittag und Gewitter tragen ..... a, malerisch ist diese österreichische Aristokratie doch das größte Wunder und Rätsel der Welt!"

Mela erzählte Rettich noch immer von ihrer Kunst, wie sie sich das vollkommene Leben in Schönheit dachte. „Und was glauben Sie, wer für mich darum der größte Künstler ist? Nicht bloß hier bei uns, sondern überhaupt heute in Europa unter allen, welche ich weiß. Hundertmal größer als die berühmten Macher von abgequälten und ausgetüftelten Werken, bei denen man doch höchstens das Gefühl hat: Herrgott, das muß aber schwer sein. Also raten Sie: Wer?"

„Wenn Makart noch leben würde —"

„Ja, der gehörte auch zu uns. Dem waren auch die Bilder Nebensache: vor allem suchte er Erlebnisse von Schönheit. Ganz ebenso wie der König Ludwig. Aber die sind tot."

„Heute weiß ich niemand —"

„Als unsere Kaiserin! Die hat das größte Kunstwerk geschaffen: Ihr eigenes Leben, das wie ein Goethescher Traum ist."

„Meiner Kunst steht eigentlich der Kaiser näher, der aus nichts die schönste Stadt der Erde schuf. Jedesmal, wenn ich spazieren gehe, ärgere ich mich wieder über die Wiener, die diese unvergleichliche Riesenthat wie etwas ganz Selbstverständliches behandeln. Die Pariser oder die Berliner möchte ich sehen, wenn sie einen solchen Künstler auf dem Throne hätten! Aber es ist, als ob der ganze künstlerische Sinn und die ganze künstlerische Kraft des Landes im Monarchen ausgegeben worden wäre; für das Volk ist nicht einmal soviel übrig geblieben, daß es sein Werk auch nur begreifen könnte."

„Lassen Sie bloß erst das nächste Geschlecht kommen, das in diesem Paradiese aufwächst, rings von Anmut, Größe und Würde eingeschlossen. Ich denke, da werden wir auf einmal ganz merkwürdige Dinge erleben. Sonst müßte die Geschichte mit dem Milieu der höchste Schwindel sein .... und dann wird auch meine Zeit gekommen sein, wo jeder in jeder Stunde aus jedem Schicksal, sei es das kleinste, bewußten Genuß für Geist und Nerven zieht. Vielleicht sind darin einmal die Wiener allen Anderen voraus — warum sollen denn die Wiener nicht auch einmal die Vorhut der Entwicklung stellen?"

Es wurde eine kleine Pause. Dann sagte Redl, der hinter der Chaiselongue an der grauen Säule lehnte, leise und aus innigem Gefühl: „Es ist so gut, Ihnen zuzuhören, Baronin! Es wird einem so milde und selig. Alles Niedrige und Schlechte löst sich und vergeht. Mir ist dann immer, als ob ich endlich nach langen, irren Wanderungen mich selber wieder fände, den eigentlichen Kern und Keim meiner Natur."

Lederer nahm Cadi wieder unter den Arm und sie schlenderten zurück. „Ich kann mir sonst nicht helfen — ich lach' ihm noch einmal direkt ins Gesicht. Er ist zu drollig, mit der zerknirschten Reue und Bekehrung."

„Aber riesig schlau — o so was wirkt auf die Weiber!“

„Und dabei spielt er nicht einmal Komödie — das ist meine innerste Ueberzeugung! Er lügt nicht, er meint es im Moment ganz ehrlich, er fühlt im Augenblick wirklich so. Er drückt ganz aufrichtig seine Stimmung aus, aber er hat halt das Glück, immer gerade die Stimmung zu treffen, die im Moment seiner Carriere am meisten nützen muß. Er ist der ehrliche und naive Streber, der garnichts davon weiß.“

Sie wandelten jetzt in dem kleinen Salon auf und ab, in dem „Spucktrücherl“, wie Hempel sagte, weil er so schmal und enge war. Cadi sah der Reihe nach die Bibelots und Lederer wußte zu einem jeden viele Geschichten. Sie fühlten sich in dem traulichen und stillen Raum sehr gut und freudig: es war rings wie ein Flüstern zärtlicher Gedanken und wie eine heimliche Spur von kosender Frauenhand war an allen Dingen. Lederer zeigte eine zierliche Laune der Baronin: sie liebte es, die Rahmen der Bilder und die Bänder von Kränzen und Sträußen mit Nachtfaltern und Totenköpfen zu schmücken. Cadi bewunderte eine winzige Büste der frommen Helene, aus Terracotta, von Weigl, in der die bübische und verschmitzte Anmut der Busch'schen Zeichnung sehr mitteilsam getroffen war. Er meinte nachdenklich: „Jetzt schau, wie merkwürdig das ist! Wenn einer diesen dürftigen Fratzen malen, aber durch die Leidenschaft eines natürlich tragischen Temperamentes jeden einzelnen Zug so stilisieren würde, daß eine Sappho daraus wird — das wäre das einzig mögliche Porträt Deiner Margit. Aber wer soll denn das können?“

Lederer wurde ein bischen verstimmt; er erinnerte sich, daß er mit Margit eigentlich noch immer nicht weiter gekommen war; aber er konnte wirklich nichts dafür — es lag an ihr; mit den Frauen ist es wie mit dem Schach: man hat die schönsten Pläne, da stört einen plötzlich ein unvermuteter Zug und wirft alles um. Er wollte sich um die Weiber überhaupt nicht mehr kümmern; das war offenbar viel gescheiter — man sah es ja an Cadi! Und er betrachtete den Freund nachdenklich eine Weile und sagte fast neidisch: „Du siehst wirklich brillant aus. Gar nicht wieder zu erkennen. Viel frischer, zuversichtlicher, mutiger als damals — um zehn Jahre jünger.“

„Ja — das Geld thut einem gut, besser als die Kunst. Da hat man auf einmal ein ganz merkwürdiges Vertrauen auf die Güte der Welt, auf die Vortrefflichkeit der Schöpfung, auf die verläßliche Gerechtigkeit der Vorsehung. Der ganze Pessimismus ist mit einem Schlage weg. — Was willst Du? Wir haben uns damals mit lauter unnützen Dummheiten ganz überflüssig gequält und waren nur selber schuld an unserem Leide. Wir wollten von der Welt eine Schönheit, die einmal bloß in den einsamen Wünschen ist. Das darf man von ihr nicht verlangen — das kann sie nicht leisten. Man muß sie nehmen, wie sie einmal ist.“

„Und die Kunst?“

„Die Kunst kann mich überhaupt gern haben! Das war der dümmste Schwindel von allen. Ich gehe auf diesen Leim nicht mehr. Und ich muß es doch wissen, weil ich einer von den allergrößten Künstlern bin — steht in allen Zeitungen!“

„Du redest von der Kunst, wie Claude Larcher von Colette — es muß ein ähnliches Verhältnis sein.“

„Die beiden Schatzerln wenigstens sind ganz ähnlich — gleich würdig und vortrefflich. Seit ich was kann, halte ich von der Kunst nichts mehr.

Oder vielleicht ist es auch umgekehrt: seit ich von ihr nichts mehr halte, kann ich erst was. Gerade wie sich jetzt alle Weiber in mich vernarren, seit sie mir Wurst sind."

„Wenn damals einer so geredet hätte, den hättest Du erschlagen."

„Wär' vielleicht besser, wenn mich auch einer erschlagen möchte — weiß man's denn?"

Als sie wieder an Mela vorüber kamen, erklärte Rettich eben seine litterarischen Neigungen: er schwärmte für Ohnet und Ebers. „Ich gebe es auf," sagte Cadi, während sie weiter gingen. „Kein Mensch kann irgend einen andern irgendwie verstehen. Sie bleiben sich verschlossene Rätsel ohne Sinn." Dann, indem er Redl suchte, der jetzt unten in der Gruppe um den Baron stand: „Aha! Das hat der kleine Sadist doch nicht ausgehalten, so gut er sonst dressiert ist."

Der Baron hatte nun endlich wieder ein neues Problem. Eigentlich war es das alte, von den beiden Seiten der Liebe, das er unvermeidlich in jedem Gespräch wiederholte. Aber er entwickelte täglich neue Punkte und wußte immer wieder andere Fragen zu stellen. Er behauptete einen unversöhnlichen Dualismus der Liebe: das sinnliche und das sentimentale Bedürfnis mochten sich, wenn man ihm glaubte, niemals vertragen. Nun zeigte er das an dem Problem der Frau, welche begehrt, ohne lieben zu können — was soll da eigentlich geschehen? Nehmen wir einen ganz reinen Fall, in dem jedes Mißverständnis und jeder Betrug von anderen und sich selbst ganz ausgeschlossen ist. Also eine Frau mit einer sehr deutlichen und bestimmten Natur, von zuversichtlichen und geraden Trieben, die sich nicht beschwindeln lassen — in einem Milieu mit einem einzigen Exemplar des Typus, den ihr sentimentales Bedürfnis verlangt, das läßt sich ja leicht so konstruieren. Also bisher ist alles in schönster Ordnung — es entwickelt sich ein Muster von glücklicher Liebe und Ehe. Aber nun lass' ich den Mann auf einmal sterben — was dann? Diese Frau kann überhaupt nicht mehr lieben, ihr ganzes sentimentales Bedürfnis ist ausgegeben und erschöpft — das geben Sie mir zu. Oder wenn Sie es nicht zugeben, dann erinnern Sie sich gefälligst, daß das von uns angenommene Milieu nur dieses einzige Exemplar von ihrem Schlag enthielt — für ihr sentimentales Bedürfnis, selbst wenn es etwa noch nicht gestorben wäre, ist ganz einfach niemand da. Ja — und nun frage ich noch einmal: was dann? Denn wenn das Herz auch schweigt, deswegen brauchen doch die Sinne nicht zu verstummen. Die Frau ist jung und kräftig und gesund. Die Natur will ihr Recht. Ihr Blut ruft nach Liebe, die doch das ausgebrannte Herz ihr nimmermehr gewähren kann. Was soll da geschehen? Die Inder sind viel gescheidter — Die verbrennen die Witwen und ersparen ihnen das Leid."

Sie stritten heftig und ereiferten sich sehr. Jeder schrie eine andere Meinung und keiner wollte hören. Es schwirrten tolle Paradoxe. Die Schwiegermama rang verzweifelt die Hände. Endlich wurde es dem Doktor, der sich ernstlich ärgerte, doch zu dumm: er packte den Baron am Knopf und ließ ihn nicht wieder, bis er ihn hörte: „Es ist ja zu blöd', daß Ihnen darauf jemand hereinfällt. Das ganze Problem existiert überhaupt nicht. Diese Trennung von sentimentalem und sinnlichem Bedürfnis, wie Sie es nennen, kommt überhaupt nicht vor — außer vielleicht bei ganz entarteten Geschöpfen, die ins Irrenhaus gehören. Bei einer anständigen Frau giebt's das einfach nicht, daß sie einen Mann begehrt, ohne ihn zu lieben — sie wird sich ihrer Begierden überhaupt

nur in der Form der Liebe bewußt. Was Sie sinnliches Bedürfnis nennen, das kennt sie gar nicht: denn es nimmt für sie immer gleich den Ausdruck des sentimentalen Bedürfnisses an. Und wenn Sie was Anderes behaupten, dann haben Sie überhaupt keine Ahnung von den Frauen!"

Redl sagte ganz traurig, als ob man ihm eine große Freude zerstört hätte: „Ich glaube, Sie nehmen diese Fragen vielleicht doch ein bischen zu leicht — und gerade Sie als Mann der Naturwissenschaft —"

„A — lassen Sie mich aus! Das hab' ich schon gar gern! Die Naturwissenschaft weiß von diesen Dingen überhaupt nichts und nur wer nicht das Mindeste von ihr versteht, kann sich auf sie berufen. Aber freilich: nun soll der arme Darwin auf einmal der Stammvater aller Zoten sein — das möcht' Euch passen!"

„Der arme Redl ist ganz betroppezt," grinste Hempel vergnügt. „Das hätt' ihm wieder gepaßt!"

Alle lachten, weil Redl wirklich ganz bestürzt und traurig blickte, wie um den Verlust einer schönen Hoffnung. „Ja gelt?" sagte der Baron, „das wär' Ihnen halt recht gewesen! Der Cyklus von Sonetten war schon fertig — abwechselnd lilienweiße, keusche Klagen um die tote Liebe und gierige, in ungestümem Purpur wilde Hymnen an das Fleisch! Es hat nicht sollen sein — die Aerzte wollen die neue Kunst nicht aufkommen lassen."

Und Lederer zu Cadi: „Der stille Junge ist zu drollig. Schaut aus, als ob er nicht bis drei zählen könnte — aber wie irgendwo was Perverses los ist, da geht er auf und wird wie ausgewechselt. Dabei schwöre ich, daß er niemals an ein Mädel gerührt hat."

Der Baron bestätigte ihn: „Er macht das Alles am Schreibtisch ab. Aber ist das nicht eigentlich viel gescheiter? Kostet nichts und erhält gesund und heiter."

Margit und Emmy empfahlen sich. Auch Rettich und die beiden Zwielicht gingen jetzt. Die anderen hielt der Baron zurück: der Abend war doch einmal angerissen — Mela würde sich ruhig schlafen legen — dann würde es erst fesch und gemütlich — und mit Cadi speziell hatte er noch was Wichtiges zu besprechen. Er schleppte ihn in den kleinen Salon und begann einen umständlichen Vortrag über die Mussini-Farben. Das war seine neueste Leidenschaft: er brauchte immer ein Ideal, für das er kämpfen und agitieren und werben konnte. Er fragte nicht viel, was es war — wenn es nur Widerstand fand und Hindernissen begegnete und angestritten wurde. Nach dem Siege kümmerte er sich nicht mehr darum. So hatte er sich der Reihe nach für den Japonismus, den Hypnotismus und die farbigen Fräcke ereifert; jetzt waren es der Entwurf einer Stadtbahn, der realistische Stil auf der Bühne und die Mussini-Farben. Er erklärte Cadi die Geheimnisse ihrer Bereitung, die Wunder ihrer leuchtenden Reinheit und Kraft und die bequeme Einfalt ihrer Technik. Er las ihm die Atteste berühmter Namen, von Lenbach, Kalcreuth, Kaulbach, Baisch und Gude. Er zeigte ihm Versuche von Gisela und Ferry Beraton.

Lederer suchte ärgerlich seinen Claque. Er war sehr unzufrieden und haderte gegen sich selbst und das Schicksal. Er hatte wieder einmal alles versäumt; der ganze Abend war umsonst; er muße mit Margit noch einmal von vorne beginnen — er war mit ihr gerade soweit wie zuvor. Aber so ging es ihm immer: es geschah niemals nach seiner Absicht, nach seinen Plänen, nach seinen Entschlüssen und eigentlich war der Zufall, wenn er die Ereignisse seines

Lebens prüfend betrachtete — immer war es der dumme Zufall allein, der alles leitete und entschied. Wenn er etwas wollte, das verzettelte sich gewiß und was er dafür einstweilen erfuhr, das bemerkte er kaum und achtete es nicht. Und immer stellte es sich am Ende heraus, daß er, während er etwas zu suchen glaubte, ganz anderes wirklich fand, dessen er sich nur leider zu spät erst bewußt wurde, wenn es auch schon wieder vorbei war. Er hatte, wenn er sich erinnerte, viele Frauen besessen, die er garnicht begehrte und nur gerade so mitnahm; aber die anderen, die er sich großen Aufwand an Leidenschaft und Klugheit kosten ließ, waren ihm meistens entwischt. So fehlten Plan und Ordnung in seinem Leben und wenn ihn auch viele beneideten, er kam doch zu keinem rechten Gefühl, weil Wunsch und Gewähr sich niemals trafen. Er wollte das Eine erleben und erlebte das Andere. Er wollte diese lieben und wurde von jener geliebt. Er hätte gern einmal nach einem vorgezeichneten Programm gelebt und geliebt — nicht immer so als willenloser Hampelmann des Zufalls .... Uebrigens: in diesem Falle brauchte er wirklich noch nicht zu verzweifeln: er hatte wenigstens noch nichts verdorben und wenn er nur nicht gleich verzagte — wer weiß? Man mußte doch zuvor den ersten Schmerz vorüber lassen — und eigentlich wollte er ja auch garnichts. Es war doch wirklich nur die Freundschaft für Rhon — außer natürlich wenn etwa ein Anderer — denn natürlich immer noch besser er als ein Anderer; er würde sie wenigstens glücklich machen. Man mußte das abwarten. Zunächst wollte er bloß beobachten — aber das freilich eifrig und genau. Es war das beste, sie in den nächsten Tagen zu besuchen — so eine vorläufige und ganz unverbindliche visite en éclaireur. nichts weiter. Man durfte den Verlauf der Dinge nicht vergewaltigen.

Nebenan tobten sie sehr laut und heftig. Redl hatte behauptet, man sage wienerisch: Die Strudl, die Aepfelstrudl, die Lungenstrudl — nicht der Strudl. Der Arzt erklärte es für zweifelhaft und unentschieden; es komme beides vor, und die Strudl sei ebenso gut wienerisch wie der Strudl. Da verlor die Wut Hempels jedes Maß: mit Menschen, welche die Strudl überhaupt hören konnten, ohne die Faust zur Verteidigung der vaterländischen Sprache zu ballen, wollte er garnicht mehr verkehren; die Strudl war eine bodenlose Gemeinheit, die sich höchstens verlotterte Gymnasiasten erlaubten ... oder entlaufene Defraudanten, die gerne nobel thun möchten und jeden Sinn für das rechtschaffene Wort verloren haben. Der Baron mußte alle Diener befragen, die Köchin wurde aus dem Bette geholt und zuletzt rief Hempel den Hausmeister und die Fiaker von der Straße. Die meisten sagten: der Strudel. Aber die Köchin und die Hausmeisterin bestätigten die Strudl. Hempel raste in wilden Insulten wie gegen einen persönlichen Schimpf. Sie setzten endlich eine Wette auf um zehn Flaschen Champagner: „Wie sagt der Wiener vom Grund, wenn er wienerisch spricht — der Strudl oder die Strudl?“ Pötzl und Chiavacci, als die verläßlichsten Kenner der Sprache, sollten es entscheiden. Seeliger konnte sie nicht begreifen; ein Wort, das nicht einmal aus dem Sanskrit kam, verachtet man doch bloß.

Als sie gingen und dem Diener, der leuchtete, den Gulden gaben, seufzte Hempel: „Alles wär recht schön im Leben — aber dieser unvermittelte Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft ist doch zu gemein!“ Und er nahm den Arm Seeligers und erkundigte sich, ob denn die Engländer auch nicht vernünftiger sind.

Cadi und Lederer wanderten noch lange und erzählten und befragten sich.

Lede er war müde, grundlos traurig, in trüben Ahnungen, die doch keine deutliche Furcht werden wollten. Aber Cadi redete vom Weibe, von der ewigen Quelle der Ernüchterung und der Täuschung, und rühmte die gute Schule der Liebe, welche von den Idealen reinigt und kalt, hoffnungslos und klug macht, wetterfest und tüchtig für das Leben, wie es ist.

VI.

Rudi saß einsam und sann und quälte sich. Es waren jetzt genau vier Wochen, daß er Margit des erste Mal wiedergesehen, damals bei Mela, mit Cadi und Rettich zusammen — vier unvergeßliche Wochen, wie ein seliger Traum. Und nun sollte das Alles auf einmal aus sein, unwiderbringlich dahin, vorbei! Er konnte es nicht fassen. Aber wie er sich auch ängstigte und suchte, er fand keinen Trost, keinen Rat.

Er sah zurück auf diese ganze Zeit von heimlicher und leiser Freude und aus jedem entschwundenen Tag glitzerte ein verlorenes Glück. Es war ja gar nichts geschehen, kein zärtliches Wort, kein Blick, der bedeutete oder versprach, keine sichtbare Gunst. Sie saßen nur immer bei Mela und plauderten. Er wagte keinen Wunsch. Aber es wurde ihm gut und innig, wie wenn vom Flieder laues Flüstern fällt und eine Lerche lacht.

Sie war unsäglich lieb, wie sie langsam wieder zum Leben erwachte und wieder den Mut zur Freude gewann! Jedes kleine tägliche Ereignis fühlte sie wie ein Geschenk. Alles war ein Wunder, wurde gleich ein Fest. Sie entdeckte die Welt. Wenn ihnen jemand zugesehen hätte — und er sollte doch als Weltenbummler, Nervenkünstler, Freudenkenner ... das schuldete er doch seinem Rufe! Aber er vergaß wirklich auf einmal alle lebemännische Würde und wurde wie ein dummer Bub, weil sie ein gar so liebes Mädel war.

Sie trieben es wie die Kinder. Er mußte lachen, wie er sich erinnerte, und fragte, woher es solchen Reiz und Zauber nahm. Es war doch alles dumm und einfältig gewesen!

Einmal tauften sie eine neue Puppe Melas. Sie hatte eine ganze Sammlung; man wußte, daß man ihr nichts Lieberes schenken konnte: und nun schickte Rettich ein winziges Geschöpf, ganz dünn und schmächtig und gebrechlich, mit feinen herben Knöchelchen und schmalen leisen Gliedern, daß Einen fror, in ein karges Hemdchen kümmerlich versteckt. Das gab eine volle Woche die wichtigsten Sorgen: denn sie wollten es, weil es gar so ängstlich und vom Glück verlassen aus den engen wassergrünen Augen sah, mit besonderer Liebe betreuen und bereiteten eine köstliche Feier. Rudi war in dem schweren, alten Meßgewand, das sonst um Melas Büste hing, unter einer steilen, aus der „Times" gerollten Bischofsmütze der sehr würdige und gnadenreiche Priester, mit tiefen klösterlichen Reden und weiten tröstlichen Geberden so rührend und erbaulich, daß sie zuletzt alle weinten; Margit hielt das stille Kind in weicher weißer Schiller-Seide, aus den zarten Maschen knisterte ein blasses scheues Gelb und sie zitterte in großer Angst, ob es auch artig und geduldig bleiben würde; aber Mela rannte atemlos aus dem Schlafgemach, wo die Wöchnerin gebettet war, eine zierliche Pariser Puppe der Bernhardt im letzten Akte der „Cameliendame", weil das Kostüm am besten paßte, in das lange Zimmer, schwere feierliche Klänge aus

der Orgel holend, und gleich wieder in den kleinen Salon, wo sie mit der großen schwarzen Hornbrille der Köchin den gerührten Herrn Papa markierte und auch für den Täufling schrie und quiekte, um etwas mehr Wirklichkeit und Stimmung in das heilige Geschäft zu bringen — sonst wären am Ende die Naturalisten beleidigt und man darf es sich mit niemand verderben.

Dann wieder, wenn die fahle Sonne die trüben Enden des Herbstes zerriß, tummelten sie sich im hellen Gewühle der Straßen, flogen über das Eis, oder wanderten durch die welke Einsamkeit des stummen Praters. Da hatte Rudi viel auszustehen. Oft erzürnte er sich ernstlich und wollte nicht wieder mit, weil sie allen Anstand vergaßen und durchaus keine Vernunft annahmen — was sollten die Leute denn denken! Sie trieben es gar zu toll: in der Pferdebahn thaten sie taubstumm, mit wilden hageren Grimassen die Furcht der Kinder und die Verzweiflung der Schaffner; oder sie fielen im kreischenden Neger-Englisch, das Melas besondere Liebe war, einen ratlosen Schutzmann mit tausend wirren Fragen und Geboten an, bis alle Fiaker und Schusterbuben zusammenliefen und die ganze Straße in Aufruhr war — und immer mußte der arme Rudi natürlich mit, knirschend von verschlucktem Aerger, taubstumm und negerenglisch wider Willen, weil er sie ja doch nicht vor der ganzen Welt blamieren konnte. Das machte ihnen, wie er sich heimlich giftete und doch nichts merken lassen durfte, ein ganz unbändiges Vergnügen und am Ende mußte er, wenn er ihre diebische Freude sah — zuletzt mußte er selbst wieder lachen.

Und nun sollte das Alles mit einem Schlage vorbei sein, unwiederbringlich verloren!

Er hatte viel und lange mit der Baronin geraten und gefragt. Sie konnten es nicht begreifen. Ganz unvermutet und ohne Warnung war es geschehen. Sie wußten es nicht zu deuten. Sie wußten es kaum zu sagen.

Wie sollte man es denn auch sagen, da es so fein, unmerklich und in die plumpen lahmen Worte gar nicht faßlich war? Sie schien nur plötzlich wie ausgewechselt und vertauscht — sie fühlten es ganz deutlich; es ließ sich freilich nicht beweisen. Sie hatte sich nicht verändert — sie schien nur fremd, unbekannt und neu. Er grübelte nach einem Beispiele, mit dem er sein Gefühl vergleichen könnte, aber — höchstens in der ... ja, das paßte noch allenfalls: in der Hypnose! Da erinnerte er sich, da kam dergleichen vor, daß ein Körper plötzlich einen Menschen von sich schied und einen andern nahm .... so ungefähr war es, wie in der Hypnose.

Sie kam wie sonst und redete wie sonst und alles war an ihr wie sonst — aber sie empfanden sie nicht mehr wie sonst. Sie brachte etwas wie eine fremde Luft mit sich — es lag auf einmal eine breite Trennung zwischen ihnen. Sie trafen sich nicht mehr und wie nahe und vertraulich sie erzählte, sie schien ferne und entrückt, hinter glatten Schleiern wie geronnen und verweht. Es konnte ja eine verleumderische Laune sein, die ihn betrog. Aber warum fühlte denn Mela das Gleiche?

Sie hatten damals lange zusammen gesprochen, gleich anfangs, viele bange Stunden. Es ließ sich nicht einmal recht sagen; jedes halbe scheue Wort war schon zu hart, zu weit, zu schwer. Es geschah in den leisesten und feinsten Dingen an der letzten Wurzel der Gefühle, wohin keine Sprache kam, tief unter den Gedanken. Sie hörten es aus ihrem Gange und wie sie schwieg, daraus redete es laut. Sie konnten sich noch so nähern, sie kamen nicht mehr zusammen. Die Blicke blieben unverbunden, einsam und leer.

Sie entglitt. Sie kam wie sonst und war doch weg. So fühlten sie es; anders konnten sie es nicht sagen.

So begann es. Es war plötzlich wie ein fremder Gast unter ihnen und sie fühlten es, daß er sie wegnehmen würde. Es quälte alle drei. Sie hofften täglich auf den nächsten Tag und täglich wurde die Hoffnung wieder enttäuscht. Sie fanden sich nichts mehr zu sagen. Sie suchten verlegen, was sie sich denn eigentlich erzählen könnten. Sie brauchten jetzt ein vorbereitetes Thema, sonst stockte es gleich. Die Stunden wurden müde, träge und langsam.

Dann schrieb Margit einmal ab. Das nächste Mal blieb sie kürzer. Sie fuhr nicht mehr täglich mit Mela aus. Sie ging zur Schneiderin ohne ihren Rat zu holen. Man sah sie mit Fanny in der Oper. Mela kränkte sich. Aber sie verriet kein Wort. Sie grüßten und küßten sich jetzt zärtlicher als sonst. Und dann blieb sie einmal eine ganze Woche weg. Man sah sie mit Fanny bei Ronacher.

Nun hatte Mela genug. Das entschied. Nun war es aus. Nun wollte sie von ihr nichts mehr hören. Mit Fanny teilte sie nicht.

Und so verlor Rudi den letzten Trost und konnte nicht einmal sein Herz erleichtern, nicht einmal mehr schelten und klagen. Er stand jetzt ganz allein mit seiner Sorge. Mela war unversöhnlich; er sollte nur auch zu Fanny, wenn es ihm dort besser gefiel.

A, die Weiber! Sie waren unausstehlich mit ihren Launen! Wenn er zu Fanny ging, dann verdarb er es sich mit der Baronin — und Margit empfing nicht, bis ihr Mann nicht zurückgekehrt wäre — und er konnte von Margit nicht lassen! Er mußte sie wenigstens sehen! Und so schlich er bekümmert und ratlos um ihre Wohnung und rodete in den engen, schiefen Gassen ihres Bezirkes, wo die große Stadt ein schmales Dorf wird und verwitterte, alte Paläste in grauen Winkeln versteckt, und bettelte um eine Gnade des Zufalls.

Wenn er sich nur wenigstens ausgekannt hätte! Das verdroß ihn besonders, daß er von der ganzen Geschichte garnichts verstand und begriff. Er konnte ja nicht einmal sagen, was denn eigentlich geschehen war. Er wußte garnichts. Plötzlich eines Tages war sie ganz anders gewesen, ohne jeden Grund, und plötzlich war sie von Mela weg zu Fanny und plötzlich wollte Mela nichts mehr von ihr wissen. Er fand keinen Zusammenhang und Verband. Und um ihn kümmerte man sich garnicht. Er wurde nicht einmal gefragt. Alles geschah ohne sein Zuthun und Verständnis. Darum war er heute doch wieder zur Baronin. Darum hatte er noch einmal gefragt und für Margit gebeten. Aber Mela wollte von ihr nicht mehr hören: er solle doch nur zu Fanny; das sei die richtige Adresse; mit der könnte sie doch nicht konkurrieren. Es war nichts mehr zu machen. Und er verwünschte die Weiber.

Er hätte ja zu Fanny können — gewiß! Das war wahrhaftig keine Kunst. Mela brauchte es garnicht zu erfahren — und sie würde es ihm schon verzeihen. Sie war garnicht so unerbittlich, wie sie jetzt auf einmal that. Wenn ihm nur die ganze Gesellschaft nicht so zuwider gewesen wäre! Er mochte diese falsche Welt nicht leiden. Er begriff und teilte Melas Aerger. Und wie lange konnte denn auch die alberne Laune Margits dauern? Sie hielt es ja dort doch nicht aus!

Sie hielt es sicherlich nicht aus. Er wollte auf Mela nicht hören. Er kannte Margit besser. Mela war jetzt ärgerlich, gekränkt, beleidigt — sie über-

trieb und war ungerecht. Nein, Margit war deswegen nicht gleich das leere, flüchtige und haltlose Geschöpf ohne eigene Fülle, dem nur der Gatte künstlich eine Weile seine Seele und den trügerischen Schimmer einer erborgten Natur gegeben hatte. Wer weiß, was sie an Fanny jetzt gerade amüsierte! Aber es konnte sicherlich nicht dauern.

Er mochte Fanny auch nicht. Er begriff auch nicht, was Margit dort wollte Sie paßten so garnicht zusammen. Aber die Geschichte war doch schließlich nicht gar so schlimm. Man brauchte es nicht gleich so tragisch zu nehmen. Es ließ sich ganz einfach und natürlich erklären. Sie kannten sich von der Pension her. Sie waren zusammen im Sacre-coeur gewesen. Sie hatten sogar die berühmte Flucht zusammen versucht. Nun hatten sie sich wahrscheinlich zufällig irgendwo getroffen und plauderten von damals und tauschten lustige Erinnerungen. Natürlich machte das Margit Spaß und es kostete Fanny nicht viele Mühe, den schönen Namen für ihren Salon einzufangen. So erklärte sich alles sehr einfach und bequem und die ganze Veränderung ihrer Natur hatten sie sich vielleicht überhaupt bloß eingebildet. Man konnte wirklich von ihr nicht verlangen, daß sie bloß mit Mela verkehrte — das war denn doch eine sehr liebenswürdige, aber unerträgliche Eifersucht. Vielleicht war diese Fanny auch ganz nett — Mela urteilte da vielleicht ein bischen als befangene Aristokratin, die den reichen Bürger überhaupt nicht mag. Der Mann war freilich wenig sympathisch. Er liebte diese turbulenten Helden des aufgeregten Volkes nicht, die lauten Vorstadtstribunen, die vom Skandale lebten, die Straßenkönige der aufgelösten Versammlungen. Aber deswegen konnte die Frau alle mögliche Anmut besitzen — daß der Herr Doktor Leininger der ewige Zwischenrufer und Rempelfuchs des Parlaments war, das durfte man doch die arme Frau nicht entgelten lassen! Er hätte immerhin einmal hingehen und sich die Geschichte einmal ansehen können. Wenn sie ihm nicht paßte und gefiel, dann blieb er eben einfach wieder weg. Und es war das einzige Mittel, Margit wiederzusehen.

Diese Fanny fing jetzt an, ihn ernstlich zu interessieren. Natürlich bloß um Margits willen, die er sich aus der Art der neuen Freundin deutlich zu erklären hoffte. Es gab kein bequemeres Mittel. Aus ihr konnte er zuverlässig erkennen, ob Margit wirklich und was an ihr verändert war. Er brauchte bloß Mela und Fanny nebeneinander zu halten und zu vergleichen, wie sie sich unterschieden, als die zwei Symbole der alten und der neuen Margit. Wenn Fanny wirklich war, wie er sie nach den Schilderungen Melas denken mußte, dann freilich — aber sie war ja wahrscheinlich ganz anders! Er mußte unbedingt zu ihr — es ging nicht anders; sonst kam er über Margit nimmermehr ins Reine.

Er hatte nur Angst, sie zu compromittieren. Das machte ihm überhaupt manche Beschwerde. Sie war so unbedacht in ihrer harmlosen Güte und die Leute redeten gleich. Er hatte es neulich gesehen. In der Oper, wie er sie in der Loge besuchte — aber sie war da auch wirklich ein bischen sehr kokett mit ihm gewesen, schon ganz auffällig kokett — vielleicht kam es bloß von dieser schwülen, feuchten und entnervenden Musik des Tristan, aber —

Ja — und nun versank er in neue Zweifel und Rätsel und verwirrte sich immer tiefer. Er konnte es nicht leugnen: sie kokettierte jetzt mit ihm. So lange sie sich noch bei Mela trafen, keine Spur — damals war es nichts als stille und geschwisterlich-gelassene Freundschaft, die jeden kühneren Gedanken gleich verwies. Aber jetzt auf einmal, so oft sie sich begegneten — dergleichen

läßt sich ja schließlich nicht beweisen, aber er fühlte jetzt auf einmal gleichsam etwas nach ihm Ausgestrecktes in ihr, etwas Saugendes und Ziehendes im Blicke, wie ein verzagtes, heimliches Geständnis in den harrenden, suchenden Tönen, daß er bitten und verlangen dürfe. Freilich war es, wie er noch so scheu und ängstlich eine leise Antwort wagte, immer gleich wieder aus und sie sah gleich wieder strenge, kalt und fern. Gern vergaß sie ihre Hand lange auf der seinen; aber wie er sie regte um einen sanften Druck zu versuchen, gleich war ihm die stille Gunst wieder entzogen. Sie wechselte jetzt überhaupt jede Minute. Ein Moment widersprach dem anderen und mitten in der Rede tauchte plötzlich eine zweite Person aus ihr empor, die die erste kalt verleugnete und ganz fremd that.

Wenn er nun auf einmal bei Fanny erschien — die Leute wußten doch, daß er da sonst nicht verkehrte. Aber das war in diesem Hause wohl nicht so gefährlich: da liefen so viel Menschen ein und aus — man würde ihn, wenn er es halbwegs geschickt und klug begann, wahrscheinlich gar nicht bemerken. Und er mußte ja doch hin! So ertrug er es nicht länger.

Nun wurde er wieder mißtrauisch gegen sich selbst. Was wollte er denn eigentlich von ihr? Daß er sich mit ihr nicht mehr auskannte, das hätte er noch ertragen; aber er kannte sich ja mit sich selbst noch viel weniger aus. Was war denn eigentlich? Was hatte er denn? Was wollte er denn nur? Er liebte sie ja doch nicht — wirklich nicht. Er hatte sich ehrlich befragt und erforscht und auf alle Weise geprüft. Nein er liebte sie gewiß nicht. Er plauderte gern mit ihr und fühlte sich bei ihr behaglich — das war aber auch alles. Freilich, es hatten sich schon auch manchmal verliebte Wünsche leise geregt, wenn er sich einmal langweilte und nach ihr sehnte. Aber wenn er mit ihr war, dachte er nicht mehr daran und alle verschmitzten Vorsätze der Begierde waren vergessen. Nein er liebte sie gewiß nicht ..... als höchstens so ein bischen, wie man endlich jede junge, schöne Frau liebt — aber das genügte doch wahrhaftig nicht, den fernen Freund zu verraten. Er dachte gar nicht daran. Dazu hätte es eine Leidenschaft werden müssen. Aber das war ganz ausgeschlossen.

Nein — er amüsierte sich mit ihr besser als mit den Anderen. Sonst wollte er nichts. Und er sah gar nicht ein, warum er sich eine so unschuldige und harmlose Freude versagen sollte — bloß weil Mela — wer weiß, was es da eigentlich gegeben hatte! Die Frauen haben immer solche Sachen — wenn man sich auch darum noch kümmern wollte, um Gotteswillen!

Er konnte ganz gut zu Fanny. Kein Mensch würde daran was finden. Und wenn endlich irgend eine alte Tante ihre Glossen darüber machte — das war schließlich auch noch kein Unglück. Dem entging man so wie so nicht. Man konnte ja den Leuten nicht das Maul verstopfen.

Wenn er noch besonders vorsichtig und behutsam sein wollte, so konnte er es ja so einrichten, daß er von dem Manne eingeladen wurde. Das war gar nicht schwer. Er würde im Parlament schon irgend eine Gelegenheit finden. Das beschwichtigte seine letzten Bedenken. Er war jetzt fest entschlossen, zu Fanny zu gehen.

Es würde sicherlich auch ganz amüsant. Besonders vornehm war das Haus gerade nicht. Es hatte in der Gesellschaft nicht den besten Ruf. Aber er fragte viel nach der Gesellschaft! Es war doch wenigstens einmal was Neues.

Seine Neugier wuchs. Er versprach sich, je länger er es überlegte, viel Behagen und Gewinn. Wer weiß — diese zweite Gesellschaft neben der ersten,

hatte vielleicht auch ihre gar nicht verächtlichen Reize. Es gab da für den Feinschmecker seltener Sonderlinge vielleicht noch eine ganze Menge unverkosteter Gewürze .... das bischen Wildgeruch konnte ihn doch nicht schrecken. Er dachte es sich wie eine Wanderung durch ein unbereistes Land, vielleicht beschwerlich, aber reich an Ueberraschungen.

Er suchte zusammen, was er von dem Hause wußte. Man redete vieles. Den Mann kannte er ja vom Parlamente. Der war ihm ziemlich klar. Er glaubte seine Verfassung ganz deutlich zu verstehen, die übrigens wahrscheinlich gar nicht so verwachsen und entartet war, wie die „Neue freie" in ihrem strengen Zorne that: man durfte nur das Milieu nicht vergessen, aus dem er stammte; dann ging das Rätsel ohne Mühe auf. Ein thätiges und kühnes Temperament, von jenen großen, starken, ungestümen, die Licht und Luft und breiten tiefen Boden brauchen — und gerade Boden, Luft und Licht versagte ihm die Natur, indem sie ihn in die schmale kümmerliche Enge am letzten Rande der Gesellschaft setzte, in die atemlose Not der niedrigen Beamten; sein Vater war ein kleiner Kanzlist im Finanz-Ministerium gewesen. Eine herrschaftliche Natur unter Bedienten, wie ein unter Sklaven verstoßener Tyrann — der Conflict, aus dem die großen Hochstapler und die großen Demagogen werden: er wurde beides, Casanova und Lasalle zugleich, Hochstapler mit demagogischen Mitteln und Demagoge zu hochstaplerischen Zwecken. So deutete Rudi sich den ministeriellen Demokraten, der mit gleichem Eifer und Erfolge der Regierung und dem Pöbel diente. Er brauchte darum gar kein Betrüger zu sein: im Momente meinte er es sicher immer ganz ehrlich, mit der Regierung so gut wie mit dem Pöbel, ob er nun gegen die Polizei sprach oder für die Polizei stimmte. Er begriff gar nicht, was man denn eigentlich von ihm wollte und gegen ihn hatte, daß man so häßliche Verleumdungen nach ihm warf. Sein Gewissen war rein und unbekümmert, er folgte treu und unbesonnen seinen Trieben. Er berechnete nichts und log nicht. Er hatte es gar nicht nötig: seine Natur war so glücklich gemischt; er konnte ihr vertrauen. An der Scheide der beiden Klassen erwachsen, dort wo das Elend an die Macht streift, hatte er die Seele in eine proletarische und eine kapitalistische Kammer gespalten und ihre Begierden vertrugen sich in rührender Eintracht. Er fühlte alle unversöhnlichen Instinkte der Ausgestoßenen und Enterbten und fühlte doch auch alle lockenden Appetite des Erwerbes und Besitzes. Er haßte das Unrecht und die Gewalt, aber er sah gar nicht ein, warum er davon, so lange sie nun doch einmal regierten, für sich nicht profitieren sollte. Er empörte sich gegen die Ausbeutung, aber wenn er schon wählen mußte, beutete er doch noch immer lieber selber aus, als daß er sich ausbeuten ließ. Es war in ihm ein heftiger Hunger nach Genüssen, die er verachtete und bestritt. Er brauchte reiches, volles, üppiges Leben, das er doch als Lüge und Laster erkannte; vielleicht reizte und verführte ihn gerade diese Erkenntnis als ein besonderer Pfeffer. Er liebte die dürftige, spartanische Tugend, die er doch selbst nicht einen Tag vertragen hätte; vielleicht gerade weil er sie seiner Natur verschlossen und entrückt empfand. Es hat diesen Typus zu allen Zeiten gegeben. Rudi dachte an Beaumarchais und Goya. Dabei ein hübscher Kerl, klug, rührig und gewandt, immer des schlagenden Wortes gewiß, unerschöpflich an Ränken und Schlichen. Ein Meister der Intrigue, geschmeidig, glatt und unermüdlich, ein Virtuose des besonderen Talentes, immer gerade die dümmsten Streiche, wenn er schon hoffnungslos verloren schien, im letzten Momente zu seinem Glücke zu wenden. Psychologisch fand Rudi ihn sehr nett. Aber freilich

Gustel sah der Alten wütend nach: „Feine Familie! Das möcht' mir grad noch fehlen! ... Jetzt frag ich: Hat man sowas schon erlebt? G'hört sich das für eine Mutter? Schämen sollt sie sich!"

„Mein Gott!" sagte Rudi, dem diese sittliche Entrüstung etwas übertrieben schien. „Sie haben halt wahrscheinlich kein Geld. Da müssen sie doch dazu schau'n."

Gustel beruhigte sich und erzählte von seinen neuesten Streichen. Sein Glück bei den Königinnen der vorstädtischen Bälle war berühmt; er galt für einen bösen Don Juan der kleinen Bourgeoisen. Hübsch konnten sie den unansehnlichen und kurzen Burschen, der einer schiefgewickelten, verbogenen Trabucco glich, nicht finden; aber er hatte zu der frechen Vertraulichkeit des Lebemannes, die unbesonnen ohne Ouverture gleich mitten in die Sache greift, eine wirksame Mischung von gutem dummen Buben, mit dem man sich nicht zu genieren und erst keine langen sentimentalen Geschichten braucht, und verdorbenem angefaultem „Früchtl", das die Nostalgie gemeiner Laster reizt: der Durst nach Encanaillement trieb ihm die Frauen zu.

Rudi holte ihn über Fanny aus; vielleicht konnte er da etwas erfahren ... und Gustel war durchaus nicht spröde: unnötige Diskretion kannte er nicht; er sagte einem Alles, was er wußte, und manchmal auch noch etwas mehr ... und da er in jedem Hause, wenn schon einmal mit der Frau garnichts anzufangen war, wenigstens die Köchin liebte, wußte er, was es irgendwie zu wissen gab: er war ein wahrer Lehmann des schlechten Rufes.

Gustel schwärmte für Fanny. Er konnte sie garnicht genug rühmen. An ihr war alles gut und schön. „Und die vernünftigste Person, die ich überhaupt kenn'! Gar keine Sponponaden ... Die gewissen Sacherln und Fadessen, die's einem bei den anderen stieren — keine Spur!"

„Du hast sie natürlich auch schon wieder — Du bist schon ein Hauptschlankl!",

„Nein — geht nicht! Nichts zu machen! Ich hab's oft probiert. Dafür ist sie nicht. Allerweil herumfliegen und eine Masse Leut' und recht viel Spektakel — das ist ihr Gusto."

„Du kommst ziemlich oft her?"

„Immer. Es ist riesig gemütlich und es wird einem nie was übelgenommen, fesch, fesch! Und wo willst denn sonst in Wien hingehn? In den großen Familien ist es g'spreizt und im Sophien-Saal is fad — hier ist grad die richtige Mischung."

Rudi deutete nach dem Saale, dem sie sich näherten: „Ist heute was los?"

„Aber! Da wirst spitzen! Sowas D' erlebst nicht mehr; lauter 'bedeutende Weiber', möcht' der Schließmann sagen".

Sie traten in die heiße Luft, in welcher, von Blüten und von Fleisch, ein weicher rosiger Staub schwamm. Rudi trank den süßen Duft und dachte wieder: es giebt doch wirklich auf der ganzen Erde nichts, was man mit der Cigarren-Manufaktur in Sevilla und einem Wiener Ball vergleichen kann; da verblassen alle Wünsche, alle Träume; schöner könnt's im Himmel auch nicht sein. Und richtig war da auch Cadi wieder, da unten in der Ecke, mit einem ganzen Hof von schmeichlerischen Schönen, sehr gefeiert und begehrt — der weidete jetzt seinen jungen Ruhm ab; natürlich mußte Fanny von ihm gemalt sein, der augenblicklich das Teuerste war, was es in Wien gerade gab.

Fanny empfing ihn sehr lieb: „Das ist schön, daß Sie doch noch gekommen sind! Jessas — da muß ich gleich die Gretel suchen. Die wird sich schrecklich

freuen!" Es gab ihm einen heftigen Stoß, wie sie das sagte, und that ihm wehe. Aber dann besann er sich — es war ja doch weiter garnichts dabei, daß sie ihren Namen ein bischen verwienerte, und Gretel oder Margit konnte ihm schließlich ganz gleich sein. Und dennoch blieb, wie er sich auch mit Argumenten plagte, ein zäher Rest von unbegründeter Verstimmung, als ob sie ihm plötzlich weggenommen und alle Hoffnung vertrieben wäre.

Er sagte Fanny die üblichen Phrasen. Sie plauderte ganz nett und gefiel ihm. Zuerst hatte sie ein paar zuwidere Gesten, die offenbar nicht ihr gehörten, sondern aus der „Burg" entliehen waren, von der Schratt und Wolter; aber sie ließ das bald und wurde natürlich. Sie redete ein bischen viel und erwartete keine Antwort ihrer Fragen. Aber es war ein frischer, lustiger und gesunder Ton, und wie sie immer, wenn sie sich wunderte oder erregte, gleich alle Heiligen anrief und jeden Satz mit Um Gotteswillen, Jessas oder Heilig begann, das gab der Rede eine Note von Provinz und Wildfang, die ihm schmeckte. In ihrem Taumel, wie alles an ihr nach Glanz und Lärm und Freude schrie, war ein Stolz von üppiger Kraft und tiefer Fülle, wie man es auf dem Lande an jungen Mädchen sieht, wenn sie dreschen. Er hatte, so oft ihr Wort oder ihre Geste ihn streifte, ein behaglich und zuversichtlich lüsternes Gefühl, wie wenn man eine frische Kiste von Virginiern öffnet.

Jetzt sah er Margit im Gewühle des Tanzes. Sie hatten sich doch ganz albern und eitel gequält, mit dieser läppischen und tollen Sorge, als ob an ihr etwas verändert wäre! Er fand, wie sie dort schwebte, an jeder Linie und dem weichen Schwunge ihrer Haltung, die feierliche reine makellose Würde wieder, ganz unberührt und unverändert — nein, das war alles nur Wahn und Laune Melas; wie konnte sie sich denn verändern!

Sie flog als sie ihn erblickte, gleich auf ihn zu, von dem bestürzten Tänzer weg, mit ausgestreckten Händen jauchzend entgegen. „Sie abscheulicher Mensch! Gehört sich das? Ich sollte ja überhaupt mit Ihnen gar nicht mehr reden!" Und sie zog ihn nebenan, aus dem lauten Wirbel fort, in den weiten stummen Wintergarten, hinter den einsamen Brunnen, der von sanften großen Tropfen leise wie im Schlafe raunte. Da klagte sie, wie bange und verlassen ihr um ihn gewesen, und schalt ihn, daß er sie ganz vergessen und treulos den beschworenen Pact gebrochen; aber das ging bei ihr nicht so, da kannte er sie schlecht: sie ließ ihn einfach nicht mehr los — und er durfte auch nicht so häßlich sein, sie brauchte ihn ja, sie brauchte einen Kameraden, der ihr ein bischen gut war und an sie dachte und ihr half. So schmollte und bat und zürnte sie und er sog den feuchten Glanz der tiefen warmen vollen Stimme.

Sie wurde gleich wieder zum Tanze geholt. Nein sie war nicht verändert und vertauscht — keine Spur! Deutlicher vielmehr und wirksamer schien ihre Natur, mächtiger und freier, als ob jetzt gleichsam das Pedal dazu getreten würde: alles klang in brausenden Akkorden. Er hatte sie niemals schöner gesehen. Und plötzlich dachte er fast gehässig an den Mann: es war eine besondere Perfidie von ihm, gerade jetzt zu erkranken und zu verreisen — aber der Herr würde sich täuschen; er war nicht der Narr, deswegen sein Glück zu versäumen!

Als sie wiederkehrte, sprachen sie von Mela. Er dachte der seligen köstlichen Stunden in dem kleinen Salon, unter dem frechen Näschen der frommen Helene. Es that ihr ja auch sehr leid ... sie waren so heiter und innig zusammen gewesen ... aber sie konnte sich von Mela doch nicht jeden anderen

sie wollten lieber die fertigen Lebemänner markieren. Lässig in die Sessel gelümmelt, die Beine über die Stützen weg, daß sich die straffen Gigerlfalten in scharfen Bügen zeichneten, in stummer Andacht von ihren Lackschuhen fasciniert wie Fakiere, die ihren Nabel verehren, bei Chartreuse, Cognac und Cigarren, die ihre glatten, welken, grauen Wangen in grüne Nebel spannen . . . . . es war eine Mischung von altem Adel, dem das Blut entronnen ist, und mit dem Kopf verübten Lastern auf ihren mühsam greisenhaften Mienen, aber man merkte doch gleich, daß sicher, bis sie nur erst Freiwillige bei den Dragonern wären, noch ganz nette Jungen daraus würden. Sie schielten begehrlich nebenan nach der Roulette. Aber man spielte ihnen da doch mit etwas gar zu erwachsenen Sätzen.

Leininger hielt die Bank: gelassen, höflich und entschieden, ein bischen blasiert und von oben herab, wie bloß aus artiger Rücksicht auf seine Gäste, um ihnen einen Gefallen zu thun, ohne sich selbst irgendwie für das Spiel zu begeistern; mit unbeweglicher und starrer Miene, kaum daß er einmal, nach einem besonders heftigen Stoße des Glückes, einen Moment wie unter einem schwülen und betäubenden Parfüm die Lider leise schloß — er hätte einen ganz guten Croupier gegeben. Ein paar Spieler von Beruf mit versunkenen zerwühlten Masken wie von ausgedienten Komödianten; Rudi wunderte sich, wie diese Leidenschaft alle nationalen und persönlichen Zeichen verstört und auswischt: sie wirkt an allen Rassen und an allen Ständen gleich. Die Fanatiker unfehlbarer Systeme, im Schweiße ihrer wirren Rechnungen, die doch niemals stimmen. Die gierigen, verschämten, aufgeregten Neulinge, die immer erst alle Welt zuvor befragten, um wenigstens eine Ausrede zu haben, als ob es eine Schande wäre, das Glück zu verfehlen — mit den langen, ermahnenden, schmerzlich anklägerischen Blicken, wenn der erbettelte Rat versagt: „Sehen Sie, ich hab' mir's gleich gedacht . . . es war ja gar nicht anders möglich . . . bloß um Ihnen zu zeigen . . .!" Und natürlich die Weiber wieder, wie überall und immer, die wildesten in Angst und Gier, fieberisch und atemlos, jede Scheu und Würde vom Geize gelöscht, ganz verknechtet und entwillt im Zauber der knisternden Papiere; da war eine blasse, schmale, winzige Person, mit sanften bangen Kinderaugen, heimlich und fein, in seltenen und edlen Steinen, mehr als die ganze Bank betrug, die sehr naiv und ungeniert die sicheren Künste der poussette und retirette trieb, nach dem Halte der Kugel den verschämten Fünfer eilig über den Strich schob oder in hastigen Griffen zurückzog, wie nur irgend ein gelernter Grieche.

Ein paar Herren vom Polenklub, sehr gestriegelt und pariserisch lackiert, einige nachdenkliche und geduldige Konservative, die das feinere Spiel auf Nummern übten, und der ganze Stab des demokratischen Berges, von dem groben Reiz der Farben bethört, laut und heiß, hungrig nach dem Laufe der Kugel ausgestreckt, mit zerknitterten Hemden zusammengedrängt, in Späßen und in Flüchen. Die deutsch-nationale Gruppe hielt sich mehr nebenan, beim Biere, stumm und gelassen um ein großes Faß, in sehr ausgeliehenen Fräcken; man konnte sie für Musikanten halten, die in der Pause bewirtet wurden. „Bärte, nichts als Bärte," dachte Rudi, der gern einmal ihr Programm erfahren hätte; aber sie waren schlau und verrieten nichts — Programme stören bloß die Eintracht und man hält sie doch nicht, versicherte der kleine Bismarck von Villach, dem sie gehorchten.

Vor dem Buffet war ein guter Posten. Da staute sich das Gewühle. Da konnte er die Gesellschaft mustern. Es stimmte so ungefähr mit seinen Erwartungen:

die Millionäre von gestern, an denen noch die rohe Hast der Börse und doch schon wie ein Escompte der Baronie war; die großen Tribunen des Gemeinderates mit breiten eingelernten Posen, wie Provinzler vor dem Photographen; die ewigen Gründer der „großen anständigen Tageszeitung gegen die Korruption ohne Ansehung der Partei"; der Katheder-Sozialist der Universität, der den Mirabeaus des vierten Standes für ihre Reden die Citate lieferte; der Herausgeber des illustrierten Prachtwerkes „Die Staatsmänner Europas"; die gewissen Salon-Maler, die ihre Bilder so schön erzählen; der Komponist, der kein Libretto findet; russische Hofschauspieler, vornehmlich verächtlich resigniert, bis Wien wieder Theaterstadt würde, mit der herzoglich Coburgischen Herzog-Ernst-Medaille am grünen Bande und der Krone des Circolo Frentano; die falsche Lebewelt „vom Grund" aus den Jockey-Clubs der Vorstadt, mit deutschmeisterischen Sechsern, schweren Ringen an den Fingern, die kutschieren wollen, Sammetkrägen auf den Fräcken; die geselligen Talente, welche jede Tierstimme und die Burgschauspieler imitieren, was in Japan Taikomati heißt, Kartenkünstler und Bauchredner aus Liebe; und der ganze Anhang der Familie von Vettern und von Freunden, „die Spezis" des alten Seiler, verdutzt und sprachlos und auch wieder selbstbewußt vor so viel unerhörtem Glanze, der im Grunde ja doch zuletzt von seinen guten kleinen Würsten stammte, brave dicke Leute, die behutsam ihr buntes Taschentuch vorbanden, wenn sie aßen oder tranken.

Jetzt wollte er aber doch endlich hinauf, zum Tanze, die Hausfrau begrüßen, Margit sehen.

Als er über die Treppe ging, auf die Klänge zu, wurde er von einem Atemlosen fast umgerannt. Wie er seinen geduckten unsicheren Blick des Kurzsichtigen erhob, erkannte er Gustel Speyern, den feschen Gustel, der beim Ballett der Jupiter hieß, weil er immer blitzte. Sie waren Schulkameraden, vom akademischen Gymnasium her. „A Du!", sagte Gustel getröstet. „Seers! Ich hab' ein damisches Pech. Eine Braut ist hinter mir, aber die wird sich schneiden. Ganz verrückt bin ich doch noch nicht!" Und er klammerte sich trotzig an Lederer, als ob ihn keine Macht der Welt mehr wegbringen sollte.

Da hörten sie auch schon eine süßliche, schleimige, watschelnde Stimme: „Aber deswegen brauchens doch nicht gleich davon zu laufen, Herr von Speyern! Man wird doch noch reden dürfen. Was habens denn bloß eigentlich?"

Gustel fühlte sich am Arme Rudis sicher mutig und entschieden: „Ich habe Ihnen schon gesagt, gnädige Frau — es thut mir sehr leid, aber das Ganze ist ein Mißverständnis — ich denke garnicht an ihre Tochter —"

„Jessas, das arme Mädel! . . . Und sie ist so verschossen in Sie —"

„Ich kann ihr aber nicht helfen — wenn ich Ihnen schon sag . . .!" Und er nahm seinen ganzen Zorn zusammen und redete sogar hochdeutsch: „Ich liebe Ihre Tochter nicht!"

„Aber woher wissens denn das? Das könnens ja noch garnicht sagen!"

„Ich liebe Ihre Tochter nicht — da kann man nix machen."

„Sie kennen ja das Mädel doch noch viel zu wenig! Da werdens später erst draufkommen — ich sag Ihnen: Das Mädel is eine Venus! Das könnens mir glauben! Das werdens nachher erst sehen, wanns nur erst einmal mit ihr verheirat' sind!"

Rudi hatte alle Mühe, das aufgeregte Mutterherz ein bischen zu beschwichtigen, daß wenigstens hier weiter kein Skandal daraus wurde. Gustel würde sich die Sache ja noch überlegen. So geschwind geht das doch nicht.

verlangte er sich weiter keinen Verkehr. Es klebte doch an ihm noch immer was von seiner Herkunft, wie ein dumpfer, ungelüfteter Geruch von schmutzigen, gelben Zinskasernen mit finsteren Stiegen, engen Küchen, nassen Windeln; und er mochte es auch nicht, wenn von jemandem gar so viel in den Zeitungen stand. Aber darum wollte er sich die Wirtschaft immerhin ganz gerne einmal besehen — wie die sich wohl eigentlich in der Nähe ausnahmen, wenn sie untereinander waren; es mußte ein lustiges Gemisch sein, Handwerker, Fürsten und Advokaten im sozialen Christentum vereinigt . . . und er protegierte ja auch die Künste — was das erst für Exemplare sein mochten — und dann noch die besondere Farbe, die der Geschmack der Frau dem Ganzen gab.

Er war wirklich sehr neugierig auf die Frau. Irgend etwas mußte denn doch an ihr sein, wenn sie Margit gefallen konnte. Aber er konnte es sich gar nicht denken: er fand in dem Stil des Mannes durchaus keine Frau, die auf der andern Seite wieder auch in den Stil der Margit paßte. Wie reimte sich das zusammen? So, wie Mela sie schilderte und man es nach ihrem Rufe erwarten mußte, so war sie sicher nicht; an eine dumme Vorstadtmondäne mit falschem Chik und ohne Würde hing sich Margit nicht. Irgend etwas mußte sie schon haben. Man sah es ihr freilich nicht an: teuer, laut, nach dem Journal gekleidet, von der Schneiderin geliefert, ohne eine persönliche Note, und das gewisse saubere, blanke, runde Wäschermädelgesicht, das kein Gedanke, kein Gefühl gezeichnet hat, gesund und nett wie eine frische Wurst. So hatte er sie oft genug gesehen; sie war ja überall. Aber er wußte eigentlich nichts von ihr. Keine Heirat aus Liebe, von keiner Seite; das stand fest. Sie war die Tochter des berühmten Selchers in der Schlösselgasse, an der Ecke der Laudongasse, dem Riedhofe gerade gegenüber, dem die schönen russischen Jucker gehörten; eines der schwersten Mädeln vom ganzen Grund; der alte Seiler war siebenfacher Hausherrr, eines stattlicher und größer als das andere. Davon sollte die Fanny nun aber auch was haben! Und wie er ihr immer die teuersten Puppen und die teuersten Kleider gekauft und die teuersten Gouvernanten und Lehrer gehalten, so wollte er auch einen Mann in den höchsten Kreisen, daß alle Nachbaren platzen sollten vor Neid und Galle. Nicht irgend einen lukerten Baron oder Grafen — da schaut nichts heraus damit. Aber Doktor und Advokat — das paßte ihm gerade. Professor wär ihm noch lieber gewesen; er hatte bei allem protzigem Gethue vor der Bildung unendlichen Respekt. Aber dafür saß er im Parlamente und täglich fand man ihn im Extrablatt. Der alte Seiler war sogar ein Hauptfanatiker seiner Partei: er wollte zeigen, daß er keinen Hochmut hatte, und fühlte sich stolz als kleinen Mann. So wurde dem gänzlich abgebrannten Leininger das Spiel sehr leicht. Chiavacci, der den Alten kannte und sich manchen Fund aus seinen Kannegießereien holte, hatte das Rudi neulich sehr lustig geschildert.

Und Fanny? Die Wahl schien ganz nach ihrem Geschmack. Sie wollte wohl bloß Freiheit und Genuß. Sie heiratete, wie diese Mädchen eben alle: weil man da ungenierter ist und mehr mitmachen kann. Sentimentalität kannte sie wohl nicht; woher sollte auch das prächtige Stück Fleisch romantische Ideale haben? Und Leininger war ein sogenannter schöner Mann und tanzte gut und ritt gut und hatte für die Vorstadt ausgesucht feine Manieren. Man hörte, sie lebten sehr gut zusammen, er ein Bischen nach der einen und sie ein Bischen nach der anderen Seite — aber Niemand konnte ihr was ernstliches nach sagen; dazu hatte sie wohl auch gar nicht die Zeit. Er hätte sie wahr-

scheinlich nicht gestört — er schien ein sehr bequemer Gatte, der sich bloß als den Vergnügungsmeister seiner Frau betrachtete, ein wahres Muster vom ausgehaltenen Ehemann.

Was es nur eigentlich war, das Margit zu ihr zog? . . .

Aber er würde es ja bald erfahren. Er mußte hin . . . . .

So grübelte Rudi einsam in dem weiten, leeren, stummen Café. Gähnend schlichen die müssigen Kellner. Draußen vor den angelaufenen, vom nassen Dunst zerronnener Wintersprossen trüben Scheiben versank die Welt unter fetten, grauen Flocken, fahl, gespenstisch, ohne Farbe.

VII.

Leiningers gaben jeden Winter drei solche Bälle.

Im Vorhause, das zwischen Palmen und Aloen einen lieben Plauderwinkel hielt, lag auf dem steilen, mit frommen Legenden verschnitzten Stuhl derselbe üppige und grelle Pelz, genau ebenso malerisch vergessen und wissentlich gebauscht, wie vor zwei Tagen, als Rudi das erste Mal nach der gnädigen Frau gefragt und seine Karte abgegeben hatte — offenbar eine Idee des Tapezierers. Der Mann hatte überhaupt eine gute Hand und verstand sein Geschäft, man sah das gleich . . . . . gerade wie der Gärtner, der die feierliche Treppe mit diesen tiefen, strengen Blüten säumte, wie der Techniker, der den elektrischen Lampen so neckische und listige Masken gab: die ganze Regie war tadellos. Man fühlte sich wie in einem höheren Ronacher für die vornehme Welt und dachte gar nicht daran, daß da auch jemand wohnen könnte; das war besonders gemütlich, mit einer Note von Maskenball und öffentlicher Freude.

In der Mitte der Stiege hielt Rudi vor dem Spiegel, machte seinem Bilde ein tiefes, umständlich geziertes Kompliment und fand, daß er doch eigentlich wirklich ein hübscher Kerl war. Merkwürdig, wie die Spiegel verschieden sind: es gab recht unangenehme, in denen er sich gar nicht gefiel; aber dieser war ausgezeichnet. Er sah sich überhaupt gern im Frack, der ihm vortrefflich saß; sogar der breite ungestalte Rücken, sein großer Schmerz, hatte da eine ganz passable Linie.

Er war sehr gut aufgelegt. Seine flinken, klugen winzigen Augen tanzten frech und ausgelassen. Nun ging seit ein paar Tagen wieder einmal alles am Schnürchen. Er hatte es richtig ganz unauffällig einzufädeln gewußt, daß Leininger ihn zu dem Balle lud, nach einem sehr gründlichen und tiefen Gespräche über die Zukunft der Parteien; die Politik hatte also doch auch ihre guten Seiten . . . . . und er ließ sich erst noch inständig bitten, posierte den Märtyrer des Faschings, hatte auch gerade diesen Abend ein unvermeidliches Diner, daß er höchstens später vielleicht . . . . . kurz allen möglichen „Pflanz", mehr als nötig. Und nun kam er von einem gefälligen kleinen Mädel, einen Löffel Champagner auf den Nerven — Mitternacht war vorbei, er brauchte kein langweiliges Souper neben irgend einer unbeweglichen Puppe zu fürchten — neugierig, ein bischen moquant und auch ein bischen sentimental, wie es eben kommen würde — Margit mochte sich hüten: heute war er gefährlich.

Er stieß zuerst auf einen Trupp Theresianisten. Sie waren zum Tanzen eingeladen, weil man dafür doch nur noch auf die Kinder rechnen kann. Aber

Verkehr verbieten lassen! Es kam ein herrischer und harter Zug von Trotz und Feindschaft um ihre breite höhnisch ausgebogene Unterlippe, die das Fleisch der Zähne zeigte ... und überhaupt, sie ließ sich nicht tyrannisieren, von niemandem gar niemandem auf der Welt, sie folgte ihren Launen! Das wußte sie schon, daß sie selber auch nicht ohne Schuld war ... aber man durfte mit ihr nicht gleich so strenge sein, man mußte Geduld und Mitleid mit ihr haben! Da wurde sie leise und schmerzlich, in halben zagen Tönen zwischen suchenden Pausen, wie über sich selber erstaunt und ratlos: „Ich bin eben noch immer nicht ganz gesund ... o nein ich bin gar nicht gesund! Manchmal ... ich weiß gar nicht was manchmal über mich kommt — ich möchte alles zerreißen — und grade die ich sonst am liebsten habe ... ich kann nichts dafür — die Nerven, sagt der Doktor — und ich leide ja selber am meisten davon!“ Sie sah mit langen, starren, wie von tiefer Not erpreßten, flehentlich gestreckten und doch blind verirrten Blicken weit, weit weg, gleichsam durch die Wände, als ob sie vor ihnen versänken, um eine ferne Hilfe. Nun hatte sie wieder das Böcklinische, die verrinnenden und entglittenen Formen, diese dumpfe Verlorenheit an heimliches Leid.

Er sollte die Quadrille neben ihr tanzen. Sie war von Straß engagiert. Natürlich, solche Brüder spielten ja hier die erste Geige ... Er ärgerte sich, wie er nur den Namen hörte. Aber das Herumstehen hatte er auch schon satt. Fanny brachte ihm eine Tänzerin, eine winzige, ziemlich beleibte, aber soweit es ihr Umfang gestattete, noch immer ganz graziöse Bovary — es stimmte eigentlich gar nicht und er wußte wirklich nicht, warum er sie so taxierte. Irgend eine Hofrätin — er vergaß gleich wieder, wie sie hieß; aber den Titel merkte man sich an den gewissen gönnerhaften Blicken, die mit dem Range und der ganzen Pension gestempelt waren. Gerade nicht mehr allererste Blüte, ein bischen geschminkt, gut plombiert, ganz hübsche unruhige verliebte Augen, wenn sie nicht gerade die Nähe des Ministeriums markierten, und kleine weiche warme Finger, die sich in der Hand des Nachbars gern vergaßen. Schließlich war es immer noch gescheiter, als in den Ecken zu lungern und zu gähnen. Und vielleicht konnte er Margit ein bischen eifersüchtig machen — mit dieser koketten Puppe war das doch nicht schwer und sie verdiente es.

Er konnte sich nicht helfen: dieser Straß, der hier natürlich mit seiner frechen Schnauze gewaltig imponierte, weil er „eine gar so schöne Aussprach'“ hatte, dieser Straß verdroß ihn sehr. Er fand, wie viel er suchte, keinen rechten Grund, aber alle Einreden des Verstandes blieben wehrlos gegen seinen zähen unnachgiebigen Instinkt von Haß und Warnung. Es ließ sich nichts machen: alles an dem Kerl reizte und empörte ihn; er wurde nervöse, wenn er ihn nur hörte oder sah. Dieser schrille, aus der Fistel schnarrende Accent — die harte Paradehaltung seiner spitzen, steifen Höflichkeit, als wäre jedes Wort und jede Geste wie sein Schnurrbart immer mit dem Eisen ausgezogen — die aufdringliche eckige und grelle Eleganz vom deutschen Offizier in Civil, mit den kantigen und scharfen Schultern im rechten Winkel jäh vom Halse weg, wie die Berliner Schneider eben arbeiten — er vertrug das einmal nicht! Und er wollte es ihr schon mit der Hofrätin vergelten — aber gehörig!

Die paßte dafür gerade vortrefflich; eine bessere konnte er gar nicht wünschen. Alles ging bei ihr mit Siebenmeilenstiefeln. Sie hatte ein besonderes Talent, den sentimentalen Prolog zu verkürzen und immer gleich drei Stufen der Galanterie auf einmal zu nehmen. Es amüsierte Rudi und er durfte sich ja doch auch

von ihr nicht beschämen lassen. So behandelten sie den Flirt, wie fertige Meister das Schach behandeln, wenn sie sich einmal für eine Eröffnung entschieden haben. Die ausgeprobten Züge folgen unbesonnen Schlag auf Schlag, in gedankenloser Hast, mechanisch, da jeder die Anwort des andern voraus und den vorgeschriebenen Verlauf weiß, ungeduldig, bis nur das Werkel endlich einmal entwickelt und die Entscheidung gestellt ist.

Margit hätte er jetzt am liebsten geprügelt. Sie benahm sich abscheulich. Es war unglaublich. Sie kümmerte sich einfach garnicht mehr um ihn; sie hörte und sah nicht mehr auf ihn; sie lebte nur noch für ihren Tänzer. Und eben den süßen, rufenden und versprechenden Blick, wie gerade noch mit ihm, eben den heimlichen und vertrauten Ton hatte sie jetzt ganz ebenso für Straß.

Uebrigens: wie sie wollte! Das war das sicherste Mittel, sein Gefühl zu vertreiben. Er lief den Weibern nicht nach; er bettelte nicht! Da würde die gute Dame sich verrechnen. Darin hatte er gar keine Uebung und Gewohnheit .... und er hatte es auch wirklich nicht nötig — Gott sei Dank! Er fühlte durchaus keinen Beruf zum Brakenburg — wenigstens hätte es ein etwas reputierlicher Egmont sein müssen. Nein, dafür dankte er ergebenst. Das war nicht seine Art. Entweder — oder! Wenn ihr Herr Straß besser gefiel — bitte, bedienen Sie sich! Ueber Geschmack läßt sich nicht streiten. Es gab ja andere genug. Die kleine Bovary war wirklich ganz nett. Und er sagte der Hofrätin, während sie nach der Quadrille im Saale spazierten, alles was eigentlich für Margit bestimmt war — eine sehr schöne und heiße Erklärung, so leidenschaftlich und bewegt, daß ihm zuletzt doch wieder beinahe um Margit leid that.

Aber nein — sie hatte es nicht besser verdient. Er wollte mit ihr überhaupt gar nicht mehr sprechen. Sie sollte sehen, daß er sich auch ohne sie ganz ausgezeichnet amüsieren konnte.

„Du, Du!“ drohte ihm Gustel, wie er die Hofrätin verließ. „Das wird doch nicht gehen! Gar so jung darfst Du doch nicht mehr thun, daß Du die Frau Jesus Christus —“

„Wie nennst Du sie?“

„Na, weil sie auch immer sagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen! Sie fliegt auf die Theriesianisten. Gratuliere!“

Es war entsetzlich schwül im Saale. Nach dem Brunnen wollte er nicht — da konnte ihn Margit suchen; sie sollte nicht glauben, daß er sie erwartete. Er strich draußen durch die Gänge. Er hätte gerne ein bischen geplaudert. Aber Cadi gaben die Weiber nicht los und Gustel hopste schon wieder im Walzer. Er ärgerte sich. Er wollte nicht an Margit denken. Er wollte auch nicht fort. Und immer tanzen — er wollte lieber irgend ein stilles, gemütliches Gespräch, mit irgendwem, über irgendwas .... und eine behagliche Cigarette dazu.

Da hing eine Landschaft von Jettel. Der feierliche reine Friede ihrer milden Stimmung, wie in ihr gleichsam die Seele lödlicher Sommerabende gemalt war, gefiel ihm, aber der schwere üppige Rahmen erdrückte das stille Bild. Er brauchte jemanden, bei dem er sich beschweren konnte. Er ereiferte sich gern gegen die häßliche Unsitte der Rahmen, deren üppiges und breites Gewicht alle Stimmungen verdarb; höchstens ganz einfache schmale schwarze ließ er gelten. Er mußte es entschieden jemandem sagen; das wurde ihm jetzt plötzlich ein unabweisliches Bedürfnis — sonst platzte er noch vor Aerger.

Er konnte den Doktor nicht länger hören; er hätte ihm sonst ins Gesicht gelacht und hätte ihm alles gesagt. Es riß ihn ruhelos durch das Gewühl. Mit allen redete er und lachte. Er hätte es ihnen ums Leben gern gesagt! Er brauchte viele Kraft, an sich zu halten und nichts zu verraten. Jauchzen und weinen hätte er mögen und es laut durch den Saal schreien und auf allen Straßen verkünden, bis die ganze Erde es wüßte!

Es war ein toller Taumel von Gefühlen. Bald sah er sie, während strenge, feierliche Chöre aus verhüllten Gründen drangen, milde von besonnter Wolke lächeln und sah sich unten im Staube als scheuen Anwalt der bedrängten Menschen vor der ewigen Kaiserin des Glückes. Bald hätte er ihr mitten im Gedränge gerne das blasse und verstörte Köpfchen zwischen die Hände genommen und, während die Musik einen Tusch spielen mußte, einen lustigen Toast auf sich gejauchzt, dem jetzt die kleine Frau gehörte . . . na Cadi und Gustl, die möchten spitzen! Bald trug er sie von den dummen Leuten fort nach einer heimlichen Insel weit im blauen Meer, wohin er kein irdisches Geschöpf als höchstens einmal die Woche die „Fliegenden Blätter" ließe, und herzte sie zwischen Palmen und Orangen und genug Champagner und zupfte das widerspenstige Näschen, bis es gerade und ordentlich und ein klassisches Muster wurde. So war sie ihm Fürstin und Kind und Puppe und er wollte ihr Priester und Sklave und Herr sein. Aber am liebsten hätte er ihr doch die sanften blassen Finger geküßt und es ihr leise vertraut: „Ich habe Dich sehr lieb!"

Dieses Mal war die Sache in Ordnung. Närrischer konnte sich keiner betragen. Dieses Mal war es offenbar endlich die richtige Liebe.

Jetzt schleppten sie den dicken Papa Seiler, der auf seinen morschen, dünnen Beinchen wie auf Stelzen schwankte, auf das Podium hinauf, ans Klavier. „Das ist immer der Gipfel des Programms, jedesmal," erklärte Gustl, „wenn der Alte zum Klavier gewälzt wird, um den lieben Augustin zu spielen. Es giebt eine große Hetz' und zugleich beweist das Haus den Atavismus seiner Bildung. Ich hab' nur immer Angst, es bricht einmal der arme Sessel." Sie jauchzten und strampelten und klatschten und hoben den enormen Klumpen auf die Schulter und trugen ihn im Triumphe. Rudi tobte mitten im ärgsten Knäuel der Jüngsten. Er mußte sich ausspannen und entladen; sonst wurde er noch gesprengt.

Als der Wirbel verlaufen war, fand er Margit nicht mehr. Er suchte sie lange. Er wollte ihr weiter nichts sagen; er wollte sie nur sehen. Aber sie war heimlich fort. Er lächelte ihrer lieben Angst und wurde geschmeichelt und gerührt. Und zärtlich begleitete er sie im Geiste. Er sah sie verschüchtert und erschreckt in die Ecke des Wagens gekauert, wie sie an ihn dachte und ihn fürchtete und nach ihm rief, und sah sie daheim sich langsam entkleiden, zu Bette gehen und die Arme öffnen und hörte in ihrem Traum seinen Namen.

Es war jetzt entschieden und er fühlte eine tiefe selige Heiterkeit. Die Zweifel schwiegen. Sie gehörten sich. Sie brauchten sich nichts mehr zu sagen und kein Wunsch, kein Vorsatz, keine Reue konnten es ändern. Es war jetzt entschieden.

Da dachte er plötzlich an den Mann. Er dachte zärtlich und mitleidig an ihn. Sie wollten ihn ja nicht kränken. Aber sie konnten ja nichts dafür. Es war heftiger als sie: sie mußten gehorchen. Es galt nur, keine schuldige Rücksicht zu versäumen. Sie mußten suchen, ihm Leid und Kummer zu ersparen.

Ja, wenn er gesund gewesen wäre — da löste sich alles sehr einfach und bequem. Verständige Leute achten das Recht der Leidenschaft: denn sie wissen ihre Macht. Man hätte sich ruhig auseinandergesetzt: „ich liebe Ihre Frau und sie liebt mich — es thut uns ja sehr leid, aber was wollen Sie denn dagegen machen?“ Natürlich hätte es zuerst eine ungemütliche Scene gegeben — so ganz glatt gingen diese Dinge nun einmal auch unter den besten Menschen nicht. Aber zuletzt hätte er sich doch in das Unvermeidliche gefügt und dann — ja, das heißt... ganz so einfach war die Sache doch nicht. Da gab es noch manchen schlimmen Haken. Scheidung? Und den ganzen Skandal mit den schmutzigen Geschichten in der Revolverpresse... und das Zwinkern und Klatschen und Tuscheln, wenn er mit ihr über den Ring gehen würde — es war doch nicht irgend eine Bäckersfrau, die niemand kannte..... und all der häßliche Verdruß in seiner Familie, das Hin- und Her von Räten und Warnungen bei den Vettern und Tanten..... und dann kam auch noch die leidige Frage um das Geld: er hatte viel weniger als Eugen und litt den Gedanken nicht, daß sie sich für ihn einschränken und gewohntem Behagen entsagen müßte... das würde er nicht acht Tage ertragen! In der Theorie ist das Alles viel schöner und bequemer.

Uebrigens vorderhand war ja das Alles eitel und nichtig. Er quälte sich ganz unnütz. Wenn er auch einen Rat fand — das konnte ihm jetzt doch nichts helfen, so lange Eugen krank und fern war. Jetzt gab es nichts Anderes als — ja, das wußte er nicht!

Sie konnten nicht mehr zurück. Sie waren schon zu weit. Aber sie konnten es ja jetzt nicht entscheiden, bis er nicht zurück war. Und warten, geduldig und besonnen warten — a, warten konnten sie schon garnicht!

Betrügen — das sagt sich so leicht . . . und man thut es ja auch . . . und im Prinzip hatte er gar nichtsdagegen! Aber mit einem Freunde, den man achtete und liebte — da wurde es schon etwas heikel. Gerade weil man ihn liebte, wollte man ihn nicht betrügen, weil es einem den ganzen Genuß verdarb; und gerade weil man ihn liebte, mußte man ihn schließlich betrügen, weil man ihn doch nicht durch ein ehrliches Geständnis kränken durfte. Und nun gar noch ein Kranker, der von allem garnichts ahnte und sich nicht wehren konnte — das war gar so feige, diebisch und hinterlistig!

Er wurde sehr ärgerlich über sich selber. Da hatte er es wieder einmal! Das Glück meinte es gar nicht so schlecht mit ihm. Aber er verdarb sich alles selbst durch das verwünschte Denken. Was brauchte er sich gleich wieder mit tausend Sorgen zu quälen? Was ergab er sich nicht gelassen und unbekümmert dem unvermeidlichen Verlauf der Dinge, die ja doch zuletzt den eigenen Trieben gehorchten und nach seinen Vorsätzen nicht fragten? Was mühte er sich viel, dem Schicksale dreinzureden und vorzuschreiben — zuletzt war er doch nur der Blamierte!

Das verwünschte Denken! Es half nichts und verwirrte alles. Er wollte nicht länger der Narr des Verstandes sein. Es war doch ganz deutlich und klar — wenn er nur nicht seine eigene Vorsehung spielen wollte! Er liebte Margit — das hatte er nicht gemacht, dafür konnte er nichts und es ließ sich nicht ändern; und Margit liebte ihn — das war wahrhaftig auch nicht seine Schuld; nun war Margit eine anständige Frau und er war ein anständiger Mann — also verwiesen sie jeden bösen Gedanken und entsagten allen Wünschen;

„So gespreizt — wie ein wichtiges Buch von einem großen Professor". Da konnten sie sich nicht mehr halten und lachten beide hell heraus. Er war schon wieder ganz versöhnt. „Na dann freilich — da wird es wohl nicht anders gehen. Aber dann geben Sie ihm meinetwegen den mit den Ringen! Den Kleinen da, verehrte Dame — da muß ich schon bitten! Gerade den Kleinen kann ich nicht entbehren, den brauche ich unbedingt!"

„Warum denn?" fragte sie argwöhnisch. „Warum denn gerade den Kleinen?"

Da runzelte er die Stirne und warf die Lippen grimmig auf, daß es die Schnurrbartspitzen sträubte, und machte finstere, wilde Augen, wie ein Krampus. „Weil ich der Teufel bin — der nimmt sich dann die ganze Hand, bekanntlich!"

Sie riß die Hand weg, nach der er greifen wollte, und richtete sich jäh und steif empor, plötzlich wieder ganz fremd und fern in Ton und Geste, hochmütig und starr, mit einer gemachten, hohlen und komödiantischen Würde: „Pardon — die Hand ist schon vergeben."

Da brach er heftig aus. Es war der Ton, der ihn reizte, das Unwahre und Falsche in diesem ausgeliehenen Tone. „Spielen Sie nicht mit mir, Margit! Ich bitte mir das aus. Ich lass' mich nicht so behandeln — alle fünf Minuten anders!"

Sie nestelte an ihrem Kleide und sah ratlos vor sich nieder. Es lag eine rührende Not auf ihrer Ohnmacht, eine tiefe Ergebung in Unvermeidliches, die nicht mehr hofft. Sie schien, als würde sie gleich versinken.

Er bereute schon seinen Zorn und begütete. „Sie müssen das doch selber einsehen! Ich kann mir das nicht gefallen lassen — alles hat seine Grenzen! Und wenn sie sich wenigstens nur diesen Straß abgewöhnen möchten — das Andere, mein Gott! Aber das bringt mich noch ganz auseinander. Ich vertrag' es einfach nicht. Er oder ich. Entweder — oder!"

Jetzt hob sie langsam den Blick und erholte sich und kehrte wieder. „Aber Rudi — ist es denn Ernst?"

„Wundert Sie das vielleicht? Das können Sie mir doch wirklich nicht verargen! Sie sind ja in einer Weise lieb und nett mit ihm —"

Sie lächelte leise und freute sich an seinem Aerger; und wie sie auf der Schwelle des Gartens den Tänzer sah, der sie holen würde, sagte sie dankbar, zärtlich und nur ein klein wenig von oben herab: „Dummer Bub'! Daß Sie das nicht verstehen! Mit ihm kann ich leicht lieb und nett sein, viel netter als mit Ihnen — weil der mir nicht gefährlich ist!"

Und schon war sie fort, zum Tanze entführt, bevor er es noch recht verstehen und glauben konnte. Nein, er wagte es nicht, er wagte es gar nicht zu denken. Es traf ihn wie ein unverdientes Wunder und ... das ja überhaupt gar nicht möglich ist! Und er tastete vor sich, fühlte mit den Fingern und griff nach seiner Nase, ob es denn nicht Wahn und Täuschung der bethörten Sinne war. Aber er lebte doch und wachte deutlich und hatte kaum getrunken.

Er rannte die alte Seiler fast um, die dicke Mama, die heimlich in den Ecken, wenn es gerade niemand sah, die Lampen löschte, weil es um das teuere Licht doch wirklich schade war. Sie konnte sich in die neue Wirtschaft nicht finden und jammerte über die Verschwendung. „Und denken's Ihnen nur: So eine Dummheit! Laßt's nit heut' in der Früh' noch extra wachsen, wo doch ohnehin

alles gleich wieder zusammen getrampelt wird, mit der dalkerten Tanzerei! Aber i sag's ja: die jungen Leut'! Und dann schimpfen's auf die schlechten Zeiten."

Er hörte sie nicht. Er wußte nichts mehr als nur jenes köstliche Wort. Er sah nichts mehr als immer nur das Geständnis des Versprechens in ihrem Blicke. Der Rest der Erde war versunken und entstoben.

Jetzt durfte er es ihr endlich sagen, jetzt mußte er es ihr sagen .... Alles, das ganze heftige, so lange mutlos verhaltene Gefühl, die tiefe Leidenschaft, die er ja selber noch gar nicht geahnt.

Er zog sie, wie er sie von dem Tänzer empfing, hinter den Brunnen. Sie gingen stumm und atemlos und standen lange vor den großen, schweren, müden Tropfen. Endlich raffte er sich auf: „Ich muß es — ich muß es Ihnen sagen!"

Sie lehnte am Rande des Beckens, daß der Atem des Wassers ihren Nacken streifte. Und sehr hastig, indem sie nervös den Fächer schlug, daß es wie ein knarrendes Geräusch von Nüßen gab: „Ich weiß schon ... ich weiß schon ... wir hätten gleich davon reden sollen! Sie wollen mich um Eugen fragen ... Es geht ihm besser, danke, viel besser, schon bedeutend besser, Gott sei Dank! Er hat mir erst heute geschrieben. Er kommt bald wieder!"

Er sah auf sie und fand kein Wort. Es klang in ihrer Rede wie um Hilfe. Er hätte am liebsten geweint, weil sie litt.

Und sie wiederholte es ... die ganze Leier noch einmal und immer wieder ... wie ein wunderthätiges Gebet, das schützen kann und heilen wird ... und als ob sie in sich selber allmählich erst viele Zweifel bezwingen und Zuversicht gewinnen müßte ... die gleiche Leier immer wieder, von dem Briefe des Mannes und den Berichten der Aerzte und: er kommt bald zurück, er kommt ja jetzt bald wieder!

Er konnte vor Erbarmen nichts sagen. Er legte ihre Hand in seinen Arm und führte sie langsam. Sie neigte schlaff das Köpfchen und lächelte irre und stammelte gierig: „Ja ... tanzen ... tanzen ... oh!" Sie taumelten stumm durch den Walzer. Es war ihnen eine selige Flucht, aus allen Gedanken fort, ins Glück.

Der Doktor zog ihn weg. „Sie wenigstens — Sie hätt' ich doch für vernünftiger gehalten! Sehen Sie denn nicht, daß es ihr Tod sein kann?"

Rudi sah erstaunt und unverständlich. Er begriff erst lange nicht, was er hörte. Er wußte garnichts mehr. Er wunderte sich, daß die anderen noch da waren. Er sammelte sich mühsam. „Ist sie denn — sie ist doch nicht mehr krank!"

„Sehen Sie doch nur einmal hin! Glauben Sie vielleicht, so tanzt eine Gesunde? Da täuschen Sie sich aber gehörig! ... Sie macht mir bald mehr Sorge als der Mann. Ich möchte, er käme bald wieder. Ich weiß mir sonst keinen Rat. Es sind an ihr ganz fremde und unbegreifliche Sachen."

Er fand den Doktor riesig komisch, daß er sich mit dieser albernen und eitlen Angst so unnütz quälte. Ueberhaupt: alles war auf einmal furchtbar komisch! Er sah im Kreise rings herum und alles reizte sein heimliches Lachen. Alles that so wichtig und so groß und war so winzig und gering vor seinem Glücke! Dabei drehten sich die guten Leute ruhig weiter und wirbelten ganz unverdrossen fort, als wäre nicht das Mindeste geschehen, und merkten es gar nicht einmal!

Er packte den alten, nachdenklichen Herrn zusammen, der eben vorüber kam. Der glich Einem, der gut zuhören würde, ohne Einwände und Gehorsam; und er sah sonst gerade keinen Anderen. Er kannte ihn nicht; es konnte ein englischer Admiral oder auch ein Zahlkellner der inneren Stadt sein — so beiläufig schätzte er seine glatte, in regungslose Würde gefaltete Miene: ein Ibsenkopf, aus dem der Geist entwichen und die Haare ausgefallen waren. Aber das kümmerte ihn ja nichts: er wollte doch nur seine Rede gegen die Rahmen verzapfen. Das that er denn auch mit vielen und eindringlichen Argumenten und bewies es handgreiflich an diesem schlagenden Beispiel.

„A ja", sagte der würdige alte Herr sehr höflich. „Sie sind Maler?"

„Das zwar nicht, aber Sie müssen mir zugeben —"

„Pardon, erlauben Sie! Aber wenn Sie kein Maler sind, dann geht Sie wohl eigentlich die Sache gar nichts an! Was brauchen Sie sich den Kopf der Maler zu zerbrechen?" Es war immer noch artig und verbindlich, aber strenge und scharf erklärt, mit unverhohlenem Tadel und einer Note von Polizei in der kalten, harten Stimme, wie um eine ausbrechende Unruhe zu meistern und zur gerechten Ordnung zu verweisen.

Das kam Rudi gerade recht. Nun ließ er ihn schon gar nicht mehr los. Darauf lauerte er ja bloß. Wenn es irgendwo einen zu „frozzeln" gab, das versäumte er niemals. Er hatte das noch aus der Pariser Periode. Embêter les bourgeois sagten sie dort; er übersetzte es: „Die Spießer giften". Das schien ihm der verdienstlichste Beruf.

Er stellte sich feierlichst vor, mit Namen und Titel. Das mußte stets mit einer besonderen Grandezza geschehen in diesen Fällen. Der alte Herr verneigte sich und reichte ihm die Hand: „Freut mich sehr — Hofrat Pfob!"

Der Gatte seiner Bovary! Die Geschichte wurde immer lustiger; das gab sicherlich noch manchen Spaß! Und wenn er früher noch schwankte, ob sie denn überhaupt dafür stand — jetzt war es entschieden: die Frau versprach nicht gar so viel, aber dieser Gatte verdiente es wirklich. Es kommt ja stets mehr auf den Mann an, den man betrügt; das bestätigen alle Kenner. Und er betrachtete zärtlich seine breite denkerhafte gelbe Glatze, wie man über ein liebes Land sieht, wo man sich niederlassen und anbauen und redlich schaffen will.

Sie plauderten lange und vertraulich. Lederer klagte über den Verfall des Geschmackes; ob denn da die Regierung nicht doch etwas dagegen thun könnte? Wenn man es genau nahm, waren ja diese neuen Maler im Grunde auch nicht besser als die Sozialdemokraten. „Und ich bitte Sie, überhaupt", bekräftigte ihn der Hofrat. „Rafael ist doch keiner. Also wozu?"

„Aber das sieht eben der Pöbel nicht ein."

„Die Sache wird ja übrigens von selbst ein Ende nehmen. Im Belvedere ist schon lang' kein Platz mehr und ewig kann's im neuen Museum auch nicht dauern! Da hört sich das dann von selber auf!"

Rudi drückte ihm dankbar die Hand. Er liebte die Worte, welche die Seele von Klassen und Ständen verraten und sammelte gern den korrekten Biedermann, wie er denkt und spricht. Sie schieden in herzlicher Freundschaft und der Hofrat nahm einen sehr guten Eindruck mit.

Hempel keuchte heran und schimpfte. Er schimpfte auf alles. Er schimpfte auf die Toiletten, auf die Musik, auf die ganze Wirtschaft. „Aber das ist echt! Champagner, elektrisches Licht, gallonierte Bediente — und einen Klavierspieler

um drei Gulden, der nur zwei Walzer kann! Den müssen's in Hernals irgendwo ausgegraben haben."

„Aber das Essen war doch gut? Der Gustl wenigstens hat mir erzählt: das Essen ist immer vom Sacher!"

„Mir wär' lieber, das Essen wär' vom Greißler und die Gäst' wären vom Sacher!"

Er mußte doch endlich wieder in den Saal zurück. Mit Cadi war nichts zu machen. Den gaben die Weiber nicht los. Gustl flog toll herum und glich einem Fiaker, der sich als Faun maskiert. „Nicht einmal Fiaker!" grunzte Hempel. „Einspänner! Höchstens Einspänner — aber man könnte schon beinahe Wasserer sagen!"

Fanny gefiel ihm immer besser; die Gegend um den Mund war gar so lieb. Sie hatte auf den Lippen wie einen zusammengebundenen Schwarm von Lachen, der gleich entschwirren und tausendfältig auseinander flattern würde. Die kleine, schmale Furche nach der Nase hinauf, die Hempel eine „stilvolle Rotz-Allee" nannte, gab ihr was Lustiges und kindlich Gutes.

Da kam Margit, nahm seinen Arm und, indem sie das Köpfchen schief an seine Schulter lehnte und mit demütigen, scheuen Blicken, die doch Uebermut, List und Neckerei verrieten, zu ihm sah, sagte sie zärtlich: „Sind Sie noch böse? Nit bös sein, bitte, bitte! Wär' doch schade — wir zwei dürfen uns nicht streiten!" Es war wie eine tiefe, innige Liebkosung, aber er hörte doch, wie es in einen heimlichen Spott verklang, und wollte sich tapfer wehren.

Er nahm eine trotzige und blasierte Miene: „Wenn Ihnen der Herr mit mit den eckigen Schultern lieber ist — bitte! Ich will Ihr Glück nicht stören."

„Wer wird denn gleich so abscheulich sein! Man kann sich doch nicht ganz an einen Einzigen verschenken — das geht doch nicht! Die Männer verdienen es gar nicht! Schlau muß man sein — und sich ein bisserl verteilen. Da — schaun Sie: der gehört Ihnen, ganz! . . .

Sie hielt ihm die Hand hin und streckte den ausgespreizten Daumen entgegen; dann, indem sie die anderen Finger der Reihe nach öffnete, einer nach dem andern: „Und der auch, der liebe schmale — ist er nicht wirklich herzig? Und da, der lange auch — und sogar der mit den großen Ringen — schaun Sie: den können Sie sogar versetzen! Die gehören alle Ihnen — Ihnen ganz allein — unwiderruflich! Ist das nicht edel genug? Und für den armen Straß bleibt nichts als der ganz kleine da — das steht doch wirklich gar nicht dafür, daß man überhaupt davon redet! Nicht —?"

Aber er wehrte sich tapfer und markierte noch immer finsteren Aerger: „Muß denn der überhaupt was kriegen? Ist das absolut unvermeidlich?"

Sie verzog die Lippen, trotzig und gekränkt, wie ein Kind in schlimmer Laune, das gleich heulen wird, zu dem berühmten, „unwiderstehlichen Comtessen-Schnoferl", wie es Mela nannte. Und in langen, klagenden und schmollenden Vokalen, die sie bittend dehnte: „Ja — ein bisserl schon — schaun Sie! Er verdient es. Er redet wie ein Buch". Und es blitzte in ihrem bekümmerten und flehentlichen Blicke schon wieder von schelmischem Verrat.

Er fragte gereizt: „So gescheit? Natürlich, weil es ein Berliner ist —"

„Nein, gescheit gerade nicht — aber —" Sie reckte den Hals, wie ein Pudel, der ans Fenster will.

Er wurde ungeduldig. „Was?"

und wenn sie dennoch einmal von den Sinnen überrumpelt und bezwungen wurden — das war dann eben ein Pech und kein Mensch konnte ihnen einen Vorwurf machen. Sonst wollte er nichts mehr denken. Unmögliches durfte man nicht von ihm verlangen. Er war kein Märtyrer und Held. Dazu fühlte er gar keinen Beruf.

Das verwünschte Denken! Wenn er jetzt heimging, war er verloren. Dann quälte er sich wieder zwei Stunden lang. Und er wußte, daß es garnichts half. Er mochte sich noch so schön entschließen — im letzten Moment wurde es doch ganz anders, wie es die Sinne gerade wollten. Also wozu?

Nein, um keinen Preis durfte er heim. Er brauchte Menschen und Lärm. Er tanzte und plauderte und jedem sagte er was Schönes. Es erwachte plötzlich ein heftiger Wunsch in ihm, Gutes zu stiften, Glück zu schaffen, von seinem heimlichen Reichtum an diese armen Bettler abzugeben. Er wollte Lachen und Freude verbreiten.

„Na?", sagte er zu Cadi, der endlich dem lauten Chor seiner Damen entwischte. „Grand diseur de ballade à la chair — gratuliere! Du hast wieder schön gewüstet!"

„Jetzt ist aber Schluß — ich hab's gerade genug. Was unsereiner alles für sein Geschäft thun muß, das ist schon nicht mehr schön! Aber das gehört einmal dazu. Ein Maler kann farbenblind sein und wird doch unsterblich, aber wer die Weiber nicht verrückt macht, dem hilft keine Farbe und Zeichnung!"

„Der Straß wär auch ein guter Maler geworden, scheint mir", sagte Gustl.

Aber Hempel wußte es wieder besser: „A, der will viel höher! Der macht so lange den Ritter hoher Damen, bis sie ihn zum Ritter hoher Orden machen werden. Die Art von Bestie kenn' ich!"

„Mein Gott!" beschwichtigte Rudi gemütlich. „Ihr thut's den armen Straß schrecklich überschätzen. Er ist ein ganz harmloser Junge, der halt auch leben will. Der wird niemandem gefährlich".

Sie erörterten jetzt heftig und umständlich die Weise des Straß, die keiner recht vertragen mochte. Sein übler Ruf hätte ihnen nichts gemacht; darüber kam man hinweg; man brauchte ja schließlich nichts davon zu wissen. Aber er blieb ungemütlich, steif und fremd und näherte sich niemals; man konnte ihn monatelang kennen und behielt das spröde unvertrauliche Gefühl der ersten fünf Minuten.

„Und er lacht nicht", sagte Gustl. „Was fangt man mit einem Menschen an, der nicht lacht?"

„Na, jetzt weißt Du —"

„Aber ja, natürlich — natürlich kommt es schon auch vor, daß er einmal lacht . . . über einen Witz oder eine Dummheit . . . kurz, wenn es was zum Lachen giebt. Aber ich mein' das eigentliche Lachen . . . so wie wir . . . wenn einem gerade nichts Anderes einfällt . . . ohne daß man erst einen Grund braucht . . . bloß weil man auf der Welt ist."

Aber Rudi verteidigte ihn beharrlich. „Dafür kann er schließlich nichts. Darum ist er ein Berliner. Die kennen das Lachen überhaupt nicht — und woher denn auch?"

Hempel ärgerte sich. „Sie sind mir auch der Rechte — Sie haben's nötig! Keiner schimpft sonst ärger über ihn — "

„Aber fällt mir gar nicht ein".

„Ich bitte Sie — mir werden Sie was erzählen! Wenn Sie ihn bloß sehen, fangen's schon zu spucken an und heut' auf einmal! — Aber so seid's Ihr Alle: heute wie Hund und Katz' und morgen die dicksten Freunde!"

„Ja, sehen Sie!" sagte Gustl mit einer philosophischen Geste, wie man ein unabänderliches Gesetz verkündet. „Sehen Sie — das ist Wien . . . und ich find's grad' fesch!"

Rudi sah die Hofrätin sich empfehlen. Er durfte sie wirklich nicht so gehen lassen — das war grausam! Sie sollte auch noch ein Vergnügen haben. Und er beteuerte ihr seine Liebe noch einmal, in heftigen Schwüren und blühenden Bitten, wie sie ihm für Margit im Gemüte lagen. Ihr machte es eine Freude und Margit schadete es nicht und selber war er auch zufrieden, da er es nun doch einmal jetzt nicht an die richtige Adresse sagen konnte, es wenigstens aus der Seele zu bringen.

Die winzigen Aeuglein der entzündlichen Dame funkelten selig. Sie preßte zärtlich seine Hand. „Es hat mich wirklich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen — sehr gefreut. Ich habe mich schon seit lange für Sie interessiert!"

„A —!"

„Ich sollte es Ihnen vielleicht nicht sagen — aber mein Gott, warum nicht? Ich bin einmal keine gewöhnliche Frau. Man kann mir alles Mögliche nachsagen — aber eine gewöhnliche Frau bin ich jedenfalls nicht. Es ist etwas besonderes in meiner Natur. Das muß man mir verzeihen." Sie erzählte ihm das schon zum vierten oder fünften Male. Sie posierte nach der emanzipierten Dame hin, aber wie Ohnet sie stilisieren würde, im Ton verbrauchter Gouvernanten-Fantasie und mit von Herrschaften abgelegten Lastern. Dabei hatte sie einen rührenden Triumph im Blicke — gleichsam: Sehen Sie, nicht bloß in Paris — bei uns ist man schon auch verdorben!

„Also wie war es denn? Mir können Sie sich doch vertrauen!"

Sie errötete und zögerte einen Moment; dann indem sie Blick und Stimme senkte: „Nämlich — Sie haben so einen interessanten Rücken — o, einen unwiderstehlichen Rücken!"

„A —, meinen Buckel! wollen Sie sagen —"

Sie nahm eine feierliche, fast religiöse Miene: „Pfui, versündigen Sie sich nicht! Die Linie ist wirklich entzückend. Eine raffinierte Frau muß das ganz toll machen".

„Na, alsdann! Da sind wir ja in Ordnung!"

„Besuchen Sie mich doch einmal. Zwischen 2 und 3 treffen Sie mich sicher. Mein Mann kommt erst um 4 aus dem Bureau."

Er verneigte sich und küßte ihre Hand.

Der Morgen streifte fahl die Scheiben. Die zerknitterte Pracht wurde grau, gespenstisch und verkatert. Es war, als ob die Lichter gähnten und die Töne versänken. Nun wäre jeder gern fort gewesen, aber es verdroß sie, sich zu entschließen.

„Jessas Maria, Sie werden doch nicht schon gehen wollen?" sagte Fanny, als Rudi sich empfahl. „Jetzt wird's doch erst gemütlich! Jetzt setzen wir uns zusammen, essen ein Gollasch und plauschen ein bissel, dafür ist jetzt der beste Moment!"

Er betrachtete Fanny, während sie plauderten. Sie wurde jede Stunde immer schöner, freudiger, gesünder, während die Anderen erblaßten und verwelkten. Und er erinnerte sich plötzlich, was Gustl erzählt hatte . . . daß niemand

ihr was nachſagen konnte und ihr augenſcheinlich der Sinn für die Liebe überhaupt fehlte. Er dachte wieder einmal: mit den Weibern kennt man ſich niemals aus; jede iſt ein Geſchöpf für ſich, von unergründlichen Geſetzen. Das Beſte war entſchieden, man gab es auf.

Er kannte mehrere Beiſpiele von der Gattung Fanny und nach und nach ſchien es ihm immer mehr, als ob überhaupt nur dieſe ſehr ſinnlichen Frauen anſtändig ſein könnten. Sie haben aus ergiebigen und regen Sinnen den Genuß ſicher und leicht, ohne erſt lange in großen Leidenſchaften zu wühlen; ſie brauchen keinen beſonderen Apparat der Sünde. Laſterhaft ſind nur die Kalten.

Er fühlte ſich, wie er einſam nach Hauſe wanderte, doch ein bischen ermüdet und abgeſpannt. Es war eigentlich fürchterlich dumm, daß man das ein Vergnügen nannte; gut ſchlafen und ſchön träumen wäre weit geſcheiter. Und er ſummte leiſe vor ſich: c'est rud'ment embêtant l'plaisir.

(Schluß folgt.)

Die Weltanschauung der monistischen Wissenschaft.

Von

Ernst Haeckel.

(Jena).

Das Geistesleben der Kultur-Völker im letzten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Abschluß wir mit raschen Schritten engegeneilen, bietet dem unbefangenen und weitsichtigen Beobachter ein Schauspiel ohne gleichen. Auf der einen Seite bewundern wir mit freudigem Stolze die erstaunlichen Fortschritte der Naturwissenschaft, welche diesem Jahrhundert den Stempel aufdrückt; wir durchfliegen in kürzester Zeit auf den Flügeln des Dampfes und der Elektrizität die weitesten Entfernungen; wir untersuchen die chemische Zusammensetzung der entferntesten Weltkörper durch die Spectral-Analyse; wir entschleiern die Wunder der unsichtbaren Welt durch das Mikroskop; und mit den wunderbaren Entdeckungen der empirischen Wissenschaften und ihrer praktischen Verwertung in der Technik geht Hand in Hand die großartige Erweiterung unseres geistigen Gesichtskreises, welche wir dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft verdanken, der Zellen-Theorie, dem Darwinismus, der Entwicklungs-Theorie u. s. w.

Im schroffen Gegensatze zu dieser glänzenden Lichtseite unseres heutigen Kultur-Lebens erblicken wir auf der anderen Seite einen dunkeln Abgrund, in welchem die Barbarei des verrufenen Mittelalters mit abstoßender Roheit fortwirkt. Um geringfügiger Anläße willen zerfleischen sich die modernen Kultur-Völker gegenseitig in den blutigsten Kriegen —; in jedem einzelnen Kultur-Staate bekämpfen sich die Parteien, die alle dessen Gesamtwohl erstreben sollten, mit dem kurzsichtigsten Egoismus —, unsere niederen und höheren Gerichtshöfe verletzen das Rechtsbewußtsein des Volkes durch Urteile, aus denen der bedauerliche Bildungsmangel unserer modernen Juristen hervorleuchtet; nicht weniger rückständig ist unsere Jugenderziehung und unser viel gerühmter Schul-Unterricht, trotz aller „Reform"-Anläufe bleibt er noch großenteils in den Banden der Scholastik befangen; vollends wenn wir das Gebiet der Religion und somit der erhabensten menschlichen Geistesthätigkeit betreten, so geraten wir in ein konfessionelles Kampfgewühl, in welchem nicht die helle Fackel der Vernunft die Köpfe erleuchtet, sondern der finstere Aberglaube der Inquisitions-Zeit die erhitzten Gemüter zur gegenseitigen Verdammung treibt.

Und dieser barbarische Zustand unserer sozialen, moralischen, politischen und religiösen Verhältnisse erhält sich ungestört bei allen Kultur-Völkern der Gegenwart, trotzdem dieselben größtenteils das Christentum als Religion bekennen; trotzdem sie tagtäglich ihrem Gott danken, daß er sie durch sein

Erlösungswerk so hoch über die geistige Finsternis des Heidentums emporgehoben habe. Unbefangene Vergleichung lehrt uns freilich, daß dieses verachtete „Heidentum" — insbesondere das klassische Altertum der fünfhundert Jahre vor Christi Geburt — den Menschengeist oft zu einer Höhe emporgehoben und seine edelsten Erzeugnisse, Kunst und Wissenschaft, zu einer Blüte entwickelt hatte, die selbst die vollkommensten Leistungen der nachfolgenden achtzehn Jahrhunderte zum großen Teile hinter sich läßt.

Inmitten dieser ungeheuren Gährung, inmitten des tobenden Kampfes der größten Gegensätze, erhebt sich lauter und lauter von allen Seiten der Ruf nach Begründung einer neuen festen Weltanschauung. Daß eine solche nicht an der Hand der bisher herrschenden Glaubenslehren und insbesondere nicht auf Grund sogenannter „übernatürlicher Offenbarungen" gewonnen werden kann, bedarf für jeden unbefangenen Denker keines Beweises mehr. Vielmehr ist in erster Linie zu verlangen, daß diese neue Weltanschauung vernünftig ist, d. h. daß sie mit dem Causalitäts-Bedürfnis unseres Geistes in Einklang steht, daß sie den festgestellten Grundsätzen unserer vorgeschrittenen Natur-Erkenntnis nicht widerspricht.

Schon von vielen ehrlichen und sachkundigen Wahrheitsforschern sind im Laufe der letzten Decennien mehr oder minder glückliche Versuche zur Anbahnung einer solchen „vernünftigen Weltanschauung" unternommen worden. Die Angriffe und Mißverständnisse, denen dieselbe ausgesetzt ist, hat u. a. vortrefflich Wilhelm Bölsche widerlegt, bei Beantwortung der Frage: „Wankt unsere moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung?" (1. Heft des III. Jahrganges dieser Zeitschrift). Welche schweren Gefahren derselben von der orthodoxen Hierarchie drohen, und von seiten jener kurzsichtigen Staatsregierungen, welche die letztere unterstützen, habe ich selbst in einem früheren Artikel dieser Zeitschrift gezeigt: „Die Weltanschauung des neuen Kurses" (3. Heft des III. Jahrganges). Aber trotzdem und trotz der vereinten Anstrengungen vieler tüchtiger Mitkämpfer, sind wir noch weit davon entfernt, die wissenschaftliche Berechtigung unserer neuen monistischen Weltanschauung anerkannt zu sehen. Ja selbst in den Kreisen der Naturforscher und der naturwissenschaftlich gebildeten Laien hören wir noch häufig Zweifel über die Notwendigkeit ihrer Erörterung: Man solle sich in der Naturwissenschaft mit der Kenntnis der empirisch festgestellten Thatsachen begnügen und ihre Verwertung zu einem zusammenhängenden Erkenntnis-Gebäude den Spekulationen der Philosophen überlassen.

Diesem beschränkten und sich selbst beschränkenden empirischen Standpunkt gegenüber kann nicht oft und nicht laut genug die Einheit der menschlichen Erkenntnis und ihrer natürlichen Quellen betont werden. Naturwissenschaft und Philosophie können ebenso wenig von einander getrennt werden, als „Beobachtung und Reflexion". Jeder denkende Mensch aber, der nach einheitlicher Abrundung seiner Weltanschauung strebt, wird sich dabei zugleich gedrungen fühlen, auch deren Verhältnis zu jenem höchsten Vorstellungs-Kreise klar zu stellen, den wir mit einem Worte als Religion bezeichnen.

Nach meiner eigenen festen Ueberzeugung kann diese vernünftige, auf wahre Natur-Erkenntnis gegründete Religion, nur ein Teil des Monismus sein, ein Teil jener natürlichen „Einheits-Philosophie", deren wichtigste Grundsätze ich bereits in früheren Schriften erörtert habe, in meiner „Generellen Morphologie" (1866), in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1868, VIII. Aufl. 1889) und in der „Anthropogenie" (1874, IV. Aufl. 1891). Die Hauptpunkte derselben

kurz zusammenzufassen, habe ich in der nachstehenden freien Gelegenheits-Rede versucht. Diese entstand unvorbereitet am 9. Oktober 1892 in Altenburg während des 75jährigen Jubiläums der „Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes". Die unmittelbare Veranlassung zu meinem Vortrage gab die vorhergehende Festrede, welche Herr Professor Schlesinger aus Wien über „naturwissenschaftliche Glaubenssätze" hielt, und welche neben einigen wichtigen Grundfragen der Natur-Erkenntnis auch deren Beziehung zur Religion berührte.

Das lebhafte Interesse, welches diese gedankenreiche Festrede bei den Festgenossen erregte, bewog mich, dem Wunsche der Letzteren nachzukommen und meine eigenen, teils mit jener harmonierenden, teils abweichenden „Prinzipien des Monismus" kurz darzulegen. So entstand dieses „naturwissenschaftliche Glaubens-Bekenntnis", dessen wesentlichen Inhalt ich am folgenden Tage aus der Erinnerung niederschrieb. Einige Zusätze, mit besonderer Beziehung auf die neuesten Bestrebungen zur Pflege ethischer Kultur, habe ich dem Schlusse des Vortrages angehängt.

Hochgeehrte Festversammlung!

Wenn ich hier, Ihrem freundlichen Wunsche entsprechend, das Wort ergreife und für kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit erbitte, so geschieht dies aus zwei Gründen. Erstens möchte ich Ihnen den schuldigen Dank für die Auszeichnung abstatten, welche Sie mir und meinem abwesenden Kollegen durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede Ihrer Gesellschaft erwiesen haben. Zweitens aber wünschte ich, einige Bemerkungen zu dem interessanten und vielfach anregenden Vortrage hinzuzufügen, welchen soeben Ihr Festredner Herr Professor Schlesinger „*über naturwissenschaftliche Glaubenssätze*" gehalten hat.

Zunächst begrüße ich es mit Freuden, daß der Herr Festredner bei einem so feierlichen Anlasse, wie das 75jährige Jubiläum Ihrer Naturforschenden Gesellschaft ist, zum Thema seines Vortrages einen Gegenstand von höchster allgemeiner Bedeutung gewählt hat. Leider wird es bei ähnlichen Anlässen, und selbst in den allgemeinen Sitzungen der großen „Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte", immer mehr üblich, das Thema der Festrede einem engen Spezialgebiete von beschränktem Interesse zu entnehmen. Wenn diese zunehmende Gewohnheit auch durch die steigende Arbeitsteilung und die divergente Spezialisierung in allen Arbeitsgebieten entschuldigt werden kann, so sollte man doch gerade bei so feierlichen Gelegenheiten die Teilnahme der Festversammlung für größere Gegenstände von allgemeinem Interesse in Anspruch nehmen.

Ein solches Thema von höchster Bedeutung sind die „naturwissenschaftlichen Glaubenssätze", über welche soeben Herr Professer Schlesinger seine eigenartigen Ideen entwickelt hat. Ich freue mich, in vielen wichtigen Punkten mit ihm zu harmonieren, während ich in anderen Beziehungen einige Bedenken äußern und abweichende Ansichten zur Erwägung stellen möchte. Zunächst stimme ich vollkommen mit ihm überein in der *einheitlichen* Auffassung der Gesamtnatur, welche wir mit einem Worte als *Monismus* bezeichnen. Unzweideutig drücken wir damit unsere Ueberzeugung aus, daß „*ein Geist in allen Dingen*" lebt, und daß die ganze erkennbare Welt nach einem gemeinsamen Grundgesetze besteht und sich entwickelt. Insbesondere betonen wir dabei die grundsätzliche Einheit der anorganischen und organischen Natur, von denen ja die letztere erst verhältnismäßig spät aus der ersteren sich entwickelt hat. Ebenso wenig als eine scharfe Grenze zwischen diesen beiden Hauptgebieten der Natur zu ziehen ist, ebenso wenig können wir auch einen absoluten Unterschied zwischen Pflanzenreich

und Tierreich anerkennen, ebenso auch nicht zwischen Tierwelt und Menschenwelt. Dementsprechend betrachten wir auch die ganze menschliche Wissenschaft als ein einheitliches Erkenntnis-Gebäude und verwerfen die übliche Unterscheidung zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft; die letztere ist nur ein Teil der ersteren. Unsere monistische Weltanschauung gehört demnach zu jener Gruppe der philosophischen Systeme, die man von anderen Standpunkten auch als mechanistische oder pantheistische bezeichnet hat. Wie verschieden sich auch dieselbe in den philosophischen Systemen eines Empedocles und Lucretius, eines Spinoza und Giordano Bruno ausgedrückt hat, immer bleibt ihr gemeinsamer Grundgedanke die kosmische Einheit, der untrennbare Zusammenhang von Kraft und Stoff, von Geist und Materie — oder wie man auch sagen kann von Gott und Welt. Kein geringerer, als unser größter Dichter und Denker, Goethe, hat derselben in seinen wundervollen Dichtungen „Gott und Welt" einen poetischen Ausdruck gegeben.

Ein wesentlicher Grundbestandteil dieses reinen Monismus scheint wohl die Annahme von „beseelten Atomen" zu sein — eine uralte Vorstellung, der schon vor mehr als 2000 Jahren Empedocles in seiner Lehre vom „Hassen und Lieben der Elemente" Ausdruck gegeben hat. Unsere heutige Physik und Chemie hat ja die von Demokritos zuerst aufgestellte atomistische Hypothese ganz allgemein angenommen, indem sie alle Körper als aus Atomen zusammengesetzt betrachtet und alle Veränderungen auf Bewegungen solcher kleinster diskreter Teilchen zurückführt. Alle diese Veränderungen, ebenso in der organischen wie in der anorganischen Natur, erscheinen uns aber nur dann wirklich verständlich, wenn wir uns die Atome nicht als tote Masse-Teilchen vorstellen, sondern als lebendige, mit der Kraft der Anziehung und Abstoßung ausgestattete elementare Teilchen. Lust und Unlust, Lieben und Hassen der Atome sind nur andere Ausdrücke für diese Kraft der Attraktion und Repulsion. Ganz richtig bezeichnet die Physik ihre „kinetische Energie" als „lebendige Kraft", im Gegensatze zur potentiellen Energie, der „Spannkraft".

Wenn nun auch einerseits der Monismus uns heute als eine unentbehrliche Grundvorstellung der Naturlehre gilt, und wenn auch der Monismus alle Erscheinungen — ohne Ausnahme — auf Mechanik der Atome zurückzuführen bestrebt sein muß, so müssen wir anderseits doch zugeben, daß wir heute noch ganz außer stande sind, uns irgend eine befriedigende Vorstellung über das eigentliche Wesen der Atome und ihre Beziehung zu dem hypothetischen, den Raum erfüllenden „Weltäther" zu bilden. Es ist der Chemie schon lange gelungen, alle die verschiedenen Naturkörper auf Verbindungen einer verhältnismäßig geringen Zahl von Elementen zurückzuführen; und die Fortschritte der Chemie in der neuesten Zeit haben es höchst wahrscheinlich gemacht, daß diese Elemente oder die bis jetzt unzerlegbaren Urstoffe selbst wieder nur verschiedene Verbindungsformen einer wechselnden Zahl von Atomen eines einzigen Urelementes sind (— vielleicht des Wasserstoffs oder des Protyls —). Allein damit ist uns über die eigentliche Natur dieser „Uratome" und ihres elementaren „Seelenlebens" noch kein näherer Aufschluß gegeben.

Eine Reihe der scharfsinnigsten Denker hat sich bisher vergeblich bemüht, diesem Grundprobleme der Naturphilosophie näher zu treten und die Natur der Atome, sowie ihr Verhältnis zum hypothetischen Weltäther näher zu bestimmen. Eine der annehmbarsten Hypothesen scheint mir diejenige zu sein, daß die „Uratome" der uns näher bekannten wägbaren Materie, oder der schweren „Masse", durch

einen homogenen, überall im Weltraum verbreiteten „Weltäther“ getrennt werden. Diesen sehr leichten und dünnen (wenn auch nicht unwägbaren) Weltäther, auf dessen Schwingungen nunmehr alle Erscheinungen des Lichtes und der Wärme, der Elektrizität und des Magnetismus zurückgeführt sind, kann man sich entweder als kontinuierliche, den Raum zwischen den Massenatomen erfüllende Substanz vorstellen, oder als ebenfalls aus diskreten Teilchen zusammengesetzt; dann würde man diesen Aetheratomen eine inhärente Repulsivkraft zuschreiben können, im Gegensatze zu der immanenten Attraktionskraft der schweren Massenatome; auf die Anziehung der letzteren und die Abstoßung der ersteren würde die ganze Mechanik des Weltlebens zurückzuführen sein. Man könnte aber auch das „Wirken des allgemeinen Raumes“ im Sinne von Professor Schlesinger mit den Schwingungen des Weltäthers zusammenstellen.

Indessen auch jene atomistische Hypothese ist, gleich allen anderen, zur Zeit nicht einleuchtend zu begründen; und dasselbe scheint mir auch von der sinnreichen Hypothese zu gelten, welche uns vorher der Herr Festredner in seinem tief durchdachten Vortrage entwickelt hat. Wie derselbe richtig sagt, handelt es sich bei allen diesen naturphilosophischen Versuchen zur Zeit noch um „naturwissenschaftliche Glaubenssätze“, über deren Begründung man je nach subjektivem Urteil und Bildungsgrade sehr verschiedener Ansicht sein kann. Ich glaube, daß die Lösung dieser Grundfragen zur Zeit noch jenseits der Grenzen des Naturerkennens liegt, und daß wir uns vor derselben noch auf lange Zeit hinaus werden bescheiden müssen mit »Ignoramus« — wenn auch nicht mit »Ignorabimus!«

Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn wir von diesen atomistischen Elementarhypothesen absehen und unseren Blick auf die historischen Verhältnisse der Weltentwicklung lenken, wie sie durch die großartigen Fortschritte der Naturerkenntnis in den letzten drei Decennien uns erschlossen worden ist. Hier hat sich uns innerhalb der Grenzen unseres Naturerkennens ein ungeheueres neues Gebiet eröffnet; ein Gebiet, auf welchem eine Reihe der wichtigsten, früher für unlösbar gehaltenen Probleme in überraschendster Weise gelöst worden ist. Allen anderen Eroberungen des Menschengeistes voran steht hier unsere moderne Entwicklungslehre! Schon vor hundert Jahren von Goethe geahnt, aber erst im Beginn unseres Jahrhunderts von Lamarck in bestimmter Form ausgesprochen, ist dieselbe vor 33 Jahren durch Charles Darwin endgiltig begründet worden; seine Selektionstheorie hat die Lücke ausgefüllt, welche Lamarck in seiner Lehre von der Wechselwirkung der Vererbung und Anpassung offen gelassen hatte. Wir wissen nun bestimmt, daß die organische Welt auf unserer Erde sich ebenso kontinuierlich „nach ewigen ehernen Gesetzen“ entwickelt hat, wie es Lyell schon 1830 für den anorganischen Erdkörper selbst nachgewiesen hatte; wir wissen, daß die zahllosen verschiedenen Tier- und Pflanzenarten, welche im Laufe von Jahrmillionen unseren Planeten bevölkert haben, alle nur Zweige eines einzigen Stammbaumes sind; wir wissen, daß das Menschengeschlecht selbst nur einen der jüngsten, höchsten und vollkommensten Sprossen am Stammbaum der Wirbeltiere bildet.

Die unermeßliche Bedeutung des Lichtes, welches diese Aufschlüsse der Abstammungslehre auf das Gesamtgebiet der menschlichen Naturerkenntnis werfen, liegt klar vor aller Augen; sie werden jedes Jahr mehr ihren umgestaltenden Einfluß auf alle Wissensgebiete äußern, je mehr sich die Ueberzeugung von ihrer unerschütterlichen Wahrheit Bahn bricht. Nur Unkundige oder beschränkte Geister

können heute noch an ihrer Wahrheit zweifeln. Wenn ja noch hie und da ein älterer Naturforscher ihre Begründung bezweifelt oder nach mangelnden Beweisen fragt (— wie dies vor wenigen Wochen auf der Anthropologenversammlung in Moskau von seiten eines berühmten deutschen Pathologen geschah —), so beweist er damit nur, daß ihm die erstaunlichen Fortschritte der neueren Biologie und vor allem der Anthropogenie fremd geblieben sind. Die ganze moderne Litteratur der Biologie, unsere ganze heutige Zoologie und Botanik, Morphologie und Physiologie, Anthropologie und Psychologie sind von der Descedenztheorie durchdrungen und befruchtet.

Wie die natürliche Entwicklungslehre auf monistischer Basis das ganze Gebiet der körperlichen Naturerscheinungen erhellt und aufgeklärt hat, so auch das Gebiet des Geisteslebens, welches von jenem nicht zu trennen ist. Wie unser menschlicher Körper sich langsam und stufenweise aus einer langen Reihe von Wirbeltierahnen herangebildet hat, so gilt dasselbe auch von unserer Seele; als Funktion unseres Gehirns hat sie sich stufenweise in Wechselwirkung mit diesem ihrem Organ entwickelt. Was wir kurzweg „menschliche Seele" nennen, ist ja nur die Summe unseres Empfindens, Wollens und Denkens, die Summe von physiologischen Funktionen, deren Elementarorgane die mikroskopischen Ganglienzellen unseres Gehirns bilden. Wie der bewunderungswürdige Bau dieses letzteren, unseres menschlichen Seelenorgans, sich im Laufe von Jahrmillionen allmählich aus den Gehirnformen höherer und niederer Wirbeltiere emporgebildet hat, zeigt uns die vergleichende Anatomie und Ontogenie; wie Hand in Hand damit auch die Seele selbst — als Funktion des Gehirns — sich entwickelt hat, das lehrt uns die vergleichende Psychologie. Die letztere zeigt uns auch, wie eine niedere Form der Seelenthätigkeit schon bei den niedersten Tieren vorhanden ist, bei den einzelligen Urtieren, Infusorien und Rhizopoden. Jeder Naturforscher, der gleich mir lange Jahre hindurch die Lebensthätigkeit dieser einzelligen Protisten beobachtet hat, ist positiv überzeugt, daß auch sie eine Seele besitzen; auch diese „Zellseele" besteht aus einer Summe von Empfindungen, Vorstellungen und Willensthätigkeiten; das Empfinden, Denken und Wollen unserer menschlichen Seele ist nur stufenweise davon verschieden. Ebenso ist auch eine „erbliche Zellseele" (als „potentielle Energie" —) schon in der Eizelle vorhanden, aus der sich der Mensch gleich jedem anderen Tiere entwickelt.

Durch diese und andere Ergebnisse der vergleichenden Physiologie wird unsere ganze Psychologie auf eine neue, feste, monistische Basis gestellt. Es wird dadurch jene ältere mystische Vorstellung von der Seele widerlegt, wie sie sich bei den Naturvölkern, aber auch in den Systemen dualistischer Philosophen noch heute findet. Hiernach wäre die „Seele" des Menschen (— und der höheren Tiere? —) ein besonderes Wesen, welches den Körper nur während seines individuellen Lebens bewohnt und regiert, im Tode aber verläßt. Zwar wird diese „unsterbliche Seele" gewöhnlich für ein immaterielles Wesen ausgegeben; in der That aber wird sie doch eigentlich ganz materiell vorgestellt, nur als ein feineres, unsichtbares Wesen, luftförmig oder gasförmig. Dasselbe gilt ja auch von den meisten Vorstellungen, die sich die rohen Naturvölker und die ungebildeten Klassen der Kulturvölker seit Jahrtausenden von spukenden „Geistern und Göttern" gebildet haben. Gründliches Nachdenken ergiebt, daß es sich auch hier (— wie bei dem Schwindel der modernen Spiritisten —) nicht um wirkliche immaterielle Wesen handelt, sondern um gasförmige, unsichtbare Körper. Ueberhaupt sind wir ja

unfähig, uns wirklich immaterielle Wesen irgend faßbar vorzustellen. Wie schon Goethe sagte, kann „die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren und wirksam sein."

Gegen diese rein monistische Auffassung des Verhältnisses der Seele zum Körper, des Geistes zur Materie, wird auch heute noch häufig der Vorwurf des „Materialismus" erhoben. Ich habe schon früher wiederholt dargethan, daß mit diesem vieldeutigen Schlagworte gar Nichts gesagt ist; man könnte an seine Stelle ebenso gut das scheinbare Gegenteil „Spiritualismus" setzen. Jeder kritische Denker, der die Geschichte der Philosophie kennt, weiß, daß solche Schlagworte in den wechselnden Systemen die verschiedenste Bedeutung annehmen. Klar und unzweideutig ist dagegen unser Begriff des Monismus oder der „Einheits-Philosophie"; für ihn ist ein „immaterieller lebendiger Geist" ebenso undenkbar, als eine „tote geistlose Materie"; in jedem Atom ist beides untrennbar verbunden. Die entgegengesetzte Vorstellung des Dualismus (— oder in anderen antimonistischen Systemen sogar des „Pluralismus" —) faßt Geist und Materie, Kraft und Stoff, als zwei wesentlich verschiedene Substanzen auf; daß aber jede von beiden für sich allein existieren oder uns wahrnehmbar sein könne, dafür giebt es nicht einen einzigen empirischen Beweis.

Indem ich hier kurz auf diese weitreichenden psychologischen Konsequenzen der monistischen Entwicklungslehre hindeute, berühre ich zugleich ein hochwichtiges Gebiet, auf welches auch unser Herr Festredner in seinem gedankenreichen Vortrage mehrfach angespielt hat, das Gebiet der Religion und des damit verknüpften „Glaubens an Gott". Gleich ihm halte ich die Bildung klarer, philosophischer Vorstellungen auf diesem Glaubensgebiete für höchst wichtig und ich möchte daher die hohe Festversammlung um die Erlaubnis bitten, bei dieser feierlichen Gelegenheit ganz kurz ein offenes Glaubensbekenntnis ablegen zu dürfen. Diese „monistische Konfession" dürfte um so mehr Anspruch auf unbefangene Würdigung erheben, als sie nach meiner festen Ueberzeugung von mindestens neun Zehnteilen aller jetzt lebenden Naturforscher geteilt wird; ich glaube sogar, daß dieses monistische Bekenntnis von allen Naturforschern geteilt werden muß, welche folgende Bedingungen erfüllen: 1. Genügende Kenntnisse im Gesamtgebiete der Naturwissenschaft, vor allem in der modernen Entwicklungslehre; 2. Genügende Schärfe und Klarheit der Urteilskraft, um die logischen Schlüsse aus jenen empirischen Kenntnissen mittelst Induktion und Deduktion zu ziehen; 3. Genügenden moralischen Mut, um die so gewonnenen monistischen Erkenntnisse gegenüber den Angriffen der feindlichen dualistischen und pluralistischen Systeme zu behaupten, und 4. Genügende Geisteskraft, um sich auf Grund eigenen gesunden Denkens von den herrschenden religiösen Vorurteilen zu befreien, und besonders von jenen vernunftwidrigen Dogmen, die uns seit frühester Jugend als unerschütterliche „religiöse Grundsätze" fest eingepflanzt werden.

Wenn wir von diesem freien Denker-Standpunkte aus die zahlreichen Religionen der verschiedenen Völker vergleichend betrachten, so werden wir zunächst genötigt werden, alle diejenigen Vorstellungen als unhaltbar auszuscheiden, welche mit den klar erkannten und durch die kritische Vernunft festgestellten Lehrsätzen der empirischen Naturerkenntnis in unlösbarem Widerspruche stehen. Wir können hier also ohne weiteres von allen mythologischen Erzählungen absehen, von allen „Wundern" und von allen sogenannten „Offenbarungen", welche auf übernatürlichem Wege zu uns gelangt sein sollen. Alle diese mystischen Lehren sind unvernünftig, weil sie durch keine einzige wirkliche

Erfahrung bestätigt werden, vielmehr mit den uns bekannten, durch vernünftige Naturerkenntnis festgestellten Thatsachen unvereinbar sind. Wenn wir also hier sämtliche mystischen Dogmen und „übersinnlichen" Offenbarungen bei Seite lassen, so bleibt als wertvoller und unschätzbarer Kern der wahren Religion die geläuterte Sittenlehre übrig.

Unter den zahlreichen verschiedenen Religionsformen, welche sich aus den rohesten prähistorischen Anfängen seit mehr als zehntausend Jahren entwickelt haben, stehen unzweifelhaft diejenigen beiden Religionen obenan, welche auch heute noch die größte Verbreitung unter den Kulturvölkern besitzen, die ältere buddhistische und die jüngere christliche. Beide haben sehr viele gemeinsame Züge, sowohl in ihrer Mythologie, als in ihrer Ethik; ein bedeutender Teil des Christentums ist sogar direkt aus dem Buddhismus (wie ein anderer Teil aus den mosaischen und platonischen Glaubenslehren) herüber genommen. Indessen erscheint uns auf unserem heutigen Kulturstandpunkte mit vollem Rechte die christliche Sittenlehre weit vollkommener und reiner, als diejenige aller anderen Religionen. Freilich müssen wir gleich hinzufügen, daß gerade die wichtigsten und edelsten Grundsätze der christlichen Ethik, — die Nächstenliebe, die Pflichttreue, die Wahrheitsliebe, der Gehorsam gegen die Gesetze — keineswegs dem christlichen Glauben als solchem eigentümlich, sondern viel älteren Ursprungs sind. Ihre prähistorische Quelle liegt, wie Darwin gezeigt hat, in den sozialen Instinkten der Tiere. Sowohl bei den höheren Wirbeltieren (Hunden, Pferden, Elephanten u. s. w.), als auch bei den höheren Gliedertieren (Ameisen, Bienen, Termiten u. s. w.) bedingt das Zusammenleben in geordneten Gesellschaften die Entwicklung sozialer Beziehungen und Pflichten, welche auch für die Menschen der wichtigste Hebel des intellektuellen und moralischen Fortschrittes geworden sind.

Unzweifelhaft verdankt die heutige menschliche Kultur einen großen Teil ihrer Vollkommenheit der Ausbreitung und Veredlung der christlichen Sittenlehre, trotzdem deren hoher Wert durch Verknüpfung mit unhaltbaren Mythen und sogenannten „Offenbarungen" oft in bedauerlichster Weise beeinträchtigt worden ist. Wie wenig die letzteren zur Ausbildung der ersteren beitragen, zeigt die bekannte historische Thatsache, daß gerade die Orthodoxie und die auf sie gegründete Hierarchie (— allen voran der Papismus —) am wenigsten bestrebt ist, die Gebote jener Sittenlehre zu erfüllen; je lauter sie die Theorie der letzteren predigt, desto weniger erfüllt sie ihre Gebote in der Praxis.

Außerdem ist zu bedenken, daß ein anderer, höchst beträchtlicher Teil unserer modernen Kultur und Ethik ganz unabhängig vom Christentum sich entwickelt hat, insbesondere durch ununterbrochene Pflege der hochentwickelten Geistesschätze des klassischen Altertums. Dazu kommt nun in unserm Jahrhundert, in dem mit Recht schon jetzt so genannten „Jahrhundert der Naturwissenschaften", der ungeheure Fortschritt der höchsten Geistesbildung, welchen wir der geläuterten Naturerkenntnis und der auf sie gegründeten monistischen Philosophie verdanken. Daß diese auch auf unsere Sittenlehre fördernd und veredelnd einwirken muß, ist unzweifelhaft und bereits durch viele treffliche Schriften (von Spencer, Carneri u. a.) im Laufe der letzten drei Decennien nachgewiesen.

Gegen diese neue monistische Ethik, die sich auf die vernünftige Naturerkenntnis gründet, ist der Vorwurf erhoben worden, daß sie die bestehende Kultur untergraben und insbesondere die kulturfeindlichen Bestrebungen der modernen Sozialdemokratie fördern werde. Wir halten diesen Vorwurf für

völlig ungerechtferigt. Die Anwendung philosophischer Grundsätze auf praktische Lebensverhältnisse, und insbesondere auf soziale und politische Fragen kann in der verschiedensten Weise geschehen. Sogenannter politischer „Freisinn" hat mit dem „Freidenken" unserer monistischen Naturreligion nichts zu thun. Außerdem bin ich überzeugt, daß die vernünftige Sittenlehre der letzteren mit dem guten und wirklich wertvollen Teile der christlichen Ethik in keinem Widerspruch steht und mit ihr vereinigt auch fernerhin dem wahren Fortschritte der Menschheit dienen wird.

Anders freilich verhält es sich mit der christlichen Mythologie und mit der besonderen Form des auf sie gegründeten Gottesglaubens. Insofern dieser letztere die Vorstellung eines sogenannten „persönlichen Gottes" einschließt, ist er durch die neueren Fortschritte der monistischen Natur-Erkenntnis ganz unhaltbar geworden. Uebrigens ist ja schon durch hervorragende Vertreter der monistischen Philosophie seit mehr als zweitausend Jahren der Nachweis geführt worden, daß durch die Vorstellung eines „persönlichen Gottes, Weltschöpfers und Weltregierers", nicht das Mindeste für eine wirklich vernünftige Weltanschauung gewonnen ist. Im Gebiete der wirklich wissenschaftlichen Philosophie wird die veraltete Vorstellung eines anthropomorphen „persönlichen Gottes" noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts ihre Geltung verlieren; die entsprechende Vorstellung eines „persönlichen Teufels" (— noch im vorigen Jahrhundert der ersteren gegenübergestellt und sehr allgemein geglaubt —) ist von unseren heutigen Gebildeten bereits endgiltig aufgegeben. An die Stelle der übernatürlichen „Schöpfung" ist die natürliche „Entwicklung" getreten.

Unsere monistische Gottesidee, welche allein mit der geläuterten Naturerkenntnis der Gegenwart sich verträgt, erkennt „Gottes Geist in allen Dingen". Sie kann nimmermehr in Gott ein „persönliches Wesen" sehen, d. h. mit anderen Worten, ein Individuum von beschränkter räumlicher Ausdehnung oder gar von menschlicher Gestalt. „Gott" ist vielmehr überall. Wie schon Giordano Bruno sagte: „Ein Geist findet sich in allen Dingen, und es ist kein Körper so klein, der nicht einen Teil der göttlichen Substanz in sich enthielte, wodurch er beseelt wird". Jedes „Atom" ist für uns beseelt, und ebenso der „Weltäther"; man kann demnach „Gott" auch als die unendliche Summe aller Naturkräfte bezeichnen, als die Summe aller Atomkräfte und aller Aetherschwingungen. Es kommt im Wesentlichen auf dasselbe hinaus, wenn der geehrte Herr Vorredner Gott als „das oberste Weltgesetz" definiert und dieses als „Wirken des allgemeinen Raumes" darstellt. Nicht auf den Namen kommt es bei diesem höchsten Glaubenssatze an, sondern auf die Einheit der Grundvorstellung, auf die Einheit von Gott und Welt, von Geist und Natur.

Unter den verschiedenen Systemen des Pantheismus, welche diese monistische Gottes-Vorstellung schon seit langer Zeit mehr oder weniger klar ausgebildet haben, ist wohl das vollkommenste dasjenige von Spinoza. Diesem System hat bekanntlich auch Goethe seine höchste Bewunderung und Zustimmung gezollt. Von anderen hervorragenden Männern, welche ihre natürliche Religion in diesem Sinne pantheistisch gestalteten, wollen wir hier nur noch zwei der größten Dichter und Menschenkenner nennen: Shakespeare und Lessing, zwei der größten deutschen Fürsten: Friedrich II. von Hohenstaufen und Friedrich II. von Hohenzollern; zwei der größten Naturforscher: Laplace und Darwin. Indem wir unser eigenes pantheistisches Glaubens-Bekenntnis demjenigen dieser hervorragenden freien Geister anschließen, wollen wir nur noch hinzufügen, daß dasselbe

durch die erstaunlichen Fortschritte der Naturerkenntnis in den letzten drei Decennien eine früher nicht geahnte empirische Begründung erfahren hat.

Der Vorwurf des Atheismus, den man auch heute noch gegen unseren Pantheismus und gegen den ihm zu Grunde liegenden Monismus erhebt, findet in den wirklich gebildeten Kreisen der Gegenwart keinen Wiederhall mehr. Freilich konnte noch im Anfang dieses Jahres der jetzige deutsche Reichskanzler im preußischen Abgeordnetenhause die seltsame Alternative aufstellen: „Entweder christliche oder atheistische Weltanschauung"; es geschah dies bei der Verteidigung jenes berüchtigten Volksschulgesetzes, das bestimmt war, unsere Schulbildung mit gebundenen Händen der papistischen Hierarchie zu überliefern. Die weite Entfernung, welche diesen entarteten Auswuchs der christlichen Religion von dem ursprünglichen reinen Urchristentum trennt, ist nicht größer, als diejenige, welche jene mittelalterliche Alternative von dem gebildeten religiösen Bewußtsein der Gegenwart scheidet. Wer freilich die Anbetung alter Kleidungsstücke und Wachspuppen, oder das gedankenlose Ableiern von Messen und Rosenkränzen für wahre christliche Religionsübung hält; wer an wunderthätige Reliquien glaubt und Verzeihung seiner Sünden durch Ablaßgelder und Peterspfennige erkauft, dem überlassen wir gern seine Ansprüche auf „allein selig machende Religion"; diesen Fetischdienern gegenüber wollen wir gern als „Atheisten" gelten.

Vor zehn Jahren wohnte ich der dreihundertjährigen Jubelfeier der Universität Würzburg bei, an der ich selbst vor vierzig Jahren meine medizinischen Studien begonnen und sechs Semester hindurch fortgesetzt hatte. Die treffliche Festrede in der Universitätskirche hielt der damalige Rektor, der ausgezeichnete Chemiker Johannes Wislicenus. Er schloß seine Segenswünsche mit den Worten: „das walte Gott, der Geist des Guten und der Wahrheit". In diesem Sinne widme auch ich Ihrer Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes bei dieser festlichen Gelegenheit meine besten Glückwünsche. Möge die Erforschung der Naturgeheimnisse auch in dieser nordöstlichen Ecke unseres Thüringer Landes blühen und gedeihen; und mögen ihre hier in Altenburg reifenden Erkenntnisfrüchte nicht weniger zur Geisteskultur und zur Förderung wahrer Religion beitragen, als diejenigen, welche vor 370 Jahren der große Reformator Martin Luther an der nordwestlichen Ecke Thüringens, auf der Wartburg bei Eisenach, zu Tage förderte.

Mitten inne zwischen der Wartburg und Altenburg liegt an der Thüringer Nordgrenze die klassische Musenstadt Weimar, und nahe dabei unsere Landesuniversität Jena. Ich betrachte es als ein gutes Omen, daß gerade in diesem Augenblicke in Weimar eine seltene Festfeier die durchlauchtigsten Erhalter der Universität Jena, die Beschützer der freien Forschung und freien Lehre zusammengeführt hat. In der Hoffnung, daß der Schutz und die Förderung derselben uns auch ferner erhalten bleibe, schließe ich meinen Glückwunsch mit den Worten des Rektors Wislicenus: „das walte Gott, der Geist des Guten und der Wahrheit!"

Wenige Tage, nachdem ich in Altenburg die vorstehenden Gedanken über monistische Weltanschauung vorgetragen hatte, wohnte ich in Berlin der konstituierenden Versammlung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" bei. In ihrem ersten Programme bezeichnet dieselbe als ihre Auf-

gabe die Pflege und Entwicklung ethischer Kultur, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen; als Ziel betrachtet sie „einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten". Diese Ethik ist also dieselbe, welche sich auch aus unserer monistischen Weltanschauung ergiebt.

Die Ansichten aber, welche bei dieser Gelegenheit von seiten zahlreicher, verschiedenen Parteien und Gesellschaftsklassen angehöriger Teilnehmer der Versammlung entwickelt wurden, gingen sehr weit auseinander und ließen einen lehrreichen Blick in die philosophische Zerfahrenheit der Gegenwart thun. Die Mehrheit der Versammlung konstituierte sich zu einer ethischen Gesellschaft auf Grund des Satzes, daß die ethische Erziehung und Ausbildung der Sittenlehre ohne jede Beziehung zur Weltanschauung erfolgen solle. Ich selbst vertrat mit anderen die entgegengesetzte Ansicht; denn ich betrachte die Gestaltung einer klaren und festen Weltanschauung als die unerläßliche Basis, auf welcher nicht allein unsere intellektuelle Befriedigung, sondern auch unser moralisches Verhalten beruht. Gerade die ungeheuren Fortschritte unserer einheitlichen Natur-Erkenntnis scheinen mir unmittelbar auch eine entsprechende Vervollkommnung unseres sittlichen Menschenwesens anzubahnen. Es kann doch für unser ethisches Verhalten unmöglich gleichgiltig sein, ob wir unser eigenes menschliches Wesen und seine Beziehung zur umgebenden Welt *vernünftig* beurteilen, im Sinne der natürlichen Wissenschaft, oder *unvernünftig*, im blinden Glauben an übernatürliche Offenbarungen.

Mit Recht wurde übrigens aus der Mitte jener ethischen Gesellschaft selbst darauf hingewiesen, daß doch nur die *Wahrheit* die feste Grundlage aller guten Sittenlehre sein könne und daß demnach die wahren Grundsätze unseres moralischen Handelns nicht in Widerspruch stehen dürfen mit den wahren Lehrsätzen unser empirisch begründeten Natur-Erkenntnis. Dieser offenkundige Widerspruch besteht aber bei sämtlichen Kirchen-Religionen; denn ihre Weltanschauung stützt sich eben nicht auf die empirisch begründete *Wissenschaft*, sondern auf die mystischen Glaubens-Artikel der religiösen *Dichtung*. Mag die letztere noch so schön und erhaben sein, sie darf niemals die erstere ersetzen wollen! Man denke doch einmal gründlich nach über das jetzt so viel genannte „*Apostolicum*", oder über irgend ein anderes kirchliches Glaubens-Bekenntnis; man frage sich bei jedem einzelnen Satze: „*Was ist das* eigentlich?" Und dann suche man den übernatürlichen Kern des wunderbaren Dogma mit den wissenschaftlich festgestellten Thatsachen der natürlichen Erfahrung in Einklang zu bringen! Ehrliche, unbefangene und konsequente Denker werden dies unmöglich finden. Uebrigens sind heutzutage unter hundert denkenden und gebildeten Männern, welche die Glaubenssätze der Kirche gewohnheitsgemäß bekennen, wohl kaum zwei oder drei zu finden, welche von ihrer Wahrheit wirklich überzeugt sind. Welcher „Gebildete" glaubt denn noch aufrichtig an die Dreieinigkeit Gottes, an die unbefleckte Empfängnis, an die Höllenfahrt Christi, an die Auferstehung des Fleisches u. s. w.?

Unsere *monistische Natur-Religion* allein ist imstande, jenen unheilvollen Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben, zwischen Verstand und Gemüt zu lösen. Denn unsere heutige Weltanschauung, fest gegründet auf die Harmonie aller allgemeinen Forschungs-Ergebnisse, befähigt uns zu einer *einheitlichen* Auffassung des *Weltganzen*. Wir sind daher auch der festen Ueberzeugung,

daß dieselbe von Jahr zu Jahr sich weiter ausbreiten und festere Wurzel fassen wird. Die Reform unserer Jugend-Erziehung und unseres Schulwesens, eine der dringlichsten Kultur-Aufgaben der Gegenwart, wird auf dieser neugewonnenen Basis einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Wir müssen aber auch dahin wirken, daß unsere „Vernunft-Religion" oder „Menschheits-Religion" im modernen Kultur-Staate dieselbe Anerkennung und Berechtigung finde, welche verschiedenen Kirchen-Religionen längst gewährt ist. Die freireligiösen Gemeinden und die Freidenker-Versammlungen dürfen für ihre vernünftige Natur-Religion dieselben Rechte fordern, welche die gesetzlich anerkannten mythologischen Konfessionen längst genießen. Denn auch ihr wissenschaftliches Glaubens-Bekenntnis ist „Religion" und beruht auf dem Streben nach Wahrheit!

Anhang.

Prinzipien des reinen Monismus.

1. Monismus. Wie alle allgemeinen Grundbegriffe, so ist auch derjenige des Monismus verschiedenen Definitionen und abweichenden Modifikationen unterworfen, entsprechend den individuellen Verschiedenheiten der subjektiven Auffassung. In dem bestimmten Sinne, in welchem Monismus jetzt von den meisten Philosophen und Naturforschern aufgefaßt wird, und welchen ich zuerst 1866 in der „Generellen Morphologie" (I. p. 105) festgestellt zu haben glaube, bezeichnet er die einheitliche oder natürliche Weltanschauung, im Gegensatze zur supranaturalen oder mystischen, zum Dualismus. Es giebt demnach für uns (im Sinne von Goethe) keinen Gegensatz zwischen Natur und Geist, zwischen Welt und Gott. „Geister" außerhalb der Natur, oder im Gegensatze zu ihr, giebt es nicht. Was man „Geisteswissenschaft" nennt, z. B. Philologie, Geschichte, Philosophie, ist nur ein Teil der Naturphilosophie. Diese umfaßt nach unserer Ueberzeugung die Gesamtheit der menschlichen Erkenntnis; sie gründet sich auf die Empirie, auf die Erfahrungen, Beobachtungen und Experimente der Naturforschung; sie wird aber zur Philosophie erst durch deren Zusammenfassung, durch Abstraktion allgemeiner Gesetze aus den einzelnen Erfahrungen, durch Synthese der einzelnen Resultate, welche die Analyse empirisch ermittelt hat.

2. Mechanismus. Dieser wichtige Grundbegriff wird noch heute häufig in dreifach verschiedenem Sinne verwendet, und zwar: A. in weitestem Sinne, als gleichbedeutend mit Monismus, wobei mechanische Ursachen (Causae efficientes) als einzige wirkliche Ursachen (im Sinne von Kant) angenommen und den zweckthätigen Ursachen (Causae finales) im Sinne des Dualismus gegenüber gestellt werden. „Mechanische Weltanschauung" ist in diesem Sinne gleichbedeutend mit monistischer. B. im engeren Sinne, als allgemeines Bewegungs-Prinzip der mathematischen Physik, so daß z. B. die Aether-Vibrationen der Optik, der Elektrizität u. s. w., ebenso wie die gröberen materiellen Schwingungen der Akustik, der Thermik u. s. w. als mechanische Prozesse, bestimmten Gesetzen untergeordnet, bezeichnet werden. „Mechanische Naturlehre" in diesem Sinne ist identisch mit Physik. C. in engstem Sinne, als derjenige Teil der Physik, welcher die gröberen, sichtbaren Bewegungs-Vorgänge be-

trifft (Gravitation, Lokomotion, Phoronomie der Organismen); Mechanik in diesem beschränktesten Sinne steht im Gegensatze zur Optik, Akustik ꝛc., wie der Schulgebrauch lehrt. Da „mechanische Gesetze" und „mechanische Erklärung" sehr häufig auch heute noch in diesem dreifach verschiedenen Sinne verstanden werden, so entstehen zahlreiche Mißverständnisse. Diese werden vielleicht am besten vermieden, wenn man den Begriff Mechanik im engsten Sinne (C.) beibehält, für den weiteren, (B.) Physik und für den weitesten (A.) Monismus setzt.

3. Psychismus. In ähnlicher Weise, wie der Begriff des Mechanismus, wird auch derjenige des Psychismus in dreifach verschiedenem Sinne gebraucht; wie dort die Bewegung, so wird hier die Empfindung bald als allgemeines Welt-Prinzip, bald nur als eine Lebensthätigkeit aller Organismen, bald nur als die besondere Geistesthätigkeit des Menschen aufgefaßt.

A. im weitesten Sinne: Panpsychismus; alle Materie ist beseelt, weil alle uns bekannten Naturkörper bestimmte chemische Eigenschaften besitzen, also auf bestimmte chemische (d. h. molecular-mechanische) Einwirkungen anderer Körper gesetzmäßig reagieren: chemische Wahlverwandtschaft. Einfachstes Beispiel: Schwefel und Quecksilber zusammengerieben bilden Zinnober, einen neuen Körper von völlig verschiedenen Eigenschaften. Dies ist nur dadurch möglich, daß die Moleküle (resp. Atome) beider Elemente — gehörig genähert — sich gegenseitig empfinden, und durch Attraktion sich zu einander bewegen; bei Zersetzung einer einfachen chemischen Verbindung findet das Entgegengesetzte statt: Repulsion. („Liebe und Haß der Elemente." Empedocles.)

B. im engeren Sinne: Biopsychismus; nur die Organismen werden als „beseelt" betrachtet, weil hier die chemischen Prozesse verwickelter sind und auffallendere, periodisch sich wiederholende Bewegungen hervorrufen, als bei der sogenannten „toten Materie" der unorganischen Körper; insbesondere erscheint hier die organische „Reizbarkeit" als eine höhere Form der physikalischen „Auslösung", und die „Seelenthätigkeit" (Reflex) wiederum als eine höhere Form der Reizbarkeit (Irritabilität). Indessen lassen sich alle Erscheinungen des organischen Lebens schließlich auf „mechanische" (oder „physikalisch-chemische") Prozesse zurückführen, die von denjenigen in der anorganischen Welt nur graduell oder quantitativ, nicht qualitativ verschieden sind (Gener. Morph. I., Kap. V—VII, p. 109—238; Natürl. Schöpf. VIII. Aufl., Vortrag XV). —

C. Im engsten Sinne: Zoopsychismus; die Reizbarkeit oder allgemeine organische Seelenthätigkeit, wie sie allen Organismen zukommt (— identisch mit „Leben" —) erreicht eine höhere Stufe durch Abstraktion, durch Bildung von Vorstellungen; es sondern sich stärker Empfindung und Willen; zuletzt entwickelt sich als vollkommenste Function des Central-Nervensystems das „Bewußtsein". Dieses eigentliche, nur den höheren Tieren zukommende „Seelenleben" durchläuft eine lange Reihe verschiedener Bildungsstufen, deren vollkommenste die Menschenseele ist. Die sogenannte „Freiheit des Willens" ist nur scheinbar, da jede einzelne Willens-Aktion durch eine Kette von vorausgehenden Aktionen bedingt ist, welche schließlich entweder auf Vererbung (Fortpflanzung) oder auf Anpassung (Ernährung) beruhen. Da diese letzteren Functionen auf molekulare Bewegungen („mechanisch") zurückführbar sind, gilt das auch für die ersteren.

4. Theismus. Die Vorstellung von Gott, welche uns allein mit dem Monismus logisch vereinbar erscheint, ist der Pantheismus (oder „Kos-

motheismus") im Sinne von Spinoza und Goethe; Gott ist demnach identisch mit der Kraftsumme des Universum, welche von seiner Stoffsumme untrennbar ist. — Im Gegensatze dazu steht der Homotheismus (oder „Anthropotheismus"), welcher aus dem Dualismus folgt, Gott als persönliches Wesen der von ihm geschaffenen „Welt" gegenüber stellt, und demnach immer genötigt ist, Anthropomorphismen zu Hilfe zu nehmen.

5. Materialismus. Die wichtigsten Verschiedenheiten, in welchen diese vielfach mißverstandene und mannigfach gedeutete Richtung der Philosophie auftritt, dürften folgende sein:

A. im weitesten Sinne, als gleichbedeutend mit Monismus (— oder auch mit Mechanismus —). Alle Erscheinungen der Welt beruhen auf materiellen Prozessen, auf Bewegungen (Mechanismus) oder Empfindungen (Psychismus), welche beide als Grund-Qualitäten von der Materie untrennbar sind. Immaterielle Kräfte oder „Geister" sind uns unbekannt. Wie schon Goethe sagt: „Der Geist kann nie ohne Materie, die Materie nie ohne Geist existieren und wirksam sein." —

B. im engeren Sinne: Die Materie allein existiert ursprünglich und erzeugt erst sekundär Kraft (oder „Geist"). Der Irrtum dieser Auffassung liegt darin, daß sie beide Dinge („Stoff und Kraft") als getrennt betrachtet. Nach unserer Ansicht sind beide untrennbar verknüpft, und zwar von Anbeginn an, in jedem Atom vereinigt.

6. Spiritualismus. Auch diese Richtung der Weltanschauung unterliegt denselben Mißverständnissen und schiefen Auffassungen, wie ihr scheinbares Gegenteil, der Materialismus.

A. im weitesten Sinne kann „Spiritualismus" identisch mit Psychismus — also auch mit Monismus sein. Denn die Empfindung (— Lust und Unlust —) ist ebenso eine ganz allgemeine Grundeigenschaft der Materie (jedes Atoms!) wie die Bewegung (— Anziehung und Abstoßung —). Jeder „Spiritus" ist an eine „Materie" untrennbar gebunden.

B. im engeren Sinne: Die Kraft allein existiert ursprünglich und erzeugt erst sekundär Materie. Diese Vorstellung, sehr alt und sehr verbreitet („Weltschöpfung") ist ebenso falsch und einseitig, wie die entgegengesetzte (5 B); sie befriedigt das Causalitäts-Bedürfnis unserer Vernunft ebenso wenig als die letztere.

7. Immortalismus. Der „Glaube an die Unsterblichkeit" ist wissenschaftlich (kritisch) nur haltbar als genereller Satz und dann identisch mit dem allgemeinsten Gesetze der Physik: Erhaltung der Kraft (selbstverständlich zugleich „Erhaltung der Materie"). Hingegen ist der weitverbreitete dogmatische (durch die meisten Kirchen-Religionen gestützte) Glaube an die persönliche Unsterblichkeit (— höchst wichtig als bewußtes oder unbewußtes Grund-Axiom vieler philosophischen Systeme —) wissenschaftlich völlig unhaltbar. Die „Menschenseele" (d. h. die Gesamtsumme der individuellen Lebensthätigkeiten: Empfindung und Bewußtsein, Wille und Vorstellung) — ist nur ein vorübergehendes Entwicklungs-Phänomen, eine höchstentwickelte „Wirbeltier-Seele".

8. Kosmonismus. Die bestimmte und wie ich glaube konsequente Form der Weltanschauung, deren Grundsätze ich seit 30 Jahren vertrete und deren wichtigste Seiten vorstehend kurz angedeutet sind, kann auch als „Kosmonismus" bezeichnet werden, insofern sie von der Grundvorstellung ausgeht, daß die Kosmogenesis oder der „Weltprozeß" — als Weltentwicklung — ein

bis zu gewissem Grade erkennbarer Naturprozeß ist. Der Kosmonismus steht dadurch im Gegensatz zum „Agnosticismus", hinter welchem sich neuerdings immer mehr der unvertilgbare „Mysticismus" verschanzt, unter dem irreführenden Motto: „Ignorabimus"! Wir unserseits sind überzeugt, daß es nur ein „Welträtsel" giebt: das „Substanz-Problem", der innere „Zusammenhang von Materie und Kraft." Indem wir diese eine „Grenze des Natur-Erkennens" zur Zeit noch anerkennen müssen, dürfen wir doch anderseits behaupten, daß innerhalb derselben eine vernünftige Weltanschauung bereits sicher gewonnen ist, und zwar auf Grund unserer heutigen Entwicklungslehre und der dadurch erreichten Einheit der monistischen Wissenschaft.

Hanna Jagert.

Comödie in drei Acten

von

Otto Erich Hartleben.

Zweiter Act.

Scene: Hanna's Comptoir. — Durch große Glasschiebethüren sieht man in den hinter dem Comptoir liegenden sehr tiefen Entresolraum, das Arbeitszimmer; und durch die bis zum Boden hinabreichenden Entresolfenster des Hintergrundes hinaus auf die gegenüberliegenden Häuser der Straße. — Das Comptoir ist ohne Eleganz, aber streng gediegen eingerichtet. Rechts in der Ecke Schreibtisch und Geldspind, links ein ledernes Ecksopha mit Tisch. — Vorn ist es schon dunkel, rechts über dem Schreibtisch brennt eine Gasflamme. Auch im Arbeitszimmer brennen schon einige Flammen, während es hinten an den Fenstern noch hell ist.

Hanna, (sitzt vorn rechts am Schreibtisch und arbeitet. Sie ist womöglich noch einfacher schwarz gekleidet als im ersten Act. An den beiden langen, parallel von den Glasthüren zu den Fenstern laufenden Arbeitstischen sind einige zwanzig Arbeiterinnen verschiedenartig beschäftigt. Die Glasthüren sind geschlossen.)

Freudenberg, (tritt hinten links in den Arbeitsraum. Bewegung unter den Mädchen. Er verbeugt sich wiederholt mit parodistischer Höflichkeit und spricht dann mit dem einen Mädchen. Die weist ihn an die Zuschneiderin. Er wendet sich an diese.)

Die Zuschneiderin (legt die Arbeit nieder und kommt nach vorn durch die Glasthür. Sobald die Glasthür — auch im Folgenden — geöffnet wird, hört man gedämpfte Stimmen und den Lärm einiger Nähmaschinen.)

Hanna, (in ihre Arbeit vertieft, ohne aufzusehn:) Hm?

Die Zuschneiderin, (verlegen näher tretend:) Ach — Fräulein ...

Hanna, (aufsehend, ruhig:) Nun?

Die Zuschneiderin: Ach, da ist der Herr von unten .. von der Weinstube .. der Hauswirt .. ich vergesse immer den Namen ...

Hanna: Freudenberg heißt er. Freudenberg. Lassen Sie ihn eintreten.

Die Zuschneiderin (ab.)

Freudenberg, (mit Verbeugungen durch die Mitte:) Entschuldigen Sie, Fräulein Jagert .. guten Abend, guten Abend Entschuldigen Sie gütigst: ich habe mir gedacht: Sie hätten schon Feierabend gemacht. Nein, was sind Sie für 'ne fleißige Frau .. verzeihen Sie: Fräulein, mein ich, Fräulein wollt' ich sagen .. entschuldigen Sie: Sie verstehn mich.

Hanna: Nun — Sie bringen mir wohl den Kontrakt?

Freudenberg: Bring ich, jawohl, jawohl. Wollen Sie so gütig sein. (Reicht ihr einen Mietskontrakt.)

Hanna (nimmt ihn:) Setzen Sie sich, bitte.
Freudenberg: Danke sehr. Danke gehorsamst. (Setzt sich.)
Hanna (liest den Kontrakt durch:) Hm .... Nun ja .... „Mieter verpflichtet sich" ... Gründlich! Das kann man nicht anders sagen. Und dreizehn Paragraphen Hausordnung. Sind Sie ein — strenger Hausvater.
Freudenberg: Bitte sehr, bitte sehr —: die Dinger sind mal so gedruckt. Fix und fertig.
Hanna: Ja, ja. Daran liegt es. Also — achthundert Mark. Viel Geld für die beiden Zimmer ...
Freudenberg: Sagen Sie das nicht. Drei Zimmer sind es und eine Küche ist dabei und ein Hängeboden und .. was man alles braucht. Sagen Sie das nicht.
Hanna: Und drei Treppen. Aber das müssen Sie mir ganz fest versprechen, Herr Freudenberg: wenn die zweite Etage jemals frei wird ...
Freudenberg: Kein Anderer, wie Sie, Fräulein Jagert. Bei Gott: Sie sollen den Vorzug haben. Das sollen Sie!
Hanna: Denn sehen Sie: ich ziehe ja hier nur aus, weil ich diesen Raum noch für's Geschäft brauche und mich doch nicht auf die Dunkelkammer da beschränken kann. Aber ich will natürlich auch nicht zu weit vom Geschäft sein .. oder zu hoch darüber.
Freudenberg: Ja, ja, Fräulein Jagert: ich seh das ja vollständig ein. Ich werde sehn, ich werde sehn ... Sie haben mein Wort!
Hanna (unterschreibt.)
Freudenberg: Fräulein Jagert?
Hanna: Herr Freudenberg?
Freudenberg: Darf ich Ihnen 'n neuen Witz erzählen?
Hanna: Nein! Hier nicht. Um Gotteswillen! Geben Sie das Nebenexemplar. Was denken Sie sich denn.
Freudenberg (giebt es ihr:) Fräulein Jagert, so wahr ich hier stehe: Sie werden's bereuen. Es wird ein Anderer kommen: er wird ihn erzählen und er wird ihn schlecht erzählen. Bei mir haben Sie 'ne Garantie. Fragen Sie den Herrn Doktor Könitz: der kennt mich. Er schätzt mich. Er wird Ihnen sagen ...
Hanna: Hier! (Reicht ihm das Nebenexemplar.) Jawohl, Könitz liebt und schätzt Sie, aber ...
Freudenberg: Der Herr Baron von Vernier nicht minder. Also bitte, erlauben Sie mir ...
Hanna: Nein! Wenn wir mal wieder unten bei Ihnen sitzen. Uebrigens fällt mir ein: von dem Léoville können Sie mir mal zehn Flaschen heraufschicken.
Freudenberg: Was Sie sagen! Es ist nicht möglich! Der Leichtsinn!
Hanna: Nu, wenn Sie nicht wollen ...
Freudenberg: Na nu ne: ich werde nich wollen! Aber Sie müssen verzeihn: es ist eine große Sache! Sie bestellen Wein bei mir, und was für'n Wein! Wenn ich offen sein soll: man sollte glauben, es wäre vor Ihrem Ende. Verzeihn Sie!
Hanna: So .. also für so geizig haben Sie mich gehalten.
Freudenberg: Geizig, was heißt geizig! Ist ein häßliches Wort für 'ne schöne Sache! Aber: „genau", Fräulein Jagert —: genau! Sie werden nicht

leugnen, wenn ich sage, Sie sind genau. Nun: was nichts Genaues ist, das ist auch nichts Reelles. Sie bekommen noch heute den Wein. Kann ich vielleicht sonst noch was mitschicken?

Hanna: Nein: zehn Flaschen Léoville — „genau".

Freudenberg: Fräulein Jagert: machen Sie mich nicht unglücklich für's ganze Leben: nehmen Sie mir nicht übel, was ich gesagt habe. Genau, hab ich gesagt. Nun? das ist ein großes Lob. So hat mein Vater zu meiner Mutter gesagt und wir Kinder durften dabei stehn.

Hanna: Gewiß. Das hat Ihrer Erziehung auch sicher nichts geschadet. —

Eine Arbeiterin, (lang, blaß, dürr und dämlich, kommt ängstlich durch die Mitte. In weinerlichem Tone:) Ach, Fräulein . . .

Hanna: Was ist Ihnen denn?

Die Arbeiterin: Ach, ach, ach . . ich hab in dem kleinen Plüschpaletot die Knopflöcher . . (Schluchzend:) in die Knopfseite geschnitten. Und der Stoff ist doch so teuer . . .

Hanna, (geschäftsmäßig, kühl, etwas ärgerlich:) Ja . . Sie wissen ja — das geht mich nichts an.

Die Arbeiterin, (flehentlich:) Ach Fräulein: ziehn Se's doch nur diesen Sonnabend nich ab. Wir brauchen's so furchtbar nötig!

Hanna (sieht sie an, lächelt flüchtig — dann ruhig:) Lassen Sie sich von der Zuschneiderin ein neues Knopfteil schneiden. Das verschnittene soll sie zu Aermel verbrauchen. Aber sehen Sie sich in Zukunft vor.

Die Arbeiterin, (außer sich vor Dankbarkeit, aufatmend:) Ach Fräulein — ich danke Ihnen . . (Ab.)

Hanna: Sehn Sie: den „Leichtsinn" begeh ich heute auch zum ersten Mal.

Freudenberg, (treuherzig:) Fräulein Jagert: haben Sie mir was übel genommen?

Hanna: Ich nehme Ihnen garnichts übel. Sie haben ja ganz recht. Diese ganzen zwei Jahre hab ich ja thatsächlich an nichts Anderes gedacht, als an den Profit und an's Sparen. Sie haben sich nur geirrt, wenn Sie geglaubt haben . . es wäre das so meine — eigentliche Natur. (Lächelnd:) O nein! Von heut an wird das anders! — Was machen Sie denn für'n Gesicht?

Freudenberg: Verzeihn Sie mir's Gesicht. Aber was meinen Sie, wenn Sie sagen: von heut an?

Hanna: Geschäftsgeheimnis.

Freudenberg: Nu — dann weiß ich.

Hanna: Sie wissen?

Freudenberg: Spaß!

Hanna: Na?

Freudenberg: Nu — Sie werden heiraten! Den Doktor oder den Herrn Baron. Ausgerechnet: einen von beiden.

Hanna, (verletzt:) So. — Ja, es scheint . . Sie . . Sie erraten eben Alles mit Ihrem — natürlichen Zartgefühl.

Freudenberg: Nu sind Sie mir wieder böse?

Hanna: Nein. Das hätte keinen Reiz für mich. Aber . . ich muß Ihnen doch sagen: Sie irren sich diesmal. Es denkt niemand an's Heiraten. — Und nun entschuldigen Sie mich: ich habe noch zu thun.

Freudenberg: Nun — sehn Sie: Sie sind doch böse. Und Sie haben recht. Was red' ich von Heiraten! Sind wir nicht vorgeschrittene Menschen? Was braucht man zu heiraten? (Auf eine unwillige Bewegung Hannas:) Ich geh schon, ich geh schon. Aber ich hab noch 'ne Mission. Gott, Fräulein Jagert: man bleibt so gern in Ihrer Näh'.

Hanna: Lassen Sie sich das Vergnügen nicht zu lang werden. Also: was ist das für 'ne — „Mission?"

Freudenberg (reibt sich die Hände:) Eine innere.

Hanna: Herr Freudenberg!

Freudenberg: Werden Sie nicht ungeduldig! Ich werd es kurz machen. Heute Nachmittag zwischen drei und vier kommt ein Herr, ein kleiner, alter Herr in die Weinstube. Man kann nicht wissen, ob er über hundert Jahre alt ist, aber ich gebe Ihnen mein Wort: achtzig ist er gewesen. Wie er mit dem Diner fertig ist, bestellt er sich eine Pommery, schiebt sich seine goldene Brille auf die Stirn und beginnt so vor sich hinzumurmeln, so . . wissen Sie so halblaut. (Macht es nach.)

Hanna: Ja —

Freudenberg: Warten Sie nur. Also: so saß er nun da. Nach und nach gingen alle anderen Gäste weg. Er blieb sitzen und trank weiter. Wie er die erste Flasche leer hatte, bestellt' er sich 'ne neue, verstehn Sie: die zweite Pommery. Er ruft mich ran, schenkt mir ein Glas ein, und fragt mich nach dem Wetter. Darauf hab ich ihm nach meiner ehrlichen Ueberzeugung die volle Wahrheit gesagt. Aber auf einmal fragt er mich: sagen Sie mal —: was ist das eigentlich für 'ne „Person", die hier über Ihnen „den Kleiderhandel betreibt?" Wissen Sie, das sagt er so recht . . so recht . . nu: als ob man nicht mit Kleider handeln dürfte.

Hanna: Na, was wollt' er denn?

Freudenberg: Ausforschen wollt' er mich! Ausforschen! Na — da kam er an den rechten. Wie 'n Erbbegräbnis — stumm! Mein Herr, sagte ich, wenn Sie irgend etwas zu wünschen wissen oder zu wissen wünschen über . . über das von mir auf das Höchste verehrte Fräulein Jagert — bitte sehr: bemühen Sie sich gütigst eine Treppe höher und fragen Sie sie gefälligst selber. Von mir erfahren Sie nichts — und wenn ganz Berlin über sie klatscht — mein Mund bleibt rein. Sie ist mein Gast — und zahlt mir die Miete von zwei Etagen!

Hanna: Na, war er damit zufrieden?

Freudenberg: Ih Gott bewahre! —: „Nun: schön: ich werde hinaufsteigen!" Wie 'ne Drohung, wissen Sie, so: „Ich werde hinaufsteigen!" Zu drollig, sag ich Ihnen. Dabei trank er immer weiter. Er kam mir vor wie einer, der sich mildernde Umstände antrinkt. — Nu hatt ich Ihnen doch versprochen . . von wegen dem Kontrakt. Ich sage also: mein Herr, sag ich: darf ich Sie bei Fräulein Jagert anmelden? Ich gehe jetzt hinauf. „Ja! das können Sie thun!" — Nun wollt ich doch gern den Namen wissen — aber ne! —: „Sagen Sie nur, ein alter Mann — muß mit ihr sprechen". Na! Also, Fräulein Jagert: „Ein alter Mann muß mit Ihnen sprechen!"

Hanna: Achtzig sagen Sie?

Freudenberg: Mindestens! Klein, rote Nase, goldene Brille. Besondere Kennzeichen: trinkt Pommery und trägt Brillanten — so groß!

Hanna: Aber wer kann denn das sein? Sie haben mich

nun glücklich ganz neugierig gemacht. Und nun lassen Sie den alten Herrn da unten warten? Ich lasse bitten.

Freudenberg: Ja, wissen Sie, Fräulein Jagert! Wenn ich sage: ich bin gern in Ihrer Nähe — so sag ich die reine Wahrheit. Aber zugleich, wenn ich bei Ihnen ein bischen länger geblieben bin — hab ich mir gedacht: wird sich der alte Herr da unten — noch die dritte Flasche Pommery bestellen!

Hanna: Na nu aber . . .

Freudenberg: Ich geh schon. Ich schick ihn herauf. Adieu, leben Sie wohl. Leben Sie wohl. Verzeihn Sie mir! (Durch die Mitte ab. Man hört die Mädchen verstohlen lachen.)

Hanna (schüttelt lächelnd den Kopf, schraubt die Gasflamme etwas in die Höhe und beugt sich wieder über ihre Arbeit.)

Die Zuschneiderin (tritt schüchtern ein:) Hm . . ach . . Fräulein . . ach bitte entschuldigen Sie . . einen Augenblick . . .

Hanna (wendet sich zu ihr.)

Die Zuschneiderin: Ich . . ich . . von dem Stück Double krieg' ich, nach dem neuen Modell, „Doppelstern" absolut nicht heraus! Wenigstens nicht die Siebzehn, wie Fräulein sagten.

Hanna: Na nu. Ich bitte Sie . . . Wie viel Meter hat denn dies Stück?

Die Zuschneiderin: Vierzig.

Hanna: Na — aber das begreif ich nicht. Und doch dieselbe Breite, wie die andern. Das muß ja gehn.

Die Zuschneiderin, (achselzuckend:) Tja! Ich habe alles ausprobiert.

Hanna: Bringen Sie's mir rein.

Die Zuschneiderin (ab.)

Hanna, (wieder über der Arbeit.)

Die Zuschneiderin (kommt mit dem Stück und den Mustern zurück, bleibt zweifelnd stehn.)

Hanna, (ohne aufzusehn:) Da drüben. Gleich.

Die Zuschneiderin (legt das Zeug links auf den Tisch vor dem Eckſofa.)

Hanna (geht nach links, legt die Muster auf, probiert einige Male — dann ruhig:) So.

Die Zuschneiderin, (höchst verlegen, kleinlaut:) Ach ja. So — geht es. Entschuldigen Sie nur die Störung . . .

Hanna (geht wieder nach rechts. — Während dem ist hinten im Arbeitsraum der alte Freiherr von Vernier von links eingetreten. Alle Mädchen staunen ihn an. Unbeholfen kommt er nach vorn. Von einem der Mädchen wird ihm die Glasthür geöffnet, sodaß er der mit dem Stück Stoff abgehenden Zuschneiderin begegnet.)

Die Zuschneiderin (stößt einen leisen Schrei aus:) Ach . .

Der alte Vernier, (ein kleiner, achtzigjähriger Greis mit vollem schneeweißen Haar. Sein weingerötetes Gesicht verrät große geistige Beweglichkeit. Er trägt eine goldne Brille mit großen runden Gläsern. Er verbeugt sich vor der Zuschneiderin:) Da hätt ich also wohl den Vorzug mit dem Fräulein Hanna Jagert . . .

Die Zuschneiderin, (sehr verlegen:) Nein — da . . . (Ab.)

Hanna (steht rechts:) Ich heiße Jagert.

Der alte Vernier: So, so. Das ist sie. Hm. (Tritt der verwunderten Hanna näher:) So, so. — Nun da . . muß ich mich Ihnen vorstellen. — Ich heiße Vernier. Ja. Ich bin der Großonkel des Freiherrn Friedrich Bernhard von Vernier. Dieser letztere dürfte Ihnen ja wohl bekannt sein.

Hanna, (freudig überraſcht:) Ach! — Ja, o ja: der iſt mir recht gut bekannt . . recht gut.

Der alte Vernier (nickt:) „Recht gut".

Hanna: Er iſt ja ein Freund des Doktor Könitz. Aber das freut mich ſehr, Sie kennen zu lernen, Herr Baron! Er . . hat mir ſchon ſoviel von Ihnen erzählt. (Nach links hinübergehend:) Darf ich Sie bitten Platz zu nehmen.

Der alte Vernier, (in drollig unwirſchem Ton:) Danke . . danke ſehr. Wenn Sie geſtatten . . möchte ich noch wachſen.

Hanna: Aber! Hier im Entreſol? Bitte.

Der alte Vernier: Bitte ſehr! Bitte ſehr! Bleiben wir ernſt.

Hanna, (befremdet:) Ja — wie . . .

Der alte Vernier: Bleiben wir ernſt, mein Fräulein! Iſt es mir erlaubt, einige Fragen an Sie zu richten?

Hanna: Bitte.

Der alte Vernier: Ihr Herr Vater war ja wohl Maurer?

Hanna, (erſtaunt:) Ja — er iſt auch jetzt noch — Mauerpolier.

Der alte Vernier: Mauerpolier — ſo, ſo. Und Ihr Herr Großvater, wenn ich fragen darf? Was war der?

Hanna: Das weiß ich nicht.

Der alte Vernier: Sehen Sie! Das wiſſen Sie nicht. Das wiſſen Sie nicht! Ich hab es mir gedacht. — Hm. Nun — Fräulein Jagert: Sie ſind jedenfalls ſehr — modern, nicht wahr?

Hanna, (nachdenklich:) Modern?

Der alte Vernier: Modern — jawohl. Und ich zweifle nicht daran, daß Sie mit großer Geringſchätzung auf einen Mann herabzuſehn gelernt haben, der den Stand, dem er die Ehre hat, anzugehören, hochzuhalten geſonnen iſt. Trotzdem halte ich mich in dieſem Augenblicke zu dieſer Hochhaltung in dem Grade für verpflichtet, als ich mir bewußt bin, meinerſeits dieſen Stand nie durch Anmaßung oder Ueberhebung entehrt zu haben. — Wiſſen Sie, wie alt das Geſchlecht der Verniers iſt? —

Hanna, (überraſcht, lächelnd:) Nein, Herr Baron. Aber . . nach Ihnen zu urtheilen . . . (Hält inne.)

Der alte Vernier: Wie?

Hanna: Nun, ich meine: ich glaube wohl, daß es ſchon ziemlich alt iſt. Aber bitte, es intereſſiert mich ſehr, Genaueres darüber zu erfahren. Einen Augenblick! (Sie zieht eine dunkle Portière vor die Glasthür:) So. Bitte.

Der alte Vernier: Die Traditionen unſerer Familie erſtrecken ſich zurück bis auf das Jahr Neunhundert und achtzig.

Hanna: Nach Chriſti Geburt.

Der alte Vernier: Ja. — Aber ſagen Sie —: ich kann mir kaum denken, daß Sie das wirklich intereſſiert . . .

Hanna: Doch, o doch . . bitte, Herr Baron! Ihr . . Herr Großneffe ſpricht darüber garnicht. Sie wiſſen ja, er hat immer ſeine künſtleriſchen Intereſſen . . Wir haben ihn grade danach ſchon oft vergebens gefragt.

Der alte Vernier: Hm. So. Nun . . unſere Familie ſtammt aus Poitou, dem alten franzöſiſchen Herzogtum am atlantiſchen Ocean. Die erſte verbürgte Ueberlieferung datiert von dem Jahre Zwölfhundert und achtzig.

Von diesem Jahre Zwölfhundert und achtzig an spielen die Verniers als Marquis, nach dem Rechte der Erstgeburt in ununterbrochener Stammreihe, in der Geschichte Frankreich's ihre ehrenvolle Rolle. „Marchiones" heißen sie in den älteren Urkunden.

Hanna, (freundlich:) So? Aber Herr Baron, wollen Sie sich nicht doch lieber setzen? Die Geschichte Ihrer Familie reicht so weit zurück — bitte!

Der alte Vernier: Ja, es ist wohl besser. Danke. (Setzt sich links in die Sofaecke:) Hm. Also — im Jahre Sechszehnhundert fünfundachtzig ist dann Erneste Olivier de Vernier in's Fürstentum Lüneburg eingewandert. Die ältere Hauptlinie in Frankreich ist vor kurzem erloschen — sodaß nunmehr ich und mein Großneffe Friedrich Bernhard die letzten und einzigen Träger des Namens Vernier sind. Verstehen Sie?

Hanna: Ich . . glaube.

Der alte Vernier: Aber: verstehen Sie auch: was das heißt? Was für eine Verantwortnng . . . Entschuldigen Sie Fräulein Jagert, aber ich denke mir: Sie können das garnicht verstehen. Ich . . muß es Ihnen erklären. — Hm. Also — seit wir im Hannoverschen ansässig geworden sind — Sie . . wissen wohl, daß wir Westernach in Familienbesitz haben — seitdem haben fast durchgängig von Generation zu Generation zwei Brüder das Geschlecht — wie soll ich sagen — vertreten. „Die beiden Vernier's" — wie wir seit einem Jahrhundert und länger am Hofe der Welfen genannt wurden. Von den beiden war gewöhnlich der eine der praktische Stammhalter, der sich verheiratete und das Gut übernahm. Der andere pflegte darauf zu verzichten . . sei es aus brüderlicher Gesinnung, sei es aus innerem Beruf . . so wie ich.

Hanna: Sie haben . . aus innerem Beruf . . „verzichtet"?

Der alte Vernier: Allerdings. Ja. Es hat unter den Vernier's immer solche gegeben, die in irgend einer gelehrten oder künstlerischen Liebhaberei ihre Befriedigung fanden und darin aufgingen. — Auch bin ich übrigens den Frauenzimmern niemals possierlich genug gewesen. — Hm. Also — in unserem Falle war es eben mein Bruder Ernst, der . . zwei ganz prächtige Jungen hatte. Soweit ging alles . . wie es sollte. Da kam . . der Siebenundzwanzigste Juni Achtzehnhundert sechsundsechzig. An diesem Tage schossen die Preußen die beiden jungen Vernier's tot. — — Wir beiden Alten blieben zurück. — Außer uns eine totkranke Witwe und ein kleiner dreijähriger Junge. Das war der Bernhard. Na und den . . (Mit komischem Ingrimm:) . . nun ja: den kennen Sie ja wohl, Fräulein Jagert — wie? Sagten Sie nicht: Sie kennten ihn — „recht gut"?

Hanna, (befremdet, kühl:) Ja, Herr Baron. Und zwar sagte ich Ihnen schon: daß er der Freund meines Freundes, des Doktor Könitz wäre. Wir sind oft zusammen — mit ihm.

Der alte Vernier: So so. Na. — Jedenfalls: Sie werden ja nun wohl verstehn . . was ich vorhin . . andeutete. Wie? Mein Großneffe Friedrich Bernhard ist der letzte . . . An ihm ist es, seine Familie fortzu . . pflanzen. Verstehn Sie mich, Fräulein Jagert? —

Hanna, (verlegen:) Ja . . das wird er ja wohl auch thun.

Der alte Vernier: Wie? Ja, es liegt mir daran, Fräulein Jagert, mich Ihnen ganz verständlich zu machen. Bloß darum bin ich so ausführlich. Sehn Sie: mein Bruder Ernst starb den Winter Sechsundsechzig. Konnt's ihm

nicht verdenken. — Ueber die Söhne haben wir nicht wieder zusammen gesprochen. Wohl aber über den kleinen Enkel . . den Bernhard. (Schweigt.)

Hanna, (warm, leise:) Herr Baron: er — hat Sie ja auch sehr lieb.

Der alte Vernier: Soso. Hm. — Sie sind sehr gütig, Fräulein Jagert, sehr gütig. Aber bitte, wollen wir nicht mehr von mir reden. Wir sind jetzt zwei bis drei Generationen weiter, eben . . beim Bernhard. — Sehn Sie: einen Beruf gab es nicht für ihn . . ich hätte auswandern müssen. Und außerdem: er selber . . 's ist ein sensitiver Junge, bei dem der Hang, im äußerlichen Leben was zu bedeuten oder was zu wirken, kaum vorhanden ist.

Hanna: Und darauf nahmen Sie Rücksicht?

Der alte Vernier: Ja. Das wundert Sie wohl?

Hanna: O, von Ihnen nicht, Herr Baron, aber ich denke mir, daß so etwas immerhin selten ist . . in adligen Familien.

Der alte Vernier: Was wir Adel nennen, mein Fräulein, unterscheidet sich vielleicht nicht unwesentlich von dem, was . . Sie sich darunter vorstellen. Denn, Fräulein Jagert: das Individuum . . der „Mensch" . . fängt allerdings erst mit dem Baron an. Aber: der Baron wird nicht als Mensch geboren —: er muß dazu thun.

Hanna, (unwillkürlich:) O! Das ist schön!

Der alte Vernier: Was . . was ist schön?

Hanna: Was Sie da sagen. (Lächelnd:) Ach, Herr Baron, bitte, halten Sie mich nur nicht für einen Demokraten.

Der alte Vernier: Nicht für . . ja, aber Fräulein Jagert! Ist denn die Demokratie nicht — modern?

Hanna: Modern? Ach pfui!

Der alte Vernier, (eifrig:) „Ach pfui" — bravo! Modern — ist der Pöbel! — Aber, Fräulein . . Fräulein Jagert: wie, wie kommen Sie mir denn eigentlich vor?

Hanna, (lächelnd:) Ja — ich weiß nicht. Es scheint mir nur: Sie sind nicht gerade zu mir gekommen, um eine — Uebereinstimmung unserer Ansichten zu . . zu konstatieren — wie? (Während der letzten Worte hört man aus dem Arbeitsraum lauteres Sprechen und Lachen. Hanna, plötzlich sich erinnernd:) Ach! Es ist ja wahr! (Zieht ihre Uhr:) Entschuldigen Sie, Herr Baron: es ist Sieben durch: meine Damen wollen gehen. Sie werden schon ungeduldig. (Zur Glasthür gehend:) Einen Augenblick. (Sie öffnet die Thür. Hinaussprechend:) Meine Damen — Feierabend. Fräulein Schwarz, Sie lassen wohl die fertigen Sachen nach dem Lagerraum schaffen. Ich werde Ihnen Friedrich vorschicken. (Sie geht nach links und klingelt.)

Die Zuschneiderin, (durch die Mitte, nur halb eintretend:) Ach, Fräulein: Die, die: Maschinennäherin, die Sie heute morgen engagiert haben . . kommt die schon morgen?

Hanna: Ja.

Die Zuschneiderin, (im Abgehn:) Wegen dem Zuschneiden. (Ab. Draußen etwas Lärm, Thürschlagen.)

Der Hausdiener, (von links.)

Hanna: Friedrich, lassen Sie sich die Sachen von Fräulein Schwarz geben. Die müssen heute noch verpackt werden. Dieselbe Adresse. London.

Der Hausdiener, (nach hinten ab.)

Hanna, (in Gedanken:) Was . . n . . Ach ja! (Nach hinten, ruft hinaus:) Fräulein Schwarz, noch eins: sagen Sie doch bitte Ihrem Vater, daß er morgen Nachmittag mal heran kommt. Ich will doch zum Ersten die Möbel fertig haben. Vergessen Sie's nicht — nein?

Die Zuschneiderin, (von außen:) Können sich drauf verlassen, Fräulein.

Hanna: Also, Adieu, meine Damen!

Viele Stimmen: Adieu, Fräulein, adieu . . . .

Hanna (entfernt sich von der Thür.)

Die Arbeiterin, (welche die Knopflöcher in die Knopfseite geschnitten hatte, steckt den Kopf durch die Thür:) Fräulein: ich danke Ihnen auch noch vielmals! (Verschwindet wieder, eh' Hanna sich zu ihr umgedreht hat.)

Hanna: Bitte sehr.

Der Hausdiener (kommt wieder durch die Mitte mit einem großen Arm voll Kindergarderobe und geht links ab.)

Hanna: Also heute noch!

Der Hausdiener, (im Abgehn:) Jawoll! (Das letztere ist alles sehr schnell gesprochen. Der alte Vernier ist allen Bewegungen Hanna's mit Spannung gefolgt. Schüttelt mit dem Kopf.)

Hanna: Verzeihen Sie, Herr von Vernier, jetzt steh ich wieder zur Verfügung.

Der alte Vernier: Schrecklich! Schrecklich! Schrecklich! Und Sie wollen nicht — modern sein? Diese . . diese Hast, dieses: hä-hä-hä . . . (Ahmt die schnellen, hastigen Bewegungen nach.) Ueberhaupt dies Berlin! Diese plebejische Outrance mit der hier gearbeitet wird. Man sollte meinen, sie bildeten sich noch was drauf ein, daß sie sich für andre zu schanden quälen müssen! Schrecklich! — Wie der Junge das aushält! Das so immer mit anzusehn! (Hanna anschauend:) Ich meine den Bernhard.

Hanna: Ja. Das dacht ich mir.

Der alte Vernier: So so. — Nun? Sie wundern sich aber wohl nicht, daß er's bei Ihnen . . . hier in Berlin . . aushält — wie?

Hanna: Nein. Das kann ich nicht sagen.

Der alte Vernier: So, so. Das können Sie nicht sagen. Das können Sie nicht sagen! Sehr gut! Sehr gut! Sehr gut!

Hanna, (ernsthaft:) Herr Baron, ich . . ich muß Sie nun doch . . höflichst bitten . . mir den Zweck Ihres Besuches . . was Sie eigentlich von mir wünschen . . . zu verraten. Ich habe keine Neigung, mir . . weiter Dinge anzuhören, die ich . . mir beliebig als . . als Beleidigungen deuten kann.

Der alte Vernier, (sich erhebend, ebenfalls sehr ernsthaft:) Fräulein Jagert! Der Junge soll sich nicht verplempern! Verstehn Sie? Das will ich. Das will ich.

Hanna, (in Wut, aber sich beherrschend:) So! Und — da kommen Sie zu mir. Zu mir. Was wollen Sie bei mir?!

Der alte Vernier: Ich weiß nur zu gut, von ihm selber, wie — es um ihn steht. Seit er an mich seinen ersten kindischen Brief geschrieben hat . . hat er mir immer alles vertraut, was ihn bewegte. Er —

Hanna, (ihn unterbrechend, mit schneidendem Hohn:) Ah! Jetzt versteh' ich Sie! Endlich! Nicht wahr: Sie sind zu mir gekommen, um mir — die Liebe Ihres Großneffen zu gestehn! Wie?

Der alte Vernier, (verletzt:) Fräulein Jagert . . .

Hanna, (leidenschaftlich; ihm wieder das Wort abschneidend:) Gewiß! Gewiß! Natürlich! Etwas Anderes kann es ja gar nicht sein. Denn bis auf den heutigen Tag, ist zwischen Ihrem . . Großneffen und mir kein Wort gefallen, kein Wort, das . . mit dem er sich hätte „verplempern" können! Bis auf den heutigen Tag haben wir uns noch kein einziges Mal unter vier Augen gesprochen . . sind wir immer nur im Gegenwart Alexanders zusammen gewesen . . des Doktors Könitz, meines Freundes, dem ich viel zu verpflichtet bin, als daß . . und wenn Ihnen Ihr Großneffe etwas Anderes geschrieben hat, was ich mir übrigens garnicht denken kann — so hat er einfach gelogen, einfach gelogen!

(Pause.)

Der alte Vernier: Mein Fräulein: Ihre Vorliebe für die starken Worte ist vielleicht ebenfalls sehr modern und daher mag es kommen, daß sie mir nicht gefällt.

Hanna: Herr Baron: Sie sprachen von „Verplempern". Und das ist doch wohl auch so ein Wort.

Der alte Vernier: Ja. Aber — das ist auch so 'ne Sache! — Na: aber gut. Jedenfalls kann ich Ihnen versichern, daß mein Großneffe in einem Briefe an mich, weder einfach noch doppelt lügt. Ne —! Häßlich, Fräulein Jagert! Häßlich, sowas zu sagen. Denken Sie, bedenken Sie: diese Briefe von Bernhard sind für mich, in meiner Einsamkeit — meine Familie, meine Familie. Und ich halte was auf meine Familie.

Hanna: Herr von Vernier: ich sagte ja, daß ich es mir nicht denken könnte. Aber — was hat er Ihnen denn . . (Sie stockt. Pause.)

Der alte Vernier: Hm? — Ja, das . . das interessiert Sie ja nun wohl kaum. Wenn Sie sich dem Doktor Könitz so verpflichtet fühlen . . . Aber das freut mich, das freut mich wirklich. Der Junge hat mir also offenbar nicht einmal etwas verschwiegen. Das hatt ich nämlich doch geglaubt. Wie er so über Sie . . und von Ihnen schrieb . . in jedem Briefe . . da ergänzt' ich mir das so nach meiner — Menschenkenntnis. — Hm. Aber . . . Fräulein Jagert — entschuldigen Sie: es ist das ja auch eine gewisse Grobheit — aber: Sie machen eigentlich einen ganz guten Eindruck . . Sie sind, was man so sagt — eine ordentliche Person.

Hanna (lacht und seufzt dann.)

Der alte Vernier: Lachen Sie nicht, Fräulein Jagert: das ist mein Ernst. Na . . und was Anderes hat vielleicht der Bernhard auch nicht gemeint . . in seinen Briefen an mich.

Hanna: Wahrscheinlich. (Halblaut, bitter:) Was denn sonst?

Der alte Vernier, (kopfnickend, wie um sich selbst dabei zu beruhigen:) Ja . . ja . . ich denke . . ich denke. Freilich . . nun ja . . aber in seinen Ausdrücken war er immer . . schon als Kind so . . so extravagant. Also . . (Er unterbricht sich, geht auf Hanna los und reicht ihr die Hand:) Nein: das freut mich aber wirklich, wirklich . . (Klopft mit der Linken auf Hannas Rechte:) Von Herzen! Von Herzen! Und wenn ich fragen darf: Ihr Geschäft . . ich meine, dieser . . Kleiderhandel, oder was es ist . . es geht doch ganz gut? Wie?

Hanna, (zerstreut:) O ja . . danke . . .

Der alte Vernier: Hm. Wunderbar! Zu meiner Zeit gab's das garnicht. Sie sind also wirklich . . richtig . . selbständig — wie?

Hanna: Ja. Ich habe Glück gehabt. Früher, als ich dachte,

bin ich in die Lage gekommen, das Geld, das ich natürlich für den Anfang brauchte, zurückzuzahlen. Grad heute — befrei' ich mich von dem Rest.

Der alte Vernier (sieht sie groß an:) Hm. Wie gesagt. Wunderbar! Ich kann offenbar ganz beruhigt sein. Famos.

Hanna, (innerlich verletzt, in kaltem, spöttischen Ton:) Allerdings. Sie können ganz beruhigt sein, Herr von Vernier. Denn . . obgleich ich nun durch Ihre Liebenswürdigkeit die ruhmreiche Vorgeschichte der Familie Vernier kennen gelernt habe . . dürfen Sie trotzdem versichert sein, daß mir nichts — nichts ferner liegt, als der Ehrgeiz, Freifrau von Vernier zu werden! Nehmen Sie mir das nicht übel!

Der alte Vernier (bricht in ein behagliches Lachen aus:) Sehr gut! Sehr gut! Wie Sie das so sagen — famos! Wenn der Junge das hörte. Müssen ihm mal sowas sagen . . haha! — Na jedenfalls: seine Schwärmerei beruht nicht auf Gegenseitigkeit: und das genügt mir. Denn das seh ich ja: anders hat es keine Gefahr — bei Ihnen.

Hanna, (bitter:) Offenbar!

Der alte Vernier: Ach ich kann Ihnen gar nicht sagen: wie vergnügt mich das macht! Ja . . . Kommen Sie, Fräulein: kommen Sie mit mir herunter in die Weinstube: wir trinken noch ein Glas zusammen und dann: reis' ich vergnügt wieder ab. Kommen Sie: thun Sie mir den Gefallen mein liebes . . .

Alexander Könitz (wickelt sich während der letzten Worte schwerfällig aus den Portièren heraus. Er trägt in jedem Arm ein in Papier geschlagenes Packet und kann daher nur mit den Ellbogen die Portièren auseinander schieben. Er ist ein Mann von 36 Jahren, etwas stark und schwerfällig, hinkt leicht mit dem rechten Bein. In Mantel und Schlapphut. Trocken:) Guten Abend! (Hanna und der alte Vernier wenden sich plötzlich überrascht zu ihm um.)

Hanna: Ah . . Du. Guten Abend. Hab Dich gar nicht kommen hören. (Vorstellend:) Herr Doktor Könitz — Herr von Vernier: der Großonkel unseres Freundes.

Alexander: Ah — Bernhards Onkel? Freut mich sehr, Herr Baron. Einen Augenblick . . erst mal . . (Legt die beiden Packete links auf den Schreibtisch.) So. (Geht auf Vernier los und reicht ihm beide Hände:) Das ist recht! Das ist recht, lieber Herr Baron, daß Sie mal nach Berlin gekommen sind! Wird sich der Bernhard gefreut haben! Und wir thun's auch: was? (Reicht Hanna die linke Hand und schüttelt sie.) Bitte! (Fordert Vernier zum Sitzen auf und setzt sich selber, dann auch Hanna.)

Der alte Vernier, (etwas verdutzt, schweigt.)

Alexander: Hm? — Bitte! Nach Feierabend ist das hier erlaubt. (Bietet ihm sein Etui, Vernier nimmt eine Cigarre. Indem er ihm Feuer giebt:) Das ist übrigens sehr . . sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr . . Herr Baron . . daß Sie . . sich . . auch zu Fräulein Jagert bemüht haben. Ich kann mir denken, daß Bernhard — aber wo steckt er denn? (Sieht beide fragend an:) Wo steckt er denn? Er läßt Sie allein? Wo treffen Sie sich denn? Ach, wohl unten? Ich hörte vorhin, wie ich eintrat, sowas von heruntergehn — wie? (Pause. Vernier, sowie Hanna, beide setzen zum Sprechen an, verstummen aber.) Ja, was ist denn?

Der alte Vernier: Herr Doktor: ich sitze so, wie Sie wohl wissen, so ganz allein da auf Westernach . . und da sind mir die ausführlichen

und lieben Briefe von Bernhard fast die einzige . . jedenfalls die liebste Zerstreuung und Unterhaltung. Nun hat er mir schon über einem Jahre immer so viel von Fräulein . . hier . . von Fräulein Jagert vorgeschwärmt . . daß ich mir eines schönen Tages sagte: Du solltest doch selber noch mal nach Berlin fahren und auf Deine alten Tage die Bekanntschaft der . . der . . des Fräuleins machen. Na — und das hab' ich denn auch ausgeführt, wie Sie sehn und . . und ich bereue es auch nicht . . habe mich aufrichtig gefreut . . Gott, man hat ja auf dem Lande so falsche Vorstellungen . . .

Alexander: Ja — aber was hat das mit Bernhard . . .

Der alte Vernier, (lebhaft:) Nein! Nein! Nein! Sagen Sie ihm nichts! Sagen Sie ihm lieber garnichts! Ich hab' mich blamiert . . nun ja, ich will's zugeben. Aber du lieber Gott: wenn ich dadurch etwas von Bernhard's Liebe und Vertrauen einbüßen müßte . . das wäre zu hart. Sehen Sie: die paar Jahre, die ich noch leben möchte . . Bernhard . . (Er stockt, mit seiner Rührung kämpfend.)

Alexander, (gedämpft zu Hanna:) Also Bernhard weiß garnichts . .?

Hanna (schüttelt den Kopf.)

Der alte Vernier: Nein: er weiß nichts davon. Er weiß nichts davon . . .

Alexander (faßt sich nachdenkend an die Stirn:) Ja, aber . . .

Der alte Vernier: Ich sehe ja, ich sehe ja: ich . . ich müßte Sie alle drei . . alle drei um Verzeihung bitten. Ich hatte mir das ja alles so ganz anders ausgemalt, ich wußte ja das Alles nicht so . . . ich wußte vor allen Dingen garnichts davon, daß Fräulein Jagert Ihnen so . . so verpflichtet ist . . und . . .

Alexander (fährt bei dem Worte „verpflichtet" heftig zusammen.)

Der alte Vernier (hält verdutzt inne.)

Alexander (steht auf und geht nach rechts. Tiefinnerlich:) Ach so . . ach so . . .

Hanna, (gleichzeitig leise, im Tone des Vorwurfs:) Aber, — Herr Baron, wie können Sie . . .

Alexander (bezwingt sich, höflich:) Pardon! Aber das . . freilich: wenn sich Fräulein Jagert mir so „verpflichtet" fühlt, so — so muß ich ihr dafür sehr — „verbunden" sein. Also Sie fürchteten . . . hm. — (Zu Hanna:) Und das: . war dann deine . . Antwort?

Hanna, (sehr verwirrt, leise:) Das . . ich habe nur . . Herrn von Vernier zu beruhigen, mich an das Aeußerliche gehalten. Man . . man spricht doch nicht gern von seinen . . innersten Gefühlen.

Alexander: Nein. Du hast recht. (Nach einem langen Blick auf Hanna, mit tiefem Mitleid:) Arme Hanna! —

Hanna (senkt den Blick.)

(Pause.)

Alexander: Aber Sie sind doch nun auch beruhigt, Herr Baron — nicht wahr? Es war nichts!

Der alte Vernier: Lieber Herr Doktor Könitz: sein Sie mir nicht böse. Mir scheint: ich bin hier wohl ein rechter Störenfried gewesen. Ich kann mich so garnicht . . ich kann mich so garnicht . . hereinfinden. Tolpatschig bin ich drauf losgefahren, weil ich . . das Einzige, was mir noch am Herzen liegt, ist ja nun mal mein Großneffe. Und nun . . nun sitz ich hier. Sehn

Sie: Zeit meines Lebens, Zeit meines Lebens hat mir mein Temperament solche Streiche gespielt. Nachher — so wie zum Beispiel jetzt — da seh' ich's ja ein. (Seufzend:) Ich wäre wirklich besser zu Hause geblieben. (Steht auf und faßt erst Alexanders, dann auch Hannas Rechte:) Aber nehmen Sie's mir nicht übel! — Sie auch nicht, Fräulein! Sie auch nicht! — Ich . . will nun wieder dahin . . wo ich hingehöre. Nach Westernach ... in die Nähe unseres Familienbegräbnisses. — Leben Sie wohl. Alle beide . . zusammen. — — Meine Sachen hatt' ich wohl . . ach ganz richtig: die hatt' ich ja unten gelassen. Also nochmals: Adieu . . Adieu . . (Halb schon draußen:) Und sagen Sie dem Jungen lieber nichts! Blamieren Sie mich nicht. Das kann ich noch selber. Danke sehr!

Hanna (hat ein Licht angezündet und begleitet ihn durch den Arbeitsraum.)

Alexander (bleibt allein zurück. Er preßt beide Hände gegen die Stirn und steht einige Augenblicke in heftigster Erregung zitternd da — —:) „Verpflichtet!" Oh . . .

Hanna (kommt zurück, man hört ihre Schritte.)

Alexander (beherrscht sich wie mit einem plötzlichen Ruck und geht nach links.)

Hanna (tritt wieder ein und geht nach rechts zum Schreibtisch. Im Folgenden vermeiden beide, auch beim Sprechen, sich anzusehen.)

Alexander: (während er sich seine Cigarre wieder ansteckt, im gleichgiltigsten Tone:) Was haben wir denn eigentlich heute für'n Tag? Freitag!

Hanna, (gleichzeitig:) Freitag.

Alexander, (fortfahrend:) Da hat doch Vernier seinen Malerstammtisch . . drüben im Hofbräu. Wenn der wüßte, wie nah ihm sein Onkel . . .

Hanna, (mit den Packeten beschäftigt:) Was hast Du denn hier mitgebracht?

Alexander: Was . .? Ach so. Nichts weiter . . . Die beiden Bronzen, die Dir neulich so gefielen. (Setzt sich.) Ich dachte mir . . die würden vielleicht irgendwie in Deine neue fürstliche Einrichtung passen . . so in irgend 'ne Ecke.

Hanna: (wickelt die Bronzen aus:) Ah — die. Ach das ist aber nett von Dir.

Alexander: Ja . . ja. (Murmelnd:) Na und denn muß man sich auch bei Zeiten sein Denkmal setzen.

Hanna: Wie?

Alexander: Nichts, nichts. Du, ich hab einen Brief von unserem Attentäter.

Hanna, (lebhaft:) Von Conrad! Ach! Was schreibt er denn, woher denn?

Alexander: Aus New-York. Aber er wird jetzt schon nach London unterwegs sein. Er schreibt wenigstens — (Nimmt den Brief aus seiner Brieftasche.)

Hanna: (nach links:) Darf ich ihn lesen?

Alexander: Na — nicht alles. Manches ist . . . Ich will Dir das Nötige daraus mitteilen. Also . . . Es ist nämlich ein Untier von einem Briefe. (Blättert darin:) . . . Also im Anfang: Hohes Pathos: Es ist mir ein innerliches Bedürfnis u. s. w. . . . Natürlich. Ist ihm alles. — „Ja, mein Herr: ich habe auf Sie geschossen! Es war mir nicht zu verdenken nach dem, was ich dazumal annehmen mußte . . . Jetzt, zwei Jahre nach meiner Entfernung, wo ich inzwischen fortwährend und von den verschiedensten Seiten Nachrichten über Sie und Hanna gesammelt habe, gebietet mir indes eine innere Stimme, Ihnen zu gestehen, daß ich damals irregeleitet, von der Leidenschaft

verblendet war." Dummkopf! Als wenn der jemals nicht von der Leidenschaft verblendet wäre. „Zur Wut ward ihnen jegliche Begier." — Na und kommt er denn natürlich auf die Partei zu sprechen und wie anders er das jetzt alles ansähe . . Du hättest ganz recht gehabt . . nur der Einzelne könne heute kämpfen, der Einzelne — und allein. In seiner Weise. U. s. w. Die alten Geschichten. (Will den Brief wieder einstecken.) Das können wir uns schenken.

Hanna: Das ist alles?

Alexander: Ja, so ziemlich. (Zögernd:) Noch so einige . . dumme Redensarten über Dich. Doktrinäres Zeug . . Thorheitsvolle Deklamationen . . .

Hanna: Aber, Alexander, das, das mußt Du mir doch mitteilen. Ich bitte Dich!

Alexander: Na, Gott . . es ist eben einfach . . dieselbeBorniertheit, wie früher. Dabei riesig gute, liebe Kerle — diese Atriden. (Suchend:) Wo ist es denn? . . . Hier. Also: „Ich denke an sie bei Tag und Nacht. Noch hab ich nicht mit ihr abgerechnet. Vielleicht — wird es nicht mehr nötig sein. Wenn alles so bleibt, wenn sie, selbständig neben Ihnen, in freier aber treuer Neigung" u. s. w. Kannst Dir ja denken . Ae! „Es schmiedete der Gott um ihre Stirn ein ehern Band."

(Pause.)

Sag mal Hans . . nicht wahr: Du bist neunundzwanzig Jahre alt. Weißt Du noch, was ich Dir damals . . schon vor drei Jahren immer gesagt habe . . wo Du Dir einredetest . . nur noch einredetest . . Du hättest die „Aufgabe", dafür zu sorgen, daß später einmal . . übermorgen . . die Menschheit glücklicher würde, als heute . . . Weißt Du noch? Denk mal dran! — Ich pflegte Dir zu sagen: mein guter Hans, bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre . . da ist das ja ganz schön . . da kann so was recht wohl zu unseren Freuden dienen und also echt sein . . . aber nachher . . nachher wird man entweder ein Philister . . so'n Mensch ohne innere Begeisterung für sich selber . . so'n Epigone seiner Jugend . . „Demokrat von Achtundvierzig" . . Reichstagsabgeordneter . . kurz ein Steineisel . . . oder man sucht sich neue Ideale . . man wird sich etwa klar, besinnt sich darauf, daß man doch eigentlich selber auch — da ist, sozusagen — daß ich, daß Du . . doch wohl gewissermaßen lebst . . verstehst Du: lebst! (Erhebt sich:) Und wenn man dann auch nur eine Spur von gutem Gewissen als — „Mensch" hat . . ich meine: auch nur 'n bischen Ehrgeiz, ein Individuum zu bedeuten, so daß man es riskieren kann zu sich selber Ja zu sagen . . . dann jagt man die ganze Resignationsfatzkerei, all das wehleidige Gejammere um die lieben Mitmenschen der nächsten Jahrhunderte schönstens zum Teufel und sagt sich: ich und noch einmal ich — will ein ganzer sein . . ein ganzer . . ein einziger . . ich selber! (Er humpelt einmal hastig durchs Zimmer und setzt sich dann wieder.)

Hanna: Alexander! Wenn man Dich so sprechen hört, sollte man meinen, Du wärst der krasseste Egoist von der Welt. Und dabei hast Du es noch nie im Leben fertig gebracht . . .

Alexander: Ach bitte, das ist Sache des Geschmacks . . . Aber in gewissen Dingen ist es nicht nur geschmacklos . . wenn man zu viel an Andere denkt . . sondern auch — unsittlich. Was wir so nennen müssen. — Du fühlst Dich ja nicht frei . . nicht glücklich . . .

Hanna (setzt zum Sprechen an. Schweigt.)

Alexander: Nein, Hans: Du bist nicht glücklich. Du bist nicht glücklich. Die ganzen zwei Jahre . . meinst Du denn, ich fühlte das nicht?

Dieſes dumpfe, beſinnungsloſe Arbeiten und Arbeiten die ganze Zeit her .. hältſt Du mich denn für ſo dumm, meinſt Du: ich hätte nicht begriffen: wie wenig das nach Deinem Herzen war .. wie wenig Du — Du ſelber geweſen biſt — all die Zeit her?

(Pauſe.)

Hanna: es kommt ja ſelten vor, daß wir .. wir Egoiſten uns — ausſprechen. Auch das geht uns zu vielfach .. wider den Geſchmack. Aber jetzt .. wir ſind nun mal dabei .. ich wenigſtens. — Sieh mal: wir wollen es uns doch nicht verhehlen: es .. iſt anders mit uns gekommen, als .. wir es uns gedacht haben. Woran es gelegen hat .. das iſt ſchwer zu ſagen .. und im Grunde .. jetzt kann es uns gleich ſein. — Damals, als die bewußte .. „Kataſtrophe“ .. mit all ihren aufdringlichen Begebenheiten und dummen Knalleffekten vorüber war .. meine Wunde geheilt war und ich wieder laufen gelernt hatte .. als Du dann hier eingerichtet warſt und ſo weiter — da hätte ja eigentlich zwiſchen uns wieder alles ſein ſollen .. ſein können, wie vorher ...

Hanna, (flehend:) Aber Alexander! Gewiß! Und noch ganz anders! Sprich doch nicht ſo. Wie unendlich mußte ich Dir .. (Beider Blicke treffen ſich, ſie ſchweigt.)

Alexander, (eiſig:) .. verpflichtet ſein. Jawohl. Möglich, daß es grade daran lag. — Es .. war eben thatſächlich alles anders geworden. Du hatteſt Dir auch wohl zu viel zugemutet ...

(Pauſe. In anderm Ton:)

Na, was nutzt das Reden. Laſſen wir das! Wir quälen uns ja nur, indem wir darüber ſprechen. Dazu ſind wir doch nicht für einander geboren. (Nervös:) Wir ſind überhaupt nicht für einander geboren. Das iſt Verfolgungswahn. — —

(Pauſe. Er ſeufzt, dann gleichgiltig:)

Ja, ja .. Da fällt mir übrigens ein .. erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen .. wollteſt Du mir nicht tauſend Mark zahlen heute?

Hanna, (lebhaft, geht zum Schreibtiſch:) Ach ja: — Ich hatte Dir auch ſchon die Quittung geſchrieben. Wo iſt ſie denn? Durch die Beſuche .. Freudenberg war auch oben ... Der alte Herr .. (Sie hat das Papier gefunden:) Ach hier. Willſt Du Dich herbemühen, oder ſoll ich Dir ...

Alexander: Ich komme ſchon. (Geht zum Schreibtiſch.)

Hanna: Der alte Herr hatte ſich bei ihm nach mir erkundigt. (Reicht ihm den Federhalter:) So bitte. Datum hab ich ſchon.

Alexander (unterſchreibt:) So, damit ſind wir ja dann wohl quitt?

Hanna (ſteht am Geldſchrank, dem ſie einen Tauſendmarkſchein entnimmt:) Jawohl. Damit bin ich Dich — (Sie ſchweigt:)

Alexander, (lachend:) Aber Hans, was iſt denn das heute mit Dir: Du ſprichſt ja Deine beſten Einfälle nicht aus.

Hanna (giebt ihm den Schein. Bittend, leis:) Alexander!

Alexander: Nein, nein: das war wirklich ein ganz geſcheiter Einfall. Damit biſt Du mich allerdings — los. (Er ſteckt den Schein ein.) Ich wünſchte nur, Du hätteſt erſt den Mut zu .. zu Deinen Einfällen. So den rechten — Frauenmut. Das iſt was beſonderes! Es iſt eine Eſelei, immer bloß von Mannesmut zu ſprechen ... Na, aber nun will ich auch gehn.

Hanna: Gehn?! — So plötzlich?

Alexander (zieht sich den Mantel an:) Ja .. ich habe noch — was vor. Eine wichtige Sache. Etwas Menschenfreundliches. Entschuldige mich heute Abend. Du wirst auch müde sein ...

Hanna, (leise, traurig:) Du quälst mich ...

Alexander, (beinah heiter:) Das — ist ein Irrtum. Also, adieu, Du .. Du Schülerin .. und hast noch immer nicht ausgelernt. Schäm Dich was! — Adieu! (Er reicht ihr die Hand:) Adieu.

Hanna, (mit niedergeschlagenen Augen, ergreift mit beiden Händen seine Rechte:) ... Adieu.

Alexander (geht zur Thür. Dort wendet er sich noch einmal um und faßt Hanna's Kopf in beide Hände. Mit tiefem Gefühl:) Leb' wohl .. Du .. Leb' wohl .. (Er küßt sie auf die Stirn.)

Hanna, (mit ausbrechenden Thränen:) So geh doch nicht .. Alexander! Laß uns doch noch sprechen ...

Alexander, (sich losmachend:) Bitte, bitte ... Nur kein Mitleid! Das verbitt ich mir! Das schickt sich nicht für Dich! So! (Er reicht ihr noch einmal die Hand. Sie schlägt ein. Er sieht sie voll an und schüttelt ihr kräftig die Hand:) So. — (Tonlos:) Leb' wohl. (Schnell hinaus.)

Hanna (wirft sich schluchzend in den Sessel vor dem Schreibtisch.) Oh, ich .. (Plötzlich aufspringend, ruft sie laut:) Alexander! (Ab. Man hört sie draußen rufen:) Alexander! (Sie kommt zurück und bleibt einen Augenblick schwer atmend stehn. Dann geht sie erschöpft nach links, wo sie sich niederläßt. Sie trocknet ihre Augen und schüttelt sinnend den Kopf. — Dann steht sie seufzend — aber wie getröstet — auf. Sie sieht sich im Zimmer um, tritt vor den Spiegel links und sieht hinein, dann dreht sie das Gas links aus und steckt ein Stearinlicht an. Dann zieht sie die Portieren von der Glasthür wieder auseinander. Draußen auf der Straße und zum Teil noch im Entresol liegt helles Mondlicht. Sie bleibt einen Augenblick nachdenklich stehn. Dann öffnet sie beide Glasthüren weit. Hinausschauend, träumerisch:) Die Nacht ...

Das Dienstmädchen (tritt von links, nach kurzem Klopfen ein:) Soll ich das Abendbrot bringen?

Hanna: In die Stube. Und dann können Sie sich hinlegen.

Das Dienstmädchen: Gute Nacht. (Ab.)

Hanna: Gute Nacht. (Sie geht nach rechts, zum Schreibtisch, packt die dort liegenden Bücher zusammen und schließt sie in den Geldschrank. Dann dreht sie auch dort die Gasflammen aus und geht mit dem Licht über die Bühne nach links. Plötzliches lautes Klopfen.)

Bernhard von Vernier (ist hinten links eingetreten und kommt durch den Arbeitsraum nach vorn.)

Hanna (hört, wie sie grade die Mitte der Bühne überschritten hat, das Geräusch. Mit einem leisen Aufschrei des plötzlichen Schrecks wendet sie sich um:) Wer ist da? —

Bernhard, (nähertretend, beinah schüchtern:) Ich bin's, Fräuleiu Hanna. Entschuldigen Sie ... Ich fand alles offen ...

Hanna, (matt, nervös:) Bernhard! Wie Sie mich erschreckt haben. (Stellt das Licht auf den Tisch links:) .. Herr von Vernier ...

Bernhard, (beklommen:) Ja — ich ... Es wär' mir ja auch garnicht eingefallen ... Ich saß drüben im Restaurant .. da kam der Doktor und .. und .. sagte, ich sollte herüber geh'n: Sie erwarteten mich .. Sie hätten mir etwas mitzuteilen. Ich sprang gleich auf. — (Er stockt.)

(Pause.)

Hanna, (erregt:) Er sagte Ihnen, ich erwartete Sie?

Bernhard: Ja . .

Hanna, (sehr verlegen:) Ja . . ich . . (Schnell:) Ihr Herr Onkel war hier.

Bernhard, (nähertretend:) Wer?

Hanna: Das heißt, er bat, es Ihnen nicht zu sagen. Er . . .

Bernhard: Fräulein Hanna! Sie erschrecken mich. Was wollte mein Onkel . . hier . . von Ihnen?

Hanna: Er . . ja, er muß wohl . . Ihre Briefe . . falsch verstanden haben.

Bernhard: Meine Briefe? . . Falsch? . . Ach: ich begreife! (Schnell:) Er hat Sie verletzt!

Hanna: O nein!

Bernhard: Nein? Aber — er hat Ihnen gesagt . . was ich ihm anvertraut habe . . .

Hanna, (leise:) Ja . . Ihre Briefe . .

Bernhard, (erregt:) Oh — er hat sie nicht falsch verstanden, aber . .

(Lange Pause: Beide stehen sich, ziemlich weit von einander, gegenüber. Ihre nervöse Erregung steigert sich. Beide atmen schwer und sehen sich plötzlich, gleichzeitig, voll an. Er tritt leidenschaftlich, hastig zwei Schritt näher . . nochmals dasselbe Spiel. —)

Hanna, (unwillkürlich erschauernd, bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Bernhard: Hanna! Sie wissen nun . . . Fräulein Hanna! Und Sie sind frei . . Hanna! (Umarmung.)

(Vorhang.)

Die Zeichendeuter.

In seinen historischen Betrachtungen schrieb einmal Johannes Scherr ein verzweifeltes Glaubensbekenntnis nieder. Wer den Lauf der Dinge getreulich beobachtet, sagte er, dem kommt die „Entwicklung des Menschengeschlechtes" vor, wie das Spiel einer jungen Katze, die sich im ewigen Einerlei um ihren eigenen Schwanz dreht. Und noch bitterer Laune voll erwiedert Giacomo Leopardi mit ingrimmigem Hohn den Propheten eines fröhlicheren Glaubens, die sich im Glanz des 19. Jahrhunderts sonnen und seine Wunder unermüdlich deuten: Ja, sie werden groß sein die Männer des 19. Jahrhunderts im Erfinden, sie werden Meere austrocknen und Wüsten bewässern, sie werden Schächte graben, unergründlich tiefe, und Kanonen bauen, Riesenkanonen, und wenn das Jahrhundert zur Neige geht, — so werden sie — Bärte tragen — ellenlange! Mit dieser grellen Dissonanz, mit diesem unvermittelten Ausruf des Ekels, der sich an die Zeichendeuter und Sterngucker wendet, die verzückt sind über die Fortschritte des Menschentums in unserem Säkulum, schließt das satirische Credo Leopardis.

Es waren ungeduldige Geister, die also empfanden. Eine feurige Sehnsucht lebte in ihnen, sie verlangten zu schauen, wie sich am Baum der Menschheit Blüte an Blüte dränge, und als sich nur spröde, kaum hie und da, ein Knöspiein entfaltete, da schalten sie über die Zeichendeuter, die sich im Stolz darüber blähten, wie groß wir nun daständen auf Erden, und sie wurden müde und sie verzagten. Die Zeichendeuter, die erbaulichen, sind nicht gestorben. Wo auf einem Winkelchen der bewohnten Erde eine tröstliche Botschaft verkündigt wird, wo ein Gedanke, ein Werk auftaucht, das zu Völker-verbindender Kraft gedeihen könnte, sie nehmen ein dürftiges Symptom für die Erfüllung und jauchzen Hallelujah im Chor. Und mit ihnen jubelt die Schar der ewig Zufriedenen, der Menge derer, die sich groß und schön dünken im erquicklichen Hochgefühl, Zeitgenosse in großen und schönen Tagen zu sein.

Da aber kommt mit einem Male ein heftiger Ruck und der hypnotische Rausch ist verflogen. Als die Künstler von Paris vor ein paar Jahren freundschaftlich nach Berlin zu gehen gedachten, als die Naturforscher auf internationalen Kongressen freundnachbarliche Grüße und Komplimente austauschten, als wir bei üppigsten Festmählern Franzosen und Engländer, Oesterreicher und Italiener, die hier zu ergebnisloser Beratung internationalen Arbeiterschutzes zusammengekommen waren, bei einander sahen, sie stießen zum Sekt an und ihre Augen wurden feucht vor Rührung und aus ihrem Munde quoll eitel Mitleiden mit den Bedrückten, mit den Enterbten, da erhoben die Zeichendeuter und ihr Gefolge nach einander ihre Stimmen: Nun haben wir den Berg erklommen, nun vermögen wir glückstrahlend das Thal der Verbrüderung zu erschauen, die Elite der Nationen hat gesprochen. Herr Jules Simon, der große Jules Simon, er sprach sich in eine trunkene Emphase hinein, sein massives Gesicht glühte vor Aufregung und mit beiden Fäusten bearbeitete er seine breite Brust und mit stolzester bewegter Pathetik deklamierte er: Seien wir Freunde, Brüder! Der Tag, der sie gebracht, hat alle die freundlichen Symptome verweht. Von der sogenannten Elite der Nationen sind nur spärliche Funken in die Gemüter der breiten,

bürgerlichen Menge hinübergeschlagen, und was in den proletarischen Tiefen gährt, das bleibt ein stummer Wunsch, wie das, was die „Elite“ ausgesprochen, eine fromme Phrase blieb. Höchstens ein Satyrspiel hat die jüngste Zeit geboren, den Völkerverbrüderungs-Ritt deutsch-österreichischer Offiziere. Hurrah! die Wiener in Berlin, Hurrah! die Berliner in Wien! Daß die Wiener, die nach ihrer weicheren Familienart von jeher leichter zu hypnotisieren waren, als die Berliner, über einen ausgiebigen Lungen-Enthusiasmus verfügen, das wußte man, das durfte nicht Wunder nehmen. Daß die Berliner aber in ähnlichen Taumel verfielen, das war hart. Die große Plebs hatte ihre Komödie und durfte sich noch einreden dazu, sie nehmen nicht etwa nur an einem sportlichen Wettstreit, nein an einem Schauspiel teil, das vor aller Welt feierlich das Bruderbündnis zwischen dem deutschen und dem österreichischen Heere symbolisieren solle.

Das Satyrspiel ist verklungen und der blutige Ernst breitet sich vor den erschreckten Augen aller aus. Es verstummen die Zeichendeuter, die der Menschheit das glorioſe Aufwärtsstreben verkündeten, die Friedensapostel im und ohne Unterrock sehen einander verdutzt an und erschüttern wohl die Luft mit feierlichen Protesten. Aber die Zahlenkolonnen derer, die dem Kriegshandwerk geweiht sind, wachsen ins Gigantische an. Die neue Militärvorlage, das ist ein grimmiger Faustschlag allen denen ins Gesicht, die von seligeren Plänen zu schwärmen und zu träumen wagen. Der Krieg raschelt inzwischen in den papierenen Blättern, der Krieg um die neue Vorlage. Und wie man nirgends etwa den Ausruf eines gehobenen Gemütes gehört haben möchte: „Hoch lebe die Bourgeoisie!“ so hat noch niemand in der Presse die neue Militärvorlage hoch leben lassen. Ja selbst solche Leute überfällt ein geheimes Grauen, die gewiß aller agitatorischen Hetze ferne stehen und die in der gewaltigen Anschwellung unseres Heeres im Krieg und Frieden nur eine harte Notwendigkeit sehen, das kleinere der Uebel, wenn man einen verzweifelt endenden Revanchekampf im Auge hat. Armer Leopardi. Und Kanonen werden sie bauen, riesengroße! Zwanzig Jahre und etwas darüber sind verflossen seit dem letzten Völkergemetzel. Im Schreck und im Staunen sah damals die Welt den Aufmarsch endloser Bataillone, und heute hat sich das Kriegsaufgebot ums Dreifache gesteigert! Noch sind die Gemüter in der ersten Erregung, noch hat man in der Presse und in Versammlungen genug zu thun, um den harten Bissen zu verdauen. Noch kennt man nicht die genügende Aufklärung über die Motive zur neuen Militärvorlage, die ja durch eine goldene Rücksichtslosigkeit der Oeffentlichkeit übergeben worden war, bevor es diplomatische Geheimniskrämerei für geraten fand. Wenn Umschau und Rückblick gestattet sein werden, dann soll die Entwicklung dieser neuen Frage hier näher betrachtet werden.

Es war einer der trefflichsten Kenner von Berlin, der von seinem Eckfenster aus, ein kranker Gevatter, das Markttreiben auf dem Gensdarmenplatz beobachtete; dem scharfäugigen Betrachter der Menschen und Dinge eröffnete sich dort ein ganzes Panorama. Klassentypen und schroffkantige Individuen tauchten vor ihm auf, der belebte Obst- und Gemüsemarkt erweiterte sich ihm zu einem unerschöpflichen Studienplatz für menschliche Schwäche und menschliche Güte. Er war kein Zeichendeuter und Prophet, der je nach Laune und Anlage des Herzens, des zufriedenen oder des vergrämten, aus ein paar verstreuten Symptomen gleich ein Hosianna oder ein Anatema über die Menschheit spricht, er war ein Erzähler, ein Schilderer, der alte E. Th. A. Hoffmann. Er hatte Sinn für die Schnurren und Schrullen des Einzelnen und den großen Zug, der durch eine ganze Volksmenge geht; und da macht er einmal eine treffliche Anmerkung, als er gerade unter den Zelten an der Spree spazieren ging. Es war in den Tagen, da das Volk keinen Grund zum Uebermut hatte. Nach mancher Demütigung kam die Zeit, da man sich innerlich sammelte, und da fiel es dem klugen Hoffmann auf, um wie viel höflicher, um wie viel freundschaftlicher, ja und wie viel galanter, — das Wort in der alten, ritterlichen Bedeutung — der Verkehrston der Berliner von damals wurde, als er ehemals zu Zeiten des Soldatenglücks war; und unter den Zelten an der Spree lustwandelte damals Vornehm und

Gering, Jung und Alt. Es war eine innere Höflichkeit, die, wie Hoffmann schildert, die Massen beherrschte. Wir im modernen Berlin können die herzliche Schilderung Hoffmanns nur mit Wehmut lesen. Wie hat sich die Katze wieder um ihren Schwanz gedreht! Wie ist die soldatische Herrlichkeit wieder neu aufgestanden in den Tagen, für die Lück, der Gefreite, zum klassischen Typus geworden! Es giebt ein Vae victis! Hundert verzweifelte Stämme und Völker haben es kennen gelernt; aber das ist das Entsetzliche an der Kriegsfurie, sie läßt den Sieger auch seines Siegs sich nicht erfreuen: es giebt auch ein Vae victoribus! Wie der Spaziergänger Hoffmann eine größere Urbanität, eine verfeinerte Kultur bei dem Berliner fand, der nicht im Siegerübermut sich blähen durfte, so übt umgekehrt der Glanz militärischer Thaten häufig die entgegengesetzte Wirkung. Die Hirne werden benebelt und die Herzen werden verhärtet. Die Kraftmännerei wird zur Kraftmeierei, die Mitleidlosigkeit gegen den Schwächeren wächst, die Philosophie des Kraftadels steigt im Wert und am Ende holt sich jeder Knirps aus seinem Nietzsche, was er gerade braucht um mit einem tiefen Knix vor seiner höchsteigenen Person so brutal zu werden, als er nur irgend will; dem Weib gegenüber insbesondere wird der Mann herrischer, gewaltsamer; und Nietzsche-Zarathustra predigt: Wenn du zum Weibe gehst, vergiß nicht, die Peitsche mitzunehmen. Es ist kein Zufall und liegt nicht ausschließlich an den ökonomischen Verhältnissen, die das Weib so häufig in die drückendste materielle Abhängigkeit bringen, daß die Männerwelt der deutschen Reichshauptstadt so gewaltsam, so sehr voll von unbewußter Verachtung gegen das Weib auftritt, daß der Verkehrston, den man gegen das „schwächere Geschlecht" anschlägt, hier verrufener ist, als irgendwo anders in einer Großstadt.

Was dem Einen ein Zeichen robuster Kraft, das ist dem Anderen beklagenswerte Verwilderung nur; und mit der selbstherrlichen Kraftmeierei und Rücksichtslosigkeit gegen den Nebenmann steht das wüste Genußfieber, das geile Schmachten nach ewig neuen Begierden im innigsten Bunde. Es hat jüngst Karl Frenzel in der „Nationalzeitung" in einem Essay darüber gespöttelt, daß gallige Menschen eine Götterdämmerung vorausverkünden, weil ein paar jüdische Bankiers wie die Genußtiger wüsten und weil den Musen der Gedankenlosigkeit, des entnervten Thuns kostbare Freudensitze erbaut werden, wie der Tempel für entkleidete Frauenschönheit bei Ronacher unter den Linden ist. Herr Frenzel hat gut lächeln. Es ist leicht weise sein, wenn man wunschlos geworden ist; wer sich in sein wohltemperiertes, mit ästhetischen Sprüchlein hübsch ausstaffiertes Zimmer zurückziehen kann, der kann in heiterer Gemütsruhe dem Sturm und Gestöber da draußen zusehen. Aber ein Philosoph bewahre die Geduld, wenn ihn das Zahnweh packt! sagt der seelenkundige Shakespeare. Ich möchte nicht selber unter die Zeichendeuter gehen und aus der Ronacherei, dieser blöden Versimpelung, eine allgemeine Verwesung, einen Pestgestank, der den infernalischen Zusammenbruch der Berliner Gesellschaft verkündigt, voraussagen. Die Ronacherei ist ein Merkmal, wie ein anderes. Der Corybantenlärm, der sie begleitet hat und noch begleitet, ist widerwärtig im höchsten Maße. Aber es ist mehr ein Lärmen der Dummköpfe, als das der Schelme, die ihrer Schelmerei sich wohl bewußt sind. Für die geistige Verödung und für die Verwilderung eines wesentlichen Teiles der Gesellschaft in Berlin ist die Ronacherei gewiß von charakteristischer, doch nicht von allein charakteristischer Bedeutung; wenn aber der Augur Frenzel Segenssprüche murmelt, und ein zweiter Ben Akiba predigt: „Alles schon dagewesen!" wenn er überlegen lächelnd den Eiferern gegen die Ronacherei erwiedert: Ihr jungen Schwarzseher, seht, es giebt keine ernstliche Krankheit am Leibe Berlins, so ist darum das Symptom einer Erkrankung doch nicht geschwunden. Man muß nur nicht glauben, daß der Kranke in den letzten Zügen liege.

Den trüben Qualm, der über Berlin lagert und von Berlin aus weiter getrieben wird in die deutschen Lande, den schauen ringsum so manche besorgten Männer. Inmitten des tosenden Geklirrs, das den fürchterlichen bewaffneten Frieden vorstellt, und während die Zahlenwut im Heereswesen, über die Graf Caprivi, freilich

noch im Lenz seiner Unschuld, einst selber so tapfer zu schmählen wußte, ihre Triumphe feiert, während die Sucht, den Nachbar an trockener Soldatenzahl zu überbieten, den Militarismus zu drohend gespenstischer Gestalt anwachsen läßt, da geht zur selben Stunde eine Reaktion durch die Seelen. Gegen die harte, die niederschmetternde, den mörderischen Kampf als eine notwendige Götterschickung betrachtende Ethik regt sich, in schüchterner Erwartung freilich, aber doch an verschiedenen Orten wahrnehmbar die Ethik der Verbrüderung, der Humanität. Sie hat in diesen Tagen in den Beratungen der Gesellschaft für ethische Kultur nach lebendigem Ausdruck gerungen. Die Zeichendeuter von Beruf werden auch aus diesem Ruf der Sehnsucht nach Frieden und Einigkeit, aus dieser Erkenntnis von Männern verschiedenartigen Schlags, daß die Menschen untereinander sich nicht mehr verstehen wollen, eine glückbringende Erfüllung herauslesen. Sie werden an die Taube in der Arche Noahs denken, die endlich verkündigen durfte, daß die bösen Fluten sich verlaufen hatten. Ich fühle mich nicht berufen, über das Schicksal der Gesellschaft für ethische Kultur irgend etwas vorauszusagen. Ich habe den Verhandlungen selber beigewohnt und habe manches wohlwollenden Mannes Rede mit angehört. Gegen die grausamen Offenbarungen unserer Tage kam mir selbst, was inbrünstig erfleht worden sein möge im sehnsüchtigen Verlangen, Duldsamkeit statt der Gewalt, Urbanität statt der protzigen und trotzigen Rauheit, den Kultus des Mitleidens statt den der Erbarmungslosigkeit im Menschenverkehr zu pflegen, allzuweichlich vor. Kleinmütig — gerne bekenne ich meinen Kleinmut, — fragte ich mich: Was soll das alles frommen? Wenn ich ins Unrecht versetzt würde, wenn die zarten Keime, die da in den Beratungen der jungen Gesellschaft für ethische Kultur, sich widerstands- und lebenskräftiger erwiesen, als sie mir skeptischem Menschen heute erscheinen, niemand würde freudiger seinen Irrtum eingestehen wollen, als ich. Wie es bei öffentlichen Beratungen zu ergehen pflegt, das weiß ich wohl. Eine schwere Menge dissertierender Stimmen, eine große Anzahl eigenwilliger Köpfe, und es kommt da selten zu deutlicher Klarheit, welcher reine Kern eigentlich in einer Bewegung steckt. Den kämpfenden Geistern stehen die zaghaften gegenüber, die Ungeduld derer, die längst überwunden haben, was an unfreier Ueberlieferung sie bedrückt hat, bäumt sich auf gegen das langsame Tempo, in dem die Nachzügler widerwillig nachrücken. Sie möchten eilen, die anderen hinken. Der Eine möchte dem positiven Glauben den Krieg erklären, der Andere die überlieferte Empfindung aufs Sorgsamste schonen. Der will über das Laster zu Gerichte sitzen und nach einer absoluten Tugendhaftigkeit streben, die nach seiner Anschauung ewig ist und unveränderlich und nichts zu thun hat mit den umgebenden Bedingungen des Lebens, der Andere erkennt, daß es keine absolute, ewige, unabänderliche Tugendhaftigkeit gebe und daß es dem beengten, in harter Frohnarbeit ermattenden Manne unendlich schwerer gemacht wird, sich zu hohen ethischen Anschauungen emporzuringen, als etwa einem althellenischen Peripatetiker. Dem Philisophen Aristoteles fiel es nicht ein, an der Einrichtung der Sklaverei zu rütteln. Für ihn war die Einteilung des Menschengeschlechts in Freie und Sklaven eine ethische Norm.

Ohne Kampf wird es in der Gesellschaft für ethische Kultur nicht abgehen, wenn sie was erreichen will. Auf dem Grundsatz der bloßen, weichlichen, mildthätigen Schonung kann nichts Reformatorisches gedeihen und es könnte dann kommen, wie es nach dem Volksschwank dem Dorfrichter zu Oetting geschah. Der wollte sich auch am liebsten mit Gott und aller Welt vertragen, da kam einmal ein Bauer seiner Gemeinde zu ihm und trug ihm einen Rechtshandel gegen seinen Nachbar, von dem er sich verkürzt glaubte, vor. Ruhig hörte der Richter den Sprecher an und entschied nachdenklich: Du hast recht mein Lieber. Gleich darauf kam der Verklagte und als er zu Ende geredet, da antwortete ihm der Richter gelassen: Gewiß bist Du im Rechte, mein Guter! Da riß des Richters Eheweib, das dem ganzen Handel in einer Nebenstube zugehört hatte, zornig die Thür auf und fuhr ihren Mann an: Mann, Mann, wie kannst Du hüben und drüben recht geben? Der Richter aber verlor den Gleichmut nicht, sondern er sprach bedächtig das beruhigende Wort:

„Weib, Weib, Du hast auch recht!“ Es ist das die Ausflucht der Bequemlichkeitsfanatiker, die so zahlreich und überzahlreich sind im Lande. Ja, wenn der Tabak bluten soll, da geht es noch leichter an, ein enragiertes Heer von Protestlern aufzubieten. Aber wo um verfeinerte geistige Güter gefochten wird, wozu da Partei ergreifen? Wozu da sich in die Reihe der Protestler stellen? In der Schloßkirche zu Wittenberg, der ehrwürdigen Stadt, feiert man große Erinnerungsfeste. Aller Pomp, den das neue deutsche Kaisertum zu entfalten im stande ist, wird aufgebracht. Die berufsmäßigen Zeichendeuter in der Presse und auf den Rednertribünen wissen sich nicht zu fassen vor stolzer Selbstbefriedigung. Sie segnen mit ausgebreiteten Händen die Tage, die längstverklungenen, da der Freiheit der Gewissen mit eisernen Fäusten eine Gasse gebahnt wurde. Sie heben ein Rühmen an, wie sie es zu allen Zeiten thaten, daß nunmehr der Gewissensknechtung ein Ende gemacht sei für immer, und daß jeder Seelenbedrängnis ein Protest möglich sei. Inmitten aller Jubelfreude, inmitten des Wonnegefühls, Zeitgenosse in so erlauchter Zeit sein zu dürfen, schleicht aber sich ein störender Gast ein. Die Welt nennt ihn den „Fall Harnack“. Es giebt gutmütige Zeichendeuter genug, die schon über und über zufrieden sind, daß ein theologischer Gelehrter für sich das Recht der freien Kritik an alter Tradition in Anspruch nimmt. Ihre ausschweifende Phantasie sieht die Worte Harnacks immer weitere und weitere Wellenkreise ziehen; sie sehen vor ihren erstaunten Blicken ein Meer von Freiheit sich ins Unermessene dehnen! Wir sind ach! alle so bescheiden geworden. Und was hat Harnack geschaffen? Einen geschichtlichen kritischen Bericht über das apostolische Glaubensbekenntnis hat er geschrieben und veröffentlicht. Er bekämpft darin kraft seiner kritischen Erkenntnis die höchste Autorität des Apostolikums und die Vorstellung, als hätte jeder der Apostel hierzu einen Satz beigesteuert. Er meint vielmehr, daß das „Apostolikum“ nicht im strengsten Sinne „apostolisch“, das heißt von den Aposteln verfaßt, sondern erst viel später entstanden sei. Das ist Harnacks That, das ist Harnacks Verbrechen. Harnack ist sicherlich kein Bilderstürmer und Unterwühler der Autorität. Er hat sicherlich auch nicht allzuviel vom Lutherschen Wagemut, von Luthers erdgeborener, mannhafter Kraft. Er hat in stiller Gelehrtenarbeit nach seinen eigenen Worten den Versuch gemacht, den Ursprung und die Grundzüge der äußeren Geschichte des Apostolikums auf Grund eingehender Quellenforschung bis zur Reformation darzulegen. Er kam dabei zu dem Schluß, daß das Symbol aus der nachapostolischen Zeit und zwar aus der Hauptkirche, aus Rom stamme. In historisch-kritischer Betrachtungsweise hat er dies Ergebnis gewonnen und als Forscher erachtete er es als seine Pflicht, zu sagen, was ihm zur Wahrheit geworden. Im Uebrigen ist er ein positiv gläubiger Mann geblieben. Er will als treuer Haushalter des evangelischen Bekenntnisses befunden werden; nichts mehr und nichts weniger. Moderne Menschen wird es genug geben, die innerlich nicht davon bewegt werden, was dem Gelehrten Harnack sich als Resultat der protestantischen Geschichtsforschung der letzten zwanzig Jahre darstellt. Sie sind von der positiven Gläubigkeit längst entfernt. Aber bewegt werden sie darum doch von dem Ansturm, der gegen den Forscher Harnack mit einem Male losgelassen ist. Die dunkle Schar, die vom Dogma kein Titelchen sich rauben läßt, ist an der Arbeit und wird ein regelrechtes Gericht über den Ketzer abhalten. Man sollte meinen, daß die Regsamkeit der dunklen Gewalten wenigstens ein ebenbürtig mächtiges Echo unter den Zeichendeutern, die ja auch für Harnacks That in Flammen standen, wachrufen werde. Aber da gälte es doch, den Irrtum eingestehen und kläglich zu bekennen, daß die Civilisation, die vielgerühmte Civilisation des 19. Jahrhunderts und das im letzten Jahrzehnt noch dazu, ein Loch habe. Verbrannt wird ja der moderne Ketzer nicht mehr, aber der moderne Ketzer hat auch seine verfeinerten Nerven. Er spürt's, wenn man ihn arglistig kitzelt und wenn man seine empfindsame Haut mit ewigen Nadelstichen maltraitiert. „Von dem, was ich geschrieben habe“, — so meint Harnack selber in dem Nachwort zu seinem vielbesprochenen Bericht, „habe ich nichts zurückzunehmen und habe auch eine Verteidigung nicht nötig. Ich hoffe, daß wer guten

Willens ist mein Recht und meine Pflicht anerkennen wird. Gegen den bösen Willen sind wir alle machtlos Auf die Proteste, Schmähungen, Unterschiebungen und Entstellungen, auf das ganze Treiben, wie es gleichsam auf Kommando entfesselt wird, werde ich nicht antworten". Darin liegt's; der Holzstoß wird nicht entflammt, aber an dem langsameren Feuer der fortgesetzten „Schmähungen, der Unterschiebungen" wird man langsam geröstet. Mit seinem Nicht-antworten befolgt Harnack jene Klugheitsregeln, die Turgenjew in dem Nachwort zu einem seiner Romane, jungen Schriftstellern empfiehlt. Sie heißt: Verteidigt euch nicht gegen böswillige Angriffe. Aus jeder Abwehr wird der Gegner doppelte Wut, doppelte Gehässigkeit und doppelt verleumderische Kraft schöpfen.

Verstimmt, arbeitsmüde, verschüchtert und verzagt wird mancher unter uns, wenn er erleben muß, wie weit hinter seiner sehnsüchtigen Ungeduld zurückbleibt, was die Massen immer aufs neue bewegt und immer aufs neue zurückschleudert. Die glücklichen Zeichendeuter haben es besser. Ob die Woge der Entwicklung aufwärts schnellt, ob sie niederschwebt, irgendwo trifft ein leuchtender Sonnenstrahl doch ein flimmerndes Fleckchen und man kann von seinem Standpunkt aus über den Schimmer froh wie ein Kind in die Hände klatschen und Gefolgschaft findet man genug. Wer aber, nicht gerade verzweifelnd, wie die Männer, von deren Pessimismus ich ausging, die Zeitereignisse verfolgt, wer nur erkennt, wie mühselig auf harten Zickzackwegen, bald stürzend, bald sich erhebend die Menschheit emporkeucht, das ist gemeiniglich ein gar armseliger Patron. Die freudige Zustimmung der Leute wird er sich nicht erringen und nicht einmal jene wird er um sich scharen, die sonst dem Prediger gerne lauschen, der vom Untergang weissagt und ihnen das Gruseln beibringt.

Leopold Schönhoff.

Vom ethischen Konzil zu Berlin.

Ein Epilog zur Begründung des deutschen Vereins für ethische Kultur.

Von

Wilhelm Bölsche.

Seit Jahren folgt mir ein Idealbild. Ich sehe es nicht, oder doch nur ganz verblaßt, in den Kompromiß-Stunden, deren das Leben leider ja nur zu viele hat; in allen ernsten, klar bewußten Augenblicken aber kehrt es wieder, zäh und unabweisbar, mit dem edlen Pflichtruf, den das gute Ideal umschließt.

Es ist die Idee eines großen, über alle Kulturlande verbreiteten Vereins zur Nutzbarmachung des ethischen Moments im Begriffe „Forschung". Der Ruf erklingt, die unerbittliche Forschung nach der Wahrheit, nach dem Thatsächlichen habe uns die Religion zerstört und mit ihr einen Stützpunkt ethischer Lehre und ethischer Werkthätigkeit bei vielen Tausenden. Ich aber meine, daß wenn das der Fall ist, nun gerade die Wahrheitsforschung selbst in sich auch den Ersatz biete. Die Geschichte der Forschung ist eine ethische Offenbarung, wie sie gewaltiger nicht ersonnen werden kann. In ihrer letzten, nicht mehr durchschnittenen Phase, wie sie

herauswächst etwa von den Tagen Galileis an bis auf die weltumspannende Forscherarbeit der Gegenwart, bietet sie ein Schauspiel, dessen Größe man zumeist zwar an der Fülle der angesammelten Thatsachen und Wahrheiten selbst mißt, aber reichlich ebenso gut messen könnte an der Summe *ethischer Bethätigung*, an der Summe von Geistesreinheit, Hingabe und vorbildlicher Menschengröße, die es enthält. Ja, dieser ethische Zauber ist sogar im weiteren Sinne *mehr* wert als der Zauber der wirklichen Erkenntniserfolge. Die Erkenntnisse wogen auf und ab, die Wahrheit steigt jeder Generation in anderen Bildern herauf, — was heute fester Boden und nährender Quell scheint, wird dem Wahrheitswanderer von morgen eine zerrinnende Fata Morgana, und kein *völliges* Ende dieses Wechselspiels ist abzusehen. Das ethische Element aber in der Methode dieser Wahrheitsforschung steht unerschütterlich fest seit der That des Ersten, der Wahrheit suchte um ihrer selbst willen und sein Alles daran gab für diese Wahrheit: mag es nun ein begeisterter Grieche oder ein alter Aegypter oder ein mythischer Urbabylonier gewesen sein. Die angeblichen „Thatsachen" der Forschergenerationen schwanken, grade *weil* die Methode, *weil* der ethische Ansporn immer derselbe und stät bleibt.

Nun ist es in unsern Tagen gewiß nicht möglich, daß *jeder* ein mitschaffender Forscher werde. Ein Verein, der dahin wirken wollte, müßte alle sozialen Bedingungen der Menschheit radikal umwandeln, — und er müßte vielleicht selbst dann noch eingreifen in das natürliche Räderwerk des menschlichen Organismus und ein neues Wesen schaffen. Eine Ahnung mag immerhin uns leise streifen, daß in spätester Erdenzeit vielleicht einmal eine ideale Gesellschaft, eine ideale Geistesmenschheit sich heranbilden könne, in der jede That und jeder Gedanke des Individuums eine That und ein Geistesblitz für alle wäre und Forschen und Vorwärtsarbeiten überhaupt sich rastlos deckte mit Leben und Denken. Das ist fern — und wir stehen in *unserer* Zeit. Aber was ein Verein leisten könnte, das wäre ein Ummünzen jenes *ethischen* Schatzes der Forschung in etwas, woran allerdings *alle* auch *heute* schon teil haben könnten. Keine Religion der Weltgeschichte hat mit lauter Heiligen gearbeitet; es genügte der Geist, der von einem oder wenigen Stiftern ausging, um Erdteile zu erobern und Millionen zu einer geschlossenen Gemeinschaft zu vereinigen. Und genau so könnte es auch hier sein. Die Thätigkeit dieses Vereins wäre im *Prinzip* sogar *unabhängig von den Einzelheiten des grade gegebenen Geschichts- oder Naturbildes ihrer Zeit*: ihre Pflicht bestände in dem unablässigen Hinweis auf den *ethischen Faden* in aller Forschung und auf das allgemeine Wahrheitsziel. In Kontakt allerdings bliebe die Bewegung selbstverständlich auch mit den besten *Resultaten* der Wissenschaft. Sie würde sich hüten, die Meinung zu verbreiten, als sei jener Wahrheitskreuzzug der Forschung nun ganz zur ewigen Wüstenwanderung verdammt und als dürfe man nicht hoffen, daß ein *gewisser* Thatsachenfonds sich doch allmählich als vollkommen fest für menschlich berechenbare Zeit aus dem Wechsel der Meinungen herauskristallisieren werde. Und so würde es sich letzten Endes auch um die höchste, idealste Form eines „Bildungsvereines" handeln, nur daß jedes Stückchen Thatsachenbildung hier mitgeteilt würde als eine zugleich *ethische* Thatsache durch Hervorheben der Methode und Geistesrichtung, aus der heraus es errungen ist.

Ich habe in der Zeit, seit dem ich gelegentlich mir die Grundlinien eines solchen Vereins ausmalte, an den verschiedensten Orten Symptome bemerkt, die für die Existenz zahlreicher Gleichgesinnter sprachen. Andererseits wachsen die Mißverständnisse, die grade ein so oder ähnlich konstruierter Verein zu beseitigen helfen könnte, mit jedem Tage unheimlicher in die Höhe. Man braucht nur unsere höheren Lehranstalten anzusehen, um einen Begriff davon zu erhalten, wie dort förmlich systematisch das ethische Element des *Wahrheitssuchens* vernichtet wird zu Gunsten des mechanischen Auswendiglernens gewisser, angeblicher, aber zum Teil höchst problematischer „Wahrheitsthatsachen", die einfach als Dogma eingebläut werden. Ein Verein, der sich selbst bloß aus dem ausgesprochenen Grunde konstituierte, um an einer einzigen Ecke wie dieser das Unkraut zu jäten, hätte schon eine Kulturmission ersten Ranges.

Ich erwähne diese subjektiven Gedankengänge hier nicht, um der nunmehr (seit Mitte vorigen Monats) fest konstituierten „Gesellschaft für ethische Kultur“ in Berlin nachträglich noch Vorschläge zu machen. Sie schienen mir aber wichtig zur Charakteristik des Umstandes, wie verschieden wohl in jedem Einzelnen der zahlreichen Besucher jener vier Gründungsversammlungen die Saite tönte, die das allgemeine Wort „ethische Kultur“ anschlug. Dank der vielen Zeit, die man sich von Anfang an ließ und Dank der Weltstadt, die in Individualitäten schwelgt trotz Uniformrock und „Heerdennatur“, gestalteten sich die Nachmittage und Abende zur seltensten Ausstellung aller nur irgend an den Haaren herbeizuziehender „ethischen Existenzen“. Bei der Fülle dieser Typen zu verweilen, die so leicht nicht wieder ein Zauberwort in dieser Vollständigkeit beschwören dürfte, ist wahrscheinlich im Moment wertvoller, als dem Verein selbst das Horoskop zu stellen. Thaten müssen für ihn sprechen, und er geht ja rüstig ins Zeug, solche Thaten endlich sehen zu lassen. Für die Merkwürdigkeiten jener Vorversammlungen aber muß man ihm als intelektuellem Urheber auf alle Fälle dankbar sein, mag seine eigene Thätigkeit in der Folge nun sich bewähren, wie sie will.

Wenn der berühmte große „Kladderadatsch“ (den ein Anarchist unter den Rednern als das Universalmittel der Ethik pries!) die Welt pulverisiert hätte und auf der schönen, dampfgewalzten Idealebene sich es nun darum handelte, eine neue Menschheit zu begründen, so hätten die Meinungen nicht ungleicher aufeinander platzen, die Standes-, Erziehungs- und Erfahrungsunterschiede nicht größer sein können. Ethik, so durfte man zumal nach dem ersten Abend mit einiger Berechtigung definieren, ist, was, wenn man ein paar hundert moderne Menschen zusammensperrt, von jedem für etwas Anderes gehalten wird.

In dem Statuten-Entwurf, den wohl jeder Einzelne vorher erhalten hatte und der auch später in Bausch und Bogen angenommen worden ist, heißt es vom Zweck der Gesellschaft: „Es ist Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.“ Es war nun in hohem Grade interessant, zu beobachten, wie — unähnlich dem Verlauf sonstiger Statutenberatungen bei Vereinsgründungen — der ganze Schwerpunkt der Debatten auf diesem „Zweck-Paragraphen“ lag, während die zahlreichen folgenden Detailbestimmungen über die eigentliche Wirksamkeit des Vereins als fast selbstverständlich hingenommen werden konnten. „Unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen“ .... das war der Stein des Anstoßes, an dem einer nach dem andern stolperte. Die Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse wurden noch am leichtesten überwunden. Hatten die ersten Vorversammlungen der Kritik ein gewisses Recht eingeräumt, von einem Berlin W-Charakter des werdenden Vereins zu reden, so konnte diesmal der Gang der Verhandlungen, wenigstens was die Leitung anbetraf, keinen Zweifel aufkommen lassen, daß zwischen Frack und Bluse hier ein Unterschied nicht gemacht werden solle. Der Direktor der Berliner Sternwarte, Geheimrat Förster, leitete die ersten, stürmischsten Sitzungsstunden mit dem vollendeten Takt der Ehrlichkeit, — ohne Rücksicht auf den billigen Ruhm einer formalen parlamentarischen Grazie, dafür aber in glücklichster sachlicher Konsequenz. Als aus einer unruhigen und auch ungeschickten Arbeiterecke gelegentlich mit großem Lärm das Wort gefordert wurde (unter Berufung auf den Brauch bei öffentlichen Versammlungen, ein Grund, der hier, wo es sich lediglich um durch Karten persönlich geladene Teilnehmer handelte, durchaus hinfällig war!) wurde das Wort von Förster nicht nur mit seiner Berufung auf das ethische Ziel erteilt, sondern der Vorsitzende forderte auch, als die Möglichkeit einer andern Auffassung auch nur angedeutet worden war, die Anwesenden auf, sich durch Erheben von den

Plätzen unzweideutig noch einmal dazu zu bekennen, daß sie keinerlei Unterschied zwischen Reich oder Arm, Geheimrat oder Proletarier machen wollten. Mehr war im Moment jedenfalls nicht zu verlangen.

Außerordentlich viel hitziger schon wurde der Zwist, sobald die Politik in Frage kam. Die erste und interessanteste Attacke erfolgte, wie nicht anders zu erwarten stand, von seiten der Sozialdemokratie. Unter den intellektuellen und faktischen Begründern der ethischen Bewegung in Deutschland stand von Beginn an ein Mann, der sich seit längerer Zeit aufs Angelegentlichste mit dem Studium, der sozialistischen Doktrin beschäftigt und aus den Resultaten seiner Studien, auch wo sie wenigstens bedingt günstig lauteten, mit dem Freimut des ethischen Lehrers keinerlei Hehl gemacht hat: der Verfasser der „Moralphilosophie" und Uebersetzer Bellamys, Professor Georg von Gizycki. Geheimrat Förster, der Vorsitzende, hatte es in einer früheren Vorberatung ebenfalls nicht an ein paar sehr warmen Worten für das Bildungsbedürfnis und gewisse ideale Züge in der sozialistischen Arbeiterschaft fehlen lassen. Das vorläufige Komitee, das den Statutenentwurf und die Eintrittskarten versandt hatte, wies neben vielerlei langen Titeln aus Adels- und offiziellen „Bildungs"kreisen auch den Namen eines in den Fachvereinen wenigstens wohl bekannten sozialistischen Agitators auf, des Herrn Julius Türk, und dieser Herr hatte im Berliner Hauptorgan der sozialdemokratischen Partei sogar noch persönlich eine besondere Propaganda für die Ideen des Vereins angekündigt. Auf der andern Seite allerdings erstrebte die Bewegung Anschluß an die praktischen Ethiker in Amerika, deren soziale Ansichten zum Teil sehr differieren, wie denn z. B. das in sehr vielen Punkten vortreffliche Buch über die „ethische Bewegung" des in den Sitzungen anwesenden Stanton Coit, in allen Punkten, wo es soziale Verhältnisse berührt, völlig individuelle, oft höchst kuriose Anschauungen vertritt; doch blieb die Kenntnis dieses letzteren Punktes bei den meisten Teilnehmern wohl sehr gering. Jedenfalls ergab es sich als fast selbstverständlich, daß die anwesenden Sozialdemokraten wenigstens den Versuch machten, den Vereinszweck für ihre politische Anschauung und Agitation nutzbar zu machen, sei es nun durch Zustimmung oder Verwahrung. Zwei Typen zeigten sich hierbei gleich am ersten Abend sehr klar. Der unzweideutige und der diplomatische Standpunkt. Vom unzweideutigen legte ein Arbeiter dar, daß unter dem bestehenden kapitalistischen System die einzige ethische That, die dem bedrückten Proletariate helfen könne, in der Abschaffung dieses Systems zu Gunsten eines sozialistischen bestehen könne. Wolle der Verein also etwas ausrichten für das Elend der großen Masse, so müsse er zunächst der großen Arbeit an dieser wirtschaftlichen Umwälzung sich anschließen, — also ein politischer Agitationsverein werden. Alles Andere sei Stückwerk. Nachdem dieser Auffassung sehr eifrig widersprochen worden war, verließen der Redner und seine Freunde unter Protest den Saal. Ihr Standpunkt ist in der Folge vom Berliner „Vorwärts" als der seinige, also der partei-offizielle, anerkannt worden. Vermittelnder und in offenbarem Wunsche, das Eine zu retten, ohne das Andere zu lassen, trat Herr Türk auf, der in sehr geschickten und rhetorisch wirksamen Wendungen darlegte, der Verein brauche durchaus nicht als „politischer" aufzutreten, um den Wünschen der sozialistischen Bewegung doch im eigentlichen Werke vollständig gerecht zu werden. Man brauche nur die weiteren Detailparagraphen des Statuts, vor allem den Punkt 4 des § 2 (Beteiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksschichten, sowie an dem Schutze und der Hilfe für alle Leidenden und Bedrängten gegen jede Art von Unglück und Unrecht), angemessen zu interpretieren, so könne man von ihm aus den festesten Anschluß an die sozialdemokratischen Bestrebungen als Pflicht definieren. Um die Lebenslage des Proletariats zu heben, müsse man die Wurzeln des modernen Elends aufsuchen, was notwendig zur Kritik des Kapitalismus führe. Es bedürfe also absolut keiner Aenderung der Statuten, sondern nur einer konsequenten Auslegung, um den Verein in Frieden und Freundschaft mit der sozialdemokratischen Partei zu bringen. — Der größere Teil der Versammlung hielt es für angebracht, sich auch gegen diesen Standpunkt entschieden zu verwahren. Der freisinnige Abgeordnete Pachnicke erklärte demonstrativ, daß die seiner Partei ange-

hörigen Freunde des Vereins sich nun ihrerseits sofort zurückziehen würden, wenn solche Interpretationen, die „soziale Fürsorge“ mit „Sozialismus“ verwechselten, irgendwie offiziell gebilligt würden, und ausgesprochene Tendenzen bloß gegen den Kapitalismus sich geltend machten, nicht aber auch umgekehrt der freiesten ethischen Kritik des Sozialismus Raum gelassen werde. Nicht in der Vereinsdebatte selbst, aber in einer ziemlich offiziellen Meinungsäußerung gelegentlich einer nachfolgenden Zeitungspolemik hat schließlich Georg von Gizycki den endgiltigen Standpunkt des Vereins in der politischen Frage zu so klaren Worten definiert, daß ich ein paar Sätze daraus — mag man sich nun dazu stellen, wie man will — jedenfalls als authentisches Dokument wörtlich hierhersetzen will. „Die Gesellschaft“ sagt Gizycki „. . . . . ist in der Politik neutral. Sie ist so wenig ein sozialdemokratischer, wie ein deutschfreisinniger oder ein konservativer Verein, und schließt daher weder Konservative, noch Deutschfreisinnige, noch Sozialdemokraten aus. Nur solche Liberale oder Sozialisten u. s. w. gehören nicht in den ethischen Verein, welche nicht andere Ansichten hören und mit Leuten, die anders denken als sie, nicht an einem Tische sitzen mögen. Diese unbedingte Toleranz der Gesellschaft, ihr wesentliches Grundprinzip, wie es in § 1 ihrer Satzungen ausgedrückt ist, untersagt aber den Vertretern der verschiedenen politischen Parteien keineswegs, innerhalb der Gesellschaft ihren eigenen Standpunkt geltend zu machen. Die Gesellschaft strebt nach Wahrheit auch in ethischen Dingen, nicht nach der Aufrechterhaltung irgend welcher besonderen Meinungen. Sie befaßt sich mit Ethik, nicht mit Politik, und ist daher, wie einer der Redner ganz richtig sagte, nicht der Ort, um die Gestaltung eines sozialen Zukunftsstaates zu diskutieren; wohl aber — und das ist ja selbstverständlich — wird sie die sittliche Seite auch der politischen Fragen erörtern. So werde ich beantragen, daß der auch von mir verehrte Abgeordnete August Bebel gebeten wird, einmal in unserem Kreise über „Kapitalismus und Ethik“ zu sprechen. Dagegen wird gewiß auch der Abgeordnete Pachnicke nichts einzuwenden haben. Derselbe erklärte in der Generalversammlung, daß er und seine Freunde sich von der Gesellschaft zurückziehen würden, sobald Tendenzen gegen den Kapitalismus dominierend zu Tage treten. Das soll gewiß nur heißen, daß er jeden Schritt thun würde, falls man in der Gesellschaft die entgegengesetzten Anschauungen nicht zum Worte kommen ließe. Aber selbstverständlich wird es den Liberalen unbenommen sein, gegen denjenigen, der den Kapitalismus für den Todfeind der Ethik ansieht, die Ansicht zu verfechten, daß er völlig mit dieser in Harmonie steht. Jeder soll in der Gesellschaft seine Meinungen klären, indem er Gelegenheit erhält, die ethischen Dinge von verschiedenen Seiten beleuchtet zu sehen. Die absolute Toleranz, die wir fordern, muß denen besonders wert sein, welche von der Wahrheit und Tüchtigkeit ihrer Sache überzeugt und daher gewiß sind, daß sie in allem Geisteskampfe siegreich bestehen wird. Wir haben in Deutschland gar sehr einen Ort nötig, wo die Erkenntnis des Guten und Bösen durch gemeinsame Arbeit von Personen aller Richtungen und Verhältnisse gefördert wird; ist doch unsere Zeit eine solche, wo es oft schwerer ist, was gut ist zu erkennen, als das erkannte Gute zu thun. Licht und Wärme wollen wir verbreiten; — und ich will diese Gelegenheit zu der dankbaren Anerkennung benutzen, daß der „Vorwärts“, welchen ich seit Jahren halte, mir beides in reichem Maße gebracht hat. Gewiß sind die ethischen Ansichten eines Menschen nicht völlig unabhängig von seiner politischen Stellung; aber sicherlich sind sie dies in einem hohen Grade. . . . . Ethische Kultur kann allen Parteien gemeinsam sein, wie sich andererseits Anhänger aller Parteien gelegentlich über sie hinwegsetzen. Die ethische Gesellschaft will nicht ein Vermittelungsverein sein, nicht die besitzlosen Klassen mit ihrem Loose zufrieden machen (§ 2 Punkt 4 der Satzungen drückt gerade eine entgegengesetzte Tendenz aus), sie will nicht die politischen Kämpfe verhindern; aber wohl will sie dieselben ethisieren.“

Die Leitung des „Vorwärts“ hat dem vorstehend Mitgeteilten den Epilog angehängt: „Herrn Prof. v. Gizycki zollen wir gern die Anerkennung, daß er die Gerechtigkeit im höheren Sinne zu würdigen weiß. Für die ethische Kultur, die er

gepflegt wünscht, fehlt nur gegenwärtig mehr als je der Boden, der erst im harten Kampfe errungen sein will. Er antizipiert als gegenwärtig vorhanden, was höchstens ein frommer Wunsch ist. Wir würden die Wirksamkeit von Männern wie die Herren von Gizycki und Förster für tiefgreifender erachten, wenn sie dieselbe innerhalb der politischen Parteien und der wissenschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Gliederungen in allen praktischen Fragen vertreten und zur Geltung zu bringen suchten, anstatt sich auf ein vermeintlich neutrales Gebiet zu flüchten, auf dem der Kampf zwar gefahrloser aber dafür auch unwirksamer ist."

So viel zur möglichst unparteiischen Charakteristik des politischen Teils der langen und jedenfalls nach dieser Seite hin vollkommen klärenden Debatte. Je weiter das Konzil aber vorschritt, vom zweiten Tage ab entscheidend schon, wurde es auch dem Unbefangensten einleuchtend, daß der Schwerpunkt dieser ganzen Verhandlungen mit ihren zahllosen guten und schlechten, endlosen oder mit Witzeskürze begabten Reden überhaupt nicht in der Stellungnahme zur Politik, so lehrreich diese auch an sich sein mochte, liege, sondern auf dem Gebiete der Religion, und enger hier wieder in der Haltung des Vereins gegenüber den bestehenden Bekenntnissen und Kirchen. Ich will versuchen, auch hier den Kern der Debatte nach Kräften herauszuschälen, ohne das ganze, ins Ungeheure angewachsene Protokoll aufzuwickeln. Ich glaube, es ist um so leichter, da von den vielen Rednern eigentlich nur einige wenige klar zur Sache pro und kontra gesprochen haben, diese aber auch wirklich gut, — wohingegen der bunte Rest einen wahren Niagarafall gut gemeinter und schlecht gereimter Phrasen jeglichen Kalibers über die geduldigen Zuhörer ergehen ließ. Diese Zuhörer waren nebenbei bemerkt gradezu einzig in ihrer Ruhe und Ausdauer! Während sie alle Längen und Episoden eines Konzils während vier Tagen (mit sechs mehrstündigen Sitzungen!) aushielten, gerieten sie einmal sogar in die Gefahr, alle Strafen der vom Konzil verdammten Ketzer bis zum Feuertode Brunos zu erleiden, zu schwitzend fürchterlicher Enge in ein backofenheißes, völlig ungenügendes Lokal gesperrt, dem man nur noch Sauerstoff durch Zertrümmern von Fensterscheiben zuführen konnte . . . . .

Der erste Typus, den die Religionsdebatte ins Feld führte, war Oberst von Egidy. Er erklärte mit seiner in Berlin nun schon stadtbekannten, bis in jede verborgenste Saalecke hallenden gewaltigen Stimme, warum er trotz aller Sympathie die ethische Bewegung doch nicht ganz mit seiner eigenen verschmelzen könne. Er bringe noch etwas mehr als die Ethiker und zwar grade das, was im Herzen wenigstens des deutschen Volkes allein ganz tiefen Wiederhall finde: das Wort „Christentum". Da er den Begriff ganz ohne Rücksichtnahme auf die bestehende Kirche, ja in individuellstem Gegensatz zu dieser, definiere, so stehe sein „Mehr" nicht etwa in Widerspruch mit den Zielen der ethischen Vereinigung, aber es bleibe trotzdem ein „Mehr", ohne das die Gesellschaft für ethische Kultur eine sehr große Lücke aufweise. Stanton Coit machte die mit größtem Beifall aufgenommene Gegenbemerkung, daß er nicht einsehe, wozu wir ein in der bestehenden Kirche gangbares Wort wie „Christentum" uns aneignen sollten, um ihm eingestandenermaßen einen ganz neuen, unkirchlichen Sinn unterzulegen: es komme ihm das wie eine Art Diebstahl vor, über den sich die Kirche beklagen dürfe und der uns nichts nütze. Als dann im Weiteren Egidy nochmals von „Christentum" sprach, riefen Stimmen aus der Versammlung — in wohlwollendstem Besserungsversuch — „Menschentum", und ich glaube in der That nicht, daß es irgend Einem der am Abend Anwesenden gelungen sein dürfte, ein deutliches Unterscheidungsmerkmal zwischen „Menschentum" im gangbaren idealsten Sinne und dem Egidyschen Spezialbegriff „Christentum" — außer dem Wortunterschied — aufzufinden.

Der zweite Typus war eigentümlicher Weise auch ein Oberst a. D., von Gizycki, ein Vetter des gleichnamigen Professors. Seine Rede beherrschte den zweiten Abend. Es war eine volltönende und resolute Philippika gegen den Geist der bestehenden Kirche, mit einer Anzahl schlagender Geistesblitze, für die das Publikum sich in hohem Grade empfänglich erwies. Wesentlich wohl auf Grund dieser anti-

kirchlichen Rede wurde Gizycki bei der nachfolgenden Vorstandswahl von der Versammlung zum zweiten Vorsitzenden (neben Förster als erstem) gewählt. Tüchtige Mitglieder des Vereins, die dieser Sitzungen wegen von weit her gereist waren und dem Verlauf der Dinge mit mannigfachem Wechsel von Skepsis und Vertrauen gefolgt waren, gestanden mir, daß mit Gizyckis Worten und Wahl die ethische Bewegung ihr eigentliches und zeitgemäßes Ziel gefunden habe: Kampf gegen die Intoleranz innerhalb bestehender Kirchengemeinschaften, Kampf gegen die ethische Verödung in unserm modernen Leben, durch unerschrockenes Aufdecken der ungeheuren ethischen Stagnation grade in den Kreisen, die sich das Privilegium ethischen Unterrichts, ethischer Kulturförderung bisher zu sichern gewußt. Das Sätzchen des Statuts „unabhängig von allen Verschiedenheiten der religiösen Anschauungen die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen" wurde in diesem Sinne aus einer äußerst friedlichen, alle Differenzen freundlich vermeidenden These zum allerenergischsten Kampfesruf. Denn die Sachlage war die: wenn man zugab, daß jede der bestehenden Kirchen eine Entwickelung ethischer Kultur ohne Rücksichtnahme auf ein bestimmtes religiöses Glaubensbekenntnis für schlechterdings unmöglich, ja jedes Streben danach schon für schlecht und verwerflich erklärte, so mußte man grade in jenem unzweideutigen Statutensatz des Vereins für ethische Kultur den allerentschiedensten Protest gegen die Kirche erblicken. Mochte man die „Religion" damit schonen: die „Kirche" verletzte man tötlich. Der Kampfhandschuh lag auf dem Plan, — ein Zurückgehen gab es nicht mehr.

Die Stimmung wie sie in diesen und ähnlichen privaten Aeußerungen hervortrat, war auch deshalb schon lehrreich, weil sie auf den Untergrund wies, dem bei einer großen Menge von Teilnehmern das Interesse an dem Verein von Beginn an überhaupt entwachsen war. Wir befinden uns in Deutschland gegenwärtig in einer furchtbaren Gährung gegen alles Kirchliche. Sie entspringt vor allem einem wahren Verzweiflungskampfe, das ethische Element (oder wenn man will, sogar gewissermaßen die „Religion" selbst) zu retten vor seinem Aufgehen in der Kirche und seinem Untergang mit der Kirche. Dieser Kampf zur Rettung eines positiven Gutes ist aber etwas unvergleichlich viel Ernsteres und entsprechend Heftigeres, als alle reine Negation je entfesseln könnte. Die Kirche selbst fühlt das und kämpft mit den äußersten Mitteln, die ihrerseits nun nur wieder Oel ins Feuer gießen. Die sanften englischen und amerikanischen Agitatoren für freie Ethik, wie Herr Adler oder Herr Coit, — treffliche Mitarbeiter der Kultur wie sie sind, haben doch kaum eine Ahnung von dieser Spannung, die bei uns in Deutschland herrscht, sie meinen, wenn man die Freiheit eines beliebigen religiösen Bekenntnisses statutenmäßig feststellt, sei die größtdenkbare Friedenskonzession gemacht und die Ethik könne nun ohne allen Religionskampf behaglich einsetzen. Sie wissen nicht, daß bei uns grade im Zugeständnis religiöser Freiheit der Krieg mit der Kirche erklärt ist, und daß mit der Einrichtung eines rein „ethischen" Kulturvereins die Kirche als vermeintlich einzige, autoritäre Kulturvermittlerin sich getroffen fühlt und thatsächlich, wenn der Verein durchschlägt, als „Kirche" ins Herz getroffen ist!

Hatte die Rede Gizyckis*) so für eine größere Anzahl der Teilnehmer Licht in das anfängliche Chaos gebracht, war mit ihr die Schwertesschärfe endgiltig fühlbar gemacht, die das große Friedenswort „Toleranz" in unsern Tagen, ohne sein Wollen vielleicht, aber im unabweisbaren geschichtlichen Verhängnis besitzen, muß (Kampf gegen die Intoleranz — und damit Kampf gegen die gewaltigsten Autoritätsmächte der Zeit, Kampf gegen das Dogma in jeglicher Gestalt!) so zeigte der folgende, dritte Beratungsabend meinem subjektiven Dafürhalten nach

*) Oberst von Gizycki hat inzwischen in der Broschüre „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!" (Berlin, Bibliographisches Bureau) seine Auffassung der Dinge des weiteren dargelegt. Wir kommen im nächsten Heft eingehend auf diese jedenfalls sehr merkwürdige Schrift zurück.

einen gewissen Rückschritt zur Unklarheit. Er trat ein bei der Beratung über den ethischen Jugendunterricht. In wie weit das auch noch anderen im Publikum klar geworden, kann ich nur nach vereinzelten Aeußerungen schließen. Der Vorstand war jedenfalls nicht der Meinung. Gleichwohl — oder um so mehr — fühle ich die Pflicht, meinen individuellen Standpunkt hier nicht zu verbergen, — so sehr mir auch eine möglichst nur referierende Darstellung als Ziel dieser Zeilen vorschwebt. Der kurze Sachverhalt ist folgender. In den Statuten des Vereins, die am Abend vorher glatt zur Annahme gelangt waren, findet sich als eine der vier praktischen Vereinsbethätigungen erwähnt „Veranstaltungen zur Hebung der ethischen Jugenderziehung in allen ihren Stufen und zur Pflege des Wahrhaft-Menschlichen und Gemeinsamen im ethischen Unterricht, unabhängig von den trennenden Lehren der religiösen Konfessionen und der Parteien." Das ist gewiß ein schöner und vielversprechender Satz. Es handelt sich aber auch hier wesentlich noch um die engere Interpretation. Die Interpretation nun, die von dem Verein offiziell acceptiert worden ist, ist die folgende. Der Verein richtet, vorläufig eingestandenermaßen als „Experiment", einen rein ethischen Jugendunterricht ein. Zum Leiter ist Martin Keibel ausersehen worden. Nach Keibels eigener Definition wird dieser sein Unterricht in der Weise von statten gehen, daß — im Gegensatz zu dem ethischen Jugendunterricht, wie ihn Bruno Wille längst in trefflichster Weise den Berliner Dissidentenkindern zweimal wöchentlich erteilt — der ethische Unterricht nicht etwa den Religionsunterricht der Schule ersetzen, sondern ihm durchaus parallel laufen soll. Es soll also einem katholischen Vater unbenommen sein, seinen Sohn zur Beichte zu schicken und ihn doch daneben bei Keibel gewissermaßen ethische Privatstunden nehmen zu lassen. Um das Unglück einer Kollision im Kopfe des Schülers zu vermeiden, wird Keibel sich, seinen Worten gemäß, aufs peinlichste hüten, das „Gebiet der religiösen Lehren" irgendwie zu berühren, er wird thun, als existiere gar kein religiöses Glaubensbekenntnis irgend welcher Art. Das klang ganz schön, es enthielt aber doch eine verzweifelte Unklarheit, und ich muß es ehrlich als eine sehr bedauerliche Thatsache bezeichnen, daß Keibel diese nicht selbst gesehen und wenigstens irgendwie zur Debatte gestellt oder selbst — sei es auch in einer ganz subjektiven Weise — zu zerteilen versucht hat. Keibel steht nämlich mit seiner Methode vor folgender Alternative. Entweder: Wir geben zu, daß in jedem Religionsunterricht der konfessionellen Schule auch Ethik gelehrt wird. Dann fragt es sich, wie diese (unter sich schon sehr verschiedenen) Ethiken mit der Keibelschen Parallel-Ethik in den Köpfen der Kinder in Einklang gehalten werden sollen? Mit Keibels Friedensprinzip (Nicht erwähnen um des lieben Friedens willen!) gäbe es da konsequent nur eine Antwort: „Auch die Ethik selbst darf überhaupt in meinem ethischen Unterricht nicht erwähnt werden, denn jede Erwähnung könnte einen Verstoß gegen die bestimmte Ethik einer Glaubensgemeinde enthalten." Wenn ich mich recht erinnere, hat in der Sitzung irgend jemand einen ähnlichen Punkt damit erledigt: „Kinder fragen überhaupt nicht, — also Differenzen werden da garnicht entstehen." Arme Kinder das, die nicht fragen! Arme Produkte eben einer jahrtausendalten blinden Autoritätsethik! Und armer, betrogener Vater oder Lehrer, die mit diesem Schundresultat der schärfsten Mißethik ein Neues begründen wollen! Ich habe die Ueberzeugung, daß Keibel selbst diese feigste aller Rechtfertigungen sicher nicht wird gelten lassen. Aber wie will er sich retten? Denn die zweite Alternative ist noch bitterer. Sie kann nur lauten: Die bestehenden Religionen lehren alles mögliche, aber keine Ethik. Sie lehren in ihren Katechismusstunden einiges zur Naturwissenschaft (z. B. die biblische Schöpfungsgeschichte oder das „Sonne stehe still" oder die Historie vom Jonas in des Walfischs Bauch), einiges zur Geschichte (die Völkertafel des alten Testaments, die übernatürliche Herkunft Christi, die göttliche Inspiration bei Abfassung der Evangelien und des Apostolikums) u. s. w. — — von Ethik aber bleiben sie fern. Dann kann Keibel in der That Ethik lehren, ohne jene Gebiete zu streifen. Aber, wenn er diese Definition sich aneignet, was spricht er damit aus? Das Todesurteil der bestehenden Kirchen! Die

schlimmste Kritik, die überhaupt möglich ist! Und im Moment, wo dem ersten seiner Schüler klar wird, daß Ethik und Kirchenbekenntnis nichts mit einander zu thun haben, hat er diesem doch die ganze Kirche zertrümmert, zumal dem Schüler, sobald er echte Ethik zu hören bekommt, die doch (hoffentlich!) vor allem wohl auch Liebe zur Wahrheit einprägen wird, jene der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Wahrheit widersprechenden Dogmen der Kirche eben wegen ihrer Widersprüche in Hinsicht der Wahrheit fortan nicht nur ohne Ethik, sondern als unethisch, der Ethik zuwider, erscheinen müssen.

Thatsächlich in Kraft ist heute eigentlich nur die erstere Alternative. Die bestehende Kirche lehrt Ethik und lehrt außerdem, daß Ethik nur vorgetragen werden kann auf religiöser, auf kirchlicher Basis. Wie aber die ganze ethische Bewegung (S. oben) thatsächlich eben durch ihre unabhängige Tendenz ein Protest gegen die Kirche ist, so ist der freie ethische Unterricht es ebenfalls gegen den konfessionellen. Sehen das Kinder nicht ein, sehen es Väter nicht ein — — nun, so ist es in erster Linie ethische Pflicht des Lehrers, sie darüber aufzuklären. Er muß diesen inneren Protest sehen. Ein Vater, der begriffen hat, was Keibels ethischer Unterricht bedeutet, hat die Pflicht, seine Kinder nicht mehr zur Beichte zu schicken, und wenn der ethische Lehrer diese Kinder bei sich aufnimmt, ohne die Ueberzeugung zu haben, daß der Vater begriffen hat, worum es sich handelt, dann handelt er meiner tiefsten ethischen Ueberzeugung nach nicht ethisch. Ethische Handlungsweise aber verlange ich in erster Linie von dem ethischen Jugendlehrer.

Martin Keibel weiß, wie ich denke, ungefähr, daß ich ihm persönlich keine ethische Unzulänglichkeit vorwerfen kann. Aber Mißverständnisse liegen bei ihm ganz unbedingt vor. Die Leser dieser Zeitschrift kennen aus einer früheren kleinen, recht friedlichen Debatte zwischen ihm und mir wohl seinen Standpunkt gegenüber der Religion. Ich teile ihn nicht — vielleicht mehr aus logischen Detaileinwänden innerhalb seiner Beweisführung, als aus allgemeiner Gefühlsabneigung — aber ich achte ihn durchaus. Ich fürchte nun, daß sich Keibel in der Schlinge gefangen hat: er will die „Religion" in seinen Schülern schonen, er verwechselt aber das, was er, und viele edle Geister mit ihm, Religion nennen, mit dem Autoritätsdogma der Kirche, das faktisch unsern Schulunterricht beherrscht und für das in Wahrheit sowohl Keibel's „Religion" wie Keibel's „Ethik" einfach ein Schlag ins Gesicht sind! Nur aus der Verwirrung, die vor der ganzen Unterrichtsfrage sich der Spitzen des Vereins bemächtigt hatte, kann ich mir, um das zum Schlusse noch mit Nachdruck auszusprechen, auch das sonderbare Verhalten trefflichster Männer gegenüber den gerade hier eingreifenden Ausführungen Professor Ernst Häckels erklären. Häckel kam erst zu Wort, als die Debatte eigentlich zu Ende war. Es war ihm dasselbe Loos zu teil geworden, wie dem Schreiber dieser Zeilen: schlechterdings vorher nicht das Wort erlangen zu können. Das Lokal war so hochgradig ungünstig, daß es, ohne daß den Vorsitzenden selbst irgend eine Schuld trifft, doch thatsächlich absolut unmöglich blieb, aus den hinteren, eng zusammengepreßten Reihen heraus sich als redebereit irgendwie bemerkbar zu machen. Häckel betonte zunächst sehr energisch den Zusammenhang von Weltanschauung und Ethik als einen unlösbaren. Das war ein Punkt, über den sich doch zum mindesten reden ließ. Niemand unter allen Vereinsrednern ist ein deutlicheres Exempel für die Wahrheit der Behauptung gewesen, als Herr Adler, dessen unlängst gehaltene Rede doch der Verein gewissermaßen als offiziell anerkannt hat. Wenn Häckel gegen die bestehenden Kirchen im weiteren sich wandte, so lenkte er lediglich in die Stimmung ein, der die zweite Versammlung doch deutlich genug durch die Wahl des Obersten von Gizycki Ausdruck gegeben, und es hätte der sehr scharfen Ablehnung durch die folgenden Vorstandsredner wahrlich nicht bedurft. In dritter Linie aber — und hier sollte das Allerseltsamste sich später anknüpfen — betonte Häckel als eine Aufgabe des Vereins, die weit über das direkte Experiment eigenen ethischen Unterrichts hinausgreife, die Notwendigkeit von Petitionen an den Reichstag, um Schutz vor allem für freie ethische Bestrebungen

auf dem Gebiete des Jugendunterrichts zu erlangen. Soll man es nach diesem für möglich halten, daß ein Mann von der unbestechlichen Gewissenhaftigkeit Georg von Gizycki's aus der letzteren Anregung den Stoff zu einem im Berliner „Vorwärts" vom 25. Oktober abgedruckten Satze entnehmen konnte, der wie folgt lautet: „Wie der Verfasser des Artikels dazu kommt, uns mit Prof. Häckel in Verbindung zu bringen, ist mir unerfindlich. Derselbe hat gegen die vom Vorstande gebilligte Einrichtung eines ethischen Jugendunterrichts gesprochen und ist dem Verein nicht beigetreten?"

Wenn das nicht der Gipfel aller Mißverständnisse ist, so weiß ich keine Antwort mehr! Der, der den freien ethischen Jugendunterricht gesetzlich geschützt sehen will, soll ein Gegner des ethischen Jugendunterrichts sein . . . . . .

„Wir wollen ethisch bleiben . . ." Dieses wirklich schöne Wort Försters bei Gelegenheit eines Konflikts am ersten Abend, soll hier nicht verletzt sein. Ich bin selbst Mitglied des Vereins geworden, zum Teil „weil", zum Teil „trotzdem". Meine feste Ueberzeugung ist, was die kirchliche Frage anbetrifft: der Verein wird in eine starke Opposition zur Kirche geraten. Die Kirche wird schon selbst dafür sorgen. Und die Schüler, die aus ihrem kirchlichen Religionsunterricht zu Keibels ethischem Privatissimum kommen, werden ihm schon davon zu erzählen wissen, auch ohne daß er sie fragt. Dann erst, in diesem Zwist, wenn er erst einmal öffentlich aufgenötigt ist, wird sich das Innerste des Könnens offenbaren. Dann ethisch zu bleiben, dann für die Ethik ethisch und doch energisch zu kämpfen: das wird entscheiden, ob hier ein gesunder Kern vorliegt oder nicht. Trotz aller Statuten, trotz aller Reden: glauben wir uns das doch vorerst, ehrlich Auge in Auge, wir sind vorläufig ein Verein der „Ungeprüften." Wer aber noch nicht geprüft ist, weiß selten klar, was er alles gelernt hat und will. Sehr vieles von dem, was das Konzil brachte, stand echt und recht im Zeichen des Mißverständnisses und steht jetzt noch darin. Schälen wir allmählich das „Verständnis" heraus, ohne durch übereiltes Konstatieren von „Gegnern" uns zu den naturgemäßen Feinden auch noch solche aus den Reihen ehrlicher Kritiker zu schaffen.

Bedenken wir, daß der wahre große ethische Verein der Gegenwart unendlich hinausreicht über unsere paar Mitglieder und daß wir als Mitglieder nicht allein unsern paar Statuten gegenüber verantwortlich sind, sondern vor allem dem Idealbilde, das in Jedem von dieser weitesten Kulturverbrüderung lebt, ein Idealbild, das in sehr freien Grenzen schwanken und sehr viele Wohnungen haben kann, ohne darum seine Kraft im Engeren einzubüßen.

Was ich dem Vereinsvorstande noch besonders ans Herz legen möchte, ist, daß man — bei aller Achtung und Rücksichtnahme, denn doch die englisch-amerikanische Bewegung nicht so ganz ohne weiteres als Norm für die deutsche auffassen möge. Vergessen wir doch nicht, daß gerade wir Deutschen im weitesten Sinne einen Namen hinter uns haben, der vielleicht doch noch etwas mehr gilt, als Salter, Adler und Coit: Albert Friedrich Lange, den Namen eines Mannes, dessen gesamte Lebensarbeit ein einziges Ringen war für eine echt ethische Bewegung. Ich habe diesen Namen in allen Sitzungen des Konzils, denen ich beiwohnte, nicht einmal erwähnen hören . . . . . .

Zur Psychologie der Frau.

Von **Laura Marholm.**

II.

Und das Weib von Heute? Die Frauen, die jetzt in ihrer Lebensreife stehn? die Frauen an den beiden großen Wendepunkten des weiblichen Lebens, die Frau von dreißig und die Frau von vierzig Jahren? — die Dreißigjährige, in der eben das große Musikstück, die Symphonie des Liebeslebens, intoniert worden und die Frau von vierzig Jahren, in der dies Musikstück noch einmal emporsteigt wie eine schäumende Cascade und dann langsam sinkt und ebbt und verstummt?

Diese Frau zu fassen in ihrer typischen und zugleich vollendetsten Entwicklung, in ihrem, für unsere Zeit charakteristischen Milieu, der höheren Bourgeoisie, sie zu fassen in den hervorstechenden Phasen ihres Lebens, in den Geheimnissen ihrer inneren verborgenen Erlebnisse und Uebergänge; den Pulsschlag ihres Bluts und die Schwingungen ihrer Seele zu belauschen, die Wirksamkeit ihrer Organe zu belauern hinter dem strammen Schnürleib von Konvention und Erziehung, zu sehen, wie die Persönlichkeit allmählich dies Schnürleib sprengt und aus ihm hervorwächst, wie die individuellen Ansprüche die Fäden des gesellschaftsmäßigen Marionettentums zerreißen, wie das Weib aus der Dame hervorbricht — wo ist dies Schauspiel, das uns täglich umgiebt, mitten in dem wir leben und das öffentlich vor aller Ohren seine Geheimsprache redet, offenbar, so daß alle es verstehen können, die Interesse daran haben? Und wo ist der Typus, der all die tausend Abzweigungen und Ausläufer zusammenfaßt in eine kräftige, gesammelte, verständliche Erscheinung?

Ich meine nicht jene Frauen, die in der großen Festung der Gesellschaft über die Verschanzungen fallen und eine Stufe tiefer weiter leben. Ich meine keine Gesunkenen, oder Verirrten, oder Bescholtenen, oder wie man sie sonst nennt. Die Dränge der Geilheit und die übertölpelte Einfalt gehen uns hier nichts an. Ich meine jene Frauen, an deren Ehre kein Flecken ist und an deren Ruf nicht einmal die böse Nachrede haften bleibt, jene Frauen, die im besten Sinne geborene Damen sind, mit dem ganzen empfindlichen Stolz und der sicheren Vornehmheit der Dame, mit dem Erbteil einer generationenalten Kultur in Haltung und Handlungen, jene Frauen, die nicht nur den natürlichen Takt, sondern auch die natürliche Intelligenz haben, um alles Plumpe, Anstößige, Auffallende zu vermeiden — und unter dieser Elite meine ich die, welche die Elite der weiblichen Intelligenz bezeichnen. Gebt uns die Geheimgeschichte dieser Seelen zu lesen — und wir stehen im Mittelpunkt des Weibes von Heute und können Umschau halten nach vorwärts und rückwärts, nach oben und unten in alle Abschürfungen und Abstufungen und Uebergänge hinein.

Aber wo lesen wir diese Geheimschrift, wo öffnen sich diese Verstecke und Verschlüsse vor uns?

Das Weib führt ein Leben der Verheimlichungen.

Seine ganze Erziehung ist nichts als eine Verheimlichung des Weibes vor sich selbst. Die Mutter verheimlicht ihrer kleinen Tochter das Mädchen im Kinde. Die Schule verheimlicht dem heranwachsenden Mädchen das Weib in der Jungfrau. Ehemals bedeutete das Jungfräuliche ein Mysterium — jetzt bedeutet es eine Mystifikation. Ehemals wußte das heranwachsende Weib alles, was es verstehen konnte — in diesem Jahrhundert der beseligenden Humanität und seligmachenden Erziehung aber darf es am allerwenigsten das wissen, was es instinktiv versteht; die große humanitäre und erzieherische Aufgabe aller Mädchenschulen ist: das Weib zur Geschlechtslosigkeit zu erziehen. Noch um die Wende dieses Jahrhunderts nahm man das Natürliche natürlich und keine Mutter befahl ihrer Tochter die Augen abzuwenden, wenn ein Hahn seine Henne zum Zweck ihres Daseins anhielt. Jetzt erröten sogar die Väter, wenn ihre Stadtpflänzchen in ihrer allzu naiven Tierschützlerei der Henne zu Hilfe kommen wollen, und machen Mama darüber Vorwürfe, das Sprößlein nicht mädchenhaft genug erzogen zu haben. Es giebt aber noch ein reineres Mittel zur Bewahrung der jungfräulichen Unschuld: das besteht darin überhaupt nichts Geschlechtliches gelten zu lassen. In ganz Europa werden die Klassiker kastriert, ehe sie Einlaß in die Mädchenschulen finden und auch das liebe Gotteswort wird nur in seelsorgerisch „gereinigter Form" der aufblühenden Jungfrau aufgetischt.

So erwächst die Dame aus der Gesellschaft. Und mit ihr erwächst zweierlei.

Eine durch abgeschmackte Unterdrückung künstlich gesteigerte Neugier, die in dem Großstadtkind meist zur früh inflammierten Lüsternheit wird, welche Leib und Seele ausbrennt, nach außen schlägt in einer sterilen, maniakalischen Koketterie, begehrlich von Mann zu Mann flattert und sich bei keinem zur Ruhe zu legen vermag, welche in der endlichen Befriedigung nichts als Enttäuschung findet, den ergatterten Ehemann geringschätzt, die Ehe zur Tortur macht und — seltsamer Weise — fast nie, trotz des ewigen Kreisens darum, die physische Basis des Verhältnisses zwischen Mann und Weib begreift und die physischen Beziehungen impulsiv genießt.

Aus diesem Typus wird im Leben, was die Franzosen mit einem unübersetzbaren und unersetzbaren Wort: une détraquée nennen.

Diese fallen leicht über den Rand der Verschanzungen der bürgerlichen Ehrbarkeit.

Die andere Gattung trägt in ihrem Blut einen von Natur sehr empfindlichen Keuschheitsbarometer. Es giebt eine sehr große Gruppe Frauen, und ich habe bemerkt, daß es in der Regel die geistig bestausgestatteten, die intellektuell hervorragendsten Frauen sind, welche instinktiv mit Angst und Beben über ihrer Intaktheit wachen. Nichts ist für diese Frauen so verletzend, so erniedrigend, wie einen Flecken auf sich zu fühlen. Und sie fühlen sich beschmutzt von allem Möglichen, von dem lüsternen Blick eines ihnen gleichgiltigen Mannes, von einem Gedanken, der auf dem gewöhnlichen Suggestionswege durch sie gefahren ist, und dessen fettige Spuren von ihrer Seele sie so sorgfältig abzuwaschen suchen, wie sie einen anspielenden Händedruck mit Seife und Wasser von ihrer Hand abwaschen. In vielen Fällen ist dies nichts als die wilde Jungfräulichkeit, die eifersüchtig ihr ganzes Kapital zusammenhält für die große Wonne der

individualisierten, sich einem bestimmten Mann hingebenden Liebe. Dies sind gewöhnlich die Frauen, die den instinktiven Stolz ihres Wertes, die instinktive Finesse der tieferen Erotik haben, Frauen mit reichem, fruchtbarem Blut, das sich sehnt sich zusammenzuziehen um einen geliebten Keim zu gesunden Kindern. Es sind die Naturen, die ein hohes Spiel spielen — —

Denn sie sind nicht für die vielen Männer, sondern für die wenigen Männer. Und es ist die Frage, ob sie einem dieser Wenigen begegnen und ob er sie bemerkt.

Und es geschieht nicht oft, daß er sie bemerkt. Denn die beiden allgemeinsten Manntypen der Gegenwart sind der Barbar und der Dekadent. Der Barbar — das ist der unzusammengesetzte, große, starke, gesunde, gute Kerl mit dem Herzen eines Kindes und mit dem Nervensystem eines Büffels; seine Eigentümlichkeit ist, daß er nichts merkt, und daß er darum in Liebesangelegenheiten meistenteils hereinfällt. Wenn es gut abläuft, so heiratet er einen Scheuerbesen, versimpelt mit ihr und zeugt viele Kinder, die weiter simpeln. Läuft es aber übel ab, so verhäkelt er sich in einen der vielen ausgestreckten Fangarme einer Détraquée. Die Détraquée ist überhaupt für die Männer der Gegenwart the great attraction. Diese hat in dem Wettrennen um den Mann nur eine Nebenbuhlerin — das ist der korrekte Schönheitstypus, die formale Schönheit mit der Linienreinheit und Ausdruckslosigkeit einer griechischen Statue und dem Temperament einer Preiskuh. Sie reizt indessen nur das Verlangen des Barbaren; der Dekadent macht sich nichts aus ihr. Er bedarf direkterer, aufstachelnderer und frecherer Einwirkungen, als die passive große Schönheit zu vergeben hat, damit seine ermüdete Mannheit in Aktion gerät. Ueber alles das verfügt die Détraquée. Ihre lüsterne Neugier, ihr konstantes Verlangen erhitzt den Mann und wendet sich bewußt unbewußt direkt an sein Geschlecht. Ihre Feigheit und ihre Unlust an der sexuellen Befriedigung aber treibt sie vom Angriff immer wieder zur Flucht; gleich darauf streckt sie ihre Fühlhörner wieder hervor und tastet an ihm hin. Sie lebt davon, den Mann brünstig zu sehen; kann sie diese Atmosphäre nicht um sich haben, so wird sie gelb, hohlwangig, hysterisch. Und je lokalisierter die Sinnlichkeit des Mannes ist, je zwingender wirkt diese Gattung Reiz auf ihn. Die Détraquée ist niemals schön und selten hübsch, aber „sie hat was an sich". Man nennt sie pikant und trifft sie in allen Gesellschaftsklassen und auf allen Gesellschaften. Giebt man ihr den kleinen Finger, so nimmt sie gleich — und häufig mit sehr viel Grazie — die ganze Hand; das ist gewöhnlich auch das ganze Geheimnis, weshalb der Barbar an ihr hängen bleibt. Die physiologische Erklärung aber liegt dabei doch wieder in seiner lokalisierten Sinnlichkeit. Denn der undifferenzierte Mann liebt noch immer, wie unsere Urväter, mit der dazu verordneten Einrichtung allein, und reagiert prompt auf die gröberen direkten Reize; und der Dekadent (nach dem Gesetz, daß die zuletzt erreichte Entwicklung auch am ersten wieder verschwindet) reagirt auch nicht mehr mit dem ganzen Menschen: Hirn, Seele, Nervensystem, Geschlecht, in einer unauflöslichen Einheit, da die höchsten Entwicklungsformen sich eben bei ihm schon wieder in der Paralyse befinden, sondern er bedarf einfach des aufdringlichen Reizes, um zu dem gesteigerten Blutumlauf zu gelangen, der das Wollustgefühl auslöst.

Hierin liegt, glaube ich, recht viel zur Erklärung der großen Liebes- und Ehemisère der Gegenwart. Der Mann, nicht weniger als das Weib, befindet sich in einen Uebergangsstadium, er hat sich gewissermaßen selbst noch nicht bei-

sammen. Von dem alten Stamm, den ich den Barbarentypus nennen möchte, sondern sich eine Reihe unzureichender oder kraftloser Differenzierungen ab, die als Dekadenten über den Rand fallen. Ist man erst auf diese Erscheinung aufmerksam geworden, so nimmt man auch wahr, daß man eigentlich nichts so häufig in unserem ganzen modernen Leben antrifft, wie gerade die Vereinigung dieser beiden Typen zu einem: dem Barbardekadenten. D. h. der Mann, der in seinem Empfindungsleben noch die ganz undifferenzierte Vorväter-Dickfelligkeit hat und dabei doch dem Weib gegenüber auf Dekadenz-Reize reagiert. Man begegnet ihm überall im öffentlichen und Privat-Verkehr — für die moderne Litteratur aber ist er geradezu typisch. Dieser unglückselige Mischtypus, der es in seiner eigenen Haut nicht aushalten kann, und der dafür bald dem Weib, bald den sozialen Verhältnissen die Motten ausklopft, ist bei unseren großen und kleinen Genies dermaßen in der Pluralität, daß die Ausnahme, die glücklich und voll differenzierte Mann-Individualität gar nicht zu Worte kommt. Der Kampf der Geschlechter, der Ekel am Weibe, das Sphinxhafte am Weibe, der größte Teil der berühmten sexuellen Problemlitteratur unserer Zeit — er ist mit sehr wenig Ausnahmen noch in keine anderen Tiefen vorgedrungen, als in die, aus denen der im Dichterbarbaren oder Barbarendichter wohnende Dekadent seinen gallenbittern Pessimismus schöpft, d. h. er ist stecken geblieben in der sehr persönlichen Begrenztheit mitten in einem schwierigen Uebergangsprozeß stagnierter, mit maniakalischen Mißgriffen ins Leben tastender Individualitäten.

Zwischen den Barbaren und den Dekadenten, diesen beiden Typen, die die Majorität der Gegenwartsmänner bilden, ist nun jener Frauentypus vorgeschoben, von dem vorhin die Rede war, und in dem das Weib seine bisher höchste und individualisierteste Differenzierung erreicht hat. Eine gefährliche Vervollkommnung, durch die diejenige, in der sie sich vollzogen hat, in zwiefacher Weise isoliert wird — dem Gros der Frauen gegenüber, von dem sie sich doch nicht lösen kann, und dem Gros der Männer gegenüber, zwischen dem sie bestimmt ist zu leben, und von dem ihr Schicksal entschieden wird. Das Weib dieser Gruppe wird von der oberflächlichen Beobachtung zunächst an seiner Intelligenz erkannt. Sie hat nicht, wie die Détraquée, einen scharfen Blick und ein rasches Urteil bloß in Kleinigkeiten und jene aushorchende Verschlagenheit, durch die diese sich eine Position und einen unkontrollierbaren Einfluß zu schaffen weiß — sie hat wirkliche Weite des Blicks, eine Klugheit ohne Hinterlist, die Geradheit des Stolzes, kein launisches, aber ein heftiges Temperament und die Souveränetät des guten Selbstgefühls. Aber diese Eigenschaften sind Steine auf ihrem Wege. Es ist etwas Schweres, Distinktes an dieser Weibgattung — etwas von der unproportionierten Wirkung großer Contouren in der Trivialität des Alltags. Ihr Wesen klingt in die allgemeine Stimmung hinein wie ein Ton von echtem Pathos auf einem Schützenfest. Die Bummeligkeit und Zufälligkeit und Duselei des Durchschnittslebens wird unangenehm durchsichtig, wo sie erscheint — die Zufälligkeit und Duselei aber ist das Alltagselement des Dekadenten, und darum verträgt er diesen Frauentypus nicht, dessen seelisches Schwungbrett die unbewußte Initiative ist. Der Dekadent hat eine ewige Sehnsucht nach dem Weib dieser Art, er sucht es beständig, wie er beständig den Punkt sucht, wo das Alte und Neue, die Fruchtbarkeit und die Verfeinerung eins sind, aber wenn er es getroffen hat, so hält er es bei ihm nicht aus; er fühlt sich steril bei diesen Frauen ohne Spiel und voller Konzentration, und er gleitet von ihnen ab, gallig und anklägerisch. Und auch

ihr eigenes Wesen weigert sich mit dem Dekadenten in eins zu verschmelzen, als fürchte es dadurch aus einer langen Wandlungsfähigkeit in einen plötzlichen Stillstand versetzt zu werden. Der Barbar aber, zu dem sich diese Weibgattung als zu einer lebensstarken Vorväterform lebhafter gezogen fühlt, erwidert diese Anziehung fast nie. Liegt es darin, daß er sich in seiner Mannheit durch die relativ höhere Gehirnthätigkeit dieser Frauen abgestoßen fühlt, oder ist hier die Entwicklungsdistanz zweier ungleichartig-gleichwertiger Potenzen hinderlich — für alle Fälle überwiegt dieser Gattung Frauen gegenüber das seelische Mißvergnügen in ihm den sexuellen Reiz und hindert jenes Zusammenwachsen, das die Liebe ist. Schließlich unterliegen diese Prozesse um so eher allen möglichen unkontrollierbaren Hemmungen, da sie sich um so vollständiger unter der Bewußtseinsschwelle abspielen, je schwebender und unklarer in sich und unverstandener nach außen hin dieser Frauentypus noch ist.

Denn er ist noch so vollständig ein Werdetypus — eine Differenzierung in ihren Anfängen, das Weib des zwanzigsten Jahrhunderts in der Puppe. Er ist zugleich jenes wunderliche Wesen, das wir jetzt überall in dem Rufe nach Frauenrechten laut werden hören, er ist in der Erziehungsmanie unserer Damen aus den höheren Kreisen sowohl, wie in dem Andrang des Weibes nach den Universitäten, er ist in der Grande Amoureuse, jener seltenen Erscheinung, ebenso vorhanden, wie in der immer häufiger werdenden und noch so wenig beobachteten und definierten Cérébrale.

Und in dem, was diese beiden französischen Ausdrücke bezeichnen — denn für derlei Unterscheidungen ist unser liebes Deutsch noch allzu schlicht — in dem, was diese beiden Ausdrücke bezeichnen — wenn wir nun noch die Détraquée als Gegenstück dazu nehmen — haben wir einige Fundamentallinen zur Psychologie der modernen Frau.

Die Grande Amoureuse ist nicht eine Differenzierung von heute. Sie ist eine höchste Potenzierung des Weiblebens, die sich, seit es eine abendländische Kultur gegeben, immer von Zeit zu Zeit herausdifferenziert hat aus der Masse. Sie ist eine Kulturerscheinung. Sie ist nicht bloß die eruptive Impulsivität der sexuellen Hingabe, sie ist aufs Höchste verfeinerte Natur, Natur gewordene Kultur, sie ist in einem gewissen Sinne das Weib-Genie, ja, sie ist vielleicht das einzige Weib-Genie, das es giebt. In ihr sind alle die passiven Weibeigenschaften: Sexualität, Hingabe an den Mann, reflexives Verständnis, Treue, Fürsorge, Ergebenheit, gewissermaßen aus dem Rückenmark hervor und in eine Verbindungskette mit dem Gehirn getreten, und die Totalität ihres ganzen Wesens ist so von vitaler Energie durchglüht, daß man gleichsam das rote Blut, die Lebensessenz selbst, in ihr schimmern sieht, wie wenn man eine Frauenhand vor's Licht hält. Die Grande Amoureuse hat noch eine andere und für sie nicht weniger centrale Eigenschaft. Sie ist auch ein vorzüglicher Kopf. Sie repräsentiert die Blüte der weiblichen Intelligenz und geistigen Verfeinernng ihrer Zeit, sie ist, wo sie erscheint, gewöhnlich eine Inkarnation des höchsten Weibintellekts. Ihre dritte charakteristische Eigenschaft ist die warme, volle, nährende Leidenschaft, die sie um den Mann herumschlägt, hegend, aber nicht sengend, gleich jener Wärme, in der die Mutter die empfangene Frucht austrägt. Es ist in der Liebe der Grande Amoureuse — im Gegensatz zu dem dürren Lechzen der Détraquée — immer viel von dem schmerzlichen Zittern der Mutter um ihr Kind — es ist eine Liebe ohne den Hochmut und ohne die Sattheit des Besitzes — eine Liebe ohne Sattheit und Sättigung,

eine Liebe der souveränen Hingabe, der intellektuellen Ergebenheit und des psychischen Elans reichlich so sehr wie der physischen Genüsse — eine Liebe, in der der physische Genuß sich unverkürzt in seelische Schwingungen umsetzt — endlich eine Liebe von langer Dauer, eine Besessenheit von einem Mann ohne Intervalle der Leere und Ermattung.

Das, was, wie ich glaube, die Liebe der Grande Amoureuse radikal von der Liebe der Détraquée unterscheidet, das ist die Abwesenheit von Hysterie. Die Grande Amoureuse ist der mit Hingebung tragende Organismus, wie die Détraquée der mit Unwille tragende Organismus ist. Jene streckt sich nach Inhalt und nährt den empfangenen groß, diese saugt an dem Mann, aber sie nimmt ihn weder seelisch noch intellektuell als ihren Inhalt in sich auf.

Es giebt noch einen dritten Typus und er steht in der Gegenwart in der Phalanx der Frauen an vielen Orten im Vordertreffen. Er ist schwerer zu fixieren als jene beiden, denn er ist ganz schwankend, herb und doch verschwommen, ausgeprägt und doch unfaßbar. Nach der einen Seite steht er schon an der Grenze zum Männlichen, nach der anderen Seite ist er nur eine Differenzierung des Weibes aus einer älteren Entwicklungsform in eine neuere, ein Uebergang aus dem Urweib in das Zukunftsweib. Er hat fundamentale Eigenschaften, die zu den Grundlinien der Grande Amoureuse gehören, und diese selben Eigenschaften wachsen doch bei ihm zur Asexualität aus.

Dieser Typus ist die Cerebrale.

Was la cérébrale mit la grande amoureuse gemeinsam hat, das ist die konstantere, geregeltere Gehirnthätigkeit, wodurch sie sich sowohl von la détraquée, wie von den übrigen durchschnittlichen Weibtypen unterscheidet.

Es giebt Frauen in der Gegenwart, von denen ich die Vermutung hege, daß sie zur Grande Amoureuse veranlagt, unter dem Druck ihres Milieus und unter der Hemmung ihrer natürlichen Ansprüche, sich in Cerebrale verwandelten. Der Uebergang vollzieht sich auf Grund einer ganz weiblichen Eigenschaft: ihrer scharfen Beobachtung, und auf Grund eines ganz weiblichen, allgemein weiblichen Defekts: ihres Mangels an Lyrik.

Allerdings haben die Worte, deren ich mich als der einzig vorhandenen bedienen muß, um das noch Unformulierte zum Ausdruck zu bringen, einen Doppelsinn. Die Franzosen pflegen sie ausschließlich auf die Aeußerungsart der Liebe anzuwenden. La grande amoureuse bedeutet ihnen nicht mehr, wie im ancien régime, die schrankenlose Hingabe, das, was Stendhal l'amour passion nannte, sondern die Unersättlichkeit in der Liebe; la cérébrale ist für sie das Weib mit dem kalten Herzen und dem heißen Kopfe, das Weib, deren geschlechtliche Sensibilität durch Gehirnreize ausgelöst wird, die aus Gründen liebt. Unter la détraquée verstehen sie die, nicht in den groben, aber doch in den feinen Formen und verhüllten Anläufen zur Perversität Liebende. Diese Auslegungsart der drei Worte hat etwas lokalisiert Pariserisches, etwas durch den Sprachgebrauch Hineininterpretiertes, durch die Rassedisposition Bedingtes, das sie verlieren, sobald man sie auf einen breiteren und allgemeineren Boden verpflanzt. Und auf diesen allgemeinen Boden muß ich sie hinüber haben, sobald ich die gewöhnlichsten Formen der Differenzierung des modernen Weibes überhaupt zu fixieren versuchen und für die späteren detaillierteren Untersuchungen eine Basis gewinnen will. Damit das aber geschehen kann, muß ich sie schon vorher des Nebensinns, den der Pariser Esprit hineingetragen, entkleiden und auf ihre erweiterte, die ganze Weibnatur in allen ihren Aeußerungsformen ausdrückende Bedeutung hinweisen.

Die Cerebrale ist unter den modernen Frauen vielleicht der häufigste Typus. Sie ist die kluge, kühle, untadelige Gattin mit der Atmosphäre von Distinktion, Reinheit und Reingewaschenheit um sich herum, die alles wie ein ausgestreckter Arm von ihr in der Entfernung hält. Die Cerebrale ist das junge Mädchen mit dem unsinnlichen Ausdruck in den klaren, offenen, freundlichen Zügen. Die Cerebrale ist die Witwe, die nach dem Tode des Gatten sich verjüngt, heller, graziöser, glücklicher aussieht und doch keinen Schritt über die Grenze der Witwenschaft tritt, die Cerebrale ist das reife Mädchen mit dem stummen Blick, der nicht erwidert, während der Mund gute und gescheite und selbst vorurteilslose Dinge sagt, die Cerebrale ist die Dame als Mutter, die ganz aufgeht in einsichtsvoller Zärtlichkeit für ihre Kinder und in dem Gatten nicht den Mann, nur den Vater liebt.

Es ist die Cerebrale, die wir treffen, wo wir der guten, klugen Frau begegnen, der Frau mit der noblen Geradheit, mit der ruhigen Sicherheit, mit dem Blick, den der Mann fürchtet und der den Mann beherrscht, mit dem treffenden Urteil, mit der impulsiven Menschenkenntnis, über die gescheite Männer sich so oft verwundern und auf die sie sich noch öfter verlassen — es ist alles die Cerebrale — — — oder ist es die Grande Amoureuse?

Vielleicht ist es auch die Grande Amoureuse — die Grande Amoureuse, die niemals liebte.

Es geht durch unsere Zeit ein Zug des indignierten Erstaunens, daß das Weib nicht mehr liebt. Das moderne Weib kann nicht lieben. Oder was darunter verstanden wird: es kann sich nicht vergessen, nicht das Bewußtsein seiner selbst verlieren, sich nicht hingeben in einer Extase der erotischen Berauschung, sich nicht unterwerfen. Strindbergs ganze Produktion handelt von nichts anderem, Hermann Bahr zergrübelt sich mit einem lachenden, einem weinenden Auge den Kopf darüber, Maupassant regte das Rätsel an zu seiner letzten tiefen Frauenstudie: „Notre Coeur", Bourget untersuchte professoral die Ursachen, und tausende ganz unlitterarische und unbekannte junge Männer wagen deswegen sich nicht besser zu verheiraten und tausende von alten Ehemännern erzählen sich kopfschüttelnd gegenseitig ihre unerklärlichen Erfahrungen. Ja, das Weib liebt nicht mehr, sondern das Weib denkt. Und das Weib urteilt. Es hat immer Gegengründe. Das Weib ist kritisch geworden.

Leider, es ist so. Das Weib denkt mit den Werkzeugen, die ihm gegeben sind, es denkt mit dem Rückenmark, es kritisiert mit den Nerven, es urteilt mit der Sexualsphäre. Das sind drei gut justierte und ganz zuverlässige Wagen. Da aber das Weib, um eine Cerebrale zu sein, auch eine genügende und sehr wohl angeschlagene Bildung genossen hat, so ist sie fähig, dem Stand ihres Instinktbarometers immer in der Terminologie des Höhepunktes unserer gegenwärtigen Bildung Ausdruck zu geben.

Denn die Cerebrale trifft man nicht wie die Détraquée in allen Klassen. Die Cerebrale ist immer die Blüte unserer höchsten Bildung. Sie hat immer eine Verbindungskette zwischen dem Rückenmark und dem Gehirn.

Nur daß vielleicht die Gehirnfunktionen des Weibes im Rückenmark vor sich gehen.

Das Weib, das liebt, denkt mit dem Gehirn des Mannes, den es liebt. Ich weiß nicht, ob das früher so war, aber jetzt ist es so. Die Cerebrale aber ist das Weib, das, so gut es geht, mit seinem eigenen Gehirn zu denken versucht.

Obgleich es Weib ist, obgleich es seinen intakten Instinkt und sein intaktes Geschlechtsleben hat — es versucht doch mit seinem Gehirn zu denken.

Wann thut das Weib das?

Wenn es keinen Mann hat, mit dessen Gehirn es denken kann.

Oder wenn es sich über den Mann stellt, den es hat.

Ich muß hier zuvor erst etwas über die Liebe des modernen Weibes sagen, wie sie mir erschienen ist. Ich muß etwas über die Ursachen sagen, weshalb die Grande Amoureuse jetzt fast nur noch eine Mythe ist, weshalb man die Grandes Amoureuses jetzt nur noch trifft in jenen abgebleichten Farben, die die Palmenstengel haben, welche zum römischen Osterfest mit künstlichem Ausschluß von Licht und Luft großgezogen werden.

Je höher und zugleich ungleichartiger eine Kultur ist, desto mehr erschwert sie der Frau die Liebe.

Jede Kultur ist Erziehung zu einer bestimmten Form von Fühlen und Handeln.

Nun hat man schon seit fast einem Jahrhundert das Weib nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich, psychisch, physisch, zu erziehen gesucht.

Infolge dessen ist die Liebe immer weniger der blinde Trieb geworden, der das Weib sinnlos und wie im Irrsinn einem Mann zuwirft. Für das lebenskräftige Kulturweib ist die Liebe keine brutale Zwangshandlung. Es ist durch seine Bildung durchsättigt mit Männergedanken und dadurch hat es suggestiv etwas vom Urteil des Mannes, von der Kritik des Mannes über den Mann in sich aufgenommen. Es hat dazu seine eigenen subtilisierten Instinktwerkzeuge und an diesen Fühlhörnern — sagen wir nun seines Intellekts, oder seines Geschlechts — empfindet es sehr bald, welcher Mann auf dem Niveau steht, wo für sie der Mann ihrer Liebe erst anfangen kann.

Aber die Liebe, die freie, große Liebe gedeiht nur in freien großen Verhältnissen, in denen auch das Weib sich frei fühlt.

Unsere gegenwärtigen Kulturverhältnisse aber sind so, daß das Weib sich immer nur frei *von etwas*, aber nicht frei *zu etwas* zu fühlen vermag; — und welcher, selbst von unseren vorgeschrittensten und verfeinertsten Männern, würde dem Weib die Enthüllung seines ganzen Clans ohne eine unangenehme Betroffenheit einräumen? Das Weib, das sich so zeigt, wird ihm *fremd*; denn er hat in seinen Nerven das Gedächtnis der Traditionen seiner Mütter und Großmütter.

Es ist der *Mann*, der aus dem Weib macht, was er *will*, denn der Mann ist die große Sicherheit des Weibes. Da der Mann sie nicht will, darum sind die Grandes Amoureuses jetzt so selten.

Und da das Weib unfrei ist und der Mann unfrei ist, und die große, stolze Freude, die rot und warm ist, wie gegen das Licht durch die Adern schimmerndes Blut, von keinem gekannt wird in diesem Geschlecht Fin-de-siecle, darum sind jene stillen Frauen mit dem Kultus des Mannes, die jetzt die Grandes Amoureuses repräsentieren, so verkümmert, wie die weißen Palmblätter, die zu Ehren des römischen Osterfestes in einer künstlichen Anämie aufgezogen werden.

Die Grande Amoureuse ist immer das hochbegabte Weib, das mit dem Recht seiner Freiheit auf der Höhe der Kultur seiner Zeit steht — die Cerebrale ist auch immer das begabte Weib, aber ohne daß ein Mann ihm sein Freiheitsdekret gegeben, ohne daß es *den* Mann gefunden, der seinem ganzen Wesen Expansionsraum verlieh, oder ohne daß es überhaupt einen Mann gefunden.

Die Cerebrale ist des Weib mit dem individualisierten und anspruchsvollen Geschlechtsinstinkt, das sich nicht auf Gnade und Ungnade ergiebt, das sich eventuell — wenn es nicht den findet, dessen es bedarf — gar nicht ergiebt. Diese Differenzierung läßt sich nicht veranschaulichen, außer an einem lebendigen Beispiel und es fügte sich so, daß während ich hieran schrieb, eins der merkwürdigsten Beispiele, das merkwürdigste, das ich kenne, mir für diesen Typus in die Hand fiel.

Sie war die vollendetste Repräsentantin der Cerebrale, die man sich denken kann, sie war die Inkarnation des modernen Kulturfrauentums. Und sie hatte doch etwas in ihrem Wesen, das lange die versetzte große Leidenschaft andeutete, das endlich und spät als große Leidenschaft hervorbrach und sie in brennendem Drang nach allem jagen ließ, was des Weibes ist, nach dem Mann und der Liebe und der Mutterschaft.

Sie fing an wie tausende begabter und nach den Begriffen unserer Zeit sorgfältig gebildeter junger Mädchen der höheren Bourgeoisie. Ihr Vater war ein hervorragender Schulmann, ihre Brüder waren Professoren. Sie besuchte ein als vorzüglich bekanntes Mädcheninstitut und machte darauf noch einen besonderen Ausbildungskursus als Lehrerin durch, die gewöhnliche Form mit der in unserer Zeit in den höheren Kreisen die Zukunft der begabten, unbemittelten Tochter gesichert wird. Dann begann jene seltsame, beunruhigende Zeit des Wartens, ein Warten ohne Ziel und ohne Inhalt, das jedes junge Mädchen gekannt hat, welches nicht ganz trivial und nüchtern ist. Man kommt auf Bälle, die Einen enttäuschen, man geht in Gesellschaften, die Einen anöden, man nimmt Teil am Familienverkehr, der Einen leer läßt. Ueberall erwartet man etwas zu finden und überall findet man nichts. Man ist erwachsen und man horcht nach den Wellenschlägen des großen Lebens. Die sind weit, weit draußen, da, wo man nicht ist — da, wo man ist, sind sie nicht. Man hat gelesen in den Büchern der Dichter und in den Blättern der Geschichte von dem großen versengenden Glück, das über das junge Weib kommt, wie der Dieb in der Nacht. Und man wartet auf diesen Dieb mit heißen Augen und verhaltenem Atem, aber er kommt nicht über Einen. Nach einer Weile wird der Blick matt und der Atem schwächer und das junge, eben erwachte Weib schläft gleichsam ein. Ein Jüngling und vielleicht noch ein Jüngling aus dem Bekanntenkreise macht sich heran — ach Gott ja, den hat man schon damals gekannt, als ihm noch die Nase lief, oder man hat hinter der Thür gesessen, wenn er Privatstunden hatte und nichts begriff, was man gleich capiert hatte und ihm längst hätte vorsagen können. Es regt sich doch was in Einem, wenn diese Jünglinge kommen, man weiß nicht was, und eine Weile ist man ganz aufgemuntert. Aber dann kommt es einem so läppisch vor und wieder nach einer Weile sieht man ohne Kummer, wie diese Jünglinge sich anderswo versuchen. Man näht und spaziert und wirtschaftet, ist gute Tochter und wohlerzogene Dame, aber man fühlt sich immer mehr im Leeren, in einem Raum ohne Leben, es ist Einem als ob man einschliefe und dann und wann fährt man auf in einem angstvollen Zweifel, ob man noch lebe, ob das nicht alles Spiegelfechterei sein könne und man garnicht *da ist*. Die guten Surrogate des Lebens: moderne Toiletten, Mutters gute Küche und Vaters sich mit den Jahren verbessernder Weinkeller, die Kurmachereien von ein paar Salonlöwen, die durchschimmernden Absichten eines vorsichtigen, trockenen ernährungsfähigen, „rechtschaffenen Mannes" — man verachtet das alles. Unterdessen kommt der erste Wendepunkt des

Frauenlebens, das zwanzigste Jahr. Man stutzt und besinnt sich. Die erste Jugend ist vorbei, verstrichen wie eine verschlafene Nacht, ohne auch nur einen Anhaltspunkt für die Erinnerung. Man sieht vorwärts. Nichts anderes! Da kommt etwas über das junge Mädchen, als ob es sich selbst bei den Ohren aus sich hervorziehen müßte, als ob es sich durch etwas vor sich selber concret machen müsse. Das, wodurch das Weib vor sich selbst concret wird, ist der große Weckakt der Liebe. Aber davon weiß ein wohlerzogenes und jungfräuliches junges Mädchen garnichts. Und das, was das junge Weib aus sich heraufziehen möchte und nicht fassen kann, das gleitet und gleitet tiefer hinab und verschwindet — die süße unklare Erwartung verschwindet. Die erste Enttäuschung ist da. Und nun setzt sich das junge Mädchen hin, um zu schreiben.

Sie schreiben alle, die intelligenten jungen Mädchen, offen, oder im Geheimen. Sie schreiben, um sich einen Inhalt vorzuspiegeln, während der dichtende Mann (nicht der dilettierende Stümper) schreibt um einen Inhalt aus sich herauszuwerfen. Das schreibende junge Weib, wie der schreibende junge Mann sind beide zwei Unbefriedigte. Aber das Weib schreibt um etwas zu haben, der Mann schreibt, um etwas loszuwerden. Und allmählich deutet sich das schreibende Weib seinen Mangel in eine Tugend um. Es war liebesbegierig — jetzt wird es wißbegierig; es fängt an zu lesen, es erwirbt sich einen äußeren Inhalt, da es keinen inneren hat und das Schmachten des Weibes in ihm fängt an zu verstummen und zu erlöschen.

Es lebt sich nun leichter. Kommen noch äußere Umstände hinzu, die Unlust der Daheimgebliebenen von den Eltern abhängig zu sein, oder das Pochen der Eltern darauf, daß die Auslagen für ihre Erziehung umsonst gemacht seien, dann läßt sie drucken, was sie schreibt. Das erste Geld, ohne die Demütigungen der eigentlich weiblichen Berufe erworben, giebt ihr eine Illusion von Freiheit. Sie glaubt, daß sie auf dem Wege ist, Herrin über sich selbst zu werden, sie fühlt sich unbewußt als Weib verkannt und unterschätzt und sucht sich irrtümlich als Intellekt darüber auseinander zu setzen. Und sie schreibt weiter und ihre Stimme klingt lauter und sie wird bemerkt und ihre Selbstschätzung steigt.

Das ist der psychologische Verlauf, wie eine Reihe Frauen im letzten Viertel dieses Jahrhunderts zu Schriftstellerinnen und sehr geschätzten Schriftstellerinnen wurden. So wird auch sie es geworden sein, von der ich hier rede.

Die Schriftstellerin ist ein vorzügliches Material zur Psychologie der Frau. Denn sie kann nicht umhin zu verraten — jene Prozesse der Weib- oder Nichtweibwerdung, wie sie sich auch stelle, zu verraten, — die bei den anderen Frauen immer verhüllt und schwer erkennbar bleiben.

Wovon aber handelten die ersten Dichtungen jener später so berühmt gewordenen Frau, die pseudonym mit zwanzig Jahren ihr erstes Schauspiel veröffentlichte? Sie handeln von der Stellung der Tochter in der Familie, von dem Anspruch des Weibes ans Leben, der mädchenhaft unklar und vorsichtig noch als ein Anspruch der Künstlerinnatur an die Kunstausübung formuliert ist, von dem Unrecht der Ehe, in die ein frisches lebenskräftiges Mädchen mit einem garnicht frischen und regsamen Mann gesteckt wird. Sie handeln alle von dem Surrogat, das der Engländer Stuart Mill — man muß ein Engländer sein, um das zu können — dem modernen Weib statt des Rechts an Liebe gegeben hat — — sie handeln von dem Recht des Weibes an Freiheit.

Mit 23 Jahren ging dann diese Frau eine jener Ehen ein, gegen die sie soviel Mißtrauen gehegt. Es kann sein, daß das Weib geschwiegen und die

Vernunft gesprochen hatte. Der Mann war ein hochgestellter Beamter, der sie in die vornehmsten Kreise einführte. Und noch einmal lernte sie das Gesellschaftsleben, diesmal auf seiner Höhe kennen. Jahre vergingen. Es kam der zweite große Wendepunkt im Weibleben, das dreißigste Jahr.

Da trat sie wieder mit etwas hervor — einigen Bändchen Schilderungen aus der Gesellschaft. Sie waren geschrieben, wie eine kluge, erfahrene, desillusionierte, lebhafte Dame erzählt. Ihr ganzer Reiz und ihr größter Vorzug bestand darin, daß sie gesprochen waren. Diese Gabe zu sprechen, anschaulich, witzig, charakteristisch, mit einem scharfen Sinn für die kleinen, entscheidenden Details zu sprechen, ist hervorragenden Frauen im Leben viel häufiger eigen als hervorragenden Männern. Ein gut Teil einer guten Schilderung ist immer Medisance. Darum verfügen die Frauen und die sogenannten „guten Erzähler" über sie, von denen letztere als Geister meist ein anständiges Mittelmaß bezeichnen.

Sie war nun mit einmal berühmt. Sie hatte dreißig Jahre gewartet, sie hatte geheiratet, es hatte sich noch immer das große Ereignis in ihrem Leben nicht ereignet. Sie hatte alles erlebt, was eine Dame erleben kann, sie hatte in der guten und besten Gesellschaft gelebt, und die gute und beste Gesellschaft war ihr abgeschmackt, lächerlich, gelegentlich barbarisch vorgekommen. Besonders die Männer der guten und besten Gesellschaft kamen ihr so vor. Je besser die Gesellschaft war, je früher waren die Herren kahlköpfig, abgelebt oder nüchtern. Sie hatte Ehen schließen und Ehen brechen und Liebe kommen und vergehen sehen, und es schien ihr immer nur eine kurze Brunst und eine lange Lauheit, und sie war selbst immer cerebraler darüber geworden. Nicht einmal ein Kind hatte sie, weder ein lebendes, noch ein verstorbenes.

Und als sie in die dreißiger Jahre gekommen war, da faßte sie ein dumpfer verhaltener Zorn, ein wahrer Reformatorzorn. Es war alles faul, am faulsten waren die Männer. Diese Art grollender, in ihren Ursachen den meisten Frauen unklarer Indignation pflegt sich meist in sexueller Kälte, in Unnahbarkeit für den Mann zu äußern. Auch sie zog sich vom Eheleben zurück. Von nun an wurde sie immer cerebraler, immer mehr Richterin, in ihrem klaren, präcisen Stil immer kälter. Alles das wäre aber doch wahrscheinlich latent geblieben, wenn nicht die Frauenbewegung aus England in ihre Heimat hinübergekommen wäre.

Im anderen Fall wäre sie eine Frau mit zahlreichen Interessen, eine Wohlthätigkeitswettläuferin, eine Patronatsdame ohne mildernde Umstände geworden — aber nun war einmal die Bewegung da, die im Weib das Bewußtsein seines Werts weckte und pflegte. Und so wurde sie eine Frauenrechtlerin strengster Observanz, ein Weib, das nicht durch seine Reize, sondern durch sein Gehirn sich Achtung schaffte, die talentvollste und unerbittlichste Vorkämpferin des Rechts der Frau, den Mann abzukanzeln.

Die Farben und der Ton in ihren Büchern wurden nun wie die Farben und der Charakter ihrer Kleidung immer grauer, mürrischer, hochhalsiger. Ihr Witz wurde scharf, ihr Humor säuerlich, das Moralpredigen nahm überhand. Sie verschmähte es als Weib zu wirken, ihr Ehrgeiz wurde, sich als Intellekt durch die Kraft ihrer Argumente und als Mensch durch die Kraft ihrer Ellenbogen hervorzuthun. Dies lange, hagere Weib mit den dicken Lippen und dem unschamhaft festen Blick bildete sich mehr und mehr in die Geschlechtslosigkeit hinein. Von dem Undefinierbaren, jenem eigenen femininen Zauber, der Grazie der Seele, die das Weib erst zur Bethörerin für den Mann macht, war an ihr

nie viel zu entwickeln gewesen, was an Andern in dieser Hinsicht vorhanden war, verachtete sie und geißelte es in ihren Stücken. Sie suchte nun die geistigen Freundschaften, sie debattierte mit Fachmännern über nationalökonomische und sozialwissenschaftliche Fragen und verfocht ihre Ansichten mit Nachdruck und Selbstvertrauen, aus ihrer Dichtung verloren sich die warmen Töne und die runden Linien, sie wurde nüchtern wie eine Katherabhandlung; ihre Dramen wurden Programmschriften für das arbeitsame, strenge Weib ohne Sinne gegen den faulen, verbummelten, sinnlichen Mann, das Verhältnis zwischen Mann und Weib wurde auf die Pflichtbasis der alten Schul- und Hauslehre reduziert, die Bedürfnislosigkeit im Punkt der Mannesliebe wurde das Kennzeichen des lauteren Weibes. Mit und neben ihr und unter ihrem Beispiel wuchs eine ganze Schaar Schriftstellerinen strengster „sittlicher" Observanz empor, und da ein berühmter weiblicher Professor der Mathematik zu demselben Lager gehörte, so gingen diese überlegenen, von niederer Sinnenlust unangefochtenen, unverführbaren Damen mit zuversichtlichem Siegesbewußtsein vor und wurden von Männern und Frauen sehr geachtet und gefürchtet.

Bis hierher war es ein Prozeß, wie er sich in weniger scharfen Formen in tausenden von Frauen vollzieht und den man, unphysiologisch genug, als die Abkühlung der reiferen Jahre zu betrachten und für passend und in der Ordnung zu halten pflegte. Wieder verging eine Zeit.

Sie lebte ganz von ihrem Mann getrennt, reiste viel — — und fing an Toiletten zu machen. Alsbald lief auch ein Gerücht um, daß sie verliebt sei, man bezeichnete den Mann, der diese Veränderung hervorgebracht, einen Kraftmenschen mit den neuesten Körperübungsgrundsätzen, und die Damen, die sie vorher als ihr Vorbild bewundert, kolportierten und kommentierten nun eifrig diese neue Phase. Es schien aber doch nichts weiter daraus zu werden als ein Roman. Dieser Roman fühlte sich wärmer an und handelte von der eventuellen Möglichkeit einer Liebe zwischen einem geistig und moralisch voll entwickelten hochbegabten Weib, einer unabhängigen Künstlerin, und einem sehr starken, braven, intellektuell nicht bedeutenden Mann. Es erwies sich als — auf die Dauer — nicht möglich. Die Cerebrale fand, daß das Minus größer war als das Plus, die Unbequemlichkeiten größer als der Gewinn.

Und sie wurde vierzig Jahre.

Da ließ sie sich von ihrem kühlen germanischen Gatten scheiden und heiratete einen Italiener. Und ungefähr um dieselbe Zeit stieß sie einen Jubelschrei des Glücks und der Befriedigung hinaus in die Welt in einem Buch, das von Weiblichkeit und Erotik handelte. Dies Buch verschaffte ihr viele Feinde unter ihren Leserinnen mit und ohne Unterrock. So schreibt man nicht ungestraft, wenn man stets ein keusches und strenges Weib gewesen und vierzig Jahre dabei alt geworden. Denn in unserem Jahrhundert an der Wende des Katzenjammers macht man nur Geld und ein angenehmes Aufsehen mit moralischem Erbrechen und magenkranker Griesgrämelei. Die gekaufteste Schriftstellerin wurde die ungekaufteste.

Ein Jahr später war sie Mutter. Allen, die sie sahen, erschien sie verjüngt, wie getränkt von Sonne, liebenswürdig, weich, weiblich, wie man sie nie gesehen. Die Amoureuse war hervorgebrochen aus der Cerebrale.

Das Schreiben konnte sie doch nicht aufgeben, denn nun war noch der Sohn zu versorgen. Aber sie war mutig und übermutig genug, der früheren Richtung, deren Trägerin sie gewesen, feierlich und öffentlich abzusagen und das

Buch, in dem sie jetzt ein Stück abgestreiftes Leben niederlegen wollte, hieß „Enger Horizont".

Einige Monate später war sie tot — plötzlich, fast ohne Krankheit. Es war etwas Geheimnisvolles an ihrem Tode, wie an dem der anderen Cerebrale, ihrer Freundin, der berühmten Mathematikerin, die vor kaum zwei Jahren auch fast plötzlich eines seltsamen Todes verstorben, wie an dem der dritten Cerebrale, die über ihren plötzlichen Tod selbst hinreichend Aufschluß gegeben.

Harnack und das Apostolikum.

Von

Lou Andreas-Salomé.

Kein Geringerer als der große Eiferer wider den Buchstabengeist, der klassische Gegner aller Orthodoxie, Gotth. Ephr. Lessing, ist es gewesen, der vor hundert und etlichen Jahren zuerst für die religiöse Unantastbarkeit und Bedeutung des Apostolikums eintrat. In seinem Anti-Goeze („Eine nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage" 1778) stellt er seine Ansichten über dasselbe zusammen als über das älteste Taufsymbol und die eigentliche Regula fidei, welche durch das lebendige Wort auf Christus selbst und auf die ersten Christen zurückgeht und deshalb über sämtliche Schriftzeugnisse der Bibel zu setzen sei. Auf diese Auffassung Lessings, deren historische Voraussetzungen inzwischen als irrtümliche nachgewiesen worden sind, griff in späterer Zeit Grundtvig zurück, der um die Mitte unseres Jahrhunderts im skandinavischen Norden eine religiöse Bewegung gegen den Schriftglauben ins Leben rief, indem er das apostolische Symbolum und das Vater-Unser zur ausschließlichen Grundlage des Christentums machte. Die Grundtvigsche Bewegung aber war indirekt die Veranlassung dazu, daß Professor Caspari in Christiania eine Reihe eingehender Untersuchungen über die Geschichte des apostolischen Glaubensbekenntnisses veröffentlichte, („Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel", 1866 bis 1879) deren Resultate die Lessing-Grundtvigsche Auffassung endgiltig widerlegten, zum ersten Mal volles Licht in die dunkle Streitfrage über Entstehung und Bedeutung der Hauptglaubensregel brachten und den heutigen Standpunkt der Wissenschaft ihr gegenüber begründeten.

Die von Caspari festgestellten historischen Ergebnisse sind so sehr theologisches Gemeingut geworden, daß nicht nur die freisinnige Theologie sie freudig acceptiert, sondern auch die Orthodoxie sie aufgenommen hat. Beweis dafür ist, daß das standard work über Katechetik, von Zezschwitz, einem hervorragenden Theologen der orthodoxen Erlanger Schule den Resultaten Casparis zustimmt und dadurch sicherlich dazu beigetragen hat, denselben die größte Verbreitung zu geben. Lange also, ehe die kleine Schrift Harnacks über das apostolische Glaubensbekenntnis erschien, die jetzt in 15. Auflage in allen Schaufenstern zu sehen ist, war dessen wissenschaftlicher Inhalt bekannt und sozusagen dem Publikum zugänglich gemacht worden; lange

vorher wurden die theologischen Studierenden über die Entstehungsgeschichte des Apostolikums examiniert und lasen die gebildeten Orthodoxen dieselbe im System der Katechetik.

Trotzdem ist erst jetzt und ganz plötzlich diese Entstehungsgeschichte zum Tagesgespräch geworden; weder Caspari noch Zezschwitz haben mit ihr die Gemüter erregt, sondern erst Harnack, und erst seit seine Schrift überall ausliegt, sitzen sowohl die, denen das apostolische Glaubensbekenntnis der „einige Trost im Leben und im Sterben" ist, als auch die Andern, denen es nur noch eine vage Erinnerung aus längst verklungenen Konfirmationstagen ist, gemeinsam über dem Studium seines Wortlauts, seines Ursprungs, seiner Wandlungen, und lesen sich die Köpfe warm.

Was ist es nun, in Kürze gesagt, was der Leser der Harnackschen Broschüre Befremdliches und Ueberraschendes zu hören bekommt?

Vor allem die Thatsache, daß dieses Bekenntnis aus seiner Konfirmationsstunde, das sein einiger Trost im Leben und im Sterben werden sollte, keineswegs identisch ist mit der ursprünglichen und ältesten Regula fidei der christlichen Kirche, sondern daß unser heute geltendes sogenanntes apostolisches Glaubensbekenntnis erst um die Mitte des fünften Jahrhunderts entstand, während bis dahin, und zwar schon von der Hälfte des zweiten Jahrhunderts an, ein anderes, von unserm heutigen vielfach abweichendes Taufsymbol galt. Von diesem ältesten Symbolum rührt denn auch die Legende her, die viel später auf das neue Bekenntnis übertragen wurde und die ihm erst den Charakter der Heiligkeit und Unantastbarkeit verlieh: die zwölf Apostel hätten es gemeinsam verfaßt und zwar so, daß jeder von ihnen einen der zwölf Glaubenssätze dazu gab. Aber selbst in Bezug auf die älteste und ursprüngliche Glaubensformel muß die Legende von der Entstehung durch die Apostel als eine spätere Erfindung bezeichnet werden, die durchaus nicht mit dem betreffenden Bekenntnis selbst aufkam. Denn längere Zeit hindurch herrschte in der christlichen Kirche eine große Freiheit der Symbolbildung, die sich ganz besonders durch den Umstand dokumentiert, daß neben und außer diesem ursprünglichen, altrömischen Taufsymbol die andern abendländischen Kirchen, vom zweiten Jahrhundert an bis gegen das neunte hin, andere Taufsymbole besessen haben. Da dieselben nun durchweg später formuliert worden sind, als das altrömische, so wären sie durch das Vorhandensein der apostolischen Legende zum wörtlichen Festhalten der heiligen Sätze gezwungen gewesen; statt dessen aber gestatten sie sich vielfach Modifikationen, Umstellungen und oft sehr belangreiche Zusätze, wie zum Beispiel im ersten Artikel des aquilejanischen, wo sich bei den Worten: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater" der Zusatz befindet: „den unsichtbaren und leidensunfähigen." Diese ursprüngliche Freiheit der Symbolbildung ist ohne Zweifel höchst interessant und zeigt, wie sehr in der Blütezeit des Glaubens der Anschluß an das Bekenntnis nur aus der jauchzenden Zustimmung des eigenen, gestillten Herzensverlangens quillt und garnicht als Gehorsam unter die Autorität. Eine wirklich lebendig gebliebene und naiv empfindende Rechtgläubigkeit würde auch heute keinen einzigen selbst ihrer vertrakteſten Glaubenssätze als Hemmnis und Schranke auffassen können.

Der Kirche ist es auf eine ganz besondere Weise zu statten gekommen, daß sie eine solche Freiheit geduldet hat. Es ermöglichte ihr den im Grunde unerhörten Fall einer Vertauschung ihres eigenen, mit der apostolischen Legende geschmückten, alten Taufsymbols mit einem andern — zunächst mit dem ökumenischen nicänischen (konstantinopolitanischen) Symbol. Den Grund zu dieser Vertauschung sucht Harnack vorwiegend in der Gefahr, die seit dem letzten Drittel des fünften Jahrhunderts der Kirche vom Arianismus drohte. „Im Gegensatz zu diesen arianischen Christen, den Ostgothen, wird sich die römische Kirche entschlossen haben, ihr uraltes Taufsymbol bei der Taufe aufzugeben und dafür das nicänische — — — zu gebrauchen, um schon bei dieser heiligen Handlung ihre abweisende Stellung gegenüber dem Arianismus zum Ausdruck zu bringen. Das altrömische Symbol ist nämlich — — dem Gegensatz zwischen Orthodoxie und Arianismus gegenüber neutral. — Etwa zwei bis drei

Jahrhunderte hindurch gebrauchte Rom bei der Taufe das Symbol von Konstantinopel. Das ist eine lange Zeit, und sie genügt um es zu erklären, daß das Symbol aus dem Gedächtnis entschwand; denn damals behauptete sich im kirchlichen Leben nur, was in dem Gottesdienste gebraucht wurde. Immerhin aber bleibt es eine sehr bemerkenswerte Thatsache, daß selbst eine so exorbitante Legende, wie die von dem Ursprung des Symbols, es auf die Dauer nicht zu schützen und vor dem Untergang zu bewahren vermocht hat. Nur in verborgenen Winkeln der Ueberlieferung ist das alte römische Symbol im siebzehnten Jahrhundert und in unserer Zeit wieder aufgefunden worden; in der großen Tradition der Kirche ist es fast spurlos verschwunden, vor allem in Rom selbst.

Die paar Jahrhunderte, in denen die römische Christenheit auf das nicänische Symbol getauft wurde, mögen immerhin eine zu kurze Zeit gewesen sein, um die apostolische Legende auf dasselbe übertragen zu können; jedenfalls behielt die Kirche sich diese Uebertragung für eine zweite Vertauschung des herrschenden Glaubensbekenntnisses vor, die sie in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts vornahm. Diesmal handelte es sich um das Glaubensbekenntnis einer Provinzialkirche, nämlich um das in der Mitte des fünften Jahrhunderts entstandene Taufsymbol der südgallischen Kirche, welches auf diese Weise zu unserm heutigen „apostolischen Glaubensbekenntnis“ geworden ist.

Der Grund zu dieser zweiten Vertauschung sind, wie es scheint, die engen Beziehungen gewesen, in welche Rom und seine Kirche zu den Franken trat. Sie waren schon seit Jahrhunderten katholisch und wurden unter Karl dem Großen die Herren von Rom. Damals ließ die Kirche ihr konstantinopolitanisches Symbolum fallen und kehrte zu einem anderen zurück — zu dem gallischen resp. dem fränkischen. Harnack bemerkt hierzu: „Welch' ein wunderbarer Gang der Geschichte! Die römische Kirche trägt ihr altes Symbol nach Gallien. Dort wird es im Lauf der Zeit vermehrt. Unterdessen bildet die römische Kirche die Legende von dem strikt apostolischen Ursprung ihres unveränderten Symbols aus. Dann läßt sie es unter dem Druck der Verhältnisse doch fallen, und es verschwindet. Unterdessen bringt das Tochtersymbol von Gallien ins Frankenreich und erobert sich dort den entscheidenden Platz. Das Frankenreich wird zum Weltreich, macht sich zum Herrn von Rom. Rom erhält von dorther sein eigenes Symbol, aber in erweiterter Gestalt zurück, es nimmt das Geschenk an, verleiht der neuen Form römische Autorität und krönt die Tochter mit der Krone der Mutter, indem es die Legende von dem strikt apostolischen Ursprung auf sie überträgt.“ Und Harnack schließt diese Zusammenfassung der historischen Vorgänge mit den Worten: „Das Interessanteste an diesen geschichtlichen Prozessen ist die Bedeutung des Frankenreichs für die römische Kirche der Karolingerzeit.“ Die trockene Bemerkung wirkt fast drollig, angesichts dessen, was den erregten Gemütern rein praktisch an Harnacks Ausführungen am interessantesten gewesen ist, und was mit der Bedeutung des Frankenreichs und der Karolingerzeit freilich nichts zu thun hat.

Aber auch abgesehen vom rein historischen und vom gläubig-praktischen Interesse, sind gewisse Grundzüge in dieser Entstehungsgeschichte des Apostolikums so interessant und bedeutsam, daß man meint, in ihr hier und da einen Blick gethan zu haben in die Entstehungsgeschichte der Religionen und ihrer Glaubensformeln überhaupt. Und zwar ist es da ein merkwürdiger Gegensatz und Widerspruch, der immer aufs neue auffällt und durchaus zu den typischen Zügen aller solcher Entstehungsgeschichten gehört. Auf der einen Seite gewinnt man immer wieder denselben Eindruck, wie sehr es doch die Wünsche, die Bedürfnisse, das jeweilige Verlangen der Menschen, sind, welche sich die Formen für ihren Gott oder ihre Götter, ihre Religionen, ihre Glaubensgedanken, schaffen; mag sich im Motiv dazu die religiöse Not des Herzens durchsetzen oder auch nur die Nützlichkeitsgründe der kirchlichen Gewalthaber — unbedenklich wird dem Wunsch, es möchte so und nicht anders sein, eine fingierte Wirklichkeit untergeschoben, unbedenklich wird das unbequeme Bestehende durch Neuerungen und Umdeutungen jeder Art dem Wunsche gemäß umgewandelt.

Auf der andern Seite aber sehen wir zu gleicher Zeit das Entgegengesetzte ebenso mächtig am Werk: die grundsätzliche Versteinerung des einmal Gegebenen, Gelehrten, Geoffenbarten, zu nahezu absoluter Unantastbarkeit und Unveränderlichkeit. So warm, ja glühend dem innersten Herzensbedürfnis die Züge entnommen sein mögen, die ein Gottesbild oder eine Glaubensformel trägt, zu so völliger Erstarrung erkaltet und verhärtet finden wir sie kurze Zeit darauf wieder, wenn das also religiös Gewordene dem betenden und anbetenden Menschen nunmehr als die göttliche Wirklichkeit gegenübersteht: nichts verleugnet sie so sehr, von nichts scheint sie sich so weit entfernt zu haben, als gerade von dem menschlichen Grunde ihres Entstehens. Aber durchaus mit Unrecht faßt man meistens diese zweite Seite des religiös-historischen Prozesses, die Umwandlung ins Starre und Steinerne, als etwas auf, das dem religiösen Leben Abbruch thut und bis zu einem gewissen Grade ein Todeselement für dasselbe bedeutet. Es ist ganz im Gegenteil eine Seite seines Lebens und thatsächlich eine genau ebenso wichtige Seite, wie das freie Schaffen, Deuten und Formen des Glaubenswunsches. Denn gerade weil alle vom religiösen Glauben geschaffene Wirklichkeit eine fingierte Wirklichkeit ist, gerade weil sie dem menschlichen Herzen, seinen Wünschen, Bedürfnissen und Träumen entstammt, — gerade daher muß ihr möglichst deutlich, ja möglichst brutal, der entgegengesetzte Charakter, — derjenige des von Ewigkeit her Fixierten, für keine menschliche Deutung Antastbaren, durch kein individuelles Begehren Wandelbaren, — aufgeprägt werden. Wenn dies nicht geschieht, dann entsteht auf die Dauer kein Glaube, keine Religion; denn es entsteht nicht eindringlich, nicht suggestiv genug der Schein einer Wirklichkeit, auf die sich der Glaube des Gläubigen beziehen kann, und für die nichts gefahrdrohender, nichts tötlicher ist, als das allmähliche Einschleichen der Ahnung, woher sie eigentlich kommt und wodurch sie erzeugt wird. Daher ist es eine Lebensbedingung des Glaubens, daß er seine eigene Versteinerung erträgt, ohne sie als solche zu empfinden, und daß er in Bezug auf einen jeden Satz des Geglaubten die Worte unterschreibt. die der heilige Ambrosius vom Apostolikum spricht: „Wenn schon den Schriften eines Apostels nichts hinzugefügt und nichts entzogen werden darf, so dürfen wir dem Symbol, das wir als von den Aposteln überliefert und verfaßt erhalten haben, nichts entziehen und nichts hinzufügen."

Nicht umsonst sind es diese Glaubensvollsten, von ihrem Gott und seiner Lehre am mächtigsten Ergriffenen, welche alles, was mit ihrer Glaubenslehre irgendwie zusammenhängt, in göttliche Beleuchtung rücken und mit einer schützenden, steinernen Mauer umgeben wissen wollen. Denn das Unantastbarwerden und die Erstarrung der Glaubensformeln wird nicht etwa hinterher zum menschlich erzeugten Glaubensgegenstand hinzugethan, sondern entwickelt sich ganz naturnotwendig aus dem innersten Wesen des religiös Geglaubten von selbst. Die Begeisterung und Ueberschwänglichkeit des Herzens, die ihre tiefsten Wünsche und Bedürfnisse in ihrer Glaubenswelt erfüllt sieht, vermag sich nicht besser genug zu thun, vermag ihren zustimmenden Jubel nicht besser auszudrücken, als durch die exorbitanteste Vergöttlichung alles Einzelnen in dieser von ihr selbst geschaffenen Glaubenswelt. Eine solche Himmelsglorie aber macht natürlich von nun an den Gegenstand des Glaubens unantastbar und unzugänglich für jede Berührung, jeden Eingriff der Menschenhand und diese scheinbare Entmenschlichung desselben ist demnach eine unvermeidliche und von vorn herein gegebene Folge seines Ursprungs aus den Tiefen des menschlichen Herzens. Nur weil es so ist, nur weil, psychologisch betrachtet, der Gegensatz von menschlicher Glaubenserzeugung und entmenschlichter Glaubenserstarrung, in seinem Grundwesen gar kein Gegensatz und kein Widerspruch ist, nur daher kann es geschehen, daß unter besondern geschichtlichen Umständen hinterher eine Vergöttlichung eines Glaubensgegenstandes vorgenommen wird, ohne den geringsten Anstoß zu erregen, — wie etwa die apostolische Legende hinterher an das Taufsymbol geheftet wurde, ohne anders als naturgemäß empfunden zu werden.

So sehen wir innerhalb jeder Religionsentwicklung dasselbe sich wiederholen,

was im kleinen die Entstehungsgeschichte der Apostolikums zeigt: eine ursprüngliche Freiheit der Symbolbildung und Glaubensformulierung, in welcher das erregte religiöse Gemüt ununterbrochen schöpferisch thätig ist, bald übergehen in eine außerordentliche Strenge und Härte der endgiltigen Fixierung der einzelnen Dogmen. Unter den zahlreichen Vergleichen, die sich über diesen Punkt aufstellen lassen, würde vielleicht eine besonders interessante Parallele zum Christentum der Islam in seiner gleichartigen Entwicklung bilden, indem auf die ersten Jahrhunderte einer sehr freien Produktivität in der Lehrbildung die plötzliche Reaktion eintrat. Entsprechend der definitiven Festsetzung des christlichen Dogmas auf den ersten ökumenischen Konzilien gegenüber den häretischen Bestrebungen, überwindet im vierten Jahrhundert der Hidschra (zehntes Jahrhundert n. Ch.) Abu'l-Hasan Al-Ascharis die freie Glaubensbewegung und kleidet den Islam in die starre, dogmatische Form, die ihn nachweislich befähigt hat, bis auf den heutigen Tag seine Lebensfähigkeit zu bewahren, während sonst seine Kraft zweifellos sich von vorherein in Sektenbildungen zersplittert hätte.

Innerhalb des Christentums vertreten im Großen und Groben betrachtet, eine jede der beiden Hauptkirchen je eine der beiden notwendigen Seiten und Grundzüge des religiösen Wesens. Denn die katholische Kirche hat vorwiegend alles das betont, was geeignet war, dem christlichen Dogma seine Unantastbarkeit und Wandellosigkeit zu bewahren, während der Protestantismus durch Anerkennung der religiösen Autonomie des Einzelnen die Dogmen einer immer erneuten Umdeutung und Umwandlung preisgiebt. Aber beide Kirchen bestehen nur weiter, weil sie in größerem oder geringerem Grade auch die entgegengesetzte Seite zur Geltung kommen lassen. Rom hat es durch die Jahrhunderte hindurch meisterhaft verstanden, trotz scheinbar absoluter Unzugänglichkeit und Intransigenz, unabweisliche Zeitströmungen und Ketzergedanken aufzunehmen und sich zu assimilieren, während es die Träger derselben verbannte und verbrannte; es hat sich, nach dem Beispiel mancher hochgeborener Geschlechter, durch Zuführung von Bastardblut heimliche Verjüngung und Auffrischung zu verschaffen gewußt. Der Protestantismus aber gebietet noch heute, seinen Grundprinzipien entgegen, mit anerkennenswerter Inkonsequenz, über ein ansehnliches Rückgrat von dogmatischer Härte und Starrheit, wennschon er daneben mehr und mehr in Richtungen ausläuft, deren Gläubigkeit vom Unglauben nicht mehr recht deutlich zu unterscheiden ist, und die unfreiwillig einen Beweis dafür liefern, daß der religiöse Glaube nur da möglich ist, wo beide Grundgesetze des religiösen Wesens sich wechselseitig bedingen und durchdringen. Wird auf die dogmatische Unbeirrbarkeit ganz ausschließlich das Gewicht gelegt, dann wird die fingierte göttliche Wirklichkeit, auf die sich der Glaube bezieht, zuletzt dermaßen entseelt, daß sie trotz ihrer ängstlich geschonten Macht keine Wirkung auf das Leben auszuüben vermag; wird umgekehrt zu sehr Ernst gemacht mit der grundsätzlichen Betonung der religiösen Selbstherrschaft des Einzelnen, dann regt sich zwar überall mit neuer Kraft seelisches und geistiges Leben, aber mit dem Glauben an die zweifellose Wirklichkeit des Geglaubten steht es schlecht, denn immer näher und in immer verschiedenen Formen drängt sich der Verdacht heran, ob diese göttliche Wirklichkeit nicht schönes Menschenwerk sei, und nur in den hochgespanntesten Stimmungen vorübergehender Exaltation und Schwärmerei schwingt sich der Glaubende noch zu jener Sicherheit empor, die er ehemals, naiv und einfältig, in jeder Minute seines Daseins, als seinen immerwährenden unzerbrechlichen Trost und Halt besaß.

Dies ist es, was man unter anderm auch aus der kleinen Schrift Harnacks lernen kann, obgleich sie allerdings durchaus das Entgegengesetzte lehren möchte, denn Harnack selbst gehört ja zu einer jener vielen freiern Richtungen, in denen der Protestantismus heutzutage immer deutlicher sein religiös so lebensgefährliches Grundprinzip enthüllt: die Nichtbeachtung der dogmatischen Strenge. Somit begeht gerade auch Harnack in seiner ganzen Auffassungsweise das Unrecht gegen die Orthodoxie, zu thun als ob der Glaube ihrer nicht bedürfe. Ja, seine Ausführungen haben alle nur diesen einen Zweck im Auge: zu beweisen, daß es um des Glaubens selbst willen

nötig sei, von der orthodoxen Strenge abzulassen und ihm seine Freiheit wiederzugeben.

Und hiermit erst stehen wir an dem Punkt, von welchem aus das richtige Verständnis für den Streit möglich ist, der um dieses kleine Buch noch fort und fort entbrennt, und in den weitesten Kreisen Aufregung hervorgerufen hat, — Empörung und Verurteilung im Lager der Orthodoxie, Jubel auf der ganzen Linie des theologischen Freisinns. Für den, der außerhalb der beiden Richtungen, außerhalb jeder Ganzgläubigkeit wie jeder Halbgläubigkeit steht, hat diese große Wirkung aus einer so kleinen Ursache etwas Verblüffendes. Denn man sollte meinen, schon seit geraumer Zeit habe die Orthodoxie in ihrer gesunden Dickfälligkeit weit schlimmere Hiebe als diesen gelinden Hieb Harnacks ertragen, ohne deshalb ihren Geist aufzugeben; und andererseits sei die freisinnige Vermittlungstheologie aller Nüancen ihrerseits längst schon daran gewöhnt, die historische Forschung erfolgreich zu ihrer Fürsprecherin zu machen. Auch sind ja, wie im Eingang schon erwähnt, weder die wissenschaftlichen Ergebnisse neu, noch auch ist Harnack der Erste, der sie praktisch zu verwerten gesucht hat, vielmehr ist dies innerhalb der Katechetik der protestantischen Orthodoxie bereits geschehen. Es liegt nur eben der Unterschied darin, ob ein Zezschwitz oder ein Harnack, ob ein Vertreter der Erlanger Schule oder der Ritschl'schen Schule diese historischen Ergebnisse in seinen Gedankengang aufnimmt; es liegt der Unterschied darin, ob er sagt: „ich glaube so und nicht anders *trotz* aller wissenschaftlichen Ergebnisse" oder „*wegen* derselben."

Die Veranlassung, aus welcher Harnacks Schrift entstand, ist dafür charakteristisch. Sie faßt dem Inhalt nach eine von ihm an der hiesigen Universität gehaltene Vorlesung über das Apostolikum zusammen, mit der er die ihm aus den Reihen der theologischen Studierenden zugegangene Anfrage beantworten wollte: ob es nicht geraten sei, eine Petition wegen Abschaffung des Apostolikums an den Oberkirchenrat zu richten und damit den Weg wieder zu betreten, den die preußische Generalsynode 1846 schon betreten hat. Weit davon entfernt, diese Agitation unterstützen zu wollen, ging Harnacks Vorlesung aus der Bemühung hervor, dieselbe zu unterdrücken und den zukünftigen Pfarrkandidaten Mut und Lust zum Bekenntnis des in Frage stehenden Symbols zurückzugeben. Es handelte sich also nicht um eine *Glaubenszerstörung* sondern um eine *Glaubensrettung*: die Wissenschaft, der Gläubigkeit Feind und Gegensatz, wird nicht nur allmählich von den modernen Glaubensvertretern toleriert, sondern schließlich sogar von ihnen laut um Hilfe angerufen. Sie wird scheinbar noch einmal des Glaubens Dienerin, von ihm in ihrer vollen Mündigkeit noch einmal in Anspruch genommen, wenn auch aus den entgegengesetzten Gründen wie damals, wo sie sich, in ihren Anfängen und ihrer Unmündigkei, ihm noch nicht entrungen hatte.

Einem solchen Stand der Dinge gegenüber ist es der Orthodoxie wohl nicht zu verübeln, wenn sie die Existenz der Ungläubigen lieber hinnimmt als die der Halbgläubigen, und zu ihrem Gott entrüstet spricht: „beschütze mich vor meinen Freunden!" Den Kampf mit dem Feind, mit der Wissenschaft, mit dem Unglauben, darf sie mit gutem Recht aus prinzipiellen Gründen ablehnen und sie thut es fortwährend zur Erhaltung ihres Lebens. Den Kampf mit ihren Freunden kann sie nicht vermeiden, will sie nicht von ihnen unversehens in ihrem eigenen Hause und Heiligtume umgebracht werden. Und da muß sie nun nicht nur ruhig zusehen, wie die wider sie gerichteten Waffen von Freundeshand aus dem Feindeslager der Wissenschaft hergeholt werden, sondern sie muß es auch noch hören, daß ihr höhnisch zugerufen wird: sie möge zu ihrer Verteidigung sich der gleichen Waffen bedienen, d. h. sie möge den Gegner wissenschaftlich widerlegen.

Wie ist ein solches Mißverständnis auch nur möglich? Ausschließlich vermöge der Inkonsequenz aller Vermittlungsstandpunkte, die retten wollen, was sie garnicht mehr besitzen: nämlich den alten Glauben. Denn offenbar bedeutet „Gläubigkeit" nicht nur teilweise, sondern ganz wesentlich etwas Grundverschiedenes, je nachdem ein Rechtgläubiger oder ein Halbgläubiger — fast hätte ich gesagt „mit Unrecht Gläubiger"

— das Wort in den Mund nimmt. Und es ist nicht zu leugnen, das es nur im ersten Fall etwas in sich Konsequentes bedeutet: die Ehrfurcht des strikten Fürwahrhaltens gegenüber dem, was einst wohl dem menschlichen Herzensgrunde selbst entsprang, aber nur deshalb und nur insofern Religion geworden ist, weil es ihm nun scheinbar als göttliche Wirklichkeit und unabhängig von allem menschlichen Belieben, von außen her entgegentritt und Unterwerfung fordert.

Sobald ein Recht der Umdeutung oder der Prüfung auf wahr oder unwahr hin überhaupt anerkannt wird, sobald man zugiebt, daß andere Zeiten auch andere Ueberzeugungen hinsichtlich der Interpretierung gewisser Glaubenssätze bilden müssen, ist der eigentliche Glaubensstandpunkt als solcher bereits verlassen, d. h. die letzte entscheidende Instanz über wahr oder unwahr liegt nicht mehr in dem führwahrgehaltenen Glaubenssatz selbst, sondern in dessen menschlichem Interpreten. Denn ohne Zweifel ist es doch nur ein ganz fließender Unterschied, der z. B. Hacnacks noch ziemlich konsistentes Christentum von alledem trennt, was er mit Entrüstung das „Amateur-Christentum" des persönlichen Beliebens und Zurechtdeutens nennt; prinzipiell ist es völlig gleichgiltig, ob Einzelheiten, ja auch nur Wortstellungen eines Bekenntnisses verändert werden müssen, weil es die Bedürfnisse der fortgeschrittenen Zeit verlangen, oder ob ich nach eigener bester Einsicht stärkere Veränderungen vornehme, um ein Bekenntnis mit meiner geistigen und seelischen Entwicklung und Individualität in Einklang zu bringen. Und prinzipiell gehört das erste Amateur-Christentum, wenn auch verballhornt und verkapselt, deshalb schon Luther an, wenn er in sein „Taufbüchlein" nicht das apostolische Glaubensbekenntnis aufnimmt, sondern eine verkürzte Form desselben, die aus dem frühen Mittelalter stammt, wenn er die „Gemeinschaft der Heiligen" gegen den unzweideutigen Wortsinn falsch auslegt, indem er dagegen protestiert, daß es Ketzerei heiße, „wo man ein Wort ändert" — oder wenn er von der Auferstehung des Fleisches meint: „Daß aber hie stehet Auferstehung des Fleisches ist auch nicht wohl deutsch geredt. Denn wo wir Deutschen Fleisch hören, denken wir nicht weiter, denn an die Metzgerbank."

Thut es nun in der That dem Glauben Abbruch, wenn er über die Schranken der dogmatischen Starrheit mehr oder weniger individuell hinauswächst, so ist es nur natürlich, daß damit sein Sinn und Zweck, seine eigentliche Wesensbedeutung verloren geht. Dieser Sinn und Zweck des Glaubens, der einzige, den er vernünftiger weise haben kann, ist aus seinem Ursprung ersichtlich: aus der Hilfsbedürftigkeit und dem Glücksverlangen, die ihn schufen, indem sie die Glaubenswelt der oftmals so harten und armen Erfahrungswelt des wirklichen Lebens als eine notwendige Korrektur und Ergänzung entgegensetzten. Der Glaube sollte also dem Menschen das geben, was ihm fehlte, was er in der eigenen Kraft und dem eigenen Leben vergebens suchte; mit anderen Worten: der Sinn des Glaubens fängt erst da an, wo die Kraft des Menschen aufhört. Daher ist es ein Mißverständnis, den Menschen zur Feststellung und Deutung des Glaubens auf sich selbst zu verweisen: nichts darf ihm so fern bleiben, als die Wahrheit, daß er Schöpfer und nicht Geschöpf seines Glaubensobjektes sei.

Nun klingt es ja unstreitig sehr schön, wenn alle Vermittlungsstandpunkte sagen: es sei viel größer und besser, wenn der Mensch lernen wollte, eines solchen äußeren Glaubenshaltes immer weniger zu bedürfen, sich mit seiner Schwäche immer weniger daran festzuklammern, und dafür lieber einen Seelenaufschwung anzustreben, der in sich selbst Trost und Stärke enthält; — oder wie kürzlich einer der Aller-Freisinnigsten sagte: die Hauptsache bleibe: „Das sittliche Pathos und das Lauschen auf die idealen Bedürfnisse des Herzens." Sicherlich sind das alles lauter schöne und begehrenswerte Dinge, obgleich keineswegs in jedem Fall vollkommen deutlich ist, was unter ihnen verstanden werden soll. Aber alle solche Dinge wie Seelenaufschwung und sittliches Pathos können doch unmöglich beanspruchen, einen Ersatz für dasjenige zu bieten, was der Glaube dem Einfältigen zu geben versucht: nämlich Hilfe und Halt in denjenigen Stunden des Lebens, in denen er eben schwach, zerbrochen, abhängig

und hilflos ist. Es liegt hier ganz einfach eine Verwechslung von Ursache und Wirkung vor. Geisteserhebung und Seelenaufschwung sind erst die Folgen von allerlei Ursachen, aus denen unser Leben zur Entwicklung, innern Festigung und Kraft gelangt ist; eine dieser Ursachen, am wirksamsten auf einer verhältnismäßig niedern Kulturstufe, ist der Glaube. Da er nun für die jetzige Menschheit zu einer mehr oder weniger ungenießbaren und unverdaulichen Kost geworden ist, so wäre allerdings zu wünschen und auf das Dringendste anzustreben, daß auf allen Lebensgebieten möglichst viel von dem angebaut werde, was diese alte, moderig gewordene Wegekost und Lebensstärkung einigermaßen ersetzen kann: nämlich von alledem, was irgend wie geeignet ist, das Leben der Menschen ein wenig erträglicher, gesunder, siegreicher und glücklicher zu machen. Verweisen aber die theologischen „Vermittler" zu diesem Zweck auf ihre Gaben, so kann man ihnen doch nur darauf erwidern, daß das, was sie anpreisen, nicht das gesuchte Lebensbrot, sondern die Stimmung des Glücklichen sei, der bereits welches genossen hat. Diese Stimmung des Gesättigten und Gestärkten, dem Geist und Seele erhoben sind, bedarf dann aber weder einer Vermittlungs- noch einer anderen Theologie; sie läßt alle Stützen fallen.

Wohl mögen solche Vermittlungsstandpunkte, wie sie der theologische Freisinn aller Schattierungen aufweist, ihre nützliche Berechtigung in Uebergangszeiten besitzen, indem sie milde und allmähliche Uebergangsformen zu schärferen Konsequenzen darstellen, aber es kommt ihnen damit nur der rein negative Wert zu, den sie am entschiedensten ablehnen: der Wert, unfreiwillige Auflösungssymptome zu sein, Sterbeprozesse dessen, wofür die Zeit nun einmal vorüber ist, und was sich ausgelebt hat. Bedauerlich ist es hingegen, wenn ihr Wert in dem gesucht und betont wird, was sie positiv leisten wollen: in der Rettung und Vertiefung der idealistischen Bewegungen und der menschlichen Begeisterungsfähigkeit. Denn dies ist ihre schwächste, unproduktivste Seite. Mit der einen Hand untergraben sie freilich die alte Glaubensbasis, auf der die Begeisterung vergangener Zeiten sich einfältiglich erhob, mit der andern Hand aber binden sie jeden Idealismus wieder an ein paar Glaubensbegriffen fest, die ihn an wahrhaft freier Entwicklung und Ermannung hindern müssen. Er läuft bei ihnen an einer Leine, die, je nachdem, kürzer oder länger sein kann; bei Harnack ist sie verhältnismäßig noch kurz gebunden, bei anderen schon so lang, daß man sie auf Momente fast vergißt, so dünn, daß man sie wirklich fast übersieht; aber da ist sie immer, und braucht nur aufgewickelt werden, um den scheinbar frei Schweifenden und Suchenden mit einem Ruck wieder an der Stätte zu zeigen, von der er unweigerlich auszugehen hat: bei seiner Väter Glauben.

Nun ist es schließlich Geschmackssache, ob man lieber festliegen, oder an der Leine laufen will: ob man konsequent auf Freiheit und Selbständigkeit verzichten oder lieber deren Schein wahren will. Eins jedoch steht ganz fest: in die Irrnis und Wirrnis des wirklichen Lebens hineingestellt, wird man weder in dem einen noch in dem andern Fall zum selbständigen Pfadfinder; man wird die gebahnten Wege gehen müssen, die zuletzt auf den unsichtbaren Pfad hinausführen, der von der Erde zum Himmel führt, unter sich aber das Dickicht und die Wildniß des Lebens ungelichtet läßt. Nur der, der auch die letzte und die dünnste Leine zerrissen hat, die ihn bindet, und den Mut zum Weglosen in sich wach erhält, nur der darf darauf hoffen, daß sich vielleicht ein neuer Teil des Lebens vor ihm lichtet, — einen Fuß breit vielleicht nur, aber genug, um ohne Gott und Himmel auf ihm zu leben und zu sterben. Er kann sich sehr wohl dabei bewußt bleiben, daß es kein vollgiltiger Ersatz für das ist, was die Menschheit auf ihrem Wege durchs Leben naturnotwendig wieder verlieren mußte, und daß er immer in Gefahr steht, irgendwann einmal in die Irre und zu Grunde zu gehen.

Aber er kann sich auch dessen bewußt werden, daß alle Religionen, Gottesstützen und Trostquellen, indem sie die Menschheit lange Zeiten hindurch lebensfähig und lebensmächtig erhielten, nichts Kostbareres in ihr herangezogen haben können, als den Mut und die Kraft, es unerschrocken mit dem Leben selbst aufzunehmen, es in

seiner unverschleierten Wahrheit und Wirklichkeit zu wagen, zu erkennen, zu beseelen und zu lieben. Daher wird er alles, was sich zwischen ihn und die nackte Lebenswahrheit, wie sie ist, drängen will, wirke es noch so erlösend und beruhigend, als Abschweifung von seinem Ziele, als Hemmnis auf seinem Wege empfinden. Dazu gehört ihm jeder Ausgleich, jede Vermittlung, jede Versöhnung da, wo es sich um die Entscheidung zwischen unvermittelten Gegensätzen handelt; jeder Frieden da, wo es Kampf gilt, um vorwärts zu kommen. Es mag sein, daß die nackte Lebenswirklichkeit und ihre Erkenntnis oftmals erst dann erträglich erscheint, wenn der Mensch sich ihr auf solchen gesicherten Umwegen und auf so vermitteltem Wege nähert, — etwa wie der Katholik seinen großen Gott erst erträgt, wenn er ihn ganz umstellt und von sich entfernt hat durch eine Anzahl von kleinen Heiligen, die seinen menschlichen Wünschen und Bedürfnissen besser gerecht zu werden vermögen. Aber es ist nur die Herzensstellung dessen, der ohne Scheu und Vermittlung sich mit seinem Gott eins weiß, die dem Menschen seiner Wahrheitserkenntnis gegenüber frommt, denn ein eifersüchtigerer Gott ist sie, als der Gott der Juden und Christen. Sie segnet nur den, der zu ihr kommt, um den Preis, von ihr verdammt zu werden.

Denn es gilt von ihr, was, in einem andern Sinne, eines der letzten religiös veranlagten Genies der Neuzeit (Annette von Droste-Hülshoff) in machtvollen Worten gesungen hat, als sie, die Katholikin, ihren Fluch schleuderte gegen den katholischen Heiligenkultus, der vermitteln sollte zwischen ihr und dem Gott, welchem das schwache Menschenkind nicht nahen darf, ohne sich vernichtet zu fühlen:

„Fluch allem, was von Dir mich stößt!
„Von Dir allein nur will ich stammen.
„Viel lieber sollst Du mich verdammen,
„Als daß ein And'rer mich erlöst"

Arne Garborgs „Müde Seelen".

Von

Johannes Schlaf.

Soeben sind Arne Garborgs „Müde Seelen" in der Uebersetzung von Marie Herzfeld in Buchausgabe (Berlin, S. Fischer's Verlag) erschienen.

Das Buch nennt sich einen Roman. Aber wenige Erzeugnisse der zeitgenössischen Litteratur sind wohl in gleicher Weise lehrreich, wie sehr sich dieser Begriff im Laufe der Entwicklung verändert hat, als dieser „Roman". Was ist hier Handlung und Begebenheit! Der Ministerialbeamte Gabriel Gram, ein Mann über die Dreißiger hinaus, steht in kameradschaftlich-freundschaftlichem Verkehr mit einer jüngeren Dame, verliebt sich in sie, hat die Absicht, ihr einen Heiratsantrag zu machen, führt aber trotz seiner entschiedensten Neigung aus Furcht vor der Ehe diese Absicht nicht aus, sondern bricht den Verkehr mit ihr ab. Das ist, ohne jede weitere Verwicklung und Spannung das ganze äußere Geschehen in diesem umfangreichen Band, dessen 336 Seiten einem Romancier älteren Schlages die ausgiebigste Gelegenheit zu den verwickeltsten Haupt- und Staatsaktionen geboten hätten. Hier haben wir ein nach außen hin sehr stilles Stück Alltag: aber wie lebendig und interessant sieht es hinter seinen

schlichten, korrekten Kulissen aus! Wer sollte diesem strammen, eleganten Herrn, diesem Flaneur von Karl-Johann ansehen, was für ein wunderliches und unendlich mannigfaltiges Ding seine Seele ist?

Sie und immer und einzig sie ist es, die sich uns bei einem Erlebnis, gelegentlich dessen, so überaus schlicht und simpel es ist, sie sich am besten und kennzeichnendsten offenbaren muß, mit all ihren intimen Verzweigungen und Verästlungen enthüllt. Nichts als das: und es giebt dem ganzen, umfangreichen Band eine ganz erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit. Ein Bourget ist ein englischer oder altdeutscher Abenteurerroman an Ereignissen und äußerem Geschehen gegen ihn, ob er sich „André Cornélis" oder „Le Disciple" oder sonstwie betitelt.

Ich wüßte kaum einen anderen Roman, der in gleicher Weise klassisch und typisch für den ganzen neueren und neuesten Seelenroman wäre, als Garborgs „Müde Seelen", weder mit Rücksicht auf die Einfachheit des äußeren Geschehens, noch mit Rücksicht auf die Tiefgründigkeit und Nüanciertheit der Seelenanalyse. Kein Franzose kann gegen diese germanische Gründlichkeit und Intimität, gegen diesen Mut sich bis in die dunkelsten, gefährlichsten Tiefen des Seelenlebens zu wagen, der zuweilen an Tollkühnheit grenzt, aufkommen.

Das, was der dicke Bürgermeister von Médan, als er uns mit seinen Markthallensymphonien in „Au ventre de Paris", mit seinen Blumenorgien in „La faute de l'abbée Mouret" ꝛc. die Tainesche Milieutheorie mit kaltblütiger Gelassenheit faustdick ins Gesicht hinein exemplificierte, außer Acht gelassen, was nachher Bourget und die Seinen, nachdem er nutzreich desselben Taine „De l'Intelligence" studiert, in seinem „roman d'analyse exécuté avec les données actuelles de la science de l'esprit" nachzuholen sich beflissen, das ist dem Germanen im reichsten Maße gelungen und er hat in seinem Roman den vollendetsten état d'âme und im Speziellen den einer Seele Fin-de-Siekle gegeben.

* * *

Was bei der bisherigen stückweisen Veröffentlichung des Romans nicht ohne weiteres übersichtlich zu Tage trat und durch die tagebuchartig, aphoristisch-zwanglose Form in etwas verhüllt war, das offenbart sich nun bei ununterbrochener Lektüre mit allen Vorzügen: der vortreffliche Aufbau und die folgerichtige psychologische Entwicklung.

Die Richtung, in der sich diese Entwicklung vollzieht, wird mit ihrem Hin und Wieder gleich zu Anfang des Ganzen kurz angedeutet: „Nichts à la Romeo, nichts à la Werther. Dies ist das Schlimme daran, wenn man mehr als dreißig Jahre alt ist: unsre Liebe ist nicht mehr blind. Ich war erbärmlich verliebt, aber meine Augen blieben offen."

Sein Instinkt- und Neigungsleben hat eine gute, gesunde Tendenz nach normaler Thätigkeit, aber „seine Augen bleiben offen", d. h. in seinem Fall, sein Blut ist zu müde und träg und giebt seiner Reflexionsthätigkeit eine übermäßige Gelegenheit, sich mit einem endlosen Hin und Wieder um jeden naturgesunden Appetitus seines Neigungslebens herumzuschlängeln. Der Regulierungsapparat des Verstandes funktioniert bei ihm zu umständlich und unsicher und kann nie zu einem bestimmten und, auf welche Folgen hin auch immer, definitiven Abschluß kommen. Das ist der „Knick" des Gabriel Gram und das ist seine Tragik.

Auf seinen Junggesellenbummeleien hat er Fanny Holmsen, ein kluges, tüchtiges, braves Mädchen kennen gelernt, eine Lehrerin, die sich tapfer mit mehr als geringen äußeren Mitteln gegen alle Mißhelligkeiten des Lebens wehrt und gewehrt hat, trotzdem sie, was ja in ihrem Fall die Sache nur erschwert, eine schöne „Meerfrau aus der Volkstiefe" ist, mit tiefen, dunklen Augen und einem allerliebst widerspänstigen braunen Lockengekräusel um ihr hübsches, weißes Gesicht. Mit ihr ist Gabriel Gram in einen kameradschaftlich-freundschaftlichen Verkehr gekommen. Gewisse Absichten sind sehr bald in den Hintergrund getreten vor einer entschiedenen Achtung und Neigung.

Der kluge, wähleriſche Lebemann, der von den verſchiedenſten Affairen her „das Weib kennt“, iſt in ſie verliebt, ein für allemal und unweigerlich verliebt. Das iſt die Thatſache die er ſich nicht hinwegläugnen kann. Seines bisherigen Junggeſellenlebens in Cafés und Kneipen, mit den über Gott und die Welt radotierenden Freunden wird er überdrüſſig, er ſehnt ſich aus ſeiner geräuſchvollen Einſamkeit heraus: dieſe und alle möglichen ſonſtigen Anzeichen ſind durchaus nicht mehr mißverſtändlich für ihn. Aber ſobald er ſich nun die notwendige Konſequenz vorſtellt, daß ihr Verhältnis ein intimeres als bisher und das intimſte werden, zur Ehe führen müſſe, ſo ſtellen ſich ſeine Bedenken ein, ſo werden ſeine „ſtolzeren Inſtinkte“ wach, die aber im Grunde weiter nichts ſind, als ſeine Angſt vor dem Weibe, ſeine Feigheit, die vor allem von vornherein zurückſchreckt, was eine Ehe neben der „entente cordiale“ an Alltäglichkeiten ſo gut wie jedes andere Verhältnis, in das zwei Menſchen mit einander treten, mit ſich bringt. Und das nimmt nun ſeiner Neigung die Sicherheit: ſeine „offenen Augen“. Er bemerkt an ihr eine abſtoßende Kühle, dann machen ihn wieder ihre Augen unſicher und er hält ſie für eine Kokette, dann lacht ſie ihm wieder zu viel, er glaubt ihr nicht, daß ſie noch keine Liebesaffaire gehabt, ſeine Hypochondrie regt ſich: ob ſo ein „ältlicher Herr“ wie er überhaupt ans Heiraten denken dürfe. Das Ende iſt, daß er vor ihr aufs Land flieht und ſo auf eine bequeme Manier mit ihr zu brechen ſucht. Das iſt das erſte Stadium ſeiner Liebesgeſchichte.

Aber hier, in der Einſamkeit des Landaufenthaltes wird er ſich nun ſeiner unüberwindlichen Neigung zu Fanny auf das Allerentſchiedenſte bewußt. Er ertappt ſich auf Eiferſucht, ein ſentimentaler Neid regt ſich in ihm, wenn er ſich vorſtellt, daß ein Andrer mit ihr glücklich werden ſolle, immer drückender empfindet er in allen Einzelheiten ſeine Junggeſellenlage, unwiderſtehlich zieht's ihn in ihre Nähe. Er giebt alſo ſeinen verunglückten Landaufenthalt auf und reiſt nach Kriſtiania zurück, zunächſt mit der Abſicht, kein Wiederſehen herbeizuführen und „tapfer zu ſein“. Aber es iſt ihm dabei, als töte er in ſich „etwas Teures und Wertvolles, eine Lebensmöglichkeit“. Er ſieht ſie von fern. „Sie war ſo außerordentlich bleich. Mit einem ſo eignen, ergebenen Ausdruck in den Augen, — in dieſen großen, leidenden, gefährlichen Augen . . . die ſo weit hinausblicken in die Welt, ohne Weg noch Ziel zu ſehen . . . hineinſtarren ins bodenlos Schwarze. Die braunen Kräuſel in hoffnungsloſeſter Verwirrung herab über die ſchneeweißen, blaugeäderten Schläfen“. Er ſitzt an den Abenden zu Hauſe und macht Verſuche, ihr Porträt zu zeichnen. Er trinkt, um zu vergeſſen, trägt ſich mit Selbſtmordgedanken: aber das Ende iſt, daß er ſie wieder aufſucht.

Und nun das zweite Stadium. Sie kann ihre innigſte Freude, ihn wiederzuſehen, kaum verbergen und ihre Neigung wird ihm auf das deutlichſte offenbar. Und immer klarer zeigt ſich der Wert des tapferen, tüchtigen Weibes, immer deutlicher dagegen ſein hoffnungsloſes Elend. Der ganze bisherige Verlauf beginnt von neuem. Iſt ſie fern, ſo iſt ihm ſein Zuſtand unerträglich. Iſt er bei ihr, ſo ſetzt er ihr mit brutalen Paradoxen zu, ärgert ſich über ihre unentwickelte Weltanſchauung, da er doch merken müßte, mit welchem gegen ſich ſelbſt ſchonungsloſen Mut ſie ſich wißbegierig und eifrig zeigt, ſeine von ihr hoch reſpektierte Anſchauungshöhe zu erreichen, er ärgert ſich über ihren Demokratismus, glaubt mißtrauiſch, ſie ginge nur darauf aus, „gnädige Frau mit Dienſtmädchen“ zu werden, findet es taktlos von ihr, daß ſie ſo wenig Rückſicht auf „die Welt“ nimmt und ſo mit ihm herumſpaziert, läßt ſich von Hageſtolzgeſchwätz und von mißglückten Ehemännern die Ehe vergruſeln, bildet ſich ein, Fanny intereſſiere ihn nur „als Problem“, kannegießert über das „Weib“, ekelt ſich, ein „Herr Holmſen“ zu ſein, ſucht ſie mit mißtrauiſcher Peinlichkeit über ihr Vorleben auszuforſchen, führt ſich in jeder Weiſe ſehr miſerabel auf und iſt entſetzt, als er ſchließlich aus hundert Anzeichen merkt, wie ſehr ſie ihn im ſtillen liebt, nimmt vor ihr Reißaus zu Mathilde, der Kellnerin, weil „dieſe völlig loſen Verhältniſſe doch die beſten ſind“, ſetzt in jeder Hinſicht auf das Rückſichtsloſeſte ihre Geduld auf

die Probe, während sie in immer gleicher, stiller Liebe und mutiger Hoffnung ihm ergeben ist. Wieder zieht er sich mehr und mehr von ihr zurück, stürzt sich in Betäubungen, trinkt, geht zu Mathilde und bricht schließlich Hals über Kopf das Verhältnis ab, indem er das alte „Geh in ein Kloster" variiert: „Heiraten Sie einen braven Mann." — „Sie wurde unheimlich still und nahm hurtig Abschied." Aber es nützt ihm nichts, daß er sich hinterher selbst in „sein verdammtes Gesicht spuckt": mit diesem bodenlos brutalen Rat hat natürlich alles ein für allemal zwischen ihnen sein Ende gefunden.

Und nun die dritte Periode. Betäubungen aller Art, Trinken, Reisen, die „Freunde", ein mißglückter Versuch aus dem Grauen seiner Einsamkeit in eine Vernunftehe zu flüchten, Selbstmordgedanken, vergebliche Anstrengungen sich für Kunst, für öffentliche Wirksamkeit zu interessieren, Bromkali, Chinin. Eine grenzenloseste Vereinsamung und Selbstqual, Hallucinationen, Lektüre spiritistischer Werke, und der Rest ist die Religion.

* * *

Das ist ungefähr, im großen und ganzen, der Verlauf dessen, was hinter den tagebuchartigen Bekenntnissen und Notizen des Gabriel Gram in höchst simpler Alltäglichkeit als äußeres Geschehen zu Tage tritt. Aber dieser mißglückte Heiratsversuch ist natürlich nicht das, was einzig und vor allem dem Roman sein Interesse verleiht: vielmehr ist er nur der Anlaß, gelegentlich dessen die ganze Maladie Grams akut und in ihrem ganzen Umfang offenbar wird.

Paul Bourget hat in der Einleitung zu seinem „Disciple" zwei „Fin-de-Siekle"-Typen aufgestellt. Den Einen nennt er den „épicurien intellectuel et raffiné", der mit 25 Jahren sich in allen Wissenschaften und Philosophieen auskennt, dessen frühreifer, kritischer Geist alle Konsequenzen aus ihnen gezogen und sich vor den äußersten nicht gescheut hat. Er versteht alles. Man mache ihm kein Aufhebens von dem Materialismus: er weiß, daß alle Religionen zu ihrer Zeit ihren guten Sinn hatten. Allerdings, er hat nie an etwas geglaubt und wird nie an etwas glauben. Gut und Böse, Schön und Häßlich sind ihm nichts als Gegenstände seiner spielenden Neugier. Nichts Wahres und nichts Falsches, nichts Sittliches und nichts Unsittliches giebt es für ihn. Nur sich selbst betet er an und er geht auf neue, ungewöhnliche Sensationen aus. Im Grund seines Wesens ist er kalt und klappertrocken, „ce sophiste dédaigneux et précocement gâté, ce jongleur d'idées".

Gabriel Gram gehört mit unter diesen Typ. Aber er kann sich nicht mit jener Sensationsjagd Lust schaffen. Dazu lebt er in zu kleinen, engen Verhältnissen und es fehlt ihm zu sehr an gallischer Beweglichkeit und Aktivität. Er ist ein schwerfälliger hypochondrischer Mittnachtsonnenmensch, der sich, nachdem er sich das Leben einmal gründlich desillusioniert hat, weder mit ihm, noch mit sich selbst mehr zurecht findet. Zudem ist er im Grunde auch ein zu unverwüstlich honetter und ehrlicher Kerl, Bonhomme im besten Sinne. Er kommt nicht über das Grübeln hinaus und ruiniert sich alle Zerstreuungen, die ihn über das große Problem Leben fortbrächten. Er kann es sich nicht um die Ohren schlagen wie sein Freund Jonathan, der in Politik und Zukunft macht. Seine ehrliche Klugheit, sein Schönheitssinn, der Gentleman in ihm will immer ein klares, ganzes Verhältnis und da er nicht die Kraft und die Illusionsfähigkeit hat, dem Leben irgendwo ein solches abzugewinnen, da er außerdem zu wenig Entschlußfrische besitzt, um, wie sein anderer Freund Dr. Kvaale, die Selbstmordgedanken, mit denen er spielt — zu verwirklichen, so bläst er Trübsal und knurrt Cynismen. Und worauf er denn schließlich hineinfällt, da ihm sein Zustand doch gar zu unerträglich wird, das ist die „Religion", d. h. er wird ein Schäflein in der Herde seines ehemaligen Studienfreundes Pastor Löchen, der dritten Figur, die gegen ihn im Roman in Kontrast gestellt ist. Mystisch und romantisch veranlagt, wie er

von Natur und Rasse ist, fällt es ihm verhältnismäßig am leichtesten, auf diese Weise das große, schwarze Loch, das ihm die Welt geworden, notdürftigst zu verstopfen.

* * *

Diesen komplizierten Seelenmechanismus nun hat Garborg mit einer vollendeten Meisterschaft erfaßt. Die Klugheit, die Ehrlichkeit, die Anständigkeit, die Skepsis, der ästhetische Sinn des Gabriel Gram, seine Mystik und Romantik, sein Cynismus und seine Sentimentalität: nichts ist ihm entgangen; und das giebt dem Roman die außerordentliche Lebendigkeit und bunte Bewegtheit der Sprache und eine Fülle von Tönen und Nüancen, die auf den ersten Blick fast blendet und verwirrt. Kein Roman Garborgs hat bis jetzt in dieser Hinsicht einen gleichen Reichtum aufzuweisen. Und was für ein Unterschied zwischen Garborg und Bourget z. B.! Wenn dieser seziert, mit klarer, gefälliger, oft etwas milchig-schwächlicher Sprache, so stellt Garborg, indem er sich die für den Fall gewiesenste Tagebuchform ersah, dar und mit so vollendeter Kraft und vor allem mit einer derartigen Schmiegsamkeit und Beweglichkeit der Sprache, daß es einem zuweilen schwer wird, den Garborg wieder heraus zu kennen, der die „Bauernstudenten" geschrieben. Und mit alledem ist es ihm gelungen, den vollendetsten Seelenroman zu schreiben, den vielleicht die neuere Litteratur aufzuweisen hat.

Der Streit um die „Freie Volksbühne".

Die „Freie Volksbühne", der vor ihrer Begründung von den „höchsten Autoritäten" unnachsichtlich ein Eintagsfliegendasein prophezeit wurde, muß doch eine zähe unverwüstliche Lebenskraft in sich bergen. Die Idee ihrer Begründung entstand freilich unter einem „dummen deutschen Schädel," dumme, deutsche Schädel haben das Unternehmen geführt und geleitet, und das Magazin für die Literatur des Auslandes hat uns schwarz auf weiß gegeben, daß alle Ideen, die in einem dummen deutschen Schädel entstehen, alle Unternehmungen, die von dummen deutschen Schädeln geleitet werden, rettungslos Pleite machen müssen. Otto Neumann Hofer versichert's ausdrücklich, und Bruno Wille wird hoffentlich deshalb nicht länger anstehen und einen leichten angenehmen Messerschnitt an sich vollziehen lassen. Einstweilen aber scheint das dumme deutsche Unternehmen trotz des Magazins doch noch gar nicht sterben zu wollen. Es hat offenbar etwas wie eine Katzennatur an sich. Man wirft das arme Wesen vom Dach auf die Straße herab, Jeder ruft: „Gieb Acht, wie es zerschmettert unten ankommen wird," und siehe da, zwei Lebendige stehen vom Pflaster auf, anstatt daß ein Mausetoter liegen bleibt.

Die persönlichen Streitigkeiten, die im Schooß des Vorstandes ausgebrochen waren und in Ausschußsitzungen und Generalversammlungen lustig sich austobten, haben, statt der Idee zu schaden, die Idee nur gefördert und gekräftigt. Man denke nur, welch ein Andrang an den Zahlstellen plötzlich stattfand, als es galt, den Begründer des Vereins, den alten Vorsitzenden, Bruno Wille von seinem Platze zu stoßen. Da kamen sie, die früher sich den Deut um die Sache gekümmert hatten, um einen Vorsitzenden zu wählen, Herrn Dr. Mehring, der bisher unter die Mitglieder der Freien Volksbühne sich noch nicht hatte einschreiben lassen und bis dahin nur eine ziemlich gehässige Gesinnung gegen das „lächerliche" Unternehmen an den Tag gelegt hatte. Und dieser Sieg der Idee über Dr. Mehring, dieser Gewinn von hundert neuen Mitgliedern sollte nicht froh begrüßt werden? Wir wollen Apollo und allen neun Musen danken, daß Bruno Wille und Julius Türk sich eines

schönen Tages gegenseitig in die Haare gerieten, denn diesem Streite verdanken wir heute statt einer zwei freie Volksbühnen, die beide höchste Lebenskraft zu haben scheinen, und mit verdoppelten Mitteln jede in ihrer Weise Kunst und Volk mit einander bekannt machen können. Doch die Sache hat auch ihre ernste Seite.

Der größere Teil der Mitglieder der Freien Volksbühne war urplötzlich über Nacht zu der Erkenntnis gekommen, daß Herr Dr. Bruno Wille ebenso wenig für die Leitung des Vereins tauge, wie Carl Wildberger und Bernhard Kampffmeyer. Erst ganz kurz vorher hatten diese Mitglieder Bruno Wille wiedergewählt und ihm rückhaltlos ihr unbeschränktes Vertrauen ausgesprochen, wenige Tage später und siehe da: Bruno Wille war ein trauriger Ignorant geworden, den man so rasch wie nur eben möglich los werden wollte. Da ich im persönlichen Verkehr mit diesem traurigen Ignoranten nun in der ganzen Zeit mit dem besten Willen keine Abnahme seiner geistigen Fähigkeiten wahrnehmen konnte, so ist für mich persönlich als Bodensatz nur diese eine Erkenntnis zurückgeblieben: Leute, die so rasch ihre Meinung ändern, heute einen Mann mit allen Ehren überhäufen und ihn morgen in den Kot ziehen, die wissen nicht, was sie thun, die sind wie die Wetterfahne im Winde, welche bald so bald so sich dreht, Gras- und Rohrmenschen, die auf eigenes Urteil keinen Anspruch erheben können. Oder sollten sie doch Gründe gehabt haben? Allgemein wird versichert, daß Wille, Wildberger und Kampffmeyer wegen ihres freieren politischen Glaubensbekenntnisses den der Partei angehörigen sozialdemokratischen Mitgliedern des Vereins unangenehm waren, und darum um jeden Preis entfernt werden sollten. Da die Volksbühne zunächst künstlerische Ziele verfolgt, so war es meines Erachtens nicht erlaubt, derartige parteipolitische Tendenzen in den Verein hineinzutragen, aber immerhin war diese politische Erregung gegen Wille erklärlich, und alles was sich verstehen und begreifen läßt, läßt sich in der einen oder der anderen Hinsicht auch in Schutz nehmen und verteidigen. Nun aber hat Julius Türk, das Haupt der Bruno Wille feindlichen Partei, ausdrücklich erklärt, daß ihm eine jede derartige politische Tendenz fern gelegen habe, und als in der ersten Generalversammlung diese Anschuldigung erhoben wurde, da riefen hunderte von Stimmen: Nein! Nein! Mit Politik hat das Ganze nichts zu thun."

Soll ich nicht Herrn Türk und alle diese „Rufer" der alten Freien Volksbühne für Lügner und für Feiglinge erklären, so muß ich annehmen, daß in der That Wildberger, Wille und Kampfmeyer nicht um ihrer politischen Anschauungen willen aus dem Verein herausgedrängelt worden sind. Aber warum alsdann? Nun, Julius Türk hielt gegen sie eine Rede, die ihre Geschäftsführung in jeder Weise zu discreditieren suchte. Ich habe diese Rede mit aller Aufmerksamkeit angehört, aber muß gestehen, daß es mir etwas völlig Unfaßbares ist, wie das, was Julius Türk an Anschuldigungen erhoben hat, von vernünftigen Leuten irgendwie ernstgenommen werden konnte. Sie waren so kleinlicher, so unerheblicher Natur, daß jeder, der zu urteilen weiß, die Achsel darüber zucken mußte. Die zwei Jahre, da die Volksbühne besteht, haben bewiesen, daß sie alles leistete, was die Mitglieder sich nur wünschen konnten, und Niemand kann leugnen, daß sie der Kunst wie dem Volke gleich treu und ehrlich gedient hat; nichts war zu Tage getreten, was die Unfähigkeit Bruno Willes zur Leitung eines solchen Unternehmens zeigen konnte: umgekehrt, die ganze Entwickelung der Volksbühne bewies, daß dazu Niemand so berufen war wie Er. Er widmete ihr alle Zeit und Arbeitskraft ohne jeden materiellen Lohn. So mußte der Dank, den ihm der Verein für alle seine Mühe und Aufopferung zollte, jeden Unbefangenen mit Erbitterung gegen eine Menge erfüllen, welche noch dazu sich anmaßte, in der Generalversammlung geradezu roh gegen ihn vorzugehen, wie gegen einen Angeklagten, einen Verbrecher. Ein empörendes Schauspiel war es, daß dieselben Leute denselben Mann, dem sie vor kurzem alle Freundschaft und alles Vertrauen entgegengebracht hatten, plötzlich mit den widerlichsten Beschimpfungen überhäuften, und warum? Weil er einmal eine Vorstandssitzung etwas flüchtig behandelt hatte, um mit Freunden einen Spaziergang nach Kneipe „Pferdebucht" machen zu können, und wie denn sonst all die furchtbar schweren Anklagen Julius Türks lauteten! Die Mitglieder der Volksbühne begleiteten den Namen Pferdebucht mit höhnischem Lachen, aber Bruno Wille kann doch nichts dafür thun, daß das Lokal nun einmal so heißt und daß es nicht den guten Klang von Dressel und Hiller hat! Aus reinem lautersten Idealismus hat sich Bruno Wille in den Dienst von einigen tausend Menschen gestellt, um sie mit den edelsten Schätzen der Kunst bekannt zu machen, ihnen wahre edle Festtagsfreuden zu bereiten, er hat von seinem ganzen Idealismus nichts als Arbeit und Sorge, und diese tausend Menschen behandeln ihn dafür in einer Weise, werfen ihm Schimpfwörter an den Kopf, wie es kein Fabrikherr mit einem bezahlten Arbeiter sich getrauen darf. Das ganze Schauspiel hat mich berührt, wie wenn

ein guter Freund, ein Arbeiter zu mir kommt und mich bittet, ihm um der lieben Freundschaft willen eine lange schwierige schriftliche Arbeit aufzusetzen. Ich setze mich hin, arbeite Tage lang daran nach bestem Wissen und Gewissen, und wenn ich sie endlich freudestrahlend meinem Freund dem Arbeiter übergebe, da schlägt sie dieser, statt Dank zu sagen, mir rechts und links um die Ohren, mit allerhand freundlichen Begleitworten: „Du Ochse! Was ist das für eine Sauarbeit! Hier hast Du ein Komma ausgelassen, und hier sogar den Punkt auf dem i vergessen."

Gegen ein so undankbares und häßliches Vorgehen, gegen die Art und Weise, mit der man gegen Wildberger, Wille und Kampfmeyer verfuhr, Widerspruch einzulegen, das war einfach Sache des Anstands. Und charakteristisch genug! Mit den Beleidigten verließ nicht nur ein guter Bruchteil gerade der treuesten Mitglieder, die von Anfang an dem Vereine angehört hatten, den Saal, sondern auch fast sämmtliche Ordner und bis auf zwei der ganze künstlerische Ausschuß. Diese Ordner und Ausschußmitglieder, welche von Beginn der Volksbühne an gemeinsam mit Wille und Wildberger gearbeitet, und sie fortwährend bei ihrer Thätigkeit für den Verein beobachtet hatten, waren einzig und allein im Stande zu beurteilen, ob jene ihren einmal übernommenen Pflichten wirklich so nachlässig nachgekommen waren. Sie allein konnten entscheiden, ob Julius Türk mit seinen Anschuldigen Recht hatte, und von ihnen konnte und mußte die Versammlung Aufklärung und Entscheidung in dem Streit zwischen Wille und Türk verlangen.

Dr. Mehring und der neue Vorstand der alten Freien Volksbühne haben sich Wunders wie erstaunt und entrüstet darüber angestellt, daß mit Bruno Wille fast sämmtliche Schriftsteller, fast all die ehemaligen künstlerischen Berater des Vereins aus diesem ausgeschieden sind. „Da seht Ihr, was das für Leute waren," rufen sie, „da seht, wie ihnen die Sache am Herzen liegt." Ich weiß nicht, ob ich das Verfahren des Herrn Mehring mehr naiv oder unverfroren nennen soll. In der ersten Generalversammlung trat u. a. auch ein Arbeiter auf, und erklärte, daß man gern alle Schriftsteller aus dem Verein los sein möchte, daß man ihres Rats und ihrer Beihülfe durchaus nicht bedürfe, daß die Arbeiter sich das alles schon allein machen könnten, und siehe da, der Herr, der so sprach, wurde zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Ich glaube, der Fingerwink war deutlich genug, und die Schriftsteller haben nur dem lebhaft ausgesprochenen Wunsche der Versammlung Folge geleistet, ihr Bündel geschnürt und sind davon gegangen. Der Kopfarbeiter hat zuletzt so gut wie jeder Handarbeiter etwas was man Würde und Selbstachtung nennt, und wenn wir vielfach mit dem Arbeiter gleiche soziale Bestrebungen und politische Ziele verfolgen, so wollen wir uns deshalb doch nicht von ihm mit Schmähungen überhäufen lassen, und noch „Danke schön!" sagen. Als die alte freie Volksbühne in der Folge sah, daß sich ohne künstlerische Sachverständige doch nicht gut arbeiten lasse und überall in der Schriftstellerwelt anklopfte, da fand sie mit Recht auch überall verschlossene Thüren, denn so würde- und charakterlos sind wir Schriftsteller doch noch nicht, daß wir nicht auf einen groben Klotz einen groben Keil setzten. Der alten Volksbühne ist es gelungen, neben einem von den Jüngeren, Franz Held, gerade einen Schriftsteller mit bekanntem Namen für sich einzufangen, — nun es ist Robert Schweichels eigene Sache zu entscheiden, ob er es mit seiner Schriftstellerwürde für vereinbar hält, Schulter an Schulter mit einem zweiten Vorsitzenden zusammenzuarbeiten, der auch ihm mittelbar erklärt hat, daß sein Rat und seine Mitarbeit für den Verein durchaus keinen Wert haben.

Für jeden, der nicht durch persönliche Feindschaft oder politische Gegnerschaft sich verblenden läßt, ist es keine Frage, daß ein großer Teil der Mitglieder der freien Volksbühne in seinem Benehmen gegen Wille und Wildberger sich selber so discreditirt hat, daß hier keine Zusammenarbeit mehr möglich war. Die Volksbühne mußte Bruno Wille eine doppelte Rücksicht schuldig sein: war es doch eine ganz neue eigenartige Idee, die er mit der Gründung dieses Vereines verwirklicht, und ohne ihn hätte dieser gar nicht das Licht der Welt erblicken können. In einer Art ist Bruno Wille eben ein kleiner Columbus gewesen, und er muß sich damit trösten, daß die Columbusse zuletzt immer Eselstritte empfangen, besonders von denen, die sich über die Früchte ihrer Idee hermachen und wegschmausen, was sie gebacken haben. Herr Franz Mehring scheint das Talent dazu in besonders reichem Maße erhalten zu haben. Wie der Zaunkönig an des Adlers Fuß hat er sich in die Lüfte emporgeschwungen, fliegt ein Stückchen empor und glaubt, daß es ihm einen besonderen Beifall einbringe, wenn er nun seinem Vorgänger etwas auf den Kopf fallen läßt. Der gute Mann leitet sein neues Amt aufs würdigste damit ein, daß er in der „Neuen Zeit" seinen Vorgänger mit allerhand gehässigen Angriffen überschüttet. Er wird den Augiasstall, den dieser hinterlassen, schon reinigen, und die „Volksbühne" in ganz neue Bahnen leiten, damit, wie er sagt „die geilen Hallucinationen", in denen die „reine

Volkspädagogik der naturalistischen Dichter den Arbeiter stets nur im Bordell oder in der Schnapskneipe sieht, nicht zur Wahrheit werden."

Unter Verständigen braucht man sich über solche Kunstanschauungen nicht mehr zu unterhalten. Da lächelt man nur darüber. Was kann denn auch Franz Mehring dafür, daß er das alte Repertoire der Volksbühne nicht einmal den Titeln nach kennt? Oder sollte er doch vielleicht einmal gehört haben, daß Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" allerdings mit einer Familie von Alkoholikern uns bekannt macht. Aber diese Familie — dies zur literarhistorischen Belehrung für Herrn Mehring, — gehört nicht dem Arbeiterstande an, sondern der Klasse der . . Millionenbauern, ein sozialer Unterschied, den vielleicht doch auch der neue Leiter der sozialdemokratischen Volksbühne zu würdigen weiß.

Nun, eine „neue freie Volksbühne", ihrem Geiste nach die eigentliche „alte freie Volksbühne" ist aus all diesen Streitigkeiten hervorgegangen. Sie steht festbegründet da, im ersten Beginn sechshundert Mitglieder stark. Sie wird den Geist und die Gesinnung pflegen, der das Unternehmen stark und groß gemacht hat, daß es seit Jahren als wahrhaft ernstzunehmendes echt künstlerisches Unternehmen dasteht. Was unserem Theater und unserer Poesie fehlt, das ist vor allem ein neues Publikum, ein Publikum, das unblasiert, mit Ernst und Würde an das Ernste und Große heranzutreten vermag. Und das ist das Große der Willeschen Idee, das Große seiner Gründung, daß er als der Erste den Gedanken zur That gemacht hat, ein neues Publikum für die hinsiechende Kunst heranzuziehen und zu gewinnen.

Julius Hart.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Früher als sonst hatte diesmal das sommerliche Kunstleben in Berlin ein Ende genommen. In die große Bildermarkthalle war das Kunstgewerbe bis herab zum Küchenschemel eingezogen zu einer Schaustellung, die zwar nicht die Höhe unserer Kunst, sicher aber deutlicher als jede Kunstausstellung die Höhe des allgemeinen Kunstverständnisses kennzeichnete. Aus diesem Grunde möchte ich der Ausstellung von Wohnungseinrichtungen nebst dem Wettbewerb für billigen Hausrat noch eine kurze Leichenrede halten.

Ehe sich die Kojen mit den billigen Möbeln aufthaten, konnte sich der harmlose Besucher noch wie in der Welt Paul Heysescher Novellen fühlen. Zwar mancherlei Unrichtiges, dräuend Schwankendes, doch über dem Ganzen der gedämpfte Schimmer feiner Altedamenkultur; wohl Nücken und Mätzchen, wo man klare Einsicht fordern mochte, aber doch alles bourgeoismäßig, ja plutokratisch, aristokratisch, sogar abgedreht und poliert. Aber da kam nach einigen Wochen plötzlich der Einblick in die proletarische Welt — und das Schlimmste war, daß diese Welt der verlogenen, verkrüppelten, hirn- und saftlosen Schundmöbelfabrikationen nicht einmal die des richtigen Proletariers, sondern die des Mittelstandes bis in seine sogenannten besseren Kreise hinauf war!

Kraß hob es sich von einander: eine Luxusindustrie, die mit der Kautschukweite des „Kenner"geschmackes aus allen Truhen der Vergangenheit sich eine angelernte, doch nicht fleischgewordene Formenwelt zusammengesucht, und eine Abhubindustrie, die den an sich schon faulen Kram des Luxusgewerbes mit dreisten Schnitten und frechen Surrogaten zu billiger Scheinware zurecht gestutzt hat. Hier die krampfhaften Versuche, mit allem vorhandenen Sinnenkitzel die tauben Nervenstränge der Reichen noch einmal zu kitzeln, ein Lächeln durch bekannte Kunstformen hervorzurufen, wie bei der letzten schwachen Gedächtnisregung eines an Hirnschwund Leidenden, dort nicht etwa Verachtung jener Abgelebten, sonder der niggerhafte Drang, auch „fein" zu werden kraft einer Phantasie, die plunderhafte Nachahmung nicht von Gediegenheit, rohe Andeutung nicht von Durcharbeitung zu unterscheiden vermag. Dazwischen endlich einige Wenige, die dem wirtschaftlichen Bankerott entgegengehen, weil sie denken und vorwärts wollen und daher weder bei den Verwöhnten noch bei den Neidischen Anklang finden! — In solchem Lichte erscheint die viel im Sinne der goldenen 110 besungene Blüte unseres Kunstgewerbes als eine innerlich ganz faule Treibhauspflanze, würdig des Beetes „moderne Gesellschaft", aus dem sie erwachsen ist. So steht es: Abwirtschaftung aller Stile, Ratlosigkeit gegen gesunde Bedürfnisse und zugleich noch Ratlosigkeit, um des Erwerbs wegen neue künstliche Bedürfnisse zu erfinden; urteilsloses Proletariat in Sammetjacke und Lackstiefeln wie in Arbeitsbluse oder Bureaurock, Betrug in den Formen, in der Ausstattung und in den Preisen: davon umgeben

hauſt das Volk der Denker und Dichter! O, es iſt eine Luſt, darunter zu leben!

Und da der Künſtler nie und nimmer etwas Großes leiſten wird, ohne wenigſtens einen größeren Teil des Volkes hinter ſich zu haben, ſo können wir unſere Kunſt getroſt begraben, bis das Volk erſt wieder geſundet, die Protzen zertreten und die ſervilen Nachahmer verhungert ſind. Die Kunſt, die nicht im Hauſe, ſondern nur in Ausſtellungen und Muſeen blüht, iſt eine Mumie; unſere Häuſer aber bergen nur Klavierſeuche, Surrogatglaſt und Erzeugniſſe des Cretinismus in der Mode. Es iſt abgewirtſchaftet; trotz aller ſchillernden Farben über dem Sumpfe.

Wie viel Hoffnung bleibt da für das Neue, das ſchüchtern und verworren aus feſterem, freilich auch geizigerem Boden hervorwächſt? Wird das wenige Gute, was wir noch haben, nicht mit in den Abgrund verſinken müſſen?

Was ſeit der großen Ausſtellung in Berlin von neuer Kunſt zu ſehen war, hat ſchwindendes Vertrauen nicht gerade allzuſehr feſtigen können. Die tiefe Muße der feſtbeſoldeten Zeitungskunſtſchreiber hat dieſe zwar veranlaßt, ſich mit Feuereifer für zwei Bilder bei Schulte ins Zeug zu legen — Publikus mußte doch einen Knochen vorgeworfen erhalten, an dem in Geſellſchaft genagt werden konnte — aber ſie hatten wieder einmal „den falſchen geweckt“. Die „Begegnung auf der Via Appia“ von S. Siekierz iſt in ſeiner verwäſſerten Siemiradzkiweiſe und ſeiner theatermäßigen Gegenüberſtellung von überſättigtem Heidentum und weltflüchtigem Chriſtentum trotz des feineren Lufttones doch kein recht der Rede wertes Bild, ſo nützlich es vielleicht als Tendenzſtück auf einem chriſtlich-ſozialen Vereinsbanner prangen könnte. Und Fritz Werners „Bismarck verläßt am 6. Februar 1888 das Reichtagsgebäude“ iſt zwar ebenſo fleißig gemalt wie das genannte Bild, entbehrt aber ſo ſehr der Stimmung und Größe, daß es in der maleriſchen Wirkung und Perſpektive nicht über den älteren Lucas Cranach, an Monumentalität nicht über ein Doppelblatt von Ueber Land und Meer hinausgeht. Wer nicht weiß, warum all die Leute den alten Uniformherrn anglotzen und begrüßen, dem wird es das Bild ſchwerlich ſagen. Moderne Geſchichtsmalerei, imponierend trotz des kleinen Maßſtabes, hat eigentlich doch nur Menzel zu ſchaffen verſtanden. Ein Vergleich des tüchtigen Wernerſchen Bildes mit dem genialen „Kaiſer Wilhelms Abreiſe zum Kriege“ redet ganze Bände praktiſcher Aeſthetik.

Von dem übrigen Marktblumenſtrauße aus Schultes Sälen ſind mir nur wenige Blüten im Gedächtnis ſo friſch geblieben, daß ſie weiterer Erhaltung wert erſcheinen. Zwei Nachtviolen Oswald Achenbachs, ganz dem alten Boden entwachſen, aber auch ganz die alte Schönheit atmend, waren die äſthetiſch rundeſten Schöpfungen. Am intereſſanteſten aber erſchienen mir verſchiedene landſchaftliche Skizzen und Studien von Hans Buſſe, Aquarellen von packender Naturbeobachtung und erfreulichſter Beherrſchung der Technik in Ueberwindung moderner Freilichtprobleme; demnächſt noch zwei Porträts von Max Schlichting, die jene Probleme zwar noch mehr auf die Spitze getrieben zeigen, dafür aber auch im Erfolge hinter Buſſes Bildern zurückbleiben. Das Landſchaftliche — namentlich der hellſtrahlende Meeresſtrand des einen Bildes — iſt zwar ſo vorzüglich gelungen, daß von geringerer Kraft nicht geſprochen werden kann; aber die weit ſchwierigere Aufgabe, ein Antlitz faſt ohne jede Schattentönung von einem lichtſtrotzenden Hintergrunde loszubringen, iſt doch noch nicht bewältigt. Es bleibt jene gewiſſe — hart geſagt Brutalität, die mehr als alles andere bisher das große Publikum von den Freilichtmalern ferngehalten hat. Ich meine indeſſen, daß hier am eheſten noch das „et voluisse satest“ gilt.

Große Leinwandflächen endlich hatte J. Ferg mit Darſtellungen von Landſchaften des nordamerikaniſchen „Nationalpark“ bedeckt. Die zauberhafte Welt jener Geiſer, Baſſinterraſſen und Schluchten geben ſie zwar anſcheinend mit großer Ehrlichkeit wieder; künſtleriſch indeſſen haben mich die Aquarellſkizzen noch eher angezogen als die großen Oelbilder, die nach ihnen gemalt ſind. Die rieſenhafte Scenerie hat doch nur einen beſſeren Reporter zu ihrer Schilderung gefunden, und gerade die Größe des Vorwurfs läßt es beſonders hart empfinden, daß ihr der Maler die feineren Beobachtungen und Stimmungen ſchuldig geblieben iſt. Und doch, welchen Vorſprung würden wir erreichen, gelänge es erſt wieder, gerade die heroiſche Landſchaft mit modernem Auge und moderner Technik wiederzugeben!

Nicht vergeſſen ſeien noch zwei Porträtbüſten von Lilly Finzelberg, die weder eine weibliche Hand noch einen „weiblichen“ Geiſt verraten. Namentlich die Wiedergabe des bekannten Großinduſtriellen Schwarzkopff erſcheint ſo lebendig, kraft- und geiſtvoll, daß man ſich den Namen der begabten Künſtlerin nachdrücklich wird einprägen müſſen.

Auch der Berliner Künſtler-Verein hat ſeine Säle inzwiſchen wieder geöffnet und die Beſucher durch ein erweitertes Programm und Auffriſchung der Ausſtattung angenehm

überrascht. Zwar werden die hohen, ursprünglich zu einem Riesenbiersaal bestimmten Räume niemals befriedigende Ausstellungsräume hergeben; jetzt ist indessen doch wenigstens ein Schein von Behaglichkeit erreicht. Immerhin bleibt ein neues eigenes Vereinshaus für die Berliner Künstlerschaft ein Wunsch, dessen Unerfüllbarkeit immer wieder an die Kläglichkeit der hauptstädtischen Kunstverhältnisse gemahnt.

Der Programmwechsel dagegen ist rückhaltlos als ein geradezu lebensrettender Schritt zu begrüßen. Man hat auch Werke von Nichtmitgliedern und Ausländern zugelassen und damit für Laien und Künstler wieder ein Stück chinesischer Mauer eingerissen.

Der größere Teil der redenswerten Bilder stammt von der Dresdener Aquarellausstellung; da noch eine zweite Serie in Aussicht steht, möchte ich mir ein Eingehen auf diese Aquarellen, namentlich auf die Werke der Schotten, vorbehalten, bis das Ganze im Zusammenhange zu besprechen ist. Ich glaube, daß bis dahin auch der größere Teil der übrigen Bilder aus meinem Gedächtniß geschwunden ist — hoffentlich auch ein Richard Wagner von Lenbach, der einem Konsistorialrat ähnlicher sieht als es Lenbachs würdig ist —; und da ich bei dem beschränkten Raume diese Probe auf Dauerbarkeit der Eindrücke wohl zu machen berechtigt bin, so möchte ich eine Erwähnung auch des übrigen Erwähnenswerten verschieben. Dem Dauernden geschieht dabei kein Unrecht; dem Leser bleiben Eindrücke vom Eindruckslosen erspart.

Hans Schliepmann.

* * *

„Bühnendrama" und „Lesedrama" lauteten zwei Schlagworte der gangbaren braven Kritik, — jener Kritik, die sich so leicht handhabte, wenn man die Schlagworte glücklich sich einstudiert hatte. Der Sinn kam dabei etwa dem von Schaf und Bock im himmlischen Hauptbuch gleich. Denn das Bühnendrama, das sich wirklich durch Verdienst oder Glück einmal die Bretter erobert, hatte eine ewige Jugend: das Lesedrama aber, das wußte jeder, las doch niemand, es war, mit sehr wenig Ausnahmen, eine unschuldige Freude der Jünglinge, die sich zum ersten, und der Greise, die sich zum letzten Mal gern gedruckt sahen. Ach, auch in der Aesthetik schwindet eine gute alte Zeit! Auch die Schlafmützen und die Schlagworte unterliegen der Mode und dem ewigen Fluß der Dinge, man muß neue erfinden, und die ästhetische Kritik erfordert in ganz unmanierlicher Weise auf einmal Phantasie, Geist und Schlagfertigkeit, die nach Ansicht kompetentester litterarisch-historischer Großväter bisher für eitel Allotria gegolten. Die Ergänzung, die uns im Moment not thut, ist eine korrekte Bezeichnung für das Drama, das von der Bühne an guter und Erfolg verheißender Stelle angenommen, dann aber von der Polizei für öffentliche Aufführungen verboten und so zwangsweise zum Lesedrama degradiert worden ist. Nennen wir's bis auf einen besseren Einfall das Censurdrama. Ein Censurdrama sind im Augenblick Hauptmann's wundervolle „Weber." Ein Censurdrama ist das in diesen Heften erscheinende eigenartige Drama Hanna Jagert von Otto Erich Hartleben. Und ein drittes Censurdrama geht uns eben jetzt zu in dem bei S. Fischer in Berlin verlegten modernen Drama in fünf Aufzügen von Felix Holländer und Hans Land: „Die heilige Ehe." Dem Buche vorangestellt ist folgende, für die augenblickliche Stimmung in deutschen Dichterkreisen höchst charakteristische Einleitung: „Dem vorliegenden Werke, das im Berliner Residenz-Theater im November dieses Jahres in Scene gehen sollte, wurde durch Verbot des Königl. Polizei-Präsidiums die Bühne verschlossen. Die Aufführung des Werkes wurde „aus sittenpolizeilichem Bedenken" untersagt. Die Bemühungen der Autoren, diese Verfügung der Behörde rückgängig zu machen, waren vergeblich, da man an „höherer Stelle" die Ansicht aufrecht hielt, die Tendenz des Werkes richte sich gegen die Institution der Ehe und bezwecke deren Verhöhnung. Die Verfasser übergeben nunmehr dies Drama dem deutschen Publikum und rufen die öffentliche Meinung zum Zeugen dafür an, daß man ihnen eine Tendenz unterschob, von der im Werke selbst auch nicht leiseste Spuren zu wittern sind. Ein dem Leben entnommener Einzelfall vielmehr ist in konsequenter Tragik entwickelt worden. Ein Appell an den Minister des Innern, Grafen von Eulenburg, blieb erfolglos. Der Minister, der nach Lektüre des Werkes sich nicht veranlaßt sah, die polizeiliche Maßregel aufzuheben, hielt es sogar für nicht angemessen, die Autoren, die sich persönlich an ihn wandten, vorzulassen. Da aber nur auf der Bühne zu vollem Leben das Drama erwacht, so werden die Autoren diesem ernsthaft gewollten Werke mit allen gesetzlichen Mitteln den Weg zur Schaubühne freizumachen suchen. Sie glauben damit nicht nur selbstischem Interesse, sondern einer allen unabhängigen Künstlern gemeinsamen und nicht geringen Sache zu dienen. Es soll sich nunmehr erweisen, ob ernsten Zielen zustrebenden Künstlern auf der deutschen

Bühne sich zu äußern versagt bleibt, während die Adolf-Ernst-Zote und ungezählte, andere Schlüpfrigkeiten frohgemut ihren Freipaß nützen. Das soll nun vor preußischen Richtern verhandelt werden." Wie man sieht, steht das Drama ums Drama noch nicht beim letzten Akt, und man darf gespannt sein, welches Ergebnis herauskommt. Jedenfalls darf das rein ästhetische Urteil sich noch zurückhalten, bis die Gesetzeswürfel endgiltig gefallen sind. Denn das zeigt schon die oberflächliche Lektüre: es handelt sich hier in jedem Zuge um ein Bühnenstück, dessen wahre Würdigung lediglich vor offenem Vorhang erfolgen kann. Sämtliche Rollen sind eigentlich nur angelegt, damit der gute Schauspieler etwas aus ihnen mache, und mit allem auf den Leser berechneten Beiwerk ist auf's ängstlichste gespart. Was sich aber wenigstens auch für den Unbefangensten schon jetzt feststellen läßt, ist das Problem des Ganzen, und an diesem Problem hängt ja die Rechtsfrage. Das Stück zeigt einen jungen Mann aus der Geldklasse unserer Tage, etwas besser als die Durchschnittsware, aber doch nahe an der Grenze schwankend. Als Junggeselle (im ersten Akt) hat er ein Verhältnis mit einem für ihn nicht „heiratsfähigen" Mädchen aus dem Volke angebendelt, wobei das Mädchen natürlich ruiniert wird, ohne einen andern Ersatz zu erhalten als eine Geldsumme beim gewaltsamen Bruch. Fritz „wird" von seinen Verwandten verheiratet. Ein gutmütiger Kerl, wie er ist, schmerzt ihn die rohe Abfertigung der alten Liebe, aber er hat keine Kraft, sich gegen die Konvention, die ihn zur Geldheirat treibt, aufzulehnen. Was für eine „Ehe" aber herauskommt, ist leicht zu verstehen. Frau und Mann, ohne jede Liebe aus reinen Verwandtschaftsrücksichten vereint, katzbalgen sich von spät bis früh. Schließlich (im zweiten Akt) läuft die Frau wütend nach Hause, zum furchtbarsten Entsetzen der Verwandten, die den „Skandal" als schlimmsten aller Teufel fürchten. Als diese sie lamentierend wieder zu dem Ehemann zurückbringen, erklärt der, auf's äußerste getrieben, daß er die „Ehe" lösen wolle. Bei dieser Gelegenheit (zu Ende des dramatisch sehr bewegten dritten Aktes) bricht der Vater des Helden, derselbe, der einst das Junggesellenverhältnis des Sohnes reinlich gemacht, d. h. mit Geld abbezahlt hat, in den Jammerruf aus: „Er *wird* sich nicht über alles hinwegsetzen . . . mein Sohn . . . mein Sohn wird *nicht* die Ehe brechen . . ." darauf Fritz (dumpf, leise): „Ehebrechen — ehebrechen . . . . (Aufschluchzend) Ja — es *ist* eine Ehe gebrochen worden — eine heilige Ehe . . . ." Der vierte Akt zeigt den verzweifelten Versuch des Helden, nachdem ihn die Erleuchtung jenes Moments eine kurze Weile zum Manne gemacht hat, der hinter den Lügen der Konvention das Wahre schaut, den roh zerrissenen Faden des alten, trotz aller gesellschaftlichen Unmöglichkeit echteren und sittlicheren Liebesbundes wieder aufzunehmen. Er findet aber, wie auch nicht wohl anders zu erwarten, seine frühere Geliebte nun wirklich „entsittlicht", als Dirne, die von Stufe zu Stufe sinkt. Der letzte Akt ergiebt sich aus der innerlich doch total zermürbten Natur des Fritz: in seiner Zerknirschung über die Dinge, die er bei Lieschen, der Geliebten, gesehen, gewinnen die Verwandten Mella's, der Frau, ohne Mühe wieder Macht über ihn und die Ehe wird zu allgemeiner Wonne wieder „eingerenkt". Wie man deutlich genug sieht, polemisiert das Stück als „Tendenzstück" gegen zweierlei. Einmal die Frivolität, mit der in modernen Lebemannskreisen ein Verhältnis, wie das von Fritz und Käthchen, bei dem das Weib sein Alles aus Liebe daran setzt, rein als Vergnügungssache gefaßt und eventuell mit Geld abgezahlt wird, als stecke hier gar nichts „Heiliges." Auf der andern Seite die Mischung von Frivolität und Borniertheit, mit der eine rein aus Geldrücksichten zusammengekuppelte Schein-Ehe, die aller Liebe Hohn spricht, von denselben Leuten als „heilig" bezeichnet wird, bloß des Wortes und seines auf einem hier ganz unbekannten sittlichen Boden erworbenen Rufes willen.

* * *

Je mehr Censur, je mehr Verbote: desto mehr Notwendigkeit „*Freier Bühnen*." Eine neue, (zu den beiden Volksbühnen und der alten „Freien" die vierte) wird von *Franz Held* angekündigt. „*Fresko-Bühne*" nennt sie sich. Wir wollen über den Wortlaut des Programms uns nicht streiten, an lauten Worten ist darin kein Mangel, es läuft auch manches recht Curiose mit unter, das jedenfalls besser gemeint, als gesagt ist. Das litterarisch Interessante konzentriert sich vorläufig durchaus auf die geplante Aufführung des Dramas „Manometer auf 99" (oder wie es anfänglich in zweifellos besserer Fassung betitelt war „Der große Riß") von Franz Held. Das Stück enthält eine Reihe dramatisch sehr wirksamer und gedankenreicher Stellen, es muß sich aber nun bewähren, ob es als Ganzes seinen Mann stellt. Jedenfalls lohnt es sich vollauf des Experiments.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction *Wilhelm Bölsche*, Friedrichshagen. Verlag von S. *Fischer*, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: *Leistner & Drewes*, Magdeburg.

Leben der Liebe.

Wiener Sitten.

Von

Hermann Bahr.

(Schluß.)

VIII.

März — Wind und Regen und Schnee und Frost und Kot wüst durcheinander — und Rudi müde, ratlos und verdrossen in dem trüben, widerlichen Zwischenspiele nach dem Winter; sein Schicksal glich dem Wetter: halb und grau und ungewiß und doch waren schon schöne Hoffnungen zu ahnen.

Er hatte keine Ruhe. Es litt ihn nicht daheim. Arbeiten — nein, daraus wurde doch nichts, als daß er erst wieder zu grübeln begann und auf neue Qualen sann. Lesen — es interessierte ihn nichts mehr, er behielt kaum den Sinn; er konnte zehn Bogen wenden und wußte zuletzt nichts. Briefe schreiben, er schuldete eine ganze Menge — aber er war ärgerlich und faul. Spazieren, bummeln — es stürmte und war naß. Café — immer die nämlichen Gesichter, die nämlichen Späße, die nämlichen Gespräche. Und gerade heute konnte Kathi nicht — das hätte ihm wenigstens ein paar Stunden vertrieben!

Er sah, daß das Verhältnis mit der Hofrätin doch auch seine guten Seiten hatte. An solchen Tagen merkte er es erst. Sonst verdroß und belästigte es ihn oft. Dann bereute er, daß der Aerger über Margit ihn damals fortgerissen hatte, und es schien ihm eine große Dummheit; er fühlte für die alte Frau doch gar nichts und ihr verliebter Eifer wurde widerlich. Aber wenigstens beschäftigte es ihn, oft war es komisch und sie ließ sich quälen. Er erholte seine gekränkte Eitelkeit bei ihr und sie büßte für die Sünden Margits.

Margit war an allem Schuld. Er konnte es noch immer nicht begreifen. Damals, auf dem Balle bei Fanny — das war doch unzweifelhaft und klar! Deutlicher konnte eine Frau ihr Gefühl nicht gestehen; er erinnerte sich jedes Wortes, jedes Blickes, jeder Geste und mochte es, wie er sie prüfte, noch immer nicht glauben, daß sie gelogen, ihn genarrt und sich belustigt hätte. Aber sie war den nächsten Tag und so oft er sie beharrlich eine Woche lang besuchte, durchaus nicht zu sprechen und ließ ihm endlich in dürren Worten sagen, daß sie jetzt überhaupt niemanden empfing. Nun war er zur Fanny, so wenig ihm eigentlich

der Verkehr in diesem Hause paßte, und ertrug den faden langweiligen Jour, wo geschwätzige, schlecht gekleidete und aufgeputzte Weiber „Angehen“ spielten und man sich mit elenden parfümierten Cigaretten verdarb. Da glückte es ihm, sie endlich doch wieder einmal zu erwischen; aber sie that hochmütig, fremd und unnahbar und wie ihm zuletzt die Geduld riß und er sich auf das Bekenntnis von damals berief, da wandte sie sich kalt und ließ ihn einfach verächtlich stehen wie einen dummen Jungen, der sich unartig beträgt. Das konnte er doch nicht ertragen und lief am selben Tage noch zur Hofrätin und gab nicht nach — er wollte sich rächen und Margit beleidigen, wie leicht er zu trösten war, und es that ihm nur leid, daß sie nicht zusah.

So kam es. Margit allein war schuld. Früher achtete er die Hofrätin garnicht und verlachte ihre Briefe. Sie hatte ihm gleich nach dem Balle geschrieben, acht Seiten tolles Geschwätz, sehr pathetisch, und wie einsam sie sich das ganze Leben gefühlt, unverstanden neben einem guten, aber engen und beschränkten Gatten, der die Tiefen und die Rätsel ihrer seltsamen Natur nicht ahnte, und daß sie in ihm nun endlich das erste Mal wirklich einem Manne begegnet, dem gewaltigen und herrlichen Manne ihrer Träume, und wie sie es vom ersten Blicke gefühlt, daß sie zusammengehörten und keines ohne das andere mehr sein könnte und sie sich in einem freien reinen Bunde der Seelen vermählen müßten . . . und so weiter acht Seiten lang mit thörichten Citaten aus der Sand, Musset und Heine, lüsterne Seufzer mit sentimentalen Phrasen verkleistert. Er lachte und antwortete garnicht. Sie schickte Blumen. Sie lud ihn zum Diner — auf einer großen gedruckten Karte mit U. A. w. g., aber hinten war in ihren steifen Schnörkeln gekritzelt, daß er ihr poste restante antworten sollte, sie müßten die Vorurteile des Mannes schonen; das reizte ihn psychologisch, ob sie gewaltsam eine Erklärung provozieren wollte, weil, wer nur ein bischen Gefühl für Stil hat, im poste restante-Verkehr die Liebe wirklich nicht vermeiden kann oder ob es ihr etwa nur um die billige Aufregung war, sich heimlich Briefe von der Post zu holen. So amüsierte sie ihn, er sammelte die Blätter als verwendbare Dokumente der Weiblichkeit, aber er dachte garnicht daran. Er liebte die höheren Semester der Hysterie nicht. Erst der Zorn um Margit, um sie zu kränken, um sich zu rächen, trieb ihn zu ihr; oder eigentlich, wenn er sich recht besann — so klar und bestimmt war es ihm damals garnicht gleich gewesen, sondern den einsamen Gedanken wollte er entlaufen und sich beschäftigen und sich betäuben und — den Rest hatte die kleine Idealistin ganz allein von selber besorgt. Aber jedenfalls, das stand fest: Margit war an allem schuld.

Er hatte sich eigentlich garnicht zu beklagen. Er gewann sogar bei dem Tausche — der Verstand rechnete es ihm unwiderleglich vor. Margit war freilich schöner und jünger — aber das ist doch bloß ein Vergnügen für die erste Woche, man gewöhnt es gleich und bemerkt bald garnichts mehr. Dafür hatte die Hofrätin den Vorzug, daß er sie nicht liebte, sondern vielmehr ganz sicher war, sich niemals in sie zu verlieben. Wer weiß, was das mit Margit, wenn er die Vernunft verlor, gefährliche und schlimme Folgen haben konnte . . . und die Geschichte mit dem Manne . . . und ihre ganze launische wendische unzuverlässige Art — er konnte wirklich Gott danken! Er war für solche Sachen garnicht. Er brauchte ruhige gemütliche Verhältnisse, die niemand störte, und mußte mit zärtlicher Geduld behandelt werden; aber nicht, daß er selber noch tausend Rücksichten nehmen und aufgeregte Launen beschwichtigen

sollte. Nein, das paßte ihm garnicht. Er wollte es behaglich und bequem und wenn er nicht der Pascha seiner Geliebten war, das hatte er niemals lange ausgehalten. Er hätte es mit Margit sicherlich nicht lange ausgehalten. Also wozu erst — und sich vielleicht noch viel die Beine ablaufen und sich halb tot ärgern, bis es der Widerspenstigen einmal beliebte! Die Hofrätin war entschieden viel praktischer. Da brauchte er sich nur hinzusetzen und sie betete ihn an. Sie gehorchte willig jeder Laune. Er konnte sie quälen und kränken. Sie beklagte sich niemals. Und in dem Hause wurde vortrefflich gekocht.

Er unterhielt sich königlich. Erstens unterhält man sich immer, wenn man keine Leidenschaft zu geben braucht. Die ewige Spannung der Gefühle wird bald unerträglich, aber wer bloß zusieht und genießt, kann leicht lachen. Und dann war eine spaßigere Frau garnicht zu denken, von unwiderstehlicher Komik an Körper und Seele, was immer sie dachte oder that — und besonders, seit er die Formel heraus hatte, die ihre Widersprüche löste, und jeder Geberde, jedem Tone auf die Muster folgen konnte, woher sie sie nahm. Der Mechanismus ihrer Komik war sehr einfach. Sie stammte aus der Provinz, wo sie am engsten mit Vorurteil verrammelt ist, aus der niederen Büreaukratie der Josefinischen Dressur, sehr spießbürgerlich und landstädtisch erzogen, prüde, dumm, ehrbar, aufgeblasen, steif. Das gab ganz unten die erste Schichte ihrer Natur, die er gerne neugierig besuchte, weil sie ihm ungewohnt und seltsam wie eine verstaubte Gestalt aus Kotzebue schmeckte, als der Großvater die Großmutter nahm. Darüber lag, seit der Gatte endlich aus dem stillen Neste weg ins Ministerium hinauf gebücklingt war, das falsche Wienertum der Provinzialin, die durchaus ihre Herkunft verleugnen und die Wienerinnen noch überwienern will, erkünstelt und gewaltsam und immer um eine Octave zu fesch. Und neuestens schließlich, seit er gar Hofrat geworden, noch dazu als Nummer drei der aristokratische Tic — die Sucht mondän zu scheinen, die extravaganten Faxen anzunehmen, die den gaffenden Bürger verblüffen, und die große Lebedame zu erlernen, wie sie in den hohen Kreisen üblich ist. Das war jetzt ihr eifriger, unverwindlicher, rastlos geschäftiger Wunsch. Den ganzen Tag las sie in französischen Romanen und bildete sich für das vornehme Leben. Sie wollte auch so eine werden, von der alle reden, verleumdet und beneidet, ein Rätsel, das die gewöhnlichen Leute erschreckt und verblüfft, so eine, die die Träume der jungen Dichter begeistert — das schuldete sie ihrer Stellung! Es war ihr manchmal sehr unbequem, aber Noblesse oblige! Sie empfand es als ihre Pflicht. Sie wäre viel lieber ruhig daheim gesessen und hätte Strümpfe gestopft und mit den Nachbarinnen geklatscht, wie damals durch die zehn friedlichen Jahre in Linz a/Donau, als atemlos immer in alle Konzerte, durch alle Theater, zu allen Rennen zu hasten, unausgeschlafen, übernächtig und in tausend Sorgen, ob sie wohl auch das Richtige treffen und sich nicht blamieren würde. Sie fühlte sich unbehaglich in dem Lärm und Taumel, wie in einem Omnibus auf holperigem Pflaster, aber sie glaubte sich nun einmal durch die Würde des Gatten verpflichtet! Man sollte nicht meinen, daß sie das nicht auch konnte, als ob man dazu erst eine Geborene sein müßte! Es war genau die gleiche Philistrosität der Pflicht, die sie damals zur kleinlichsten und peinlichsten Pedantin aller bürgerlichen Schrullen machte und die sie jetzt ohne Freude in bedenkliche Abenteuer und schlimme Streiche trieb.

Vornehm wollte sie scheinen und auf der Höhe der Zeit sein. Davon hatte sie freilich manchmal ganz sonderbare Begriffe, wie eine Hausmeisterin.

Mit den Kleidern ging es ja; da konnte man sich auf die Schneiderin verlassen. Aber der Ton, die Gesten — sie kannte die Gräfinnen nur, wie man sie auf dem landschaftlichen Theater in Linz spielt; das reichte doch nicht immer aus. Sie plünderte die französischen Romane; die mußten es wissen. Sie gaben ihr manche wirksame Anleitung; aber oft stimmte es wieder gar nicht mit Wien. „J'adore les parties dans les guinguettes", hatte sie irgendwo gelesen und nun plagte sich Rudi umsonst, es ihr auszureden, weil es das in Wien ganz einfach garnicht gab. „J'ai des gouts canailles", wiederholte sie zähe und unabänderlich und verlangte durchaus von dem harmlosen Großstädtchen, wo die Sünde so genügsam und bescheiden ist, die verkünstelten bizarren Freuden der Boulevards. Er hatte niemals ein drolligeres Frauenzimmer erlebt.

Erst ging er zu ihr, wie man zur Klabrias-Partie geht, weil er sicher war, jedesmal einen neuen Spaß zu treffen und sich ganz vorzüglich zu vergnügen. Man konnte seinen Nachmittag nicht besser verbringen. Täglich hatte sie wieder was anderes — dem Leben abgeguckt oder nach einem Buche empfunden. Täglich wechselte die Komödie. Täglich versuchte sie einen besonderen Stil der „Genreuse". Sie war wie eine Musterkarte aller Fexereien, die nur jemals auf der Erde irgendwo für Fin-de-siekle ausgegeben werden. Und wenn sie dann doch immer wieder zuletzt von der Provinz sich unversehens überrumpeln ließ, das amusierte ihn köstlich.

So hatte es begonnen. Er fühlte nichts für sie, aber sie vertrieb ihm gut die Zeit und wenigstens vergaß er Margit. Und sie war sehr genügsam. Sie forderte keine große Leidenschaft. Er sollte sich nur lieben lassen. Sie wollte nur einen Geliebten, weil denn das doch einmal dazu gehört. Sie war nicht verwöhnt. Nur eines durfte er ihr nicht versagen: Er mußte ihr schreiben. Das hatte sie gar so gern, das machte sie so glücklich und stolz! Das konnte er ihr ja endlich versprechen. Zwei, drei Briefe wöchentlich — das war wirklich nicht zu viel verlangt. Und er hatte ja Uebung. Er wußte, was man da beiläufig sagt — es ist immer wieder dasselbe, nur daß man manchmal etwas fühlt dabei und manchmal nicht. Ja — zwei, drei Briefe wöchentlich, das ließ sich immerhin hören. Das konnte er leisten.

Er fand es sogar sehr lustig. Es weckte manche liebe Erinnerung. Bei jedem Satze, den er schrieb, dachte er an eine andere Schöne, der er einst das nämliche geschrieben, und es gab allmählich um seinen Geist eine artige Versammlung von Blonden und Braunen, die er alle einmal geliebt . . . oder mit denen er wenigstens so gethan.

Das war sehr nett, er fühlte sich, indem er schrieb, ungemein behaglich und begeisterte sich langsam immer mehr. Es klang, wenn er es dann noch einmal überlas, wirklich sehr hübsch und er weilte noch ein bischen und hatte ohne Mühe noch manchen neuen Einfall, zärtliche Wendungen, kosende Worte, zierliche Verstecke schlimmer Wünsche, die nicht jeder findet. Es schmeichelte seiner Eitelkeit. Er hatte in allen Künsten ein bischen dillettiert. Warum sollte er sich nicht auch einmal im Litterarischen versuchen? Vielleicht konnten diese Briefe, wenn man sie sammelte, eine ganz erfreuliche Novelle geben. Er durfte sich nur die Mühe nicht verdrießen lassen und mußte sie etwas sorgfältiger drehen und eine wissentliche Steigerung der Gefühle nicht vergessen, daß das Interesse nicht erlahmte. Er schrieb immer heftiger und heißer — und sonderbar, es war ihm oft, als ob er auch wirklich, allmählich, immer heißer und heftiger

empfände. Er täuschte sich vielleicht; es war vielleicht bloß Dankbarkeit und Mitleid, was langsam zur Liebe auszuwachsen schien. Er hatte in der kleinen Frau zuerst die Leidenschaft geweckt; er hatte sie die Liebe gelehrt; er nahm ihr das Leben, wenn er sie wieder verließ, allen Wert und alle Freude des Daseins. Sie hatte ja wirklich sonst nichts auf der ganzen Welt. Das rührte ihn und gab doch auch ein angenehmes Gefühl.

Vorderhand dachte er gar nicht daran, sobald wieder ein Ende zu machen. Er war recht zufrieden. Man konnte sich keine fügsamere Geliebte wünschen. Und dazu noch der Gatte, dieses prächtige Exemplar von bureaukratischer Dummheit, ein wahres Archiv von unbezahlbaren Schwänken wider Willen. Er mußte oft gewaltsam an sich halten, daß er ihm nicht unverhohlen sein Verhältnis zu der Frau gestand: er hätte zu gern das Gesicht gesehen und seine Antwort gehört!

So verstrich ein Monat munter und gemütlich. Langweilte er sich einmal, so kam er ganz einfach ein paar Tage nicht und suchte andere Gesellschaft. Sie verzieh alles. Das Verhältnis belästigte ihn nicht und war, wenn er es brauchte, doch immer bereit. Wenn er nichts besseres zu thun hatte, brauchte er sich nicht erst lange den Kopf zu zerbrechen. Das Ideal eines Verhältnisses — mit Margit hätte er es sicher nicht so gut getroffen.

Er sah Margit jetzt wenig. Sie begegneten sich selten. Anfangs vermied er es strenge, jemals wieder ein Wort mit ihr zu sprechen. Dann hatte es sich einmal gefügt, daß sie gelassen ein paar artige Reden tauschten — aber ganz förmlich und fremd. Sie war freilich wieder unsäglich schön und lieb. Aber er zwang sich. Er hatte genug. Er ließ sich nicht noch einmal narren. Die Weiber sollten sich nicht einbilden, daß man ihnen nachlaufen muß. Er war kein Brakenburg. Dazu hatte er nicht die Geduld. Es gab ja andere. Er war nicht von denen, welche der Widerstand reizt. Wenn ihn eine nicht wollte — er kaprizierte sich nicht auf sie. Er ärgerte sich eine Weile — aber die nächste Woche war's vergessen.

Er hätte Margit sicher rasch vergessen. Er war auf dem besten Wege. Es that ihm schon garnichts mehr, wenn er sie sah. Er redete ganz gelassen mit ihr oder ging auch ganz ruhig vorüber. Er hatte sich alles Gefühl für sie schon beinahe abgewöhnt — da war jene Karte gekommen.

Vorige Woche. Ganz unvermutet. Er traute kaum seinen Augen, wie er ihre Schrift sah. Ganz unvermutet und dunkel und geheim, daß er es garnicht zu deuten wußte. Was konnte sie wollen? „Ich erwarte den Freund Samstag bei Fanny, zur gewöhnlichen Stunde. Ich brauche ihn. Er hat es mir einmal geschworen". Nichts weiter. Was hieß, was bedeutete das? Bereute sie ihren Hochmut? Oder wollte sie bloß das Spiel noch einmal von vorne beginnen?

Natürlich ging er hin. Ein Haufe widerlicher Menschen, die er nicht leiden mochte, und Margit mitten in einem Schwarm von aufgeblasenen Laffen und kaum ein leichtes Nicken auf seinen Gruß, als könnte sie sich garnicht besinnen, wer das wohl eigentlich wäre. Auch gut — er kam ihr nicht entgegen; er fragte nicht; wenn sie was wollte, würde sie es schon von selber sagen. Und schließlich stellte es sich heraus: es war neulich vom Frühlingsfeste die Rede gewesen, sie wußte kein Kostüm, man will doch auch nicht ewig die gleichen Geschichten, und da war ihr eingefallen, daß er sich ja mit solchen Sachen gerne beschäftigte — vielleicht konnte er raten, wie sie gehen sollte, aber es hatte ja

noch lange Zeit. Er versprach ihr ein Buch, wo sie das Nötige fände. Er schickte es ihr den nächsten Tag. Damit war es erledigt. Nein, er ließ sich nicht noch einmal fangen.

Nur seit jener Stunde — er fand seit jener Stunde keine Ruhe mehr. Er mochte sich schelten und verspotten — es half nichts. Er mußte immer wieder an sie denken. Wenn sie ihn dennoch liebte? Es war vielleicht damals bloß der letzte Widerstand der Scham gewesen. Sie liebte ihn vielleicht und litt.

Es ging ihn ja eigentlich garnichts an. Mochte sie immerhin! Was kümmerte das ihn? Er hatte jetzt eine Andere. Es war ihre Schuld. Sie wollte es ja nicht anders!

Aber es ließ ihn nicht. Er mußte immer an sie denken. Er brachte sie nicht wieder aus dem Sinn. Wenn sie ihn dennoch liebte! Sie konnten so namenlos selig zusammen sein.

Er wehrte sich tapfer. Er wollte nicht noch einmal auf den Leim. Er hatte von der einen Blamage gerade genug. Aber es half nichts. Wie er sich auch mit kräftigen Gründen bemühte, es wuchs die unwiderstehliche Sehnsucht und eine hastige Angst wich nicht von seiner ratlosen Seele.

Es trieb ihn unstet. Er konnte nicht sagen, was er suchte. Es war eine große Ahnung in ihm, ein helles Vorgesicht von späten Freuden. Er mochte sich hundertmal beweisen, daß es nichts bedeuten konnte. Er wurde es nicht los.

Es war wohl auch die Zeit, die ihn verwirrte, die bange Nähe des Frühlings. Da wurde er, wenn die ersten Säfte aus den Zweigen schlugen, immer fieberisch, toll und trunken, wie von geheimen und seltenen Gewalten aus sich selbst verdrängt. Er mochte dann nirgends verweilen; es trieb ihn aus dem trägen Winter fort, den Blüten entgegen. Er hätte, wie durch einen närrischen Kreisel in der Brust, laufen und springen und tanzen mögen, sich drehen und wälzen und von steilen Wiesenhängen rollen. Tausend Dinge begann er gierig, ließ sie gleich wieder und taumelte weiter. Es war eine namenlose Angst, daß er Köstliches versäumen könnte .... es war gewiß ganz nahe, er fand es nur nicht gleich und tastete umsonst. Er fühlte, als ob das große Erwachen der Erde, das überall hinter dem grauen Regen schon heimlich sich rüstete, aus seiner Seele geschähe, seine Keime saugend, von seinen Kräften holend, seine letzten Triebe gestaltend, und er müßte seine tiefsten Heimlichkeiten dazu geben. Es schwoll und drängte sich, daß es aufzubrechen und ihn zu sprengen drohte — er wußte nicht was, aber eine schöne und liebliche Fülle. Seltene Hoffnungen, unmögliche Begierden, neue Wünsche erstanden. Er sah Farben, die sich sonst versteckten, und stumme Töne wurden gelöst. Ein wunderlicher Rausch von Wollust und Schmerz verzog die Dinge in Größe und Schönheit. Es war offenbar nur der Frühling, das ungeduldige Vorgefühl des Frühlings, der schon da ist und gleich durch die schweren Nebel brechen wird.

Wenn nur erst der März vorbei war! . Er kannte sich doch. Länger hielt es nicht. Es ängstigte ihn bloß der Wechsel der Zeit. Er erfuhr es jedes Jahr; er durfte sich nicht täuschen. Wenn nur erst der Frühling wieder da war, dann verstummte gleich das bange Stöhnen, das Liebe schien und doch nur die Mühe der Nerven war, dem Kalender zu folgen.

Und er rechnete sich zum zehnten Male die Hindernisse vor, die ihn von Margit schieden: die störrischen und wandelbaren Launen ... der verzogene Stolz ... heute Margit, morgen Gretl, man mußte sich vor jedem neuen

Tage fürchten und konnte sich nicht verlassen . . . ganz abgesehen von der leidigen Geschichte mit dem Gatten, die auch nicht nach seinem Geschmack war . . . und sein Gefühl, das er sich damals eingeredet hatte, hieß auch nichts; er schämte sich, wie rasch die laute Leidenschaft verblichen war. Nein, er ließ die ganze Sache lieber. Es kam sicher nichts als Aerger und Verdruß dabei heraus. Er blieb schon lieber bei der Hofrätin. Das war entschieden verläßlicher und bequemer.

Nur dieser Straß verdroß ihn! Selber wollte er nichts mehr von ihr. Doch der Gedanke, daß dieser Preuße vielleicht geduldiger und zäher — aber lächerlich! Es fiel ihr gar nicht ein. Sie fühlte für ihn so wenig wie für die anderen, wie zärtlich sie auch oft mit allen that. Diese guten Blicke, das liebe Lachen, der sanfte Druck bedeuteten garnichts — er wußte es doch aus eigener Erfahrung! Sie war kokett und kalt, ganz kalt im Grunde ihrer Seele, ohne Sinne und Gefühl, nur der Eitelkeit ergeben. Jeder sollte sich in sie vernarren; das schmeichelte ihr. Aber sie erwiderte und vergalt es keinem. Ein ehrliches, unbedachtes Gefühl vermochte sie gar nicht. Sie spielte bloß mit der Liebe. Sie wollte nur glänzen. Alle sollten um sie schwärmen und keinem mochte sie gehören, unempfindlich, hart und ohne Gnade.

Nein, das war nicht sein Fall. Mela hatte ganz recht: sie war ein Blender für den flüchtigen Verkehr; tiefere Gefühle durfte man nicht suchen — die schwülen Augen logen; wer sich näherte, wurde enttäuscht. Nein, das paßte ihm gar nicht. Er tanzte nicht am Narrenseil der Liebe. Er haßte das herzlose entsinnlichte Geschöpf vom Ende der Kulturen, das nur aus Nerven und Verstand ist.

Er blieb bei seiner Hofrätin. Die war dumm und hatte Gemüt. So alle sechs Wochen konnte er immerhin einmal zu Fanny — nachschauen, was die tolle Gretl trieb und wen sie nun wieder zappeln ließ; für den unbeteiligten Dritten ist es ja sehr lustig. Hatte sie gerade ihren guten Tag und wollte plaudern — desto besser! Anders durfte man sich mit diesen Frauen nicht stellen, die nur reizen, nicht gewähren können.

Wenn nur erst einmal der Frühling ausgebrochen war!

IX.

Das Verhältnis dauerte lange. Es wurden schon bald drei Monate. Rudi staunte und konnte es nicht begreifen. Er hätte es sich gar nicht zugetraut . . . und der thörichten kleinen Hofrätin erst recht nicht! Gerade darum begann er ja damals mit ihr, weil sie unbeständig, eitel und vergeßlich schien, in Wunsch und Laune veränderlich und rasch, ohne viel Umstände und Geschichten. Er dachte es sich damals ganz anders, leichter und bequemer, auf ein paar Wochen höchstens als ein eiliges und glattes Abenteuer der Sinne und des Uebermutes, das nur so flüchtig vorüber streifen und gleich verwehen sollte. So erwartete er es. So wünschte er es. So paßte es ihm: nett, nicht zu anstrengend und von vorne herein nur als Provisorium gemeint, von heut' auf morgen.

Aber langsam nahm es heimlich und unauffällig, daß er es kaum gewahrte, täglich strengere, ernstere und festere Formen und sie hatte, bevor er

sich noch recht besann, in seinem Leben plötzlich einen Platz, den er lieber frei gehalten hätte. Man kommt da so hinein, weiß garnicht wie. Auf einmal fühlte er sich gebunden und angehängt, in einer sanften, aber immerhin merklichen Gewalt und . . . mit einem Wort nicht mehr gemütlich.

Es ließ sich gar nicht mehr beschreiben, wie er es empfand. Er sann umsonst und suchte das rechte Wort. Er durfte sich ja eigentlich nicht beklagen. Es fehlte nichts zum Glücke seiner Liebe — er mußte es wohl, da es dauerte, Liebe nennen, weil die dumme Sprache keine ordentlichen Worte hat; und auch der Mann hielt sich sehr nett und wacker und störte niemals, als nur so viel wie für ihr Raffinement gerade unbedingt nötig war, damit sie es noch als Ehebruch empfinden konnten. Aber er fürchtete für seine Freiheit. Er war schon nicht mehr frei. Auch nahm es viele Zeit; er kam sonst nirgends mehr hin, hockte nur immer bei ihr . . . und Verdruß mit Freunden, die er noch einmal brauchen konnte. Er sah es täglich deutlicher. Höchste Zeit, abzublasen, auszukneifen, ein Ende zu machen. Rasch nach was anderem umschauen . . . so geht es am besten. Er sagte es sich täglich. Aber sein altes Pech: die Kunst des Bruches erlernte er niemals; er war immer zu gut. Er konnte sie nicht so kränken. Wie sollte sie ohne ihn leben? Sie würde es nicht ertragen. Er brachte es nicht über sich. Sie hatte ihm ja schließlich nichts gethan, daß er sie so quälen und vernichten durfte. Und dann, ganz abgesehen davon — er hätte den grausamen Mut vielleicht vermocht, aber . . . . . es war ja ganz thöricht und närrisch . . . . . aber wenn er sich recht gewissenhaft prüfte und sein Gefühl befragte, dann wollte es ihm fast werden, als ob er sie jetzt auf einmal heimlich zu lieben begänne, wirklich zu lieben.

Das heißt . . . mit einer sonderbaren Art von Liebe . . . ganz seltsam und verzwickt. Es ließ sich kaum sagen und klang dumm. Aber wenn er es ehrlich bekannte, eigentlich war die Sache so: damals, zuerst, amüsierte sie ihn sehr, aber er fühlte nichts; jetzt verdroß sie ihn lästig, aber er konnte sie nicht mehr entbehren. Damals hatte er sie gern, ohne sie irgendwie zu lieben. Seit er sie liebte, mochte er sie nicht mehr. Dumm — es war aber wirklich nicht anders.

Es wurde ihm an ihr jetzt alles zuwider und was ihn damals gelockt hatte, beleidigte ihn jetzt. Er fühlte sie nicht mehr drollig, sondern abgeschmackt und blöde und fand die ganze Königin-Elisabetherei von Gramastetten sehr widerlich und albern. Er merkte, daß sie sich immer in ödem Einerlei wiederholte und niemals Eigenes versuchte, von jeder Natur verlassen und unfähig, sich jemals irgenwie auf sich selber zu stellen; er mochte den falschen, angelesenen, täppisch aufgeschraubten Ton nicht mehr, die unverstandenen Posen aus Romanen, diese hilflose Schauspielerei des großen Lasters; und er hatte auch ein bischen des Gefühl, unter seinen Kreisen zu lieben, und schämte sich fast. Aber er konnte von ihr nicht mehr lassen. Es zog ihn unwiderstehlich. Er brauchte sie. Sie zankten und gaben sich harte und häßliche Reden; aber durch alles Ungemach von Zwist und Aerger hielt ein unverwindliches Gefühl, das sie zusammen zwang.

Sie zankten sich immer. Sie veränderte sich täglich, aber blieb in allem Wechsel gleich unerträglich und zuwider. Er konnte sich nicht helfen. Manchen Tag war sie ganz närrisch auf Laster und Sünde, um sich nur recht vornehm und auf der Höhe der Zeit, recht fin de siècle zu zeigen. Das vertrug er garnicht: sie nahm sich ungeschickt und linkisch dabei aus und wenn sie es endlich doch einmal mühsam traf, das kränkte ihn erst recht, weil er sich nach und

nach aus ihr ein kleines Ideal gerichtet hatte, das leichte Späße nicht zerzausen durften — und da ärgerte er sich zuletzt wieder über sich selbst und schalt und verhöhnte sich, daß er so ehemännisch besorgt wie irgend ein Spießer empfand. Andere Male wurde sie pathetisch, mit ungestümen Phrasen aus Romanen . . . die große heilige Leidenschaft . . . das Recht der Liebe . . . der Bund der Seelen, die sich durch höhere Bestimmungen gehören . . . und daß sie die heimliche Lüge nicht länger ertrüge und von Flucht, Durchgehen und Entführung. Eigentlich gefiel ihm das nicht übel. Es war immerhin etwas, einer Frau des Köpfchen so völlig zu verdrehen, daß sie auf Mann und Kinder und Ehre und Pflicht und Ruf vergaß, und er dachte sich gern auf der Flucht, verfolgt, in Gefahren und was das für einen Skandal geben und wie ihn die Freunde beneiden würden. Nur — dann hatte er sie für immer auf dem Halse, dann kam er nicht mehr los . . . und es kostete doch auch ein unvernünftiges Geld. Es wäre ja ganz hübsch gewesen, aber nur nicht gleich für immer . . . und das war doch sehr zu befürchten; die Weiber haben eine unheimliche Neigung zum Ewigen. So konnte ihm das auch wieder nicht passen und ärgerte ihn auch. Und dann ärgerte er sich, daß er sich ärgerte und mit solchem eitlen Tande quälte, mit langen Sorgen über Dummes und Geringes, während das Gute und Große, das sonst in seiner Seele war, der sichere Drang nach Maß, Besonnenheit und Würde, zum Manne, ganz vergessen wurde. Er bereute heftig und wußte sich doch nicht zu bessern. So schwankte er von unverträglichen Gefühlen und Gedanken und fand keinen Entschluß, keinen Rat, keine Lösung und verstand sich nicht und dachte, daß er nicht mehr so unnütz denken wollte, und darum lief er täglich wieder hin, bloß um vor sich selber zu flüchten, sich zu betäuben, sich nicht mehr zu hören, die inneren Reden zu vertreiben und nur nicht allein, nur nicht nachdenklich zu sein.

Margit sah er selten. Manchmal begegneten sie sich; ein-, zweimal den Monat kam er zu Fanny. Aber er mußte oft an sie denken. Es war sehr dumm, daß er sie verbummelt hatte. Das wäre sicherlich doch ganz was anderes gewesen! Ob er es nicht noch einmal versuchen sollte? Vielleicht geriet es ihm jetzt glücklicher; man durfte sich nicht gleich abschrecken lassen . . . . . und als Gegengift gegen die Hofrätin oder um wenigstens einmal die Probe zu machen, wie stark das Gefühl für Emmy war und wie viel es vertrug.

Sie reizte ihn. Er liebte die andere. Er hatte garnichts mehr für sie; sie verdiente es nicht; aber seine Eitelkeit war gekränkt. Sie sollte es büßen! Sie sollte ihn schon noch kennen lernen! Man behandelte ihn nicht so. Das nächste Mal war er nicht mehr so albern. Damals freilich hatte er es ganz thöricht und verdreht begonnen, viel zu feierlich verschnörkelt, tragisch wie ein Gymnasiast. Der pathetische Jambenstil seiner Gefühle war augenscheinlich nichts für sie. Tiefe Leidenschaft schien nicht ihre Sache. Sie liebte das leichte und zierliche Rococo der Gefühle. Man sah es immer mehr. Mela hatte ganz recht: sie war eine Wienerin wie die Anderen, nichts weiter, leicht und flach. Sie hatten sie überschätzt. Sie hielt sich jetzt eine ganze Menagerie von Verehrern, die sich der Reihe nach im Dienst ablösten, wie die Korporäle vom Tag. Sie wog sie nicht, sie zählte nur: die Masse mußte es machen. Es mochte vielleicht auch aus Klugheit sein, sich mit so vielen zu kompromittieren, daß sie sich eigentlich mit keinem kompromittierte; aber es war wohl überhaupt ihre Natur, keinen zu lieben und mit allen zu liebeln. Sie hatte keine Leidenschaft, sie hatte nur Launen. Gefühl kannte sie nicht; sie suchte den Kitzel der Nerven. Der alte

Schlag der Wienerin mit einer Messerspitze von 1890er Nervenverderbnis. Warum hatte er es nicht benützt? Was zögerte er damals? Was bedachte er sich lange? Aber überall kam ihm sein lächerlicher Ernst dazwischen, diese leidige Manie, alles gleich immer auf Leben und Tod zu nehmen, die ihm manche niedliche Gelegenheit verdarb. Die Weiber waren nun einmal nicht für solche germanische Wucht und Strenge der Liebe. Margit schon gar nicht.

Margit war ihm jetzt ganz klar. Er sah deutlich die Verfassung ihrer Seele. Er hatte sich damals lächerlich getäuscht. Er wußte jetzt auch warum. Er ließ sich immer wieder vom schönen Fleische betrügen . . . wie tausendmal er es auch verschwören mochte, daß es ihm nicht mehr passieren sollte. Jede reine Linie nahm er als eine Bürgschaft guter Gefühle und ohne Adel des Gemütes konnte er sich edle Formen nicht denken. Daß eine schön sein könnte, ohne gut zu sein, ging ihm nicht ein. Umsonst bemühte sich dagegen sein Verstand und bewies in jedem Nachtcafé, wie unverwandt und fremd einander die äußere und die innere Schönheit sind, aber heimlich sträubte sich seine Natur und wollte es nicht glauben. So wurde er leicht von jedem hübschen Lärvchen geäfft und blamierte sich oft. Aber nun hatte er es gerade genug. Nun war er durch Schaden klug. Nun war es definitiv vorbei. Margit würde es schon sehen.

Er machte ihr nicht den Hof. Er wollte mit den Löwen der Vorstadt nicht konkurrieren. Er gönnte Herrn Straß die Renommage nicht, sein Nebenbuhler zu werden. Sondern, wenn sie sich trafen, plauderte er nur ganz harmlos und fidel, wie Einer, der weiter nichts will und anderwärts vergeben ist. Aber heimlich lauerte er und spähte gierig, wann er Gelegenheit fände. Bloß aus gekränkter Eitelkeit. Sie sollte es büßen. Sonst wollte er nichts.

Nun brauchten die beiden Frauen seinen Rat für das Frühlingsfest. Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, kostumiert zu kommen. Er fand das nicht recht passend: am hellen Tage . . . und sie würden sicher die Einzigen sein . . . und es war eben einmal nicht Sitte, das entscheidet doch schließlich . . . ebensogut könnten sie nächstens kostümiert in die Oper. Aber sie hörten seine Gründe nicht und gaben nicht nach: wenn sie die Einzigen waren, desto besser, das wollten sie ja gerade . . . . . und am hellen Tage, darum mußte er ihnen eben besonders prächtige, ausgesuchte Kostüme besorgen, damit quälten sie ihn sehr. Kein Vorschlag wollte ihnen passen. Sie träumten ganz was Besonderes und was heute gefiel, wurde morgen gleich wieder verworfen.

Am letzten Tage vor dem Feste kam ein Brief von Margit, er sollte sich nur nicht kränken, aber sie würde doch lieber nicht altwienerisch gehen, sondern als andalusische Zigeunerin, es paßte besser zu ihren Farben; nur brauchte sie noch einen Fächer, aber was ordentliches, mit dem man paradieren könnte, er hatte derlei gewiß in seiner Sammlung; wenn er nett war, brachte er ihn ihr morgen selbst, vor zwölf, sie holten dann Fanny und fuhren zusammen hinab.

Gut, das konnte ja ganz lustig werden. Von spanischen Fächern hatte er eine ganze Menge und er dachte es sich mit den zwei ausgelassenen Frauen sehr fidel. Er mußte sich nur noch mit Kathi arrangieren. Die wollte natürlich auch hin und er sollte mit, er hatte es ihr eigentlich schon versprochen; aber das hatte ja doch keinen Sinn: er affichierte sich nicht gern und wenn die Sache mit einer Frau einmal in Ordnung ist, wozu dann noch die vielen Geschichten? Er schrieb ihr einfach ab.

Er ging den nächsten Morgen am Rande der trägen Wien, hinter dem

Musikvereine und dem Künstlerhause, langsam und behaglich. An den Ecken hielt er immer ein wenig und sah nach der hellen Freude des Ringes, in die schwarzen Schlünde der engen, finsteren Stadt. Rings war der weiche Wiener Mai, heimliche Rosen und Flieder in der Luft und ein leiser Geruch von Küssen. Veilchen wurden ihm zweimal geboten; es freute ihn sehr. Die Weiber waren freilich häßlich und gemein; aber deswegen blieben es doch Veilchen.

Er mußte warten. Sie war noch nicht fertig. Dann wollten sie rasch frühstücken und führen gleich zu Fanny. Er sah einstweilen den kleinen Salon. Mela hatte oft davon erzählt. Hier mußten ja auch die Alt-Wiener Porzellane, auf die Eugen so stolz war, und sein Porträt von Angeli sein; aber er konnte sie nicht finden. Ein paar Romane neben dem Sofa: Monsieur. Madame et Bébé . . . . la première maîtresse des Mendès. Une coeur de femme. Lauter Französisches. Schumann auf dem Piano.

„Pardon, daß ich Sie warten ließ. Aber dafür ist es auch schön geworden. Nicht?" Es war wieder das Suchende, Fangende, Ziehende in ihrem Blicke. Aus dem Garten summte es von Akazien und Syringen.

„Entzückend!" Er küßte ihr die Hand.

„Es hat ein bischen lange gedauert, nicht?"

„Ich habe einstweilen Ihre Schätze bewundert. Nur das Bild von Eugen — wissen Sie, von dem Mela so viel schwärmt . . ."

„Ach ja! Immer im Auftrage der Baronin . . . Sie können ihr ruhig sagen, daß es nicht mehr hier ist. Es hängt in der Bibliothek und verstaubt; seine Porzellane auch. Und eine schöne Empfehlung von mir, daß das keinen Menschen was kümmert, verstanden?" Sie hatte eine amerikanische Härte in Ton und Haltung, plötzlich ganz unwienerisch. Er war verdutzt.

Aber wie Einer, der sich über Unabänderliches nicht aufregen will; es wäre ja doch umsonst: „Wie Sie halt meinen! Ich habe zwar Mela schon sechs Wochen nicht gesehen . . . aber wenn es Ihnen Spaß macht! Bitte!"

Er nahm ein Album und blätterte. Sie ordnete sich vor dem Spiegel; heimlich sah sie mißtrauisch, zweifelhaft nach ihm, schief über die Schulter. Endlich kam sie langsam und hielt die Hand entgegen. „Ich habe Sie nicht kränken wollen. Es ist nur — oft werde ich ganz toll. Die Leute machen mich schlecht, weil jeder dreinredet . . . . . und jeder will mich erziehen. Und es weiß es doch keiner. Keiner kann es verstehen." Sie lehnte sich müde in den Nacken und senkte die Lider und die Lippen bogen sich wie unter einem unerträglichen Ekel.

„Aber liebe Margit, können Sie denn wirklich meinen — "

Sie schüttelte es weg. „Sprechen wir nicht mehr davon. Es kommt doch nichts heraus. Niemand kann es verstehen. Ich verstehe es selbst nicht. Kaffee trinken ist viel gescheiter. Und was macht die Hofrätin immer, die Glückliche?"

Er fand, daß es die höchste Zeit war. Es wurde schon sehr bedenklich. Er hielt sich nur noch mühsam. Die streichelnde Wollust der weißen Seide, mit der das Zimmer ausgeschlagen war, der sanfte Duft aus den zierlichen Dingen rings und vom Garten her wie ein heimlicher Gesang von Blüten, die üppige Tracht der heißen Gitanen und der schwüle Zorn der schönen Frau — es war wirklich die höchste Zeit, daß sie den Kaffee nahmen. Sonst würde er sich gleich wieder blamieren.

„Den müssen Sie aber mit Andacht trinken. Ich bin nicht arrogant.

Aber es ist wirklich der beste Kaffee von Wien." Und weil er pfiffig lächeln wollte, verschmitzt in sich hinein: „Ich weiß schon — Fanny meint es von dem ihren auch, aber —"

„Nicht bloß Fanny — alle Wienerinnen, durch die Bank. Der Größenwahn des besten Kaffees ist epidemisch. Es giebt keine, die es nicht glauben würde."

Jetzt ärgerte sie sich ein bischen, aber sie wollte es nicht verraten. „Mein Gott — Sie müssen das ja besser wissen! Ich bilde mir weiter garnichts ein. Es ist nicht einmal mein Verdienst —"

„Sie haben eine ganz gewöhnliche Mischung und behandeln ihn ganz wie die anderen. Sie wissen das Geheimnis selber nicht. Es muß an der Maschine liegen." Er sagte es wie ein Papagei herunter.

„Mit Ihnen ist ja überhaupt nicht zu reden. Ihnen ist garnichts heilig."

Sie plauderten allerhand. Sie neckte ihn mit der Hofrätin und er drohte ihr mit Straß und es wurde wieder ganz das harmlose und heitere Behagen von damals, wie an jenen stillen Nachmittagen in dem kleinen Salon der Baronin, geschwisterlich gemütlich und vertraulich. Dann wieder über das Kostüm. Sie sah ja wirklich famos aus, aber er that ein bischen beleidigt. Er hatte sich so viele Mühe gegeben und nun folgte sie doch dem Rate eines anderen. Nein, das war garnicht wahr — sie entschuldigte sich heftig; so garstig durfte er nicht von ihr denken. Sein Kostüm gefiel ihr sehr, bloß — Männer empfinden das nicht so: es war ein bischen stark Theater oder Modell — für solche, deren Name nicht so wie so in der Zeitung genannt werden muß, die gewaltsam auffallen wollten. Sonst hätte sie es sicherlich — aber mit diesen Damen wollte sie nicht konkurrieren. „Und dann auch — ja, warum soll ich denn das nicht sagen? Ich habe gedacht, daß es Sie ärgern wird! Justament — gerade!" Und sie nahm einen kindischen Trotz an, aber der nicht recht dauerhaft und mehr die Maske eines verschämten Gefühles schien, das sie nicht bekennen wollte.

Er merkte, daß eine Wendung drohte; aber er wollte den leichten Ton nicht verlassen; sonst wurde es wieder gefährlich und er traute sich und ihr nicht. „Bitte, genieren Sie sich nicht! Dazu sind ja die Männer da."

„Ich möchte oft schlagen, beißen, kratzen, stechen . . . und es wird mir erst gut, wenn ich einen recht quäle und kränke."

„Einen angenehmen Charakter haben Sie ja — das muß man sagen."

Sie streckte sich auf dem Sofa und nahm einen Flacon. Er fühlte, daß es Corylopsis war; sonst hatte sie Violette de Parme gebraucht, und ein bischen Verveine dazu. Sie sog gierig und versank in den schwülen, herben Dunst und vergaß. So lag sie, wie man die Kleopatra malt oder sonst die großen Amuröse. Er ahnte, daß er sie nicht lassen durfte. Nein — er merkte sich dicht an einer neuen Blamage ..... weil auch von draußen die dummen Blüten so heftig atmeten, daß es einem mit der japanischen Würze zusammen ganz thöricht machte, duselig und wirr.

Er schlenkerte durch das Zimmer und hielt mit einer gravitätischen Grimasse vor ihr und nahm sich zusammen, den Girardi zu kopieren. „Gehn's, verehrte Dame! Machen's keine G'schichten — mir imponieren's doch nicht! Ich fürcht' mich nicht so g'schwind!"

Sie lächelte und griff nach seiner Hand. „Sie sind ein guter Kerl — und wenn ich was Dummes sag', machen Sie sich's nichts d'raus! Es geht schon wieder vorüber." Sie war unsäglich schön, wenn so auf ihrer Miene

Rührung und Freude stritten und die Trauer langsam vor dem Spotte wich — er dachte, es könnte auf der ganzen Welt nichts Schöneres geben.

Jetzt berichtete sie ihm lustig das große Hindernis-Rennen um ein Kostüm, mit Fanny zusammen. Sie hatten alle Journale, alle Läden geplündert und alle Bekannten waren schon ganz verzweifelt. Täglich eine neue Wahl, die sie morgen natürlich wieder verwarfen; es war, wie sie es deutlicher prüften, doch immer wieder nicht das rechte. Sie hatte alle noch da; sie gab keines zurück, sonst würde es ihr, wie es fort wäre, besser als alle anderen gefallen; sie kannte sich. Sie holte den ganzen Pack und zeigte eines nach dem anderen, breitete es aus und erklärte seine besondere Schönheit, faltete und wendete es. Es war ein ganzes Arsenal aus allen Stilen.

Sie fand ein zierliches Häubchen, weich aus Silber gewirkt, das für einen venetianischen Fischerknaben gehörte. Es griff sich sanft wie Seide an und glitzerte und stand ihren schwarzen Flechten vortrefflich. Sie wollte es durchaus nehmen; den breiten, steifen Hut der Andalusen mochte sie nicht. „Er hat mir's gleich gestiert. Das ist viel gescheiter. Sieht es nicht schön aus?"

„Ja — schön schon! Aber die Gitanen tragen das halt nicht. Gerade als ob Sie als Berchtesgadenerin mit einem Cylinder gehen möchten!" Sein Realismus war empört.

„Aber wenn es mir gefällt! Was gehen mich denn Ihre dummen Gitanen an? Die Leute sollen es sehen!"

„Das ist auch wieder wahr! Aber da könnten Sie's ja vielleicht mir geben. Ich setze es auf. Da sehen es die Leute auch. Und allen ist geholfen."

„Großartig! Ich hätte garnicht gedacht, daß ein Mann so gescheit sein kann!" Und sie versuchte, wie es ihn kleiden möchte, auf seinen Kopf gebeugt, während er ganz stille halten mußte, und schob es bald rechts, bald links, in die Stirne und zurück, über das Ohr, und verglich und zauste ihn und wühlte in den weichen Locken. Es rieselte durch ihn und er trank den Atem ihres Fleisches und fühlte ihr Knie. Leise nahm er ihre Hand die Schläfen und die Wange herab an seine Lippen und küßte stille jeden Finger. Sie ließ es und langsam glitt die andere vom Häubchen nieder und streichelte ihm die Stirne. So verweilten sie und näherten sich heimlich.

Er stieß den Stuhl zurück und riß sich los. Er ging zum Fenster und drückte sich an die Scheibe. Lange war es ganz stumm zwischen den beiden.

„Was quälen wir uns erst lange, Margit? Es ist ja doch umsonst. Ich habe lange gerungen und tapfer gekämpft. Du auch. Es hilft nichts. Es ist keine Laune. Es ist eine ernste, unwiderstehliche Leidenschaft. Dagegen können wir doch nichts. Es ist nicht unsere Schuld."

Jetzt sah er auf, wie von seiner Stimme geweckt, und besann sich. Er hörte noch den Klang der Rede und dachte, daß er es eigentlich sehr schön gesagt hatte, tief und bedeutend; in einem Romane konnte man es nicht besser schreiben, so männlich, würdig und entschieden. Das freute ihn und er war mit seiner Leidenschaft recht zufrieden.

Aber jetzt war es an ihr. Jetzt mußte doch sie etwas sagen. Er wiederholte nur noch einmal, flehentlich und innig: „Margit!"

Wie sie den Namen vernahm, schüttelte sie sich, trat vor und ganz ruhig, leise, gelassen: „Es ist besser, wir wollen uns nicht mehr kennen. Bitte, gehen Sie!" Und sie wies ihn deutlich fort.

Er konnte sich doch nicht so einfach fortschicken lassen. Es war sicherlich

nur eine Finte. Aber er fand, wie er sich quälte, durchaus keine schickliche Antwort; er wiederholte nur: „Margit!“

„Bitte, gehen Sie . . . bevor ich den Bedienten rufen muß. Wenigstens den Skandal vor den Leuten können Sie mir doch ersparen.“

Ihre Miene war unerbittlich und starr. Nein, sie scherzte nicht; es war keine Finte der Koketterie. Er hatte sich getäuscht. Er sah, daß nichts mehr helfen konnte. Er suchte nur noch irgend ein glückliches Wort, das wenigstens seinen Abgang retten könnte. Im Spiegel gewahrte er, wie er nach der Thüre schritt, das Häubchen noch auf seinem Kopfe, das er ganz vergessen hatte; da schien er sich unsäglich komisch und albern. Er nestelte es ungeschickt los und brauchte lange. Wie es endlich mühsam gelöst war, rannte er nur so hinaus. Es war doch nichts mehr zu machen.

Sie stand noch immer und regte sich nicht. Dann wollte sie nach der anderen Thüre, quer durch das Zimmer. Aber mitten im Wege schlug sie nieder, hart und schwer. Sie krümmte sich, stieß den Kopf auf die Diele, stemmte die Füße gegen die Wand, preßte sich zusammen, warf brünstig den Leib und reckte sich wild in Krämpfen, bis ihr die Sinne vergingen. So lag sie lange.

Die alte Frau fand sie starr und fahl, breite blaue Flecken auf der weißen Miene. Aber sie wollte nichts hören. Sie richtete sich gleich wieder und verlangte den Wagen, zu Fanny.

X.

Fanny war immer unbändig und toll; wenn man sich schon amüsierte, dann sollte es auch danach sein; es that ihr nicht leicht wer genug. Aber heute wurde es ihr doch fast zu viel und sie fürchtete sich fast vor Margit und verstummte neben ihr, ängstlich und bestürzt. Ausgelassener, wilder hatte sie die Freundin niemals gesehen, über alle Grenzen.

Sie standen jauchzend in dem winzigen, schmalen, hinter weißen Rosen und heftigen Azaleen versteckten Wagen und schleuderten schwere Sträuße und grüßten und winkten und schrieen, durch das staunende, lachende Gedränge. Dann fiel Margit in den Sitz, als ob sie nicht mehr könnte, atemlos, entkräftet, schlaff, die Hand auf dem wilden Herzen und keuchend; leise zog der schwüle Duft aus den verwelkenden Blüten und von den alten Bäumen eine helle, kräftige Welle, Aber sie raffte sich gleich wieder auf.

So an dem Helden von Lissa vorbei, der die vielen langen Nasen dreht — rächerisch bombardierte ihn Margit; und unter dem Viadukte; dann durch das Spalier der Metternich-Kavallerie, wie Fanny die Ordner nannte — ihre Witze waren oft aus dem Extrablatte. Bis sie, nach vier, zur Rotunde mußten, in ihr Zelt. Die Bude hieß „Zum Mikado“, mit chinesischem und japanischem Brimborium, ähnlich den Läden in der Rue de Rivoli, hinter dem Louvre.

Lärm und heiß und Staub, Dunst von Fleisch und Tabak, wie eine langsam sinkende Wolke auf dem Gewühle, die die Gehirne bethört. Und sie schwangen die Ware, lockten die Käufer, eiferten zu närrischen Preisen. Und Lärm und heiß.

Daneben eine Tombola um zwei Ponies. Ein lautes, dürftig gewachsenes,

freches Mädchen, das heiser kreischt: „Zwei Ponies für fünfzig Kreuzer.“ Und immer wieder: „Zwei Ponies für fünfzig Kreuzer“, unermüdlich, schrill und jäh. Drüben der Glückshafen „Zum Trompeter von Säkkingen.“ Und jedesmal, wenn eine Niete fällt, singen die Damen drüben: „Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen, behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein“ — und jedesmal das nämliche tobende Gelächter. Und links das Panorama und das mechanische Tableau und rechts das Lachkabinet und überall Lärmen und Drängen in Schweiß und Staub.

Margit taumelte. Sie sah nichts Deutliches und Reines mehr, alles grinste gespenstisch und wüst in widerlich verzerrten und entstellten Formen, wie hinter rauchenden grauen Nebeln, und hörte keinen Ton für sich, sondern das große Brausen. Sie ängstigte sich, daß sie fallen würde. Sie tastete, wohin sie sich lehnen könnte. Sie trank gierig, daß sie sich wieder fände und aufrecht bliebe . . . lange und viel und oft.

Und immer ohne Ende der nämliche helle und freche Schrei des dürftigen Mädchens daneben, stechend und grell, als ob er sie verhöhnen wollte: „Zwei Ponies für fünfzig Kreuzer . . . bloß fünfzig Kreuzer!“ Und immer wieder drüben der heisere schrille Gesang der kreischenden Weiber: „Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen“ . . . und das dröhnende Gelächter von fetten, schmutzigen Bässen. Und Dampf und Qualm und Schweiß.

Vor ihr, aus dem heißen Gedränge der lärmenden Käufer, ganz dicht und nahe, hungrig aufgedunsene, wühlende Blicke nach ihren Formen, daß ihr die leichte Tracht der feinen Seide zu nackt ward, und heimlich, wenn sie die Ware nahmen, fragende Griffe, die sich vergaßen, und der verschlemmte, schwüle Atem von Männern, die der Trunk entzündet hat. Und leise, begehrliche Reden rings, schmeichelnd und lauernd, und ein Zischeln und Flüstern mühsam verhaltener Wünsche. Sie hätte aufschreien mögen wie gegen einen wüsten, fieberisch verwilderten und schändlichen Traum, von dem sie nichts begreifen und sich doch nicht entreißen konnte.

Sie hatten Straß an der Seite, zu ordnen und die Kasse zu führen. Sonst mochte sie ihn nicht besonders. Aber jetzt auf einmal empfand sie seine eckige und harte Art, vor der sie sich sicher fühlte, wie eine letzte Hilfe und Rettung, wo sie sich halten und schützen könnte gegen die weiche, heimlich verwirrende und bethörende Gefahr. Sie hätte eine seiner kalten und cynischen Reden gewünscht. Dann würde sie wieder zu sich erwachen und der Bann wäre aus.

Nun strichen die Tänze der Schrammeln herüber und die Lieder der Kutzel. Da schwoll der Lärm aus den Zelten und die Hast, den Rest der Waren anzubringen. Sie schrieen heiser und winkten gierig und griffen hinaus, rannten mitten in den Schwarm, bis sie einer erhörte, und walzten durch den Knäuel, atemlos und trunken.

Schwerer Dunst von Wein, Schnaps und Cigarretten und der aufgewirbelte Staub und entnervendes Gedränge von Parfum und Schweiß, welke zertretene Blüten, abgerissene Fetzen. Und die lechzenden Geigen, schrill und wild, und der Taumel in heftigen Tänzen und der tobende, johlende Gesang der trunkenen Menge. Und das gelbe gefräßige Licht aus tausend Flammen, als ob es alle Luft und den ganzen Stoff des Lebens verzehren wollte.

Es versank vor ihr. Da klammerte sie sich an Straß. „Hinaus . . . bitte, weil . . . . ich habe keinen Atem mehr und garnichts. Aber ein Glas Wasser . . . schnell!“

Sie verschlang das Wasser. Er brachte sie fort. Der Garten war still, dunkel und leer, so gut und zärtlich. Sie taumelte und schwankte, wie von heftigen Schlägen ins Gehirn getroffen und lahm, daß sie nicht wieder denken könnte, niemals. Sie lehnte sich an einen Baum, schlürfte gierig den milden Wind und ohne Kraft und Willen erwartete sie, was mit ihr geschähe; sie konnte nichts mehr wünschen, wie ein müdes Kind; er würde es schon machen.

Er nahm sie, rief einen Wagen, trug sie hin. Sie wehrte es nicht, wollte nichts, wußte nichts. Er war so stark.

Sie fuhren. Er sagte kein Wort; alles schwieg rings feierlich. Er zog sie in seinen Arm, legte sie an sich und hielt sie. Das war so sicher und fest. Ruhe und Schutz. Da konnte sie vertrauen und vergessen; sie fühlte sich von sich befreit. Es war so gut, daß er nichts fragte und bat, sondern es geschah ohne sie und sie brauchte nichts zu wissen und konnte versinken.

Sie hielten. Sie hätte weiter fahren mögen, immer weiter. Es war vor einem fremden Hause . . . . . vor einem großen, finsteren, fremden Hause. Sie erkannte die Gegend garnicht und fand sich nicht zurecht . . . was es bedeuten sollte . . . und es schwankte wirr in ihr. Es schien ganz unvermutet und verwischt, wie ein . . . wie ein tiefer Traum . . . und das große, große, fremde Haus . . . sie wäre gern weiter gefahren. Aber er würde schon das Rechte befehlen. Er war so sicher und fest. Er läutete. Langsam wurde geöffnet. Sie zögerte. Er stieß sie hinein. Ein dumpfer Hof . . . und steile, steile Wände, unendlich, sie sah den Himmel nicht, sondern steile, steile Wände; und eine graue dicke Luft, schwer, fett, beklemmend; sie wäre lieber weiter gefahren, aber vielleicht war es schon eine andere Stadt, anderswo . . . . . mit dem fremden Hause, mit den steilen, steilen Wänden . . . und darum mußte sie doch . . . damit er es erklärte . . . und auch, weil die Hausmeisterin so schaute . . . und, ja, irgend etwas mußte sie schon sagen.

Aber er hörte nicht . . . „ah, mach' jetzt erst keine Geschichten . . . . . Du wirst schon sehen" . . . . . und nahm sie und schleifte sie, vier Stöcke.

XI.

Dieses Mal hatte er sich unwiderruflich blamiert — das konstatierte Rudi gleich; er log wenigstens nicht; es half doch nichts mehr. Unwiderruflich und definitiv — was sollte er sich erst noch mit falschem Troste betrügen? Wenn er sich seine Schmach ehrlich bekannte und sie gefaßt mit Würde trug und nur um Gotteswillen nichts merken ließ, das war noch das Gescheiteste; Hoffnungen durfte er jetzt keine mehr wagen; er würde nur lächerlich vor sich selbst. Er hatte sich in Margit gründlich verrechnet! Sie war kokett und kalt, ohne Herz und Sinne, eitel und stumpf. Also einen Strich unter die ganze Geschichte und fleißig Strindberg lesen, der den Weibern die Wahrheit sagt — so etwas müßte man auch einmal schreiben und sich ordentlich ausschleimen, von der ganzen Galle, das wäre gut — und rasch vergessen, einfach vergessen; es giebt ihrer ja genug; keine ist unersetzlich — man braucht garnicht einmal so lange zu suchen . . . . . und er hatte ja Kathi, welche er sogar liebte oder wenigstens . . . sie machte wenigstens nicht solche Sachen.

In den Prater wollte er nun erst recht; sie sollte ihn sehen; sonst bildete sie sich am Ende noch ein, daß er um sie litt. Aber er mochte nicht allein — nein, allein durfte er jetzt nicht bleiben; er fühlte, daß er sich dann doch häßlicher, trauriger Gedanken nicht erwehren könnte, weil es immerhin schade war . . . . . besonders wenn er sich mit Eugen verglich, den er aufrichtig schätzte. aber . . . aber schön konnte man ihn doch wahrhaftig nicht nennen; das war das Kränkende. Er suchte die Hofrätin, aber sie waren schon fort. Wenn man sich auf einen Tag gefreut hat, ist es immer so ärgerlich in den leeren, dumpfen Cafés herum, Scheidl, Griensteidl, Central, ob er nicht einen Bekannten fände. Endlich Habinger, zufällig auf der Straße; der paßte ihm vortrefflich, weil er sich in jede Stimmung fügte und keine eigene hatte — so müßten alle Freunde sein. Aber sie langweilten sich, weil sie den ganzen Rummel schon kannten, und heiß . . . und die zudringlichen Weiber foppten einem eine Menge Geld ab. „Zum Hirschen" und saufen — alles andere ist Schwindel. Saufen und selig werden und nichts mehr wissen. Die Studenten sind gescheit — verduseln sich das Gehirn, bis es Ruhe giebt, und die Liebe wird nur so nebenbei als unvermeidliches Uebel abgethan, wie es der Zufall gerade bestimmt. Saufen, das schwere braune bayrische Bier.

Da traf er das ertrunkene Mädchen. Ja die — es gab doch Ausnahmen, die man besser behandeln sollte . . . und er wurde ganz zerknirscht und reuig und sentimental, das ertrunkene Mädchen war eine alte Affaire, schon ein paar Jahre her. Sie sang damals beim Tökes, er nahm sie einmal mit und sie verliebte sich. Das konnte er nicht brauchen und warf sie bald hinaus. Sie weinte und jammerte und drohte, daß sie ohne ihn nicht leben könnte; sie würde ins Wasser gehen. Er lachte sie aus und und sie ging nicht ins Wasser. Dann fanden sie sich wieder und trennten sich wieder — wie man es eben mit diesen Mädchen hält. Und immer drohte sie wieder und er lachte sie immer aus, bis sie eines Tages wirklich ins Wasser ging. — Nicht gerade ganz tragisch — es waren ein paar Kerle dabei, die sie auch liebte; sie kamen von einer Landpartie und alles war betrunken und sie zogen sie gleich wieder heraus. Aber es rührte ihn doch, wie er es hörte: denn eigentlich hatte sie es ja sicher für ihn gethan und man kann sich doch auch aus Kummer betrinken und große Leidenschaft, wie viel der Verstand sie mißbilligen mag, bleibt schließlich immer was schönes und für den Mann besonders schmeichelhaft. Darum behielt er seit der Zeit dem ertrunkenen Mädchen ein wärmeres Gefühl, aus Dank und Stolz und Mitleid, und begegnete ihr gern. Und heute hatte sie auch noch einen bei sich, einen Kadetten von den Husaren, dem er sie erst nehmen mußte: er liebte sie heftig.

Sie war wirklich sehr nett und gemütlich und fesch und wenn sie nicht jede Minute die Nase aufgezogen und geschnupft hätte, statt sich lieber einmal ordentlich zu schneuzen, dann wäre sie vollkommen und ideal gewesen, aber es giebt eben kein ungetrübtes Glück auf Erden. Sie tobten vergnügt herum und erschöpften alle Reize des Wurstelpraters, Schaukel und Ringelspiel und Velociped, und tranken und tanzten und gingen zusammen und verwüsteten die ganze Nacht. Er erwachte dumpf und fahl, zerknittert und leer, in Ekel.

Sie war doch schon etwas sehr ramponiert; man merkt das immer erst am anderen Morgen. Nur rasch fort — da möchten sie gern noch einmal zärtlich werden und werden widerlich. Fort und die Fenster auf und das Bad. Er hatte einen bitteren feuchten Dunst in allen Poren und als ob die ver-

bogenen und gesträubten Nerven erst wieder glatt gebügelt werden müßten. Er putzte sich eine Stunde die Zähne. Und Parfum und Antipyrin. Er fühlte es um sich wie einen engen Schleier, der den Atem klemmte, . . . und zu heiß und keine Luft, kein Wasser konnte her. Nun mußte er noch dazu in den dummen Reichsrat . . . . . der dicke Geruch von Büchern in seinem Bureau. Und es regnete, grau und schleimig.

So mopste er sich durch den langsamen, lahmen Tag. Und wieder und wieder Antipyrin, daß er ganz verduselte und vertrottelte, geduldig und ergeben ohne Wunsch und Meinung vor sich hin, bis es würde, daß er endlich schlafen könnte . . . ah schlafen, in seinem breiten, kalten Bette, ah das würde gut; das Wachen war so unbequem. Er erwartete den Schlaf im Scheidl. Zeitungen . . . aber er vergaß von einem Satze auf den anderen und wußte nicht, warum er sich für diese faden Sachen interessieren sollte . . . nur allenfalls die Bilder, in den französischen Journalen; sie schmeicheln den Weibern, solche Beine giebt es garnicht, aber es müßte schön sein. Und er sah und hörte alles hinter Nebel, trübe und verworren . . . . . aber er durfte nicht fort, er mußte sich zwingen; vor eins konnte er nicht schlafen, er kannte sich doch, er würde sich nur die ganze Nacht verderben.

Um elf war die ganze Gruppe wieder beisammen. Aber stumm und faul und müde. Sie hatten gestern alle zu viel gelumpt; es war recht stier.

Vielleicht wußte Pollak was, der König der Reporter — man konnte in der ganzen Stadt kein Bein und keine Ehe brechen, ohne daß Pollak dabei war; Pollak war, was auch passierte, Pollak war immer zur Stelle; er hatte ein wunderbares Vorausgefühl, einen untrüglichen Instinkt, wie eine prophetische Witterung der lokalen Nachricht. Der wußte vielleicht doch einen neuen Skandal. Sie riefen ihn gleich an, wie er vorüber schoß; er hatte eine bedeutende und versprechende Miene.

„Gleich — gleich! Ich muß nur g'schwind telephonieren."

„Was is? Giebt's was?"

„Ah nix . . . nix besonderes! Es hat sich bloß eine herabgestürzt . . . . . im Trattnerhof."

„Aus Liebe?" fragte Rudi, weil er das den Weibern gönnte.

„Is sie hübsch?" fragte der Baron, um zu wissen, ob er überhaupt zuhören sollte. „Kann man noch garnichts sagen. Sie ist ganz verdepscht . . . . . lauter Brei und Dreck, das ganze Gesicht. Nämlich vom vierten Stock . . ."

„Sakrament!"

„Na, soll sie sich vielleicht parterre herunterstürzen?!" Hempel mochte unnötiges Erbarmen nicht; er war gegen die „falschen Sentimentalitäten."

„Wann war denn die G'schicht' eigentlich?"

„Jetzt g'rad! Vor einer Stund'. Ich war der erste, der dazu kommen ist . . . zufällig. Jetzt holen's erst die Polizei . . . . . die Aufnahme machen. Da werden wir erst sehen. Ich muß nur g'schwind telephonieren, daß 's mir ein' Platz im Blatt lassen. Serrs!

„Kommst dann wieder her?"

„Aber natürlich! Ich glaub', es ist eine Schauspielerin. Sie hat scheint mir ein Kostüm — aber man hat nichts Ordentlich's seh'n können. Na — werden wir gleich haben! Serrs!"

„Der Kerl hat ein Glück!" sagte Hempel schmerzlich. „Ich könnt' mich

drei Tag' auf den Graben stellen — es stürzt sich niemand herab. So etwas muß einem angeboren sein." Er war heute melancholisch.

„Wollen wir doch erst abwarten, ob sie wirklich hübsch ist", sagte der Baron mißtrauisch. „Vielleicht ist es bloß eine böhmische Kochin!"

„Ihr seid's heut' furchtbar stier — alle miteinander! Keiner weiß was g'scheites", klagte Rudi.

Der Baron wollte sie entschuldigen. „Mein Gott — das ist schwer. Jeder hat ein Weib gehabt und keiner hat ein Geld. Und das ganze nennt man Frühlingsfest."

„Es lebe die Fürstin!", schrie Hempel. Und Seeliger begann über den Selbstmord, im allgemeinen wie über den Selbstmord der Frauen im besonderen, eine gründliche historische Skizze . . . und was die Veden davon sagen, und über die mystische Bedeutung des Selbstmordes . . . . . und unter welchen Bedingungen er für gentlemanlike gelten darf.

„Zerspring!", sagte Hempel endlich; irgend etwas mußte man ihm doch schließlich antworten — sonst war er gleich wieder gekränkt.

Pollak kam zurück. Er winkte und deutete schon an der Thüre, mit zwinkernden Blicken und heftigen Gesten, und krümmte und wand sich vor inniger Wollust und spuckte beglückt nach allen Seiten; es mußte was ganz Besonderes sein, eine große Nummer, mit der er renommieren konnte; sonst regte er sich nicht leicht so auf, daß ihm die kurzen Beine hüpften. Er glänzte von fettem Behagen und war ganz selig.

„Na also — was?"

„Aber —! Kinder — das soll mir einer nachmachen! Wißt's Ihr, wer es ist?"

„Na — los! Genier Dich nicht!"

„Wißt's Ihr, wer es ist?" Und er dehnte und wiegte sich glücklich und war ganz verklärt. Er weidete sich, wie es keiner erraten könnte und alle seinem Verdienste huldigen müßten; und man sah, wie er heimlich die Zeilen berechnete, die es gab.

„Na erzählen Sie's schon — sonst platzen's noch!"

„Es ist die Rhon! Die Rhon hat sich herabgestürzt — aus der Wohnung des Straß — Margit von Rhon! Es ist ganz sicher — Ehrenwort! Ich komm' von der Polizei. Das giebt einen schönen Skandal!"

„Sakrament!"

„Aff'!"

„Sie sind ja verrückt!"

Nur Rudi schwieg und dachte, daß er sich um Gotteswillen nichts merken lassen durfte — sonst würde er sehr lächerlich. Er mußte seine Miene zwingen und quälte sich krampfhaft um irgend eine leichte, lustige, gemütliche Zote, welche den Verdacht nehmen könnte, daß er etwa sentimental wäre. Sie verdiente es entschieden nicht: seinetwegen hatte sie sich nicht hinabgestürzt; da hörte alle Rücksicht auf.

„Sie sieht gräßlich aus — ganz verstümmelt und zerfetzt. Das liebe Gesichtel — sie war doch wirklich ein schöner Kerl — alles lauter Dreck und Blut. Und noch in dem Kostüm von gestern — sie ist offenbar garnicht mehr z'Haus' g'wesen. Uebrigens haben sie die Hausmeisterin und den Straß gleich vernommen — schon alles im Protokoll! Da sieht man's wieder einmal —

mit Euren sogenannten anständigen Frauen." Sein Blatt war demokratisch für die kleinen Hausbesitzer, Kronawetter.

Sie hatten tausend Fragen und er antwortete stolz. Er fühlte sich als das Centrum des Cafés; alle standen herum und horchten und die Kellner bewunderten ihn sehr. Er schilderte es umständlich und genau, mit großen Worten, wie es festgestellt war, durch ihn und die Polizei, nach den Aussagen der Hausmeisterin und des Straß. Sie war nachts mit Straß gekommen; das fiel den Leuten weiter nicht auf — „der Herr von Straß macht das öfter und es sind immer bessere Damen, nicht bloß so . . ." Sie blieb den ganzen Tag. Die Hausmeisterin mußte ihnen das Frühstück und das Essen holen und dann noch einmal Kaffee und Cognac. Sie war sehr vergnügt, man hörte sie singen. Abends schickte sie Straß auf eine Stunde fort. Sie wollte sich anziehen; dann sollte er sie nach Hause bringen. Die Hausmeisterin half ihr; sie schenkte ihr einen Fünfer, man sah überhaupt gleich, daß es eine anständige und gebildete Dame war — der Herr von Straß ist ja auch wirklich ein hübscher Mensch . . . na und noch dazu ein Berliner! Und garnichts zu bemerken . . . garnicht traurig oder zuwider, keine Spur, sondern ganz gemütlich und fidel. Und dann, fünf Minutrn später, kaum daß die Hausmeisterin wieder unten, war es geschehen. Sie hörte etwas plumpsen, wie wenn irgendwo ein schwerer Kasten fällt; und die Scherben klirrten, vom Fenster. Aber sie war schon tot.

„Ich muß schon sagen", erklärte Rudi, „die Berliner haben mir ja nie besonders imponiert; aber daß das gleich so wirkt, das ist doch deprimierend für die ganze Rasse." Er fühlte nur, daß er bis eins aushalten mußte. Daheim konnte er dann weinen.

„Für den Straß macht es damisch Reklame. Das wird jetzt ein Geriß um ihn sein!" Alle wurden ganz neidisch.

„Und die Moral von der Geschicht'," sagte der Baron, „bist Du verheiratet, verreise nicht!"

Aber Seeliger suchte tiefere Gründe, in den versteckten Heimlichkeiten der weiblichen Natur, welche die Magie einst lösen wird. Er berief sich auf Shakespeare. Sonst könnte Hamlet nicht sagen: „Geh' in ein Kloster" . . . . . was überhaupt das Gescheiteste wäre, für eine jede.

„Aber es thut's ja doch keine", sagte Hempel. „Da können's ihnen lang zureden!"

Sie vertieften sich und untersuchten alle Gründe und prüften jede Erklärung. Sie stritten lange heftig. Jeder kannte die Frauen besser.

Um eins ging Rudi. Er wollte heim. Aber es trieb ihn durch die Kärtnerstraße nach dem Graben.

Er taumelte . . . erstaunt, weil es garnicht sein Weg war . . . und er wollte doch auch nicht . . . . . was sollte er denn wollen? Nein, er wollte nichts, wußte nichts . . . er bemühte sich umsonst um einen Gedanken. Nur . . . . . es trieb ihn . . . es trieb ihn unwiderstehlich. Er mußte hin. Er mußte an den Ort. Es war vielleicht bloß von dem vielen Antipyrin.

Er dachte, fühlte nichts . . . . . er versuchte es . . . aber nichts, nichts . . . als ob er ganz ausgeschöpft und entleert wäre . . . alles stumm und starr. Er tappte und tastete und langsamlahm, die Augen zu, um das Bild zu vertreiben. Aber es half nichts: er sah sie immer vor sich in den Armen des Preußen unter seinen Küssen.

Er mußte hin. Er mußte an den Ort. Er mußte hin. Er wiederholte

es hastig und irre. Er hatte sonst nichts mehr im Gehirn. Er mußte hin. Es war heute so weit, so weit . . . und leer, alles leer . . . und er rannte und kam doch nicht weiter. Er rannte, um dem Bilde zu entlaufen . . . dem fahlen Bilde in Blut und Schmutz . . . unter den Küssen des Preußen.

Es regnete. Er würde sich bloß die Hose schmutzig machen, die neue Sommerhose. Und sie hatte ihn doch nicht einmal geliebt. Sondern er sah sie immer in den Armen des Preußen. Er wollte nie wieder was mit einem Weibe . . . niemals wieder . . . keine verdient es.

Er kam sich entsetzlich albern vor. Es passierte freilich anderen auch . . . gerade den vornehmen und guten — das soll man halt nicht sein. Er dachte an den Ferdinand: „wenn Du genössest, wo ich anbetete!“ Im Scheidl hatte es wenigstens niemand bemerkt. Wenn es einer gewußt hätte: er liebte sie und sie tötete sich für den Preußen! Und er gönnte es ihr nicht einmal, sondern es that ihm sogar noch leid. — Die Natur des Mannes ist edel.

Er stand vor dem grauen finsteren Hause. Da war sie mit . . . wie eine Dirne . . . vier Stöcke hoch. Vier Stöcke.

Er läutete. Er wunderte sich, warum er es that. Gedanken, Gefühle, Handlungen spülten sich in ihm herunter . . . er vermochte nichts; es geschah in ihm ohne ihn.

Der Hausmeister wurde grob und schlug das Thor zu. Er stand und starrte und sah sie. Er ging auf die andere Seite, unter die helle Uhr; aber das fahle, verwüstete Bild, wie ein kranker Traum, wich nicht von ihm.

XII.

Er wanderte lange, bis in den Morgen; er konnte nicht ruhen. Er wanderte ohne Rast, über die letzten Häuser der Stadt, und immer gerade fort und immer nur weiter, weiter. Er wanderte einsam und ratlos, von dem schimpflichen, höhnischen Bilde besessen, stumpf und stier vor sich hin. Und rings entfremdete und verzerrte sich jedes und grinste hinter dem nassen Dampfe in schwarzen, schwanken, zackigen Fratzen, ungeheuer und enorm. Es war lächerlich und schreckte ihn.

Er ging dumpf und trübe, wie ein müder Soldat. Er achtete nichts, hörte nichts, wußte nichts. Die Nacht schwieg; manchmal schlug ein Hund. Der Regen wich. Die Nebel rissen. Leise glitt vom Monde, aus den verweinten Sternen ein stilles, mildes, inniges Licht und schlang sich langsam in sanften, matten Falten um das schlafende Land.

Er hielt und sah und erstaunte. Er schaute in den Frieden der Natur, die ohne Wunsch und Klage ist. Da schämte er sich in der großen und ewigen Ordnung seines eitlen, vergänglichen Leides. Er fühlte Trost und es reihten sich heitere, klare Gedanken. Alles wurde vor seinem Geiste, der verzichtete und erkannte, jetzt unvermeidlich und gerecht, weil jeder Wille von ihm gestreift war.

Er schwoll von leisen Spuren ungekannter Freuden, die ihn gleich heben und tragen würden; dann könnte er aus dem Menschlichen fliegen, weit weg. Er empfand das Schicksal als einen kurzen, wirren Traum; dahinter ahnte er schon das nahe Erwachen. Er gewann Geduld und Zuversicht. Er verachtete

das Leben. Er fühlte sich von den Sinnen gelöst und in die Wahrheit erhoben, wie in einem seligen Rausch von Cocain und Aether.

Aber den anderen Tag, als der rasche Schlaf verschwand, da konnte er es nicht wieder finden. Es war auf einmal weg. Es blieb noch eine Zeit ein süßer Nachgeschmack von Friede und Versöhnung, eine stille Güte im Gemüte; aber den frohen sicheren Ausdruck in deutlichen und überzeugenden Gedanken hatte er, als ob es nur ein Betrug von Träumen gewesen wäre, wieder verloren.

Und er konnte jetzt garnichts mehr . . . nicht leiden und nicht begehren und auch nicht ruhen . . . sondern war ganz lahm und stumpf und wirr. Er tappte und tastete durch das Zimmer und verweilte nirgends und suchte herum, um doch nichts finden zu wollen. Er wünschte einen Wunsch, ein Leid oder einen Verdruß . . . irgendetwas, was es wäre . . . nur nicht diese entsetzliche, stumme, öde Leere! Und die ganze Zeit, während er badete und sich kleidete, hatte er eine unsägliche Angst: wenn das auch noch vorüber wäre, was sollte denn dann geschehen — wer würde es ihm befehlen? Es hätte ihn wer nehmen und stoßen und treiben müssen, irgend wohin . . . und irgend etwas, irgend etwas mit ihm thun. Er brauchte jemanden. Er brauchte jemanden, dem er sich bekennen könnte . . . alles erzählen, den ganzen Schwulst und Wirrwarr seiner Seele durcheinander, bis es zuletzt herauskäme, irgendwie . . . was denn überhaupt eigentlich war . . . was er denn wollte . . . ob er noch immer für Margit fühlte, ob er um sie litt oder sich schämte, ob es Reue oder Haß bedeutete . . . aber es konnte am Ende auch ganz was anderes sein, vielleicht hatte es garnichts mehr mit ihr zu thun, sondern . . . ja . . . vielleicht auch bloß von Antipyrin und Cognac. Oder noch besser: der andere, ohne erst viel zu fragen, ohne auf ihn zu hören, müßte es ihm sagen . . . wenn es selbst falsch wäre, das würde nichts machen, aber nur bestimmt und eindringlich und wirksam müßte er es sagen, bis er glauben und gehorchen könnte.

Er wollte zu Mela. Sonst vermochte er nichts deutliches zu erwerben als diesen Drang, daß er zu Mela mußte. Das tickte in seinem Gehirn und ließ nicht.

Ja, Mela! Dort sah er Trost und Hilfe. Ihre reine, freudige, über die gemeine Menschlichkeit erhobene Freiheit würde ihn erlösen. Ihr dürfte er sich bekennen. Sie konnte ihm Zug und Richtung geben. Wenn er nur erst wieder bei ihr in dem kleinen Salon war, unter dem zänkischen Näschen der frommen Helene, vor ihrer stillen, hellen wie gläsernen Stimme.

Sie saß über eine welke Blüte geneigt und streichelte den kranken Kelch und spielte; aber es schien, wie der mürbe Stengel sich schwer und müde bog und langsam sank, es schien vielmehr, als ob die hektische und dumpfe Orchidee den Duft und Atem ihres Leibes suchte. Und gleich, ohne seine Fragen zu erwarten, plauderte sie, unbeweglich wie ein stilles Bild, in ihrer sanften, heimlichen, manchmal etwas ironisch verschmitzten Weise, mit dem unterirdischen Lachen, von dem kaum ein letzter Sonnenstreif einmal in die Winkel der Lippen huschte . . . plauderte von vielen Dingen, über die Freunde, über die Feste, über manchen Plan und Wunsch, bunt hin und her; die hellen Sätze rieselten wie ein Regen winziger Perlen. Und rings war wieder, auf den zierlichen Tischen, unter dem strengen Lorbeer, in die milden Töne von Olive und von Lachs verschleiert, jenes nervenzärtliche Gedränge gesuchter Schönheit.

Es wurde ihm sehr behaglich und froh, weich und innig und sicher. Hier

konnte nichts Böses zu; es war wie ein Asyl vor der Welt. Er dachte an das Lied:

„Ich bin so guter Dinge,
So heiter und so rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner sein."

Ja . . . da war, was er brauchte, Friede und Versöhnung. Nur . . . nur mußte er es ihr sagen; er mußte es aus sich entfernen und ihre Meinung holen. Aber sie ließ ihn nicht. Sie redete immer weiter, von den anderen Dingen. Sie wußte gleich, warum er kam; das merkte es schon. Aber sie wehrte sich spröde und wollte es vermeiden. Er ärgerte sich, weil er seine Wünsche und Bedürfnisse störte; aber er deutete den Aerger, als ob er über ihre herzlose Fassung wäre, daß sie heute überhaupt etwas anderes denken konnte als an die Tote.

Er sagte es ihr endlich, deutlich und gerade.

„Ich finde das einfach abscheulich! Sie ist noch nicht einmal begraben und Sie lachen und sind vergnügt und thun, als wüßten Sie überhaupt von garnichts! Gut — es mag ein paar Mißverständnisse und Verstimmungen gegeben haben — ich weiß! Aber endlich sind wir doch keine Indianer und Korsen, die über den Tod hassen und rächen. Und sie war Ihre Freundin und Sie hatten sie sehr lieb — mir werden Sie da nichts vormachen!"

Er fühlte, daß sie jetzt das Gewicht der männlichen Natur empfinden müßte, welche gerecht ist und Kleinliches verachtet; und er nahm einen eindringlichen, mächtigen und festen Ton von Pflicht und Würde, in dem er sich gefiel.

Sie besann sich eine Weile und hörte geduldig; dann plötzlich, indem sie die Blume von sich weg in die Mitte des Tisches schob, mit einer spitzen, zackigen Geste, wie um etwas abzustreifen, und einem entschiedenen, unabänderlichen Blicke: „Es giebt Dinge, von welchen eine Frau nicht sprechen darf, an die sie besser garnicht denkt. Sie verliert sich sonst. Das ist es . . . und ich sehe auch nicht ein, was es für einen Zweck haben soll."

Jetzt kannte er sich auf einmal garnicht aus. Was war denn das? Was sollte das heißen? Was konnte sie nur meinen? Es warf seine schönen Reden um und . . . nein, er hätte es nicht für möglich gehalten!

„Aber . . . aber zu diesen Dingen . . . da gehört doch um Gotteswillen Margit nicht dazu? . . ."

„Der Fall Margit — gewiß! Wohin sonst? Also lassen wir das unerquickliche Thema lieber."

Sie verblüffte ihn. Es war offenbar Prüderie — ganz gemeine Prüderie! Er hätte diese bürgerliche Strenge niemals in ihr vermutet — aber darin sind sie alle gleich, wie es sich um eine andere handelt, borniert und grausam; und daran erkannte er das nordische Blut, die germanische Rasse, an die alle Bildung des Gemütes umsonst verschwendet wird. Er ärgerte sich sehr. Aber wenn er sie nicht besänftigte, dann ließ sie ihn niemals zu seinem Bekenntnis . . . und es war doch auch seine Pflicht, gegen die Tote.

Er fing es ganz behutsam an. Natürlich war es schlecht und unverzeihlich von ihr. Aber endlich büßte sie es ja mit dem Leben. Und man mußte denn doch auch nehmen, wie sie gar niemanden hatte, ganz allein und haltlos, den verwirrten Sinnen Preis gegeben, und tout comprendre, c'est tout pardonner und schließlich, die Leidenschaft kennt aber einmal keine Gesetze, das ist eine alte Geschichte. So wollte er sie sachte gewinnen.

„Ja natürlich . . . das einzige Glück ist noch, daß wenigstens die Männer weise, nachsichtig und gut sind und verstehen und verzeihen . . . nachher, wenn sie wieder eine umgebracht haben."

Diesen Ton vertrug er garnicht. Er mochte an den anderen kein Pathos; es wird bloß geschrieen und man weiß nicht, was man für ein Gesicht dazu machen soll. Und an ihr war es ihm gar ganz ungewohnt und neu.

Er hatte keine Antwort. Vielleicht ließ es sich mit einem dummen Spaß parieren.

„Hörn's denn nicht auf?! Ich kann mich wirklich nicht erinnern, Ehrenwort, eine umgebracht zu haben. Ich thue sonst gewiß alles Mögliche, soweit meine Kenntnisse irgendwie reichen, die raffiniertesten Sachen, aber das —! Ich hab' das noch garnicht gewußt, daß das jetzt modern ist."

Sie blickte verächtlich auf ihn. „Sie sind eben überhaupt der echte Wiener!"

„Na . . . schauen's . . . wenn Sie mir sonst nichts vorwerfen können . . . das ist doch noch kein Verbrechen."

„O nein . . . sicher nicht, im Gegenteil: es ist vielleicht sogar das Allergescheiteste! Nichts ernst nehmen, alle Fünfe gerade lassen, ohne eigene Natur sein und darum jede geduldig ertragen und immer gemütlich weiterwursteln, wie's eben kommt, so oder so . . . und soll ein jeder selber schauen, wie er fertig wird oder auch nicht — wir fretten uns schon durch. Nur für nichts kämpfen — da blamiert man sich höchstens, mit dem lächerlichen Wahne, Heiland zu spielen, zu bessern und zu bekehren und eine erträgliche Welt zu schaffen. Aber dann ersparen wir uns wenigstens die heuchlerischen Phrasen, dann lassen wir die dumme Pose, als ob wir uns auf einmal was Ernstes zu sagen haben könnten!"

So hatte er sie niemals gesehen. Atemlos und ungestüm durch das Gemach, mit heftigen, empörten Geberden, wie eine Ringende gegen heimlichen Aufruhr, den sie bändigen müßte und nicht verraten durfte. Es bangte ihm, daß es sie überwältigen könnte; er kannte das: sie würde es bald bereuen, ihm ihre Seele entblößt zu haben, und es läge immer zwischen ihnen und er hätte davon nur wieder viel widerlichen Verdruß. Er mochte es auch garnicht: er liebte die Eleganz gelassener, manierlicher Gefühle; mit Leidenschaft wußte er nichts anzufangen und wurde verlegen. Aber es war lieb, sie durch das Zimmer stampfen zu sehen, strampelnd auf den Ballen, wie die kleine Rathner von der Oper; das tröstete ihn noch ein bischen.

Sie redete sich immer mehr in Wut. Sie achtete nicht auf ihn. Es war, als spreche sie ganz allein mit sich selber. „Ich würde ja garnichts sagen . . . vielleicht muß es sein, für den Staat und was weiß ich . . . aber warum lügt man denn, warum verhöhnt man uns denn auch noch? Warum denn dann das verlogene Geschwätz, von der Gleichheit der Frau mit dem Manne und wie uns dieses herrliche Jahrhundert zu würdigen und zu schätzen weiß . . . und es giebt Vereine, damit wir Telegraphistinnen und Zahnärzte werden dürfen . . . und überall höre ich von den Rechten der Frau, aber vom Rechte der Sinne und des Blutes, um das es sich handelt, habe ich niemals gehört, sondern wir werden wie die Weinflaschen gehalten, die Ihr aus dem Keller holt, wenn ihr Durst habt — ob wir selber auch einmal Durst haben könnten, fragt niemand!"

Was hatte sie nur eigentlich? Er erkannte sie garnicht wieder. Es war

etwas Fremdes in ihr aufgestanden und er fühlte einen dunklen, unvermuteten Bezirk, den er nicht betreten könnte.

Es dämmerte ihm jetzt, während sie sich höhnisch entrüstete, es dämmerte ihm langsam, freilich schwank und fahl . . . aber das war es offenbar nicht, wie er erst meinte — nein, Prüderie war es nicht; sondern . . . eher . . . Ja, deutlich konnte er es nicht sehen, aber er ahnte tiefe, verborgene Rätsel, die ihn schreckten. Er hatte der Zweifel und Sorgen an sich selber gerade genug; mochte jedes Geschlecht seine Sachen nur alleine abmachen! Und endlich war er um Trost gekommen, für seine eigene Ruhe und Ordnung — die Seele der Frau und ihre Beschwerden konnten warten, bis er nur erst einmal mit sich selber fertig war.

Sie redete noch immer, unaufhaltsam in kurzen, rissigen, spitzen Sätzen. „Es ist ja nur unsere Schuld — wir dürfen uns garnicht beklagen! Warum sind wir denn so dumm? Warum ertragen wir es denn? Was laufen wir denn nicht auf der Gasse zusammen und sagen einmal die Wahrheit frech und unverschämt heraus . . . gerade in so einem Falle einmal, wenn wieder eine daran verdorben ist, mit so einem handgreiflichen Beispiel? Statt dessen verdrehen wir heuchlerisch die Augen, als ob keine wüßte, was doch in einer jeden tobt und wütet, und bestärken noch geflissentlich die Lügen der Männer. Warum sagen wir es denn nicht? Wie können ja nichts dafür. Es ist in der Natur. O, wenn ich ein Wäschermädl wär' oder irgend eine kleine Gouvernante, frei, ohne die erbärmlichen Rücksichten und Bedenken . . . aber so, man ist so feige in unserem Stande, so namenlos feige!"

Er ging. Er hatte es satt. Er vertrug das absolut nicht länger. Er konnte das Deklamieren nicht ausstehen . . . es ist auch garnicht mehr modern — wer wird denn heute noch die Welt verbessern? Und hier paßte es schon garnicht; es paßte nicht in die Stimmung und den Stil des Zimmers, da müßte sie sich doch ganz anders möblieren! Seine Nerven, wie sie zugleich von den sanften, halben, buhlerischen Farben weich gestreichelt und von ihrem harten, schrillen Grimm pathetisch angeschlagen wurden, sträubten sich gereizt. Und dann überhaupt: eine Frau, die klagt und getröstet sein will — da spielt der Mann immer eine traurige Rolle, wenn er nicht einfach zärtlich wird, und das lag ihm jetzt garnicht, er hatte Erfahrungen. Es gab sonst nichts: er mußte gehen.

Was sollte er auch noch? Er wollte sich erleichtern. Nun beschwerte sie ihn noch mit neuen Zweifeln und Rätseln. Es war umsonst. Er mußte gehen.

„Ich komme ein anders Mal wieder, wenn Sie weniger Nora kopieren".

„Verstehen Sie mich nun wirklich nicht oder thun Sie bloß so, weil Sie nicht wollen? Weil es gegen den Profit der Männer wäre? Man müßte doch einmal — ein einziges Mal wenigstens, müßte man es einem sagen, so wie ihr unter einander davon redet, alles derb und roh heraus . . . und . . ."

Aber da stockte sie plötzlich, besann sich, zweifelte, ließ ihn und wanderte wieder, suchend und irre, lange ohne ein Wort. Endlich wie eine letzte, mühsame und verdrossene Antwort auf die tausend Fragen, wie eine scheue, zage, kaum tröstliche Hoffnung: „Aber ja . . . freilich . . . das ist es vielleicht! Das mag es wohl sein! Das würde erklären und versöhnen! Damit wir aus dem Leide die Kraft holen, die Frauen früher als die Männer, das Menschliche zu überwinden, die Natur zu vertreiben und das Leben in Kunst zu gewinnen. So kommt vielleicht noch Heil und Schönheit aus dem häßlichen Elend."

Nun hatte sie ja wieder ihr Steckenpferd. Es kommt doch jeder, wohin er gehen mag, nur immer zu sich selbst. Nun konnte er sie ruhig lassen.

Er überlegte auf der finsteren und dumpfen Stiege und verglich, wie er kam und wie er ging — es war doch immer dieselbe Geschichte: nichts geschieht, wie man es denkt, man stellt sich alles anders vor und jede Erwartung wird enttäuscht; darum heißt das ganze Leben nichts, weil man sich nicht verlassen kann, auf garnichts.

Sie hatte ihn nicht getröstet. Im Gegenteil. Er nahm neue Sorgen und neue Zweifel mit. Er wollte sie nicht achten; aber sie wuchsen und schwollen jetzt, als ob sie in seinem Kopfe weiter redete, nur heftiger und deutlicher, in unabweislichen, gewaltsamen Schlüssen — und jetzt hörte er sie erst und antwortete und bestätigte und folgte und begriff. Und er litt mit ihr, mit allen Frauen.

Er hatte es wie ein Holz quer in der Kehle ... und so mußten Thränen hinauf und heraus ... und er räusperte sich ängstlich. Wenn er jetzt Einem begegnete und etwas sagen mußte, irgend etwas sagen, dann würde er weinen, wie ein kleines Kind; vielleicht wäre es das Beste. Aber er hätte nur wenigstens gern gewußt, warum; er konnte es nicht recht deuten. Vielleicht war es doch um Margit ... oder es war vielleicht so im allgemeinen, weil überhaupt alles anders ist.

Und jetzt dachte er erst daran, die beiden zu verbinden, das Leid von Margit und von Mela. Ja, so war es. Jetzt sah und erkannte er es erst. Aber dann merkte er auch, daß er dann ja ganz Anderes erlebt hatte, als er meinte; er hatte wieder so daneben vorüber gelebt. Und alles rings war trübe und wirr, das Vergangene und das Künftige, und er wußte von nichts, wie es wohl eigentlich sein möchte, nicht von sich, nicht von den anderen, von nichts.

Wie er in die Seilerstätte bog, geriet er unter die Burgmusik. Er wurde von dem Schwarm gefaßt, getrieben und geschleift. Er konnte nicht widerstehen; es war stärker. Die Töne schoben sich in ihn und drängten. Der Takt der Tritte zwang ihn. Er gehorchte der Menge.

Er fühlte sich getragen und bestimmt, vorwärts, ohne Frage, entwillt. Er freute sich, weil das andere gleich aus ihm verschwand, und marschierte stramm und ganz leise pfiff er mit. Er sah Buntes, hörte Helles und fühlte den Ruck der Trommel, vorwärts, immer vorwärts. Und er wußte nur noch: es ist ja alles ganz dumm ... ganz dumm, sich irgendwie zu kümmern. Wir thun doch nichts, sondern es geschieht. Das Leben geht einfach weiter, immer weiter.

Hanna Jagert.

Comödie in drei Acten

von

Otto Erich Hartleben.

Dritter Act

Scene: Zimmer in Hanna's Privatwohnung. — Die Möbeln sind zum Teil dieselben, wie im zweiten Act. In der Mitte des Zimmers ein großer Tisch mit hochlehnigen Stühlen. Darüber eine brennende Lampe. Die Mitte des Hintergrundes nimmt ein großer Bücherschrank ein. Rechts davon die Thür zum Corridor, links das Eckſofa mit Tisch. — Auf der rechten Seite vorn steht der Geldschrank, dahinter ein Füllofen, der einen Feuerschein ausstrahlt. — An der linken Seite vorn der Schreibtisch, dahinter die Thür ins Nebenzimmer. — Die Einrichtung ist ernst und gediegen, mehr in der Art eines Herrenzimmers. Dunkle Portieren und Decken.

Hanna, (in einem schwarzen Kleide von eleganter Einfachheit, sitzt vorn am Mitteltisch und liest einen Brief.)

Lieschen (sitzt, in befangener, kerzengerader Haltung, rechts am Mitteltisch. Sie trägt ein hochmodernes Promenadenkostüm und sieht sich mit neugieriger Scheu im Zimmer um.)

Hanna (läßt den Brief sinken. Bewegt:) Die gute Mutter. — Aber persönlich traut sie sich doch nicht her.

Lieschen, (in einem gezierten Ton, aus dem sie nur hin und wieder herausfällt:) Ach, sie thät es ja wohl. Aber Du weißt ja, wie Dein Vater ist. Ich geh selber immer nur hin, wenn ich bestimmt weiß, daß er nicht zu Hause ist.

Hanna, (nachdenklich:) Hm. — Heut, nach Tisch hat sie Dir den Brief gegeben?

Lieschen: Ja, sie ist extra deswegen zu uns gekommen. Sie hat so'ne Bange!

Hanna, (ernst, ohne Lieschen anzusehen:) Die gute Mutter! — — Ach was! Es ist ja nichts. Nichts! (Sie erhebt sich.) Sie beurteilt Conrad ganz falsch. Ich — will ihn erwarten.

Lieschen: Ach, Hanna: er ist jetzt noch viel rabiater, wie früher. Du glaubst garnicht, wie er sich verändert hat. Ich denke mir, er wird sich in Amerika oder in London das Trinken angewöhnt haben. Von der Seeluft, weißt Du.

Hanna: Das kann ich mir nicht denken.

Lieschen: Ach doch, ja. — Nein: wir sind alle schrecklich besorgt um Dich.

Hanna: So. — Ach, das sind ja Einbildungen.

Lieschen: Na, na: sag das nicht! Erst gestern hab ich wieder im Lokalanzeiger gelesen, wie einer aus Liebe zwei Weiber auf einmal totgeschossen hat. Bloß: er wußte nicht, welche sollt' er nehmen. Na, und nu Dein Vater! Der hetzt ja nu noch immer! Der macht ihn nu erst ganz wild! Weißt Du, was er ihm nach London geschrieben hat? Ach ne: das will ich Dir doch lieber nich sagen. Na, aber, Du darfst es mir nich übelnehmen! „Sie avanciert", hat er geschrieben. „Sie avanciert. Jetzt ist sie schon die Maitresse von einem Grafen." Ja. Weißte, Dein Vater kennt eben nich den Unterschied zwischen einem Grafen und einem Baron.

Hanna: Das hat . . mein Vater geschrieben?

Lieschen: Was ich Dir sage! Darauf ist ja eben Conrad hergekommen. Ohne an seine eigene Sicherheit zu denken — umgehend! Denk doch mal, wenn sie ihn faßten!

Hanna (schüttelt traurig den Kopf:) Also das . . .

Lieschen: Ja. Und Du wärst eine Begehrliche.

Hanna: Eine Begehrliche? Was heißt denn das?

Lieschen: Ja, ich weiß nicht. Davon spricht er auch so immer. Was die richtigen Arbeiter wären, die hätten die Begehrlichkeit nicht. Das wär 'ne Lüge. Die wollten blos ihr gutes Recht. — Aber die Reichen — was er so die Bürgerlichen nennt, und auch die Adligen — die hätten die Begehrlichkeit und wollten immer noch mehr haben. Und Du wärst auch 'ne Begehrliche, So is es.

Hanna, (bitter:) „So is es". Ja. Er hat recht. Sie — haben die Begehrlichkeit nicht. Es ist schlimm. — — Also mein liebes Lieschen: ich danke Dir sehr für Deine freundlichen . . Eröffnungen, und . . . Bitte, geh noch heute Abend zur Mutter, ja? Sag ihr: sie solle keine thörichte Angst haben. Mit Conrad würde ich schon fertig werden. Ja — es würde mich freu'n, wenn er käme. Ihm gegenüber kann ich mich rechtfertigen. Er ist nicht wie mein Vater. Der wird mich freilich nie mehr verstehn.

Lieschen: Ja, da hast Du wirklich sehr richtig. Gerade so gehts mir mit Mutter. Die versteht mich auch partout nich.

Hanna: So?

Lieschen: Partout nich. Gott, und es ist doch so einfach! Was soll man denn machen, wenn man weiter kommen will und . . und will was vom Leben haben. Is nich wahr? Heiraten thut einen ja doch kein anständiger Mensch mehr, und schließlich: was hab ick denn davon, wenn da nu auch wirklich so'n Maler oder Maurer kommt, der selber nichts zu brechen und zu beißen hat . . und Kinder will er womöglich auch noch haben. Ne, ne! Wenn man erstmal mit feine Herrn so in besserem Verkehr gestanden hat — nachher paßt einem das schon lange nicht mehr. Schon lange nicht mehr. Hab ich nicht recht?

Hanna: Gewiß, Lieschen — und es ist schön, wenn man recht hat. Aber . . .

Lieschen: Nicht wahr! Weißt Du, liebe Cousine: die andern . . die waren ja einfach alle viel zu dumm. Aber ich . . ich kann wohl sagen: von allen Anfang an habe ich allein immer die richtigste Auffassung über Dich gehabt! Und wenn ich früher manchmal so'n bischen eklich gegen Dich gewesen bin . . so is das immer blos Neid gewesen. Wahrhaftigen Gott!

Hanna, (belustigt:) Ja, ja: ich hab das ja auch niemals anders aufgefaßt.

Lieschen, (betheuernd:) Hand aufs Herz —: blos aus Neid! Niemals so wie die andern, aus Moral, oder so. Keine Spur! Denn wozu? Heutzutage muß man modern sein.

Hanna, (lächelnd:) Woher weißt Du das?

Lieschen: Ach, das hab ich nu allmählich selber rausgekriegt. — Nein, wirklich, liebe Cousine: Du glaubst garnicht, wie lange ich mich schon danach gesehnt habe, mich einmal so recht ordentlich mit Dir auszusprechen. Wirklich wahr! Denn im Grunde, mußt Du wissen, in meinem Inneren, hab ich Dir eigentlich immer recht gegeben. „Ganz recht, hat sie, hab ich immer gesagt —: ganz recht! Was kann das schlechte Leben helfen!"

Hanna (lacht auf.)

Lieschen (in das Lachen einstimmend:) Na ja — is doch aber auch wahr! — Siehste: und deshalb, liebe Cousine, mein ich: wir beide sollten doch . . . He? —

Hanna (weicht Lieschen, die ihre Hand fassen will, aus. Ernst und kühl:) Verzeih! Ich hab jetzt keine Zeit mehr. Ich muß noch mal hinunter ins Geschäft. — Also nochmals: sag der Mutter meinen besten Dank für ihre . . „Warnung", aber . . Du weißt ja nun. Kann ich Dir sonst noch mit . . Etwas dienen.

Lieschen, (affectiert-verletzt:) Nicht, daß ich wüßte. Danke sehr. (In anderm Ton, schnell:) Das heißt . . (Vertraulich:) Du, Hanna . . sei doch mal offen gegen mich! Giebt Dir denn Dein Baron viel?

Hanna, (heftig:) Ach, bitte, Lieschen . . geh jetzt! Weshalb meine Mutter gerade Dich zu mir geschickt hat . . . Na . . jedenfalls . . (Sie zieht ihr Portemonnaie:) . . Ich will nicht undankbar sein: da, hier — (Giebt ihr ein Goldstück:) Für den Weg.

Lieschen (nimmt das Geld und betrachtet es einen Augenblick unschlüssig schwankend, dann steckt sie es ein und sagt kühl, fast herablassend:) Bitte sehr, bitte sehr — hat nichts zu sagen. Ich will nicht länger stören. (Wendet sich zum Gehen:) Adieu.

Hanna, (abgewendet:) Adieu. (Setzt sich links an den Schreibtisch.)

Lieschen (zuckt die Achseln:) P—hö! (Nach hinten ab.)

Hanna, (nachdenklich vor sich hin sehend, schüttelt den Kopf.)

(Pause.)

(Aus ihren Gedanken heraus, halb lachend:) „Was kann das schlechte Leben helfen!" (Steht auf und klingelt. Dann geht sie zum Schreibtisch zurück, nimmt einige Briefe an sich und schließt ihn zu.)

Dienstmädchen (tritt von links ein.)

Hanna: Hedwig, ich bleibe heute Abend zu Hause. Legen Sie noch nach. Ich gehe jetzt hinunter. Wenn der Herr Baron kommt, bitten Sie ihn, hier oben auf mich zu warten. (Geht zur Thür. Es klingelt draußen. Sie bleibt stehn.) Sollte er das schon sein? Sehen Sie nach.

Hedwig (nach hinten ab.)

Hanna: Oder . . . (Sie nestelt nervös an ihrem Haar.)

Bernhard (tritt schnell ein. Laut und lebhaft:) Guten Abend! Guten Abend. Ach Pardon! Ich vergesse immer, draußen erst abzulegen. (Schnell wieder ab.)

Hedwig (tritt durch die offene Thür ein, geht über die Bühne und links ab.)

Bernhard (von draußen, durch die offene Thür sprechend:) Könntest Du dem guten Mädchen nicht angewöhnen, mir hierbei behilflich zu sein?

Hanna, (lächelnd:) Aber Bernhard ... Selbst ist der Mann.

Bernhard, (im Eintreten:) Na ja, schon gut, weiß schon ... Wie gehts? (Tritt zu ihr und küßt ihr die Hand:) Gut, natürlich. Wie?

Hanna: Dir auch. Danke. — Aber Du kommst ja heut so früh. Ich muß noch herunter.

Bernhard: Herunter! Immer herunter! Schrecklich! (Gepreßt:) Oh, Hanna, Du .. (Zieht sie an sich und küßt sie, dann läßt er sie los und wendet sich ab:) .. Du ahnst nicht, wie traurig Du mich machst mit Deinem .. mit diesem ewigen „Geschäft".

Hanna: Aber mein lieber Bern! Du mußt doch vernünftig sein. Selbst wenn ich das Geschäft verkaufen wollte —

Bernhard, (lebhaft:) Wie? — Nun?

Hanna, (lächelnd:) Ich meine: selbst dann müßte ich doch bis zum letzten Tage .. in alter Weise darin thätig sein. Darauf beruht doch nun mal — meine Freiheit.

Bernhard: Eine schöne Freiheit!

Hanna: Ja! Dem Einen kommt sie teuer — dem andern billig zu stehn. Das ist nun mal nicht anders — einstweilen. — — Aber jetzt laß mich. Die Mädchen warten auf mich. Laß Dir die Zeit nicht lang werden. Da! (Sie deutet auf den Bücherschrank:) Falls Du etwas für Deine Bildung thun willst. Auf Wiedersehn. (Geht zur Thür. Dort bleibt sie stehn. Leise, zärtlich:) Bern?

Bernhard: Ja?

Hanna: Ich habe Dir nachher .. etwas zu sagen.

Bernhard: Ja? Was denn?

Hanna: Nachher! — O, wir wollen so frohe Menschen werden, Bern ...

Bernhard (nähert sich ihr:) Hanna!

Hanna (hebt abwehrend die Hand:) Pst! Nachher! (Schnell ab.)

(Pause.)

Bernhard (ist sehr ernst geworden. Er seufzt laut und geht nach links. Gepreßt:) Wie ein Kind! Wie ein Kind! —

Hedwig, (von links, mit Kohleneimer, geht zum Ofen.)

Bernhard, (auffahrend:) Was?! Sie wollen doch nicht etwa gar noch einheizen?

Hedwig, (unbeirrt:) Fräulein hat's befohlen.

Bernhard: Aber, mein Gott, es ist ja schon eine tropische Glut hier!

Hedwig, (unbeirrt, antwortet nicht, sondern schüttet Coaks auf.)

Bernhard (mit Selbstironie:) Freilich —: wenn's Fräulein befohlen hat ... (Setzt sich an den Eckſophatisch und schlägt ein Buch auf. Legt es wieder weg:) Ne! — Sagen Sie mal, Hedwig, ich wollte Sie schon immer mal fragen ...

Hedwig, (unbeirrt am Ofen beschäftigt.)

Bernhard: Ich meine .. gesetzt den Fall, es vollzöge sich hier eine plötzliche .. oder sagen wir wenigstens eine baldige .. Veränderung .. daß Fräulein von Berlin fortzöge .. oder so — ich meine: Sie würden doch mitgehn — was?

Hedwig: Das ist gar nicht möglich.

Bernhard: Wieso?

Hedwig: Fräulein wird niemals von Berlin fortziehn.

Bernhard, (ärgerlich:) Sehr gut! Woher wissen Sie denn das?

Hedwig, (ohne sich umzuwenden, mürrisch:) Fräulein wird sich hüten und wo anders wieder von vorn anfangen.

Bernhard, (abbrechend:) Na! —

Hedwig (ist fertig und erhebt sich. Kalt:) Herr Baron kennen eben unser Fräulein erst oberflächlich.

Bernhard, (streng:) Ach bitte! (Es klingelt.)

Hedwig (sieht Bernhard einen Moment feindselig an, zuckt dann die Achseln und geht ruhig nach hinten ab.)

Bernhard, (allein, wütend:) S'is . . es is wirklich . . .

Hedwig (öffnet Alexander die Thür. Höflich:) Bitte, Herr Doktor! (Sie ist ihm beim Ablegen behilflich. Dann ab.)

Bernhard, (in höchstem Erstaunen:) Herr Doktor! Sie!? —

Alexander: Ja — ich. Guten Abend.

Bernhard (tritt näher und reicht ihm die Hand:) Guten Abend.

Alexander (hält die Hand fest, ernst:) Ich . . muß vor Allem noch um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen auf die traurige Nachricht vom Ableben Ihres Herrn Onkels . . nur schriftlich geantwortet habe. Aber . . mein Pedal war mal wieder . . nicht in Ordnung . . ist es auch eigentlich jetzt noch nicht. Ich wäre sonst längst über alle Berge.

Bernhard: Ja, ich hörte schon, Sie wären in Sicilien.

Alexander, (hinkt nach dem Stuhl rechts am Mitteltisch:) Bin ich auch. Wenigstens . . . Wollte heute schon unterwegs sein. Hm. (Setzt sich.)

Bernhard, (im Tone freundlichen Vorwurfs:) Die ganze Zeit haben Sie sich nicht wieder sehen lassen. Seitdem . . .

Alexander: Sie meinen: Ruinen gehören zur Landschaft.

Bernhard, (herzlich:) O, pfui. Wir wollten doch gute Freunde bleiben!

Alexander: Ja. Na, und aus — Feindschaft bin ich nicht weggeblieben. Oder meinen Sie?

Bernhard: Lieber Freund!

Alexander: Na also. — Ach hier ist es hübsch warm. Ganz wie in Sicilien. Ueberhaupt, riesig behaglich! (Seufzt:) Ja, ja! Wer sich hier so festsetzen könnte, der -- wär ein Esel, wenn er nach Italien führe. Wie?

Bernhard: Na sehn Sie. Weshalb kommen Sie da nicht!

Alexander: Tja . . wer weiß! Vielleicht ist es eine angeborne Scheu . . das dritte Rad am Bicycle zu spielen. Vielleicht . . ist das so der Stolz meiner Männerseele, wie Lasker sagte. Lassen wir's unentschieden. Soviel ist sicher: heute hab ich einen hinreichend legitimierenden Grund zu kommen. — Na, aber . . vor Allem: wie geht es Ihnen denn? Ich meine: wie gut? Was macht die Kunst? Oder: die Künste, muß man bei Ihnen fragen. Haben Sie sich nun für eine entschieden? Hat die Violine gesiegt? Die liebe Violine! Wie geht es ihr?

Bernhard: Na, ich danke. Besser wie mir. Sie hat Ruhe. —

Alexander: (sieht ihn an:) Hm. (Er nimmt eine Cigarre aus seinem Etui:) Ja: das ist nun eine äußerst schwierige Situation —: Sie rauchen nicht?

Bernhard: Nein. Aber bitte . . .

Alexander: Infolge dessen wird die Herrin den Tabaksgeruch gar nicht

mehr gewöhnt sein. Und Sie . . sind hier eigentlich doch zu wenig kompetent . . (Er hat währenddem die Cigarre abgeschnitten, in Brand gesetzt und raucht jetzt mit Behagen die ersten Züge:) . . sonst würd' ich Sie um die Erlaubnis gebeten haben.

Bernhard: Na ja: da haben wir's! Nun fangen Sie auch noch an!

Alexander: Aber, was denn?

Bernhard: Ach, liebster Herr Doktor —! Sie haben ja keine Ahnung, wie ich hier in diesem Hause behandelt werde . . . Das spottet einfach jeder Beschreibung!

Alexander, (behaglich:) Na . . dann beschreiben Sie's mal.

Bernhard: Wenn mir das früher einer gesagt hätte, und ich . . säße jetzt . . wegen Totschlags in Prison — mir wäre wohler. —

Alexander: Na nu!

Bernhard: Sehn Sie . . ehemals, wenn ich so in den Ferien nach Hause kam . . und so sah, wie mein guter alter Onkel so hin und wieder saugrob wurde gegen die Leute . . das konnt er werden . . da fand ich, als empfindsamer Student, das einfach schrecklich, einfach schrecklich. Einmal hab ich meinem Onkel sogar eine richtige Rede darüber gehalten . . . A—ber, wissen Sie — das war ja Alles Kinderei . . das war ja der reine Humanitätsdusel — im Vergleich mit der Art und Weise, wie man hier mit mir umspringt! — Und, was das Schönste ist, nicht bloß die Herrin behandelt mich so . . na, wie soll ich sagen . . so als liebenswürdigen Zimmerschmuck . . auch die Sklavin, diese gußeiserne Hedwig . . glauben Sie, die hätte irgendwie eine begründete Ueberzeugung von der Nützlichkeit meines Daseins? Keine Spur.

Alexander (lacht.)

Bernhard: Ach, lachen Sie nicht! Das ist sehr schlimm. — Noch hab ich ja wenigstens einigen Galgenhumor . . aber auf die Dauer . . wie soll man sich selber dabei den guten Glauben . . an die Wichtigkeit der eigenen Existenz erhalten!

Alexander, (trocken:) Sie haben Recht. Das muß furchtbar schwer sein.

(Pause.)

Bernhard, in verändertem Ton, sehr ernst:) — Und es geht auch nicht so weiter. —

Alexander, (ebenfalls ernst, beinah erschrocken:) Was — sagen Sie?

(Pause.)

Bernhard: Sowas paßt eben nicht für jeden. Bei Ihnen war das was Anderes. Ihnen gegenüber hatte es keine Gefahr . . mit Ihrer Selbständigkeit. Sie standen ihr in anderer Beziehung nicht nur gleichberechtigt gegenüber, waren ihr nicht bloß gewachsen — sie waren ihr sogar von vornherein unendlich überlegen, als ihr Lehrer gewissermaßen. Sie hatte sich Ihnen geistig ein für allemal untergeordnet.

Alexander: Leider, ja.

Bernhard: Ich dagegen besitze Gottseidank nicht die geringsten pädagogischen Talente! Und da Hanna nach dieser Richtung hin bisher offenbar — verwöhnt war — so gelt ich ihr nicht für voll. Ein Erzieher wird gesucht!

Alexander: Na, na, na . . .

Bernhard: Ja, ja! Sie hat mich gewiß sehr lieb — das weiß ich — aber die Art und Weise, wie sie mich behandelt, das ist doch . . das ist doch nicht . . .

Alexander: Nun?

Bernhard: Ach! Das ist doch so nicht das richtige Verhältnis zwischen Mann und Weib.

Alexander: Hm, hm!

Bernhard: Nie und nimmer nicht! Wissen Sie, wie mir das vorkommt? Direct verdreht kommt mir das vor: gerade umgekehrt! Als ob ich — ihr Geliebter wäre.

Alexander: Ja — ist das denn nicht der Fall?

Bernhard: Mein Herr!

Alexander: Mein hoher Herr!

Bernhard: Ach! Sie verstehn mich ja ganz gut.

Alexander: Ja — wer weiß! Vielleicht . . verstehe ich Sie so, daß nach Ihrer Ansicht die Sache in Ordnung wäre, wenn Hanna — Ihre Geliebte wäre.

Bernhard, (verdutzt:) Wie? — Na, nehmen Sie's mir nicht übel, aber — es ist doch wirklich arg, in welcher Weise sich Menschen wie Sie . . das Einfachste und Natürlichste, was es überhaupt auf der Welt giebt . . das Verhältnis zwischen Mann und Frau . . künstlich verzwickeln und verzwackeln, bis kein gesunder Mensch mehr draus gescheut wird. Ja, ja! Darin sind Sie Virtuose! Von Ihnen hat auch Hanna alle ihre Schrullen.

Alexander, (qualmend:) Wenn ich von Ihnen absehe . .

Bernhard: Von mir nimmt sie gar nichts an.

Alexander: So. Na, wie Sie meinen. Jedenfalls —: Menschen wie ich glauben eben nicht daran, daß . . das Verhältnis zwischen Mann und Frau . . heutzutage wirklich so einfach, so natürlich gegeben sei. Menschen wie ich sind vielmehr der Ueberzeugung, daß es zur Zeit einmal wieder Problem geworden ist.

Bernhard: „Problem"! — Ich bin kein Nußknacker.

Alexander: Nein. Es wäre Unrecht, das zu behaupten.

(Pause.)

Bernhard, (treuherzig:) Lieber Herr Doktor! Mir ist das Herz so voll! Und Ihnen gegenüber hab ich von jeher ein so unbegrenztes Vertrauen gehabt. — Ich weiß nicht, weshalb Sie herkommen . . aber es ist gut, daß Sie da sind —: lassen Sie mich mal wahnsinnig offen gegen Sie sein. Sie sind der einzige Mensch, den ich kenne, vor dem man sich damit nichts vergiebt. (Er reicht ihm die Hand.)

Alexander (nimmt die Hand und sieht ihn an. Ernst:) Ich danke Ihnen. —

Bernhard: Sehn Sie: ich weiß ja so schrecklich wenig darüber, wie Hanna eigentlich zu dem geworden ist, was sie jetzt ist. Ich habe sie durch Sie als eine fertige, in sich abgeschlossene Natur kennen gelernt . . .

Alexander: Meinen Sie? Nun — ich und die Thatsachen können Ihnen darin nun leider doch nicht Recht geben.

Bernhard: Ja . . .

Alexander: Aber einerlei. Sie wollen von mir etwas über die Zeit hören, wo ich . . Hanna's Erzieher war. Nicht wahr? Nun ja: ich versteh schon. —

(Pause.)

Ja, also — das Einmaleins hab ich ihr nicht gelehrt. Und daß es im Leben häßlich eingerichtet sei, auch nicht. Solche Elementarkenntnisse

brachte sie mit. — Aber andre Sachen, daß Goethe sehr schöne Verse gemacht habe, und . . daß Max Liebermann Bewegungen malen könne. Daß es ungeschickt und anstrengend sei, immer auf dem Kopf herumzulaufen, und . . daß das Weib nicht zum Mann werden solle sondern zum Menschen. Und daß die religiösen Wunden, die uns . . die Wissenschaft geschlagen hat, nicht durch diese selbst geheilt werden können — wohl aber durch die Kunst. Solche Dinge, wissen Sie. — — Ach! Wenn ich an dieses Erwachen, dieses Aufkeimen, an diesen Frühling in ihren Sinnen denke . . . Hungrig und dürstig war sie zu mir gekommen. Es war ja wie eine neue Welt für sie! Wie eine neue Religion — der Schönheit — der Kunst — des Genusses. Bis dahin war die Partei ihr Ein und Alles gewesen. Solange der holde Glaube an die baldige Revolution . . vorgehalten hatte, war das ja gegangen. Aber nun war er weg. Und was noch blieb — du lieber Gott! Das war doch Alles gar zu schnell vom Verstande verzehrt — von einem solchen Verstande! Und nun das Herz . . das Gemüt . . und die lieben Sinne? Die hungerten und dürsteten, wie gesagt — es war ein Jammer mit anzusehn. — — Da hab ich ihr nun alle Thüren weit geöffnet! Und was hab ich mich da aus innerstem Herzen gefreut, wie sie alsbald, nachdem so die erste Schüchternheit überwunden war, mit naivem Appetit an all die guten Dinge des Lebens heranging! — Ja! Und noch jetzt . . an Wintertagen . . werd' ich warm, wenn ich daran zurückdenke. — Vor dem Frühling selber aber . . flücht ich . . nach Italien. Der ist mir nun mal . . verleidet.

(Pause.)

Bernhard: Hm. — Und . . Herr Doktor . . entschuldigen Sie . . haben Sie unn damals nie daran gedacht, sie . . zu heiraten?

Alexander (fährt vor Ueberraschung ein wenig zusammen.) Ach — haben Sie vielleicht einen Aschenbecher?

Bernhard: O Pardon! (Stellt ihm einen hin.)

Alexander: Danke schön. Hm. — O ja, mein Lieber: daran hab ich wohl gedacht.

Bernhard: Aber?

Alexander: Aber sie nicht.

Bernhard: Was?! Sie wollte nicht?!

Alexander: Nein.

Bernhard: Unmöglich! Pardon, aber — das versteh ich nicht. Das ist mir neu.

Alexander: Nicht wahr? Das geht wider die Natur! (Seufzt.) Na, das soll uns aber nicht abhalten, die Fahne der Wissenschaft und . . und der „Philosophie des freien Menschentums" aufrecht zu erhalten . . und wenn Sie soviel Einfluß auf Ihre Freundin, die gußeiserne Hedwig zu besitzen glauben, so bitte . . klingeln Sie mal und bestellen mir irgend was Trinkbares: mein Abenddurst meldet sich.

Bernhard: (klingelt:) Verzeihen Sie: ich hätte schon dran denken können.

Hedwig, (von links, zu Alexander:) Herr Doktor befehlen?

Bernhard: (scharf:) Ich habe geklingelt. Bringen Sie eine Flasche (Zu Alexander:) Rotwein, nicht wahr?

Alexander, (schmunzelnd, nickt.)

Hedwig: Ich habe keinen Schlüssel.

Bernhard: Ach bitte, dann gehen Sie gefälligst hinunter und lassen ihn sich von Fräulein geben.

Alexander (giebt der noch zögernden Hedwig hinter Bernhards Rücken einen Wink, worauf sie nach hinten abgeht:) Na sehn Sie, wie sie gehorcht.

Bernhard: Gehorcht? Das nennen Sie gehorchen? Solche Augen hab ich ihr erst machen müssen! (Schaut Alexander gebieterisch an.) Da haben Sie's nun mal selber gesehn. Das muß ich mir nun gefallen lassen. Ich! — Nein, nein! Es geht nicht! Ich bin nun einmal nicht der Mensch dazu. Das hab ich einfach nicht gelernt! Es scheint, ich soll mir erst in cordialen Formen die Schwesterliebe dieser Person erwerben — ehe ich sie um etwas bitten darf. Wetter auch! Das ist mir nicht gegeben! — — — Aber wenn ich Hanna das sage, dann . . dann lacht sie!

Alexander: Ja, es ist ein herzloses Weib.

Bernhard: Nein, aber sie ist unfähig, sich in einen Menschen wie mich, hineinzudenken. Sie ist überhaupt von einer fürchterlichen Abgeschlossenheit, einem — na!

Alexander: Na?

Bernhard: Ach, sie ist das herrlichste Weib der Welt, aber in einer Weise egoistisch —: es existiert für sie nichts — absolut nichts — außer ihr.

Alexander: Gott sei Dank.

Bernhard: Und was ist aus mir geworden! Ich habe gar keine Contouren mehr. Ich . . . (Aufgeregt:) Aber es hat ein Ende. Heute noch! Ich wollt's Ihnen schon vorhin sagen . . es ist das ein Entschluß, mit dem ich mich schon lange trage. Ich frage sie heute noch, ob sie — meine Frau werden will — meine Frau.

Alexander: Oh! — Warum wollen Sie sich den schönen Abend verderben? —

Hedwig (kommt von links mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern. Sie serviert und geht wieder ab.)

Alexander (schenkt sich ein und kostet.)

Bernhard, (unruhig auf und ab.)

Alexander: Na — aber schließlich: sie hat ja Humor. Vielleicht nimmt sie's doch ganz gut auf. Hoffen wir das Beste.

Bernhard, (mit sich beschäftigt:) Ich will nur eine Position . . überhaupt eine Position ihr gegenüber. Es geht so nicht! Wirklich nicht!

Alexander, (gemütlich:) Hm. Mein lieber Herr von Vernier, bitte: kommen Sie her. Setzen Sie sich hübsch mal zu mir. So. (Schenkt ihm ein:) Prosit! (Stößt mit ihm an:) Sein wir vergnügt! Wissen Sie, wer uns heute Abend noch besuchen wird?

Bernhard, (apathisch:) Nein.

Alexander: Ein gewisser Conrad Thieme.

Bernhard (springt erregt auf:) Was?! Der Mensch, der auf Sie geschossen hat?

Alexander: Nun ja: weshalb meinen Sie denn, daß ich sonst hier wäre?

Bernhard: Heute noch?

Alexander: Ja. Uebrigens dacht' ich, Sie wüßten es und hätten deshalb den heutigen Abend zu Ihrer . . Heiratsanfrage ausersehn. Die beiden geborenen Trauzeugen hätten sie ja dann gleich bei der Hand.

Bernhard: Ach, Doktor, lassen Sie die Scherze! Was kann der Mensch denn wollen?!

Alexander: Ja, das weiß er wohl selber nicht. Jedenfalls kommt er. Ich weiß es von einem meiner Arbeiter, einem alten Freunde von ihm. Dem hat er sein Herz ausgeschüttet und bei der Gelegenheit . . ist auch ein funkelnagelneuer Revolver zum Vorschein gekommen.

Bernhard: Revolver!

Alexander: Ja. Ach dabei müssen Sie sich weiter nichts denken. Das sind die schlechtesten Menschen noch lange nicht, die gern bewaffnet unter die Leute gehn. Die transatlantischen Umgangsformen, die Theorie der persönlichen Executive . . .

Bernhard: Und Sie haben ihn nicht verhaften lassen?

Alexander: Verhaften? Nein. Das ist nicht mein Geschmack. Ueberdies, wer weiß denn —: wahrscheinlich hat der Mann ganz recht.

Bernhard: Welcher Mann?

Alexander: Nun: er . . dieser fremde Mann, wie Ibsen sagt. Er hat doch seine Informationen jedenfalls aus Hannas Familienkreisen. Na und da kann ichs ihm garnicht übel nehmen, daß er herkommt, um sie totzuschießen. Ich würde das an seiner Stelle vielleicht auch thun, wenn es mir sonst . . die Mittel meines Temperaments erlaubten.

Bernhard: Ich . . ich bin noch ganz . . verwirrt. Sie sagen das Alles mit einer Ruhe, als ob Sie selber garnichts befürchteten . . als ob das Alles nur Scherz wäre. Und doch kommen Sie selber her und . . .

Alexander: Ja, sehn Sie: ich möchte doch nicht, daß Hanna allein wäre, wenn der junge Mann ihr . . seine Visite macht. Ich halte es immerhin für zweckmäßig, wenn jemand da ist, der dem Comparenten mit . . Vernunftgründen begegnen kann. Hanna gegenüber wird er vermutlich . . sinnlos rasen: Sie werden . . ihm gegenüber vermutlich auch nichts Besseres thun: da könnte ich ihm vielleicht . . bei meiner ausgesprochenen Begabung zum Akademiker . . mit einer lichtvollen Klarlegung der thatsächlichen Verhältnisse dienen. Das ist manchmal viel wert. — Na und im Notfall — (Er zieht einen Revolver aus der Tasche und zeigt ihn Bernhard:) Ich hatte auch noch so'n Ding liegen.

Bernhard, (sehr aufgeregt:) Das ist ja . . . (Mit plötzlichem Schreck:) Wo bleibt Hanna? Finden Sie nicht, daß sie längst oben sein könnte? Es ist halb Acht! Wenn der Mensch ihr aufgelauert hätte! Ich will hinunter . .

Alexander, (ruhig:) Sein Sie unbesorgt, mein lieber Herr von Vernier —: der schießt nur en face. Das kenn' ich. Der weiß auch, daß sie ihn vorläßt, wenn er zu ihr will.

Bernhard: „Vorläßt"!? Um Gotteswillen! Man muß die Hedwig instruieren. (Eilt zur Klingel.)

Alexander: Ich fürchte, daß Ihnen in diesem Falle selbst Ihre gußeiserne Freundin nichts helfen wird. Was Hanna will — hat sie noch immer durchgesetzt. Ah . . .

Hanna (öffnet von außen die Thür im Hintergrunde. Spricht nach außen:) Es ist gut. Sie können dann schließen. (Fordert Conrad zum Eintreten ein:) Bitte. Komm.

Conrad, (ausländisch gekleidet, beträchtlich gealtert, bleich und bartlos, tritt ein.)

Bernhard, (am Schreibtisch links, wie angewurzelt.)

Alexander (ist bei Hanna's Stimme unwillkürlich heftig zusammengefahren, hat sich aber gefaßt, sich langsam erhoben und zu den Eintretenden umgewendet.)

Conrad (hat anfangs Alexander's Blick erwidert, ohne ihn zu erkennen. Plötzlich heftig erregt:) Sie! Sie sind es! Hier! Was heißt das? Was bedeutet das?

Alexander (geht ruhig auf Conrad zu und reicht ihm die Hand:) Herr Thieme —: ich bin nicht Ihr Feind. (Er hält ihm die Rechte hin, indem er die Linke flüchtig Hanna reicht, die sie schnell drückt.)

Conrad (zögert erst. Dann, auf einen Blick Hanna's, schlägt er ein.)

Alexander (hält seine Hand einen Augenblick fest, beide sehn sich an.)

Hanna (zu Alexander:) Ich hörte schon, daß Du gekommen wärst. (Mit einem Blick des Einverständnisses:) Ich danke Dir. (Zu Bernhard:) Nun . . Bernhard . . Du stehst ja so abseits? (Zu Conrad, mit einer vorstellenden Handbewegung:) Der Herr Graf, von dem Dir mein Vater schrieb —

Bernhard, (aufs Aeußerste verletzt:) Aber Hanna, ich bitte Dich, wie kannst Du nur . . ich begreife Dich nicht . . ich . . (Stockt.)

Hanna: Wie? — Ach Du weißt wohl nicht . . .

Bernhard, (schroff:) Ich weiß genug.

Hanna, (streng:) Bernhard! —

Bernhard, (unter dem Zwange ihres Blickes mühsam höflich:) Herr . . Thieme . . Sie werden es wohl nicht so unbegreiflich finden . . daß ich, der nicht weiß . . in welchen Absichten, mit welchen Gedanken Sie . . (Mit Betonung:) zu meiner Braut kommen . . daß ich zögere, Sie hier . . . Sagen Sie uns, was Sie hier wollen! Ich hoffe, daß Sie vor meiner Braut . . die Achtung hegen, die Sie beanspruchen darf und die ich ford're!

Conrad, (unsicher:) Herr Graf, Sie sprechen von Ihrer —

Bernhard, (kurz:) Ich bin nicht Graf. Ich heiße von Vernier.

Conrad, (aufbrausend:) Herr! Es ist mir auf der ganzen Welt nichts gleichgültiger. —

Bernhard, (einfallend, heftig:) Wollen Sie nun —

Alexander, (laut:) Vernier!

Hanna, (gleichzeitig:) Bernhard!

(Pause.)

Hanna, (zu Conrad:) Ja — er sprach von seiner — Braut. (Zu Bernhard:) Du meintest wohl mich damit. (Zu Conrad:) Aber daran mußt Du Dich nicht stoßen. Bernhard kennt Dich ja nicht. Er meint vielleicht, Du würdest vor der . . Braut des — Entschuldige, Bernhard! — des Herrn von Vernier — mehr Respect haben, als vor — einem selbständigen Menschen — vor mir.

Bernhard: Ich habe allerdings noch nicht den Vorzug Herrn Thieme zu kennen, und halte mich daher für sehr wohl berechtigt, ihn zu fragen, was er hier will.

Conrad, (schwer:) Ich thue . . was ich thun muß . . damit ich . . ich . . nicht ersticke. Und ich habe noch nie danach gefragt, ob das . . gerade andern genehm ist.

Alexander (zu Bernhard, diesem das Wort abschneidend:) Wie ich Herrn Thieme zu kennen glaube . . hat er selber gar keinen leidenschaftlicheren Wunsch, als . . Ihr Fräulein Braut hochachten zu dürfen. Nur — er ist über sie sehr schlecht unterrichtet worden, man hat sie verleumdet, ihr Bild verzerrt . .

und er kommt nun hierher, um sich — von der Wahrheit zu überzeugen. (Zu Conrad:) So ist es doch. Nicht wahr?

Conrad: . . Ja . .

Alexander, (jovial:) Nun also. — Nun kommen Sie, Herr Thieme: setzen Sie sich hierher . . in meine Nähe . . so . . .

Conrad (ist im Begriff seiner Aufforderung nachzukommen. Auch Hanna und Bernhard nähern sich dem Mitteltisch, um sich zu setzen.)

Bernhard (flüstert Hanna schnell etwas zu.)

Hanna (schüttelt mit dem Kopf.)

Conrad, (der dies bemerkt, plötzlich mit großer Heftigkeit, überlaut:) Nein! Nein! Nein! Ich will nicht! Ich will mich hier nicht einspinnen lassen! Zum Teufel mit den glatten Redensarten! Hanna! Mit Dir habe ich zu sprechen! Mit Dir ganz allein!

Bernhard (sucht sich zwischen Hanna und Conrad zu drängen.)

Hanna (weist ihn mit einer Handbewegung zurück.)

Alexander, (der sich bereits wieder gesetzt hatte, erhebt sich schnell und faßt Conrad scharf ins Auge. Alles dies geschieht, während Conrad spricht. Dann kurze Pause.)

Hanna, (ruhig, indem sie Conrad voll ansieht:) So sprich.

Conrad (mit verhaltener Leidenschaft:) Wir . . wir haben uns vor Jahren wohl verstehen können. — Ich weiß nicht, ob es jetzt überhaupt noch möglich ist. Damals kämpftest Du — und das thue ich noch heute — für die Menschheit! Ihr Elend rührte Dich noch . . und Du wolltest mitarbeiten an ihrer Befreiung . . an ihrer Erlösung! — Und jetzt?

Hanna: Conrad, ich habe mir die Menschen . . meine lieben Mitmenschen . . wie ich mir einbilde, gründlich angesehn. Glaube mir: nicht die äußeren Feinde der Partei waren es, die mich ihr zuerst entfremdeten. Die werden jeden, der kein Schwächling ist, nur härter machen. Nein! Es waren jene zahllosen bitteren Enttäuschungen, die man Jahr aus Jahr ein an Freunden und Genossen zu erleben hatte, jene jämmerlichen Intriguen und Beschimpfungen, jene kleinlichen Schlechtigkeiten und Niedrigkeiten aller Art —: und über dem Ganzen — dies indolente Protzentum der gesinnungstüchtigen Hohlköpfe — das war es, das Alles, was mir das Parteileben schließlich rein zur Hölle gemacht hat! — Dazu kam, daß ich mit der Zeit jede Form der Vergewaltigung hassen gelernt hatte. Nicht bloß die ein oder andere. Ich sah, wie sie es trieben — diese Menschen die vorgaben, eine bessere Zukunft gepachtet zu haben. Der Glaube, daß man die Welt erlösen könne, indem man eines Tages an die Stelle einer . . fertigen Gewalt . . eine noch unfertige setzt — der ist mir da freilich abhanden gekommen. — Und so hab' ich mich denn auf eine Art von innerer Mission resigniert und mit der . . bei mir angefangen. Du magst das meinetwegen Egoismus nennen. Mir scheint . . die Menschheit würde schneller vorwärts kommen . . wenn es mehr solche — Egoisten gäbe.

(Pause.)

Conrad, (dumpf:) Auch ich . . glaube nicht mehr . . an die Masse. (Fanatisch:) Aber trotzdem — ich . . . (Abbrechend:) Aber davon wollen wir jetzt nicht weiter sprechen. Ich kann begreifen, wie Du so geworden bist. Nur das Eine! Sag' mir nur das Eine —: dieser Mann hier, was . . was hat er für ein Anrecht an Dir?

Hanna, (hell:) Ich — liebe ihn!

Bernhard, (losplatzend:) Was berechtigt Sie . . .

Hanna, (schnell:) Bernhard! Was berechtigt denn Dich? Er ist ja zu mir gekommen. Zu mir — nicht zu Dir. Und ich will ihm Rede stehn. — Conrad: das ist Alles, was ich zu sagen habe. Ich — liebe ihn. Ein anderes — Anrecht hat er nicht an mir. — (Leise, warm und eindringlich:) Conrad: was hast Du von mir denken können! Du — von Deinem alten Kameraden? — — Vorhin fragtest Du, wie es möglich sei, daß Könitz hier wäre. Sieh' — ich weiß — ihn hab' ich tief . . tief verwundet . . damals, als er fühlte . . . . . Aber meinst Du: er wäre einen Augenblick an mir irre geworden? Nein! In seiner vornehmen Güte . . .

Alexander (brummt mißbilligend:) Na, na . . .

Hanna (sieht zu ihm hinüber, mit Betonung:) In seiner vornehmen Menschengüte hat er damals noch Ruhe und Humor erheuchelt — nur damit es mir leichter würde, das zu thun, was auch in seinen Augen meine Pflicht war — mich freizumachen — von ihm. (Indem sie Alexander die Hand reicht:) Hab' ich Dich verstanden, Alexander?

Alexander (drückt ihre Hand. Bewegt:) Hm . . hm. —

Hanna, (wieder zu Conrad:) Und Bernhard — der Graf, zu dessen Maitresse ich avanciert bin . . . (Bewegung Aller.) Ja, ja —: es klingt nicht hübsch. Aber ich muß es mir noch öfter wiederholen —: es ist das Urteil eines Vaters über seine Tochter. Nicht wahr? So stand doch in dem Briefe, den er Dir nach London schrieb?

Conrad (nickt.)

Hanna: Nun — Bernhard hat mich vorhin seine Braut genannt. Das war unrecht von ihm. Sehr unrecht. Denn — frage ihn nur —: ob schon jemals, seit wir uns lieben, zwischen uns beiden von Heirat die Rede gewesen!

Bernhard: Bis jetzt noch nicht, nein. Aber . . .

Hanna (lebhaft:) Siehst Du! Siehst Du! — Denn Du mußt wissen: ich möchte doch immer noch lieber seine Maitresse heißen — als seine Braut. (Bewegung Aller.) Ja! Weit erbärmlicher wär's, wenn ich in meiner Position auf eine solche Ehe spekuliert hätte — als von so einem armen dummen Mädel, das . . nun ja: das man nachher, wenn sie auf Einen hereingefallen ist — Maitresse schimpft. — Das kann Euch nicht wundern. — Und — verzeih' mir Bernhard — aber gerade das hat öfters störend zwischen uns gelegen . . zumal seit dem Tode Deines Onkels —: „Ist sie nun am Ziele?" — Aus Furcht vor diesem quälenden Gedanken — Glaube mir! — hab' ich oft meine . . meine Grenzen eifersüchtiger bewacht und eigensinniger betont, als . . mir mein . . Gefühl gebot. Bernhard — sag es hier . . vor diesen — nicht wahr: Dir ist niemals . . niemals der Gedanke gekommen . . der Verdacht: als ob ich hätte . . „Gnädige Frau" werden wollen.

Bernhard: Aber Hanna, wie kannst Du nur . . .

Hanna: Sag: nein!

Bernhard: Nein! Nein! (Pause. Inniger Händedruck der beiden.)

(Pause.)

Alexander (zu Conrad:) Nun, Herr Thieme? —

Conrad, (wie aus einer Erstarrung auffahrend:) Ja . . . Ich . . muß

fort. (Er tritt auf Hanna zu und spricht stoßweise mit mächtig arbeitender Brust:) Hanna . . es ist wahr . . ich . . habe Dir . . Unrecht gethan . . Unrecht gethan. Wenn Du willst . . verzeih' mir und . . . Weiter nichts. — Leb wohl. (Er geht ohne auf die andern zu achten, mit schnellen Schritten ab.)

Alexander (sich erhebend:) Herr Thieme! Herr Thieme! So warten Sie doch. Ich . . ich wollte Ihnen ja noch . . . Da läuft er nun wieder drauf los . . . (Zu Hanna:) Einen Augenblick, ich — (Sieht die beiden an:) Fürchte übrigens nicht, durch meine Abwesenheit zu stören. (Ab.)

Bernhard: Hans! (Er zieht sie an sich.)

Hanna, (an seiner Brust, leise:) Bernhard . . ich sagte Dir doch . . vorhin . . daß ich Dir etwas . . zu sagen hätte . .

Bernhard (zärtlich:) Daß wir frohe Menschen werden wollen . . ja, Hans . . das sagtest Du . . und ich, ich weiß nur einen Weg dazu, nur einen Weg. Hanna — werde mein Weib!

Hanna, (lächelnd leise:) Bin ich das nicht?

Bernhard, (leidenschaftlich:) Hanna — zeige mir, daß Du mich liebst — einfach — warm und natürlich, wie wir sterblichen Menschen es sollen. Opfere mir . . opfere mir nur ein Weniges . . von Deinem Stolze . . von Deiner unausstehlichen Selbstherrlichkeit. Zeige mir, daß ich nicht auch etwa bloß — Dein Lehrer bin. — Sieh: ich — kann es nicht länger ertragen. Ich unterliege unter den kleinen Demütigungen die mir Deine . . unnahbare Ueberlegenheit diese . . diese schreckliche Unabhängigkeit bereitet. Und daß ich so wenig Teil an Dir habe . . . Ich bin nun einmal so. Du mußt mich doch auch — nehmen wie ich bin . . . . Nur ein Weniges opfere mir. Werde meine Frau! Verlaß mit mir Berlin!

Hanna (mit fröhlich erstauntem Lächeln:) Aber Bernhard . . .

Bernhard, (eindringlich:) Wenn Du die Herrin von Westernach sein wirst . . Hanna! Du glaubst es doch wohl selber nicht, daß Du je das Geringste von Deiner geliebten Selbstherrlichkeit verlieren könntest! Nur schöner wird sie Dir stehn . . vornehmer vor aller Welt! Und dann, Hanna: sieh — Du hast eben noch zugegeben, daß Du all zu eigensinnig auf Deine jetzige Selbständigkeit pochst, weil Du immer in Furcht bist, es könne in mir der Gedanke aufkommen, Du wolltest geheiratet werden . . . Nun sieh —: Du hast es ja in der Hand —: heirate mich — und Du bist die Furcht für ewig los.

Hanna, (fröhlich lachend:) O Bernhard — was ist das für eine Logik!

Bernhard: Zum Teufel mit der Logik! Es handelt sich um unser Glück! Was gilt Dir mehr: Deine Prinzipientreue, oder . . oder Du und ich.

Hanna: Du und ich und . . .

Bernhard, (fast erschrocken:) Was?! Hanna — Du . . Du willst also? Ja?

Hanna: Ja. Ich will. Ich will.

Bernhard, (stürmisch:) O Du, Du . . . Das war wohl . . . Wolltest Du mir das sagen? Ja?

Hanna: Nein . . das nicht. Ich für mich allein . . ich hätte nie daran gedacht . . aber . . . (Ihre Stimme ist leiser geworden, sie verbirgt sich an seiner Brust.)

Bernhard (macht einen Augenblick ein sehr dummes Gesicht:) Für Dich allein . . ?

Hanna, (vorwurfsvoll, daß er sie nicht versteht:) Bernhard!

Bernhard (begreift:) Ah . . (Außer ſich vor Glück:) Hans! Hans! Jetzt biſt Du erſt mein Weib . . wie? (Setzt ſich und zieht ſie auf ſeinen Schoß. Jubelnd:) Jetzt biſt Du mein Weib!

Alexander (kommt außer Atem wieder:) Gott ſei Dank — hab ihn noch gekriegt! (Bemerkt die beiden:) Na nu?

Bernhard (jubelnd:) Doktor! Sie ſagt ja! Sie ſagt ja! — Wer hat nun recht?

Hanna (verbirgt den Kopf an Bernhard's Bruſt.)

Alexander: Ich. — Sie hat eben Humor.

Ende.

Bildungsbestrebungen in der proletarischen Bewegung.

Von

Georg Ledebour.

So lange es eine proletarische Bewegung in Deutschland giebt, die mit vollem Bewußtsein hinarbeitet auf die Beseitigung aller Klassenunterschiede der heutigen Gesellschaftsordnung, haben innerhalb derselben, abgesehen von sonstigen Verschiedenheiten der Auffassung, zwei Richtungen mit einander gerungen: die eine, welche die Bewegung beschränken will auf die Kämpfe um die materielle Macht auf dem eigentlichen politischen und dem wirtschaftlichen Gebiete, die andere, welche sich in allen Lebenssphären bethätigen, den ganzen Menschen erfassen will. Ein Vertreter der ersteren Richtung hat neuerdings den Unterschied zwischen beiden dahin zu präzisieren versucht, daß er selbst „durch Freiheit zur Bildung" strebe, während die Anderen dem Wahlspruch huldigten „durch Bildung zur Freiheit". Müßte man wirklich zwischen diesen beiden dürren Alternativen wählen, so könnte es keinem Kenner der geschichtlichen Entwickelung großer Volksbewegungen schwer fallen, sich dafür zu erklären, daß nur auf dem Wege „durch Freiheit zur Bildung" das ersehnte Ziel einer allseitigen Neugestaltung unserer Gesellschaftsordnung zu erreichen ist. Denn mag man auch den Wert höherer Bildung für die Entwickelung der Intelligenz und des Charakters noch so hoch anschlagen, so dürfen wir uns doch der Einsicht nicht verschließen, daß in der Gegenwart die traurige materielle Lage die Mehrheit aller Proletarier unfähig macht zur Aufnahme der ihnen dargebotenen Bildungselemente. Eine Erlösung von dem Druck, unter dem Körper und Geist ihnen verkümmert, kann nur bewirkt werden durch Maßregeln, welche die Wohlfahrt des Volkes heben, die Freiheit ihm gewährleisten.

Doch die Alternative lautet thatsächlich garnicht so, wie der vorhin angeführte Ausspruch sie formuliert hat. Nicht als das alleinige, nicht einmal als das vorzüglichste Befreiungswerkzeug werden die Bildungsbestrebungen von ihren Freunden in der proletarischen Bewegung angesehen und empfohlen; nur als einem segensreichen, und je höher die Bewegung sich entwickelt, um so unentbehrlicheren Hilfsmitttel redet man ihnen das Wort. Neuerliche Vorkommnisse in der Arbeiterbewegung Berlins machen es wünschenswert, das Verhältnis der Bildungsbestrebungen zu der gesamten proletarischen Bewegung einmal

klarzustellen. Und zu einer solchen Klarstellung sollen die folgenden Ausführungen dienen.

Wenn vorhin dem Kampfe um die materielle Macht auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete die wichtigere Rolle in der proletarischen Bewegung zugebilligt wurde, so ist es doch für den Zweck dieser Betrachtung gleichgiltig, in welches Verhältnis die rein politischen Bestrebungen des Proletariats zu den gewerkschaftlichen treten. Auch über die Gleichberechtigung der letzteren neben den ersteren gehen die Meinungen weit auseinander, von dem einen Extrem, das alle Aufmerksamkeit und alle Kraft der für die Verbesserung ihrer Klassenlage erweckten Arbeiter auf die politischen Bestrebungen konzentriert sehen will, bis zu dem andern, das die Teilnahme am politischen Leben des heutigen Klassenstaates völlig verwirft, während die große Mehrheit, diesen extremen Auffassungen abgewandt, es für nötig hält mit beiden Pflügen gleichzeitig den Boden zu beackern, um die Saat der Zukunft früher zur Reife zu bringen. Noch auf dem jüngst vergangenen sozialdemokratischen Parteikongreß kam es zu einer solchen Auseinandersetzung der Anhänger der gewerkschaftlichen und auch der genossenschaftlichen Bewegung mit den Vertretern des politisch organisierten Klassenkampfes, einer Auseinandersetzung, die auf eine friedliche Verständigung hinauslief. Doch mögen die Wechselfälle des politischen Lebens die gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bestrebungen mehr in den Hintergrund drängen, oder mögen die Zeitumstände ihnen eine größere Bedeutung erzwingen, als ihnen gegenwärtig beigemessen wird, mit der politischen Bewegung haben sie die Richtung auf materielle Ziele gemeinsam, während ihnen gegenüber, oder besser gesagt, neben ihnen die Bildungsbestrebungen die ideelle Seite der proletarischen Bewegung vertreten.

Vor zwei Jahren etwa, kurze Zeit vor und nach Ablauf des Sozialistengesetzes, hatten die Bildungsbestrebungen des Proletariats in Berlin einen plötzlichen Aufschwung genommen. Im Sommer 1890 war die „Freie Volksbühne und im Jahre 1891 die Arbeiterbildungsschule gegründet worden. Die Arbeiterbildungsschule, mit großer Begeisterung aufgenommen, konnte infolge einiger bei den ursprünglichen Einrichtungen gemachter Organisationsfehler leider nicht zum rechten Gedeihen kommen. Die Freie Volksbühne war von Anfang an ein Erfolg in finanzieller wie in künstlerischer Beziehung, aber persönliche Zwistigkeiten in welche früher ausgebrochene politische Zerwürfnisse hineinspielten, haben zu einer Spaltung dieses volkstümlichen Kunstvereins geführt. Beides, das Kränkeln der Arbeiterbildungsschule, die Spaltung der Freien Volksbühne, haben als Beweis für die Nutzlosigkeit solcher Unternehmungen, ja für ihre Schädlichkeit herhalten müssen. Als Bildungsspielerei wurde das Streben der Arbeiterbildungsschule hingestellt, und als ein Mittel die Arbeiter von ihren eigentlichen Aufgaben abzulenken, sehen eifrige politische Agitatoren beide Einrichtungen mit scheelen Augen an.

Als die Arbeiterbildungsschule gegründet wurde, hatten die ehemaligen Leiter, ohne einen sachverständigen Beirat zuzuziehen, das neue Institut in enger Anlehnung an das Vorbild der städtischen Fortbildungsschulen gemodelt und durch die Miete ungünstig gelegener Räumlichkeiten ihm die Möglichkeit abgeschnitten, sich den Umständen anzupassen. Die Anstalt, welche in sechs an der Peripherie Berlins gelegenen Schulräumen den Unterricht erteilte, also eigentlich in sechs ganz gleichartig organisierte und mit gleichem Lehrplan ausgestattete Schulen zerfiel, war wesentlich darauf zugeschnitten worden, die Lücken der

Volksschulbildung auszufüllen. So hatten denn auch die Elementarfächer den stärksten Zudrang, also gerade solche Unterrichtsgegenstände, die in gleicher Güte, unter Umständen vielleicht noch besser in den sonstigen, von der Gemeinde oder den Gewerksorganisationen gestifteten Schulen gelehrt werden. Daneben erfuhren diejenigen Lehrfächer, welche den höher entwickelten Arbeitern Gelegenheit gegeben hätten, sich eine über das Maß der Volksschulbildung hinausgehende Bildung zu erwerben, Geschichte, Nationalökonomie und Naturwissenschaften sowie die Handhabung der deutschen Sprache geringere Berücksichtigung. Ein Versuch mit Hilfe später zugezogener Sachverständiger den Lehrplan und die Schule zu reorganisieren, stiftete nur wenig Nutzen, da die ursprünglichen Einrichtungen zum Teil unabänderlich waren, zum Teil eine Anzahl Interessenten geschaffen hatten, die sich mit Erbitterung jeder Reform widersetzten. Die Schule hatte mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, da sie aus eigenen Mitteln, aus den durch die Schüler und sonstigen Vereinsmitgliedern gezahlten Beiträgen, sich nicht erhalten konnte. Neuerdings sind diese Schwierigkeiten zwar durch die Veranstaltung finanziell ertragreicher Festlichkeiten überwunden worden, aber damit die Schule ihrer Aufgabe gerecht werden kann, bedarf sie nach Ablauf des gegenwärtigen Wohnungspachtverhältnisses, also im April 1893, einer gründlichen Reorganisation. Den positiven Bildungs- und Aufklärungselementen muß der weitmöglichste Spielraum geschaffen und die Elementarfächer dürfen nur nebenher nach Befriedigung des Hauptbedürfnisses so weit Berücksichtigung finden, als die Mittel der Schule es gestatten; sonst behalten diejenigen Kritiker recht, welche betonen, daß die Schule nicht dazu dienen dürfe, auf Kosten des Proletariats die eigentliche, dem Staat oder der Gemeinde zufallende Elementarerziehung durchzuführen. Mit dem Unterricht in jenen höheren Bildungsstoffen hat die Schule einen doppelten Zweck zu erfüllen. Sie soll dem strebsamen Arbeiter Gelegenheit geben, durch Aneignung dieser Bildungsstoffe, die er andernfalls nur durch Selbstunterricht langsamer und unsicherer bewältigen wird, sich für den Lebenskampf und die feineren Lebensgenüsse fähiger zu machen; sie soll ihm aber ferner auch für diejenigen Geisteskämpfe, die zur Ausbreitung und Verwirklichung der Ideen der proletarischen Bewegung erforderlich sind, die Waffen liefern und deren Handhabung lehren.

Welche Schicksale die Freie Volksbühne erfahren hat, das ist in dieser Zeitschrift von anderer Seite erörtert worden. Es hat das auch sonst in der Presse Anlaß zu stellenweis recht scharfen Auseinandersetzungen zwischen den streitenden Parteien gegeben. Ich kann mich daher hier wohl auf die Erwähnung der Thatsache beschränken, daß jetzt in Berlin zwei Freie Volksbühnen nebeneinander bestehen, denen wir fröhliches Gedeihen und damit Nutzen und Genuß der Arbeiterschaft Berlins wünschen wollen. Aber ganz abgesehen von den wahrscheinlich noch einige Zeit fortlaufenden Parteiplänkeleien hat der Streit einige wichtige Prinzipienfragen aufgeworfen, wie das in gleicher Weise gelegentlich der Erörterung von Meinungsverschiedenheiten in der Arbeiterbildungsschule geschehen ist, und diese Prinzipienfragen sind der Erörterung wert.

Schon darüber sind sich die Hauptinteressenten der bestehenden beiden Volksbühnen nicht einig, was mit ihnen bezweckt wird. Die einen glauben, das Streben müsse sich darauf beschränken, den Mitgliedern nach der Woche Last und Mühe Erholung durch einen Kunstgenuß zu bieten; die andern glauben, daß den Leitern eines solchen volkstümlichen Kunstinstitutes aus ihrer Thätigkeit auch die Aufgabe erwächst, die Mitglieder ästhetisch zu schulen, ihren Blick zu

schärfen für die Schönheiten und die Mängel eines dramatischen Kunstwerks, sie zu lehren, von dem stofflichen Interesse die Teilnahme und das Verständnis für die dichterische Gestaltung des Stoffes zu trennen und auch der wahrheitsvollen schauspielerischen Wiedergabe der dichterischen Intentionen gerecht zu werden. Und darüber hinaus gedenken sie — es sind das die früheren sachverständigen Leiter den alten und gegenwärtigen Leiter der neuen Bühne — der neueren sogenannten Enthüllungslitteratur, die in russischen und nordischen Dichtern am vollkommensten lebendig wurde, in Deutschland vorerst nur Nachahmer erweckte, Eingang im Volke zu verschaffen. Sie verfolgen damit den weiteren Zweck, aus der kräftig empfindenden, unblasierten Volksmasse ein Publikum heranzubilden, das imstande ist, auch in Deutschland einer wahrheitsreicheren Kunst durch verständnisvolle Aufnahme zur Blüte zu verhelfen. Wegen beider Bestrebungen haben sie Anfechtungen erfahren. Gegen die sonderbare Kunstauffassung zu polemisieren, welche im modernen Naturalismus — unklar bleibt bisher, ob auch der Realismus eines Ibsen da mit einbegriffen ist — nur „geile Hallucinationen" erblickt, lohnt sich in diesen Blättern sicher nicht. Befremdend ist es nur, von dem Vertreter einer auf Arbeiterschultern ruhenden Volksbühne Anschuldigungen zu hören, die wir aus dem Munde eines modernen Salonpoeten, etwa vom Dichter der „Sonne", Herrn Paul Lindau, als selbstverständlich mit Lächeln entgegengenommen hätten. Nicht bei Seite lassen dürfen wir aber den andern Vorwurf, der sich gegen „volkspädagogische" Absichten kehrt.

Aus der Anwendung des Wortes „Volkspädagogik" ist eine Beleidigung der intelligenten Arbeiterschaft herausdestilliert worden. Man findet es reifer Männer und Frauen unwürdig, sich zu irgend etwas erziehen zu lassen, sei es auch zum Kunstverständnis. Wie reife Männer und Frauen wissen, was ihnen gut schmeckt an Eßwaren und Getränken, ohne daß ein Volkspädagoge ihnen das erst zu erklären hätte, so nimmt man für sie auch die Fähigkeit in Anspruch, ohne weitere Anleitung über Wert und Unwert dramatischer Kunstwerke befinden zu können. Ich weiß nicht, ob der ganze heftige Angriff gegen die „Volkspädagogik" nur erregt wurde durch den Klang des Wortes, der seinem etymologistischen Ursprung gemäß an Kindererziehung erinnert. Man kann aber doch unmöglich behaupten wollen, aus diesem Worte allein ergebe sich, daß die Arbeiter als Kinder behandelt werden sollten. Die Ersetzung des Wortteils -pädagogik durch -erziehung würde die Sache kaum bessern. Wir haben im Deutschen leider keinen Sonderausdruck für diejenige Thätigkeit, welche sich damit befaßt, erwachsenen, frei über sich verfügenden Menschen eine systematisch belehrende und aufklärende Anleitung zu erteilen. Bis ein solches Wort entdeckt worden ist und sich eingebürgert hat, bleibt uns nichts anderes übrig, als es bei dem Fremdwort Volkspädagogik bewenden zu lassen, sofern man über die Sache an sich nur einverstanden ist.

Hat denn nun überhaupt die volkspädagogische Wirksamkeit Sachverständiger etwas Entwürdigendes für Diejenigen, welche sich ihrem Einfluß überlassen? Wäre dem so, dann dürfte kein reifer Mann, keine reife Frau mehr belehrende Vorträge besuchen, und die Arbeiterbildungsschule müßte stracks ihre Pforten schließen. Doch giebt man zu, daß bei einer derartigen rein belehrenden Thätigkeit die Stellung des Belehrung Erteilenden auf die eines Volkspädagogen unvermeidlich hinauskommt, dann ist wirklich nicht einzusehen, weshalb man sich entrüsten soll, wenn die Leiter eines volkstümlichen Kunstinstituts, sofern sie Sachverständige sind — und das sollten sie füglich sein — ihrer Thätig-

keit einen volkspädagogischen Charakter zu verleihen suchen. Auch darin kann also nicht der Stein des Anstoßes gefunden werden. Hat ja doch der neue Vorstand der alten Freien Volksbühne keinen Anstand genommen, sich gleichfalls einen Sachverständigenbeirat zuzugesellen, mit welchem gemeinsam er die Stücke auf ihre Aufführbarkeit hin prüft. Somit denken denn auch die Mitglieder des alten Vereins garnicht daran, selbst zu prüfen und selbst zu wählen. Sie überlassen das einer Anzahl von Personen, denen sie ein sachverständiges Urteil zutrauen.

Nun giebt es unter den Mitglieder eines solchen aus Arbeitern zusammengesetzten Vereins zweifellos — die Erfahrung lehrt es — immer einige, die es als persönliche Zurücksetzung empfinden, wenn andere Leute, als Handarbeiter, in der Leitung maßgebend sind. Sie bilden sich ein, der „intelligente Arbeiter" sei imstande über alle möglichen wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten ein ebenso gutes Urteil abzugeben wie ein Mann, der durch seinen Beruf oder sein Studium dafür geschult ist. Die nämlichen Leute würden zwar ein sonderbares Gesicht machen, wollte ein Schneider sich anmaßen, auf Grund einiger allgemeiner naturwissenschaftlicher Kenntnisse in die technische Leitung einer chemischen Fabrik oder einer Schiffsbauanstalt einzutreten, oder würde ein Tischler, der einmal ein schönes Buch über die Geschichte der Kostüme gelesen hat, sich nun für befähigt halten, dem Schneider ins Handwerk zu pfuschen. Aber steht es denn anders mit der künstlerischen Oberleitung eines Theaters? Selbst Theaterdirektoren, die doch Fachmänner sein müssen, halten es für notwendig, zur Begutachtung eingereichter Stücke sich eine schriftstellerisch tüchtige Kraft, den sogenannten Dramaturgen, zuzusellen. Es fällt ihnen garnicht ein, den Maschinenmeister oder Theaterschneider mit dieser Aufgabe zu betrauen. Und in einem Volksbühnenverein, bei dem, wenn man einen Vergleich ziehen will mit anderen Theatern, eine weit größere Sorgfalt geboten ist, da Mißgriffe viel gefährlichere Folgen haben können, soll es möglich sein, die dramaturgische Thätigkeit beliebigen Männern aus dem Volke zu überlassen, denen es an jedweder litterarischen und künstlerischen Schulung und Erfahrung gebricht?

Es ist vor kurzem in Berlin durch einen jungen Arzt, der sich der proletarischen Bewegung angeschlossen hat, ein sehr verdienstvolles Unternehmen ins Leben gerufen worden, die Arbeiter-Sanitäts-Kommission, welche sich die Aufgabe gestellt hat, eine Unterlassungssünde der bürgerlichen Gesellschaft gutzumachen: sorgfältige Nachforschungen anzustellen über die hygienischen Zustände Berlins, über die Wohnungseinrichtungen, die Wasserversorgung und was sonst dahin gehört. Wie ein Arzt dieses Unternehmen gegründet hat, so liegt die sachverständige Leitung im Einzelnen, die Fragstellung, die Festsetzung der Untersuchungsmethode, die Sichtung und Gruppierung des gewonnenen Beobachtungsmaterials, die Entwickelung der Reformforderungen aus diesem Material, in den Händen medicinischer Sachverständiger, der Aerzte, welche sich der Kommission angeschlossen haben. Mit dem nämlichen Rechte, mit dem in der Freien Volksbühne unter lautem Beifallsgemurmel von einem wackeren Arbeiter die Parole ausgegeben wurde: „Fort mit den Schriftstellern! Wir brauchen keine Schriftsteller! Der intelligente Arbeiter kann das alles alleine machen!" mit dem nämlichen Rechte wird demnächst, wenn einmal politische Meinungsverschiedenheiten, etwa über die Frage der Parteitaktik, die Gemüter erhitzt haben, der nämliche Volkstribun mit gellender Entrüstung in eine Volksversammlung den Ruf hinausschmettern: „Fort mit den Aerzten aus der Arbeiter-Sanitäts-Kommission! Wir brauchen ihre eingebildete Sachkenntnis nicht! Der intelligente Arbeiter

besitzt männliche Reife genug. Er braucht sich nicht bevormunden zu lassen!" Mit dem nämlichen Recht, sage ich, könnte dieses eine geschehen, wie das andere bereits geschehen ist, doch wünsche ich der Arbeiter-Sanitäts-Kommission eine derartige Erfahrung keineswegs. Ihre Bestrebungen würden ebensowohl darunter Schaden leiden, wie die Bestrebungen der Freien Volksbühne darunter bereits Schaden gelitten haben.

Was für ein Interesse, müssen wir in der Abwehr gegen derartige Verhetzungsversuche fragen, was für ein Interesse haben denn die Mitglieder einer Volksbühne an der Zusammensetzung der Vereinsleitung? Hat der Schuster darauf zu achten, daß lauter Schuster, oder doch ein dem Verhältnis unter den Mitgliedern numerisch entsprechender Prozentsatz von Schustern in der Vereinsleitung Sitz und Stimme hat, oder muß der Steinmetz auf eine Vertretung durch Steinmetze, der Kaufmann durch Kaufleute sehen? Oder stehen gar die Handarbeiter und Geschäftsleute in einem gemeinsamen Interessengegensatz zu den Kopfarbeitern in einem solchen Verein? Doch sicher nicht. Nur daran haben die Mitglieder, mag ihr Beruf sein, welcher er wolle, ein wirklich lebendiges Interesse, daß die Leitung den künstlerischen Zwecken des Vereins Genüge leistet. Sobald wir aber einmal zu diesem Schluß gekommen sind, müssen wir auch zugeben, daß es nur eine Frage der Zweckmäßigkeit ist, auf welche Weise denn nun diese Leitung eingesetzt werden soll.

Nach dem in Vereinen aller Art üblichen Verfahren war bei Begründung der Freien Volksbühne sowohl der Vorstand wie der Sachverständigen-Ausschuß auf Vorschläge aus der Mitte der Versammlung hin gewählt worden, aber doch nur gewählt der Form nach. Denn thatsächlich schenkte die Mehrheit der Vereinsmitglieder dem Begründer und seinen Freunden so viel Vertrauen, daß die von ihnen gemachten Vorschläge für den Sachverständigen-Ausschuß einfach acceptiert wurden. Wie wäre das auch anders möglich gewesen! Wenn schon die Mitglieder eines solchen Vereins garnicht fähig sind im einzelnen oder insgesamt die Kunstwerke zur Aufführung auszuwählen, so sind sie thatsächlich noch weniger in der Lage, es den in Frage kommenden Litteraten am Gesicht abzusehen, ob sie auf Grund ihres litterarischen Wissens, ihres kritischen Urteils und ihrer allgemeinen Lebenserfahrung und Charaktereigenschaften gerade für diese Aufgabe befähigt sind. Nur wer Gelegenheit gehabt hat, solche Leute in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit oder im sonstigen Leben und Wirken zu beobachten, kann zu einem Urteil über ihre Befähigung kommen.

Das sonst bei der Uebertragung von Aemtern übliche Verfahren der Wahl durch Mehrheitsbeschluß ist dort durchaus angebracht, wo es sich um politische oder gewerkschaftliche Angelegenheiten handelt. Da sind alle Teilnehmer an den Versammlungen selbst Sachverständige, mehr oder minder zwar, aber doch Leute, die mit den in Frage kommenden Angelegenheiten sich ernstlich beschäftigt haben, die jene Männer, welche im öffentlichen Leben thätig gewesen sind, bei ihrer Arbeit haben beobachten können und die deshalb imstande sind über Dinge und Personen sich ein eigenes Urteil zu bilden. Aber selbst unter solchen Verhältnissen wird die Wahl häufig durch die vorher von einigen Vertrauensmännern vorgenommene Prüfung und Auslese entschieden. Die Abstimmung in der Versammlung bestätigt nur ein im Voraus festgestelltes Resultat. Doch wird dadurch der Charakter einer solchen Wahl nicht verändert. Es bleibt in dem einen wie dem andern Falle, mögen die Vorschläge frei aus der Mitte der Versammlung herauskommen, oder mögen sie durch Vertrauensmänner fest-

gestellt sein, immer die Auswahl bestimmter Personen für eine bestimmte Thätigkeit durch eine Gesamtheit von Sachkennern. Ganz anders liegt die Sache, wenn die zur Wahl Berufenen nicht Kenner der Sachen und Personen sind. Günstigstenfalls bleibt dann eine Wahl Sachverständiger eine leere Form, nichts Anderes als die nachträgliche Bestätigung einer vorher von einem Einzelnen oder wenigen Personen vorgenommene Auswahl. Es ist schon schlimm, wenn Mitglieder in die Vereinsleitung oder in den Sachverständigen-Ausschuß auf Grund ihrer in den Vereinsversammlungen oder an anderen Orten bewiesenen Redegewandheit hineingewählt werden, schlimmer noch, wenn politische Voreingenommenheit ausschlaggebend wird bei der Wahl. Es ist bedauerlich im höchsten Grade, daß vor einem solchen Schicksal die Freie Volksbühne nicht bewahrt geblieben ist, um so bedauerlicher, da thatsächlich für das Wirken eines solchen Vereins es ganz nebensächlich ist, ob Mitglieder und Leiter dieser oder jener politischen Richtung der proletarischen Bewegung angehören, so lange sie nur einig sind über den Zweck des Unternehmens: volkstümliche Kunstpflege, Hebung des Kunstsinns im Volke und Begünstigung der vom Geiste der neuen Zeit berührten Dichtungswerke. Wollten sie es auch, sie könnten bei der Auswahl der Aufführungen garnicht sich leiten lassen durch parteipolitische Rücksichten, sintemalen es wohl hervorragende Kunstwerke genug giebt, die den Zersetzungsprozeß der gegenwärtigen Gesellschaft uns vorführen oder die die Osterglocken einer neuen schöneren Zeit läuten, nicht aber Stücke, die engherzig tendenziös der besonderen Fraktionspolitik der sozialdemokratischen Partei, oder der unabhängigen Sozialisten, oder sonst einer für die Emanzipation des Proletariats eintretenden Parteirichtung das Wort reden. Deshalb ist es denn auch ebenso unrecht, dem alten Verein die Bezeichnung „sozialdemokratische Volksbühne“ anzuheften, wie es unrecht ist, den neuen mit irgend einer anderen Parteieinrichtung zu identifizieren.

Die Erkenntnis der Gefahren, welche einem volkstümlichen Kunstverein aus der schablonenhaften Anwendung des üblichen Versammlungverfahrens bei der Wahl der Leitung erwachsen können, hat nun die Begründer der neuen Volksbühne veranlaßt, einmal ein anderes Verfahren zur Anwendung zu bringen. Es hat sich ein Konsortium von Sachverständigen gebildet, welches sich die Begutachtung der aufzuführenden Stücke und die künstlerische Oberleitung sonstiger Vereinsveranstaltungen (Konzerte und dergleichen), vorbehält und mit einer gleich zahlreichen Ordnerschaft die technische Vereinsleitung in die Hand nimmt. Man hat das den Unternehmern sehr übel ausgelegt. Es ist aber nicht das erste Mal, daß ein Versuch gemacht wird, einen neuen Weg zur Einsetzung einer Sachverständigen-Leitung ausfindig zu machen. Als sich nach Begründung der Arbeiterbildungsschule sehr bald erhebliche Schwierigkeiten für die in öffentlicher Versammlung gewählten Leiter herausstellten, ersuchten dieselben fünf durch ihre schriftstellerische oder Lehrthätigkeit bekannte Personen als ein Sachverständigen-Beirat ihnen zur Seite zu treten. Dieser Versuch führte indes zu keinem ersprießlichen Ausgang, da die Sachverständigen es nicht erreichen konnten, daß ihnen bestimmte Befugnisse zugewiesen würden. Der jetzt von dem Sachverständigen-Konsortium der Neuen freien Volksbühne gemachte Versuch einer sachverständigen Leitung ist anderer Art. Ob er gelingen wird, muß die Zukunft lehren. Aber ihn hinzustellen als eine Kränkung der Manneswürde der Mitglieder, das ist unberechtigt. Sobald wir einmal zu dem Schluß gelangen, daß die zweckentsprechende Zusammensetzung der Leitung die Hauptsache

ist, bleibt es nebensächlich, ob man diese, ob jene Methode der Auswahl bevorzugt, falls nur der Zweck erreicht wird. Das einzelne Mitglied hat nur das eine Interesse, solche Kunstleistungen entgegen zu nehmen, die jenem Vereinszweck entsprechen. Ich selbst, zum Beispiel, höre sehr gern Musik, bin aber in keiner Weise Sachkenner auf diesem Kunstgebiete. Wenn ein volkstümlicher Verein es in die Hand nehmen würde, auf seine Mitglieder durch die Darbietung guter Musik nach einem bestimmten System „volkspädagogisch" einzuwirken, so würde ich mich ihm vielleicht anschließen. Ebenso wenig aber, wie ich es übernehmen könnte, selbst die Auswahl der Musikstücke zu treffen, ebenso wenig würde ich mich dazu drängen die Sachverständigen auszuwählen, da ich mangels musikalischer Bildung über deren Befähigung kein besseres Urteil fällen könnte, als über die Tauglichkeit der Musikstücke. Aehnlich wie mir mit der Musik, geht es aber der ganz überwiegenden Mehrzahl aller Handarbeiter mit jeder Kunst überhaupt. Unsere unglücklichen sozialen Verhältnisse haben sie daran gehindert, sich das wünschenswerte Maß von Kunstverständnis zu verschaffen, so tüchtig sie durch Selbstbildung auch auf anderen Gebieten geworden sind. Warten wir also ruhig ab, ob die von den Gründern der Neuen Freien Volksbühne befolgte Methode der Sachverständigenwahl sich bewährt. Bewährt sie sich nicht, so gelingt es vielleicht; einen andern Weg ausfindig zu machen, um den gewünschten Zweck zu erreichen, aber eine Prinzipienfrage ist es nicht für einen Kunstverein, auch nicht für einen Verein, der aus der proletarischen Bewegung hervorgegangen ist, auf welche Weise dessen Leitung konstituiret wird.

Mögen die Volksbühnen, Arbeiterbildungsschulen oder ähnliche Einrichtungen so oder so organisiert sein, ihre Daseinsberechtigung gewinnen sie dadurch, daß sie der Volkssache nützen. Käme dabei nur in Betracht, ob die einzelnen Teilnehmer für ihre Person aus ihnen den Gewinnst der Geistesveredelung ziehen können, so würde mit der Bejahung dieser Frage auch zu Gunsten jener Einrichtungen überhaupt die Entscheidung getroffen sein. Niemand würde mehr Einspruch gegen die Gründung von Volksbühnen und Bildungsvereinen erheben, wenigstens niemand, dem die Besserung der Lage der besitzlosen Klassen am Herzen liegt. Indes gerade eifrige Vorkämpfer des Proletariats sind es, die Widerstand leisten gegen die Neugründung und die Wirksamkeit solcher Anstalten. Sie fürchten, daß der in ihren Augen sehr geringe Nutzen individueller Bildung und Geistesveredelung mehr als wett gemacht wird durch die Ablenkung wertvoller Kräfte von dem Befreiungskampfe des Proletariats.

Das andauernde Wirken für volkstümliche Bildungs- und Kunstbestrebungen absorbiert zweifellos einen reichlichen Teil der dem öffentlichen Leben gewidmeten Zeit vieler Personen. Aber man geht fehl, wenn man diese gesamte Zeit und Thätigkeit den sonstigen Emanzipationsbestrebungen des Proletariats in Abrechnung bringt. Es sind nicht alle Menschen für alle Arten öffentlicher Thätigkeit gleich veranlagt und noch weniger gleich begeistert. Nun ziehen die Bildungsvereine aus der Schriftstellerwelt, aus Gelehrten- und Künstlerkreisen eine ganze Anzahl von Personen heran, die ein warmes Herz und auch Verständnis haben für das Volk, die aber aus diesem oder jenem Grunde, weil sie in mancher Hinsicht nicht übereinstimmen mit den Wortführern der politischen Bestrebungen, oder weil sie ihrer persönlichen Veranlagung nach nicht geeignet sind für die Härten und Unannehmlichkeiten politischer Kämpfe, sich sonst zurückhalten würden vom öffentlichen Leben. Alle solche Kräfte werden durch die Bildungsvereine angeworben für den Dienst im proletarischen Emanzipationskampfe und häufig

verschmelzen sie so allmählich enger mit der Sache des Proletariats, als es ohne ihre Teilnahme an den Bildungsbestrebungen je möglich gewesen wäre. Doch auch solchen durch ihre Bildung und Erfahrung zu Leitern und Lehrern bei den Bildungsinstituten geeigneten Personen, die in erster Linie im politischen Leben thätig sind, ist es ersprießlich, auch auf anderen Lebensgebieten mit den Arbeitern engere, mehr und mehr einen freundschaftlichen Charakter annehmende Beziehungen anzuknüpfen, die ihnen ein besseres Verständnis der Arbeiter und somit auch eine wirkungsvollere politische Thätigkeit ermöglichen.

Andererseits kommt nun aber auch der Einfluß der neu erschlossenen Bildungselemente den Teilnehmern an den Lehrkursen oder künstlerischen Veranstaltungen nicht nur individuell für ihr Privatleben zu gute. Sie erhalten Anregungen und positive Geistesschätze mannigfacher Art; ihr Geist erweitert und kräftigt sich in der Bewältigung der dargebotenen Speise; muß das nicht überall ihnen förderlich sein, auf welchem Gebiete sie sich bethätigen mögen, nicht zum wenigsten in politischen und gewerkschaftlichen Kämpfen? Und wenn wir den Blick weiter hinausschweifen lassen in die Zeit hinein, in der einmal der jetzt noch schwer darbenden und ringenden Masse des Proletariats die Gelegenheit sich bieten könnte, durch gesellschaftliche Neuschöpfungen ihre Ideale ins Leben zu überführen, werden da nicht um so besser solche Neugestaltungen gelingen, um so lebenskräftiger sich behaupten, je höher die geistige Entwickelung aller zu ihrer Durchführung Berufenen ist? Liegt nicht die sicherste Bürgschaft gegen Rückfälle in der geistigen Reife aller Träger der neuen Zeit? Wenn dem aber so ist, dann verhilft alles, was die allgemeine Bildung des Proletariats hebt, ihm zur Verwirklichung seiner Ziele. Deshalb sollte man die Gleichberechtigung aller Arten von Emanzipationsbestrebungen des Proletariats anerkennen, die Gleichberechtigung, was keineswegs soviel wie gleiche Wichtigkeit bedeuten soll. Ob er sich den Kämpfen des öffentlichen Lebens oder den Bildungsbestrebungen, oder auch beiden Arten von Emancipationsbestrebungen widmen will, das hat der Einzelne für sich zu entscheiden, und wiederum muß auch der Einzelne für sich bestimmen, ob er die Beteiligung an den gemeinsamen Klassenbestrebungen ergänzen soll durch den Anschluß an Unternehmungen, die ihm die Erringung einer höheren Geistesbildung gewährleisten. Spürt er den Drang dazu, so kann durch die Befriedigung seines Dranges er selbst und die Gesamtheit seiner Genossen nur gewinnen.

Frau Dr. Wettstein-Adelt als Fabrikarbeiterin.

Von

Paul Sabinus.

Eine Frau hat es gewagt, in ähnlicher Weise wie Paul Göhre durch eigene Erfahrung die Verhältnisse des arbeitenden Volkes zu studieren, und zwar hat sie wie ihr Vorgänger Chemnitz als das Feld ihrer Thätigkeit erwählt. Die Schrift, in welcher sie die Resultate ihrer Beobachtungen niedergelegt hat, führt den Titel: Dreieinhalb Monate Fabrikarbeiterin, eine praktische Studie von Frau Dr. Wettstein-Adelt. Berlin 1893. J. Leiser, N.O. Barnimstr. 20.

Ehe ich den Inhalt der Arbeit bespreche, muß ich kurz auf den Titel eingehn. Es ist der natürliche Lauf der Dinge, daß solche Schriften wie die Veröffentlichungen P. Göhres und der Frau Dr. Wettstein, die da zu enthüllen bestimmt sind, was die Götter dieser Erde so gerne bedecken mit Nacht und Grauen, in weiten Kreisen große Mißstimmung hervorrufen. Der wohlsituierte Spießbürger, der seinem wenig anspruchsvollen Gewissen mit einem gelegentlich hingeworfenen Almosen das Maul zu stopfen gewohnt ist, fühlt sich peinlich berührt, wenn dieser geduldige Köter infolge ungewöhnlicher Reizungen plötzlich rebellisch zu werden beginnt und ihn mit nächtlichem Geheul von seinem weichen Lager emporschreckt. Ihn ergreift etwas wie moralische Seekrankheit, wenn ihm klar vor Augen geführt wird, daß dieses sein behagliches Heim, sein trautes Familienleben wie ein schwanker Nachen von einem unwirtlichen Ocean von Not und Jammer getragen wird. Solche Bücher, welche eingewurzelte Illusionen zerstören und den Blick auf so unerfreuliche Bilder richten, sind dem genußliebenden Alltagsmenschen verhaßt, sie stören sein physisches Wohlbefinden und erschüttern seine Selbstzufriedenheit, — wie sollte er den Verfasser, der ihm ein solches Unbehagen bereitet, nicht dorthin wünschen, wo der Pfeffer wächst.

Neben dieser Antipathie der friedlichen Bürger, welche in jeder Störung ihres inneren Gleichgewichts nur groben Unfug erblicken können, tritt Leuten wie Göhre und Frau Dr. Wettstein natürlicher Weise die wohlbegründete Feindschaft aller der Klassen entgegen, gegen welche in der Veröffentlichung direkte oder indirekte Anklagen erhoben werden. Eigentümlich ist es dabei, daß ganze Gesellschaftsklassen instinktiv die Schläge mitfühlen und durch lautes Geschrei beantworten, welche gegen einzelne Individuen aus ihrer Mitte an einem bestimmten Orte und unter bestimmten Verhältnissen geführt werden. Die ganze Geistlichkeit einer gewissen Richtung antwortet, wenn eine Person ihres Standes ungünstig dargestellt wird, ein Fabrikant tritt für den anderen ein, denn sie empfinden mehr oder minder deutlich, daß auch sie eine ähnliche Probe kaum besser bestehn würden; und fast alle die irgend eine autoritative Stellung einnehmen, fühlen deutlich die Gefahr, welche ihnen von gebildeten und

urteilsfähigen Leuten ihres eigenen Standes droht, die ihnen unter der Maske der Armut und Niedrigkeit in den Weg treten, um nachher indiskret ihre Erlebnisse auszuplaudern.

Diese natürlichen Antipathien muß der Verfasser solcher Enthüllungen stets erwarten, wenn er seine Pflicht zu thun entschlossen ist. Er darf ferner überzeugt sein, daß auf Grund dieser Antipathien jedes Mittel gehässiger Polemik gegen ihn angewendet werden wird, welches im Kampfe der Meinungen von minderwertigen Charakteren nur angewendet werden kann. Nur wenige seiner Gegner beschränken sich auf die Abwehr seiner Anklagen, indem sie sich heuchlerisch in den Mantel der Unschuld hüllen, und voller Bedauern bemerken: „Ja ja, so schreckliche Dinge sollen da hinten in Chemnitz wirklich vorkommen. Wie gut, daß uns in Berlin das nicht passieren kann!“ Harmlose, pedantische Naturen mäkeln an Aeußerlichkeiten. Dem mißfällt der Titel, jenem die Darstellungsweise, einem dritten der Stil. Anderen erheben den Ruf: „Nichts Neues! Mein Gott, wer wüßte nicht, daß es so zugeht, aber solche Veröffentlichungen können doch nur der Sozialdemokratie in die Hände arbeiten.“ Entschiedenere Gegner greifen bereits die Person an. Die verächtlichsten Angriffe derart sind solche, welche die Persönlichkeit des Autors auch abgesehen von seinem Werke herabzusetzen suchen. So wurde von einer gewissen Presse verbreitet, Frau Dr. Wettstein sei eine Jüdin, das schrecklichste Verbrechen, dessen sich ein Mensch in den Augen dieser Leute schuldig machen kann. Andere Ehrenmänner, welche die Bravour eines Distanzreiters mit einem respektvollen Staunen erfüllt, erblicken in jeder heroischen Leistung der Menschlichkeit und der Aufopferung für andere nichts als niedre Eitelkeit. „Die Leute wollen von sich reden machen“, heißt es da. Jedenfalls aber werden die Motive verdächtigt, wo man die Leistungen nicht in den Staub ziehen kann. Aber auch die Leistungen werden in irgend einer Weise bestritten, bespöttelt, ihrer Verdienste entkleidet, wenn sie der Kritik irgend einen Angriffspunkt darbieten. Eher hat der Dieb, der Mörder auf Nachsicht, Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu rechnen, als der Mensch, welcher im Kampfe für seine unterdrückten Brüder einflußreiche Kreise in ihren Vorrechten, Interessen und Eitelkeiten zu verletzen gezwungen ist.

Alles dieses sollte sich derjenige sorgfältig überlegen, der ein so schwieriges und gefahrvolles Werk unternimmt wie Frau Dr. Wettstein. Er muß nicht allein mit einer starken Hornhaut gegen alle persönlichen Kränkungen und Verleumdungen ausgerüstet sein, sondern er muß auch alles vermeiden, was den Gegnern Waffen in die Hand giebt, — nicht um seiner Person, sondern um der Sache willen, welcher er dient. Besondere Vorsicht aber muß eine Frau beobachten, denn ihre Schwächen erfahren allen Gesetzen der Galanterie zum Trotz stets unfreundlichere Beurteilung als die der Männer.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Titel der Schrift der Frau Dr. Wettstein höchst unglücklich gewählt. Ich würde gern den halben Monat vermissen, den die Dame zu den drei Monaten Göhres noch zugefügt hat. „Man sieht, das hat eine Frau geschrieben,“ sagte mir ein keineswegs feindlicher Beurteiler. „Sie hat richtig den Göhre im Wettrennen um eine halbe Nasenlänge geschlagen.“ — Kam es denn wirklich auf diese vierzehn Tage an?

Was nun das Schlimmste ist, so hat jetzt das „Chemnitzer Tageblatt“ eine Ermittelung veröffentlicht, welche in allen konservativ-antisemitischen Blätteru die Runde macht, nach welcher Frau Dr. Wettstein nicht einmal einen Monat wirklich in Fabriken gearbeitet hätte. Zwar darf man den Ermittelungen des Chemnitzer Reporters gewiß nicht zu fest vertrauen und muß das Händereiben der „Kreuzzeitung“ und ihrer Genossinnen für verfrüht halten, aber ausrotten wird sich diese Legende schwerlich lassen, wenigstens nicht in den Köpfen der Leute, die so gern daran glauben möchten. Höchst wahrscheinlich wird sich die buchstäbliche Richtigkeit der Angaben der Verfasserin nachweisen lassen, aber wenn man bedenkt, wie sehr die kleinste Uebertreibung zwar

nicht den Wert des Buches, wohl aber die Autorität seiner Verfasserin erschüttern muß, so kann man diesen Zwischenfall nur bedauern.

Wenn man, abgesehn von dieser Frage, den Inhalt der neuen Schrift mit dem Buche Göhres vergleicht, wozu die Verfasserin durch ihren Titel herausfordert, so fällt dieser Vergleich nicht zu Gunsten der Frau Dr. Wettstein aus. Auf die Originalität des Grundgedankens lege ich keinen Wert, aber Frau Dr. Wettstein besitzt weder das sozialpolitische Verständnis ihres Vorgängers, noch vermag sich ihre Schrift an Reichhaltigkeit der Beobachtungen und Klarheit der Darstellung mit ihrem Vorbilde zu vergleichen. Trotz alledem ist auch dieses Buch eine erfreuliche Erscheinung, ein neues Erzeugnis eines Litteraturzweiges, dem wir frohes Gedeihen wünschen.

Wie Frau Dr. Wettstein erzählt, hat sie nach einigen vergeblichen Versuchen, in Berlin und Spandau Arbeit zu finden, mehr als drei Monate in Chemnitzer Fabriken als Arbeiterin unter Arbeiterinnen gelebt. Viele der Scenen, welche sie beschreibt, tragen so deutlich den Stempel eigener Beobachtung an sich, daß sie unmöglich, wie behauptet worden ist, bloß dem Hörensagen ihren Ursprung verdanken können. Diese Scenen machen den wahren und bleibenden Wert der Schrift aus. Von geringerer Bedeutung ist daneben alles, was als Reflexion an die Thatsache angeknüpft ist. In allen Bemerkungen der Verfasserin tritt ihr Standpunkt als Verfechterin der Frauenrechte klar zu Tage, ein Standpunkt, der im allgemeinen als durchaus berechtigt anzuerkennen ist, für die Verhältnisse aber, welche hier betrachtet und beurteilt werden sollen, kaum die richtigen Gesichtspunkte liefert. Die Gleichstellung der Frau mit dem Mann hat für die arbeitenden Frauen nicht die erlösende Wirkung, welche die Verfasserin erwartet. Die Arbeiterfrauen befinden sich nicht deshalb in gedrückter Lage, weil sie Frauen, sondern weil sie Mitglieder der um Lohn arbeitenden Klasse sind. Sie sind unglücklich, elend und zum Teil gezwungen unsittlich, nicht weil sie Mitglieder des geknechteten weiblichen Geschlechtes, sondern weil sie Arbeiter sind, wie ihre Männer. Ihr Los würde schwerlich ein besseres sein, wenn ihre Prinzipale und Aufseherinnen ausschließlich Frauen wären. Frau Dr. Wettstein sollte an das Los der weiblichen Dienstboten denken, welche fast ausschließlich von ihren Geschlechtsgenossinnen beherrscht werden. Daß sie Frauen sind, macht den Arbeiterinnen ihr Los gewiß noch härter, als das, welches ihre Männer zu tragen haben, aber ihr Frauenlos ist nicht das Hauptgewicht der Bürde, welche ihnen auferlegt ist. Die Verfasserin hat die große Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der modernen Produktionsweise für die Lage der arbeitenden Klassen nicht völlig begriffen, wenn sie in den Schlußbetrachtungen ihrer Schrift ihre Mitschwestern folgendermaßen zur Aktion aufruft: „Wirkt mit, es gilt hygienische Maßregeln in jene Kreise zu tragen, veranstaltet Sammlungen, um Volksbäder, um Kochkurse, um Belehrungsanstalten zu gründen, Ihr thut besser daran, als Strümpfe für Negerkinder zu stricken!“ Wenn auch die Richtigkeit der letzten Bemerkung kaum zu bestreiten ist, so dürften doch auch die längst angewendeten allbekannten Hausmittelchen, welche Frau Dr. Wettstein ihrerseits empfiehlt, kaum einen merkbaren Einfluß auf den Verlauf der großen Krankheit ausüben, deren Symptome uns in dem vorliegenden Buche so deutlich vor Augen geführt werden. Wenn auch die Verfasserin darin unzweifelhaft recht hat, daß die gebildeten Verfechterinnen der Frauenemanzipation nur dann auf Erreichung ihres Zieles rechnen dürfen, wenn sie an der Spitze der Frauen des arbeitenden Volkes marschieren und mit den Almosen zu rechnen aufhören, welche ihnen als Damen die Großmut, das Mitleid oder die Galanterie der Männer gewähren, so überschätzt sie doch wohl die Rolle, welche in diesem Kampfe die „gebildeten“ Frauen spielen werden. Die Frauen, welche sich bisher ihre Sporen (sit venia verbo) im Kampfe für die Damenemanzipation verdient haben, dürften im allgemeinen schwerlich die unweibliche Rücksichtslosigkeit und berechnende Kaltblütigkeit besitzen, welche in dem größten Kampfe, den je die Welt gesehn, schließlich zum Siege führen könnten. Das geistige Niveau der Arbeiterfrauen und Mädchen in Chemnitz ist nach den Erfahrungen der Frau Dr. Wettstein

noch ein sehr niedriges, und daher mochte sie wohl die selbständige Aktionsfähigkeit dieser Klasse geringer anschlagen, als es im allgemeinen zutrifft. An anderen Orten hätte sich ihr vielleicht schon jetzt gelegentlich der Gedanke aufgedrängt, daß auch die hochgebildeten Frauen von den Repräsentantinnen des arbeitenden Volkes gar manches zu lernen haben. Sie hätte vermutlich mit weniger Vertrauen ihre Standesgenossinnen, die Damen, um Hilfe angerufen. Sie sagt: „An die Frauen aber wende ich mich hier ganz besonders, an alle edel denkenden und edel handelnden Frauen, an alle Mütter und Töchter geliebter Eltern, an alle die Glücklichen, die in Sitte und Wohlhabenheit leben können! Vor allem aber an alle die tausend und tausend Frauen, die ihr Leben auf der Chaiselongue, den Hauptstraßen, in Theaterlogen, in Gesellschaften, Bällen und Konzerten verbringen, an jene weiblichen „Blumen", die Treibhaus- und Giftpflanzen unseres Geschlechts, an sie wende ich mich mit dem Aufruf: „Wacht auf aus Eurem jammervollen Dasein, reißt Euch los von den vergiftenden Abenteuern der Boudoirs, aus der ekelhaften entnervenden Parfum-Atmosphäre, die Euch umgiebt, steigt hinab in die Sphäre der Armut und der Arbeit, und seht Euch um, wie es dort steht! Dann werdet Ihr vielleicht doch noch erkennen, daß Eure jetzige Existenz schmachvoll ist, daß Ihr nicht über den Haremsfrauen steht und daß die Gesetze Eures Vaterlandes daran arbeiten, Euch festzuhalten im geistigen Elend und in geistiger Knechtschaft."

Höchst wahrscheinlich wird dieser Appell an die „Treibhaus- und Giftpflanzen" ungehört verhallen, aber auch wenn diese weiblichen „Blumen" wirklich wollten, sie wären schwerlich geeignet, die Frauen des arbeitenden Volkes auf der Bahn der Geistesbildung und Sittlichkeit emporzuführen. Sie stehn intellektuell und moralisch durchschnittlich weit tiefer, als jene Frauen, welche sie veredeln sollen, sie sind zum großen Teil vollkommen unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und am wenigsten geeignet andere zu erziehn. Außerdem scheint es ein Gesetz der menschlichen Entwicklung zu sein, daß notleidende Klassen sich durch eigene Kraft erlösen müssen. Zwar stellen sich zuweilen einzelne Mitglieder der bevorrechteten Stände an ihre Spitze, aber ihre Gleichberechtigung müssen sie sich durch eigene Arbeit erkämpfen. Erst wenn sie sich der höheren Stufe der Entwicklung würdig gemacht haben, können sie dieselbe dauernd und sicher behaupten.

Die Bedeutung der Schrift „Dreieinhalb Monate Fabrikarbeiterin" beruht, wie schon angedeutet wurde, im wesentlichen auf den zahlreichen Bildern aus dem Leben der Chemnitzer Fabrikarbeiterinnen. Diese Scenen reden, auch wenn wir von den erläuternden Reflexionen der Verfasserin absehn, eine deutliche Sprache. Sie zeigen uns, was alles in einer unscheinbaren Ziffer für den Kundigen enthalten ist, sie zeigen uns, was unter den heutigen Verhältnissen, bei der Unsicherheit einer dauernden Beschäftigung für ein alleinstehendes Weib ein wöchentlicher Arbeitsverdienst von 6 oder 7 Mark bedeutet. Solche Ziffern bleiben selbst dem gelehrten Nationalökonomen, der sie in seinen Tabellen überfliegt, nicht selten unverständliche Hieroglyphen. Erst derjenige, der mit Arbeitern zusammen lebt, lernt diese geheimnisvollen Zeichen voll verstehen. Sieben Mark Wochenlohn für alleinstehende Frauen, das heißt für den Kundigen in einer erschreckend großen Zahl von Fällen etwa Folgendes: Erbärmliche Nahrung, verpestete Wohnräume, Unreinigkeit des Körpers, Blutarmut, Krankheit und frühes Siechtum, aber außerdem noch: Vernichtung des weiblichen Schamgefühls im erzwungenen Zusammenleben mit rohen Männern und Weibern, Unmöglichkeit eines Interesses für höhere und edlere Genüsse, sittliche Verrohung, die sich in Worten und Handlungen äußert, Prostitution in irgend einer Form, Verbreitung von Geschlechtskrankheiten, uneheliche Geburten, trostloses Verkommen armer Kinder neben dem Heranwachsen einer Generation von Idioten und Verbrechern. Freilich trifft die ganze Summe dieses Jammers nicht jedes Weib, welches sich in so elender wirtschaftlicher Lage befindet. Manche findet notdürftigen Schutz an der Seite eines arbeitsamen Gatten, andere mögen Heldenmut, gute Gesundheit und ein ungewöhnliches Talent im Entsagen über Wasser erhalten; nichts destoweniger droht Allen

beſtändig das Geſpenſt der Arbeitsloſigkeit und mit ihm die ſchreckliche Alternative zwiſchen moraliſchem oder phyſiſchem Untergang.

Beſonders ergreifend wirkt die Schilderung der Wohnungsverhältniſſe, in welchen die Arbeiterinnen von Chemnitz leben. Das neunte Kapitel des Buches, welches dieſes Thema behandelt, ſei unſern Leſern beſonders empfohlen. Im übrigen iſt es weder möglich noch wünſchenswert, an dieſer Stelle auf den Inhalt der Schrift näher einzugehn. Die Lektüre des Buches ſelbſt ſoll durch die Beſprechung nicht überflüſſig gemacht werden. Zuverſichtlich wird die That der Frau Dr. Wettſtein manches Gute wirken, und vielleicht, trotz aller Anfeindungen, welche die Verfaſſerin erfährt, andere Frauen veranlaſſen, auf dem Wege fortzuſchreiten, den P. Göhre und Frau Dr. Wettſtein eingeſchlagen haben. Die Verfaſſerin hat es wie viele andere Beobachter mit Befremden wahrgenommen, daß die freien Arbeiterinnen, trotz ihrer eigenen erbärmlichen Lage, das Los der materiell oft weit beſſer geſtellten weiblichen Dienſtboten verabſcheuen. Vielleicht forſcht einmal eine gebildete Dame dem wahren Grunde dieſer Erſcheinung nach und überraſcht uns demnächſt durch eine neue Enthüllung mit dem Titel „3¾ Monat Mädchen für Alles“.

M. von Egidy.

Von

Heinrich Hart.

Sind wir noch Christen? fragt David Friedrich Strauß. Sind wir schon Christen? fragt M. von Egidy.

Zwischen diesem noch und schon klafft ein Abgrund in der Auffassung des Christentums. Dort der theologische Intellektmensch, hier der religiöse Willensmensch.

Für Strauß ist das Christentum ein Bekenntnis, eine Lehre, für Egidy ein Wollen und Thun. Und beide beantworten folgerichtig ein jeder seine Frage mit nein. Wir, das heißt alle, welche überhaupt jene Frage des Ludwigsburger Alten geschichtlich, philosophisch, vorurteilsfrei zu erfassen wissen, sind keine Christen mehr dem Bekenntnis, der theologischen Formel nach, denn die Voraussetzungen des christlichen Glaubensdogmas haben ihre Kraft für uns verloren. Die Kosmologie hat uns den „Schöpfer Himmels und der Erde", die Selektionslehre den gebeterhörenden, fürsorglichen „Vater" aller Kreatur geraubt, die Astronomie hat uns um die „himmlischen Wohnungen" und die historische Kritik um die inspirierte Offenbarung gebracht. Aber mit dem Bekenntnis haben wir nur das Christentum der Kirche, das Supranaturale eingebüßt. Das menschliche, natürliche Christentum, sein ethischer, Kultur- und Persönlichkeitsgehalt wird erst dann keine Bedeutung mehr für uns haben, wenn die Forderungen Christi Erfüllung geworden sind. Vorausgesetzt, daß diese Forderungen zum eisernen Idealbestand der Menschheit gehören, denn nur diejenigen Ideale, auf welche die Menschheit immer wieder zurückkommt, wenn sie, von wütenden Daseinskampf angeekelt, Einkehr in sich hält, haben die Aussicht und innere Möglichkeit der Verwirklichung. Zusammenfassen kann man diesen eisernen Bestand in das eine Wort: Paradiesesglück. Und wenn wir prüfen, was dies bedeutet, so läuft es hinaus auf Loslösung von dem Tier in uns. Miteinander leben zu können ohne gegenseitige Zerfleischung, volle Entfaltung und Auslebung des Vernunft-Ichs, ohne Behinderung durch Vorurteile, Verhältnisse, Neid, — das ist die Summe und der Kern allen Idealstrebens von jeher bis auf den heutigen Tag. Eben hierauf zielen aber auch die Forderungen Christi. Selig sind die Barmherzigen; selig sind die reines Herzens sind; selig sind die Friedfertigen. Was heißt das anders, als: Tötet das Tier in euch, das in jedem Mitwesen einen Mitfresser sieht, das immer wieder nach dem Schlamm begehrt, dem Schlamm der Lüsternheit, des philiströsen Behagens, der Schlemmerei, das Tier, das Blut lecken muß, wenn es sich gesund fühlen soll? Und weiterhin: Wer ein

Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen; eure Rede sei ja ja, nein nein; ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel; liebet eure Feinde; und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel; Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Was heißt das, aus der Resignation ins Zuversichtliche übersetzt, anders, als: Bildet euch so und schaffet Zustände, daß Liebe und Ehe eins sind; daß keiner nach des andern Rock zu langen hat, weil der eigene nicht schlechter ist; daß ihr nicht mehr die linke Backe hinzuhalten braucht, weil euch keiner mehr auf die rechte schlägt; daß die Demut unnütz wird, weil der Uebermut verschollen; daß kein Eid mehr nötig, weil niemand mehr zu lügen gezwungen ist? Das sind die Forderungen des Christentums, deren Giltigkeit so unabhängig ist von dem Dogma, wie die Wirksamkeit des Strafgesetzbuchs von unserer Bekanntschaft mit seinen Verfassern. Sie verlegen das Christentum ganz ins Irdische; was das Jenseits ist und was es verlangt, darüber benötigen wir anderer Zeugnisse, als sie die Bibel giebt . .

Der Erste, der in unsrem Jahrhundert mit jenen Forderungen Ernst machte, war Charles Kingsley. In einer seiner Predigten heißt es: „Nun will ich euch eine Lehre geben, um sie mit heimzunehmen, — eine Lehre, durch welche, wenn wir sie alle glauben und befolgen wollten, die Welt schon morgen anfangen würde, besser zu werden, und jedes gute Werk gedeihen und sich vervielfältigen würde zehnfach und hundertfach, ja, weit über unsre schönsten Träume hinaus. Meine Lehre ist diese: Wenn Ihr aus dieser Kirche in die volkreichen Straßen kommt, so denkt daran, daß in ihnen nicht eine Seele ist, die nicht vor Gott ebenso köstlich wäre wie Ihr selbst; nicht ein schmutziges zerlumptes Kind, das Christus nicht, wenn er wieder auf Erden wäre, in seine Arme nehmen und segnen würde; nicht ein Zöllner oder eine Hure, mit denen er nicht, wenn sie ihn nur bäten, essen und trinken würde, jetzt, hier an diesem Sonntag, ebenso gewiß, wie er es jenseits des Meeres, im jüdischen Lande vor achtzehnhundert Jahren that. Darum thut an allen, die Eurer Hilfe bedürfen, was Jesus an ihnen thun würde, wenn er hier wäre." Und diese Gesinnung suchte Kingsley denn auch in That umzusetzen. Er wollte nicht das Volk zur Kirche bekehren, sondern die Kirche in den Dienst des Volkes stellen. Die Kirche hat sich nach seiner Meinung bisher der Bibel bedient, als wäre sie nichts andres, als ein „Leitfaden für Polizeidiener, eine Dosis Opium für Lasttiere, ein Buch, lediglich um die Armen in Ordnung zu halten." „Die Geistlichen haben gesagt, die Bibel predige Geduld, während sie dem Volke verschwiegen, daß die Bibel ihm die Freiheit verspricht; sie haben gesagt, die Bibel predige die Rechte des Eigentums und die Pflichten der Arbeit, während sie für einmal, daß sie das thut, zehnmal predigt über die Pflichten des Eigentums und die Rechte der Arbeit . . ." Aber Kingsley war Engländer, der Manchestermann steckte ihm trotz aller sozialen Anwandlungen im Blute; er erwartete das Beste von der Selbsthilfe, dem Einzelwirken des Individuums und nur wenig von der Gemeinschaft und der Gemeinsamkeit.

An diesem Punkt setzt Egidy ein.

Ohne zu leugnen, daß die Forderungen des Christentums auf eine Umwandlung des Individuums gerichtet sind, so wird ihm ihre Erfüllung doch nur durch ein Zusammenwirken ermöglicht. Idealere Zustände sind nötig, um eine Idealisierung des Einzelnen zu ermöglichen; erst hat der gemeinsame Wille jene zu schaffen, wenn der Einzelne Raum, Luft und Licht zur Entfaltung finden soll.

In der Theorie haben wir hier freilich einen circulus vitiosus, denn die Gemeinsamkeit eines idealen Wollens setzt idealfähige Individuen voraus.

Aber die Kulturentwicklung zeigt, daß die Wirklichkeit einen Ausweg aus diesem Kreise weiß.

Sonst wäre eine Entwicklung überhaupt nicht möglich.

* * *

Egidy ist kein Redemensch, sondern ein Thatmensch, kein Betrachtender, sondern ein Wollender. Darin liegt seine Bedeutung.

Nicht das Schwert allein, sondern auch das Wort ist thatzeugend, wenn es vom Willen eingegeben ist und nicht vom beschaulichen Intellekt. Alles was Egidy geschrieben ist Willenserguß, seine Worte drängen zur That, wie der Keim ans Licht empor zum Blühen drängt. Als die „Ernsten Gedanken" in die Oeffentlichkeit traten, da gab es viel Lächeln in den Gelehrtenstuben und die theologischen Schlafröcke legten sich in ironische Falten. Gerade so lächelten einst die weisen Philister der phrygischen Königsstadt Gordion, als sie dem Makedonier ihren schön verbastelten Knoten zeigten. Was will Er denn mit dem Säbel? Der thut's hier nicht. Aber der that's doch.

Was ist denn Neues in diesen Gedanken?

All diese Fragen haben wir ja seit fünfzig Jahren hin und her gewendet. Und über jeden Punkt zehn Bände geschrieben.

Und wir sind einig, daß der Knoten nicht zu lösen ist, daß man ihn nehmen muß wie er ist.

Und nun kommt dieser Mann mit fünfzig Seiten Druck. Ohne Exzerpte, ohne Belegstellen und offenbar ohne Ahnung von dem urtextlichen Wert des Aramäischen und Syrisch-Chaldäischen.

So eiferten die Schlafröcke. Aber der Erfolg der fünfzig Seiten bewies, daß das Volk, das keine Schlafröcke trägt, empfand, was hier geschehen war. Es empfand eben, daß es sich hier um mehr als ein Buch, — um ein Geschehnis handle. Nicht ein neuer Lehrer war auf dem Katheder, nein, eine Persönlichkeit war mitten hinein ins Leben getreten. Eine Persönlichkeit, die sich selbst einsetzte für die Wahrheit ihres Worts. Eine Persönlichkeit, die das alte Dogma nicht verwarf, weil ihre textkritischen Studien ihm den Grund und Boden entzogen, sondern weil es ihren lebendigen Glaubensempfinden widersprach.

An und in sich selbst hatte sie es gespürt, daß eben dieses Dogma der Verwirklichung der christlichen Forderungen im Wege steht, daß die Theologie die Religion, der Bekenntnisglaube das Thun erdrückt. Aus ähnlichem Gefühl heraus war einst Sören Kierkegaard dazu gekommen, in der Kirche den Todfeind des Christentums zu sehen. Beide, Kierkegaard wie Egidy, verwerfen den Glauben nicht, denn ein Thun ohne Glauben ist ethisch, nicht religiös, aber das Thun ist ihnen das Wesentliche, das „Thun im Glauben". Dieser Glaube richtet sich nicht auf etwas, was in der Vergangenheit geschehen sein soll, sondern er ist eine Zuversicht auf das Kommende, auf Erfüllung.

„Zu glauben, daß etwas geschehen ist, ist nicht die Hauptsache und ist leicht, sobald wir nicht denken, sondern eben glauben, was andere sagen. Die Kraft eines Glaubens ermißt sich nicht danach, wieviel Unmöglichkeiten aus der Vergangenheit jemand glaubt, wie viel vergangene oder zukünftige Geschehnisse er für möglich hält, die außerhalb des in der Natur klar vor uns stehenden

Gottesgesetzes liegen, — die Kraft eines Glaubens ermißt sich einzig danach, wie gewaltig er uns zu der Ueberzeugung drängt, daß das wird, was Mögliches im ewigen Gesetze begründet ist. Das Beseligende eines Glaubens liegt nicht darin, daß er uns aus der Wirklichkeit heraus in eine Sphäre von Vorstellungen führt — das Beseligende eines Glaubens erweist sich einzig in dem Drange, der uns zum Guten leitet. Wenn ich bete: „Herr, stärke mir den Glauben", so spreche ich nicht damit den Wunsch aus, daß meine Vernunft sich umschleiern möge, um von neuem Vorstellungen in mir aufnehmen zu können, die mir einst selbstverständlich schienen, weil sie mir gelehrt wurden: ich strebe mit diesem Gebet vielmehr nach der inneren Klarheit, mir gottgewollte Zustände zu vergegenwärtigen, und ich ringe nach der Zuversicht, daß solche Zustände werden ... Einzig ein solcher Glaube veranlaßt zum Thun, und einzig im Thun wird der Glaube wertbestimmend für die Menschen."

So Egidy.

Aus diesem Empfinden heraus verwirft er denn auch das Dogma von der Göttlichkeit Christi.

Egidys Gottesglauben wurzelt in dem Glauben an die Menschheit: die Menschheit soll die Erfüllung des Ideals suchen, die Menschheit, wie sie von der Erde geboren ist, nicht eine verklärte Geisterschaft im Jenseits. Für die Erde, die Menschheit bedeutet aber ein Gott Christus so gut wie nichts. Was kann dem Gottessohn, der über dem All steht, das Staubkorn sein, das sich Erde nennt? Nur wenn Christus Mensch ist, hat die Menschheit für ihn und er für die Menschheit Bedeutung, denn nur wenn er als Mensch seine Forderungen stellt, ist anzunehmen, daß Menschen sie erfüllen können. Ganz folgerichtig glaubt denn auch das christliche Dogma, glaubt die Kirche nicht an eine solche Erfüllung. Das Dogma ist pessimistisch sowohl in Bezug auf die Natur des Menschen, wie auf seine Fähigkeit, die Ideale erreichen zu können. Es verlegt daher die Wiedergeburt, die Verklärung ins Jenseits. Egidy aber ist Optimist. Mit seiner ganzen Seele glaubt und erhofft er eine lichte Zukunft und gottgewollte Zustände im Diesseits, mit ganzer Seele glaubt er, daß der göttliche Keim schon im Erdenmenschen blüte- und fruchtfähig ist.

„Wir müssen Zustände schaffen, die gar kein Vergehen möglich machen, Zustände, die die Lust zum Unrechtthun gar nicht erst reizen, erwecken; dann werden wir bald die ganze Auffassung von der Sünde, wie die Kirche sie uns beibringen will, ist eine ungöttliche, weil sie uns an der väterlichen Liebe zweifeln läßt. Es ist nicht Gottgemeint, daß der Mensch von Geburt aus mit Sünde behaftet ist, oder gar in Sünde geboren wird. Wenn sich das Menschengeschlecht bis heute so darstellt, so sind das eben die Irrtümer und Vergehungen der Vorzeit, die uns von klein auf mit Verhältnissen und Zuständen umgeben, die uns zum Sündigen führen; oder es sind Fehler der Eltern und Voreltern, welche Anlagen in uns zurückgelassen, die sich unter der Ungunst einer nicht richtigen Erziehung abermals zu Fehlern ausbilden; diese Fehler gestalten sich dann unter dem Mangel an Religion leicht zur Sünde — man muß unterscheiden: Anlage, Fehler, Sünde. Schaffen wir nur erst ein Paradies, so werden die Menschen auch in Unschuld darin wandeln."

Man hat über diese siegesgewisse Zuversicht vielfach gespöttelt.

Aber gerade Egidys Optimismus ist seine Größe. Er allein giebt die Gewähr, daß der Mann zum Ziele kommen wird, denn er allein giebt ihm die Ausdauer, die vor keiner Schwierigkeit erlahmt. Der Pessimismus führt zu thatenloser Skepsis, der Optimismus ist der Vater des Siegs.

* * *

Nach zwei Seiten hin richtet sich das Wollen und Arbeiten Egidys.

Durch die Ausscheidung des Dogmas will er die Konfessionen beseitigen und ein Einiges Christentum herstellen; durch das Zurückgehen auf die Forderungen Christi, auf ihren rein menschlichen ethischen Gehalt will er die Grnndlage zu einem alles umfassenden, von keinem fremden Element gestörten christlichen Staat gewinnen.

Natürlich verwebt sich eins ins andere, denn eins ohne das andere ist nicht möglich; die Einigung der Konfessionen ist nicht nur die Voraussetzung, sondern der erste Schritt zu der christlichen Volksgemeinschaft. Um ihn thun zu können, „müssen wir dem christlichen Gedanken eine Auffassung zuerkennen, die die Auffassung aller sein kann . . . Einzig ein christlicher Gedanke, der derart geläutert ist, daß er uns den Menschen in vollendeter Reine, das ist in seiner Göttlichkeit, darstellt, vermag Gemeingut aller zu werden; einzig eine Gemeinsamkeit, die niemanden ausschließt, der dieses geläuterten Menschentums sich bewußt ist oder doch nach diesem Bewußtsein strebt, darf sich ‚Christenheit' nennen."

Indem Egidy das Christentum in dieser Weise als reines Menschentum auffaßt, gewinnt er in seinem christlichen Staate für alle, auch für die Juden, Platz. Nicht durch irgend ein Bekenntnis, sondern allein durch Gesinnung und That soll sich ein jeder als Bürger dieses Staats erweisen.

In den Gedanken über die weitere Ausgestaltung dieses Staates begegnet sich Egidy vielfach mit dem modernen Sozialismus.

Nur daß dieser das „Paradies" möglich machen will allein durch die materielle Umwandlung der ökonomischen Verhältnisse, Egidy aber durch die ideelle Umänderung des Einzelnen, die von selbst zu einer der Gerechtigkeit entsprechenden Gliederung und Formung der Gemeinschaft führen muß. „Religion nicht mehr neben unserem Leben — unser Leben selbst Religion."

Soweit das Zustandsbild, das Egidy von der Zukunft entwirft, objektiv gehalten ist, kann auch der „Modernste" seine Freude daran haben. „Gleichberechtigung ohne alle Beschränkung." „Jeder jugendlichen Kraft muß es unter allen Umständen möglich gemacht werden, das zu erreichen, wozu ihre geistigen und körperlichen Anlagen befähigen." „Es muß dafür gesorgt werden, daß niemand mehr aus Mangel an Arbeit untergeht; es muß für ihn die richtige Beschäftigung gefunden werden." „Die Verteilung der gemeinnützigen Arbeiten zu überwachen und die Erziehung zur größtmöglichen Vollkommenheit zu bringen ist Aufgabe des Staats."

Mit ebenso bestimmten Worten spricht sich Egidy gegen den Krieg, den Autoritätsglauben und ähnliche Erfindungen des Kindesalters der Menschheit aus.

Um so seltsamer berührt es, wenn dieses Bild, das objektiv genannt werden darf, weil es allgemeinere Lebens- und Geisteserfahrungen zusammenfaßt, durch ganz subjektive Uebermalungen, durch Empfindungen, die in den zufälligen, individuellen Geburts- und Erziehungsverhältnissen Egidys wurzeln, getrübt wird. Eine solche Subjektivität ist die immer wiederkehrende Betonung des Monarchischen — die Fürsten sollen die berufenen Führer in dem Kampfe um reineres Menschentum sein, — oder auch die Anschauung, daß selbst in Zukunft der Adel des Könnens und des Verdienstes „vielfach an den Adel der Geburt geknüpft" bleiben werde. Gewiß, — diese Empfindungen stehen in gar keinem wesentlichen Zusammenhang mit dem eigentlichen Streben und Wollen Egidys, sie sind ganz unorganisch damit

verknüpft, und sicherlich legt der Jünger des Zimmermannssohnes von Nazareth keinen besonderen Wert auf sie.

Aber dann sollten sie auch nicht in jeder Kundgebung von neuem betont werden.

Das muß verwirrend wirken; diese Hineinzerrung des Politischen in das religiös Menschliche hat der Ausbreitung der „Ernsten Gedanken" und der Aufnahme des „Ernsten Wollens" ganz unnütze Schranken aufgerichtet.

Wer Egidy freilich aus seinem ganzen Wirken, nicht aus einer einzelnen Schrift allein würdigt, wird sich an derlei Nebensachen nicht stoßen. Weit bedenklicher sind die Kompromisse, die Egidy mit dem kirchlichen Geiste selbst schließt. Nach jeder Seite hin sucht er die kirchlichen Formen und Gebräuche auch in die Zukunft hinein zu retten. Taufe, Abendmahl, Predigt, Konfirmation — allem weiß er eine gute Seite abzugewinnen. Natürlich entkleidet er die Formen ihres dogmatisch-mystischen Inhalts, aber er sieht in ihnen Hilfsmittel zu innerer Heiligung.

Es fragt sich nur, ob der neue Geist in dergleichen alte Schläuche sich pressen lassen wird. Ganz falsch wäre es, durch ihre Beibehaltung dem Volke den Uebergang in das Neue erleichtern zu wollen.

Die Entwicklung der Allgemeinheit geht niemals allmählich, sondern stets ruckweise vor sich; heute Jupiter, morgen Christus.

Die Uebergänge vollziehen sich allein in den führenden Individuen.

Aber es ist glücklicher Weise nicht nötig, so eingehend mit Egidy über seine Einzelideen zu rechten. Er muß als ein Ganzes genommen werden. Und seine Bedeutung liegt nicht in den Vorstellungen, die er von der Zukunft hegt, sondern in dem Wollen, dem ernsten, inbrünstigen, heiligen Wollen dieser Zukunft.

Als Aufrütteler, nicht als Theoretiker ist er uns das, was er ist.

Er selbst sagt einmal: „Was wären den Römern alle Reden ihres Cato gewesen ohne sein ceterum censeo; was nützen uns die geistvollsten Betrachtungen ohne ein immer sich wiederholendes unerschütterliches: „Jetzt also muß etwas werden."

In diesem Muß und in diesem Jetzt steckt die elektrisierende Kraft Egidys.

Wer immer dem freien Menschentum zustrebt, kann an dieser Freudigkeit, Zuversicht, Energie die eigene entzünden. Und was auch seine Vorstellungen von der Menschheitsentwicklung sein mögen, vorläufig darf er getrost zur Seite Egidys bleiben; er wird auf rechtem Wege sein.

Sternenfriede.

Von

Bruno Wille.

Auf allen Forsten, Wiesengründen —
Auf meines Grames Heimat — lagert Nacht.
Nur droben, droben jene Fernen
Verklären sich, entzünden
Die wundervollste Silberpracht
Von Funkelsternen.

O Sternenhimmel, du Weltengewimmel!
Ihr dunkelblauen lichtbesäten Auen
Der Ewigkeit,
Euch tief und lange anzuschauen
Ist Seligkeit,
Ist kühler Trost
Für diese brennenden Wunden,
Die mir, erbost
Gleich kläffenden Hunden,
Die Menschenmeute schlug, um nun
Mit sattem Hasse auszuruhn.

O Sternenhimmel, du Weltengewimmel!
Milchstraße, ungeheuer, breit,
Vielbuchtig, wie ein ausgetretener Strom
Durchquerst du die Unendlichkeit,
Welle an Welle, Nebel an Nebel —
Jede Welle ein Lichtermeer,
Jeder Nebel ein Weltenheer.
An des Lichtstroms Ufern blühn
Große Sterne, schwefelflammenblau.
Manche funkeln rot und grün
Wie besonnter Blumenthau.
Sternschnuppen sprühn —
Leuchtkäfer auf dunkler Flur.
Hehr und strahlgewaltig wohnen
Göttern gleich auf Himmelsthronen
Jupiter, Sirius, Arktur.

Zum Polarstern, seit Aeonen,
Deutet stracks des Wagens Schaft.
Herrlich, diamantenhaft
Flammt Orions Gürtelbild.
Mira, reizend, mädchenmild,
Regenbogenbunt sich malend,
Winkt dem Mars, der fackelrot,
Schlachten sinnend loht.
Alle Schwestern überstrahlend
Taucht der Liebe Stern mit Schneegefunkel
Aus des Forstes ernstem Dunkel.

Und wie feierliche, leise
Hingehauchte Harfenweise
Hör' ich nun die Sterne klingen,
Mich im Auge, sinnen, singen:
„Sei still und lausche, lauschend gleite
Zum kühlen Rasen, breite, breite
Die Arme andachtsvoll empor.
In Dunkelblau, in Silberschauer
Laß taumlig deine Augen sinken
Und dieser Kränkung letzte Trauer
In unserm Ruhemeer ertrinken.
Von Menschenbosheit wund gesteinigt,
Im Strahlenquell gesund gereinigt,
Sollst du ein Heil der Erden,
Ein stiller Weiser werden.
Sei nur getreu der Sehnsucht,
Die um den Frieden freit!
Wer treulich schmachtend aufwärts schaut,
Dem wird das Höchste angetraut
In Ewigkeit, in Ewigkeit.
Und Ewigkeiten sind nicht weit,
Wenn fern entrückt ob Welt und Zeit,
Im Sternenliede
Dein Sinn verschwimmt . . . Der Sternenfriede,
Der tiefste Friede sei mit dir!"

Die Affaire Munch.

Von

Walter Selber.

Die Affaire Munch gehört der Vergangenheit an, drüber hin rollte die Zeit. Die berühmte Schlacht im Künstlerverein vom 12. November, mit all der Aufregung, die sie gezeitigt, mit all dem Für und Wider, das darüber gesprochen und geschrieben mit all den Siegesfanfaren, dem Rückzugsgeblase, ist halb schon vergessen.

Nur wer einsamer Straße wandelt — zwischen Felsblöcken etwa oder auf menschenfeindlicher Heide, still für sich, mit eigenen Gedanken eigene Wege oder auch im hochstrebenden dunkeln Waldesdickicht, dem Plan zu lauschen, der kann dann plötzlich ein grausames Gelächter hören aus vollem Herzen, übermächtig, übersprudelnd. Ringsherum antwortet das Echo, und all die Geister, die kleinen, verborgenen, zwischen Geröll und Gestein, im Buschwerk und hoch auf ragender Kiefer versteckt, sie alle lachen mit, schütteln die Köpfchen und klatschen mit den Händchen voller Vergnügen.

So haben die Götter lang nicht gelacht wie am 12. November. Immer wieder werden sie daran denken und lachen. Die Götter haben ein gutes Gedächtnis, und weil sie unsterblich sind und gern lange leben, sorgen sie auch für ihr Wohlergehen, sonderlich aber lieben sie drum das Lachen.

Kam da mal ein Mann daher mit langwallendem weißen Barte, ein Vergessener war er oder ein Toter. — Oder hat er vielleicht niemals gelebt? — Und hinter ihm her in gleichem Schritt mit wichtigen Mienen lauter Nummern, alle aufgeblasen, daß sie platzen mußten, schlug Jemand mit flacher Hand auf die gedunsenen Bäuche — doch den Gefallen that ihnen Keiner. Und nachdem sie sich lange beraten hatten und traurig einer den andern ansah, ob ihm nichts einfiele, siehe da trat der Aeltesten einer vor und sprach also: „Blicket Euch um, meine Brüder, die Kunst liegt im Sterben. Wir aber sind ihre letzten Priester. Ein Jeglicher streue Asche auf sein Haupt und wehklage mit mir. Die Welt ist schlecht und die dort drüben sind es, die haben die Kunst vergiftet. Mir aber hat man ein Bild, das ich meinem Hausgotte, dem Mammon, geweiht, refüsiert.“ „Mir auch“, sagte ein Anderer, „und mir auch“, „und auch mir“ . . . . Und sie weineten alle.

Wie sie so traurig dasaßen im Kreise, siehe da trat plötzlich die Sonne hinter einer Wolke hervor, ihr Glanz traf die Versammlung. Alle aber waren durch und durch erleuchtet. Sie erkannten plötzlich einander und sahen, daß sie Nummern waren, von inwendig hohl.

Sie fielen einander in die Arme, herzten und küßten sich und sprachen also: „Sind wir nicht allzumal Nummern, daß man uns zähle? Viele Nummern machen eine große Nummer, der größten Nummer aber widersteht Niemand. Lasset uns zählen.“ Und es geschahe, wie sie sagten.

Da nun ihre Zahl war wie Sand am Meere, besiegten sie ihre Feinde, trieben den Belzebub aus dem Tempel und errichteten ihren alten Göttern wieder Altäre.

Von nun an wollten sie heiter leben bis an ihr seliges Ende. Der Tag, an dem solches geschah, war der zwölfte November.

Nicht meine Aufgabe wird es hier sein zu erzählen, was Alles in jener Versammlung gesagt und gesprochen, noch was Alles dem traurigen Beschlusse, der Schließung der Munchschen Ausstellung, vorangegangen, darüber haben die Tagesblätter, mein ich, genugsam geschrieben und fabuliert. Nur in Kürze einige Worte zur Klärung. Ausgehend von dem Gedanken, daß frisches Blut, frisches Leben fördernd und nützlich, hatte die Ausstellungskommission des Vereins Berliner Künstler im September den Beschluß gefaßt, den Norweger Munch zur Beschickung der Ausstellung im Architektenhause einzuladen. Es machte sich gerade so. Es war da ein Landsmann des Munch in der Kommission, der wußte von ihm und seinen Erfolgen in Christiania. Künstler mit Urteil und Geschmack hatten sich voller Anerkennung über ihn geäußert. Der freundlichen Einladung folgt der Nordländer, Anfang November kommt er samt den Bildern nach Berlin. Die Rotunde, dieser sogenannte Ehrensaal, den für gewöhnlich die unschuldigsten, sanftesten Bilder zieren, Bilder, die sich ganz wohl im Halbdunkel fühlen — sie haben dann einen so ruhigen, behaglichen Ton — die Rotunde also wird dem Gaste eingeräumt und selber schaltet und waltet er dort, hängt und placiert seine Bilder nach seinem Gefallen.

Manch Einer der Kommission mag wohl verblüfft dagestanden und erstaunt sich die Augen gerieben haben, ob des Werkes, das da entstand, so fremdartig, so neu dem Berliner. Als aber Alles vollendet war und der Meister sich freute des Geschafften, da drängten sich die von der Zunft um die Bilder, erregt und hitzigen Sinnes. Das sollte Kunst sein! O Elend, Elend! Das war ja anders, als wir es malen, das war neu, fremd, abstoßend, häßlich, gemein! Hinaus mit den Bildern, raus, raus. — —

Und die Erregung verdichtete sich und kam nieder mit einer entsetzlichen Thorheit, überschnell, übereilt, von den Meisten sehr bald wohl bereut, doch zu spät. Ein Antrag wurde formuliert und unterzeichnet, der Herr Vorsitzende des Vereins möge baldigst die Schließung der Ausstellung veranlassen. Und da dies nicht möglich dank Statutsparagraphen, kam gleich der zweite Antrag auf Einberufung der Generalversammlung zwecks Maßregelung der kunstschändenden Kommission, die solches vollbracht.

Was war es denn nur, was die berühmtesten Vertreter Berlinischer Kunst, der spießbürgerlichen, einschläfernden, so in Harnisch brachte vor diesen Bildern? Ich fürchte, ich fürchte, wäre da nicht manch ganz kleines persönliches Motivchen mitunterlaufen, ganz allein hätte Munch das doch nicht fertig gebracht mit seinen kühnen Farbensymphonien. —

Man hat viel hin und her gestritten, gesprochen, wie viel besser es doch gewesen wäre und werter eines Künstlers, der das „Erkenne Dich selbst" beherzigt, wenn Munch statt der Fünfzig eine kleine Auswahl des Besten gegeben, etwa fünf oder sechs, sogar, wenn es sein mußte, zehn Bilder, die unantastbar und eine gewisse schüchterne Verbeugung fast Jedem abnötigten, der nicht mit ganz blöden oder gehässigen Augen herantritt an Alles, das ein wenig anders geartet als die Fahne, zu der er selber geschworen. Mich aber freuten nun gerade die Fünfzig, die Guten und Schlechten zusammen, und keines mochte ich missen von ihnen. Gerade die Totalität, dies ganz Umfassende, dies alles Gebende, dies nichts Verheimlichende noch verbergen Wollende giebt uns den Mann, wie er ist. Hier Arbeit, hier Mühe, hier Gunst des Augenblicks, hier Gelingen und Vollbringen — dort Verfehltes, dort ungelöstes Hoffen und Wünschen, dort Steine statt Brot, dürre Disteln statt duftender Blüten.

So nur konnte diese Ausstellung diesen Eindruck machen, den ich an mir mit Befremden, aber auch mit Freuden bemerkte, und dem sich völlig wohl Niemand entziehen konnte.

Hier sprach eine Persönlichkeit, laut, vernehmlich, mit tönender Stimme, ein

Individuelles, Zwingendes lag darin. Nicht liebenswürdig, nicht höflich immer, aber grade und offen, wie es für einen Mann sich ziemt, der wohl sich bewußt ist, daß auf dem weiten Wege, der vor ihm liegt, die Wahrheit die Wahrheit am schnellsten zum Ziel führt.

Fern liegt es mir, alles loben mit allem sympathisieren zu wollen. Blätter gab es genug, die auch mir verfehlt und schlecht erschienen, aber unbedeutend keines; aus jedem noch sprach vernehmlich ein vornehmer Wille!

Und die einzelnen Guten? Da waren Sachen dabei so schön, so tief, so innig, so mit ganzer Seele geschrieben, aus ganzer Seele geschrieben: vor allem einige der Porträts, auch von den landschaftlichen Stimmungen dies und jenes. Aber am meisten doch liebe ich diese dämmernden Interieurs, so heimlich und lauschig. Durch das große Fenster blitzt und flutet bläuliches Mondlicht, draußen der Fjord mit Booten und Dampfern weit fort, ein Traum nur, Hauch — Ton — Musik — — hier innen ein Einsamer still in die Ecke des Sofas gedrückt, die brennende Cigarrette im Munde, oder das Mädchen am Fenster im weißen Gewande, von unten der Straße spielt matt ein Lichtreflex der Laternen hier hinein in den Dämmer, oder dort im Dunkeln die Beiden, die sich umschlungen im Kusse. — Das ist gesehen, das ist erlebt, das ist empfunden! Wer solches sprechen kann, oder malen, oder singen, wie soll ich es nennen, in dem lebt eines Dichters Gemüt, mit Dichters Augen schaut er die Welt, die er liebt. Aber große Dichter und Maler werden im Anfange selten verstanden, selten geehrt. Sie können noch froh sein, wenn man ihnen nicht die Thür weist und sie höflich an die Luft setzt wie Herrn Munch.

Soweit aber wäre es wohl kaum in der Generalversammlung gekommen und auch die Antragsteller selbst hatten kaum mehr ernstlich hieran gedacht. Da stand ihnen ein Helfer auf, ein streitbarer Krieger, Herr von Werner, der von seinem erhöhtem Platze mit klugen Augen das ganze Terrain übersah, wägend Freund und Feind und ihre Stärke mit einander messend. Mochten seine Augen heut trüb sein, oder blendeten ihn die hellstrahlenden Gaskronen, genug, er dürfte die Zahl derer überschätzt haben, die gegen Munch stimmen wollten, sonst hätte er kaum so sichtbar sich auf die Seite einer so geringen Majorität gestellt. Ihm vor allem muß man die Schuld zuschreiben an dem Ausgange. Er nur allein hat an jenem Abende die Frage aufgeworfen: ist die Ausstellung zu schließen oder nicht?

Doch nicht um Munch und seine Ausstellung hier handelte es sich jetzt, um etwas Größeres, Weiteres.

Soll es erlaubt sein, Künstler, die feierlich vom Verein durch die betreffende Kommission eingeladen, ohne weiteres wieder an die Luft zu setzen, weil Hans und Kunz anderer Meinung, weil sie aus irgend einem Grunde ärgerlich sind auf dieses und jenes Bild? Ist es jedem Beliebigen gestattet, wenn er nur einige Leute hinter sich hat, die mit ihm stimmen, der Kunst eine Grenze zu stecken, zu sagen, bis hierhin und nicht weiter?

Nein, dieses Votum des Vereins war nicht nur unhöflich gegen den geladenen Gast, es war abgeschmackt, kurzsichtig und gefährlich für die Entwicklung der Kunst im höchsten Maße. Ein Trost ist es freilich, daß die Majorität eine so geringe war, 120 gegen 105 Stimmen. Aber daß es überhaupt möglich gewesen, ist ein wenig erfreuliches Zeichen, ein Fleck, den der Verein Berliner Künstler sobald nicht wieder herauswaschen wird aus seinem Schuldbuch.

Nie in all den Jahren seines Bestehens gab es je solch lärmende Versammlung im Künstlerverein. War es schon anfangs den einzelnen Rednern schwer geworden, sich verständlich zu machen, zu Worte zu kommen in all dem Getrieb und Getöse: jetzt, nachdem die Abstimmung bekannt, da gab es kein Halten. Auf Köppings Anregung verließ die Mehrzahl derer, die gegen jenen Antrag gestimmt, den Saal, um möglichst nachdrücklich zu zeigen, wie wenig man gemein haben wolle mit jenen, wie sehr die Ansichten auseinander gingen über das, was zuträglich der Kunst, was Sitte und höfliche Gastfreundschaft erheischten.

Seither spricht man von einer Secession der Berliner Künstlerschaft.

Das sozialistische Prinzip ist ein treffliches Schutz- und Trutzmittel für die Nummern. Daher ist es wertvoll für alle Vereine. In jedem Verein ist die Heerde groß, wenige nur stehen abseits, der eigenen Kraft trauend.

Jetzt weiß auch Jedermann, wie gut der Sozialismus für den Künstlerverein ist.

Schon früher hörte man oft das Wort: „Sozialisten" drüben im Künstlerhause, die es aber aussprachen, das waren die Nummern, mit dem Wort meinten sie die wenigen Einzelnen, die Jungen, Kräftigen, die an sich selber glauben konnten.

Es ist dies aber eine Lüge und Verdrehung der Wahrheit. Wenn man überhaupt schon das unpassende Wort brauchen will, dann muß man sagen, grade die Alten, die sich selber so konservativ glaubten, die in blinder Wut rebellierten gegen die Munchsche Ausstellung, sie vertraten das sozialistische Element in der Künstlerschaft. Nur allein Dank diesem Prinzipe der Gleichheit und Brüderlichkeit konnte es dahin kommen, daß die Nummern die Künstler vergewaltigten und siegten.

Glücklicherweise giebt es Leute, die den Pessimismus über Bord geworfen haben, sonst müßte man im Gedanken an das schöne Schillersche Wort vom Fluche der bösen That — a, pardon, die That war ja wohl nicht böse, sondern nur dumm. Nun, wir sind jedenfalls guter Hoffnung voll und fröhlichen Mutes. Und wenn ich auch sonst nicht gerade allzu rosig die Zukunft der Berliner Kunstentwicklung anschaue, man soll auch mit Wenigem zufrieden sein und das Gute nehmen, wo man es finde.

Die frisch ins Leben gerufene „neue freie Vereinigung" verspricht immerhin etwas. Möge sie noch mehr halten, wir wollen ihr danken! Wir alle wissen, welch ein arger Trettel das ist, was man so gemeiniglich „Berliner Kunst" nennt. Das Uebel an der Wurzel anfassen, die Axt an den Baum legen, wenn er auch groß und hart und ehrwürdigen Alters, das wird das notwendigste sein. Und darum finde ich es gut, daß sich alles zusammengeschart, was es irgendwie ehrlich noch meint mit Arbeit und Streben, daß die verschiedensten Richtungen und Bestrebungen in der Kunst, Alte und Junge, Große und Kleine sich hier innig zusammenfinden, gehalten und gebunden durch den gemeinsamen Wunsch zu helfen, zu fördern.

Ein bischen weniger Vorsicht, ein bischen weniger Blinzeln nach Oben, nach Unten, dafür frischer Mut, frisches Wagen ist hier in Berlin mehr am Platze als anderswo. Wer weit zurückblieb, muß große Schritte machen den Vordermann einzuholen und mächtig marschiert man uns voraus in München und anderswo. Ein *Künstler* muß an der Spitze der Künstlerschaft stehen, nicht ein tiftiger *Diplomat*, *künstlerische Prinzipien* sollen den Verein führen, nicht *Geschäftsrücksichten*, die für Krämer passen mögen. Und freie Entfaltung für Jeden! Mag Jeder sein Recht finden, hier Munch und hier Eschke. Nicht Richtungen sollen herrschen, sondern das Gute, wo und was es auch sei. Der Tag wird kommen, mit goldigem Glanze wird die Sonne über ihm aufgehen, an dem man nichts mehr weiß von all dem thörichten Zeugs, dem Idealismus, Materialismus, Impressionismus, dem Mysticismus und so fort. An diesem Tage wird die Sonne nur scheinen über Künstler und Nichtkünstler, über Könnende und Nichtkönnende, über Wollende und Nichtwollende.

Dies aber ist das höchste Gebot: Du sollst Wollen in deiner Kunst, in diesem Zeichen werden wir siegen. Fort mit dem Hergebrachten, wenn es schädlich, fort mit den Rücksichten, wenn sie hindernd, fort mit den Nummern, die gezählt werden, fort mit dem dreimal unseligen Prinzip der Herdentyrannis!

Die Secession oder wie sie hier heißt, die „neue freie Vereinigung" hat gut daran gethan, fürs Erste nicht aus dem Verein Berliner Künstler oder gar aus dem Verbande der Genossenschaft auszutreten, wie man es in München für angebracht und ersprießlich hält. Man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, man soll vor lauter Begeisterung nicht einen Kopfsprung ins Wasser machen, falls man nicht schwimmen kann. Und die Secession hier kann nicht schwimmen. Mit diesem Austritt würde sie sich aller Rechte begeben. Es bliebe ihr nur übrig, dem zürnenden Achill vergleichbar sich in ihre Zelte, hier Ateliers, zurückzuziehen, um Kaffeekränzchen

oder andere frohe Feste zu feiern. Notwendig ist es, nicht nur zu reden, sondern auch zu handeln. Will man die Kunst hier heben, so muß man Gutes zeigen, also gute künstlerische Ausstellungen veranstalten. Die aber sind ohne Kapital nicht durchführbar. Dies fehlt der Secession, der Künstlerverein aber hat es.

Nun und kleinere Ausstellungen? Da haben wir hier ja jetzt Verbände, die sich besser darauf verstehen, als die neu gebackene freie Vereinigung. In erster Reihe die „XI“ und die deutschen Aquarellisten. Gegen einheitliche Kunstleistungen, wie sie in den Ausstellungen der beiden genannten Korporationen zu Tage treten, würden ähnliche Unternehmungen der Secession doch nur zweifelhaft und kümmerlich werden. Dazu sind die hier vereinigten Elemente zu verschieden. Sitzen doch auf einer Bank hier friedlich beisammen Max Liebermann, August von Heyden und der behäbige Breitbach. Das einzige Heil erscheint zur Zeit drum darin, all die tüchtigen strebsamen Kräfte wirken zusammen im Künstlerverein zur Geltung und Führung zu kommen. Die Macht und der Einfluß, der dann vorhanden, wird der Kunst von selbst zu Gute kommen und künstlerische Ausstellungen werden das sichtbare Resultat sein.

Richtig erkannt ist dies alles und darum dürfen wir hoffen und uns freuen der rollenden Bewegung. Möge sie wachsen und stark werden, immer weitere Kreise erobern und mitreißen zum Schutz der Kunst, zum Trutz derer, die so traurig berühmt wurden durch den schmählichen Antrag gegen Munch. —

Still ist es draußen, weiße Wolken jagt über himmelstarrende, schwarzblättrige Pappeln der Wind, — — juhu, juhu — — hu, hu — hu! —

Hört ihr das Lachen der Götter?

Neudeutsche Sculptur.

Von

Alfred Hertel.

Trotz Schloßbrunnen u. s. w. können wir uns auf unsre neudeutsche Sculptur nicht eben besonders viel zu Gute thun. Wenn wir einige Talente, allerdings ersten und allerersten Ranges, wie Hildebrandt in Florenz, Brütt in Berlin und Tilgner in Wien genannt haben, dann ist so ziemlich alles beisammen, was Deutschland gegenwärtig der hochentwickelten Sculptur der Franzosen und Belgier an Talent und Eigenart gegenüberzustellen vermag. Der Rest ist das Hergebrachte.

Manches Bemerkenswerte indessen bot immerhin die diesjährige VI. internationale Kunstausstellung im Münchener Glaspalast. Da war eine tüchtige Gruppe von Ludwig Manzel, da waren besonders der „Sauhirt“ von Alexander Oppler und einige vortreffliche Porträts von ebendemselben und noch manches andre von Wert.

In allererster Linie aber war der Münchener Jean Lampel zu nennen mit seiner lebensgroßen Gruppe „Die Steinbrecher“: und in ihm nun haben wir zu den oben genannten Dreien einen Vierten. Nicht etwa, weil er so besonders trotzig und schulgerecht Naturalist wäre, sondern grade, weil man endlich mal all diese Schulbezeichnungen und Schlagworte bei ihm bei Seite lassen mußte. Hier war nicht bloß die strenge, geschickte Observanz des Naturalisten, hier war kein Trotzen gegen

das Hergebrachte, nicht lediglich die eminente Naturwahrheit in Kraft und genauer Charakteristik als höchster Triumph erstrebt und erreicht: sondern etwas Andres bannte einen förmlich vor die Gruppe und ließ einen von den andren Deutschen und selbst von Werken einiger vorzüglicher Ausländer, wie dem „Anfang und Ende" des Belgiers Isidore de Rudder und anderen, wieder und wieder zu ihr zurückkehren: das war die mächtige, zwingende Eigenart.

* * *

Auf einem großen Steinblock befinden sich zwei Steinbrucharbeiter, die ihn zu sprengen versuchen. Der Block ist bereits gespalten und ein Keil in den Spalt getrieben. Der eine der Arbeiter nun, aufrecht, einen alten Filz auf dem Kopf, mit über der kräftigen Brust weit offen stehendem Hemd, in breiter Arbeiterhose und in plumpen Schuhen, treibt mit aller Macht ein Stemmeisen in den Spalt. Mit den Armen, mit den Knieen, mit dem ganzen Körper müht er sich, die Brauen zusammengezogen, die Lippen auseinandergepreßt. Der andere, barhäuptig, barfüßig, mit aufgestreiften Hemdärmeln, in Hemd und weiter Hose wie der erste, und eine Leinwandschürze vor, hat sich gebückt und drückt mit steif gradeherab vorgestrecktem Arm mit gelassener Aufmerksamkeit den Keil fest, daß er, wie sich der Spalt durch das Stemmeisen erweitert, sich nicht lockern und verschieben kann, sondern gerade und zweckmäßig eindringt und das Gestein auseinander hält. Er hält sich dabei vorsichtig möglichst zurück, etwas gegen den Andren gedrängt, und von dem vorderen Stück des Blockes, das losgestemmt werden soll, entfernt.

Ein derbes Sujet, das hinreichend Gelegenheit geboten hätte zur „Kraftentfaltung". Aber nichts dergleichen; will sagen: nichts von markierter Brutalität, von einer gewissen renommierenden, gegen das Hergebrachte auftrumpfenden Ruppigkeit, auch kein studienweises Suchen und Hervorarbeiten der Natur. In diesem Sinne vergißt man hier ganz an Naturalismus zu denken. Die beiden Leute sind keine Belvedereschen Apollos, aber auch grade keine lumpen- und flickenbehangenen Monstra an Häßlichkeit. Mit kräftigen Backenknochen, breitem Mund, ordinärer Nase, einem derben Schnurrbart und muskelstarken Gliedern sind sie in natürlicher Derbheit ein paar richtige Arbeiter. Das sind auch nicht lediglich die „Sclaven des Kapitals", die „Enterbten der Gesellschaft": sondern zunächst und vor allem nichts mehr und nichts weniger als ein paar derbe, forsche, junge Kerls, die sich im Schweiße ihres sogenannten Angesichtes mühen, mit ihrem Steinblock zu Rande zu kommen. Die eminente Logik in der Muskelthätigkeit und körperlichen Bewegtheit, bei der nichts mit zuviel oder zuwenig stört, sondern jeder Muskel gleichmäßig und in seinen Grenzen spielt, die mächtige Intimität, mit welcher der Vorgang erfaßt und gegeben ist, das Fürsichleben der Gruppe, ein gleichmäßig und treu auf alles, was den Vorgang ausmacht, gerichteter Sinn: das sind die Vorzüge der Arbeit.

* * *

Ich hatte Gelegenheit, das Atelier Lampels zu sehen und noch verschiedene seiner Arbeiten kennen zu lernen.

Da war ein Entwurf zu einem „Zarathustra mit Schlange und Adler," da waren Porträts, da waren ein paar Arbeiten, die Lampel auf der Jahresausstellung von 1891 im Glaspalast gehabt hatte: ein menschensuchender „Diogenes" und eine „Sibylle", die in kauernder Haltung einen Weisheitsspruch auf ein Blatt schreibt; beide in Lebensgröße. Da sah ich besonders eine Statuette „Döllinger", die gleichfalls vergangenes Jahr zur Ausstellung gekommen war. Sie schien mir an Vollendung noch über den „Steinbrechern" zu stehen.

Mit bequemer Haltung, im weiten, langfaltigen Talar sitzt der alte Stiftsprobst über eine Lektüre nachsinnend in einem massiven Lehnstuhl. Die Hände liegen lässig im

Schoß. Den Zeigefinger der Linken, die das Buch hält, hat er zwischen den Blättern, die gelesene Stelle zu behalten, die rechte Hand ist über die linke gelegt. Der Oberkörper zurückgelehnt, den Kopf aus dem weiten hohen Talarkragen ein wenig vorgestreckt und gegen die Brust geneigt, die Blicke nachdenklich gradeaus gerichtet; ein feines, mildes Lächeln spielt um den Mund. Ein gütiger alter Herr und Geistlicher, in schlichter würdiger Lässigkeit in seinem Lehnstuhl.

Die gleichen Vorzüge wie bei den „Steinbrechern", nur noch reifer, runder, vollkommener. Dasselbe intime Leben, daß es ist, als wäre das Ganze dem Künstler bis zur mächtigen Deutlichkeit und Lebendigkeit einer inneren Vision ausgereift gewesen. Dieselbe Folgerichtigkeit in der Körperhaltung. Und so ist das Ganze völlig die Verkörperung sinnender nachdenklicher Ruhe.

Von der gleichen in sich abgeschlossenen Lebendigkeit sind die beiden andren Statuen: der „Diogenes" und die „Sibylle", wenn auch nicht in der gleichen Vollreife, sondern, namentlich der erste, noch ein wenig herb.

Dann sah ich zwei Gruppen „Gewerbe" und „Landwirtschaft". Binden wir uns nicht an diese Titulaturen, so haben wir in der ersten einen Handwerker sitzend, mit Lederschurzfell und bequem über der Brust geöffnetem Hemd, ein Papier über die Kniee weg, von dem er einen nackten Jungen lesen lehrt, der gegen ihn lehnt, den rechten Ellbogen auf sein Knie gestützt. Beide wieder nicht allein durch ihre köstliche Naturtreue wirkend, sondern, wodurch sie vor allem wieder fesseln, das ist dieses lebendige, schlicht intime Aufgehen im Vorgang, dieses durchaus in sich abgeschlossene, fertige, sichere Leben der Gruppe, dieses Insichselbstleben, von dem ich hier mit Worten nur damit einen dürftigen Begriff geben kann, als ich sage: es ist, als hätte der Mann, wie er, Zeige- und Mittelfinger der Rechten auf dem Blatt, wartend und ein wenig streng zu dem sich besinnenden Jungen herabsieht, eben gesagt: „Wie heißt also die Stelle?" Nur eins stört bei dieser Gruppe: daß, man weiß nicht aus welchem Grunde?, der Junge nicht ebenfalls bekleidet oder der Mann nicht gleichfalls nackend gegeben ist. Die Behandlung und Wiedergabe des nackten Körpers — davon nachher gleich weiteres — ist bei Lampel, wie bei der „Sibylle" so auch hier von köstlicher Wahrheit und Treue.

Die „Landwirtschaft" bezeichnete andre Gruppe — beide waren für das Landesgewerbemuseum in Stuttgart bestimmt — giebt in sitzender Haltung eine hübsche stämmige junge Bauerfrau, die ihr Kind säugt. Links, zu ihren Füßen, lagert eine Ziege. Die Arme bloß aus den kurzen Weiberhemdärmeln und das Leibchen wieder über der Brust offen. Der Appetit und die Saugbeflissenheit des kleinen dicken Kerls mit seinem mächtigen, kahlen Säuglingskopf, die Art, wie die Mutter ihn gegen die Brust drückt, wie sie still hält, damit das Kleine nicht durch eine Bewegung gestört wird, wie sie mit stiller, gelassener, hingegebener Glückseligkeit auf das dicke, nackte Wesen herabsieht, das in ihrem Arm von der Nahrung wie ein Schwamm zu schwellen scheint, und wie sie sich seines emsigen Appetites freut, das ist alles über die Beschreibung köstlich. Es ist gar nicht möglich, daß irgend eine Redensart wie Naturalismus oder dergleichen in einem aufkommt: man lebt sofort mitten im Vorgang.

Von manchem Andern will ich noch, um Stoffe und Art Lampels zu kennzeichnen, den Entwurf zu einer Gruppe erwähnen, die er den „Herrn der Erde" nennt, und die er in Lebensgröße auszuführen im Begriff steht. Lassen wir hier wieder die Titelmarke beiseit, so haben wir einen antiken Landmann hinter dem Pflug. Der Pflug wird von zwei mächtigen Stieren über eine Ackerbreite gezogen. Das Tier zur Rechten ist erschöpft auf die Vorderkniee zusammengebrochen, das zur Linken, durch den Sturz seines Jochgenossen im Vorschreiten gehemmt und scheu geworden, stemmt sich mächtig mit gespreizten Beinen zurück. Ueber ihnen ragt hinten, den Ochsenstachel schwingend, die kräftige Faust um den Sterz, der Bauer.

Von Interesse ist es nun, auf welche Weise Lampel stets dem menschlichen Körper gerecht wird und wie er ihn in jedem Falle zur vollen Wirkung zu bringen

weiß. Bietet ihm sein Stoff keine Gelegenheit ihn völlig nackt zu geben, so begnügt er sich doch keineswegs, ihn lediglich und allein durch die Kleidung hindurch wirken zu lassen. Er entblößt die Arme, die Brust, die Schultern, die Füße, wie es nur irgend zulässig ist und macht so die Art des übrigen Verhüllten noch verständlicher und deutlicher, als sie es durch die diskrete Bekleidung an sich schon ist. Denn stets ist die Bekleidung bei ihm sehr einfach. Nie ist er hier etwa „naturalistisch" und verballhorniſiert sich den menschlichen Körper mit allerlei naturgetreuen Lumpen und sonstigem Behang, sondern wählt immer Stoffe, bei denen die Kleidung so wenig als möglich verhüllt. Hierin ist er Bildhauer vom reinsten Instinkt, dem der Körper mit seiner Plastik und dem Spiel seiner Muskeln und Glieder Anfang und Ende seiner Kunst ist.

Bei der letzterwähnten Gruppe nun — wie bei der Sibylle und dem Knaben — giebt er völlige Nacktheit. Ein brutaler, breitwangiger Bauer mit derben, muskulösen, grobknochigen Gliedern, wieder aber ohne jede übermäßige Markierung. Denn er will nicht nur, in einer Idee befangen, die brutale, kluge Menschenbestie gestalten, die sich die Geschöpfe der Erde rücksichtslos dienstbar zu machen weiß: er giebt weit mehr: z. B. außer dem „Herrn der Erde" in diesem Falle auch den pflügenden Bauern, der die Faust am Sterz hat, der sich schräg mit der Wucht seines kräftigen Körpers gegen den Pflug lehnt und giebt die ganze Dramatik des durch diese Haltung hervorgerufenen Glieder- und Muskelspiels, und führt so weit über das Gröbste der Situation hinaus, das durch den erwähnten Titel im übrigen gut bezeichnet ist. Im übrigen finden sich wieder alle seine Vorzüge hier im Keim. Die großen, geängstigten Augen der überangestrengten Tiere, das Schwere, Mühsame, wie sie sich durch die zähen Schollen vorwärts mühen, war ganz unvergleichlich. Man glaubte die Geifer-fäden von ihren Mäulern wehen zu sehn.

* * *

Wie man bemerken kann, ist das Stoffgebiet Lampels ein keineswegs beschränktes. Ebenso gut wie zwei Steinbrecher oder eine ihr Kind säugende Bauerfrau, giebt er eine Sibylle, die einen ernsten Weisheitsspruch niederschreibt, einen Zarathustra, einen Diogenes, und augenblicklich arbeitet er an einem Adam-Don Juan (das Motiv ist einem Gedicht Ludwig Scharfs entnommen), der am Uferschlamm Muscheln sucht, aus denen ihm daheim, nach des Herrn Willen, Weiber emporwachsen. Alles Motive, die in der Wiedergabe bedeutsamer intimer seelischer Vorgänge nicht geringe An-forderungen stellen. Und wie prächtig sind seine Köpfe! Das Gesicht des Döllinger z. B. mit seinem Mienenspiel, seinen Falten und Fältchen ist eine Meisterleistung intimsten, feinsten Seelenausdrucks; die Hände mit ihren Hautfalten, ihrer Muskulatur, ihrem Aderwerk und Knochenbau fein und detailliert. Bei aller Intimität aber überall ein großer, kräftiger, freier Zug und eine unvergleichliche Monumentalität im Aufbau.

Wieder will es einem, nun auch bei Lampel, wie ein schöner Trost anmuten, als wenn man endlich über die Vorarbeit der mannigfaltigen Ismen hinwegkäme und als ob die Individualitäten sich zur Meisterleistung emporarbeiteten. Es giebt bereits Künstler, denen gegenüber die Schulredensarten verstummen. Und vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, da auch die Kritik ein wenig über das übliche Wirtschaften mit Stichwörtern hinaus zur unbefangenen und fruchtbaren Würdigung dessen gelangt, wieviel, ob äußeres oder inneres, zwingendes illusionskräftiges Leben ein Kunstwerk hat, gleichviel welchen Stoffes und welcher Art es sein mag. —

Zur Psychologie der Frau.

Von

Laura Marholm.

III.

Es ist eine allgemeine Zeitforderung: wir wollen glücklich sein!

Diese Forderung trat — soweit wir auf eine Kultur zurückblicken können — niemals so direkt unbemäntelt hervor. Sie wurde immer in etwas eingekleidet, meist in eine religiöse Form. Das Christentum, das noch immer allen Außenseiten unseres Lebens und unserer Moral seine Gestalt aufprägt, verlegt alles Glück ins Jenseits und macht alles jenseitige Glück zugleich zu etwas Unindividuellem, Unpersönlichem, zu einem süßen Huldigungsgeruch in der Nase des Herrn, bei den Mystikern zu einem Aufgehen und Untertauchen in die Allseele. Bei unseren alten Kulturonkeln, den Griechen und Römern, gab es nur eine Form für das persönliche Glück — den Genuß, die Sensationen. Da der Genuß nicht anders als persönlich und die Sensationen nicht anders als individuell empfunden und bestimmt sein können, so fiel der Individualismus bei ihnen mit ihrem sogenannten Verfall zusammen. Die Griechen wurden Individualisten mit dem Beginn ihrer staatlichen Auflösung, die Römer mit dem Beginn ihrer — wie es in Geschichtsbüchern heißt — sittlichen Auflösung. Das geht uns übrigens garnichts an. Denn was die Alten auch mit demselben Wort, wie wir nennen, ist doch qualitativ ganz von dem verschieden, was wir als Gefühlsschwingung mit diesem Wort ausdrücken.

Auch wir suchen Genuß und Sensationen. Die Menschheit hat nie etwas Anderes gethan; sie hat in ihrem eigenen bewußt-unbewußten Bewußtsein nie einen anderen Daseinszweck gehabt. In diesem Jahrhundert aber ist etwas ganz Neues hinzugekommen, etwas, das sich nie früher so offen bekannt hat, sich nie so protzig forderungsvoll aufgepflanzt hat; das ist der Anspruch: wir wollen glücklich sein!

Das ist etwas Anderes, als der alte, intermittierende, brüllende Drang nach Genuß und Erregungsreizen, der darauf zusammenfällt und still liegt und sich in langen Torporzeiträumen jedes Joch aufhalsen läßt. Das ist etwas stets Waches, etwas Integrierendes, etwas, was sich durch keine momentanen Befriedigungen betäuben läßt, etwas, das etwas Ganzes, etwas Konstantes, einen dauernden Zustand verlangt und ganz wache, gewordene Persönlichkeiten voraussetzt. Ich will glücklich sein! Das ist der Ruf des Individualismus.

Darum ist er auch nie früher erhoben worden. Glücklich zu sein! Das fiel unseren Großvätern und Großmüttern auch garnicht ein zu verlangen, ihr Lebensanspruch formulierte sich noch so: man muß Gott danken, wenn man nicht unglücklich wird. Das Unglück also war für sie das Positive, das Glück etwas Negatives, das nur von Zeit zu Zeit flüchtig Körper annahm in einem Glücksfall, und der alte Gesangbuchdichter, der sein kompetentes Urteil dahin abgab:

Ist nicht ein ungetrübtes Glück
Viel schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick,
Bei dessen Schlag wir klagen?

was verbarg sich hinter den frommen Worten bei ihm anders, als daß er das „ungetrübte Glück" als das langweilige, in der Einförmigkeit seiner Kontinuität als das Sensationslose ansah, während das „widrige Geschick" den nicht zu unterschätzenden Vorzug der Erschütterung, der Sensationsauslösung hatte.

Was diese Auffassung und die Auffassung der Vorzeit überhaupt zur Voraussetzung hatte, das waren die brutalen Sensationen, die brutalen Genüsse, das Grobe, Massive, Uebergangslose überhaupt. Wie sie nur Augen für die starken, ungebrochenen Farben hatte, so hatte sie nur Sinne für die starken, explosiven Erregungen. Von allen feinen Uebergängen, von dem unendlichen, unablässigen Wechsel in einem Zustand wußte sie nichts. Auch unsere Dichter wissen davon noch wenig, denn sie schildern auch noch immer die innere Dauerlosigkeit des Glücks, seine Hinfälligkeit durch seine Monotonie. Aber das dauernde ist nicht das Immergleiche, es ist ein immerwährendes, unendlich nuancenreiches Andersein darin, eine stete Veränderung wie Lichtgeflimmer auf einer Wasserfläche. Das Dauernde auch als das Stabile aufzufassen, das ist Masseneinsicht, sich der unendlichen Abtönungen eines Zustan des bewußt zu sein, das ist physiologisch sich erkennendes Individualgefühl. Die Forderung glücklich zu sein, ist das Erwachen des Individualismus.

Die Sehnsucht nach dem Glück, dem ganz persönlichen, individualisierten, nuancenreichen, dauernden Glück spielt ihre Hymnen jetzt an der Neige dieses scheidenden Jahrhunderts in Millionen Seelen auf dem tiefen tönenden Resonanzboden der Glücksdauerbarkeit. Und wie immer eine allgemeine, breite Schwingungswelle der Einzelschwingung in der Seele des Dichters vorangeht, so ist die Ahnung von der Haltbarkeit des Glücks schon in Millionen Gemütern zu einem Wellenberge aufgestiegen, ehe sie sich in einer einzigen Dichterseele gebrochen hätte und in einem hohen Lied des Lebens im Glücke ausgerollt wäre.

Dieser Begriff vom Glück, der sich nicht deckt mit dem Begriff Genuß und Sensationen, geht jetzt durch alle Klassen und Stände und Geschlechter und überall, wo er hinkommt, bedingt er einen Zustand nagender Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen und deprimierter Lebensenergie. Er ist das Verlangen nach Einheitlichkeit, das anprallt an lauter Stückwerk und Flickwerk und niedergeschlagen zurückflutet. Der Drang nach Glück ist die Quelle des Lebensekels — die Aussichtslosigkeit sich ein einheitliches Dasein zu schaffen, treibt Tausende in den Selbstmord. In dem Drang nach dem Glückszustand prägt sich ein individualisiert Innenleben aus, das früher unbekannt war, ein produktiver verpersönlichter Seelengehalt, den wir nicht eher, als am Schlusse dieses Jahrhunderts antreffen. Früher war das Leben eine Jagd nach außen mit vielen Abenteuern und Ereignissen, oder ein seelischer Halbschlaf mit automatischen

Verrichtungen. Das letztere war besonders das tägliche Leben der Frauen. Jetzt drängt der Mann nach einem inneren Zusammenhang seines Ich, nach einer continuierlichen Befriedigung seiner Persönlichkeitstotalität, nach einem dauernden, stilleren, nuancierten Sichinsichselbstbehagen und daraus entsteht das Verlangen nach dem Glückszustand. Und da auch immer das Weib sich dem Mann auf den Fersen und in seine Fußstapfen hineindiffenziert, so entsteht auch in ihm, in immer breiteren wachsenderen Massen, das Verlangen nach dem Glückszustand.

Denn Mann und Weib leben jetzt mit einer unerhörten täglichen Intensität.

Ich meine, daß das von allen Zeiterscheinungen die allerinteressanteste, wenn auch die am schwersten festzuhaltende ist. Sie läßt sich nicht anders greifen, als in Einzelfällen. Und aus der Häufigkeit der Einzelfälle, läßt sich allein ein Schluß ins Allgemeine thun. Die Menschen lebten sonst nicht täglich intensiv. Wir können das bei den älteren Generationen, bei der Landbevölkerung, beim Bureaukratentume ꝛc. beobachten, in welchem Zustand von Stumpfheit, in welcher mechanischen Schlafwandlerei die täglichen Verrichtungen und das tägliche Leben abgemacht wird. Und eine Aeußerung dieses Zustandes ist es, daß, wenn etwas hapert und die Maschinerie der täglichen Verrichtungen durch eine äußere Zufälligkeit ins Stocken gerät, der dadurch aus seinem psychisch-intellektuellen Schlummer Geweckte, ganz wie der aus dem wirklichen Schlaf Geweckte, durch einen Aergerausbruch reagiert oder rathlos stiert. Das Sichselbstempfinden solcher Menschen ist für sie nur eine Festmahlzeit, für uns ist es das tägliche Brot. Sie tragen mechanisch und fast bewußtlos die gewohnten Bürden; es kommt nicht darauf an, wie schwer sie sind, nur daß sie gewohnt sind, während der neue Mensch mit seiner entwickelteren Sensibilität nicht anders kann, als wach und persönlich gegenwärtig zu sein in seinen persönlichen Verrichtungen und Lasten.

Daher die sich vollständig verändernde Auffassung in dem Begriff von Genuß und Sensationen. Und daher ist dem Geschlecht dieses Jahrhunderts, und besonders dem jüngeren, immer weniger mit Genüssen und Sensationen gedient, wenn sie sich ihnen nicht auf dem weichen Polster des Glückszustandes hingeben können. Und was so von Millionen erlechzt wird, das bildete sich aus zur Glückstheorie in der Philosophie und zum angestrebten Glückszustand in Sozialismus.

„Das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl", das schrieben die englischen Evolutionisten und Utilisten auf ihre Fahne, das Glück für Alle verspricht der Sozialismus.

Und das Glück haben wir nötig, wo nicht, so sterben wir, antwortet der Chorus der Kulturmenschheit. Und durch Millionen Frauen geht der stumme, unbewußte Schrei: Gebt uns das Glück, unser Weib-Sein auszuleben, das ist für uns das eine alleinige Glück.

Laut aber sagen sie: Gebt uns das Recht, uns zu bethätigen.

Ueber das Recht der Frau sind zwei merkwürdige, wertvolle und bekannte Bücher geschrieben worden: Stuart Mills: Die Hörigkeit der Frau und Bebels: Die Frau und der Sozialismus.

Es ist ein sehr gründliches und zuverlässiges Wissen in diesen beiden Büchern — soweit das Wissen eben gründlich und zuverlässig sein kann — es ist ein redlicher und tapferer Wille zum Guten darin, und der ist ganz

uneingeschränkt und unbedingt. Aber was sollen wir Frauen mit diesen Büchern machen? Ach, Gott weiß es, was die Frauen mit ihnen machten. *Sie bildeten sich nach ihnen.* Sie bildetensich in ihrer unbegrenzbaren Accomodationsfähigkeit *dazu*, was von ihnen in diesen Büchern gesagt und geschrieben wurde. Ich habe sie gesehen, gesprochen und mit ihnen verkehrt, diesen Frauen und Frauenrechtlerinnen, die Stuart Mill und Bebel in einem feinen, gläubigen und ach oft so jungfräulichen Herzen eingeschlossen hielten, — sie hatten sich redlich und nach bestem Vermögen zu Nichtfrauen gebildet. Denn eins hatten die beiden berühmten und tapferen Verfasser in ihren beiden berühmten und tapferen Büchern vergessen. Es war leider die Hauptsache: die Frau! Aber das Weib in seiner schrankenlosen Suggestibilität fällt auf alles herein: auf den Pfaffen und auf den Agitator und auf den Pedanten. Es ist immer alles, was der Mann verlangt: Weib oder Nichtweib, ganz wie er es haben will.

Liebe Herren und große Führer, macht Euch und uns doch keinen blauen Dunst vor! Eure beiden Bücher sind sehr gute, lehrreiche und förderſame Bücher, nur schade, daß Ihr nichts von uns wißt. Es ist alles in Euren Büchern da; nur der eine Funke Erotik, der dem Manne das Weib und dem Weibe den Mann offenbar macht, nur jene Sensibilität, die dem Manne das Geheimnis der Weibnatur in die Hand giebt, die ist da nicht. Ihr könnt ja alles aus uns machen: Hetären und Amazonen, Vernunftmenschen und Heilige, Gelehrte und Blödsinnige, Frauen und Jungfrauen, denn wir fügen uns jedem Druck Eurer Finger und unsere Natur ist, uns nach Euch zu wandeln. Aber was Ihr auch aus uns macht, wir sind nie dabei so glücklich, oder so unglücklich, wie Ihr es Euch vorstellt. Denn was Ihr als das Glück für uns betrachtet, das ist nicht *unser* Glück, und was Ihr als unser Unglück ansieht, das ist nicht in dem Grade unser Unglück. Denn wenn auch der Mann fast zu allen Zeiten das Weib unterdrückt hat, so hat doch das Weib fast zu allen Zeiten über den Mann geherrscht.

Und gerade jetzt, wo die Sensibilität des Mannes sich in einer bisher unbekannten Progression verfeinert, wo seine Glückssehnsucht zu einer nie gekannten Intensität anschwillt, gerade jetzt ist das Weib für den physisch und psychisch normal beschaffenen Mann mehr als je früher der tiefste Inhalt alles Glücks. Und gerade jetzt wird das Weib von den Frauenbeglückern auf der ganzen Linie zum Kampf gegen den Mann gerufen, oder sie fühlt es doch so und reagiert doch so darauf, als ob sie zum Kampf gegen den Mann gerufen würde. Und das suggestive Weib, das sich von Cölibatären und Pastoren, von Müttern und Tanten, von Ethik und Moral und anderen Abstraktionen hat leiten lassen, läßt sich jetzt vom Recht des Weibes und seinem „Anteil an der Oeffentlichkeit“ leiten und während der ganze Drang des modernen Menschen nach intimerer Innerlichkeit geht, drängen die guten „geweckten“ Frauen nach vermehrter Aeußerlichkeit.

Das ist der einzige, aber zugleich auch der cardinale Mangel dieser beiden wichtigsten Bücher über die Frau. Sie richten ihre Aufmerksamkeit nur auf ihre äußere Stellung. Das ist, sozial betrachtet, von allerhöchster Bedeutung und Nützlichkeit. Aber es geht durch unsere Zeit eine Doppelströmung und das beachten sie nicht. Obenauf läuft eine scharfe rasche Wasserfurche des sozialen und politischen Vermenschlichungsdrangs. Sie kommt aus der französischen Revolution, sie springt als Katarakt in der Befreiung des Bürgertums der Jahre 1830 und 48 und sie wird in kaum allzulanger Zeit in einem ganz

anders mächtigen Katarakt herabstürzen, von dem die Bourgeoisie und einiges Andere möglicherweise weggeschwemmt werden wird. Diese Wasserfurche mündet aus in der sozialen Freiheit des Individuums. Aber unter ihr läuft ein warmer Strom aus einer heißen Quelle mit ihr parallel: das ist der Mensch, der alle seine transcendentalen und spiritualistischen Kolonien aufgegeben hat, der sich nicht mehr damit begnügen mag, aufzugehen in politischen und sozialen Freiheitsfanatismus, der seine kurze Endlichkeit auszuleben verlangt, den Inhalt des Lebens austrinken, den Glückszustand fangen will — und der nun das Weib, dessen er nicht entraten kann, sich feindselig gegenüber sieht — verdummt, verkümmert, muffig geworden in seinem Gehäuse modriger alter Anschauungen und Formen, oder auf dem Posten gegen ihn als Rechtefordernde — — und nicht von Stuart Mill, nicht von Bebel ist auch nur mit einer Andeutung der Umstand in Betracht gezogen, daß es sich zwischen Mann und Weib in der tiefsten und entscheidensten Beziehung niemals um Rechte oder Pflichten, Ueber- oder Unterordnung handelt, um Abgrenzungen und Einzäunungen, sondern nur darum, wie weit ihre Naturen in einander verschmelzen und einander genießen, oder in einander nicht verschmelzen und einander nicht genießen können.

Davon hängen erst die Palliative des Rechts- und Pflichts-, Ueberordnungs- und Unterordnungsverhältnisses, und alles das andere ab, womit das Unvereinbare sich gegen einander schützt und wehrt.

Alle Rechtsverhältnisse zwischen Mann und Weib sind Schutzmittel gegen mißglückte Verschmelzungsversuche. Das radikalste und einzige Schutzmittel dagegen ist doch nur Trennung. Aber gegen die absolute Freiheit der Vereinigung und Trennung sträubt sich der christlich-moralische Atheist Stuart Mill ebenso sehr, wie der christlich-moralische Atheist Bebel.

Sie hat eine fast unüberschauliche Vielseitigkeit, die große Hauptfrage zur Psychologie der Frau: die Beziehungen zwischen Mann und Weib. Da ist die Rassenfrage und die Frage der Rassenmischungen in ihrer Einwirkung auf diese Beziehungen, da sind die Differenzen polygamischer und monogamischer Neigungen, die, wo sie sind, sich sicher nicht durch Moral oder gute Institutionen hypnotisieren lassen, da sind die intimsten geschlechtlichen Anforderungen mit ihrem Plus und Minus, da ist die Stärke oder Schwäche der affektiven Seiten, da sind verschiedene Entwicklungsgrade und das ungeheure, unerforschte Gebiet der Atavismen, da sind alle Abweichungen von dem normal funktionierenden Geschlechtsleben, da sind — ja, was ist da nicht alles mitwirkend und zugleich so unbekannt, wie Amerika vor seiner Entdeckung —? Alle diese Dinge wären in Betracht zu ziehen in einer Erörterung des Rechtsverhältnisses zwischen Mann und Weib — alle diese Dinge haben es geformt, und alle diese Dinge, in einer ewigen Umwandlung begriffen, ziehen wieder daraus aus und lassen es stehen als ein leeres Gehäuse, einen toten Körper auf dem Nacken der Menschen — und alle diese Dinge sind garnicht mit in Betracht gezogen, weder von Stuart Mill, noch von Bebel in ihren Büchern über die Frau.

Diese Bücher, schon einen im Vorübergehen begriffenen Zeitgeist spiegelnd, handeln in ihrer Einseitigkeit nur von einem: Der Rechtsstellung der Frau, und kämpfen nur für eins: Die Rechtsstellung der Frau. Aber diese Rechtsstellung ist an sich eine ganz doppelseitige Sache, auf die verhältnismäßig selten der Buchstabe des Gesetzes, oder die Gesinnung des Gesetzes zur Anwendung kommt. Und diese Hölzernheit der Verfechter des Neuen, dies paragraphenmäßige Denken, womit sie die Frauen, die auf sie hören, auch hölzern und paragraphenmäßig

machen, das ist auch ein Vorwurf, und kein kleiner gegen sie. Wir haben schon genug an den Vernunftmännern, sollen nun auch noch Vernunftweiber auferzogen werden, dann wird das Leben zu ledern. Und ganz richtig, überall wo es eine Frauenbewegung giebt — und ich kenne sie nicht zum kleineren Teil — sind es auch Vernunftweiber, die in ihr hervortreten. Bis jetzt ist die Frauenbewegung nur eine neue Art von Pedanterie, denn sie giebt dem Weib alle möglichen Freiheiten, nur nicht die eine: Weib zu sein.

Der alte Zustand war doch nicht ganz so schlimm, wie er aussah, denn das Weib hatte in ihm in der größten Ausdehnung die Möglichkeit, sich geliebt zu machen. Und der Mann liebte das Weib und konnte seiner nicht entraten. Daraus entsprang eine Herrschaft, deren Paragraphen nirgendwo gedruckt standen und abgewogen worden waren.

Der ganz unpsychologische Ausgangspunkt aller Pioniere für Frauenrechte ist der, daß sie einen Strich ziehen zwischen der Vergangenheit und Zukunft. In der Vergangenheit war alles schlecht, alles lauter Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, von jetzt ab soll alles besser werden. Einmal allerdings — damit kommen sie alle — gab es einen Zustand, der der Frauen würdig war. Das war das Matriarchat. Leider ist das aber so lange her, daß man eigentlich garnichts davon weiß. Ich glaube nicht an die Glückseligkeit des Matriarchats. Nicht, daß mir die Idee nicht sehr gut gefiele — sie gefällt mir über alle anderen Ideen, und ich habe sie so oft im Leben in Arbeiter-, Bauern-, Klein- und Großbürgerkreisen verwirklichen sehen, daß mir das garnichts Neues ist. Aber ich glaube, daß das Matriarchat die Menschen um nichts glückseliger gemacht hat, als das Patriarchat. Bebel in seiner „Frau" findet es empörend, wenn ein Mann mehrere weibliche Verbindungen hat, und sieht mit stillem Wohlwollen auf die Urform, wo ein Weib mehrere männliche Verbindungen hatte und la recherche de la paternité auch aus triftigen Gründen untersagt war. Nun, das ist keine Ursache zur Entzweiung. Hoffentlich wird die Bebelsche Gesetzgebung der Zukunftsgesellschaft es Männern und Frauen ganz als ihre Privatsache überlassen, wie oft sie sich verbinden wollen, da diese Form von Intimität doch immer in erster Reihe eine ökonomische Frage war, ist und sein wird, und da die Menschen doch immer nur die Sitten haben, die sie sich leisten können. Mit der Verfeinerung des Gefühlslebens nehmen ja überhaupt die polygamischen Dispositionen quantitativ ab und die monogamischen zu.

Was nun aber den höheren Zustand des Matriarchats angeht, so glaube ich daran aus einem bestimmten Grunde nicht: weil die Menschen, je roher sie waren, eines um so gröberen Schmerzreizes zum Wollustreize bedurften. Wir sehen das noch an allen wilden Völkern, insofern wir den Berichten von Forschern und Reisenden vertrauen dürfen, daß ein großer Teil des Phantasielebens der Wilden in schmerzhaften und verstümmelnden geschlechtlichen Manipulationen nach außen schlägt. Wir sehen das in noch höherem und vielseitigerem Grade in dem ganzen Entwicklungswege der älteren und neueren Kulturvölker. Nirgendwo, soweit wir den Kulturgang überschauen können, begnügten sich die Menschen mit der Ausübung der Paarung recht und schlecht und genügte ihnen die Paarung recht und schlecht zur Befriedigung ihres Lustdranges. Nein, die Hauptsache dabei war ihnen die Menge und Mannigfaltigkeit der Stimulantien, die Präparationen und Incitationen, mit all ihren scharfen und zum Teil versetzten Reizen. Bei den asiatischen Völkerschaften, aus denen das Christentum kam, gab es überhaupt gar keine ganz unverstümmelte Individuen;

es handelte sich nur um Grade der Verstümmelung und sich mit kastrierten Tieren und Menschen zu umgeben, war den Potenten eine ganz besondere Pikanterie und etwas wie der tiefe Hintergrund, der ihre Lebensfunktionen zu einer besonderen Wichtigkeit und einem auf die Spitze getriebenen heiligen Selbstgenuß erhob. Im Heiligen aber ist immer der Kitzel. Das alte deutsche Wort Inbrunst für die Extase hält das noch fest: die innen brennende Brunst. Bei den europäischen Völkern bleicht diese fressende Sinnlichkeit etwas ab. Man läßt den Körper der Freien intakt, aber man giebt sich den Stimulantien der religiöser Feste, der eleusinischen Mysterien und der Saturnalien hin, in denen besonders ehrbare Frauen und Jungfrauen für ihre häusliche Einschränkung volle Revanche nehmen konnten. Waren die Feste vorüber, so war alles verrauscht, fern, undeutlich, wie ein Traum. Und es sind die langen Intervalle mit dem Traumhaften vereinzelter Ereignisse, was immer für die Sinnlichkeit zu den intensivsten und zugespitztesten Reizen gehört hat. In dem Grade, wie die Lebenskraft der griechisch-italischen Völkerschaften ermüdete, schlug dann der orientalische blutige Kultus der sexuellen Reizungen in breiteren Wellen über sie hin.

Darauf kam das Christentum und die degenerierte Menschheit incitierte sich selbst mit den haarscharfen Reizungen der asketischen Selbstpeinigung. Aber zugleich kamen neue kühlere nordische Völkerschaften und es begann jene Sublimierung der Geschlechtsreize, in den auch die Seele mitschwingt.

Die Verwirklichung einer radikalen Gesellschaftsreform — also einer Umwandlung in der Stellung der Frau — ist nicht so einfach, wie sie dringend ist. Allerdings sind wir jetzt ziemlich nahe an den Punkt gekommen, wo es so nicht weiter geht. Allerdings fühlt das Weib jetzt, wie nie zuvor, daß es zwischen zwei Stühlen sitzt und reibt sich auf in nervöser Ungeduld. Allerdings sind alle herkömmlichen narkotisierenden Mittel durch Uebergebrauch wirkungslos geworden. Allerdings ist all das Alte, worunter früher die Geister sich beugten, zum Teil tot, zum Teil im raschen Absterben, allerdings verletzt der Mann das Weib unaufhörlich und das Weib empört sich heimlich und offen gegen den Mann, allerdings ist unser ganzer gegenwärtiger Zustand wie eine Kugel die ein Jongleur auf der Spitze eines Stöckchens balanciert — also, was folgt daraus? Es muß anders werden.

Was muß anders werden?

Bebel und Stuart Mill und die eingestandenen und uneingestandenen Frauenrechtlerinnen und die notgedrungenen Cölibatäre rufen im Chorus: Das Verhältnis zwischen Mann und Weib.

Ich wage eine furchtbare Ketzerei und sage: Das Verhältnis zwischen dem einzelnen Mann und dem einzelnen Weib kann jeden Tag anders und so werden, wie sie es selbst wünschen, wenn sie ein paar redliche und warme Menschen sind und den sensiblen Instinkt der Auswahl nicht verloren haben. Zwischen dem Manne und dem Weibe ganz abstrakt und im Allgemeinen wird es niemals anders werden, — als wie es eben wird.

Eine große Veränderung kann geschehen, die hauptsächlich, die der sozialistische Zukunftsstaat sich anheischig machen kann zu vollziehen. Das ist die ökonomische Aufbesserung der armen Klassen. Eine unendliche Hebung der Volksgesundheit und wahrscheinlich auch der Intelligenz wird daraus folgen, wenn nicht mehr Hunderttausende von keimenden Geistern und Leben in Elend und Unterdrückung verkommen. Aber das Verhältnis von Mann und Weib, aber das Geschlechtsleben, das wird nur sehr auf der obersten Oberfläche davon ein etwas anderes Gesicht bekommen.

Die polygamischen Männer werden vielleicht nach obenhin ab-, aber nach untenhin zunehmen. Und die sich prostituierenden Frauen werden sich nicht mehr aus Not, sondern zu ihrem Vergnügen prostituieren. Was stattfinden wird, wird wohl bloß eine Verschiebung sein.

Eine quantitative Verringerung — aber kaum viel von einer qualitativen Veränderung.

Die Menschheit ist ja nicht von Holz, wie Stuart Mill, für den das ideale Verhältnis zwischen den Geschlechtern darin bestand, mit einer Frau vernünftige Gespräche zu führen, sondern sie ist ein ungeheurer Leib voll von Keimen und Kräften, Drängen, Trieben und Gelüsten, deren einziger Zweck ist hinausgeworfen zu werden, Millionen zum Untergang, Millionen zum Weiterzeugen, Millionen zum Ausarten.

Bisher nun absorbierten die Religionen einen Teil des Ueberschwangs dieser Triebe, bändigten sie oder sterilisierten sie. Die Religionen waren von den Menschen eingerichtet als ein Ventil gegen die allzu starke Spannung des sexuellen Hochdrucks. Sie leiteten ihn ab, sie erfanden die versetzten Reize. In dem Grade wie die geschlechtliche Befriedigung zugleich eine seelische Befriedigung mitforderte, um befriedigt zu sein, in dem Grade verinnerlichte, verschönte, versinnlicht-übersinnlichte sich die Religion. Es kam nicht mehr so sehr darauf an, was sie lehrte, als wie sie erregte. Im Katholizismus der Renaissance sublimierte sich der Geschlechtstrieb und hinterließ sich in ihren Bauten, ihren Bildern, ihrer Musik als einheitliche Kultur. Die Frauenporträts aus jener Zeit haben alle einen zufriedenen gesättigten Ausdruck, eine strahlende, üppige Körperlichkeit. Aber wir haben auch aus jener Zeit Epileptikerinnen, Hysterische, Halbidiotinnen, verzückt in religiöser Extase, gemalt mit einem Blick für ihren Zustand, wie nie später ein Maler gemalt, ein Dichter gesehen, ein Gelehrter begriffen hat. Die alten Herrn waren eben keine Ethiker und Moralisten, aber sie waren Psychophysiologen — die noch auf ihre wissenschaftlichen Interpreten warten.

Der Katholizismus sog das Geschlechtsleben in sich hinein, stimulierte und besänftigte es abwechselnd, lehrte es Nuancen, löste feinere Reize in ihm aus und lieferte es dann wieder ins Leben ab. Er war ganz Sinnlichkeit. Wo er was anders wurde, da lag es an dem Temperament seiner Ausüber. Dies Temperament, nüchtern, vernünftig und disciplinarisch, vom Schlage der Bebel und Stuart Mill, brach dem vergnügten Schlendrian in der Reformation den Hals und vermoralisierte das nördliche Europa.

Was war die Folge?

Ja, was war die Folge der zunehmenden Vernunft und der zunehmenden Moral, der abgeschafften Prostitution und der angeschafften Monogamie? Was war die Folge, daß nordeuropäische Nüchternheit, Langeweile und böses Gewissen die Sittengesetze diktierte? Ich will von der Verrüpelung des Geschmacks, die bis heute dauert, von dem Verfall der Kunst, von dem Verlust des Stilgefühls, die bis heute dauern, garnicht reden. Aber es gab noch eine besondere Folge — und das waren Hexenprozesse.

Wir haben bis jetzt nur eine offizielle Geschichtsauslegung. Wenn wir einmal eine psycho-physiologische Entwicklungsgeschichte der Menschheit, oder sagen wir auch nur des mittleren und nördlichen Europas haben werden, dann wird diese Periode zu denen gehören, die im schärfsten Relief stehen.

Die Hexenprozesse waren nichts anderes, als eine Auslösung des verhaltenen, aufgespeicherten Lustdranges. Alle die Auslösung von Reizen, die die Menschen früher reichlich in öffentlichen Lustbarkeiten, Gelagen, Liederlichkeiten, Bußen, extatischer Inbrunst ꝛc. gefunden hatten, war seit ein paar Menschenaltern gestoppt worden. Das Leben im Protestantismus war einförmig, nüchtern, phantasielos. Den Menschen war ein Minimalmaß von Vergnügen in der physischen Vereinigung — jeder Mann mit seinem Weibe — angesetzt. Mehr brauchten sie nicht. Sie hatten das uneingeschränkte Recht zum Eheleben. Punktum. Aber sie brauchten mehr.

Die unbeschäftigte Phantasie lag brach und arbeitete im Leeren. Das Leben war öde und häßlich und die Phantasie wurde wieder häßlich wie im früheren Mittelalter. Aber unter dem Druck der nun zur Herrschaft gekommenen Verständigkeit und Anständigkeit wagte sie nicht mehr naiv in ihrer Häßlichkeit nach außen zu schlagen wie damals. All der Ueberschuß von Sinnlichkeit, den die einfache Zweckbefriedigung nicht auffaugt und der sich austoben will in Bestialität, Tollheiten, Ausschweifungen, Bußen, produktivem Schaffen, in der unendlichen Nüanciertheit der Lebensäußerungen mit ihrer ebenso unendlich nüancierten Auslösung von Reizen — für all das gab es keinen Ablauf. Man hatte ehrbar und hölzern zu sein. Man war ehrbar und hölzern.

Aber Vitalitätsgefühl und Geschlechtsgefühl sind eins. Die Menschheit lebte nicht mehr und käme nicht vom Fleck, wenn sie nicht auf Reize hin lebte und durch Reize vorwärts gepeitscht würde. Und nun war aller Zugang dazu, der bis in die Renaissance hinein so reichlich in zahlreichen Veranstaltungen offen stand für starke und schwache, normale und perverse, direkte und versetzte Dränge, vernagelt. Eine Kulturperiode rollte aus. Der sexualistische Erfindungstrieb quälte sich um neue Reize.

Und er fand sie. Heimliche, uneingestandene, böse-Gewissensreize, versteckt wie die heimlichen, einsamen Laster, die im darauf folgenden Pietismus florierten, feige Reize mit obscönen Vorstellungen, die sonst nur in den Martern klösterlicher Klausur hervorgekrochen waren, sie erfaßten jetzt zuerst den ehrbaren Predigerstand, der voranglänzte im keuschen Familienleben, er steckte mit ihnen die ebenso ehrbaren Ratsherren und Vögte und sonstige hohe Obrigkeitspersonen an, er pflanzte sich wie eine Seuche weiter fort ins „gemeine Volk“ und ein Taumel bestialischer Phantasie rollte durch die Länder, nach außen schlagend in einer fictiven Schändung des Weibes. Die Massenpsychose, die sich in der Hexenverfolgung Ausdruck schaffte, hat einen allzu deutlichen sexuellen Ursprung: es war das, in der Monogamie unbefriedigt gebliebene Begehren nach dem Weibe, es war der ununterdrückbare, von allen Seiten und in allen Formen gehemmte Centraldrang nach einer Mannigfaltigkeit von Reizen, der — schließlich pervers geworden — sich befriedigte in grotesk obscönen Vorstellungen und Visionen von sich mit dem Teufel einlassenden Weibern, also von Vorgängen, um die das lüsterne eigene Verlangen beständig herumspielte und die das überkultivierte böse Gewissen sich nicht länger gestattete. In den nun immer mehr umsichgreifenden Hallucinationen von Teufel- und Hexenorgien offenbarte sich eine so ungeheuerliche Verrohung des Vorstellungslebens, wie sie bis dahin unerhört gewesen und wie sie nur durch die verhaltenen Dränge einer massivstarken Physis möglich ist. Und um den durch diese Vorstellungen wachgerufenen Reizen auch eine faktische äußere Auslösung zu schaffen, erfand man die Details der Hexenprozesse, die an gieriger Perversität unerreicht dastehen.

Das war die eine Konsequenz, die der männlichen Versittlichung. Nun die andere, die der weiblichen?

Wir haben aus jener Periode zweierlei Zeugnisse über das psychophysische Leben des Weibes. Das eine sind alle die Frauenbildnisse in den Gemäldegallerien, das andere ist das Verhalten der Frauen zu den Hexenprozessen.

Ich halte mich dabei immer an die Bevölkerung der norddeutschen Tiefebene und überhaupt des nördlichen germanischen Europas, von der Bebel und Stuart Mill in ihren Büchern über die Frau ja ausgehen.

Das sind die beiden ersten Gesichtspunkte für das weiter Auszuführende, das dritte ist, das von hier ab die Krankheitsgeschichte des nördlichen Europas beginnt, in der wir noch mitten inne stehen.

„Lieb Vaterland!“

Ich bin ein Wanderbursch mit Leib und Seele. Ob in jüngeren Jahren mit flüchtigem Schritt, ob jetzt in bedächtigerem Tempo, das Glück genoß ich fast alle Jahre aufs neue, ein gutes Stück Land durchstreifen zu können. Es sind jetzt zwei Sommer vergangen. Vom Zeidener Berg schaute ich ins Burzenland. Ein Anblick, sinnberückend. Auf fettestem Boden Dorf an Dorf, die Dörfer reinlichen Städten gleich und jeder Bauernhof ein stolzes Gut. Das alles in klare, helle, schier südländische Beleuchtung getaucht und die ganze stille Lieblichkeit umrahmt von düsterem Ernst, von dem kühn-aufragenden, finsteren siebenbürgisch-rumänischem Grenzgebirge. Und diese Herrlichkeit ist deutsch. Deutsche Hirten treiben die Büffelherden heimwärts, deutsche Hände schneiden den Weizen und brechen den Mais. Ich wanderte nach Cronstadt, einem Städtejuwel, in Grün gebettet. Dort, an der Pforte zum Orient, ist die deutsche Vorherrschaft des Burzenlands bereits gebrochen. Magyarische Szekler, die sich rühmen, allen Völkerwanderungen, allen Türkenkriegen zum Trotz, in ihren Hochthälern und Felsklüften die echtesten Ueberreste der ursprünglichen Hunnen zu sein, Rumänen und Deutsche sind zu gleichen Teilen Bürger der Stadt. Enger schließen sich die Deutschen aneinander. Sie haben auch ein „Hauptquartier“, sie nennen es nach der Stadt, in der das neue deutsche Kaiserreich zur Wahrheit wurde, Versailles. Die Gastfreundschaft der Leute in Versailles ist von erdrückender Herzlichkeit und der linde Saft der Kokel-Traube macht heiß und der dunkelrote Wein, den man „Türkenblut“ nennt, macht rebellisch. Sie haben ein extatisches Nationalgefühl, die Leute in Versailles. Ihnen sind die Menschen, die an dem Werk der Einigung Deutschlands mitgeholfen haben, Heroen und Götter, und wir erkennen sie in all ihrer Menschlichkeit. Noch einmal, ehe es ans Scheiden ging, erhob sich die Runde, die Arme schlangen sich um die Nacken und es erklang weichmütiger, als wir's zu hören gewöhnt sind, das Lied mit dem Refrain: Lieb Vaterland magst ruhig sein. Dort klingt es anders, das Lied. Mag man daheim sentimentalen Regungen abgeschworen haben und weltbürgerliche Weite der nationalen Enge vorziehen, man mag die nationale Bethätigung, die sich im Gesang ausgiebt, für noch so wohlfeil schätzen, dort übt sie ihren Reiz, dort zuckt sie an den Nervensträngen, dort durchdringt sie mit Wärme selbst den Erkälteten.

Vom Höhlenkloster unter dem Om auf dem Bucceci, der über dem Predealpaß dräuende Grenzwacht hält und in die walachische Tiefebene niedersieht, stieg ich herab; zu Füßen des Bucceci ein freundliches Nest, das rumänische Busteni. Ueber der Kirche blitzt in der Sonne das griechische Kreuz und das buntfarbige Schieferdach funkelt und flimmert. Zwei Kerle, die aussahen, wie die Tschopani, die Schafhirten auf den Almen, Opanken an den Füßen, das geölte, grobleinene Hemd schmierig, von unbestimmbarer Farbe, waren in Streit geraten. Das melancholische Phlegma, das den Leuten als eine Folge des Jahrhunderte alten Drucks zu eigen ist, war von ihnen gewichen. Sie wurden plötzlich beredt bis in die Fingerspitzen. Sie gestikulierten, sie schrieen auf einander los, es hagelte erschrecklich-brutale rumänische Flüche und

endlich sagte der eine der Streitenden, als hätte er sein Schimpflexikon erschöpft: „Njamc!“ Das Wort ist aus dem Slavischen herübergenommen und heißt: Deutscher. Also wenige Meilen von einer deutschen Oase entfernt und die Geister des Hasses sind losgelassen. Zwei zerlumpte Kerle inmitten all ihrer Unreinlichkeit, inmitten ihres halbvegetativen Daseins gebrauchen den Ruf „Du Deutscher“ als Scheltwort. Sie wissen kaum mehr, wen sie damit bezeichnen. Sie folgen einem gemeinen Brauch. Auf der Landstraße, die nach der Cikanja (einem abgeschlossenen Zigeunerviertel) vor Sinaja, dem wundersamen Villenort der Bojaren, führt, begegnete ich einem Popen, einem hageren Mann mit pechschwarzem, in den Nacken herabfallenden Haar. Wir grüßten einander und er sprach mich an. Er schien mir nicht den Popen gleich, die in verbauertem Zustand dahin leben. Er war auch der deutschen Sprache leidlich mächtig. Ich erzählte ihm von meinem kleinen Erlebnis und wie es mich verwundere, daß hier auf diesem Boden eine solche Abneigung gegen die Deutschen möglich sei. Der alte Bescheid, der mir überall wurde in slavischen Gebietsteilen Böhmens, in den magyarischen Ungarns, bei Slovenen und Kroaten, wurde mir auch hier wieder zu teil. Man antwortet verlegen, ausweichend und meint die Abneigung kehre sich eigentlich gegen die Deutschösterreicher und nicht so sehr gegen die Deutschen im deutschen Reich. Allein ein Häkchen hat die Sache doch und wenn man näher nachspürt, so erfährt man, daß es mit der Liebe für uns auch bei verbündeten und neutralen Stämmen nicht weit her sei, daß man uns nirgendwo aufrichtig in sein Morgengebet einschließt. Der Pope gab sich unterwegs offener; und die Redewendungen, die ich so oft schon hören mußte, vernahm ich aufs neue: von dem Chauvinismus der deutschen Rasse, der auf den Osten wie auf ein barbarisches Gebiet halb hochmütig, halb mitleidig herabsehe, von dem eisernen Geschirr, das angeblich durch Deutschlands Druck auf ganz Europa laste, von dem Geist der Unduldsamkeit, der durch Deutschland genährt sei. Bismarck, so schloß der Pope mit einem charakteristischen Wort seinen Sermon, Bismarck war die moderne Gottesgeißel.

Das Lärmen um die Emser Depesche, das Toben des Jungtschechen Masaryk im österreichischen Reichsrat, der sich ähnlicher Argumente bediente, um die preußisch-deutsche Kulturfeindlichkeit darzuthun, rief mir die Worte des Popen wieder lebhaft ins Gedächtnis zurück. Da kommt man mit historischer Objektivität! Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß durch die aktenmäßige Darlegung des Grafen Caprivi über die Emser Depesche nicht ein Quentchen an Völkersympathie für uns gewonnen wurde. Was vermag die ruhige Erwägung gegen eine Verbitterung, die sich ringsum in den Nationen so tief gegen uns eingefressen hat? Man mag beteuern, was man wolle, man mag beweisen, wie die Kriegsgelüste in den Gehirnen eines ansehnlichen Teiles der französischen Bürgerschaft zitterten, wie das ewige Säbelgerassel für eine Gesellschaft, die entnervt war durch das napoleonische Regiment, ein neues Rauschmittel wurde, man mag darauf hindeuten, daß der stärksten Gewaltnatur, und wäre es die Bismarcks, im komplizierten Spiel der Menschen- und Völkerkräfte natürliche Grenzen gezogen sind, es bildet sich trotz allem ein Völkermythus und setzt sich fest in den Gemütern. Der rücksichtslose Staatsmann wird zum Symbol einer Kraft der Rücksichtslosigkeit in der gesamten Nation, der dieser Staatsmann angehört. Das Wort, das so geistreich ist, wie es niemals zutraf: Deutschland ist Hamlet, wird umgewandelt in den Satz: Deutschland ist ein robuster, vor gesunder Röte strotzender, rauf- und raubbegieriger Lanzknecht. Bismarck ist sein Ideal, Bismarck die Verkörperung aller Leidenschaften, aller Sehnsucht, aller geheimen Wünsche der Nation, Bismarck heißt die moderne Gottesgeißel. Es ist menschlich zu begreifen, wie ein Mann, der auf ein so sieggekröntes, thatenschweres Leben zurückblickt, wie Bismarck, im hochgespannten Bewußtsein seiner Kraft leicht verführt wird, sich eines Heroismus, selbst im Ungeheuerlichen, zu rühmen, der kaum jemals in der modernen Zeit von einem einzelnen Manne ausging. Wer sich stets so durchzusetzen liebte, wie Bismarck, wer ein solches Stück von Menschenverachtung in sich aufgestapelt hat, wie er, kann auch ohne kleinliche Eitelkeit und Selbstbespiegelung zu solchem Hochmut gelangen,

daß, was er an Anregung empfangen, ihm so gering erscheint, was er gegeben, so viel! Doch wie seine Gestalt innerhalb der deutschen Nation ein Götze ist, vor dem man sich anbetend niederwirft, so ist er den anderen häufig noch der übermenschliche Dämon, der an allem Schuld hat, was die Schultern des alten Europas wund drückt. Die Legende, die um die Emser Depesche gewoben ward, ist in geschichtliche Bedeutung gerückt; thut nichts, sie wird doch aufrecht erhalten. Ein Mann, ein gellender Kriegsruf hat angeblich die Deutschen wie eine betrunkene Berserkerhorde ins Schlachtfeld gehetzt; so ungeheuerlich es ist, es wird geglaubt. Was heute an weltbürgerlicher Gesinnung im deutschen Volke lebt, die hunderttausende von Stimmen, die da rufen: Wir können das Geschehene nicht ungeschehen machen, die Millionen Friedbedürftiger, die modernen Geister, denen das Ideal nationaler Ausschließlichkeit ein Ideal von gestern geworden ist, dies alles gilt nicht. Die Masaryk und Genossen vorstopfen davor ihre Ohren. Sie gehen heim und lesen mit wollüstigem Behagen, was einer ihrer Heroen, der Historiograph Palacky, einst gesagt: Die Deutschen sind doch ein Räubervolk. Und die französische Bourgeoisie und ihre Presse thuts ihnen nach, und ringsum, überall, der alte laute Chor. Was immer von deutscher Seite gesprochen, erörtert wird, und würde selbst mit Engelszungen gepredigt, man hört stets die Fanfare heraus. Man vernahm sie sogar, als der Reichskanzler Graf Caprivi jüngst, da er die Militärvorlagen in sänftiglichen Flötentönen anpries, seine nationale Melodie mit dem Refrain schloß: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Aber der nationale Ton hat keinen wiederhallenden Enthusiasmus gefunden. Man sagt, von der suggestiven Kraft des alten Reichskanzlers sei blutwenig auf dessen Nachfolger übergegangen. Aber vielleicht wären auch für den Fürsten Bismarck die Tage vorüber gewesen, da er mit der pathetischen Phrase: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt" das Pathos seines Bürgertums entzündet hätte. „Wrong or right! My country!" hat vor Jahren einmal ein freisinniger Abgeordneter ausgerufen. Das ist das Pathos nationaler Ausschließlichkeit, das befolgt der bauernschlaue Hermann in Kleistens Hermannsschlacht, das hätte Bismarck befolgt, wenn seine Erzählung von der Umwandlung einer Chamade in eine Fanfare richtig gewesen wäre. Was Recht, was Unrecht, wenn's dem Vaterlande gilt? Der Grundsatz aber findet doch wohl nur in äußerster Notwehr, wenn das Größte auf dem Spiele steht, seine höchste Rechtfertigung. Billig angewandt, käme man damit schließlich zu den Anschauungen des „Ritters" Osenheim und ähnlicher Industrieritter großen Stils. Osenheim meinte: Mit Moral baut man keine Eisenbahnen. Caprivis Appell: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" hat darum nicht gezündet, weil er billig angewandt war. Nicht mehr gilt es, in Deutschland auseinander strebende Glieder zusammenzuschmieden, und die Ueberzeugung vermochte der Reichskanzler nicht aufzubringen, daß Hannibal in Gestalt des schrecklichen französisch-russischen Bündnisses vor unsern Thoren stehe. So viele Opfer hatte man gebracht, so lange hatte man das Volk gewöhnt daran zu glauben, das deutsche Heer stehe ohne Gleichen da, der Bürger war bis zur verächtlichsten Demut vor dem Glanz des Offizierrocks erzogen worden; und nun soll der große Götze noch nicht blitzblank dastehn? So lange soll der deutsche Bürger in schöner Verzückung dagesessen haben und nun fährt ihm ein neuer Hypnotiseur mit den Händen über die Stirne, daß er erwache, und nun soll alles nicht eitel Herrlichkeit gewesen sein und nun soll das Heer verjüngt und der verjüngten Armee sollen neue schwere Opfer gebracht werden? Dann erst sagt der Hypnotiseur: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" Nein, das glaubt der Bürger nicht so gleich aufs erste Wort und zudem: es mehren sich die Symptome des sozialen Unfriedens im Lande, eine nervöse Erregung durchzieht es von Norden zum Süden, Unbehagen häuft sich auf und das Unbehagen ist die übelste Stimmung, aus der der Opfermut erwachsen könnte. Wie blutige Ironie wird manchem das tröstende: „Lieb Vaterland!" erschienen sein.

Wenn es ein wirklicher Trost ist, in übler Lage Genossen zu haben, so haben wir Trost in Fülle. Nicht bloß bei uns stürzen alte Werte und bröckeln alte Fundamente zusammen. Welche Erschütterungen bringt der Panamaskandal zu Wege! Der

Patriarch der Nation, der weise Franzose, der Greis, dessen Name nur mit pietätvoller Ehrfurcht genannt wurde, ist nun in die trübseligste Schlamm- und Pfützengeschichte geraten, die der allzeit beutegierige, nie gesättigte, ewig hungergeplagte Kapitalismus jemals zu stande gebracht hat. Das ist ein satanisches Spiel! Das Genie, sanguinisch durch seine Natur, vertraut auf seinen guten Stern. Durch glanzvolle Erfolge kühn gemacht, vertraut es doppelt. Dem Genie folgen in blinder Anbetung, gegeißelt von der Sucht nach Profit, die Scharen der Gläubigen. Nicht der Prophet, nicht die Prophetin hat es ihnen angethan, sie drängt nur ein Begehren! Mit in Mohameds Himmel schlüpfen zu können. Und Goldregen ergießt sich auf Goldregen. Indes die Menge geduldig ihres Anteils harrt, da verschwindet der Goldstrom. Nur die Gewandten wußten Bäche für sich abzuleiten und Engros-Verkäufer der öffentlichen Meinung voran. Die Wunder aber bleiben aus. Den Propheten hat sein Sanguinismus getäuscht und in dem Hexensabbath, der darauf anhebt, ist vielleicht er der einzig Beklagenswerte, er, der seinen Stolz am Ende seiner Tage gebrochen sieht. Nicht die hinter ihm herliefen, weil sie annahmen, das Genie des großen Lesseps müßte Unfruchtbares in Fruchtbarkeit verwandeln, sind zu bedauern. Wenn Aehnliches in Deutschland geschehen wäre, welche Flutwellen von Haß wären da emporgestiegen, wie hätte ein Sturm der Erbitterung die Welt erfaßt! Mancher Nation ist es gut geworden. Wie rasch vergiebt man dem Liebenswürdigen, wie rechnet man dem Ungefügen jedes Versehen nach!

Da komme ich wieder auf ein Wandererlebnis zurück. Es war in Belgrad. Ich saß im Preß-Bureau des dortigen Auswärtigen Amtes. Der Kaffeekoch hatte den unvermeidlichen türkischen Kaffee servieren lassen. Viel Förmlichkeiten giebts da nicht und die Unterhaltung war bald im Gange. Ein untersetzter, schwarzbärtiger Mann trat ein und wechselte ein paar Worte mit dem Leiter des Preß-Bureaus. Er empfahl sich rasch. Ich hatte ihn nicht weiter beachtet. „Wissen Sie auch", fragte mich der Bureau-Chef, „wer dieser Mann war? Er wird wahrscheinlich noch eine bedeutende Rolle in unseren leitenden Kreisen spielen. Und wissen Sie, wie der Mann heißt? Er ist ein Spaniole und nennt sich Chajim Davizzo. Chajim, merken Sie wohl, Chajim! Das können Sie erzählen, wenn Sie heim nach Deutschland kommen!" Dabei kniff er so höhnisch den Mund zusammen, als wollte er sagen: Was, wir Wilden sind doch bessere Menschen und Chajim Davizzo ist ein einfacher spanioliſcher Jude! Ich fand, daß man so häufig den deutschen Antisemitismus in seinen Wurzeln verkenne. Alle Welt rät sofort auf den Rassenhochmut, der der deutschen Nation als Päckchen mit der Ueberschrift „vae victoribus!" nach den Kriegen von 1866 und 1870 mitgegeben worden sei. Mit dem vergrößernden Perspektiv, durch das man die Verhältnisse der unbeliebtesten europäischen Nation anzuschauen beliebt, wenn diese Verhältnisse Uebles verkünden, besieht und prüft man auch alle Symptome, die Rauheit, unduldsamen Sinn und Gewaltsamkeit andeuten. Daß der Antisemitismus ein Erzeugnis gährender Unzufriedenheit sein könnte, eine Vorstufe zum Sozialismus, wo er noch verworren auftritt, daran denkt man draußen und im eigenen Lande noch wenig. Fast vor den Thoren von Berlin hat man dem Rektor Ahlwardt mit tausenden von Stimmen zugejauchzt, als er in Arnswalde mit dem Freisinnigen in die Stichwahl kam. Es ist wohlfeil, mit der Phrase von der Schmach des Jahrhunderts zu kommen. Das Jahrhundert kennt viele schmachvolle Vorgänge. Warum sollen die Wähler von Friedeberg-Arnswalde schmachbeladen sein? Weil sie aus zehrender Verbitterung heraus protestierten und weil ihr Protest antisemitisch ausfiel? Sie hören auf den alten Refrain: „Lieb Vaterland magst ruhig sein!" und es kommt kein Frieden über sie. Sie haben gewählt jahrelang, wie es die „staatserhaltenden Kräfte" geboten und es war nicht besser um sie bestellt. Die „verdammte Bedürfnislosigkeit" ist von ihnen gewichen und zur Klarheit über ihre Lage sind sie nicht gekommen. Sie fühlen ihr Unbehagen und da kommen die Propheten und die erhitzten Gemüter werden aufgeregt. Seht das Beispiel von Berlin, ruft der Prophet aus, Palast reiht sich an Palast, sie sitzen an marmornen Tischen und tafeln mit goldenem Eßzeug; und das

alles ist jüdisch, das alles hat der Jude an sich gerafft. Nun hat der Geist, der dem Sinnlichen näher als dem Abstrakten, doch seine Leiblichkeit gefunden. Er hungert nicht mehr, und das thut ihm wohl. Er fragt nicht mehr ängstlich ins Ungewisse: „Wer zwackt an mir, wer plackt mich so?“ Er weiß jetzt, wo ihn der Schuh drückt. Der Jude ist's; der Jude ist eine Körperlichkeit; man kann ihn fassen, man kann ihn verachten, man kann ihn anspeien. Man sieht ihn zur Börse fahren, man sieht ihn im Foyer der Prunktheater sich recken. Das ist kein Abstraktum, das sich schwer begreift, wie das Prinzip des Kapitalismus, und überdies ist man gewöhnt, den Juden doppelt und dreifach zu sehen, der Historiker Treitschke macht die geistreiche Bemerkung: Wer vor einem Hausthor in einer engen Gasse zehn Juden bei einander sieht, der schwört sofort, er habe hundert gesehen. Ist denn das mit Ahlwardt anders? Als ich Herrn Ahlwardt zum ersten Male sah, da saß er auf der Anklagebank. Es handelte sich um die Anwürfe gegen den Berliner Magistrat. Er machte mir durchaus den Eindruck, als predigte er den Haß nicht aus spekulativen Gründen, als sei er vielmehr bei ihm selber zu einer pathologischen Erscheinung geworden. Ihn drückt die Trud, wie man zu sagen pflegt, auf ihm selber liegt's wie ein Alp; in ihn hat sich der Haß hineingebohrt, weil er wahrnahm, wie der Wucher ihn an den Rand des Verderbens brachte, weil ihm die Angst die Kehle zuschnürte, weil vielleicht seine persönlichen Quälgeister dem Judentum angehörten, so malte sich bei ihm, dessen Phantasie viel rascher kombiniert, als der kritische Verstand regelt, ein satanisches Schreckgespenst aus und dies Gespenst trug jüdische Contouren. Auch er wurde ein Zeichendeuter und einer von denen, die wollüstig ausrufen: Seht unsere Zeit ist verpestet und unsäglicher Gestank geht von ihr aus. Die Pest aber ist der Jude. Wie es ferner naheliegt, daß der Ankläger von Beruf und Gewerbe in seinen eigenen Phantasien sich berauschend zu immer weiteren Phantastereien ausschweift, wie er als „Entdecker all der Erbärmlichkeit“ in seiner eigenen Wertschätzung steigt und größer und größer wird, wie er als „Gerechter“, als Heerführer im Kampf sich abhebt von den duldenden Herdentieren in ihrer Mutlosigkeit und Feigheit, da kommt auch er endlich in Selbstüberschätzung zu dem Ausruf: Wrong or right, My country! und sein Vaterland ist der enge und beengende Bezirk des Antisemitismus.

Die engsten Anschauungen, — wer sollte sich darüber wundern? — findet man übrigens in allen Lagern. Hat man doch das wrong or right von seiten eines Berliner Journals ausgebeutet, um den Angeklagt Ahlwardte in seiner Zelle aufzusuchen und ihn über die Methode seiner Verteidung auszuholen. Das heißt, einem Angeklagten Knüppel zwischen die Beine werfen, einem Angeklagten, gegen den die ganze Wucht des Gesetzes gekehrt ist. Dies Gerichtsverfahren in allen zivilisierten Ländern leiht dem Angeklagten Freiheiten, die es sonst nicht kennt; und ein Mann der Presse, der selbst alle Augenblicke Angeklagter werden kann, versündigt sich gegen dies Prinzip! Eng bei einander sah man auch in der jüngsten Zeit Anti- und Philosemiten. So wie die Amerikaner noch an einem dunkeln Pigment unter dem Weiß der Nägel die Rassenabstammung des Negers aufspüren, so macht man es bei uns in unserer rauhen, unduldsamen Fehdelust. Was wurde gefabelt, als Dr. Theodor Kohn zum Fürst-Erzbischof von Olmütz gewählt wurde. Der Papst war sogar mit der „Alliance Israelite“ im Bunde und der Antisemit Geßmann im Wiener Abgeordnetenhaus nannte den Sektionschef Rittner im Kultusministerium einen getauften Juden, der im Auftrag des Papstes so eine Art von jüdischem Nuntius bedeutet! Und andererseits erfand man sentimentale Geschichtchen und war gerührt, daß ein Abkömmling von Juden zu hoher hierarchischer Stellung gelangt sei und ersann wunderschöne Träume von konfessioneller Vereinigung. Da nun kommt ein Bauernweib aus einem hannakischen Gebirgsdorf, in ihrer Heimatstracht hat sie das schwarze Kopftuch in zwei Zipfel geteilt, sie zittert — echt katholisch, — und bebt am Leib, als sie vor ihren Sohn geführt wird, denn ihr Sohn, das ist eben der Erzbischof von Olmütz. Was ist jüdisch an diesem Weibe? Wo ist die Klammer, die den Erzbischof mit dem Judentum verbündet? Ist die nüchterne Wirklichkeit hier nicht beredter, als die phantastischste Kombination?

Mit den luftigen Kombinationen ist es überhaupt ein seltsames Ding. Braucht man ein Schreckgespenst, werden sie hervorgeholt, braucht man einen frommen Selbsttrost, dann gleichfalls. Was wurde schon alles nicht über die sozialdemokratische Bewegung combiniert. Sie wurde ins Düstere, ins Gewaltsame, ins Titanisch-Revolutionäre emporgereckt, wenn man den zugeschnürten Geldbeutel des Bürgers öffnen wollte und diesem Bürger drohend vorhielt, wie ein starkes Heer eine doppelte Mission zu erfüllen haben werde, eine nach außen und eine nach innen, wenn die ersten Hammerschläge gegen die bestehende Gesellschaftsordnung fallen sollten; und ein andermal wieder erklang ein besänftigendes „Lieb Vaterland!“ und man belächelte die Revolutionäre in Filzpantoffeln und Samthandschuhen und verglich August Bebel, den sanguinischen Propheten des nahenden großen Kladderadatsch, mit Waldeck, der einmal den Ausspruch that: „Ich bin kein Mann der Gewalt und des Blutvergießens“. Der letzte sozialdemokratische Parteitag mochte darnach angethan sein, der Meinung derer Nahrung zuzuführen, die bei den Leitern der sozialdemokratischen Bewegung ein sanftes Hinübergleiten zum Kleinbürgertum und zu dessen Schmerzen bemerken wollen. Der Parteitag zu Halle, ein Ausfluß kräftigen Siegesbewußtseins nach dem Fall des Sozialistengesetzes, hatte einen großen Zug, den konnte auch die starrste Bourgeoisie nicht übersehen. Im Parteitag zu Erfurt war man gleichfalls einem starken Prinzip zugewandt. Man wollte die Kräfte konzentrieren; die dissentierenden Elemente sollten ausgelöst werden. Den Grundsatz: getrennt marschieren und vereint schlagen, wollte man für eine Bewegung nicht gelten lassen, die durch die Wucht gemeinsamen Massenvorgehens wirken soll. Dem Militärstaat mit seiner militärischen Machtfülle sollte eine ähnlich uniforme Massenbewegung entgegentreten. Darum die straffe Disziplin. Man kann, auf welcher Seite man immer stehe, die Berechtigung dieses Prinzips für eine große Partei, die zu umwälzenden Thaten erziehen will, anerkennen, ohne sich selbst unter dieses Prinzip zu beugen. Am wenigsten biegsam werden sich jene geistigen Arbeiter erweisen, die sich im Wissen und im Schaffen einer gewissen Ueberlegenheit über den Durchschnitt der Masse bewußt sind. Von einer Rancune gegen diese Outsider, das „Gelehrtenproletariat“ ist auch Bebel nicht frei und daraus leitet einer seiner Kleinen, Herr Dupont, die Berechtigung ab, selbst die Teilnahme von Schriftstellern an rein künstlerischen Unternehmungen, wie die Volksbühnen, mit verächtlicher Handbewegung abzuwehren. — Die großen Prinzipien ließ der diesjährige sozialdemokratische Parteitag vermissen. Der Ansturm gegen die „hohen Gehälter“ der Redacteure des Vorwärts mußte kleinlich erscheinen. Diese Redacteure leben doch nun einmal in der heute bestehenden Gesellschaft, deren Gesetzen sie unterworfen sind. Sollten sie den Anfang zur neuen Ordnung machen und wenn sie's thäten, was nützten sie der Gemeinschaft? Sollen sie als entsagende Märtyrer das Maß ihrer Kräfte vermindern, und warum grade von ihnen den Heroismus des indischen Prinzen fordern, der eines Tages, als er den Jammer der Welt erkannte, seine goldene Kette, den Purpur und seine Schätze von sich that und barhaupt und arm auf die Wanderschaft ging? Das wäre Prinzipienreiterei und nicht der Ausblick auf bedeutende Zukunftsprobleme. Das gewichtigste Moment, worin der diesjährige Sozialistentag an seine Vorgänger anknüpfte, wäre die Auseinandersetzung über den Volmarschen Staatssozialismus gewesen. Es kam nicht zur Auseinandersetzung, dem Prinzip der Konzentration zu liebe. Man baute eine Notbrücke und schloß ein Kompromiß, um den süddeutschen Anhang Vollmars nicht zu verletzen. Darum aber, weil sich in der sozialdemokratischen, wie in jeder andern geistigen Bewegung ein Auf- und Niederwogen bemerkbar macht, bleibt es immer kindlich naiv von einem Teil unserer Bourgeoisie, sich zum gemächlichen Selbsttrost ein beruhigendes Liedchen vorzuträllern. Als ob eine Bewegung, die die Geister revolutioniert, ewig heroischen Tam-tam schlagen und immerfort in bedeutsamer Pathetik einherwandeln müßte!

So will sich der und jener Ruhe und festes Vertrauen vorlügen und bei jeder Gelegenheit zittert die nervöse Unruhe durch. Amtliche Schriftstücke intimsten Charakters kommen durch „horrenden Vertrauensbruch“, wie es der Staatsanwalt im Prozeß

Ahlwardt nannte, in die Hände von Leuten, deren Partei das Prinzip allgemeinen Unbehagens vorstellt. Cato Ahlwardt übergiebt dem Staatsanwalt geheimnisvolle Schriftstücke. Was enthalten sie? Entlasten sie den Angeklagten? Und wenn sie ihn entlasten, bergen sie nicht schwere Vorwürfe? Die Angst ersinnt wieder phantasiereiche Kombinationen und verliert sich ins Groteske. Die Schwarzseher aller Orten haben willkommenes Spiel.

Dazu kommt der Satz von Schlamm, den den sogenannte lex Heinze aufrührt. Als der Prozeß Heinze verhandelt wurde und die Welt des niedrigsten Proletariats sich im Gerichtssaal breit machte, mit ihrem Schmutz, ihrem Jammer und ihrem Verbrechen, da rieben sich so viele erstaunt die Augen und meinten wunder, was sich aufgethan hätte. Und all das Grauen war doch nichts Neues. Ueber Tod und Leben saß man zu Gerichte. Ein blasses Dirnchen, fahl, abgelebt, welk trotz ihrer siebzehn Jahre hatte eben eine Zeugenaussage von Wichtigkeit abgegeben. Noch sehe ich sie vor mir. Sie kehrt zu den Sitzen für die Zeugen zurück, mit dem ewig gleichmütig frechen Lächeln. Als wäre nichts geschehen, als wäre sie einer gemütlichen Bewegung nicht fähig, scherzt sie mit ihren männlichen Beschützern und steckt ihnen Bonbons in den Mund. Ein absolut naiver Gemütsidiotismus. Und diese gähnenden Schlünde, die sich auf ausgedorrtem Gesellschaftsgrund aufthun, will man mit papiernen Sittenpolizeivorschriften zustopfen? In einem Schauspiel von Daudet ruft ein humoristischer Wilddieb, dem ein bürgerlich-ruhiges Leben nicht zusagt, aus: „Wenn die Gensdarmen ebenso gewitzt wären, wie wir, ja das wäre freilich schlimm für uns. Sie haben doch sonst alle Macht für sich!“ So werden, die im erbittertsten Kampf mit der herrschenden Gesellschaft stehen, auch gewitzter in ihren Mitteln. Man wird Laster und Prostitution nicht ausbrennen, wenn man auf einer Seite sie gleichsam von Staatswegen konzessioniert, auf der anderen die wild wuchernde Prostitution durch verschärfte Strafen treffen will. Das ist wie mit wildwuchernden Ausschlägen, die durch eine Allgemein-Erkrankung des Organismus entstanden sind. An einer Stelle verdrängt man sie durch äußerliche Mittel, auf der anderen entstehen sie neu. Aber in allgemeiner Ratlosigkeit über wunde Zustände glaubt man wunder viel zum Schutz der „bedrohten Gesellschaft“ gethan zu haben, wenn man eine aufgebrochene Wunde mit Polizeibeschwörungen „saniert“ und wenn der Racker von Organismus doch nicht heil werden will, wir flicken ihn noch zusammen. Wir wachen, wir sinnen und ersinnen neue Vorschriften, verschärfte Vorschriften. Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Leopold Schönhoff.

Vier Weihnachtsbücher höheren Stils.*)

Rechnungsabschluß!

Ein scheußliches Wort, aus unserer Handelswelt geholt, die so weit vom ernsten Bereich der Kulturarbeit abliegt wie eine edle Dichtung, die das Herzblut einer Dichterindividualität gekostet, von den schmutzigen paar Markstücken, die nach einer Reise durch aller Welt ungewaschene Hände — dafür bezahlt werden.

Und doch ein Wort, das man anwenden muß im Moment, weil es ein besseres nicht giebt. Es ist der Fluch unseres Denkens, daß wir für das Feine, das Individuelle, das Einmal und nicht Wieder-Seiende, die Marktbegriffe der Konvention verwerten müssen. Aber es ist auch bezeichnend für den großen Knoten unseres Daseins, die innigen Fäden in aller Erscheinung um uns her, die verzweifelt zwangsweise Einheit, die das Hohe und das Niedrige aneinander kettet — und sei es selbst nur im Wort.

Mitten darin stehen wir zu dieser Stunde im „Rechnungsabschluß" des sogenannten Naturalismus.

Und ein Abschluß mit allen Schrecken des Bankerotts ist er für alle, die in der naturalistischen Bewegung nichts gesucht haben als eine „Rechnung." Alle, die durch diese Bewegung allein groß werden wollten, alle, die da meinten, ehrliches Ringen ersetzen zu können durch Hurrah-Geschrei für das Extrem eines Parteistandpunktes, — alle diese „Rechner" haben sich schmählich „verrechnet", — und wo es noch zur Stunde nicht klar ist, da wird es nur zu bald vollends klar werden. Die eigentlichen Talente aber, für die ihr Dichten keinerlei Beziehung zu dem Wörtchen „Rechnen" hat, sie haben auch keinerlei Rechnungsabschluß zu fürchten. Ihnen ist die Krisis des Marktes und der litterarischen Börse nichts als der flüchtige Herbststurm, der alle die Treibhauspflanzen voreiliger ästhetischer Gärtnerspekulation ins Mark trifft, wo immer er sie im Freien berührt, der aber vor ihren eigenen starken saftgenährten Winterknospen abprallt und sich willig von selbst der Macht über sie begiebt. Wer seinen Geist auf Aktien gegeben hat, der merkt heute betrüblich, daß die Aktien fallen und daß er nur zu bald auf einem Plunderhaufen entwerteter Papiere sitzen wird. Darob ein großer Katzenjammer derer, die das unscheinbare Lorbeerblättlein der Poetenlocke gering geschätzt und auf den litterarischen Kommerzienrat hingearbeit haben. Die Kehrseite des Börsenspiels bleibt immer die gleiche:

---

*) Gerhart Hauptmann, Kollege Crampton, Komödie in fünf Akten. (S Fischers Verlag, Berlin).

Johannes Schlaf, Meister Oelze, Drama in drei Aufzügen. (S. Fischers Verlag, Berlin).

Max Halbe, Eisgang, modernes Schauspiel in vier Aufzügen. (S. Fischers Verlag, Berlin).

John Henry Mackay, Die Menschen der Ehe, Schilderungen aus einer kleinen Stadt. (S. Fischers Verlag, Berlin).

im Fall Lesseps wie im naturalistischen Dichter-Spekulantentum . . . . . Und die Lehre ist immer dieselbe.

Die vier Weihnachtsgaben für 1892, denen diese Zeilen gelten, führen nicht in die Börse, sondern zur Arbeit. Alle vier ernste Erzeugnisse der Arbeit, im Können ungleich, — im Wollen rein alle vier. Es spricht für ihre Kraft, daß man ihnen in keiner Weise gerecht werden kann vom einseitigen Schlagworte des „Naturalismus" aus und daß sie doch in einer idealen Fassung dieses Wortes streng genommen ihre einzige Einheit finden.

„Kollege Crampton" hat bereits eine lange öffentliche Siegesbahn hinter sich. Die Bühne im Fluge erobert, — von bester Kraft an bester Stelle gespielt, — bejubelt, als „Treffer" besprochen — bedarf dieses Stück noch der schlichten, der — ach, wir Kritiker wissen es untereinander so gut: für jene Dinge so erfolglosen ästhetischen Betrachtung?

Ich denke grade.

Auf das schmale Buch, wie es jetzt, kurz vor Weihnachten, zwischen Wolffs Klimperversen vom „Fliegenden Holländer" und sonst noch irgend einem braven Philisterschlafmittelchen, auf meinen Tisch gerät, fällt kein Bühnenlicht, die Rollen wandeln mir nicht vorüber wie ein geschickter, erfolgsicherer Schauspieler sie „macht", — das gedruckte Buch legt sich mir neben den „Meister Oelze", dem wahrscheinlich nie ein klatschender Bühnenerfolg blühen wird, mit dem Zauber des idealen Dichterreichs, das nicht von „dieser Welt": von dieser Welt der Bretter, ist.

Ein Zufall, dem es doch nicht ganz an einem bewußten Entgegenkommen fehlte, hat es gefügt, daß ich persönlich den „Kollegen" nicht auf der Bühne gesehen habe. Vielleicht nicht ohne Gewinn für die unbefangene Kritik. Denn grade vor solchem Stück mit so glücklichen Rollen ist es der Bühne gegenüber doppelte Pflicht, zu scheiden, was des Dichters und was des Interpreten Teil ist. Der Schein sprach, so weit Besprechungen mit dem Stempel der Ehrlichkeit dem Unbeteiligten zu Gesicht kamen, allzusehr zu Gunsten des Interpreten. Engels, so hieß es, hat den Crampton rund gemacht, — und der Mißgünstige steigerte behaglich: er hat ihn überhaupt erst gemacht. Dem Leser am Schreibtisch ist Herr Engels „Hekuba", und wenn ihm das Stück gefällt oder mißfällt, so steht er Auge in Auge mit Hauptmann.

Was mir das Stück lehrreich und bedeutend macht, weit über seine äußerliche Bühnenwirksamkeit hinaus, ist der Anlauf, den es nimmt, endlich unser Lustspiel wieder zu vertiefen, ihm eine Basis zu geben, die es entscheidend von der dummen Posse trennt. Der Kollege Crampton ist eine rasche Zeichnung, ein Aperçu, wenn man will. Aber er ist ein Aperçu, das auf einer Weltanschauung steht und dessen Humor völlig unfähig ist, diese Weltanschauung irgendwo zu verleugnen. Schlicht und durchsichtig klar, wie es selten so deutlich geworden ist in neueren Stücken (kaum so bei Anzengruber) schält sich dem Leser aus dieser einfachen Handlung die Theorie des Humors heraus, wie sie die Weltanschauung des echt modernen Menschen allein zuläßt. Crampton, der versoffene, verlotterte, groteske Mensch mit dem weichen Herzen ist ganz nach der Auffassung, die man ihm entgegenbringt, die ihm im persönlichen Schicksal von seiner Umgebung entgegengebracht wird, ein eminent tragischer oder ein eminent komischer Charakter. Tragisch wird er überall da, wo eine rohe, der Konvention ergebene Philisterumgebung nach ihren Maßstäben ihn „komisch", d. h. komisch im verächtlichen Sinne, faßt, — wo sie sich ihm überlegen fühlen darf, ihm, dem Professor, dem „Kunstmaler", der heruntergekommen ist und zu ihresgleichen geworden scheint. Im Banne dieser thatsächlich erschütternden Tragik steht ganz und gar der nach jeder Richtung vortrefflichste vierte Akt, wo im Schenkenzimmer, das der Bierdunst des Philistertums erfüllt, der gefallene, wehrlose Einzelgeist von der stumpfen, breitmäulig lachenden Masse brutalisiert wird. Die oft aufgeworfene Frage thut hierbei sehr wenig zur Sache, ob Crampton früher wirklich ein großer Künstler war. Jedenfalls hat er das Empfinden des feinen Geistes, das zur Tragik hier

genügt und in tausend und abertausend wechselnden Fällen zur Tragik zahlloser Individuen, seien sie nun große ausübende oder gleichsam nur intellektuelle Talente gewesen, genügt hat. Einigermaßen aktuelles Talent muß ja doch Crampton gewesen sein, da er Professor geworden ist und man wohl Eitelkeit, aber niemals das Spezifikum des kalten Strebers an ihm verspürt, der sich im eigentlichen Sinne bloß heraufgeschwindelt.

Komisch aber wird Crampton auf der andern Seite sofort, wenn gesunde, harmonische mitleidige Menschen ihn anschauen. Es giebt drei Arten Komik, wie es dreierlei Lachen giebt. Nur eine von diesen dreien aber deckt sich mit dem höchsten Begriff, wie er auch diesem Hauptmannschen Stücke zu Grunde liegt: nur dieser eine umschließt eine Harmonie und darf auch im streng realistischen Sinne sich ebenbürtig neben die tragische Auffassung stellen. Seine Grundwurzeln sind Mitleid und eine gewisse ausgereifte Seelengutmütigkeit. Der Lächelnde ist in solchem Falle der Stärkere, der Ueberlegene gewiß. Aber sein Lächeln hat gleichwohl nichts Verletzendes, — im Gegenteil, es strahlt den Frieden, die Geklärtheit, die sieghafte Zwiespalt-Ueberwindung, aus der es kommt, beruhigend auf das belächelte Objekt selbst hinüber und ist im stande, allein noch dessen Tragik mit einem letzten Lichtblick zu mildern. Und grade in dieser Wirkung liegt das auffälligste Trennungszeichen, das dieses Lächeln von dem groben Lachen des Philisters wie auch von dem herben Lachen des Satirikers haarscharf scheidet. Jenes Philisterlachen setzt sich zusammen aus dem immer noch erträglicheren reinen „Tolpatsch-Lachen", (dem dummen Lachen der Verlegenheit) und dem typischen Siegeslachen des Kleinen und Beschränkten, der das Große und Freie niemals verstehen kann, aber jubelt, wenn er ihm an irgend einer schwachen Seite beikommen, es herabziehen und sich darüber stellen kann. Dieses Lachen verletzt unter allen Umständen. Das Lachen des Satirikers ist davon himmelweit verschieden, aber es verletzt doch auch. Es ist im besten Falle eine umgekehrte Waffe, wie jenes: die Waffe des großen Individuums, das gegen den Druck der Masse trotzt. Aber es bleibt doch immer Waffe, und Waffe schlägt Wunde hier wie dort. Kein Ueberströmen der glücklichen Stimmung, die der Humor dem Lachenden momentan erzeugt, findet in beiden Fällen statt, — es ist allein Spezifikum jener ersten und höchsten Art.

Wenn diese Auffassungsweise korrekt ist, so begreift sich sehr leicht, welche zwingenden ästhetischen Gründe den Dichter bewogen haben, seinen Helden in die Beleuchtung der mitleidigen Augen von Gertrud und Max zu rücken, und es fällt der gern erhobene Einwand, daß dies Liebespaar bloß eine ziemlich wertlose Staffage, eine Konzession an das Gewohnte der Bühne sei. Es ist ein Zug von besonderer Feinheit grade der Dichtung, daß sie nicht einen bewußt abgeklärten, humorfähigen Menschen zum Träger der versöhnenden Auffassung macht, sondern dieses naive Liebespaar, aus dessen gesundem Naturell doch die der höchsten humoristischen Weltanschauung entsprechende Handlungsweise wie etwas völlig Natürliches hervorbricht.

Hat auf der Bühne dieses Liebespaar und seine reine Umgebung einen schablonenhaften Eindruck gemacht, so glaube ich gern, daß das die Schuld der Schauspieler war. Denn im Buche reiht sich Zug um Zug gerade hier mit einer solchen zwingenden Lieblichkeit der Individualgestaltung, daß schwer Vergleiche in neuerer Dichtung aufzufinden wären. — —

„Meister Oelze" von Johannes Schlaf — ich habe schon einmal oben darauf hingewiesen, ist keine Dichtung, die des stürmischen Beifalls einer heutigen Theaterwelt jemals froh werden wird. Sie stellt das tiefe, fast schwermütige Ringen eines einsamen Geistes dar, der mit eiserner Gewissenhaftigkeit seinen Weg geht. Es giebt, glaube ich, selbst in der kleinen Schar, die von Beginn an die naturalistische Bewegung als etwas sehr Ernstes und nicht als lustigen Karneval der Grünen aufgefaßt haben, heute nur noch sehr wenige, die in jedem Zuge die Methode Schlafs für die entscheidende halten. Ich selbst vermag es nicht mehr ganz. Und doch,

wenn ich dieses Drama, das in etwas störender Zerteilung zuerst in den Heften dieser Zeitschrift erschienen ist, jetzt als Ganzes anschaue, so überkommt mich stärker als irgendwo sonst ein tiefes, nachhaltiges Gefühl der Bewunderung für diese einzigartigen Konsequenz, diesen unerschütterlichen Glauben und diese — mag der Stoff auch noch so problematisch sein — dennoch immer stete Kraft, die jedes Wort und jeden Gedankenstrich durchfeilt und ihnen durch diese ganz ungeteilt gleichartige Liebe ein Leben giebt, ein Individualleben des Einzelnen, jeder Rede, jeder Antwort, jedes Adjektivs, das außer Schlaf niemand heute in der Weise erwecken kann. Schlaf ist der einzige konsequente Naturalist der That, der aus der ganzen Reihe geblieben ist. Allen ist der Naturalismus zu eng geworden, sie verlangten nach freier Persönlichkeitsentwickelung, sie rochen Theorie und der echte Poet flüchtet vor diesem Katheder-parfüm. Schlaf allein ist treu geblieben. Ist das aber nicht Gewähr, daß bei ihm vielleicht ganz allein eben gar keine Theorie den Nerv trieb, also auch nicht lähmen konnte? Daß bei ihm diese schärfste Form des Naturalismus eben wirklich der Vollbegriff seines Individuums selbst ist, und daß er ihm treu bleibt grade aus demselben Motiv, das die anderen untreu macht: aus dem Streben, die eigene Persönlichkeit möglichst schrankenfrei auszuleben? Dann fällt aber auch hier der eigentliche „Schulbegriff" Naturalismus im Grunde genommen fort und es bleibt ein einzelner Poetenkopf mit dem Mute der Individualität, dessen wir uns, wie immer nun unser Schaffensziel sich von ihrem scheide, von Herzen freuen dürfen: eine Schule weniger und ein Dichter mehr, — ich denke, wir dürfen mit dem Tausch zufrieden sein! Dabei thut, wie auch man nun über die einheitliche Kunstwirkung der grade vorliegenden Schlafschen Arbeit sich entscheiden mag, eine Individualität grade wie Schlaf als Ganzes uns sehr not. Mögen anders gestimmte Naturen andere und ihnen größer erscheinende dramatische Stoffe, dramatische Handlungswirkungen sich suchen: in der Einzeltechnik, im Dialog, an zahllosen Punkten, deß können wir sicher sein, ist dieser Schlaf mit seiner minutiösen Technik ein unerbittlicher Lehrmeister, dem sich in gewissem Sinne die ganze nächste Generation schon beugen wird. Man wird vielleicht weit über ihn im Großen hinausgehen, — im Kleinen aber wird man sich, mag man ihn bespötteln, so viel man will, schämen, unter ihn hinabzusinken, man wird einen ewigen Ansporn an ihm haben, der für die ganze künftige Dialogtechnik von nachhaltigster Wirkung sein muß. Hundert Kleinigkeiten, hundert kleine Vermeidungen konventioneller Dialogsünden, hundert kleine Pünktchen, die ein scharfes Auge endlich einmal — ich will nicht sagen, immer richtig — aber doch besser gesehen — sie alle werden den Nächsten schon so in Fleisch und Blut stecken, daß man jeden Verstoß dagegen zu den Tertianersünden angehender Poetlein rechnen wird.

— — —

„Crampton" wie „Oelze" sind Meister-Studien, — Studien im allerfeinsten Sinne des Wortes. Das „moderne" Schauspiel „Eisgang" von Max Halbe trägt dagegen alle Züge an der Stirn des Sturm- und Drangdramas, in dem eine heftig aufstrebende Kraft alles nur irgend ihr vorerst Erreichbare zusammenfassen und in einen Rahmen hineinpressen möchte. Das bedingt seinen Reiz wie seine Mängel. Es kämpft noch mit Nachahmungen, mit Erborgtem, mit eben erst heiß und enthusiastisch Aufgenommenem. Es fehlt ihm der Reiz der Ueberraschung durch etwas ganz Unerwartetes, wie ihn Hauptmann in seinen letzten Gaben so durchschlagend bewährt. Was es dafür bietet, ist die allgemeine Ueberraschung, die schlechtweg im Auftauchen eines unanzweifelbaren, wenn auch vorerst noch gährenden und suchenden dramatischen Talents steckt. Ich erinnere mich einer ersten Vorlesung dieses Stücks in einem durchaus nicht einseitig voreingenommenen Bekanntenkreise. Eine ganze Weile hindurch fühlte jeder sehr deutlich die Schule Ibsens, Züge aus Hauptmann, Holz-Schlaf, allerlei, für das das Wort „Anempfunden" durchaus nicht so grob passen wollte, aber doch die Nachwirkung in zweiter Hand ganz unverkennbar blieb. Dann aber häuften sich mit jedem Schritt zwischen all dem überkommenen, schon von ersten Pionieren ver-

edelten und beschnittenen Kulturgewächs die Urwaldschößlinge, die echten wilden Blumen aus offenbar eigenem, glücklichem Sammelgang in der Welt der Beobachtung selbst. Und gegen Ende brach das mit einer gar nicht zu hemmenden Wucht durch, die Lokalfarbe Ibsens wich vor einer selbst erfaßten. Und es wurde fast allen klar, daß man es wohl noch nicht mit einer ganz einwandsfreien Dichtung, aber mit einem machtvollen, das Beste versprechenden Dichter zu thun habe. In emsiger Nachfeile hat der Verfasser sein Werk dann nachmals noch einmal durchgearbeitet und in dieser zweiten Gestalt ist es in der „Freien Bühne" gedruckt erschienen, von der alten „Freien Volksbühne" unter Bruno Willes Leitung aufgeführt worden, und liegt es jetzt in schmuckem Bande der Fischerschen „Sammlung moderner Dramen" vor. Die Konturen sind straffer geworden und das Eigene blitzt noch lebhafter durch, als damals. Aber im Ganzen trifft das erste Urteil noch immer zu. Halbe ist kein Oberflächen-Poet, das leuchtet aus seiner ganzen Art, wie er den Stoff gefaßt hat. Es ist sehr bezeichnend, daß ihm grade echte soziale Typen, die das warme Blut moderner Weltanschauung nicht abstrakt, sondern lebendig durchströmt, besser gelungen sind als seine abstrakteren Gestalten, die von der „sozialen Frage" reden. Das ist beweisend: es ist der weitaus seltnere Fall. In dem Gros moderner Stümperdramen, deren meist junge, sozialistisch angehauchte Autoren gute, mitleidige Kerle, aber schlechte Musikanten sind, pflegt es umgekehrt zu sein: man hört allerlei Nützliches vom sozialen Elend, aber man sieht nicht viel davon. Etwas abstrakte Rede schadet ja nichts. Auch in Ibsens „Volksfeind" fällt manches vorzügliche Worte über das Problem; aber das Beste zum Problem steckt doch in den Charakteren selbst, in dem Ungesagten aber dem Hörer mit aller Wucht der Wahrheit aus der Handlung heraus suggerierten. Und hier gerade hat Halbe eine ganze Reihe von Treffern. Auch das ist gewiß kein Fehler, daß der letzte Akt etwas von Storm an sich hat. Das verrät — und sei es auch vorerst nur in Form eines Schuleinflusses, doch ein Spezifikum deutschen Empfindens, das sich bei Ibsen mit Recht nicht völlig zu Hause gefühlt hat und Fäden sucht, die unserer deutschen Dramatik unter keinen Umständen zum Schaden gereichen können.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn auch dieses Stück, das die Bühne sehr nötig hat, wieder dem Lose verfallen bleiben sollte, bloß von den ungenügenden Kräften einer freien „Volksbühne" einmal als Experiment aufgeführt zu werden, und dann Lesedrama zu bleiben. Unsere Theaterverhältnisse nähern sich wirklich einer Krisis, die unvermeidlich ist. Hauptmanns „Weber" scheinen uns auch diesen Winter auf den Brettern vorenthalten zu bleiben aus äußeren Censurgründen. Es wird nachgerade eine angenehme Aufgabe, dramatischer Dichter zu sein und ich weiß nicht, wohin wir so noch kommen sollen. Die „Freien Bühnen" haben ihre Schuldigkeit nach vollen Kräften gethan: die ganze und alleinige Pflege der wirklich bedeutenden Dichtung können sie auf die Dauer wahrhaftig nicht auf sich nehmen. Es muß also endlich einmal eine Abhilfe kommen, wenn nicht die Kunst und damit ein unschätzbares Gut der Sittlichkeit und des Kulturfortschrittes den ernstlichen Schaden nehmen soll . . . . .

— — —

Ein Schlußwort dem vierten Weihnachtsbuch. Einer Novelle von Mackay. Formal gehört dieses kleine Buch von den „Menschen der Ehe" zu dem Besten, was seit langer Zeit auf novellistischem Gebiet geleistet worden ist. Es ist mit einer Sicherheit geschrieben, die grade im „neuen" Ton, der „neuen" Methode einzig ist. Wer im alten Gleise geht, sich seit vielen Jahren durch ewige, langbändige Uebung seine „Art" zugeschliffen hat, dem mag es heute leicht fallen, knapp und konturenfest herauszubringen, was er will, — gleich mit Nachdruck den Stoff in fester Faust zu packen. Aber es geht ein Reformgeist auch durch unsere Novellen. Seinem Wehen so wacker stand zu halten und ihn so zu lenken, wie Mackay in dieser einfachen Geschichte, der bewährt den Meister, der zeigt, daß es auch eine Reise giebt, die

nicht durch eine endlose Bändereihe, die vom Klimpern über viele Perioden und Wandlungen fort zum endlichen Persönlichkeitsstandpunkt führt, hinabzusehen braucht. In satten Farben malt Mackay das Bild einer „kleinen Stadt". Es ist nicht die „kleine Stadt" im falschen Goldflitter-Glanz der süßlichen Philister-Romantik. Ein unerbittlicher Kritiker, kehrt der Held aus der freien Welt, der da draußen in den Köpfen der Besten unseres Tages, heim nach Krähwinkel. Und in der Mitte seiner Kritik steht das Gericht vor allem über die „Menschen der Ehe" dort unten, — wahr in jeder Zeile. Die letzten Kapitel des Buches malen dann eine Art Zauberbild: das Gegenstück zweier freier Seelen, die sich in Freiheit vereinigen. Mir will scheinen, als seien die Konturen hier zuletzt etwas zu blaß gehalten. Die Geschichte enthält keinen Abschluß. Zwei Auserwählte gehen in den Himmel auf Erden ein. Aber giebt es diesen Himmel irgendwo in dieser Welt? Wird er den Beiden auch treu bleiben? So scheidet man mit Fragen. Und doch ist es eine tiefe und wirksame Dichtung, die in den wenigen Spalten sich entrollt, wert der Lektüre schon allein durch den Zauber ihrer Sprache, die in biegsamen Rhythmen dahinwellt, wie ein Gedichte.

Wilhelm Bölsche.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Uns geht die nachfolgende Berichtigung zu:

„In Heft XI der „Freien Bühne für modernes Leben" befindet sich ein Artikel von Herrn Julius Hart, betitelt: „Der Streit um die Freie Volksbühne".

In diesem Artikel wird behauptet, ich hätte im „Magazin für Litteratur" den Begründer der „Freien Volksbühne" einen „dummen deutschen Schädel" genannt. Letztere Worte sind als Citat unter Anführungsstriche gesetzt.

Ich habe die mir hier zugeschriebene Unhöflichkeit nicht begangen. Ich habe geschrieben: „Die Freie Volksbühne ist bekanntlich auseinandergegangen. Sie hat damit das Schicksal erfahren, das alle Ideen erfahren, die unter einem deutschen Schädel entstanden sind, und alle Unternehmungen, die von Deutschen geführt werden. Die Freie Volksbühne hat sich gespalten." (Magazin, Nr. 44, Seite 717.)

Ferner erweckt Herr Julius Hart die Vorstellung, als ob das von mir geleitete „Magazin für Litteratur" von Anfang an der Freien Volksbühne widerwillig gegenüber stand. Dem gegenüber stelle ich fest, daß sowohl ich, als auch mein Kollege Herr Fritz Mauthner, in einer Reihe von Artikeln und Notizen im Magazin die Freie Volksbühne hochschätzend besprochen und gegen Angriffe verteidigt haben, und daß der Begründer der Freien Volksbühne, Herr Dr. Wille, selbst auf mein Ersuchen seine Schöpfung im Magazin eingeführt hat.

Berlin, 22. November 1892.

Otto Neumann-Hofer."

Herr Neumann-Hofer hat inzwischen bereits in Nr. 48 des „Magazins für Litteratur" einen sehr heftigen Angriff gegen Herrn Hart veröffentlicht, der ihn in gehässigster Form der Fälschung zeiht.

Unser Mitarbeiter Julius Hart schreibt uns zu der Sache: „Nein, Herr Neumann-Hofer, darum handelt es sich garnicht. Meinetwegen hätten Sie Bruno Wille und mich dazu ausdrücklich einen Dummkopf nennen können, ich würde dazu nur die Achsel gezuckt haben. Auch ist mir garnichts daran gelegen, ob Sie sich der Volksbühne gegenüber freundlich oder feindlich benommen haben; davon Notiz zu nehmen, besaß ich nicht den geringsten Grund. Aber Sie schrieben wörtlich: „Die „Freie Volksbühne" hat das Schicksal erfahren, das alle Ideen erfahren, die unter einem deutschen Schädel entstanden sind und alle Unternehmungen, die von Deutschen geführt werden. Die „Freie Volksbühne" hat sich gespalten". Ja, sind Sie denn noch immer nicht zu der Einsicht gekommen, doch Ihre tiefsinnige geschichtsphilosophische Bemerkung einen großen Unsinn enthält, daß wenn alle deutschen Ideen und Unternehmungen so kopflos durchgeführt und geleitet wären, wie Sie es als ein unabänderliches ethnographisches Gesetz hinstellen, wir von einem deutschen Volk überhaupt nicht mehr sprechen würden, oder doch nicht anders, als etwa von den Tschipperäs und Botokuden? Ich habe aus jenem Satz herausgehört, was ich noch jetzt heraushöre und immer heraushören werde, spöttischen Hohn und Geringschätzung: diese armen Deutschen, dieses Volk von Tolpatschen, diese dummen deutschen Schädel, die garnicht wissen, wie man so eine Idee und so ein Unternehmen fein-fein-fein praktisch durchbringen muß. Und diesen Sinn Ihrer Worte in die rechte Beleuchtung zu stellen, halte ich für mein gutes Recht. Denn ich verspüre in Ihren Worten jenen in Kunst und Leben heut wieder übermächtigen Geist, der alles was deutsch heißt, nur weil es deutsch heißt, über die Achsel ansieht, den Geist jener Berliner Zeitungen, die, wenn drüben in Paris der dümmste Schwank aufgeführt wird, dieses Ereignis in einem spaltenlangen Feuilleton feiern, aber über die ernstesten gewichtigsten Werke deutscher Wissenschaft

nicht eine Silbe verlieren. Ich wiederhole, daß in Ihrem Satze implicite enthalten ist: „alle deutschen Schädel sind dumme Schäde, Bruno Willes Schädel ist ein deutscher, ergo ist er ein dummer Schädel". Wenn Sie diese logische Schlußfolgerung nicht zugeben wollen, so überlegen Sie sich vorher, was Sie schreiben.

Mir ist es gar nicht eingefallen, meine Worte „dummer deutscher Schädel" dadurch das ich sie in Gänsefüßchen setzte, als ein wörtliches Citat aus Ihrer Kritik zu kennzeichnen. Ich habe das Wort in Gänsefüßchen gesetzt als eine Art geflügeltes Wort, wie ich auch die Ausdrücke „deutscher Michel", „französischer Windbeutel "mit diesen artigen Zeichen umrahmen würde, gewissermaßen als Zeichen: Merkt auf! Vorsicht! Das sind dumme Schlagworte und Phrasen, die aber von vielen als vollwichtige Münze weitergegeben werden. Damit, Herr Neumann-Hofer, fallen alle Redereien zusammen, die Sie in Ihrer Entgegnung im „Magazin" von sich gelassen haben. Ich bin für meine Person gar nicht so sehr Freund einer pomadisierten Kritik im Salonfrack und Glaçehandschuhen, daß ich Anstoß nehme, wenn einer einmal ein derbes Wort herausstößt. Auch die Mistgabel halte ich für eine Herkuleswaffe, zuweilen notwendig, um die Augiasställe unseres öffentlichen Lebens zu reinigen. So ein kräftiges Wörtlein an die nächste Adresse mit vollem Namen erscheint mir nützlicher und heilsamer, als Ihre „inoffensiven, ethnographischen" Bemerkungen über den „deutschen Schädel". Sie dachten wohl, mit solchen Angriffen ins blaue Allgemeine hinein sich nicht den Mund zu verbrennen. Die verlangen ja so wenig Mut, man zeigt sich als schneidiger Kritiker, und braucht eine Wiederlegung und Wiedervergeltung nicht zu fürchten. Sie hatten die große Freundlichkeit, meinen erläuternden Ausdruck „dummer deutscher Schädel" als eine Fälschung Ihres Ausdrucks „deutscher Schädel" zu bezeichnen. Ja, kann man denn ein Schriftstück fälschen wollen, das wie Ihre Notiz durch den Druck aller Welt zugänglich gemacht worden ist, das jeder, der da will, einsehen kann, das jeder einsehen soll, der sich in diesem an und für sich sehr wertlosen Streit zwischen Ihnen und mir ein Urteil bilden möchte. Oder ist vielleicht Ihre Notiz wie die Emser Depesche wohlverborgen und ausgeschlossen von aller Oeffentlichkeit in einem Archiv liegen geblieben?

Julius Hart."

* * *

Am 1. Dezember hat in denkwürdiger Sitzung das Berliner Oberverwaltungsgericht (als letzte Instanz) in Sachen der „Hanna Jagert" entschieden. Wie wir bereits früher mitgeteilt, war die im Lessingtheater zu Berlin von Direktor Dr. Blumenthal geplante Aufführung des Dramas, über dessen Inhalt die Leser der „Freien Bühne" wohl das kompetenteste Urteil besitzen, im März d. J. polizeilicherseits sistiert worden. Der Verfasser Otto Erich Hartleben und Dr. Blumenthal hatten gegen den Berliner Polizeipräsidenten von Richthofen in der Folge die Klage erhoben, nachdem eine vorherige Beschwerde beim Oberpräsidenten von Achenbach erfolglos geblieben war. Die zu entscheidende Frage war, wie es in einer an die Redaktionen versandten Vornotiz hieß „eine prinzipielle, da das Verbot nicht wegen äußerer Anstößigkeiten erfolgte, sondern damit gerechtfertigt wurde, daß die von der Titelheldin des Stücks vertretene Philosophie des freien Menschentums nicht im Einklang stände zu den die Grundlage unserer Staats- und Gesellschaftsordnung bildenden Sittengesetzen." Das Urteil lautete diesmal auf Freigabe des Stückes. Wir werden in unserer nächsten Nummer Gelegenheit finden, den ganzen Wortlaut der Urteilsbegründung mitzuteilen. Für heute sei nur als charakteristisch hervorgehoben, daß die Darlegung des Verteidigers, Rechtsanwalt Dr. Grelling, wonach die Hinkeldeysche Censurverordnung von 1851 an sich hinfällig sei (als Verstoß gegen den Artikel 27 der preußischen Verfassung, der jedem Preußen das Recht verleiht, seine Meinung in Wort, Schrift, Druck und bildlicher Darstellung frei zu äußern und die Einführung einer Censur ausdrücklich abweist) und also nicht als Grundlage eines Polizeiverbots benutzen werden dürfe, nicht als begründet erachtet wurde. Die Hinkeldeysche Verordnung widerspreche nicht der Verfassung. Es sei auch der Polizei zuzugeben, daß der Ideengang des Stückes in Widerspruch stehe zu den sittlichen Grundlagen der bürgerlichen Familie. Indessen sei es bei der Unmöglichkeit einer Fixierung einer allgemeinen Sittlichkeitsnorm geboten, sich an Momente der äußeren Anstößigkeit zu halten. Da nun sei es dem Verfasser zuzugeben, daß der Stoff in allen Teilen, auch in denen, die von der Polizei besonders beanstandet worden seien, von ihm dezent behandelt sei. Ein im ganzen sittliches Prinzip erhelle aus dem Stück und der Aufführung sei also nichts in den Weg zu legen. Wie man sieht, ändert dieser einzelne, dem Dichter günstige Ausfall nichts an den theoretischen Grundlagen der seit lange schon die Gemüter erregenden Debatte über das Zurechtbestehen des Hinkeldeyschen Censur-

verbots, — das letztere wird vielmehr ausdrücklich als der Verfassung entsprechend anerkannt und der einzelne Fall in diesem Sinne — wenn auch freisprechend — erledigt.

* * *

Ueber den Krieg sprach in der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" Herr Oberst a. D. Hugo von Gizycki, offenbar einer der wackersten Führer der neuen Bewegung. Auch im Druck sind die wertvollen Ausführungen erschienen.

H. v. Gizycki ist der Meinung, daß der Krieg, dieser barbarische Atavismus, nur durch den Fortschritt der Sittlichkeit beseitigt werden könne. Die allgemeine Abrüstung der Staaten sei eine Utopie, solange ein Staat dem andern mißtraue. Da dies Mißtrauen insofern gerechtfertigt sei, als im Verkehr der Staaten untereinander heutzutage fast noch so wie früher Treulosigkeit und Unsittlichkeit aller Art walte, so gelte es, die Sittlichkeit international zu machen, auf die Beziehungen zwischen Staat und Staat, Nation und Nation auszudehnen. Die Jugenderziehung habe das in erster Linie zu leisten. Zu diesem Zwecke solle die Schule aufhören, die Weltgeschichte einseitig kriegerisch und national zu lehren, den Krieg zu verherrlichen und die kriegerischen Instinkte in der Jugend zu wecken. In konkreter Weise, die jedem Erzieher treffliche Anregungen bietet, schildert der klar blickende und an Erfahrungen reiche Vortragende, wie er sich die Reform der Jugenderziehung denkt, wobei er einen besondern Nachdruck legt auf die Bildung des kindlichen Gemütes durch die friedlichen und erbaulichen Eindrücke der landschaftlichen Natur und der Naturwissenschaft.

B. W.

* * *

„Die Unschuld und andere Federzeichnungen" betitelt sich ein Novellenbuch von Wilhelm von Polenz (Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag 1892). Es enthält eine Reihe von Skizzen, die mit feiner, sicherer, lebensvoller Kunst Momente aus dem alltäglichen Leben gestalten, — Momente, aus denen sich sozialkritische Ideen, meistens von satirischer Stimmung, herausheben. So schildert der Dichter ergreifend und mit eindringender Sachkenntnis die Knechtschaft, das wirtschaftliche und moralische Elend jenes ländlichen Proletariats, welches unter dem Namen „Sachsengänger" als eine der entsetzlichsten Erscheinungen unseres wirtschaftlichen Lebens bekannt ist. Ein lustiges, übrigens gleichfalls satirisches Gegenstück zu diesem düstern ländlichen Bilde sind „Die Zielbewußten". Ein sozialdemokratischer Führer demagogischer Richtung, der auf dem Lande agitiert, hat einen auf die Behörde erbosten wohlhabenden Bauern für die Partei gekapert. In spätester Nacht torkelt nun der bezechte Bauer heim und entwickelt in der drolligsten Weise seinem Knechte, der ihn begleitet, die politischen Ideen, welche das Gerede des Agitators, der Alkohol und sein Groll gegen die Behörde in seinem dummen Schädel aufgestöbert hat. Die Gestalten sind prächtig charakterisiert, und der breite, schlesische Dialekt vervollständigt die Naturwahrheit.

Die bedeutendste Leistung ist wohl die Novelle, welche dem Buche den Titel gegeben hat. „Die Unschuld" ist ein junges Mädchen, das an ihren altjüngferlich prüden und zimperlichen Erzieherinnen, an ihrem Milieu, „altem Hausrat, alten Leuten und alten Anschauungen", zu Grunde geht. Die beiden alten Tanten, in deren Haus Therese aufwächst, verzärteln den Körper des Mädchens und flößen seinem Geiste ihre eigenen kleinlichen, verschrobenen, beschränkten Anschauungen, ihre Moral der Verheimlichung, ihren Männerhaß und ihr ganzes greisenhaftes, erotisch verwüstetes Gemütsleben ein. Natürlich sucht der erwachende Liebestrieb auf Abwegen der Unterdrückung zu entwischen. In einem Stahlbade, welches der alte Hausarzt der bleichsüchtigen, nervenkranken Jungfrau verordnet hat, lernt sie einen Maler kennen, der in ihr das lange gesuchte Modell für sein Gemälde „Die Unschuld" sieht und nun mit närrischer Leidenschaft seinen Zweck verfolgt. Da er nicht hoffen kann, die prüden Weiber zu bekehren, so verdreht er, systematisch dem Mädchen den ohnehin schon schwachen Kopf und facht dessen so lange unterdrückten Liebestrieb zur Manntollheit an. Das geistig und moralisch verkümmerte, willensschwache und „aus einem Punkte regierte" Wesen läßt sich nach dem Atelier entführen und entkleiden, — um dem Manne in die Arme zu sinken. Da erscheinen die entsetzlichen alten Tanten, und diese brutale Hemmung ihres unmittelbar vor dem ersehnten Ziele angelangten Triebes giebt der armen Therese den Rest: sie verfällt dem Blödsinn. — So sind denn diese Novellen nicht nur in künstlerischer, sondern auch in soziologischer, volkspädagogischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht recht wertvoll.

B. W.

* * *

„Manometer auf 99!" Die Annalen der Berliner Theaterwelt haben nicht leicht wieder eine so raffiniert verfehlte Aufführung zu verzeichnen. Zunächst ein völlig konfuses

Publikum, von den Unternehmern der „Fresko-Bühne“ in der Absicht, ein volles Haus durch unbegrenzten Freibillet-Liberalismus zu erzielen, höchst unkritisch ausgesucht. Halb die konventionelle Premieren-Welt, der kritische Stab in vollem Glanze, — von den welttauben alten Herren, die einmal wieder den Naturalismus begraben helfen wollten (obwohl das Programm der Freskonisten von Injurien gegen diesen strotzte) bis zu den Jüngsten, die selbst eine neue ästhetische Weltbeglückungsschule in der Tasche trugen und argwöhnten, es sei ihnen schon wieder einer zuvorgekommen, von den griesgrämigen Polterern, die das schlechte Wetter und der versäumte Mittagsschlaf zu getreuen Eckharten der Moral machte bis zu den guten Kerlen, die so gern einmal wieder lachen wollten in dieser schlechten Welt. Die andere Hälfte, vielleicht sogar zwei Drittel, gab die alte Volksbühne her, — ernstes, unblasiertes Publikum, das den heiligsten Eifer mitbrachte und, wenn auch mit gerunzelter Stirn, bis zum letzten Manometergrad zäh ausgehalten haben würde, wenn die bösen Litteraturknaben nicht ihrer Heiterkeit schließlich so toll hätten die Zügel schießen lassen und das Signal gegeben hätten zu einem endgiltigen Niederlachen. Wer sich so widerstrebende Elemente zusammenlädt, der bewährt eben eine praktische Unkenntnis der Dinge, der nicht zu helfen ist. Entweder oder hätte hier gegolten. Auch in der „Volksbühne“ wäre dieses Stück in der Fassung durchgefallen. Aber es hätte ein Ende mit Ehren genommen. Man hätte aus dem mancherlei Guten, das die ersten drei Akte boten, einen gewissen Anstand als Pflicht entnommen vor dem schon sehr konfusen vierten und dem harsträubenden fünften Akt. So, wie die ungleiche Mischung jetzt war, fehlte jede Möglichkeit, zum Schluß nicht mit zu lachen, und das Publikum der „Volksbühne“ muß aufs Allerenergischste in Schutz genommen werden.

Mir persönlich hat die Aufführung eine recht mißliche Ueberraschung gebracht. Ich hatte das Stück in einer der hier vorgeführten Form sehr unähnlichen ersten, dem unbefangenen, theatralisch unberatenen Dichtergeist entsprungenen Fassung vor längerer Zeit gelesen. In günstigster Stimmung, — auf einer Ferienreise, an grünem Schweizer Seeufer mit weißem Alpenhintergrund, fern ab von allem Litteraturklatsch und allen „Schulen“ der Tageswelt. Und es fehlte dem dickleibigen Manuskript wirklich nicht an brauchbaren Scenen, an geistvollen Ideen aller Art, — eingesponnen das alles freilich in ein Netz von verworrenem Ueberschwang und gegen Ende in lose Effekte zersplittert, die eine fundamentale Umarbeitung nötig zu machen schienen. Gott weiß, wer dem Dichter bei dieser Umarbeitung als schwarzer Engel Helferdienste gethan hat! Es ist offenbar ein Mephisto gewesen, der zu dem ratheischenden Poeten Franz Held geredet hat: „Erstens mußt Du alle Gedanken über Bord werfen, — denn alle Ideen sind auf der Bühne Ballast. Zweitens mußt Du die feinen Motive alle sorgsam ausmärzen und die gröbsten, vor allem die Eifersuchtskonflikte, in den Vordergrund schieben. Drittens mußt Du alle Deine Knalleffekte ins Riesige noch vergrößern. Dann wirst Du das Himmelreich haben, mein Freund.“ Und Franz Held ging hin, that alles, wie er gesagt hatte und ruinierte sein ganzes Stück zur Unkenntlichkeit. Drei Akte lang wird es immerhin noch gestützt von den Trümmern der ersten, stellenweise ganz vortrefflichen Intuition. Es fehlt schon in diesen nicht an einzelnen Unglaublichkeiten (so die Mondscheinscene, deren psychologische Begründung so sehr mangelt, daß die Kraßheit des Uebergangs notwendig in Komik umschlagen muß). Aber im ganzen ging doch ein Zug durch diese Akte, der — in nuce und zwar in einer etwas harten — doch den Dichter ganz sicher verriet. Dann aber mit Nr. 4, begann der böse Dämon Herr zu werden. Wie der Uebergang von dem wirklich tragischen Konflikt zwischen zwei Brüdern, die in zwei sich bekämpfenden Parteien zu Kandidaten aufgestellt sind, zu der abschließenden „Manometer-Scene“ auf platzendem Dampfkessel an den Haaren herbeigezogen wird, das ist unter aller Kritik. Und daß auf solcher öden Basis der letzte Akt mit seiner grellen symbolischen Hyperbel nicht mehr symbolisch, sondern lächerlich vom Hörer empfunden wird, ist nur die gerechte Strafe. Es giebt ein gewisses Uebermaß der Anschauungsart, ein Malen in tollen Hyperbeln, das sich ästhetisch sehr wohl noch ertragen läßt; aber dann muß es auch kommen, wie es aus dem Poetenherzen gequollen ist, mit der ganzen Untergrundsbreite überschwänglicher Exposition. Losgeschnitten und mit konventionellen Theaterdrähten mühsam an einandergestoppelt aber erscheinen solche Hyperbeln nicht als „Fresko“, wie Held sich denkt, sondern als unmotivierte Ungeheuerlichkeiten, die einem Heiligen an Ernst schließlich das Zwerchfell kitzeln müssen. Möchte Franz Held aus diesem Mißerfolg eine brauchbare Lehre ziehen für seine kommende Arbeit. Die Lehre, daß der Ueberschwang durchaus an sich nicht zu töten braucht, daß er aber unrettbar tötet, sobald er sich auf Kompromisse verläßt. W. B.

* * *

Das volkstümliche Sammelwerk „Hausschatz des Wissens“ (Berlin, W. Paulis Nachfolger), auf dessen erste Lieferung („Weltgeschichte“ von M. Reymond, Heft 1) gelegentlich in dieser Zeitschrift bereits hingewiesen worden ist, hat inzwischen rüstigen Fortgang genommen und gestattet jetzt einen ziemlich deutlichen Einblick in sein ganzes Gefüge und vor allem die Fähigkeiten seiner Mitarbeiter. Die beiden ersten Bände des Gesamtwerkes sollen eine „Entwickelungsgeschichte der Natur“, die eigentlich jüngste und populärste aller Wissenschaften, die ganze ungeheure Geschichte vom Entstehen der Welt und der Erde bis zum ersten Auftreten des Menschen, vor allem also Astronomie, Geologie und Paläontologie umfassen. Von ihr liegen, mit reichem Bilderschmuck im Text und auf besonderen, zum Teil farbigen Tafeln ausgestattet, die drei ersten Lieferungen vor. Der Verfasser, Wilhelm Bölsche, verbindet ein weites Wissen, welches auch die allerjüngsten Forschungsergebnisse des an immer neuen Entdeckungen und Hypothesen überreichen Gebietes übersieht und beherrscht, mit einer wirklich meisterhaften Darstellungskunst, die, wie es scheint, mit Absicht und sicher mit Glück dem Beispiele eines Alexander von Humboldt nachstrebt. In Stil und Ausdrucksweise, in der ganzen Art und Weise des lebendig bewegten Vortrages verrät sich ein Poetengeist, dem die Wissenschaft nicht nur eine Summe trockener Entdeckungen und Erkenntnisse bedeutet, dem sie vielmehr zum höchsten Weltanschauungswerte geworden ist, an dem sich alles, Religion, Ethik und Kunst messen lassen muß. Gerade das aber macht das Werk, soweit es vorliegt, zu einem echten und rechten Buch für das Volk, welches nie an einem trockenen Wagnertum sein Gefallen finden wird. Andererseits aber hütet sich der Verfasser ebenso sehr vor der Neigung der meisten populären Werke, die Ergebnisse der neueren Wissenschaft als völlig unumstößliche Thatsachen hinzustellen, nur die allgemeinst verbreiteten Theorien mitzuteilen und so ein iurare in verba magistri heraufzuführen. Er will den Leser zum Selbstdenken anregen und, indem er die Lücken unserer Kenntnisse aufweist, all die sich vielfach wiederstreitenden Hypothesen neben einander hinstellt, übergiebt er jenen mit Absicht dem Zweifel, dem Vater aller Wissenschaft. Das unterscheidet sein Buch meiner Ansicht nach zum Vorteil von dem an und für sich vortrefflichen Werke Carus Sternes, „Werden und Vergehen“, welches etwas allzuschroff die Ansichten einer Schule zum Ausdruck bringt und wohl langreifend, aber nicht völlig objektiv die Anschauungen der Gegner wiedergiebt. Auch das ist in der Entwicklungsgeschichtete Boelsches deutlich, daß er auf die Quellen selber zurückgeht und die Forschungsergebnisse der großen Meister der Naturwissenschaft nicht aus zweiter Hand erst erhalten hat, was sonst aus den vielfach unwichtigen und verschwommenen Wiedergaben zahlreicher populärer Werke nur zu deutlich sich erhellt. Nur zu oft sieht man hier, wie aus fünf populären Werken ein sechstes zusammengestellt ist, wie ein Irrtum und eine Ungenauigkeit von einem Buche zum anderen weitergeschleppt wird. Ein glücklicher Gedanke war es, das ganze Werk mit einer umfangreichen Geschichte der Naturwissenschaft einzuleiten, welche von dem ersten Suchen des menschlichen Geistes, ein Bild von dem Werden der Welt zu gewinnen, von den Mythologieen und Kosmogonieen der Naturvölker bis zum Erwachen einer eigentlichen Wissenschaft bei den altorientalischen Kulturvölkern und den Griechen, bis in die neueste Zeit führt. Die drei ersten Lieferungen geleiten den Leser bis in die Tage des Copernikus und Newton, an die Grenze heran, da die Grundlagen unserer eigenen Welterkenntnis gelegt werden. An die „Entwickelungsgeschichte der Natur“ schließt sich — die Lieferungen erscheinen parallel — eine nicht minder empfehlenswerte „Geschichte der Weltlitteratur“ aus der Feder des bekannten feinsinnigen Dichters und Aesthetikers Julius Hart, ebenfalls auf zwei starke Bände angelegt. Wenn man aus den ersten Heften auch hier schon ein Prognostikon stellen darf, so verspricht auch diese Arbeit das allerbeste. Gleich der Eingang des ersten Buchs „Die Naturvölker und die alten Kulturen des Orients“ faßt den Stoff vollkommen individuell. Wir besitzen ja populäre Litteraturgeschichten genug, die wenig mehr sind als etwas breiter ausgesponnene Tabellen, schön in Paragraphen geteilt, mit Jahreszahlen und Portraits, — aber nüchtern auch wie eine Schultabelle. Hart giebt fast mehr eine Geistesgeschichte der Menschheit als eine Litteraturgeschichte. In kunstberedtem Wort entwirft er beispielsweise, um die chinesische Litteratur, sonst gerade ein rechtes Stiefkind der Kompendien, dem Leser nahe zu bringen, ein farbig schönes Bild der großen philosophischen Bewegungen im Chinesentum, dessen sich keine Religionsgeschichte zu schämen brauchte. Die zahlreichen, zum Teil ganz vortrefflichen Abbildungen unterstützen auch hier wirksam den Text. Fügt man zur Charakteristik des ganzen werdenden „Hausschatzes“ noch bei, daß auch die Abteilung „Tierreich“, zum Teil bearbeitet von Dr. Heck, dem Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, bereits zu erscheinen begonnen hat und nach Plan und erster Probe ein gutes,

trefflich geschriebenes Werk aus bestem Fachkreise verspricht, so kann man dem ganzen Unternehmen vorläufig nur das günstigste Prognostikon stellen. Möchte es vor allem den Weg dahin finden, wo man es braucht: ins Volk.

H. H.

* * *

Neue Opern. Zum ersten Mal seit langen Jahren hält sich in Berlin eine zweite Oper. Aber nur vermöge einer ganz besondern Anziehungskraft. Man hat zu Beginn des Winters sogar gemeint, das Berliner Publikum könnte eine dritte Oper vertragen. Drei Männer von anfechtbaren Fähigkeiten für ein derartiges Unternehmen putzten mit Vorstadtgeschmack das Bellealliance-Theater heraus, verdarben die ohnedies mangelhafte Akustik durch allerlei Portièrenkram gänzlich, nannten das Ding deutsche Oper und begannen ihre Vorstellungen mit einem Werk, das bisher in Berlin unbekannt war. Das war überhaupt das stolz gesteckte Ziel der drei Männer unbeachteten, oder wenigstens in Berlin noch nicht gewürdigten Opern zu ihrem Recht zu verhelfen. Ein ideales Streben — man glaube daran und erkenne es an — aber unpraktisch und undankbar. Der Erfolg blieb aus, wie vorauszusehen war, die schöne Melusine von Theodor Hentschel (Worte von Elard Hoffschläger), und der Weiberkrieg von Wohrsch waren nicht im stande, das Theater zu füllen. Als schließlich durch das Engagement eines tüchtigen Kapellmeisters die anfangs recht unvollkommenen Leistungen begannen sich wenigstens den Beifall der Kritik zu erringen, und man hoffen konnte, daß das Unternehmen am Ende doch noch beim Publikum reussieren würde, besonders wenn eins von den vielen in Aussicht genommen und angekündigten Opernwerken eine größere Lebenskraft, als die beiden genannten bewiese, wurde plötzlich ein von einem der drei Herren verfaßtes Ausstattungsstück aufs Repertoir gesetzt, was wohl von vornherein sprungbereit im Hintergrund gekauert haben mag, und man befand sich auf dem Niveau des verflossenen Viktoria-Theaters. Nur alles ins Dürftige, Kleinliche übertragen, ins Gewollte und nicht Gekonnte, weil der Raum nicht darnach war und die Kräfte und die Mittel nicht ausreichten. Da eines schönen Tages war der geschäftsführende Direktor verschwunden und damit jede Hoffnung auf einen weiteren Bestand der neuen deutschen Oper zerstört. Die Direktoren des Bellealliance-Theaters ermöglichten auch eine Reihe von Aufführungen des Ausstattungsstückes bis auch endlich diese letzten Spuren der nicht ohne ein reichliches Maß von Prätention ins Leben gerufenen Opernbühne sich verwischten.

Die schöne Melusine gehört zur Gattung der nachwagnerischen großen romantischen Opern. Sie ist eine fleißige Kapellmeisterarbeit und zeigt stellenweise eine warmsinnige, wenn auch nicht besonders vornehme Melodik. Die erste Aufführung ließ die Vorzüge der Instrumentation, die man dem Werke nachrühmt, kaum ahnen. Das schwach besetzte Orchester, das sich nur mit Mühe zusammen und in notdürftiger Korrespendenz mit dem Dirigenten zu halten vermochte, machte ein annäherndes Verstehen und Eindringen in den Gehalt der Partitur zur Unmöglichkeit. Was Hentschel von Wagner nicht profitiert hat, ist die leichte, lebendige Behandlung des recitativen Teils. Ich kenne kein anderes Werk, indem das, was fast mit Sprechgeschwindigkeit behandelt werden sollte, in so zähe Längen gedehnt ist.

Die besondere, vorher erwähnte Anziehungskraft der Krollschen Oper, die diesmal mit Erfolg überwintert, ist die geniale italische Sängerin Gemma Bellincioni, in zweiter Linie das zweiaktige Melodrama des ebenfalls italischen Komponisten Pierantonio Tasca.

Wir haben es hier mit einer jener „modernen, realistischen Opern" zu thun, auf deren Physiognomie und Ausdehnung die ursprünglich zweiaktig gedachte Cavalleria rusticana bestimmenden Einfluß gehabt hat. Es war vorauszusehen, daß man das Geheimnis eines so beispiellosen äußeren Erfolges in der Wahl des Stoffes suchen würde, daß in kurzem Zeitraum eine Menge dem modernsten Volksleben entnommene Stoffe zu Operntexten verarbeitet werden würden. Man kann diesem naturalistischen Bethätigungsdrang der jungen Italiener insofern mit Freuden zusehen, als man aus diesem Gährungsprozeß, den eine Reihe wirklich talentvoller Komponisten durchzumachen haben, die Geburt einer neuen eigenartigen Opernform erhoffen darf. Von Mascagni erwarte ich in diesem Sinne nicht viel, Tasca dürfte auch noch nicht der geeignete Mann sein, aber der Intelligenz des R. Leoncavallo dessen „Pagliacci" am 5. Dezember zum ersten Mal im Königlichen Opernhause zur Aufführung kamen, trage ich das größte Vertrauen entgegen. Im nächsten Hefte werde ich ausführlich auf sein höchst bedeutsames Werk zurückkommen.

Also Tasca, oder vielmehr sein Librettist Golisciane greift ins volle Menschenleben. Der Stoff, den er den neapolitanischen Volksscenen von Gottfredo Cognetti entnommen hat, ist folgender. Totouno, ein alter Austernhändler und sein Sohn Ciccillo lieben beide die schöne Rosella. Totouno liebt aber in

der Rosella eigentlich ihre Mutter, die ihn vor langen Jahren verlassen hat, treulos, um einem rauhen Manne zu folgen. Es ist nicht ganz klar, ob Rosella sein Kind oder das des rauhen Mannes oder eines Dritten ist, jedenfalls beschließt er, sie zu heiraten. Sein Sohn indessen hat ältere Rechte und wird auch von Rosella wiedergeliebt, ihrem Liebesverhältnis ist sogar ein zur Zeit der Handlung vier Jahre altes Töchterchen entsprossen, das für das Schwesterchen Mannina ausgegeben wird. Nun ist nach alten neapolitanischem Brauch der Sohn Ciccillo seit frühester Jugend mit Marie verlobt, will aber von ihr nichts wissen, und diese eifersüchtige, herzlose, ränkeschmiedende Marie, die von der Liebe der beiden weiß, bietet in Gemeinschaft mit einem Polizeispion alles auf, Rosella zu verderben. Sie möchte ihre Nebenbuhlerin gern der Polizei überantworten, „denn", heißt es in der für zehn Pfennige käuflichen, in recht naiver Weise abgefaßten Inhaltsangabe der Oper, „ist diese einmal wegen Mangel an Existenzmitteln verhaftet worden, so kann Rosella niemals die Seinige werden". Armut scheint demnach in Italien doch ein recht schweres Verbrechen zu sein. Einmal wird sogar Rosella schon von der Bühne zur Polizei geschleppt weil sie von Marie aufs äußerste gereizt mit einem Messer auf sie losgegangen ist, wird aber auf das Zeugnis Totounos hin, sie habe Marie nur mit einer Austernschale geritzt, sofort wieder freigegeben. Um allen ferneren Verfolgungen vorzubeugen, nimmt Totouno Rosella in sein Haus. Ciccillo geht jetzt auf ein Jahr in die Fremde und verspricht, Rosella nach seiner Rückkehr zu heiraten. Als er zu Beginn des zweiten Aktes zurückkehrt, erfährt er durch die ruhig weiter intriguierende Marie, daß sein Vater ein Verhältnis mit Rosella unterhalte. Ciccillo glaubt ihr natürlich sofort und macht dem Vater eine Scene, in der er ihm das Verhältnis auf den Kopf zusagt und ihm erklärt, daß Rosella seine Geliebte, daß sie die Mutter seines Kindes ist. Totouno vergißt leider in seinem Schmerz über die erfahrene Enttäuschung den Sohn über die Grundlosigkeit seines Verdachtes aufzuklären und die unterdes herbeigeeilte Rosella ist nicht im stande, trotzdem sie die verzweifeltsten Anstrengungen macht, ihre Unschuld zu beteuern, den wutblinden Geliebten zu überzeugen. Es bleibt ihr schließlich nichts anderes übrig, als sich kurz entschlossen ins Meer im Hintergrund zu stürzen. Sie wird zwar sofort von Ciccillo wieder herausgezogen, lebt auch noch und kann noch lispeln: es ist nicht wahr, sie muß aber sterben, woran weiß man nicht, denn vor dem Ertrinken ist sie ja bewahrt worden; die Autoren wollen es. „Ciccillo glaubt zu spät an ihre Unschuld", heißt es in der Inhaltsangabe, „und wirft sich weinend in jäher Verzweiflung auf den entseelten Leichnam."

Man übertrage sich diesen Sensationsstoff einmal vielleicht ins Hamburgsche, ich meine ein Dichter mit einigem gesunden Empfinden für die Kongruenz von Inhalt und Form wird nicht im Entferntesten auf die Idee kommen, einen Operntext daraus zu machen, alles andere eher. Entweder wird ein derartiger Stoff zu einem wirklichen Kunstwerk verarbeitet und dann entsteht, müßte wenigstens unserem heutigen Standpunkt nach entstehen, ein realistisches Drama, eine naturalistische Skizze oder sonst etwas Aehnliches, oder man schafft frei nach Bänkelsängerart und erzählt in schönen Reimlein die schauerliche Historie von dem gräßlichen Wassertot der verkannten Unschuld, zu singen nach der Melodie: „Das Weib zum Biere ging, hi, ha, hi!" Sollte man nicht frei nach Darwin eine Reihe von Entwicklungsstufen zwischen letzterer Art Tagesereignisse für „Dichtkunst" und „Tonkunst" fruchtbar zu machen, und der durchaus nicht mit Recht so beliebten modernen realistischen Oper fixieren können? Wenn es ein Flitzbogen im Lauf der Jahrhunderte zuwege bringt sich in einen Konzertflügel zu wandeln — wohl sicher. —

Was uns Nordländern die italischen Opern vom Schlage der „Cavalleria" und der „A Santa Lucia" immer noch so einigermaßen erträglich macht, ist der exotische Geruch, und die bunten Kostüme — auf einen Italiener müßten sie indessen dieselbe Wirkung ausüben, wie auf uns eine Oper, deren Stoff wie gesagt, etwa aus dem Hamburger Volksleben, oder aus dem Rixdorfer genommen ist, ausüben würde. Hauptmanns Weber als Oper — komisch.

Die Tascasche Musik zeugt von ganz entschiedenem Talent, doch macht es den Eindruck, als ob Tasca, ähnlich wie Mascagnie und im Gegensatz zu Leoncavallo, mehr spezifisch musikalische als allgemeine Intelligenz besäße. Das schließ ich daraus, daß ihm einige herbe Geschmacklosigkeiten unterlaufen, und daß die Musik weniger einen großen, geschlossenen Zug aufweist, als sich aus lauter kleinen, zum Teil wertvollen, aber eben nicht zu einem organischen Ganzen geschweißten Stücken zusammensetzt. Er hat wohl musikalische Erfindungsgabe, aber keine, wenigstens nach vorliegendem Werk zu urteilen, — für die Komposition einer Oper nicht zu entbehrende — Gestaltungskraft. Sehr geschmacklos finde ich den Einfall, Rosella bei Mandolinenbegleitung sterben zu

lassen. Nachdem das Orchester in voller Wucht und Lebhaftigkeit den Sprung ins Meer, die Rettung, das Herbeiströmen des Volkes begleitet hat, bricht es plötzlich ab, sobald die Sterbende niedergesetzt ist, und es ertönt mit rührseligem Gewinsel das klägliche Zimperinstrument.

Was den Erfolg hier in Berlin herbeiführte, ist eine gewisse natürliche Frische, die das Werk durchweht, in viel höherem Grade dürfte er aber der ausgezeichneten Leistung der Bellincioni zuzuschreiben sein. Sie ist meines Wissens die erste Opernsängerin, welche den Versuch macht, und zwar den durchaus geglückten, die Errungenschaften moderner Schauspielkunst auf die Oper zu übertragen. Sie ist bestrebt innerhalb der durch den Charakter einer Oper dem Darsteller selbstverständlich gezogenen Grenzen möglichste Natürlichkeit zu erreichen. Bei recitativisch hinausgeschleuderten Worten, die dem Tempo des gesprochenen Wortes fast oder ganz gleich kommen, glückt es ihr und kann es ihr auch nur glücken. Sobald sich aber das Tempo dessen, was sie singend zu sagen hat, verlangsamt, müssen sich auch ihre Bewegungen verlangsamen und damit muß sie sich naturgemäß von der Weise des sprechenden Darstellers entfernen. Das Spiel des Sängers wird im Gegensatz zum Spiel des Schauspielers immer etwas Stilisiertes haben. Hoffentlich macht die Bellincioni Schule, es wäre in der That ein großer Segen für die verpantomimte Schauspielkunst unserer Opernsänger und -sängerinnen.

Man hat die Bellincioni die Operndusе genannt. Ich glaube nicht *ganz* treffend, ein großer Unterschied besteht wohl zwischen beiden. Die Duse geht ganz in ihrer Rolle auf, die Bellincioni steht, wenigstens meinem Gefühl nach, immer über ihr. Sie besitzt ein starkes Temperament, aber ein durch einen bezeichnenden Verstand stets geleitetes, sie läßt, möcht ich sagen, nicht einen Moment das Publikum aus dem Auge.

Max Marschalk.

* * *

„Ja .. was .. möchten wir nicht alles!" Vor allem die Vergangenheit übertrumpfen und die fünf Jahrtausend Weltgeschichte abschütteln, die so furchtbar schwer auf unseren Schultern lasten, uns doch einmal frei fühlen von all dem Ererbten und Ueberkommenen, und nackt und jung in einen Weltenmorgen hineinspringen, entronnen der Zuchtrute, welche die zehntausend berühmten Meister- und Mustermenschen der Zeit nach der Sündflut über uns schwingen. Aber ach, immer wieder laufen wir ihnen in die Hände, und wenn wir denken, wir schweben frei in der Luft, dann fliegen wir doch nur wie die Maikäfer an Fäden, welche die bösen Vergangenheitsknaben an unsere Füßchen gebunden haben. Ehe wir's uns versehen, sitzen wir wieder auf der Schulbank und lernen auswendig, wo wir glaubten, selbstschaffende Götter zu sein, welche die Welt aus dem Nichts gebären. Ja .. was .. möchten wir nicht alles!" Eine Dichtung, wie sie noch nie dagewesen ist, Poesieen, wie sie noch nie Einer geschrieben hat. Eine Poesie, die auch eine vollkommene Musik ist und eine vollkommene Malerei und Bildhauerei. Wie wär's, wenn wir in einem Drama auch wohnen, wenn wir uns auf ein lyrisches Gedicht wie auf einen Stuhl setzen könnten, wenn wir in einem Epos, gleichwie in einer elektrischen Eisenbahn nach Leipzig und Paris führen?! Der Versuch muß jedenfalls gemacht werden, der Mühe verlohnt es sich schon .... Jeder Buchstabe ein Gemälde, jedes Komma eine Symphonie, das Ganze kurz und einfach *die* Welt, die ganze Welt mit allem, was darin kreucht und fleucht, die Welt mit allen vergangenen und kommenden Ewigkeiten: so denken wir uns das Gedicht der Zukunft, das ist's, was ein jeder von uns schreiben will. Und es ist keine Frage, daß es in den nächsten Jahren erscheinen wird. Seit einem ganzen Dutzend von Jahren sind wir nun doch schon an der Arbeit, und da kann's unmöglich noch lange dauern. Das eigentlich Treibende all der litterarischen Revolutionen und Revolutiönchen in den letzten Jahren, ... was ist es denn eigentlich? Ich glaube noch immer, das Erwachen eines stärkeren ästhetischen Empfindens, als es das Geschlecht vor uns besaß, das Heranblühen eines mächtigeren Kunsttriebes. Er dringt auf eine Erweiterung der künstlerischen Ausdrucksfähigkeit, auf eine Schärfung und Zuspitzung der Instrumente, mit denen der Poet arbeitet, auf allerhand technische Erneuerungen. Auf diesem Boden arbeiten sich Naturalisten und Symbolisten in die Hände, und beide Schulen streben dem gleichen Ziel zu. Nur daß sie von gerade entgegengesetzten Seiten auf das Ziel losmarschieren. Mag der Eine nun heute, der Andere morgen die Mode für sich haben, beide sind sie gleich willkommen. So lange der Naturalist sagte: „Anch' io sono pittore", da haben wir ihn herzlich begrüßt und aufgenommen, als er aber übermütig geworden, erklärte: „Ich bin die Kunst, ich einzig und allein", da stellten wir ihn rasch ins Eckchen .. Und der Symbolist lernt hoffentlich daraus. Auch er ist nur ein Künstler und nicht *der* Künstler. Die Methode und Technik, die er bringt, wollen wir genau studieren, wie die naturalistische Technik, aber dabei nicht aus dem Auge verlieren, daß alle Kunst noch etwas mehr als Technik und Atelierraffinement ist.

Der Symbolismus oder sollen wir nicht sagen die Phantasiekunst im Gegensatz zur naturalistischen Beobachtungskunst, lebt zur Zeit noch in Berlin N., wo es sich viel billiger lebt, als in Berlin W. Berlin N. ist die Heimat der echten Poeten, Berlin W., — ach, du lieber Gott! Die Chambregarnies zu 20 Mark pro Monat, das ist der Boden, auf dem die litterarischen Revolutionen erwachsen. Auf der Lothringerstraße hat August Klein sein Feldherrnzelt aufgeschlagen, um seine „Blätter für die Kunst" in die Welt hinausflattern zu lassen, und in der Nähe wohnt Paul Scheerbart. Paul Scheerbart ist über Nacht ein großes Tier geworden, denn er hat einen Verlag begründet, den „Verlag deutscher Phantasten", an dessen Lebensfähigkeit niemand zweifeln wird, der den Begründer persönlich näher kennt. Das erste Werk, anderthalb Bogen stark, ist wirklich auch schon erschienen, Heft Nr. 1 des Wunderfabelbuches: „Ja .. was ... möchten wir nicht alles", sieben Skizzen enthaltend: „Die dummen Kinder", eine mythische Burleske; „Die neue Tänzerin", tragische Pantomime; „Moderne Götter", telepathisches Capriccio; „Die feine Haut", sensible Waldgeschichte; „Der heilige Hain", Asketensage; „Der klare Kopf", Rosette; „Eigensinn", moralische Erzählung. Sechs andere Hefte stehen noch in Aussicht und versprechen uns die köstlichsten Delikatessen: unt. anderem ein „philantropisches Titanengefrett", ein „antisimples Farbenmärchen", ein skuriles Drastikum", einen „Ruinenspaß" und eine „Dilettantenarie"; da wird's ein „Glanzgedicht" geben, „Lederhose" betitelt und eine philosophische Schlummermelodie: „Die Weisheit des Nashorns"; sehr schön klingt auch „Die lebendige Zungenwurst", ein Ofen, und „Zeichen der Zeit", ein europäischer Teppich. Sollte unser lieber Freund Paul Scheerbart dem Beispiel einiger seiner berühmtesten Kollegen folgen und in einem späteren Jahrzehnt einmal die mutwilligen Wege nach einem heiteren Irrenhaus einschlagen, was ich ihm durchaus wünschen möchte, denn er würde seinen Dichterkredit beim lieben deutschen Publikum sehr erhöhen, — so dürfte Lombroso aus dem Ofen „die lebendige Zungenwurst" die Anfangssymptome des großen Unglücks mit Leichtigkeit nachweisen. Aber er bewiese dann nur, daß er ein sehr ernsthafter Mann ist, und gar keinen Spaß versteht, so gar keinen Atelierspaß und Künstlerbocksprung, der keinen anderen Zweck hat, als alle ernsthaften und ehrbaren Männer durch seine Seltsamkeit ein bissel zu ärgern.

Wenn man das erste Heft der Kleinschen „Blätter für die Kunst" liest, und das erste Heft von Paul Scheerbarts Wunderfabelbuch, so stößt man hier und da auf denselben Geist, dieselben Welt- und Kunstanschauungen. Die reine Phantasierkunst, von der man sagt, daß sie demnächst die Mode für sich hat, .. ist sie wirklich nichts als eine ausgeklügelte Erfindung, nichts als ein neues Schlagwort, welches sich ein paar Jünglinge ausgesonnen haben, um nun auch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nichts als Marktschreierei und Reklametrompetenstoß? Ist's nichts als dumme und alberne Nachäfferei der Franzosen? Sicher giebt's Symbolisten von solchem Kaliber, wie es vor einigen Jahren Naturalisten dieses Schlages gab und noch giebt, dutzendweise. Aber man kennt sie leicht und bald heraus.

Zu den echten, den naiven Phantasiekünstlern gehört zweifellos Paul Scheerbart. Er kann garnicht anders schreiben, als wie er schreibt, und alles an ihm ist Natur und Wahrheit. Sein wunderliches „Paradies" dichtete er, mitten im lautesten Siegeslärm der Naturalisten und ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ihm drüben in Paris einige Gesinnungsgenossen lebten. Er gehört sicher nicht zu denen, die der Mode nachgehen. Wenn alle Welt ihm versicherte, daß seine Skizzen den größten Blödsinn vorstellen, er würde sie doch weiter anfertigen, unbekümmert um den Geschmack der Zeit, der Zeit zum Trotz; ein Stück trockenen Brotes kauend, dichten und von dem großen Bauwerk der Zukunft träumen, dem wunderseltsamen Palast, wonach all sein Trachten geht und den zu bewohnen seine tiefste und wahrste Sehnsucht bildet, und wofür er alle Himmel und Seligkeiten hingäbe. Zwanzig Milliarden würde dieser Palast höchstens kosten. Paul Scheerbart gehört zu den geborenen Luftgängern. Wollt Ihr mit ihm von der Sozialdemokratie, Bismarck und dem deutschen Reich sprechen, so sagen seine Augen: was sind das eigentlich für Dinger. Davon habe ich noch nie reden gehört. Wie kann man sich nur um so etwas bekümmern? Aber eine rote Linie in einem Teppichmuster oder gar ein schwarzer Stern mit goldenem Mittelpunkt, das kann ihn stundenlang fesseln, da beweist er Euch schlankweg, daß die rote Linie die Lösung aller Welträtsel bedeutet. Ich lese da in einer seiner Skizzen: „Da steigt der Windgott aus den Wolken heraus. Schneeweiß sind seine langen und schlanken Glieder, und seine Flügel sind schwarzer Sammet. Schwarze Nachtaugen glänzen im weißen Marmorantlitz des Gottes, sie schauen trunken in die blaue Weite. Doch in den schneeweißen Armen hält der Gott unzählige lange hellgrüne Windkellen, die wie hohe, spitze, große Halmblätter in das Blaue hineinragen". Wie mag dem Verfasser vor Freude das Herz geschlagen haben, als er das niederschrieb:

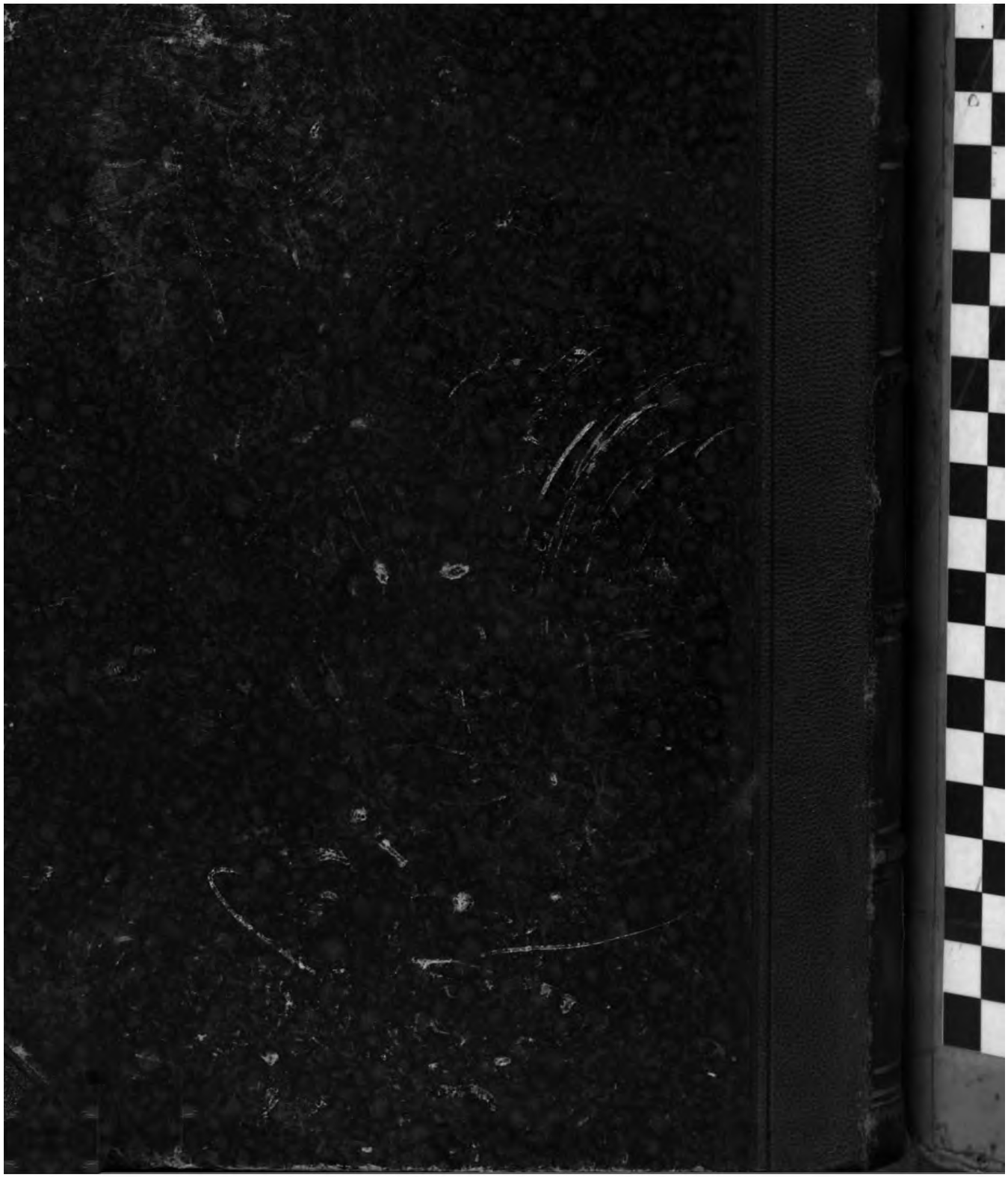
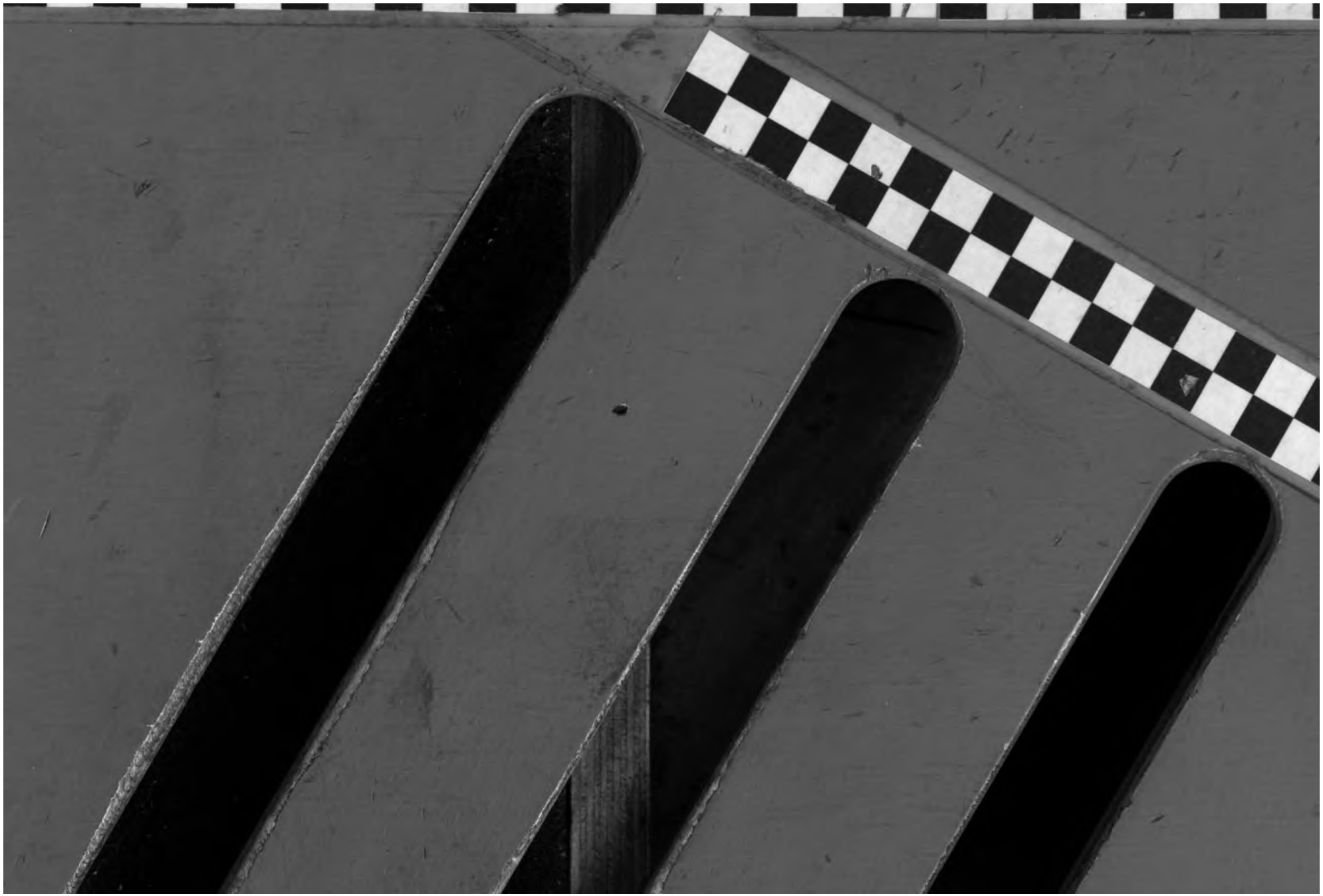
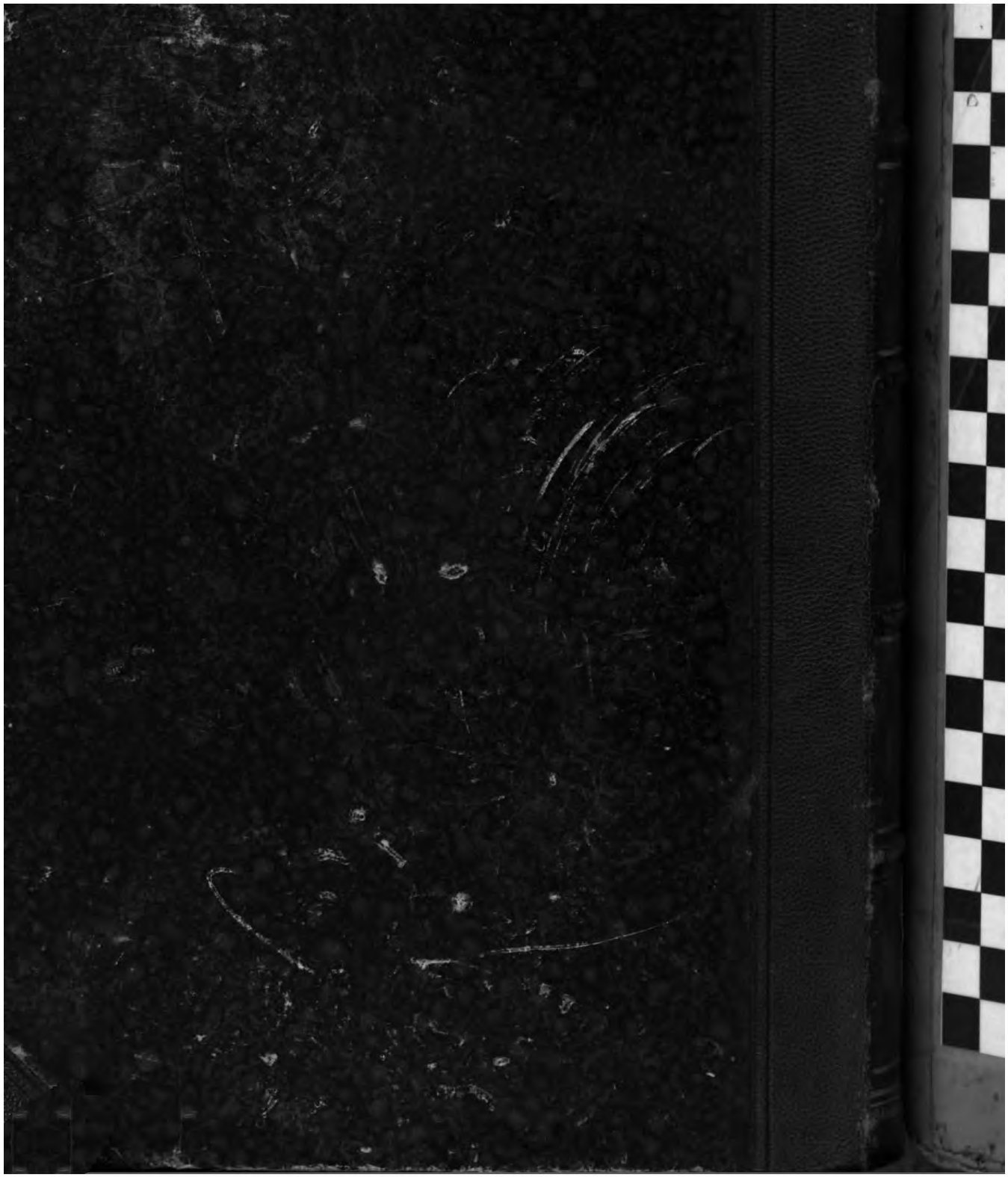
sammetschwarz, marmorweiß, hellgrün! Was kümmert ihn alle Welt, was kümmert ihn ein Bastillensturm, eine Schlacht bei Sedan, ein neuer Christus, wenn er im Anblick dieser Farben schwelgen kann: sammetschwarz, marmorweiß, hellgrün.

Diese Phantasiekunst ist die radikalste Kunst nur um der Kunst willen, und doch giebt sie nicht mehr und nicht weniger als jede andere Kunst auch. So sehr sie sich dagegen wehren möchte, Ideen darzustellen, Zwecke zu verfolgen, sie thut es doch. Die Scheerbartschen Skizzen stellen durchaus kein buntes Drauflosphantasieren vor, sondern es wohnt ihnen ein feines und tiefes Gedanken- und Empfindungsleben inne. Sie besitzen eine pointierte Komposition, und enthalten die Summa-Summarum der Welt- und Kunstanschauung eines über der Erde in blauen Lüften einherschreitenden Phantasten, der doch mit tausend feinen goldenen Fäden an die Erde gebunden ist, den wir verstehen und der uns versteht. „Die Kunst um der Kunst willen, Kunst ist sich Selbstzweck", sagen Paul Scheerbart, August Klein, Richard George und wie sie alle heißen: „ich, der Künstler, bin ich und setze mich selbst; mir macht es nun einmal Vergnügen, in den blauen Himmel hineinzustarren, ich habe nun einmal an sammetschwarz, marmorweiß, hellgrün mehr Freude als an allen Staatsaktionen und allen Liebesgeschichten. Wer's mag, der mag's, wer's nicht mag, der mag's nicht mögen. Zweck? Dummheit! Ich lebe mich eben aus". Das ist die echte Kunstanschauung unserer Phantasten und Phantasiekünstler, die sich bei Paul Scheerbart zu der mythischen Burleske"; „Die dummen Kinder", dichterisch ausgestaltet.

Die tragische Pantomime, „Die neue Tänzerin" ist nichts als der Schmerzensschrei des nach neuen Ausdrucksmitteln, nach unerhörten und ganz besonderen Vorstellungen und Empfindungen ringenden Künstlers, der jedes Wort zu einem Gemälde, jeden Laut zu einer Symphonie ausgestalten möchte. Aber auch dem Phantasten drängt sich doch in den stillsten Stunden die Ahnung auf, daß alle Kunst ihre Schranken hat: er möchte fliegen, aber es geht trotzdem mit dem besten Willen nicht. Indische Träume vom Lande der Wunschlosigkeit ziehen durch die Seele des mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit lebenden Dichters, und er schreibt die Asketensage: „Der heilige Hain". So hat jedes dieser Kunstwerkchen doch seinen Sinn und seinen Zweck, und streng genommen auch seinen Außerkunstzweck; lebte der Phantasiekünstler wirklich nur von der Phantasie, ließe er sich allein von ihren dahinströmenden Wellen tragen, so würde er überhaupt zu keiner Komposition gelangen, so würde das Werk uferlos und ohne Aufhören und regellos dahinfließen, wie dies Phantasieren und Träumen ohne Ende sich fortsetzt; und unserem Bewußtsein nach gewissermaßen in freier Willkür, denn von der Vorstellung Baum aus können wir durch drei Associationen ebenso leicht zu der Vorstellung Elefant wie zu der Vorstellung Sonne gelangen. Ohne Komposition, und d. h. ohne Zwecke, geht es auch bei Scheerbart nicht und bei keinem einzigen unserer Phantasten.

Wohl aber ist Scheerbart viel zu sehr Künstler, als daß ihm nicht das Wie des Ausdrucks zum mindesten ebenso am Herzen läge, wie das Was des Inhalts, seine Gedanken und Empfindungen. Er will nicht nur einen Gedanken aussprechen, sondern ihn in lebendige Handlung und Vorstellungen umsetzen. Und in dieses Wie bezeichnet die besondere Stellung und Stilrichtung unserer Phantasiekünstler, dadurch stehen sie allerdings in schärfster Opposition zu den Naturalisten. Sie suchen das Land der Märchen mit ebenso großer Vorliebe auf, wie diese die engste und nächste Alltagswirklichkeit. Wollen diese Menschen von möglichst festem Fleisch darstellen, so jene körperlose, zarte Luftwesen, wie sie durch unsere Träume dahinziehen. Alles löst sich bei Scheerbart in goldigflimmernden Duft und in mondglänzenden Nebel auf. Er ist seinem innersten Anschauungsvermögen nach viel mehr Maler, als Poet, und mehr zufällig als notwendig bedient er sich des Wortes, wo nicht des Pinsels. Solche Naturen aber, die eigentlich in falsche Geleise gedrängt sind, und darum an die Schranken jeder Kunstgattung herumstoßen, vermögen technisch etwas Neues zu sagen und die Ausdrucksfähigkeit zu erweitern. Der Charakter der Scheerbartschen Poesie hat etwas Spielendes und Capriciöses an sich; der Geist des Barocks und des Rococo weht in ihr und darum erinnert sie auch manchmal an die weiche, schlaffe Dichtung der indischen Renaissanceperiode. Sie wird denen am besten munden, welche etwas für Zucker und süßen Schaum schwärmen. Hoffentlich bekommt sie die Weiber auf ihre Seite, wenn diese sie erst verstehen gelernt haben.

Julius Hart.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.